16 Polit. 951
~~1789~~
8° Polit. 951

Sechs Dialogen

über

Krieg und Handel.

In den letzten Monaten 1805.

Varia ideam.

1806 im Mai.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorerinnerung.

Was der Augenblick erzeugte, ward im Augenblick dargestellt; neunjährige Sichtung und Prüfung war unmöglich. Die Verkehrtheit vieler Ansichten verlangte es, sich mit derselben einzulassen, dem Verständigen war darüber nie Zweifel. Die Ereignisse der Zeit haben in gewaltsamer Eil die Rede gehemmt. — Das weit angelegte letzte Gespräch ist nur in Hinsicht der vorbereitenden, vermittelnden Hälfte fertig geworden, dann krampfhaft

verkürzt. — Der Gang der Geschichte hat dem die Fortsetzung herbeigeführt, der sie nicht selbst zu ersetzen vermöchte. Vom Schreibenden verlange man nicht pantheistische Ansicht, nicht Vorwalten der Ironie: denn man bedenke, daß zu der Zeit der Darlegung dieser Gespräche vom ernstlichen Weben der Kräfte und richtigen Ansichten künftiger That die Rede war, nicht vom Beschauen der Dinge als fertige Offenbarung, noch vom Belachen derselben zur Vermehrung eigner Lebenslust.

Erſtes Geſpräch.

A. Immer Untergang, nichts als Zerſtörung! Haben doch ſo viele Staaten, deren Geſundheit durch innern Krankheitsſtoff in Gefahr war, dieſen ausgeſchieden, ſind jugendlicher, kräftiger hervorgegangen. Muſſen denn alle zuletzt der äußern Gewalt unterliegen? Gibt es kein Mittel, dieſer Gefahr auf immer vorzubeugen, ſie wenigſtens möglichſt weit zurückzuſchieben?

B. Allerdings wäre der Gefahr vorgebeugt, wenn ein Staat ſich ſo von allen übrigen iſoliren könnte, daß keine Störung möglich bliebe.

A. Also auf dem festen Lande durch Mauern und Bollwerke, wie sich die alten Römer von Britten und Deutschen trennen wollten?

B. Leider halfen diese bloß physischen Hindernisse nicht mehr, als der Geist wich, welcher die Erbauer bis dahin geführt hatte.

A. Wenn nun aber neben solcher chinesischen Mauer auch das chinesische Isolirungsprincip wirkte, erreichte man dann wohl das schöne Ziel?

B. Wäre es auch wirklich auf diesem Wege zu erreichen, so bliebe doch der Verlust zu groß, müßten wir darüber zu Chinesen werden.

A. Leichter wäre also die Isolirung für einen Inselstaat, wie Brittannien, als für jeden Staat des festen Landes?

B. Allerdings.

A. Brittannien iſt aber durch Befolgung des durchaus entgegengeſetzten Grundſatzes zu ſeiner Thätigkeit, zu ſeiner Macht, zu ſeinem innern Leben gekommen. Glauben Sie, dieß ſey auf jene Weiſe auch möglich geweſen?

B. Ich zweifle.

A. Glauben Sie, daß äuſsere Angriffe nicht auch für eine Inſel gefährlich werden können?

B. Die Erfahrung beweiſet dieß, und alſo auch leider die Unmöglichkeit der Vereinzelung.

A. Dieß leider mögen Sie verantworten; jetzt leite es uns auf andere Verſuche, das Ziel zu erreichen. Wie wenn man z. B. durch Verein mehrerer Staaten die Gewalt dem Geſetz unterwürfe, einen Gerichtshof bildete, deſſen Ausſprüche allen Zwiſt entſchieden, aber nie auf

Zerstörung der ganzen Existenz eines Staats lauten dürften?

B. Schön ist der Gedanke, und viel Treffliches ist durch ihn in alter und neuer Zeit hervorgegangen, in Griechenland, der Schweiz, den Niederlanden, in Nordamerika.

A. Ausführbar ist aber der Gedanke doch nur unter Gliedern, die sich gleich sind; zerstört wird sein Einfluß beim mächtigern Emporstreben einzelner Theile, beim Herabsinken andrer.

B. Freilich, darum ists Zweck, diese Gleichheit zu erschaffen, zu bewahren.

A. Wenn aber auch dieß unter den Bundesstaaten erreicht würde, können denn alle Staaten des Erdbodens zu solchem Bunde treten? Läßt sich eine executive Gewalt zur Vollziehung der rechtlichen Beschlüsse für alle herbeischaffen?

B. Weder alle Staaten werden ſo zu vereinen, noch für alle die executive Gewalt herbeizuſchaffen ſeyn.

A. Daher iſt auch keine Gleichheit, keine Dauer möglich ohne Trennung von den nicht zum Bunde gehörigen Staaten. Dieſe Trennung iſt aber wiederum nach dem Obigen unausführbar; alſo unſer zweyter Verſuch gleichfalls fehlgeſchlagen.

B. So mag ſich der Staat um nichts bekümmern, neutral ſeyn, vielleicht hält das am längſten.

A. Wenn ich keinem etwas zu Leide thue, ſo thut er mir auch nichts, das wäre Princip für jene Anſicht. Je unbedeutender ich bin, deſto weniger wird man ſich meinetwegen bekümmern. *)

*) Platon im Gorgias:

„Wenn jemand nicht will Unrecht leiden,
„wird er ſchon deßhalb nicht Unrecht leiden? oder

B. Eine große Rolle in der Weltgeschichte kann man freilich dabei nicht spielen; aber man existirt doch.

A. Indessen nur so lange, bis der Bedeutsamere die Illusion, in die man sich hineingeträumt hat, nicht mehr bestehen lassen will. Wir sind auf der alten Stelle.

B. Könnten wir aber nicht durch Zweikämpfe dem Uebel abhelfen, die nicht bloß unter Horatiern und Curiatiern, sondern auch im Orient zu jenem Zweck Statt fanden? So zog z. B. Apo — Chan der Türken — gegen die Chinesen zu Felde. Yumtien, der General der Letztern, ließ demselben auf den Vorschlag eines Officiers sa-

„wird er nur dann, wenn er sich ein Vermögen erwerben hat, nicht Unrecht an leiden, auch wirklich „nicht Unrecht leiden? — Das ist wohl offenbar, „wenn ein Vermögen."

gen, es sey unbillig, so viel Soldaten todt schlagen zu lassen, um den Sieg zu entscheiden; man solle von beiden Seiten einen tüchtigen Kerl stellen, die Sache auszufechten. Dieß geschah, der Türk ward überwunden und der Chan suchte den Frieden.

A. Wollen Sie eine ernsthafte oder spaßhafte Antwort auf ihr chinesisches Geschichtchen?

B. Eine ernsthafte.

A. Wohlan denn: ist die Ursache des Kriegs wie eine Rechtsfrage zu behandeln, so stelle man Richter an und lasse eine Sentenz fällen. Ist aber dieß nach Obigem nicht immer möglich, ist der Krieg eine Aeußerung der gesammten Thatkraft einer Nation, so verschwindet alles Große, sein ganzer Werth, durch eine Behandlung, die nur einen Einzigen wirksam läßt. Wol-

len Sie aber gar keinen Krieg, weder mit großen noch kleinen Ansichten: so haben Sie noch weniger Recht, Duelle zu empfehlen und in Schutz zu nehmen.

B. Nein, aber mit allen Maßregeln zurückgewiesen, will ich mich der Gewalt in die Arme werfen, will durch Gewalt und Krieg herrschen und bestehen. Wer Krieg führt, will siegen, wer ihn am Besten führt, wird siegen, wer ihn am Meisten führt, wird ihn am Besten führen; nur im Kampfe wächst die Kraft. Ein langer Friede entnervt die Truppen, die Anführer bleiben unerfahren, ungeschickt. Die stete Uebung macht tapfer, gewandt, gibt allein den Ueberblick.

So erwarb Rom die Herrschaft der Welt, so herrscht Frankreich, so siegten zu ihrer Zeit Griechen, Araber, Schweizer. Nebengründe und Umstände stoßen das

Princip nicht um, was übrigens im Seekriege doppelt wahr iſt. Nur bei gänzlicher phyſiſcher Ohnmacht und Unbedeutſamkeit mag es nicht angewandt werden können. So werde ich durch Krieg nicht allein länger beſtehen, als auf jede andre Weiſe, ſondern auch erwerben, das ſo Erworbne leichter beſchützen, als hätte friedliche Acquiſition ohne Vermehrung innerer Kraft dem Staate nur äußerlich etwas anſchießen laſſen.

Was wenden Sie ein gegen dieſe Anſicht, die tauſend Facta beſtätigen?

A. Ehe ich verſuche, dagegen Einwendungen zu machen, will ich mich bemühen, ihre Darlegung zu vervollſtändigen. Wir wollen die Nationen als Maſſen betrachten, die durch inwohnende Kräfte in beſtändiger Thätigkeit, in beſtändiger Be-

wegung erhalten werden. Diese sind unter einander im Gleichgewichte, im eigentlichen Friedenszustande, wenn entweder Masse und Kraft sich gleich sind, oder die grössere Kraft die kleinere Masse, oder die grössere Masse die kleinere Kraft ersetzt und aufwiegt. Nimmt die Masse oder die Kraft einer Nation ohne gleiches Steigen der zweiten Nation zu, so unterdrückt die erste über kurz oder lang die zweite. Das Zunehmen der Masse erfolgt durch Vermehrung des physischen Vermögens, des Territoriums, der Menschenzahl, der Production; das Zunehmen der Kraft durch Erhöhung des Nationalsinnes. Jede Wirksamkeit der Nation ist das Product ihrer Masse und ihrer Kräfte, jede Abschätzung nach dem einen constitutiven Princip ohne Rücksicht auf das zweite ist durchaus fehlerhaft. Nur in der lebendigsten Bewe-

gung entsteht durch Masse und Kräfte das höchste Resultat der Macht. Hienach darf der mächtigere Staat nie irgend ruhen, eine Thätigkeit schlafen lassen, ohne an Macht zu verlieren; der Schwächere muß stets widerstehen, um nicht ganz zu ermatten, oder es gibt nur zwei bewegliche Systeme in den Verhältnissen der Staaten, das System des Angriffs und das des Widerstandes; nur zwei Tendenzen in diesen Verhältnissen, die Tendenz zur Universalherrschaft und die zur Untergrabung dieser Alleinherrschaft; die Wirksamkeit der Staaten wird factisch nach außen nur dahin gehen, diese Tendenzen zu realisiren. Aus dieser Ansicht von Masse, Kraft und Bewegung lassen sich Bemerkungen über die Methode des Kriegens herleiten, die Ihnen bei Ihrer kriegerischen Stimmung willkommen seyn müssen.

Erſtens: jeder Krieg, der mit partieller Anwendung der Kraft und Maſſe geführt wird, taugt nichts; im Gegentheil muß alles, was ſich an Maſſe und Kraft nur irgend in Bewegung ſetzen läßt, benützt werden.

Zweitens: jeder Krieg, der bloß Defenſionskrieg ſeyn ſoll, iſt ein Weg zum Grabe, ein Krieg ohne Salz und Verſtand.

Drittens. das ſogenannte Syſtem der Menſchenſparung taugt nichts, da es Statt den Frieden zu beſchleunigen, den Krieg verlängert und nur das Sterben in mehreren Zeitpuncten nach ſich zieht. —

Doch ſie ſind wohl unzufrieden mit meinem Langreden?

B. Keineswegs, ſondern einverſtanden mit dem Geſagten.

A. Meinen Sie aber, daß die Untersuchung bloß factisch geführt sey, oder auch ethisch?

B. Bloß factisch, denn die Ethik gehört nicht hieher.

A. Den Beweis bleiben Sie mir für ein andermal schuldig; wollen Sie übrigens ihre unendlichen Kriege mit stehenden Heeren führen oder nicht?

B. Allerdings mit stehenden Heeren; denn ohne diese kann itzt ein Staat nicht die geringste Gefahr abwehren, wie viel weniger zur Herrschaft gelangen.

A. Aber ein stehendes Heer ist doch im Frieden nur eine Last für das Land, wird durch Anwachsen immer drückender, immer unbeweglicher und unnützer; es erschöpft im Frieden die Kräfte des Staats; wovon soll der Krieg geführt werden?

B. Der Krieg muß sich selbst erhalten; den Frieden hatten wir verwiesen, also ist jenes Heer keine Last für das Land während des Friedens.

A. Wollen Sie denn mit allen Mächten des Erdbodens zugleich kriegen?

B. Keineswegs, das hieße vorsätzlich das Ziel verfehlen.

A. Also werden einige Staaten, die nicht jenes Herrscherziel sich vorsetzen können, im Frieden bleiben?

B. Allerdings.

A. Und für diese ist das stehende Heer eine Last; oder sollen diese Mächte keine Truppen halten?

B. Allerdings müssen sie dieselben halten, sobald sie nicht durchaus unbedeutend sind; einmal, um gefaßt zu seyn gegen Angriff, dann, um des innern Verkehrs willen.

A. Wie verſtehen Sie das letztere?

B. Ich meine es ſo: Die Auflagen ſind in den Staaten ſeit Ludwig XIV. ungeheuer geſtiegen, beſonders die indirecter Art. Jede Regierung hat dieſe Vermehrung begünſtigt, ſie würde alſo alles Eigenthum allmählich verſchlingen, alles Gewerbe würde in Stocken gerathen, hätte nicht eine glückliche Thorheit dieſelben Regierungen gleichfalls vermocht, in dem ſtehenden Militair einen Canal zu bilden, der das Eingeſaugte vollſtändig wieder zurückführt.

A. Betrachten ſie denn die vielen Auflagen an und für ſich ſchon als ein Uebel?

B. Nein, ſie ſind ein Zeichen des Lebens, ein Beweis des Wohlſtandes, der nutzbaren Circulation, ſobald es nämlich dem Volke leicht wird, ſie zu entrichten. Vergleichen ſie England und Schweden.

Allein sie würden nicht allein drückend, ja unmöglich werden, stockte der Umtrieb, häufte sich das Vermögen in den Schatzkammern des Staates.

A. Vollkommen einverstanden mit diesem, sehe ich nur nicht ein, warum stehende Heere die einzige Methode darbieten, das Eingenommene in Circulation zu bringen. Würden diese auch plötzlich abgeschafft, tausend unsichere Wege blieben dem Staate offen, zur Vervollkommnung des Landes und der Menschen die Schätze zu verwenden, unendlich mehr Thätigkeit zu wecken, als durch Besoldung einer so grosen Zahl Menschen, deren beschauliches Leben wahrlich nicht das philosophische ist.

B. Das mag wohl wahr seyn, allein die stehenden Heere sind ein nothwendiges Uebel.

A. Und ein größeres Uebel während des Friedens für den Schwächern, als für den Stärkern, als für den, welcher durch Krieg existirt.

B. Allerdings.

A. Der Schwächere wird also durch Halten stehender Heere, im Vergleich mit dem Stärkern, allmählich noch schwächer und schwächer?

B. Gewiß; aber wie die Sicherheit erreichen ohne jene Heere?

A. Sie nannten diese doch ein nothwendiges Uebel?

B. Ohne Zweifel.

A. Ist es aber nicht widersprechend, etwas nothwendig zu nennen, und doch ein Uebel?

B. In der Wirklichkeit ist nicht immer der theoretische Widerspruch leicht zu beseitigen.

A. Es hat doch aber einen andern Sinn, zu sagen ein nothwendiges Gute, als ein nothwendiges Uebel?

B. Allerdings.

A. Ist nun nicht alles Gute gleich nothwendig, in so fern es wahrhaft gut ist?

B. Ohne Zweifel.

A. Steht nicht jedem Bösen ein andres Gute entgegen?

B. Gewiß.

A. Ist denn alles Böse gleich nothwendig?

B. Keineswegs, das Vermeidliche soll vermieden werden.

A. Kann denn etwas Böses besser seyn, als etwas Gutes?

B. Nein.

A. Also auch nicht nothwendiger oder vorzuziehn?

B. Freilich nicht.

A. Da nun jedem Böſen ein Gutes gegenüberſteht, das Gute ſtets das Nothwendigere iſt, wie kann noch ein Uebel nothwendig genannt werden? Wie ſoll ein Uebel Gutes hervorbringen, Sicherheit des Staats und Ruhe?

B. Ich will alſo lieber, die ſtehenden Heere ſind kein Uebel, ſondern ein Gut.

A. Alſo iſt's ein Uebel, keine ſtehenden Heere zu halten?

B. Gewiß.

A. In der alten Welt war man alſo auf verkehrtem Wege, wo der Bürger der natürlichſte Soldat zu ſeyn ſchien, wo Vereinigung beider Thätigkeiten in einem Menſchen vorgezogen wurde?

B. So wie das Finanzweſen durch das moderne Princip der Theilung der Arbeiten auf einen höhern Gipfel gehoben worden, ſo der Soldatenſtand und das Krieg-

führen durch Trennung des Bürgers vom Soldaten.

A. Tadeln Sie also die Alten ganz bestimmt, daß sie in ihrer schönsten Zeit keine stehenden Heere errichteten?

B. Das möchte ich nicht, die Verhältnisse waren anders, sie erreichten auf verschiedenem Wege auch das Ziel.

A. Also ein unbedingtes Gute wäre das stehende Heer doch wohl nicht?

B. Nicht für alle Zeiten, alle Verhältnisse.

A. Was ist denn das Gute, was nach Abzug des Bedingten, Gebundenen noch als Ueberschuß itzt frei erscheint?

B. Vielfach ist dieß Gute; einmal: der Krieg ist nicht so störend für den Zustand des ganzen Landes, wenn bloß ein stehendes Heer ihn führt, als wenn der Bürger

und Bauer selbst marschiren muß. Ferner: —

A. Lassen Sie uns zuvörderst hiebei stehen bleiben. Ich bin einverstanden mit Ihrer Behauptung; allein wird der Bürger und Bauer nicht durch neue Auflagen, Lieferungen, Erpressungen, Vorspann u. s. w. dessenungeachtet angezogen?

B. Allerdings; ganz verschont kann er nicht bleiben; allein die Last ist geringer.

A. Die Last, das stehende Heer im Frieden zu erhalten, kommt jedoch hinzu, und die Dauer der Bedrückung möchte den geringern Grad ausgleichen.

B. Die härtere Bedrückung, der Krieg, wird aber seltner, weil jeder sich fürchtet, den andern, wohlgerüsteten anzugreifen.

A. Factisch möchte sich das nicht gut darthun lassen; es käme daher nur darauf an, den Satz theoretisch zu beweisen. Es

scheint Ihnen lästiger, störender, ohne ein stehendes Heer durch Aufgebot der Männer Krieg zu führen?

B. Allerdings.

A. Wenn lästiger, störender, doch auch schwerer, jenes aber leichter?

B. Ohne Zweifel.

A. Wird man sich nun eher und öfter entschließen, ein Leichteres auszuführen oder ein Schwereres?

B. Eher entschließt man sich, das Leichtere durchzuführen.

A. Also möchte der Regent oder die Regierung, die ein stehendes Heer unter sich hat, leichter den Vorwand zum Kriege ergreifen, ihn führen, als bei der umgekehrten Lage?

B. Von der Seite betrachtet scheint es so; allein der Krieg wird geschickter, besser mit dem stehenden Heere geführt.

A. Geschikter wegen der gröſsern Uebung des Heers?

B. So meine ich.

A. Gedenken Sie aber z. B. der Reservearmee von Dijon, der nicht geübten.

B. Gedenken Sie des Feldherrn, der sich nicht herbeizaubern läſst.

A. Es ist also heilsam, wenn in der Armee selbst, ohne Beziehung auf den Feldherrn, schon Geist und Leben ist?

B. Allerdings; und da uns der Bürgersinn der groſsen alten Welt abgeht, da wir gewöhnt sind, den Staat nicht in seinen wohlthätigen Wirkungen zu betrachten, überall meinen, nur durch ihn geschoren zu seyn: so müssen wir die Wirksamkeit, die Einheit künstlich durch den Kastensinn des Soldatenstandes, durch ein Ehrgefühl mit oder ohne Grund hervorzubringen suchen.

A. Zuvörderst also soll das schöne Ziel

herbeigeführt werden durch Isolirung der Kaste des Soldatenstandes?

B. Ja.

A. Dieß Ziel wäre aber zweierlei Art, einmal, Geschick in der Wirksamkeit, dann, gehörige Richtung der Wirksamkeit.

B. Zugegeben.

A. Die Geschicklichkeit entsteht durch Uebung; wäre es nun nicht am zweckmäßigsten, vom itzigen Zustande aus noch einen kühnen Schritt vorwärts zu thun, und die Kaste des Soldatenstandes so consequent zu schließen, daß vom Vater zum Sohn und so auf alle Generationen jeder Erzeugte schon zum Soldaten prädestinirt, jeder Austritt aus dem Stande, jede andre Beschäftigung verboten wäre?

B. Dieß wäre willkührliche Beschränkung der allgemeinen Freiheit, und würde doch zuletzt einen Haufen Untauglicher dem

Stande aufdringen, eine groſse Zahl Tauglicher ausſchlieſsen.

A. Wenn Zwang nicht dem Ziele näher bringt, dann lieber unbedingte Freiheit der Wahl, der Anſtellung.

B. Aus einem Extrem ſpringen Sie zum andern über; der Mittelweg —

A. Sagen Sie mir vorher, exiſtirt für den ärmern Adel nicht der Zwang, ſich dem Soldatenſtande zu widmen; gibt es andre Zweige der Thätigkeit, des Erwerbs, die ihm offen ſtehen?

B. Freilich nicht.

A. Stellt ſich der cantonpflichtige Gemeine mit Luſt und aus freier Wahl, oder öfter weil er muſs?

B. Oefter das Letztere.

A. Werden nun durch dieſen Zwang diejenigen Führer oder Gehorchende ſeyn,

die das meiste Geschick, die meiste Neigung zum Soldatenstande haben?

B. Keineswegs.

A. Also wäre die Kastenverfassung, welche bis itzt, wenn auch nicht in der größten Strenge, existirt, doch schädlich, beschränkend, Muth und Talent aufhaltend.

B. Ich kann dieß nicht läugnen; allein sie halten doch eine vollständige Aufhebung des bisherigen Systems für eine sehr bedeutende Veränderung?

A. Allerdings; sie würde nicht allein auf den Soldatenstand, sie würde auf den Staat in allen seinen Theilen wirken.

B. Diese Veränderung müßte von dem Regenten herab bewirkt werden, kein einzelner Staatsdiener dürfte vermögend seyn, ohne jenes feste, unwandelbare Unterstützung sie auszuführen?

A. Es scheint nicht.

B. Und bis ein Regent dieſen feſten Willen äuſert, wird es wohl beim Alten bleiben?

A. Beim Alten wird es bleiben, aber nicht wohl beim Alten. Laſſen Sie uns indeſſen die zweite Hälfte der obigen Frage noch näher betrachten: wie ſoll die Wirkſamkeit, der Sinn des Soldaten und zuletzt der Nation die gehörige Richtung erhalten? Hat man in Griechenland und Rom viele Mittel angewandt, um die Thätigkeit gegen Perſien und Karthago und richten?

B. Keinesweges war das dort nöthig. Damals waren dieſe Verhältniſſe einfach und groß, itzt aber ſo durch einander gerechnet, daß oft der weiſe Rechner zuſammt ſeinem Exempel aus der Tafel der Staaten hinweggewiſcht wird.

A. Itzt würden alſo die Regierungen dem Patriotismus die Richtung geben müſ-

sen, damit er nicht auf unrechte Wege geräth?

B. Wohl sollten sie das; allein wenige befolgen diese Vorschrift.

A. Würde wohl jeder seinen Sinn nach den officiellen Belehrungen der Regierung ändern?

B. Schwerlich; da erscheint aber eben das Ehr- und Pflichtgefühl und hält das Ganze zusammen.

A. Ich will nicht auf Unterscheidung des Ehr- und Pflichtgefühls dringen, da diese Unterscheidung nicht da seyn sollte; Sie meinen aber damit, jeder gehorche den Befehlen ohne Widerstreben?

B. Allerdings meine ich dieß.

A. Also könnte es doch Befehle geben, denen man widerstreben würde, wenn es nicht Befehle wären, die nun einmal ob-

ne größeres Uebel nicht unbefolgt bleiben dürfen?

B. Leider gibt es solche Befehle.

A. Es wäre also Pflicht der Regierung, dergleichen so wenig als möglich erachen zu lassen?

B. Allerdings.

A. Wie wird sie es aber anzufangen haben, jenen Fehler zu vermeiden?

B. Sie muß den Sinn der Nation erforschen und danach handeln.

A. Soll beim Zusammenzählen dieses Sinnes der Beßre und der Schlechtere gleich viel gelten?

B. Der Gute zählt allein, der Schlechte gilt nichts.

A. Also auch nur das Gute, nicht das Schlechte?

B. Allerdings.

A. Ist nun aber das gut, wobei nur ein, zwei, drei Menschen, oder ein, zwei, drei Staaten bestehn, oder wobei alle Menschen, alle Staaten am besten bestehn?

B. Das Letztere.

A. Und dieß Gute soll stets die Regierung leiten, ihr zur Richtschnur dienen?

B. Ohne Zweifel.

A. Kann also das Princip seyn, was Sie für den Staat empfahlen, steter Krieg, um zu bestehn, sey's auch durch Untergang aller?

B. Historisch ist dieß Princip, ethisch jenes?

A. Welches soll den Vorgang haben?

B. Für den Einzelnen dieses, für das Ganze jenes.

A. Nothwendig also ists für den Einzelnen, das Gute zu wählen?

B. Für jeden Einzelnen.

A. Also auch für alle Einzelnen?

B. Ja.

A. Besteht aber das Ganze nicht aus allen Einzelnen?

B. Allerdings.

A. Wenn also alle Einzelnen das Gute unbedingt befolgen, dann auch das Ganze?

B. Es scheint.

A. Aus höhern Gesichtspuncten kann also nur hervorgehen, wie der Staat zu handeln, zu wirken habe, nicht aus bloß gewaltthätigen, irdischen, die wohl ein Ziel nachweisen, aber nicht, daß man dieß Ziel erreichen und so erreichen solle.

Zweites Gespräch.

1.

A. Gottlob, daß Bonaparte in Wien ist, nun wird Kaiser Franz wohl Friede machen müssen, und dann ist alles gut.

B. Sie meinen also doch, daß Friede besser ist als Krieg?

A. Wer kann daran zweifeln.

B. Man führt also nur Krieg, nicht um des Krieges, sondern um des daraus folgenden Friedens willen?

A. Versteht sich.

B. Zum Kriegführen gehören doch zwei Parteien, so wie zum Friedenschließen?

A. Allerdings; und beide Parteien sollten immer Friede haben wollen, dann ginge es nach meinem Wunsche.

B. Sie sprechen also mit Göthe:

Bald es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

A. Sehr wahr, in allen Pallästen der Fürsten sollte das mit großen Buchstaben angeschrieben stehn.

B. Meinen Sie, daß jene Erkenntniß mit dem Anschreiben entstehn würde?

A. Das nicht; aber die Fürsten würden doch täglich an das Ziel erinnert.

B. Sie halten doch den für strafbar, der den Fürsten von diesem Ziele abführte?

A. Allerdings; jeder Miniſter der dies thäte, müßte am Leben geſtraft werden.

B. Wenn es nun aber nicht der Miniſter, nicht der Fürſt, überhaupt niemand aus dem Staate thut, ſondern der Miniſter, der Fürſt des andern Staats?

A. So iſt jener ſtrafwürdig.

B. Kann denn aber der Fürſt des erſten Staats den andern ſtrafen, ihn zur Erkenntniß, zum Frieden zwingen?

A. Leider nicht.

B. Wie wirds alſo um ihren ewigen Frieden ſtehn, zu dem mehrere Parteien beitragen ſollen, die aber der Natur der Sache nach nicht immer wollen, die nicht dazu von einer höhern Gewalt ohne mögliche Widerſetzlichkeit gezwungen werden können? Wie wird er Statt finden können bei der Unmöglichkeit der generellen, durchdringenden Einwirkung des Einzelnen zur

Umformung der Maſſe, bei der Unmöglichkeit, die höhere Kraft des einzelnen Geiſtes durch Hinzufügung einer Form zu dieſem Zweck hinlänglich und auf viele Geſchlechter zu verſtärken?

A. Leider werden wir uns alſo des ewigen Friedens wohl erſt zu erfreuen haben, wenn das ganze Geſchlecht ſich ändert; aber wenigſtens ſollte man itzt nie Angriffskriege führen.

B. Sie folgern alſo aus dem Obigen doch nicht die Nothwendigkeit eines ewigen Krieges?

A. Keineswegs; der letzte Friede beſtimmt den Zuſtand: wer den ändert, greift an; ändert ihn niemand, ſo bleibt Friede.

B. Alſo bleibt am längſten Friede, wenn der Zuſtand zweier Staaten ſo iſt, daß keiner hoffen kann, aus einer Aenderung Vortheil zu ziehen?

A. Allerdings; und so werden keinen Beifall erwarten können, wenn ihre Macht sich balancirt.

B. Glauben Sie, daß itzt Frankreich oder Oesterreich mächtiger ist?

A. Frankreich.

B. Also ist wohl eher für Frankreich vom Kriege Gewinn zu hoffen, als für Oesterreich?

A. Ohne Zweifel, wie die Ereignisse bis itzt beweisen.

B. Das mächtigere Frankreich führt also den Krieg, um zu gewinnen; es greift also an, ist strafwürdig.

A. Diese Schlüsse sind noch nicht begründet, denn auch der wirklich Schwächere kann sich einbilden, der Stärkere zu seyn, kann angreifen, strafwürdig seyn, und auch wirklich die Strafe leiden; so gings, so gehts Oesterreich.

V. Sie halten Oesterreich also für den angreifenden Theil?

A. Ohne Zweifel; es ließ seine Truppen in Baiern einrücken, während Bonapartes Armee in Boulogne stand, um die Feinde Europens anzugreifen.

V. Wenn ich Ihnen dagegen sagte, daß Bonaparte selbst wünschte, von der gefährlichen, Jahre lang verzögerten Expedition gegen England loszukommen, und dieß nur mit Ehren durch Krieg auf dem Continent möglich zu machen war?

A. So antworte ich, das ist Hypothese!

V. Wenn ich ihnen sage, daß schon im August 1805 Truppen von Boulogne gegen den Rhein zu marschirten?

A. So antworte ich, daß das vielleicht wohl kann; aber auch um die Zeit schon

österreichische Truppen aus Ungarn angerückt seyn mögen.

B. Würde also der als angreifender Theil anzusehen seyn, der einen Tag früher als der andre Truppen in einer Direction hat marschiren lassen, die gegen den zweiten Staat zuführt?

A. Das gerade nicht; denn der Marsch kann ja ohne feindliche Absichten, zu andern Zwecken angeordnet worden seyn.

B. Es würde also hauptsächlich auf die Absichten ankommen?

A. Allerdings; zweifeln Sie aber an den feindlichen Absichten Oesterreichs gegen Frankreich?

B. Keineswegs, sobald Sie mir darthun, daß Oesterreich Grund hatte, feindliche Absichten zu hegen.

A. Gründe genug gibt der Neid gegen

einen so mächtigen Nachbar, die Bestechungen des englischen Kabinets.

B. Lassen wir die Bestechungen, bis einmal vorzugsweise von England die Rede ist. Sollte denn aber Oesterreich, wenn England nicht existirte, in gar keine Berührung, keinen Streit mit Frankreich kommen können; bedarf es immer dieser äußern Anreizung?

A. Keineswegs; Staaten von solcher Größe, die zum Theil mit einander gränzen, die auf die Angelegenheiten von ganz Europa Einfluß haben, können auf tausend verschiedne Weisen in Zwiespalt gerathen.

B. Also wenn z. B. des einen Einfluß so mächtig wäre, daß der andre nicht mit gleicher Stärke gegenwirken, den Zustand der Dinge erhalten könnte?

A. Sie setzen voraus, daß überall ein solcher Einfluß nicht strafwürdig ist, weil

dieß Wachsen oder die Abnahme deſſelben zu gegründetem Zwiſt Veranlaſſung geben ſoll. Ein ſolcher Einfluß widerſpricht aber der ſchlechthin nothwendigen Unabhängigkeit der einzelnen Staaten.

V. Zugegeben; iſt alſo der ſtrafwürdig, der ſeinen Einfluß auf unabhängige Staaten ſo ausdehnt, daß ſie abhängig werden?

A. Gewiß, ſobald Zwang dabei Statt findet.

V. Ferner hatten wir oben feſtgeſetzt: ſtrafwürdig ſey der, welcher den letzten ruhigen Zuſtand, den Frieden ändert.

A. Und das mit großem Recht; denn ein feſter Punct muß angenommen werden, ſonſt hätten wir ewigen Krieg.

V. Iſt alſo der Einfluß von Frankreich oder von Oeſterreich größer auf Spanien, Portugal, Italien, Holland, die Schweiz?

A. Von Frankreich.

B. Ist dieser französische Einfluß so groß, daß jene Staaten abhängig genannt werden müssen?

A. Freilich abhängig vom Mächtigern; allein das ist zu ihrem eigenen Wohl.

B. Was hat Holland seit zehn Jahren für Vortheile vom französischen Schutz? was hat Spanien erworben, Portugal für die schwer bezahlte Neutralität erhalten, der König von Neapel für die Ueberlassung der französischen Armeen?

A. Das sind weitläufige Dinge, lassen Sie uns nicht abspringen; ich behauptete, Oesterreich sey am Kriege Schuld.

B. In wie fern hat es den Zustand der Dinge seit dem letzten Frieden verändert, und so den Grund zum Kriege gegeben; denn äußerer Einfluß war, wie Sie behaupten, gering.

A. Es hat die Venetianischen Staatsschulden nicht bezahlt.

B. Hat Frankreich die auf den abgetretenen deutschen Ländern ruhenden mit übernommenen Schulden auch nur verzinset?

A. Freilich nicht; allein Oesterreich vergrößert sich, nimmt Lindau weg.

B. Wollen Sie im Ernst diesen Erwerb gegen die von Frankreich seit dem Lüneviller Frieden vorgenommenen Veränderungen anführen? Vergessen Sie die Einnahme von Genua und Lucca, die Einverleibung Italiens, die Verheerung Neapels und so viele gleich wichtige Dinge?

A. Nein, ich will Ihnen zugeben, daß Frankreich den Zustand der Dinge änderte; allein ich behaupte, dieß sey nothwendige Folge der Macht eines solchen Staats, dieß ist unaufhaltbares Einwirken, was

der Buchstabe des Friedensschlusses nicht begränzt, es ist Gang des Schicksals, und der ein Thor, der sich dagegen auflehnt.

B. Sie verändern den Gesichtspunct, ich will mich suchen zu orientiren. Der Friede ward von Frankreich nicht gehalten, es ward angreifend, ist also strafwürdig nach dem Obigen, von ihnen Eingeräumten. Sie wenden sich itzt zu höhern Ansichten, und nennen natürlich, nothwendig, nicht strafbar, nicht zu hindern, das was ein Staat vermöge seiner gesammten Verhältnisse unternimmt, ausführt.

A. Sie haben mich verstanden.

B. Sie gestehen doch jedem Staate dieß Recht zu?

A. Allerdings.

B. Man kann also sagen, die Unternehmung, welche dem Staate gelingt, ist

aus allen seinen Verhältnissen hervorgegangen, oder wenigstens seine Verhältnisse werden nicht zerrüttet, wenn er Unternehmungen glücklich ausführt?

A. Gewiß; darum ist für Frankreich der Krieg gerechtfertigt, für Oesterreich nicht.

B. Daß Frankreich viel acquirirte, ist für dasselbe so natürlich und nothwendig, als daß andre Staaten weniger erwarben.

A. Ohne Zweifel.

B. Steht diese Vergrößerung mit jedem einzelnen Verhältnisse in Frankreich, z. B. zwischen einem Bauer und dem Andern als Schwiegervater und Schwiegersohn in so genauer Verbindung, daß man sagen könnte, sie sey daraus hervorgegangen?

A. Keineswegs wirkt der Einzelne so bestimmt auf diese Ereignisse, keineswegs

wird derſelbe darüber befragt, ob er gleich zuletzt unſichtbar und unwirkend auch dazu gehört.

B. Dieſe Verhältniſſe erſcheinen alſo nur dem Machthaber concentrirt, er allein läßt ſie wirken?

A. Gewiß.

B. „Die Erſcheinung und die Wirkſamkeit wird verſchieden ſeyn nach dem Grade der Einſicht und der Thätigkeit des Machthabers?

A. Ohne Zweifel.

B. Jene gerühmte Nothwendigkeit und Nothwendigkeit hängt alſo ab von der Klugheit des Einzelnen.

A. Der Einzelne iſt der Schlüſſel der Verhältniſſe.

B. Wenn nun der Einzelne lediglich die Ausführbarkeit der Unternehmungen berückſichtigt, ſo nennen wir uns [illegible]

zugleich die Rechtlichkeit, so ist er auch gut und gerecht.

A. Gern gebe ich dieß zu.

B. Der Machthaber, welcher nun auf Gerechtigkeit nicht sieht, sondern nur auf Ausführbarkeit ohne Gerechtigkeit, der sich nicht durch den Buchstaben des Friedens beschränken läßt, die sittliche Nothwendigkeit der äußern Möglichkeit unterwirft, steht doch geistig niedriger, als der Andre, der dieß allgemeine Gute, wobei jegliches in seinem Wesen besteht, sich erhält, damit zu verbinden weiß, der dieß unbedingt verehrt.

A. So lange das Sittliche das Unbedingte ist, läßt sich dieß nicht bestreiten.

B. So hätten wir also die Untersuchung nicht auf einen höhern Punct gehoben, indem wir, das innere Gesetz vergessend, nur

der äußern Gewalt, dem Ereigniß unbedingt huldigen wollten?

A. Es scheint nicht.

B. Wir werden im Gegentheil doppelt überzeugt den verdammen, der das Talent am Ungerechten übt, der im Irdischen versunken, Nothwehr erzwingt, und frech den Beleidiger nennt, den er zerstört.

Drittes Gespräch.

A.

B. Sie meinen, Bonaparte habe immer sein Wort gehalten?

A. Ja, wie jeder große Mann.

B. Z. B. er ordnete in Venedig eine Demokratie, und versprach ihr ewige Dauer, während es schon an Oesterreich von ihm abgetreten war.

A. Ja, da hätte Oesterreich Mailand sonst nicht weggegeben, und das lag doch für Frankreich so gelegen.

B. Ferner, er verſprach der Schweiz Neutralität, und ſchickte Emiſſarien, ſie zu revolutionnren.

A. Das glaube ich nicht, denn ich war nicht dabei.

B. Er ſagte in Aegypten, er komme, um Mahomeds Religion als eifrigſter Bekenner zu befördern.

A. Das geſchah, um ſich Anhänger zu verſchaffen.

B. Er war General der Armee in Aegypten, und verließ ſie eigenmächtig.

A. Da war nichts mehr für ihn zu holen.

B. Er hatte dem Directorio Treue geſchworen, und ſtürzte es.

A. Die Kerle waren ja auch nichts nutz.

B. Er versprach, die Schweiz solle unabhängig sich eine Verfassung geben, und zwang ihr die selbstentworfene auf.

A. Vielleicht ist sie besser, als die, welche jene ausgesonnen hätten.

B. Er nahm gegen den Frieden Genua, Parma, Piacenza, besetzte Neapel, war im Begriff, die Schweiz mit Frankreich zu vereinigen.

A. Genua nahm er, um England zu schaden. Parma ꝛc. ist nicht der Rede werth, Neapel liegt ihm gelegen gegen Corfu, und mit der Schweiz, das hätte man abwarten können.

B. Er besetzte Hannover während des Friedens mit Deutschland.

A. Dadurch wollte er England zum Frieden zwingen.

B. Er brandschatzte die Reichsstädte.

A. Die haben doch noch Geld genug.

B. Er zwingt Portugal, groſſe Summen für die zugeſicherte Neutralität zu zahlen.

A. Beſſer, als wenn er es bekriegte.

B. Er ließ den Herzog von Enghien gegen alle Rechte gewaltſam aus Deutſchland holen und erſchießen.

A. Was hatte der Narr ſo nahe an der Gränze zu thun?

B. Er verletzte Preußens Neutralität gegen das Verſprechen in Anspach.

A. Ja, das war dumm.

Viertes Gespräch.

3.

A. Es ist doch unausstehlich! welche Schmähungen über alle Mächte, die nicht unbedingt Englands Sclaven sind, von englischen Journalen mit giftiger Zunge verbreitet werden.

B. In welchen englischen Journalen finden sich diese Schmähungen?

A. Zum Beispiel im Courier de Londres.

B. Sie wollen, daß Englands Regierung dem Unwesen steure?

A. Allerdings; welche Macht kann sich so etwas gefallen lassen?

B. Die Engländer selbst lassen es sich gefallen; denn in den englischen gegen die englische Regierung gerichteten Blättern finden sich gleiche Ausfälle.

A. Das ist Mißbrauch der Censurfreiheit.

B. Sie wollen also, daß die Engländer ihre Censurgesetze um der Fremden willen ändern, und die Druckfreiheit so beschränken, wie diese Fremden?

A. Allerdings.

B. Welche fremde Nation soll hier das Muster abgeben, da die Censurgesetze in Preußen, Oesterreich, Frankreich nicht gleich sind?

A. Die Preußen sollen Muster seyn; denn deren Censurgesetze gefallen mir.

B. Wenn nun aber den Engländern die preußischen Censurgesetze so mißfallen, wie Ihnen die englischen, aus welchem Grunde soll dann für jene ein Zwang zur Abänderung hervorgehen; können sie nicht eben so gut verlangen, daß in Preußen die englischen Gesetze angenommen würden?

A. Das geht nicht, und wäre ein Eingriff in Preußens Freiheit, darüber nach Gutdünken zu bestimmen.

B. So wie jenes ein Eingriff in Englands Freiheit. Würden denn aber die andern Mächte, welche strengere Censurgesetze haben, schon beruhigt seyn, wenn die preußischen in England angenommen würden? Hätte dann Oesterreich nicht Recht, hätte Frankreich nicht Recht, die Annahme der übrigen zu verlangen?

A. Freilich.

B. Und so ein Recht, in allen Angele-

genheiten, zur Vermeidung der Abweichungen, ihre Gesetze den Engländern aufzudringen?

A. Analog wäre das wohl.

B. Und so hätten die Engländer ein Recht, gegentheils die übrigen den andern Mächten aufzudringen, daß z. B. in Oesterreich englische und in England österreichische Gesetze gölten?

A. Ach das ist ja nun nichts; Sie wollen nicht zugeben, daß man über englische Journalisten böse sey, und schelten doch täglich über die Ausfälle gegen andre Mächte im Moniteur.

B. Sie halten den Moniteur für das officielle, von der französischen Regierung selbst besorgte Blatt, für die Hofzeitung?

A. Natürlich.

B. Den Courier de Londres aber nicht für ein officielles englisches Blatt?

A. Keineswegs.

B. Kann man also Ausfälle, die im Moniteur stehen, mit denen im C. d. L. oder in andern engl. Journalen vergleichen, oder müßte man das officielle Blatt der englischen Regierung gegenüber stellen?

A. Allerdings das Letztere.

B. Hat also die französische Regierung die Ausfälle im Moniteur zu vertreten, keineswegs aber die in andern französischen Journalen, die sie nur duldet, nicht redigirt?

A. Gewiß nur die Erstern.

B. Warum gestehn sie der englischen Regierung nicht gleiches Recht zu?

A. Freilich müßte man das wohl.

B. Welche unſchickliche Ausfälle ſtehen nun in den Amtsblättern der engliſchen Regierung?

A. Ja die habe ich nicht geleſen.

B. So, — dann rathe ich ihnen, auch nicht darüber zu ſprechen.

Fünftes Gespräch.

H. Sie glauben nicht, daß England einzig die Ursach ist, von allem dem Uebel, was Europa drückt?

B. Wenn Sie mir für solchen Glauben den Beweis geben, herzlich gern; — denn dadurch werden wir alle ja unverhofft von jeder Mitschuld befreit.

H. So haben Sie nicht gehört, nicht gelesen die vielfachen, die gründlichen Auseinandersetzungen; — aber freilich, hier liegt eine Decke auf den Augen so vieler,

welche wegzuziehen vergebliche Bemühung wäre!

B. Nun, nun, ich bin gelehrig, lassen Sie ihr Licht leuchten über mich Ungerechten, daß ich so gerechtfertigt werde, wie Sie es durch die unbekannte Lehre bereits sind: England ist also — wollen Sie nicht anheben?

H. Wohl will ich um der Sache willen: England ist der Feind von ganz Europa; mit seinen Producten und Fabrikaten überschwemmt es das feste Land, entzieht ihm seine Kräfte, schickt dann sein schnödes Gold zurück, damit die Regenten todt schlagen lassen ihre Unterthanen um Englands willen. Unbekümmert sitzen die stolzen Insulaner, auf das Meer vertrauend, das ihre Züchtigung verzögert; allein die Zeit wird kommen, da dieß Land untergeht zur allgemeinen Freiheit, welches ist alles in

Bewegung setzt zur allgemeinen Zerstörung.

B. Gott gebe, daß bald Ihr Wunsch in Erfüllung geht, wenn England so heillosser Art ist.

H. Wohl heillosser Art: das Gold ist sein Gott, damit besticht es alle Cabinetter, das Parlament, alles ist feil; ja ich glaube, die Minister bestechen sich selbst, um nur, der Nationalsitte gemäß, dem Golde den Vorrang über alles einzuräumen.

B. Sollte das möglich seyn!

H. Alles ist solchen Leuten möglich; bald werden sie, den letzten Groschen an sich ziehend, uns der gräulichsten Noth überlassen, dem Hungertode, dem gelben Fieber; denn die abscheuliche Krankheit wird doch auch nur zu Schiffe hergebracht.

B. Mein Gott, welche Aussichten!

H. Leider, leider, das macht der Han-

del, dieſe Geiſel der Menſchheit! Das Meer ſollte lauter Ackerland, oder Forſtgrund ſeyn, da würde ſich das alles legen.

B. Wie Sie ſagen, welche neue, große Anſichten; allein Sie verzeihen, daß ich ſo ſchnell mich darinn nicht finden kann, über jedes Einzelne um Erläuterung bitte.

H. Sonnenklar läßt ſich das alles darthun.

B. Alſo, Sie ſagten gleich Anfangs: England ſey der Feind von ganz Europa.

H. Allerdings von ganz Europa.

B. Es hat ja aber bloß Krieg mit Frankreich?

H. Dieſe Frage iſt nur auf dem niedrigſten Standpuncte möglich; wenn England auch nicht allen Mächten offenbaren Krieg erklärt hat, ſo bekriegt es dieſelben doch heimlich, da es allen ſchadet.

B. Wie ſchadet es denn?

H. Es ſchadet, indem es ganz Europa zwingt, ſeine Waaren zu kaufen, dadurch das Geld ins Ausland zu ſenden, ſelbſt zu verarmen.

B. Wie zwingt es denn?

H. Wie es zwingt? Nicht mit Schlagen und Stoßen.

B. Ei, das wäre auch ſehr hart.

H. Sondern durch heimliche Verführung, Ueberredung.

B. Woher kommts denn, daß den Engländern das Verführen, Ueberreden ſo gelingt?

H. Weil jeder von ihren Waaren haben will, und doch könnte man inländiſche Fabrikate kaufen.

B. Sind die gut und wohlfeil, ſo wird man es ſicher thun; oder wenn das Vorurtheil für engliſche Waaren dennoch überwöge, ſo wird der verſchlagene Kauf-

mann die inländiſchen für engliſche ausgegeben und abſetzen.

H. Da liegt das Uebel; nicht bloßes Vorurtheil iſt es, die engliſchen Waaren ſind wirklich beſſer und wohlfeiler, als die hier verfertigten.

B. Beſſer, wohlfeiler; woher denn das? Eben um des Transports willen müßten ſie theurer ſeyn.

H. Freilich; aber die Regierung gibt in England das Geld her, damit die Kaufleute unter dem Preiſe verkaufen können.

B. Und dadurch gewinnen die Engländer?

H. Allerdings, wie die Erfahrung zeigt.

B. Warum ahmen wir denn dem Beiſpiel nicht nach, warum gibt die Regierung kein Geld, damit der hieſige Kaufmann in England unter dem wahren Wer-

the lorſchlage, und ſo jenes ſtolze Land ruinire?

H. Ja das geht nicht ſogleich.

B. Warum nicht?

H. Es würde der Regierung zu viel koſten.

B. Wenn es aber wahr iſt, daß man dadurch gewinnt, ſo kann es nicht zu viel koſten; denn je mehr es koſtet, deſto mehr gewinnt man. Deßhalb würde ich vorſchlagen, den Engländern unſre Waaren ganz umſonſt zu geben, deſto eher iſts aus mit ihnen.

H. Ah, das iſt zu viel!

B. Viel hilft viel, ſagt das Sprichwort.

H. Woher ſoll die Regierung das Geld nehmen?

B. Daher, woher es die engliſche Regierung nach Ihrer Verſicherung erhält, von

dem Profit, den die Fabrikanten beziehen, wenn sie unterm Preise verkaufen.

H. Die Fabrikanten gewinnen nicht: denn die Regierung gibt bloß so viel, als nöthig ist, den Ausfall zu decken?

B. Wovon leben denn die Fabrikanten?

H. Vom inländischen Verkauf, wobei sie Profit haben.

B. Dann würde ja dem Auslande oder ganz Europa nichts entzogen?

H. Die Regierung entzieht es, um sich die Auslagen zu ersetzen.

B. Hat denn die Regierung Einnahmen außer von den eignen Unterthanen?

H. Nein.

B. Was also diese nicht einnehmen, können sie der Regierung nicht wiedergeben?

H. Keineswegs.

V. Wenn ſie alſo keinen Gewinn am Handel mit dem Auslande haben, können ſie davon nichts abgeben?

H. Nein, davon nicht.

V. Die Regierung kann alſo die Auslagen nur dadurch erſetzen; daß ſie den eignen Unterthanen vom Gewinn über eigne Unterthanen etwas entzieht?

H. Freilich wohl nur auf dieſe Weiſe.

V. Sie entzieht dieß, um dem Ausländer die Waaren wohlfeil verkaufen zu können?

H. Ja.

V. Alſo hat der Inländer davon Schaden; denn der Gewinn über ſeine Mitbürger wird ihm genommen und dem Ausländer gegeben, von dem nichts zu gewinnen iſt. Alſo muß die Regierung und die Nation bankerott machen, die dem Fremden Waaren unter dem Preiſe verkauft.

H. Freilich, wenn man es so nimmt.

B. Da nun England nicht banquerott ist, sondern, wie Sie versichern, sich bei seinem Handel sehr wohl steht, so kann es nicht wahr seyn, daß die Regierung Geld zu obigen Zwecken verwendet.

H. Aber mein Gott, wie kann man daran zweifeln, da es allgemein gesagt wird?

B. Wenn das Sagen nur den Beweis begründet, so muß er aufgehoben erscheinen, so bald das Gegentheil, wie itzt von mir, auch nur gesagt wird; wenn Sie dagegen auch prüfen, wenn Sie den unermeßlichen Umfang des englischen Handels bedenken, die Ideen über das Verkehr überhaupt aufklären: so wird Ihnen offenbar werden, wie abgeschmackt die gerühmten Behauptungen sind; wie, abgesehen von der Thorheit der Masregeln selbst, die

englische Regierung in jeder Beziehung außer Stande ist, in den Gang der einzelnen Geschäfte so einzugreifen, wie kleine Behörden, in kleinen Reichen, bei gar kleinem Handel wohl thun — und allemal auf eine schädliche Weise thun. Bleiben Sie übrigens nach dem Ausgeführten noch der Meinung, daß die englischen Waaren wohlfeiler und besser sind, als die hier verfertigten?

S. Auf jeden Fall kann kein Raisonnement diese Erfahrung umstürzen, die den Grund zum Untergang unsrer Fabriken legt. Es mögen andre Ursachen dieser Erscheinung vorhanden seyn; aber sie selbst ist gewiß.

B. Sollten ihre Maschinen, ihr großer Fleiß, ihre größern Capitalien, womit sie das Gewerbe betreiben, ihr verbreiteter

Absatz, der leichte Transport zu Wasser nicht diese Erscheinung begründen?

H. Es komme woher es wolle, genug in England werden Fabrikanten reich, hier arm.

B. Also ists wohl nicht rathsam, hier Fabriken anzulegen?

H. Keinem Menschen will ichs rathen.

B. Aber unsre Leinwandfabriken sollen doch in gutem Zustande seyn?

H. Ausnahmen gibts Gottlob noch.

B. Also überhaupt noch Gewerbe, wobei die verwandten Capitalien gute Zinsen tragen?

H. Ohne Zweifel.

B. Sie rathen also, nur an solche Gewerbe das Geld zu verwenden?

H. Allerdings; und noch immer ist nicht genug Geld vorhanden, diese nutzbareren

Gewerbe auf den höchsten Gipfel zu bringen.

B. So wäre es ja Thorheit, sein Geld da anzulegen, wo es keine Zinsen trägt; es wäre Thorheit von Seiten des Staats, Anstalten zu treffen, die das Vermögen in Canäle leiten, welche es nur absorbiren?

H. Gewiß; so z. B. hat die Seidencultur noch nie in nördlichen Ländern den geringsten Ueberschuß gewährt, so bald man alle Ausgaben mit Einschluß aller Unterstützungen und aller Regiekosten abzieht.

B. Und so hat ein Gewerbe stets geringere Zinsen gebracht, als ein zweites, und so haben wir nicht Grund, dem Engländer die Fabriken zu beneiden, die uns wohlfeilere und bessere Arbeit liefern, als wir selbst fördern können; so sind wir Thoren, Geld da anzulegen, wo es nur

geringen Gewinn bringt, und es den Gewerbszweigen zu entziehen, welche ohne beschränkende Concurrenz mit bedeutenderm Vortheil betrieben werden können.

H. Bei alle dem bleibts doch ärgerlich, zu sehen, wie die Engländer unser Geld erhalten, uns so viel unnütze Waaren aufhängen, Luxus verbreiten und Familien ruiniren.

V. Kann der Engländer denn zum Kauf zwingen?

H. Wir lassen uns doch zwingen.

V. Ist das unsre eigne Schwachheit, oder die des Engländers?

H. Freilich unsre eigne; aber er veranlaßt sie doch.

V. Kann sich der Betrunkene wegen seines Fehlers damit entschuldigen, daß es Wein gebe?

H. Nein.

V. Der Verſchwender damit, daß in der Welt viel gekauft werden könne?

H. Keineswegs.

V. Oder ſoll lieber in der Welt gar nicht mehr gekauft und verkauft werden?

H. Freilich, dahin ſollte es nur kommen, dann wäre die herrliche Lebensart der Patriarchen, der wahre Stand der Unſchuld nicht mehr fern. *)

V. Alſo jeder muß für alle Bedürfniſſe ſelbſt ſorgen, Kleider ſelbſt weben, färben, ſchneidern ꝛc. ꝛc.

H. Das nicht; aber der auswärtige Handel iſt überflüſſig.

V. Z. B. für die Stadt Hamburg?

*) I th commonwealth, I would by contraries
Execute all things, for no kind of traffic
Would I admit etc.

Shakesp. tempest. 2. 1.

H. Nein, solche Stadt könnte ja ohne Zufuhr aller Art nicht existiren!

B. Oder für das Churfürstenthum Sachsen?

H. Das ginge eher.

B. Woher soll es aber z. B. sein Queckſilber zur Scheidung der Metalle im Erzgebirge nehmen?

H. Das könnte als Ausnahme eingeführt werden.

B. Also bliebe es nicht ganz ohne auswärtigen Handel; aber Rußland könnte doch ganz ohne ausländischen Handel bestehen?

H. O ja.

B. Allein woher die Weine, die Südfrüchte nehmen?

H. Das ist ein fataler Punct, an dem wohl der consequenteste Philosoph im con-

sequentesten seiner Bücher den Hals brechen könnte, wie viel weniger meine unphilosophische Person. Um also nicht Schaden zu nehmen, will ich mich lieber bei Zeiten zurückziehen, und nichts vorschlagen, wobei das Kindlein sammt dem Bade verschüttet wird. Allein läugnen können Sie doch nicht, daß der Handel viel Böses mit sich führt, Betrug, Gewinnsucht u. dergl.

B. Ich will das Kleine nicht läugnen; allein lernen Sie auch das Große einsehen, daß die Wechselwirkung aller Kräfte auf dem Erdboden, die allgemeinste Benutzung, die allgemeinste Kenntniß desselben durch den Handel herbeigeführt wird; daß Handel und Verkehr im großen Sinn des Worts alle Cultur, alle Steigerung der Cultur begründet; daß das einzeln erscheinende Verkehrte das Allgemeine, Umfassende, Große nicht aufhebt, daß der seinen

Krämergeist documentirt, der nur überall Krämerei und Hökerei sieht.

H. Nun so lassen wir den Handel, wie er ist; aber daß England das dadurch gewonnene Geld zum Bestechen verwendet, ist doch arg und schändlich.

V. Die Regierung gibt sich doch nur mit Bestechen ab, oder auch jeder Einzelne?

H. Die Regierung.

V. Wer ist denn die Regierung?

H. Der König.

V. Also besticht der König zunächst seine Minister?

H. Nein, der König und die Minister sind die Regierung, und bestechen zunächst das Parlament.

V. Auch die im Parlamente, welche wider die Minister stimmen?

A. Nein, nur die, welche für sie stimmen.

B. Die Minister selbst sind also doch nicht bestochen, sondern folgen ihrer Ueberzeugung?

A. Ich weiß freilich, wie gesagt, nicht eigentlich, wer sie bestechen sollte; allein da sie immer Unrecht haben und Unrecht thun, wie im Moniteur bewiesen ist, so glaube ich kaum, daß sie nach ihrer Ueberzeugung handeln können.

B. Wenn sie also dem Moniteur zu Willen handelten, thäten sie dann recht?

A. Vielleicht.

B. Sie handelten aber nach französischem Bedünken?

A. Gewiß.

B. Dann könnte man jedoch sagen, sie wären von Frankreich bestochen?

H. Man hört aber nicht, daß die solch Böses thun.

B. Sind die Mitglieder der Opposition auch bestochen, oder reden die nach ihrer Ueberzeugung?

H. Nach ihrer Ueberzeugung.

B. Also gibts im Parlamente eine gewisse bestimmte Zahl rechtlicher Leute und eine gewisse unveränderliche Zahl Schurken?

H. Ohne Zweifel.

B. Woher kommts denn aber, daß der Minister bald viel, bald wenig Stimmen auf seiner Seite hat, ja trotz aller Bestechungen überstimmt wird und resignieren muß? Warum besticht er nicht gleich dermaßen, daß es auf Lebenszeit vorhält?

H. Freilich wäre das gescheidter.

B. Glauben Sie, daß es ihm am Willen fehlt, dieß zu thun?

H. Keineswegs; denn wer einmal zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt, dem kommts auf etwas mehr oder weniger Redlichkeit nicht an.

B. Oder fehlt es ihm an Gelde?

H. Wie wäre das möglich, da ihm unendliche Summen zu Gebote stehen.

B. Wenn es ihm also nicht am Willen fehlt, nicht an dem Mittel, diesen Willen durchzusetzen: so muß es doch wahr seyn, daß das gerühmte Bestechungsmittel nicht probat ist, daß nicht immer Leute bei der Hand sind, die sich bestechen lassen wollen. Glauben Sie aber, daß der, welcher sich einmal bestechen läßt, immer feil ist, so bald die geforderte Geldsumme nicht versagt wird?

H. Allerdings glaube ich das aus den schon für den umgekehrten Fall aufgestellten Gründen.

B. Nun, und das Resultat der Verhandlung ist?

H. Daß es mit dem Bestechen wohl nicht so seyn kann, wie gesagt wird. Allein woher kommts denn, daß der Minister stets die mehresten Stimmen für sich hat; ist dieß nicht klarer Beweis seiner Uebermacht, Beweis, daß es mit dem ganzen Parlament, der gerühmten Verfassung nichts auf sich hat?

B. Sie verschütten das Kind schon wieder mit dem Bade, und vergessen die Warnung, welche diese populäre Redensart Ihnen eben schon einmal gab. — Behalten die Kaiser von Frankreich, Rußland ꝛc. nicht auch immer Recht, wird nicht alles nach ihrem Willen, oder nach dem Willen desjenigen, dem sie die Gewalt übertragen, ausgeführt?

H. Freilich gehts nicht beſſer in Monarchien; aber in England, behauptet man ja, ſey das viel trefflicher eingerichtet.

V. Sie wünſchen alſo, daß ſo manchmal das Gegentheil von dem, was jene Herrſcher wollen, gewaltſam durchgeführt werde, zum Beweis der Freiheit der Untergebenen?

H. Allerdings wäre dieß Beweis der Freiheit; allein er wird nicht geführt.

V. Sie glauben doch, man dürfe nicht ſtehlen, rauben, morden ꝛc.?

H. Ohne Zweifel; allein wie kommen Sie auf dieſe Frage?

V. Meinen Sie ſich ſelbſt zu tyranniſiren, wenn Sie nicht ſtehlen?

H. Keineswegs.

V. Wollen Sie aber nicht zum Beweis Ihrer Freiheit einmal ſtehlen, rauben oder ſonſt dergleichen unternehmen?

H. Behüte, die Herrschaft der Begierde würde die eigne Sclaverei beweisen.

B. Erscheint Ihnen also das freie Handeln als etwas Willkührliches, oder als das Nothwendigste?

H. Nicht als Willkührliches, wenn ich es richtig fasse.

B. Glauben Sie noch, daß ein Volk durch Willkühr seine Freiheit beurkunden könne?

H. Keineswegs; nur scheint mirs übel, wenn der Regent Willkühr statt Freiheit übt.

B. Dem wäre wohl abgeholfen, wenn er sich nach der öffentlichen Meinung richten müßte?

H. Es scheint.

B. Die öffentliche Meinung ist aber doch nur die Meinung des Guten?

H. Gewiß.

B. Das Gute aber ſiegt um ſo gewiſſer über das Nicht-Gute, die Erkenntniß über die Unwiſſenheit, je offenbarer beides ſich zeigen darf, je öfter Sinn und Wort darauf gerichtet wird?

H. Freilich; aber wie ſehr wird Sinn und Wort beſchränkt, wie ſehr fürchtet man ſich, die verkehrte Anſicht werde triumphiren!

B. Gewiß mit Unrecht. In welchem Staate wird nun aber öffentlicher und mehr verhandelt und geſprochen über das, was für den Staat gut ſey, als in England?

H. Freilich nirgends.

B. Wenn auch im andern Staate das Gute einmal dem Regierer dargeboten wird, allein eine Unfähigkeit oder ein böſer Wille ihn befangen hat, läßt ſich leicht durch neue Verſuche das Ziel erreichen?

H. Schwer ſind dieſe Verſuche, oft unmöglich während der Lebensdauer des Regenten.

B. Wenn dagegen in England ein neuer Miniſter auftritt, der nicht nöthig hatte, den Tod des Vorgängers zu erwarten, läſt ſich dann ein neuer Gang der Dinge einrichten?

H. Sehr gut geht dieß an.

B. Der Miniſter hält ſich, wie wir ſahen, nicht durch Beſtechungen, er hält ſich nur durch die öffentliche Meinung, die in England richtiger ſeyn mußte, als anderswo; er wird verdrängt, ſo bald er die öffentliche Meinung verläſt; was folgern Sie daraus?

H. Daß es gut ſey, einen Stellvertreter der öffentlichen Meinung zu haben, gut, ohne tiefere Zerſtörung im erforderlichen Fall mit dieſem wechſeln zu können, noth-

wendig, daß der Minister stets die meisten Stimmen für sich habe, und so vieles Andre, was nicht zu läugnen ist.

B. Sie sind so geschickt im richtigen Folgern als im unrichtigen Voraussehen.

H. Mag seyn, spricht und hört man doch dabei; aber ein Punct bleibt noch zu berühren, über den ich gern ihre Meinung wüßte. Wenn auch das englische Parlament nicht bestochen ist, sondern die öffentliche Meinung concentrirt darstellt, die durch den Minister wirkt: so hört man doch, daß das englische Cabinett andre Regierungen besticht, so Rußland, Oesterreich u. s. w. Zweifeln Sie auch an der Wahrheit dieser Behauptung, da selbst in englischen Zeitungen die Geldsummen aufgeführt sind, welche nach dem festen Lande gebracht werden?

B. Wenn Sie eine gerechte Sache auszuführen hätten, und bedürften Hülfe durch körperliche Thätigkeit, oder durch geistige Darstellung, und ich wäre im Stande, sie zu geben, wäre es da nicht meine Schuldigkeit, sie darzubieten?

H. Allerdings.

B. Wenn die Sache mich zugleich mit beträfe, und ich weigerte dennoch den Beistand, würden Sie mich nicht so thöricht als unrecht nennen?

H. Ohne Zweifel.

B. Wäre es nicht so gerecht als klug, daß jeder von uns beiden die Kräfte zur Erreichung des Ziels anwendete, die ihm zu Gebote stehen?

H. Und keinen Vorwurf hätte er deßhalb zu befürchten.

B. Wenn sich also darthun läßt, daß die Sache, für welche die Engländer ihr

Geld, — einen Theil ihrer Kräfte, hergeben, gerecht ist, daß sie die Andern gleichfalls betrifft: so kann man jenen die Verwendung dieser Kräfte so wenig zum Vorwurf machen, als den Andern die Annahme der Hülfe?

H. Keineswegs.

V. Sie werden nicht behaupten, daß die Engländer gleich vornehmen Kaufleuten nur ihr Geld, nicht aber Leib und Leben an etwas wagten?

H. Dagegen sprechen ihre Siege.

V. Die Annahme der Subsidien ist also nur ungerecht, wenn höhere Pflichten dadurch verletzt werden, wenn ich nur Hülfe leisten könnte durch Unrechtthun?

H. Allerdings.

V. Es läßt sich aber nicht behaupten, daß Subsidien allemal lediglich zum Vortheil des Zahlenden Statt finden; oder

meinen Sie, Friedrich der Zweite, der im siebenjährigen Kriege von England Geld erhielt, habe bloß für England und nicht um sein Selbst willen gefochten?

H. Wie könnte ich dieß behaupten; allein Sie setzen immer voraus, der Staat, welcher Subsidien empfängt, sey an sich von der Gerechtigkeit der Sache überzeugt, und nicht durch Geld erst zu diesem Glauben gebracht worden.

B. Finden Sie die Antwort auf dieses Bedenken nicht vollständig in dem, was wir über die Bestechung des Parlaments festsetzten?

H. Sie mag darin liegen; allein nicht bestimmt erscheint sie mir in diesem Augenblick.

B. So will ich sie Ihnen nochmals zusammenfassen: Handel und der Sinn, welcher im Verkehr nur Uebervortheilung

und Prellerei sieht und voraussetzt; in moralischer Darstellung nur Heuchelei; im wissenschaftlichen Streben nur Bemühn der Eitelkeit; in den großen historischen Ereignissen überall nur Eigennutz und Selbstsucht — ist einer und derselbe; ist tief versunken in Sclaverei, vereinzelt in Finsterniß, befangen vom Bösen, unfähig des Heiligen und Großen.

Sechstes Gespräch.

B. So hätte ich Ihnen kürzlich den Inhalt unserer Gespräche mitgetheilt.

K. Und einverstanden bin ich mit dem, was Sie als Resultat aufzeigen. Doch lassen Sie uns aus dem unerschöpflichen Vorrath wenigstens Einiges gleich ist noch vollständiger deuten und bilden, dann ein andermal wiederum ein Anderes. Die grosse Bedeutung des Handels ist mir nicht fremd, die Verkehrtheit, jedes Gewerbe an jedem Orte haben zu wollen, sehe ich ein; allein Sie haben bei der obigen

Unterſuchung faſt nur von Fabrikaten geſprochen, nicht von Producten. Erſt wenn wir über beide etwas feſtgeſetzt haben, können wir auf Englands Welthandel kommen, und deſſen Bedeutung erwägen.

B. Sehr richtig; Sie wollen nämlich bemerkbar machen, daß zwar nicht jede Fabrik überall beſtehen kann, aber erſt dann die Anſicht des Gewerbes und Verkehrs vollſtändig wird, wenn wir auch wiſſen, welche Producte in einem Lande mit Vortheil erzeugt werden können oder nicht. Vielleicht wird dann der Reichthum der Production die Schwierigkeit der Fabrication ausgleichen. Meinen Sie aber, daß es Länder gibt, wo beide Zweige gleich ſehr beſchränkt ſeyn müſſen, und alſo kein hoher Grad des Flors erzeugt werden kann?

A. Gewiß ſind die kälteſten und die heißeſten Länder in dieſer Lage.

B. Da also die Production durch die natürliche Beschaffenheit der Länder mehr beschränkt wird, als die Fabrication, so läßt sich dabei wohl noch weniger erkünsteln?

K. Allerdings; wir können keine Colonialwaaren hier erzeugen, es wäre Beschränkung, deßhalb ihren Gebrauch zu verdammen; im Gegentheil kommt es nur darauf an, uns in den Stand zu setzen, für alle Zeiten sie gegen andere Waaren von Werthe anschaffen zu können.

B. Die deutschen Länder scheinen ihnen doch keineswegs von Natur so stiefmütterlich behandelt zu seyn, daß für sie kein Zweig nutzbarer Production vorhanden wäre?

K. Sobald der Nation die Thätigkeit nicht fehlt, wird die Natur reichlich darbieten.

B. Hat Deutschland z. B. nicht in den verletzten Jahren gewaltige Summen von England für Getraide bezogen, womit lange Zeit Colonialwaaren bezahlt werden können? Läßt sich nicht behaupten, ähnliche Ereigniſſe werden von Zeit zu Zeit wiederkehren?

K. Beides iſt wahr; allein erinnern Sie ſich, daß ſo viele darin den Grund des größern Uebels der jetzigen Theurung ſehen wollen.

B. Haben wir nicht Geld genug erhalten, das Getraide und die Colonialwaaren theurer zu bezahlen, ſo wie der Engländer jenes theuer bezahlen mußte?

K. Gewiß; allein dieß Geld erhielten nicht unmittelbar die Aermern, welche durch die Theurung hauptſächlich gedrückt werden, ſondern reiche Pächter und Gutsbeſitzer.

B. Die Bemerkung iſt richtig; der Taglöhner, und noch mehr der Salariſt fühlt jede Preisveränderung bei den Ausgaben am drückendſten, weil bei der Einnahme nicht ſogleich die Erhöhung eintritt. Laſſen Sie uns aber, um den Grund des Uebels beſſer auffinden zu lernen, den Weg einſchlagen, der oben die Unterſuchung über die Entſtehung des Krieges zwiſchen Frankreich und Oeſterreich erleichterte; laſſen Sie uns annehmen, England exiſtirte gar nicht, könnte alsdann nicht irgend ein Staat des feſten Landes ſolchen Getraidemangel haben, daß beträchtliche Zufuhr aus andern Staaten für ihn nothwendig würde?

K. Allerdings.

B. Er wird alſo in fremden Provinzen aufkaufen, den Mangel erſetzen wollen?

K. Natürlich.

B. Allein um so viel, als er aufkauft, wird der Vorrath in jenem zweiten Staate geringer, der eigne Mangel wahrscheinlicher; deßhalb wird man den Aufkauf untersagen, denn jeder ist sich selbst der Nächste, sagt das Sprichwort.

K. Freilich hat jeder Staat die Verpflichtung, zunächst für seine Bürger zu sorgen.

B. Die Bürger des Mangel leidenden Staates werden aber nothwendig verhungern, wenn die Sperrung, wie man doch will, recht streng eintritt?

K. Man hätte von Seiten des Staates für solche Fälle sorgen und Magazine anlegen sollen.

B. Davon nachher. Wenn ferner zu einer andern Zeit die Bürger jenes sperrenden Staats selbst in Mangel geräthen, und der zweite nunmehr schon der Wieder-

vergeltung halber auch sperrt: so ist die Reihe des Verhungerns an jenen, mithin sind bei einem consequenten Sperrungssystem unter verschiedenen Staaten diese sämmtlichen Staaten in Gefahr, binnen mehreren Jahren auszusterben.

K. Gewiß; allein man sperrt in der Regel nur von Zeit zu Zeit, läßt gern ausfahren, wenn der Gewinn reichlich war.

B. Gut, so wollen wir diese verschiedene Maßregel auch aus einem andern Gesichtspuncte prüfen. In jedem Jahre wächst auf dem ganzen Erdboden ein gewisses Quantum Getraide, aber nicht in jedem Jahr genau dieselbe Menge, noch gleich viel in jedem Districte.

K. Ganz gewiß.

B. In einem kleinen Bezirke ist die Größe des in verschiedenen Jahren ge-

wonnenen Quantums ungleicher, als in ausgedehntern Districten, z. B. ein kleiner Acker kann in einem Jahre das zehnte Korn tragen, im zweiten verhageln und keinen Ertrag geben: so kann aber in einem ganzen Lande nicht das eine Jahr zehnfach lohnen, das zweite gar nichts ertragen.

K. Ohne Zweifel; und die Verschiedenheit zwischen dem Ertrag des einen Jahres und dem des andern ist am geringsten bei Vergleichung des Gewinns auf dem ganzen Erdboden.

V. Sehr richtig; und so würde auch ein Vergleich der Jahre für den ganzen Erdboden das eine nicht als bedeutend trockner oder nässer erscheinen lassen.

K. Freilich; obgleich ein Land überschwemmt und das andere ausgetrocknet seyn mag.

B. Wenn man aber den Fluß des Waſſers nicht beſchränkt, ſo wird es unaufhaltſam zum Gleichgewicht, zum richtigen Maße ſtreben.

K. Allerdings.

B. Wenn man ferner auch den Abfluß des Getraides nirgends beſchränkte, ſo würde dieß am ſicherſten dahin eilen, wo Mangel ſich fände. — Jede Waare dringt zum Kaufer, befördert durch überall ſich findende Verkäufer; aber ſie gelangt um ſo ſchwerer dahin, wenn tauſend Hinderniſſe in den Weg geworfen werden, die den Verkäufer verwirren, den Kaufer dem Mangel ausſetzen.

K. Sehr wahr ſcheint mir dieſe Anſicht; allein es iſt nicht zu erwarten, daß ſie ſo bald allgemein werden wird.

B. Mag wohl ſeyn; allein haben denn die ſeit ſo manchen Jahren eingetretenen

Sperrungen die Preiſe in einem Ländchen bedeutender niedrig gehalten als im andern?

K. Ich wüßte wenigſtens kein Beiſpiel.

V. Die Meinung wäre alſo ungegründet, daß ein Staat gegen den andern durch Beſchränkung des Verkehrs mit Getraide gewönne. Hat man denn aber auch wenigſtens eingeſehen, daß die Beſchränkung des Gewerbes im Innern ſchädlich ſey?

K. Es ſcheint, da man den Verkauf an jeden aus der erſten Hand begünſtigt, alle Aufkauferei aber, die das Gewerbe in einzelne Hände bringt, zu hindern ſucht.

V. Iſt denn das Bedürfniß jedes Bedürftigen gleich groß?

K. Keineswegs.

B. Es wird ſich alſo kein Maß angeben laſſen, wie viel jeder Einzelne kaufen dürfe?

K. Nein.

B. Der Bäcker wird mehr kaufen, als der Schneider, und ein Bäcker mehr als der Andre.

K. Allerdings kann die Beſchränkung des Aufkaufens nicht darauf gehen, daß jeder Einzelne ohne Rückſicht auf Bedarf und Gewerbe ſtets ein gleiches Quantum ankaufe.

B. Werden Sie, oder irgend ein Officiant, ein Künſtler, ein einzelner Mann, den Bedarf an Brodkorn auch ſelbſt aufkaufen, verwahren?

K. Nein, dieſen Bedarf nehme ich vom Bäcker, der beim Ankauf ſchon auf dieſen und ähnlichen Abſatz gerechnet hat.

B. Wird der Bäcker, der nun einmal als nothwendiger Aufkäufer erscheint, nicht ferner bedenken, daß die Preise verschiedner Jahre nicht gleich sind, wird er, so bald ihm das erforderliche Vermögen nicht mangelt, im wohlfeilern Jahre selbst für mehrere folgende Vorrath anschaffen?

K. Allerdings; denn woher sollte in unfruchtbaren Jahren das Getraide kommen, hätte man es nicht aufbewahrt.

B. Vortrefflich; also lediglich durch Aufkaufen und Verwahren läßt sich die Theurung abwehren?

K. Gewiß; allein ich will nicht, daß dieß durch Aufkäufer geschehe, die nur auf ihren Vortheil bedacht sind, das Getraide zurückhalten, um die höchsten Preise zu erzwingen.

B. Früher ward schon einmal bemerkt, daß man nur vom niedrigsten Standpuncte

im Handel überhaupt das Verkehrte, Schädliche vorzugsweise gewahr werde, dieß gilt auch für diesen einzelnen Zweig des Handels. Ich behaupte nicht, jeder einzelne Getraidehändler beabsichtige direct nur das Heil seiner Mitbürger, — wie das auch bei andern Gewerben selten gesagt, wie viel seltner gethan wird; — sondern indem er selbst nach dem eignen Gewinn trachtet, befördert er nothwendig das Heil des Ganzen.

K. Wie wollen Sie dieß Paradoxon beweisen?

V. Angenommen, es sey jemand im Stande, ganz allein alles Getraide im Lande aufzukaufen, den man nicht zum Verkauf zwingen könnte, würde dadurch das Getraide theuer werden oder wohlfeil?

K. Theuer.

B. Wenn ferner jemand zwar nicht alles Getraide aufkaufen könnte, aber doch die Gewalt hätte, jeden Dritten vom Getraidehandel auszuschließen, was würde daraus folgen?

K. Daß jener ein Monopol besäße, dessen Folge stets Theurung ist.

B. Wenn endlich jemand selbst gar nicht aufkaufte, aber doch alle Andern hindern könnte, Getraide in Vorrath anzuschaffen, was ginge aus diesen Verhältnissen hervor?

K. Daß überall in unfruchtbaren Jahren kein Vorrath vorhanden, und die Theurung am höchsten seyn würde.

B. Lassen Sie uns nun die umgekehrten Fälle betrachten: wenn nicht einer, nicht zwei, sondern jeder, der Kraft und Lust dazu hat, mit einer Waare handeln kann, findet dann ein Monopol Statt?

K. Keineswegs, wie ſich von ſelbſt verſteht. Die Concurrenz der Verkäufer dient zum Vortheil der Käufer, ohne ihnen den billigen Gewinn entziehen zu können.

B. Wäre es aber nicht beſſer, einen wohlhabenden Kaufmann vor ſolcher Concurrenz zu ſchützen, dagegen aber verbindlich zu machen, ſtets die Waare in hinlänglichem Vorrath zu bewahren, und für gewiſſe annehmliche Preiſe zu verkaufen?

K. Keineswegs; denn einmal iſt das Vermögen eines einzelnen Kaufmanns nicht ſo groß, daß er eine viel gebrauchte Waare hinlänglich für ausgedehnte Diſtricte herbeiſchaffen kann; oder iſt es auch groß genug in einem Augenblick, ſo kann man es nicht als ſicher für alle Zeiten betrachten. Dann würde der Kaufmann gezwungen ſeyn, durch viele Gehülfen den Mangel eigner Kräfte zu erſetzen, welche aber ohne genaue Auf-

ſicht und eignes Intereſſe das Gewerbe weder am beſten, noch am wohlfeilſten betreiben würden. Ferner kann ein einziger Kaufmann nicht dafür einſtehen, daß die Waare überall durch ſeine Bemühungen ganz ſicher und hinlänglich nach dem Bedürfniß vertheilt werde; und endlich ſtört die Fixation der Preiſe ſo ganz das Gewerbe, daß der Kaufmann zu Grunde gehen, oder nothwendig der Verpflichtung uneingedenk das Publicum als Monopoliſt drücken muß.

V. Wenn nun aber der Staat dieſen Kaufmann vorſtellen will? Gedenken Sie zum Beiſpiel der Tabaksadminiſtration im Preußiſchen, um weitere Erläuterungen zu ſparen.

K. Der Staat wird bei ſeiner Macht ſtets als Monopoliſt handeln.

B. Sehr richtig; er wird ferner noch mehr Unkosten haben, als jeder Privatmann, der nicht lediglich durch angestellte Officianten, sondern aus eignem Betrieb dem Gewerbe vorsteht.

K. Allerdings; und dann erwägen Sie den Schaden für die Thätigkeit der Unterthanen, wenn ihnen der Staat die Gewerbszweige entzieht.

B. Also mit vollem Rechte behaupten wir, der Staat soll gar nicht Handel treiben. Nicht allein die bereits angeführten Uebel entstehen daraus, sondern der ganzen Idee des Staats widerstrebt solch unnatürlicher Zustand, und die Vorliebe für den erkohrnen Wechselbalg verblendet über das Interesse der wahren Kinder.

K. Sehr richtig und nicht zu bezweifeln.

B. Lassen Sie uns also das Festgesetzte mit Bezug auf den Getraidehandel nochmals zusammenfassen: Der Staat soll nicht handeln, so wenig mit Getraide, als mit andern Dingen, er wird Monopolist, hat die erdsten Kosten, muß deßhalb am theuersten verkaufen; will er dieß nicht, so muß er den Ausfall durch andre Auflagen ersetzen, oder durch gewaltsam festgesetzte Preise beym Einkauf den ersten Verkäufer drücken. — Hindert er den freien Handel der Untergebnen, so wird die Stockung Mangel mit sich führen, im Gegentheil die Concurrenz steten Vorrath herbeischaffen, mäßige Preise bewirken, und der Einzelne, der in der theuersten Zeit mit dem meisten Gewinn verkauft, auch dem dringendsten Uebel abhelfen, der größte Wohlthäter seyn. Geben Sie dieß zu?

A. Ich wüßte nichts dagegen einzu-

wenden; allein nähere Erläuterungen werden das Ganze noch mehr begründen.

B. Sehr wahr: allein in dem Gesagten möchten die Andeutungen zur vollständigen Ausführung für den Kundigen liegen; und ist nicht das Ganze eine unnütze, bereits zu lange Abschweifung von den Gegenständen, die wir besprechen wollten?

K. Die Hungersnoth gehört wahrlich so sehr mit zur Tagesgeschichte, daß Gespräche darüber gar nicht fehlen dürfen.

B. Abgesehen davon, haben wir noch ein bedeutendes Resultat aus dem Verhandelten zu ziehen, wenn wir es auch nur als interessantes Beispiel betrachten, das für alle Fälle gelten soll.

K. Wie so?

B. Vom Handel, seiner Nothwendigkeit, seinem Werthe war schon gesprochen, wir haben die Idee höher gehoben, ver-

vollständigt; denn für den nur einigermaßen Selbstdenkenden ist nunmehr die Nothwendigkeit des freien Handels bereits hinlänglich entwickelt. Viel wäre auch hier noch zuzufügen, hielte ichs nicht für Zeit, England, dessen Existenz wir zeither suspendirt hatten, nunmehr die Rechte des Daseyns wieder zuzubilligen.

K. Eine schlechte Geburtsstunde für England, da eben vom freien Handel so andächtig gesprochen wird.

B. Warum soll England hiebei so ganz besonders Schmerzen empfinden?

K. Drückt sein Handelsmonopol nicht ganz Europa?

B. Handelt die Regierung etwa in England auch mit Tabak, oder Holz, oder Salz und dergleichen?

K. Keineswegs.

B. Also träfen wenigstens die Vorwürfe nicht Englands Regierung, welche wir manchen andern Kram- und Handelsreichen darüber machen müßten. Itzt fragt sich weiter: in welchem Lande ist der Handel der Unterthanen unter sich, oder gar mit dem Auslande frei, wo ist keine Contrebande, wo sind keine Mauthbediente?

K. Die finden sich überall.

B. Also mit dem freien Handel, steht es überall noch schlecht, und in England gar nicht schlechter, als in den andern Ländern, wie Sie meinten. Oder haben Sie nur sagen wollen, England handle mehr als die meisten andern Länder?

K. Dieß ist freilich der richtigere Sinn.

B. Sonderbar ists aber, daraus einen Vorwurf zu bilden: auf gleiche Weise konnte man den Fleißigen tadeln, daß er

dem Faulen zuvoreile, den Klugen, daß er nicht dumm sey, den Schönen, daß er nicht häßlich erscheine.

K. Allerdings wären diese Vorwürfe ungerecht; allein wir wollen auch nur Antheil haben an dem Fleiß, dem Gewerbe, der Klugheit.

V. Werden Sie dadurch fleißig, weil ein anderer faul ist, oder klug, weil ein zweiter dumm ist?

K. Keineswegs.

V. Sondern der Fleiß eines zweiten, die Klugheit eines andern ist Ihnen Sporn und Antrieb.

K. Gewiß.

V. Und dieser Fleiß, diese Klugheit ist etwas Gutes, und das Gute soll nicht zerstört werden.

K. Sehr übel wäre dieß.

V. Wie ist's möglich, bei dieser Gewiß-

heit das eigne Gewerbe, den eignen Fleiß immer nur durch Englands Untergang begründen zu wollen? Wie kann etwas gewonnen werden, wenn dagegen anderswo eben so viel zerstört wird? Ist diese locale Ansicht nicht die gemeinste, niedrigste?

K. Freilich wohl.

F. So wollen wir nochmals von andern Puncten aus die Untersuchung anheben, da hier gewaltig der zügellose Fortschritt gehemmt ward. Wir setzten fest: die Production sey noch weniger zu erzwingen, als die Fabrication, wir wollten deßhalb die Benutzung des ganzen Erdbodens nicht aufgeben. Es fragt sich, wollen wir Colonialwaaren, um ein Beispiel fest zu halten, zur Ersparung nicht direct vom Producenten beziehen?

K. Allerdings würden wir dann den Gewinn des Zwischenhändlers selbst behalten.

P. Dieser erbickte freilich nichts; allein damit ist noch nicht bewiesen, daß wir wohlfeiler kaufen könnten.

K. Wie so nicht?

P. Weil andre Unkosten diese Ersparniß übersteigen können. Z. B. warum wollten Sie oben nicht die wenigen Scheffel Getraide zum jährlichen Bedarf selbst einkaufen und verwahren?

K. Weil ich dazu besondern Gelaß haben, selbst säuren und backen müßte, und dieß würde mir allerdings mehr Kosten verursachen, als der Gewinn beträgt, welchen der Bäcker als Zwischenhändler nimmt.

P. Wenn Sie ferner Ihren Bedarf an Kaffee direct aus Surinam verschreiben sollten?

K. Auch dieß würde sehr hoch zu stehn kommen; dazu ist der Kaufmann.

B. Glauben Sie aber wohl, daß der Unterſchied zwiſchen ihrem Bedarf und dem des Materialiſten nicht ſo groß iſt, als der Unterſchied zwiſchen dem Bedarf des Lehtern und dem des Großhändlers?

K. Ich bin überzeugt, daß dieß allerdings der Fall iſt.

B. Soll alſo der Materialiſt direct den Bedarf aus Surinam beziehen?

K. Er allein kann kein Schiff befrachten; einer Geſellſchaft Materialiſten würde es erſt möglich ſeyn.

B. Dieſe müßte doch einen Schiffer annehmen, ihn beſolden, vorher aber das Schiff bauen, Matroſen miethen, die Gefahr tragen, müßte die Güte der rohen Waare, die billigſten Verkäufer, die Zeit des beſten Einkaufs kennen, müßte zum Umladen der Waare andre Stromſchiffe bereit halten und darauf Acht haben laſſen,

genaue Erkundigung über den Ertrag und das Bedürfniß ganzer Jahre einziehen. Sie müßte — sagen Sie selbst, was alles erforderlich ist:

K. Sie müßte Schaden haben, damit wir mit dieser klaren Sache bald fertig werden; der Zwischenhandel ist gerechtfertigt, beschränkt den freien Handel nicht, er mag und muß bleiben.

B. Wir sind wieder um einen Schritt vorwärts gekommen, wir wollen fremde Waaren nicht entbehren — keineswegs aber alle direct beziehen.

K. Sehr richtig; allein wir wollen sie nicht von Einem beziehen, und diesem Monopolisten unverhältnißmäßigen Gewinn zahlen; so erneuert sich der Vorwurf gegen England.

B. Wir wollten es deßhalb nicht eiligst zerstören, sondern nach dem frühern Ver-

ſatz ruhig prüfen. Jene Behauptung alſo enthält zweierlei: einmal, daß England den Alleinhandel habe, und zweitens auf eine ſolche Weiſe, daß wir deßhalb die Waaren theurer bezahlen müßten.

K. Folgt eines nicht nothwendig aus dem Andern?

B. Wir wollen ſehen. Der Handel Englands iſt doch nicht ſo ausſchließend, daß Dänen, Schweden, Amerikaner ꝛc. gar nicht handelten?

K. Nicht ſo ausſchließend, wohl aber überwiegend.

B. Ganz allein können die Engländer den Preis deßhalb immer nicht beſtimmen.

K. Nicht ganz allein, aber doch hauptſächlich.

B. Ich will Ihnen mehr zugeben, als Sie verlangen können, daß nämlich die Engländer einzige Verkäufer der Waaren

ſind, die wir hier nicht produciren können. Kauf und Verkauf iſt aber ein Vertrag, zu dem Zwei gehören, ein Verkäufer und ein Käufer.

K. Ohne Zweifel.

V. Alſo macht der Verkäufer nicht allein den Preis, ſondern mit dieſem der Käufer; nicht allein der Engländer, ſondern auch alle, die von ihm kaufen.

K. Richtig; allein die Waare wollen wir einmal nicht entbehren, das weiß der alleinige Verkäufer; ſeine Forderung wird alſo kein Dingen und Bieten bedeutend ermäßigen können.

V. Es gibt doch aber Preiſe, die vor der groſſen Zahl der Käufer nicht zu erſchwingen wären; z. B. wenn das Pfund gewöhnlichen Kaffees 1 Rthlr. gälte, ſo müßte die gemeine Claſſe der hieſigen Bewohner aufhören ihn zu trinken.

K. Allerdings; und ſolche Preiſe kann der Verkäufer nie ſetzen, ohne ſich den Abſatz ganz zu verderben.

V. Die Verhältniſſe des Käufers werden alſo immer eine bedeutende Beſchränkung für den Verkäufer bleiben, er wird beſonders bei Gegenſtänden, die nicht zu den durchaus unentbehrlichen Bedürfniſſen gehören, nie nach eigner Willkühr allein verfahren können. Wir wollen itzt ſehen, in wie fern nicht die Käufer, ſondern auch die Verkäufer ſelbſt das vorgebliche, nachtheilig geſcholtene Monopol Englands beſchränken. Wenn Sie in einer kleinen Stadt wohnten, wo nur ein Kaufmann anſäſſig wäre, in der Nähe aber keine andere Stadt, aus welcher Sie Waaren könnten holen laſſen, was würde daraus entſtehen?

K. Ich würde die Waaren theuer bezahlen müſſen, und mit Recht wünſchen,

daß ein zweiter Kaufmann ſich anſetze, um mich der Willkühr des erſten zu entziehen.

B. Richtig; allein wenn der Abſatz in jenem Orte ſo gering wäre, daß kaum Ein Kaufmann von dem hohen Gewinn leben könnte, und ihr Wunſch ginge dennoch in Erfüllung?

K. So würden beide Kaufleute entweder die Preiſe noch mehr erhöhen, um bei größerm Gewinn beſtehen zu können, oder der eine würde banquerott, und wir wären auf der alten Stelle.

B. Wenn Sie nun aber in einer groſſen Stadt, z. B. in Berlin, lebten, würden Sie auch da Grund haben, die Anſetzung eines neuen Materialiſten zur Ermäßigung der Preiſe zu wünſchen?

K. Keineswegs; die Concurrenz iſt bereits ſo groß, daß dadurch keine ſichtbare

Wirkung zum Vortheil des Käufers entſtehen kann.

V. Werden Sie aber nicht die Waaren aus andern Städten, z. B. aus Potsdam, Frankfurt ꝛc. kommen laſſen?

K. Keineswegs; die Koſten würden ſich dadurch nur erhöhen.

V. Wenn es aber nicht möglich, noch räthlich iſt, dieß zu thun, ſo übt doch die Berliner Kaufmannsgilde ein Monopol über alle Berliner aus, erhöht dadurch die Preiſe?

K. Dieß kann ich nicht zugeben; denn durch den Zutritt anderer Gilden würde ſo wenig als durch den Zutritt eines einzelnen neuen Gliedes eine Abänderung des Preiſes entſtehen, und die Concurrenz mehrerer hundert Kaufleute ſetzt den Preis ſo feſt, daß er natürlich genannt werden muß, geſtattet dabei nur den unentbehrlichen Ge-

winn, und nirgends zeigen sich Spuren eines drückenden Monopols.

B. Vortrefflich! Wenn also die Concurrenz einiger hundert Verkäufer den Käufer vor allen nachtheiligen Folgen sichert, wie kann man von dem schädlichen Handelsmonopol Englands sprechen; wird die Concurrenz von Millionen, denen das Gewerbe offen steht, nicht unendlich sicherer jene Wirkung hervorbringen; wird in Hinsicht des Preises für den Käufer irgend ein Gewinn entstehen, wenn ein Einzelner oder eine neue Gilde, eine neue Handelsstadt sich hinzuthut?

A. Wahrlich, der Beweis läßt sich nicht umstoßen; allein Sie müssen doch zugeben, daß alle Waaren itzt theurer sind als sonst; woher kommt dieß, wenn Englands Handel nicht die Schuld trägt, wie sich klar ergeben hat?

B. Alle Waaren ſind theurer; alſo auch Getraide, Holz, Talg, Flachs und andere Gegenſtände, die nicht England ausſchließlich verführt, vielmehr einkauft?

K. Freilich auch dieſe Waaren; was iſt aber der Grund der Theurung?

B. Zu ſehr würde uns dieſe intereſſante Unterſuchung abführen; aber mehr als die Hälfte haben Sie ſich erklärt, ſo bald Sie die Idee durchführen, das metalline und papierne Geld ſey Waare, die gewöhnlich ſo genannten Waaren aber Geld.

K. Die nähern Erläuterungen geben Sie mir ein andermal. Glauben Sie denn aber, daß der itzige Zuſtand der Dinge der allein richtige ſey, daß England immer mehr und mehr ausſchließlich handeln ſolle?

B. In wie fern der Zuſtand itzt der richtige, ja der wünſchenswerthe ſey, geht

nur aus dem Beſchauen aller Verhältniſſe Europa's hervor, und da möchte noch mehr aufzuräumen ſeyn, als bei der Anſicht des Handels, ehe der wahre Standpunct gewonnen würde. Wir ſahen, daß über den Handel nichts geſcheidtes feſtgeſetzt werden kann bloß vom Standpuncte des Käufers, bloß vom Standpuncte des Verkäufers. Das Dritte, was allein vermag, noch thörichter zu ſeyn, wollen wir nicht ganz überſehen; wenn nämlich ein anmaßlicher Staatsmann auftritt, und jene beiden vergeſſend, den Käufer und den Verkäufer, das Gewerbe nur wie eine Kuh betrachtet, die Milch geben ſoll, ohne Futter zu bekommen, der es für höchſte Weisheit hält, jegliche Beläſtigung zu ſteigern, ſo lange nur nicht gänzliche Unmöglichkeit des Betriebs eintritt.

K. Welche unendliche Entfernung von

Univ. Bibl.

hier aus zum freien Handel iſt, vermag jeder einzuſehen.

B. Und wer nicht vermag einzuſehen, daß der freie Handel die höchſte Idee iſt, der wird auch nichts von freier geiſtiger Thätigkeit überhaupt begreifen — er laſſe ſich anderwärts belehren.

K. Würde aber der freie Handel nicht gewaltige Umwälzungen in den Verhältniſſen der cultivirten Welt herbeiführen?

B. Allerdings; denn itzt iſt der Handel in Beziehung auf das rein Phyſikaliſche am lebendigſten in Gegenden, die von Natur keineswegs die am meiſten begünſtigten ſind. Bei einer gänzlichen Freiheit des Gewerbes, beim Aufheben aller künſtlichen Hülfsmittel, ihn in dieſen Gegenden zu erhalten, würde er ſich ſüdlicher ziehn;

die Regionen des mittelländischen Meeres, Kleinasien, würde seine alte Wichtigkeit wieder erhalten, andrer Gegenden nicht zu gedenken, für welche gleiche Verhältnisse eintreten.

K. Klima und Boden bestimmen aber doch nicht allein das Resultat; und so lange die Bewohner jener mildern Gegenden träg und lässig bleiben, ist die Natur vergeblich für sie vorhanden, vergeblich die Möglichkeit des Verkehrs.

B. Sehr wahr; — wäre indessen ihr Geist so lebendig, als die Natur, bald würde es vergeblich erscheinen, im hohen Norden, bei grösern Unkosten des Materials, der Verarbeitung und des Existirens selbst, mit ihnen zu wetteifern. Erst wenn höherer Flor den ganzen Erdball umfinge, würde neue Wärme, neues Leben auch in

dieſe Zonen ſich wieder hindrängen, verbreiten, aber die Zeiten ſind fern, der Zerſtörung zu viel.

K. Sie tadeln alſo die beſchränkenden Maßregeln nicht, welche Staatsmänner für die hieſigen Gegenden feſtſetzten?

B. Der Maßregeln ſind ſo viele, oft ſo widerſprechende, daß ich darüber ſo kurzweg weder lobend noch tadelnd zu urtheilen vermag.

K. Sollte ſich von der Idee des nothwendigen künſtlichen Feſthaltens des Verkehrs und aller Cultur in den weniger von der Natur begünſtigten Gegenden nicht eine Rechtfertigung für manches gegen England zu ſagende ableiten laſſen?

B. Wiederum eine nicht durch bloßen Ausſpruch zu beantwortende Frage. Un-

Allerdings gewiß iſt indeſſen, daß von der eigennützigen Idee der Käufer, am Preiſe zu gewinnen, von der neidiſchen Anſicht des Trägen, von der thörichten Bemühung des Gewerbe Erkünſtelnden nicht ausgegangen werden kann, kein Verſuch zu machen iſt, gegen England, und über England, irgend Etwas Nachtheiliges zu ſagen. Die eigne Verkehrtheit des Verſtandes und der Geſinnung muß jedesmal bei gründlichem Bemühn beſchämend hervorgehen. Eine kindiſche Angſt, aus Mangel an Beherrſchung der Begierden, die irdiſchen Güter zu verlieren, ergreift die Einzelnen, ergreift die Staaten. Vom Concurſe der Gläubiger ſich zu retten, will man nicht die eigenen unendlichen Kräfte in Thätigkeit ſetzen, ſondern jene zerſtören, als wäre damit der Zügel gegeben für die Zukunft, der Keim der innern Zerſtörung erſtickt.

Wenn mein Blick die Geſchichten der Welt durchläuft, lerne ich Brittannien würdigen. Nimmer war ſolche mächtige Wirkſamkeit aller Kräfte, ſolche Beherrſchung, und eben dadurch ſolche Einigkeit mit der Natur, ſolche Tiefe des Sinns, ſolche Lebendigkeit der Anwendung, ſolche Geſtaltung der Verfaſſung, die unſinnige Thorheit nur zu läſtern vermag. — Weg mit dem Entwurf, es fehle der Nation, dem Einzelnen dieß oder jenes; dem Zeit ſollte es doch ſeyn, die Individualität der Nationen anzuerkennen und zu verehren, wie man anfängt die Einzelnen verſtändig zu ſchätzen.

Was auch die Zeit für Ereigniſſe herbeiführen mag, groß wird allein England erſcheinen in dem Kampfe gegen eine Uebermacht, die die Staaten, wie die Einzel-

und zur Nichtigkeit führt. Unselige Verblendung, erzeugt durch unendliche Schlaffheit, wagt es, Englands Flotten gefährlicher zu scheinen, als Frankreichs das Innere durchwühlende Heere. Mit Englands Untergang ist Europas gänzliche Sclaverei gegeben, und wehe denen, die so Herrliches zerstören, wehe denen, die solches dulden, wehe den Nationen, die vom Zügellosen, Verbildeten sich zur höhern Stufe sollen bilden lassen. Dahin ist es gekommen, daß der Geist der Bürger sich vom Guten oder vom Vaterlande losreißen muß. — Entartung und Weichlichkeit hat Männer wie Thermopylä Helden zu Narren gestempelt, ihre Grabschrift für dummes Gewäsch erklärt. Es werden aber äußere Künsteleien und Spielereien das Todte nicht ins Leben zurückrufen, es wird verwesen, und dann in andern Zeiten jun-

ges Leben hervorquellen. Mit dem Leben des Staats ſtirbt das Leben der Nation, des Gemeinſamen, der Sittlichkeit, der geiſtigen Ausbildung; denn der Staat ſoll ſeyn das Verknüpfende eines jeglichen, das Poſitivſte, nie das Negative, Beſchränkende. Was ſoll aber der Einzelne beginnen in ſolcher Zeit? — Er ſoll nicht vom Einzelnen aus ganz veränderte Erſcheinungen erwarten, nicht feig durch eigne Zerſtörung ſich dem Anblick entziehen wollen, als wäre damit etwas geändert oder gewonnen; ſondern erkennen jeglichen Frevel, jegliche Boßheit, jegliche Dummheit, nicht von Einem — nein von Allen. — Damit ihn aber die Erkenntniß nicht zerſtöre, heilige er ſich ſelbſt. Dann wird hervorbrechen unendliche Klarheit, überglänzen, vernichten alles Vereinzelte, Erdrende; einzig und einig ihm erſcheinen das

Universum, der Inbegriff alles Göttlichen; und nur so sein Leben göttlich seyn und selig, denn er ist inne geworden, „daß wir in Gott sind, und Gott in uns.“ *)

*) 1 Joh. 4, 13.

Die

Herbstreise nach Venedig

von

Friedrich von Raumer.

Honny soit qui mal y pense.

Erster Theil.

Berlin, 1816.

In der Realschulbuchhandlung.

Universitäts-
Bibliothek
München

Erſter Brief.

Landeck, den 18. Auguſt, 1815.

Aus der Ueberſchrift ſiehſt du, daß ich auf einer Reiſe und weit entfernt bin, den dir mitgetheilten Arbeitsplan durchzuführen. Aber der Menſch denkt und Gott, welcher lenkt, muß wahrſcheinlich kein unbedingtes Wohlgefallen an einer ſolchen immerdar ſitzenden Lebensweiſe haben. Von Seiten meines Körpers kamen mir wenigſtens darüber mehre beſtimmte Weiſungen zu, und während ich noch überlegte, ob ſie nach dem einen philoſophiſchen Syſteme für lügenhaft und verführeriſch zu halten wären, oder ob ich darin nach dem anderen Syſteme höhere Offenbarung erkennen müſſe, trat mein Arzt entſcheidend dazwiſchen, und befahl mir, eine Brunnencur zu gebrauchen. Weil man nun entweder keinen Arzt befragen, oder ihm gehorchen muß, ſo machte ich gleich einen wohlgemeinten Anfang; aber die ſchönen Vormittage ſo unter Waſſer ſetzen, und in den Br. Straßen auf und ab laufen, erſchien doch zu langweilig. So löſen Sie ſich, fuhr mein Arzt fort, von Ihren Beſchäftigungen, und gehn Sie in den Ferien

aufs Land; vielleicht heilen dort vier und zwanzig Flaschen Wasser so viel als hier acht und vierzig, und machen Ihnen dort nur so viel Langeweile als hier zwölf. — Dieß klang annehmlicher, und ich beschloß, mit Frau und Kind zu meinem Bruder nach Kaltwasser zu reisen. Allein das Brunnenwasser aus Altwasser, welches ich mir nach dem ehemaligen geistlichen Gute Kaltwasser nehmen wollte, konnte doch unmöglich die gesammte Literatur ersetzen; und es fragte sich nur, welche Werke sich damit am freundschaftlichsten vertragen, oder im strengen Gegensatze ihre vornehme Würde selbstständig behaupten, und mich am besten in der Mitte aufrecht halten würden. Ich ergriff endlich Pallavicini über die tridentinische Kirchenversammlung, legte ihn zu den Wasserflaschen und der Leibwäsche, und war im Begriff, seine darüber erhobenen Einreden zu widerlegen, als der eintretende Postbote mich unterbrach und einen Brief meines Freundes L. überreichte. Es war eine Aufforderung, ihn auf einer Reise nach Prag, Wien und Salzburg zu begleiten; gründlich aber zeigte ich, daß ein Mann von Grundsätzen, allseitig überlegte Pläne nicht leichtsinnig aufgeben dürfe. Der Verführer, welcher nie schläft, spielte mir zwar Gilberts Reisehandbuch in die Hände, allein beim

Aufschlagen wachte auch mein besserer Genius, und ich las die Worte des weisen Büsch: „nichts braucht man mehr auf Reisen, als Geduld.“ An solcher Tugendübung war mir wenig gelegen, und die gleich darauf jedem Reisenden ernst vorgeschriebenen Ueberlegungen: ob er Zeit und Geld habe, bestärkten mich in jenem ersten Vorsatze. Da traten meine Freunde H. und S. hinzu, und behaupteten: es sey thörigt, in Kaltwasser kaltes Wasser trinken und die tauben Nüsse der tridentinischen Väter aufknacken, anstatt im kaiserlichen Wien Leib und Seele zu erquicken. Ich gab nach; Paß und Reisekarte wurden besorgt, Empfehlungen zu Tisch und Geldbeutel eingeholt u. s. w.

Wie aber, wenn meine bejahende Antwort L. verfehlt hätte, wenn er den versprochenen Wagen zum Abholen nicht schicken könnte, und Freund, Frau und Kinder abreiseten, der Passagier durch Deutschland aber allein zu Hause sitzen bliebe und ausgelacht würde? Diese erst scherzhaft, dann ernsthaft ausgesprochene Sorge veranlaßte, daß ich sogleich eine sich darbietende Gelegenheit ergriff, und mit dem alten Universitätspedell einen guten Planwagen bestieg, während eine dazu gehörige

Kutsche von zwei Studenten, einem Dienstmädchen, zwei Juden und einem Pudel übermäßig nach Quantität und Qualität besetzt war. Noch hatten wir keine Viertelmeile zurückgelegt, als der Sohn des alten Pedells uns als Führer einer Schaar von ausgelosseten (ich sage nicht: gezwungenen) Freiwilligen begegnete, wodurch des Vaters Reise ihren Zweck verlor, und ich saß nun allein und in Gedanken, bis einer von jenen beiden Juden, der abgestiegen war, an den Wagen trat und anhob: hören Sie, wissen Sie, Sie erinnern mich an einen großen Mann, Sie sehen aus wie ein großer Mann; kennen Sie den Doctor St. aus P.? Sie sehen aus wie der Doctor St. aus P. Er hat doch wollen ein Vorleser, ein Professor werden in Berlin, und es ist doch schon alles fällig und richtig gewesen, da ist der Krieg gekommen, und es hat Alles andere Fristen und Sichten bekommen. Sie kennen doch den D. St.? — „Allerdingk; und Sie sind wohl auch aus P.?" Ja ich bin aus P. und meine Schwester ist in Br. und ihres Mannes Vaterbruder hat mich gebeten, daß ich ihn soll begleiten nach C. Sehen Sie, es liegt mir nichts daran, aber kann ich's ihm abschlagen? — Kennen

Sie C.? Schön ist's dort in den Bädern, da sind, alle Menschen gleich, und man kann sein Glück machen, eh man's denkt. Hab' ich mir doch auch zwanzig Bücher aus Br. mitgenommen, die will ich den Damen leihen. Kennen Sie Herrmann und Dorothea? Schön, wenn man's nur erst öfter gelesen hat; und Kotzebues Theaterallmanach — Schön, so wie man's liest! — „Sehr schön, erwiederte ich, daß Sie ein Freund der schönen Litteratur sind und zu ihrer Verbreitung nicht minder verdienstlich wirken wollen, als ihr Landsmann, D. St. durch seine Schrift über das Schöne.“ — Eingestiegen, rief hier der Fuhrmann, daß die Pferde traben können, sonst kommen wir zu spät nach Jerbünemühl zu Mittag.

Auf einer dreiseitigen Geige und einer hinterwärts eingeschlagenen Baßgeige hörte ich unerwartet einen Walzer herkratzen, der seit 1809 nicht zu meinen Ohren gedrungen war, und plötzlich stand mir das Potsdamer Komödienhaus zu des Königs Geburtstag schön verziert vor Augen und das große Fest, wo die einwandernden Berliner Regierungsglieder und die Potsdamer Ureinwohner sich gleichsam vermählten, der Präsident mit der Oberburger-

meiſterin und der Oberburgermeiſter mit der Präſidentin vordrehten, und dann nach Rang, Würden und Tanzfähigkeit ſich Nummer zu Nummer fand und mir an der Stadträthin M. keine Niete prädeſtinirt war. Daran reihten ſich manche Betrachtungen über Wechſel der Zeiten und Vergänglichkeit, ſo wie denn überhaupt keine Muſik neben der heiterſten Luſt des Augenblicks auf mich einen ſo tief wehmüthigen Eindruck macht, als Tanzmuſik: beſonders aber die langſamer, ſich gehaltener fortbewegenden Walzer. Wie ſchnell wird hier, ſagte ich zu meinem Nachbar, die Gegenwart zur Vergangenheit! Einer Tagslibelle gleich, die am Abende nach kurzem fröhlichen Leben ſtirbt, einer Tagsblume gleich, die mit der ſinkenden Sonne ſchon die Blätter zuſammenlegt, ſcheint dieſer Tanz ſich zu heben und zu ſenken, und hinter dem Farbenſpiel und Tonſpiel breitet ſich ein dunkler Hintergrund, in den uns die Zeit immer weiter hineinführt. Aber je weiter wir vorwärts gehen, deſto mehr liegt ja dann in größerer Ferne hinter uns, und der ewige Kreis, der ſich nur in der Zeit und als Zeit offenbart, bleibt immer gleich unendlich groß, wir wogen uns an dieſer oder jener Stelle

des Umfangs befinden. Welche Erinnerungen auch zurückgreifen, welche Hoffnungen und Wünsche auch vorausgreifen, wie unaufhaltsam auch die Bewegung sey, wie tief wir auch in dem Kreis der Ewigkeit wurzeln, — der Augenblick der Gegenwart siegt: allein für sich abgeschlossen ist er nichts, und dasselbe gilt für den Walzer. — „Es ist ein schöner Tanz, fiel der ästhetische Jude ein, nur darf man vorher nicht Meerrettig oder Knoblauch essen." — Ich fuhr fort: leiden kann ich's nicht, wenn ein einzelnes Paar dabei allein, wie ein excentrischer Komet daherstürzt, und in alle Winkel fährt. Die geselligern Planetenbahnen geben sicher bessere Töne zur Musik der Sphären, und daß die festen, still stehenden Sonnen, wie beim Orgelpunkt, die gewaltigsten, herrlichsten Töne aushalten, davon bin ich überzeugt. „Meinen Sie die Sonne oben an der Orgel, die sich bisweilen dreht, in der Regel aber still steht?" sagte mein Begleiter. Nein, ich meine die Sonne am Himmel, oder die Damen auf dem Balle. — „Hören Sie, die Damen, welche auf den Bällen stehen oder sitzen bleiben, sind keine Sonnen." — Also ist's Ihnen noch nicht vorgekommen, daß auf den Bällen die wahren Sonnen un-

ter den Frauen still saßen, und die Johanniswürmchen darum spielten und hüpften? — „So wenig, als daß die Sonne am Himmel oder im Thale Josaphat still steht.“ — Richtig; aber wir Erdenklöße drehen uns ja um die Sonne und glauben doch oft, wir hätten sie drehend gemacht.

Das Dienstmädchen rief in diesem Augenblick meinen Zuhörer zu Tische, und sagte, als er fort war: wollen Sie nicht erlauben, daß ich auf Ihrem offenen Wagen fahre? Ein Hund, ein Jude, und drei rauchende Pfeifen machen mich ganz dusselig. Recht gern, mein Kind, oder wie heißt du? — Hedwig — Recht gern, heilige Hedwig. — Während dieser Fahrt legte ich mich, zum Theil meinem Beruf als Haupt einer Prüfungs-Commission gemäß, aufs Examiniren. Mit zwei Frauen hatte ihr Vater, ein Schullehrer, so, schreibe zwanzig, Kinder gezeugt, von denen zehn noch lebten, und die Kleinern guten Theils von ihr erzogen waren. Ohne Sorge sey sie bis jetzt durchs Leben gesprungen, und wolle dabei bis zum Sprunge ins Ehebett verharren. Gegen langen Brautstand hege sie Abneigung, und habe daher auch keinen stehenden Liebhaber. Ihr Herr sende sie seiner Frau nach L. ins

Bad zu Hülfe, und werde binnen kurzer Zeit nachfolgen. „Reisest du gern hin?" fragte ich. — O ja, und dem Fuhrmann habe ich gesagt, ich besuchte meine Verwandten, da machte er's billiger, und ich brauche doch nicht auf dem Schnatterbrett zu fahren. Was ist das? fragte ich. Es geht Ihnen, wie mir, antwortete Hedwig, denn als mein Herr sagte: für dich paßt das Schnatterbrett, glaubte ich, er spotte über mein vieles Reden. Das Schnatterbrett ist das, wo hinten der Koffer darauf steht, und was gewöhnlich sehr klappert und lärmt. — Von den Eigenschaften und Verhältnissen ihrer Herrschaft erzählte Hedwig, befragt und unbefragt, und wenn Montaigne seufzt, daß die Menschen nicht wie die Hunde durch die Nase Bekanntschaften machen, und ihre angenehmen und unangenehmen Eigenschaften zu erkennen im Stande sind, so vergaß er den Beichtstuhl des Gesindes, der jener Hundericherei ähnlich ist.

In Frankenstein mußte die ganze Reisegesellschaft in einer Stube ihr Lager aufschlagen; dennoch kam der Wirth nach einer kurzen Frist, leuchtete im Zimmer umher, und sagte: es sind vier vornehme Herrschaften angekommen, von denen Sie

wohl eine oder die andere aufnehmen? Ich erwiederte: Herr Wirth, wir sind ihrer fünf, also auch fünf Herrschaften, und dies Dienstmädchen wird sich einer Standeserhöhung unterwerfen; dann sind wir sechs Herrschaften. So viel vertragen sich kaum in Europa, viel weniger in einer Stube, und wenn Sie nach Weise der heutigen Politik ein Feind solcher kleinen Potentaten sind, so halten Sie uns für eine große Kriegsmacht, oder für hohe Verbündete, und bleiben Sie uns mit fremder Einquartierung vom Leibe. Nehmen Sie es nur nicht übel, antwortete der Wirth, und haben Sie die Güte, diese funfzehn Abtheilungen des Meldezettels über ihre werthe Person für die hohe Polizei auszufüllen. Ich war gewissenhaft und schrieb unter andern ein: ich würde mich acht Stunden lang aufhalten, hatte aber Mühe am andern Morgen grammatisch zu rechtfertigen, daß ich die Frage: „angekommen mit Extrapost, oder sonst?" mit dem einen Wörtlein sonst beantwortet hatte, und ebenso wenig wollte man es in sittlicher Rücksicht gut heißen, daß ich gar keine Geschäfte habe.

Herr Wirth, rief ich nach, wer sind denn die neuen Herrschaften? Gelehrte, polnische Grafen

und Gräfinnen, und ein Viehhändler. Das Handwerk, dachte ich, mußt du doch begrüßen, ging die Treppe hinab, und fand verwundert meine Collegen H — f und S — r. Sie mußten theokritisch mit den Hirten und dem Viehhändler zusammenbleiben, die Poblinnen waren schon verschwunden, Flüren und Treppen lagen voll Menschen, ich sehnte mich nach dem Bette, und Hedwig, die gegen ihre erste Absicht zu uns flüchten mußte, und mich für den gesetztesten unter der Gesellschaft hielt, hatte sich aus den ihr abgetretenen bleischweren Deckbetten ihr Lager unmittelbar vor dem meinigen an der Erde aufgeschlagen. Das Licht war ausgelöscht, und der Vollmond schien hell in das Zimmer, als die lustigen vier Schlafgenossen in weißen Nachtjacken und Beinkleidern sich zu gleicher Zeit geistermäßig erhoben, in bedeutenden Pantomimen nahten und zu zwei an dem Hauptende, zu zwei an den Füßen des Lagers der heiligen Hedwig in stehenden Stellungen niederknieten, den Sclaven an der Bildsäule des großen Churfürsten vergleichbar, nur daß Hedwig keine Aehnlichkeit mit einem reitenden Churfürsten hatte. Nach diesem höchst lächerlichen mimischen Zwischenspiel schliefen Alle ruhiger, als man dachte;

doch war ich mit dem frühesten Morgen im Hausflur, um dem Treiben der unzähligen Gäste aller Art zuzusehn. Unerwartet trat hier ein wohlgekleideter Mann auf mich zu, dem eine würdige weibliche Gestalt folgte, und jener, (durch die Studenten oder den Meldezettel von meiner Anwesenheit unterrichtet) redete mich an: werden Sie bald wieder Geschichte der französischen Revolution lesen? Auf meine höfliche Antwort fuhr er fort: die Polen müssten es Ihnen danken, wie Sie sich ihrer angenommen haben; es ist sehr hart, mein werther Herr, sehr hart, daß die Tugend, auf welche alle Völker Europens sich jetzt am meisten zu gute thun, daß die Vaterlandsliebe allein bei uns für ein Verbrechen gilt, oder ein Frevel unter dem Schein der Tugend ist. Der Einzelne, erwiederte ich, stirbt, aber für ein wahres Volk ist nie aller Tage Abend, und wenn man sagen darf: der König starb, der König lebt, so kann man dann noch eher sagen, das Volk starb, das Volk lebt.

Die Gegend von Warta, mit ihren schön bewachsenen Bergen, der rasch sich fortwindenden Weise, dem weiten Blick in das ebene Land, erscheint immer wieder schön; und wenn in der Tiefe

zugleich die gewaltige Orgel ertönt, fühlt man sich in eine Vergangenheit versetzt, wo die Natur zwar gleich war, die Menschen aber anders dachten und fühlten. Im Augenblicke, wo ich die drei letzten Jahrhunderte rückwärts zurücklegte, oder vielmehr in die Zeit vor der Kirchenspaltung zurückspringen wollte, erblickte ich zwei Frauenzimmer, die sich ängstlich bemühten, ihre Röcke, trotz des Sturmes, in der von den Gesetzen der Schwere vorgeschriebenen Richtung zu erhalten. Eine starke Männerstimme aber rief: der verteufelte Wind ist doch nirgends so arg als in der Nähe wunderthätiger Marienbilder. Daran erkannte ich sogleich den protestantischen Reisenden und wollte mich in meiner augenblicklichen Stimmung dagegen erklären, als er hinzufügte: Frau, bring die Göttinger Wurst mit vom Wagen. Diese langue d'oc vom Ufer der Leine verwandelte mein ganzes Wesen, und als ich theilnehmend nahte, erkannte ich unsern streitlustigen, überall und immer protestirenden B. Von den Ueberbleibseln seiner Wurst gab er ein Billiges ab, aber das Amulet fiel in den Staub, worauf sogleich die beiden Juden hinzutraten und der eine ankob: Friedrich II. ist doch ein kluger Mann gewesen, das

er sich das Schlesien genommen hat. Was, fiel der Zweite ein, als ob Schlesien nicht schon viel länger zum preußischen Staate gehört hätte. — „Bewahre, erst Friedrich II. hat es erobert. —" Erobert? Er würde sich hineingeschlichen haben, wenn's nicht seine Vorgänger schon getban hätten! Wie viele Könige hat Preußen nicht vor Friedrich II. gehabt, und wie große Könige! — Mit Mühe schlichtete ich diesen buchstäblich wahren chronologisch-genealogischen Streit.

In Glatz fehlte es mir an Zeit, die Citadelle mit der schönen Aussicht zu besteigen, lebhaft aber erinnerte ich mich meiner ersten Anwesenheit vor fünf Jahren, im Gefolge des Fürsten H. Damals saßen hier zwanzig bis dreißig arme Spitzbuben mit Handschellen, eisernen Hörnern u. s. w. bei schwerer Arbeit und schlechter Kost, in einem engen stinkenden Raume; während die Frau Geheimeräthin Ursinus, welche es ihrer Ehre und Würde gemäß hielt, ihren Bedienten und Beischläfer zu vergiften, ein Paar Stuben mit Sopha, Forteviano, Schränken und Vorhängen bewohnte, Thees gab, und von empfindsamen Obern sogar Erlaubniß erhielt, sich in der Stadt aufzuhalten. Und das wäre nicht eine

erbärmliche Ariſtokratie des Reichthums und der Geburt, welche ſelbſt das peinliche Recht angeſteckt hat!

Der Weg von Glatz nach Landeck iſt ſehr angenehm, und nach meiner Gewohnheit erkundete ich Namen und Eigenthümer der ſchönen Beſitzungen. Das Schloß da unten, ſagte jemand, gehört dem Hofmann B., das da oben, dem Meilenbauer B. Mir heten die wunderlichen Gegenſätze der Beinamen auf, und ich erfuhr, daß der erſte von der Frau des frühern Eigenthümers, der letzte von dem Umſtande herrührte, daß die Beſitzung gerade eine Meile von Glatz lag und früher einem Bauer gehört hatte. Ob der Zufall die innerſte Natur der Beſitzer richtig bezeichnet habe, ob die ideellen Einwirkungen einer Frau, oder die reellen des Grundvermögens die ſtärkeren ſind, mögen Andere entſcheiden.

In L. fand ich meine Freunde wohl, ſchnell ward gegenſeitig das Wichtigſte mitgetheilt, der Reiſeplan wechſelſeitig gebilligt, dann aber in das Schauſpiel gegangen, welches leider nicht ſchlecht genug war, um lächerlich zu ſeyn. Doch that's allerdings eine gute Wirkung, als der Souffleur aus

seinem Loche hervorkroch, und sich in den ersten Liebhaber verwandelte, als die prima Donna, um einer Feuersbrunst zuvorzukommen, hinter die Coulisse griff und mit dem Finger ein Licht ausputzte. Beim Herausgehen rief mich die Cassirerin heran, und sagte: wollen Sie nicht Pfeifenräumer kaufen? Mademoisell N. N. die erste Schauspielerin hat sie zum Theil aus eigenen Haaren verfertigt. Ich verbat mir indessen dies Andenken von einer Dulcinea, deren Gesicht aussah, wie eine zerfahrne Kunststraße.

Zweiter Brief.

Landeck, den 29. August, 1813.

Noch liegen die Berge im Morgennebel, kaum kann die Sonne hin und wieder die Thautropfen in Gold und Edelsteine verwandeln, und es ist zweifelhaft, ob der Tag heiter oder nach der Regel dieses Sommers unangenehm wird. Scheint es doch, als habe die Natur auch ihre Gewohnheiten, und

als zöge sie, gleich dem Menschen, diesen Ueberrock über den Harnisch des bloß Gesetzlichen. Vermuthet und urtheilt und weissagt man nicht richtiger über Menschen und Völker, wenn man zuerst ihre Angewöhnungen und keineswegs das unbedingt befehlende Sittengesetz, den categorischen Imperativ, ins Auge faßt? Oder vielmehr: bleibt die innerste Natur eines jeden, die Wurzel seines Lebens, nicht auch die richtigste Leiterin seiner Sittlichkeit? Ist denn wirklich der Abfall vom Guten so groß und allgemein, daß der Mensch mit sich selbst nicht im Frieden, sondern stets im Streite leben müsse? Haben denn die Bäume allein das Vorrecht, daß ihnen ihre eigene Rinde wächst, und daß sie sich in ihr wohl befinden; während die Menschen, mühselig ein Normalschnürleib anpassend, die fröhliche, bewundernswerthe Mannichfaltigkeit nach den Vorschriften der philosophischen Schneideranstalt zerfetzen, und aus dem gewonnenen gleichartigen Lumpenbrei eine farb- und glanzlose löschpapierne Kleidung anfertigen, durch welche die Natur sich bald hier bald dort unbemerkt ein Loch bohrt? O über die zusammengeflickten Lumpenkönige! Sie wähnen sich reich, und haben doch ihre Bergwerke un-

ter Waſſer geſetzt; ſie wähnen ſich mächtig, weil eings um ſie eine Wüſte gezogen iſt! Zucht- und Arbeitshäuſer ſind in dieſer Unterwelt für Verbrecher nothwendig, wie man aber das Zucht- und Arbeitshaus der Streiker noch für den Reichspallaſt der höchſten Naturen ausgeben könne, nachdem eine göttlichere Weltanſicht für uns aufgegangen iſt, kann ich kaum begreifen. Wenn ſich auch auf dieſem Wege eine Allgenugſamkeit erſtreben ließe, es wäre nur die Allgenugſamkeit einer Salzſäule, und die Sehnſucht, nicht etwa bloß nach eigener Freude, ſondern ſogar nach fremdem Schmerze, müßte ſich einfinden. Beſſer iſt's, durch Thränen ſich hinwegſchmelzen laſſen, als auf ſolche feſtgebannte einſame Weiſe beſtehn. Wir zählen ſchon achtzehnhundert Jahre einer neuen Zeitrechnung, und doch ſcheint man die Bedeutung des Schmerzes, des Leidens faſt gar nicht zu verſtehn. Wer hat denn ſchon ſein Leben nach Epictets Steincatechismus folgerecht und glücklich durchgeführt? Was iſt denn Eſſen ohne Hunger, Trinken ohne Durſt? Alle verſchmähen es, und doch meinen ſie, Glück ſey ohne Schmerz, und der Schmerz nicht oft ein Glück und das Glück ein Schmerz!

Welcher Reichthum ruht in einer Menſchenbruſt! Aber wir verfahren wie die Holländer mit den indiſchen Gewürzen, und werfen die eine Hälfte ins Waſſer, um die andere Hälfte deſto theurer auszubringen. Hat jemand ausgerechnet, er beſitze eine ernſthafte Natur, ſo wagt er kaum im Scherz eine Miene zu verziehn; hat ein zweiter Glauben an ſeine erheiternden Geſchicklichkeiten gewonnen, ſo fürchtet er, ein ernſthaftes Wort ſtöre und untergrabe ſeinen innerſten Beruf. Wahrlich, es muß noch angenehmer ſein, wie ein gejagter Haaſe Winkel und Haken durchs Leben ſchlagen, als zwiſchen ſolchen ernſten oder komiſchen Sperrwänden immer grade aus zum Leben hinaus galoppiren.

Laßt alſo dieſe grau in grau oder bunt in bunt ſich ängſtigenden Leute laufen, wir wollen nicht danach fragen, daß ſie laut verſichern: denen, die ihre Weiſe verſchmähen, mangele Richtung und Haltung. Aber habe ich nicht eben dieſe vortrefflichen Eigenſchaften in Bezug auf dieſen Brief verloren? noch ſchrieb ich nichts von dem was ich ſchreiben wollte, und ſchon hat die Sonne abgeſteigt: ich ſehe deutlich die Spitzen der Berge, die feuchten Wieſen verſprechen einen heitern Tag, und der raſche kleine

Waſſerfall zur rechten meines Fenſters ſcheint mich aufzufordern, nicht länger in der Stube zu verweilen.

Dritter Brief.

Laudeck, den 22. Auguſt.

Wenn du in Rom biſt, ſagt das Sprichwort, ſo mußt du nach römiſcher Weiſe leben; ich habe deßhalb wie ein Badegaſt gelebt, und dadurch, weil ich geſund bin, kein ärztliches Geſetz übertreten. Die meiſten Badegäſte, wenn anders die Krankheit ſie nicht ganz daniederhält, ſcheinen dagegen in dem erwählten Paradieſe nur der ſelbſtgeſchaffenen Pflicht zu genügen: ſo viel als möglich von verbotenen Früchten aller Art zu genießen. Des Morgens erinnert die Verſammlung der Trinkenden beiderlei Geſchlechts rund um den Brunnen, an patriarchaliſche und arabiſche Sitte; und wenn auch ſelten Heirathsverträge daſelbſt abgeſchloſſen werden, dann doch Verträge, wie und wo der Tag am beſten zu

verbringen ſey. Drei Gläſer Schwefelbrunnen wirken hier mehr zur Erzeugung von heiterer Vertraulichkeit, als anderwärts der Scheffel Salz, welcher vorher gemeinſam aufgegeſſen werden ſoll. Freilich verfliegt dieſer Waſſerrauſch, ſobald man zum Badeort hinaus ſtiegt; darf man aber deßhalb finſter über ihn ſchelten, oder eine Dauer verlangen, die er nicht haben kann?

Bisweilen aber ging auch mir eine ſolche finſtere Anſicht durch den Kopf: ſie verlangt ihr Recht. Noth und Hülfloſigkeit treibt die Menſchen von allen Seiten hieher, und während ſie ſich in Tagliegen verwandeln, die Vergangenheit und Zukunft vergeſſen, während ſie im Sonnenlichte ſpielen möchten, zieht ſie eine Laſt uranfänglicher menſchlicher Schwachheit, oder eigener frevelhafter Sünden zu Boden. Davon wäſcht kein Waſſer rein, der Schwefelbrunnen iſt keine Lethe, der eilig nachgegeſſene Pfefferkuchen kein reinigendes Jegefeuer, und wenn auch Alle auf und ablaufen, bis der Athem ihnen vergeht, ſie können ſich doch ſelbſt nicht entlaufen.

Wohl aber kann ein Badegaſt ſich verlaufen. Bei dem Spaziergange nach dem Dreiſteine, einem

schönen Berge mit reicher Aussicht, schien der Weg im Dickigt zu verschwinden; und während ich mit einem Begleiter höflich einen bessern suchte, verloren wir uns von der Gesellschaft, irrten lange und mühselig umher, und fanden wenig Befriedigung in dem Bewußtsein unseres guten Willens. Es ist in unsern Zeiten gewiß räthlicher, seiner Dame nicht von der Seite zu weichen, als ihr zu Lieb und Ehre große Irrfahrten zu unternehmen. Diese Grundregel, welche ich möglichst zum ewigen Gedächtniß anmerkte, half mir indessen selbst nicht viel weiter; denn erstens konnte jede Dame und jeder Andere, dem ich nahe kam, gewahren, daß meine Nase durch den scharfen Morgenwind von Warta in höchst klägliche Umstände gerathen war. Wollte ich mich nun, körperlich geschlagen, in eine geistige Burg zurückziehen, und von da herab in vornehmer Eitelkeit Ausfälle wagen, so kam es mir immer vor, als fahre der gelehrte Packwagen stets zur Seite und als sey es weiblichen Augen unmöglich, durch den Schulstaub bis zu mir selbst hindurch zu blicken. Ueberhaupt merke ich darin das zunehmende Alter und den gleichmäßig wachsenden Verstand, daß es

mir gar nicht einfällt zu glauben, es könne ſich ein weibliches Weſen in mich verlieben.

Leid thut mir's hier, die Bekanntſchaft einiger Pohlinnen aus falſcher Scheu und aus Faulheit nicht gemacht zu haben. Du weißt, daß ich, obgleich nie in näheren Verhältniſſen zu ihnen, doch eine abergläubige Vorliebe für die pohlniſchen Frauen hege. Ihre geiſtige und körperliche Regſamkeit, ihr Sinn für das Einzelne und wiederum für die groſſen Angelegenheiten ihres Vaterlandes, ihre Fähigkeit zur Begeiſterung, ihre den Männern oft zuvoreilende Thätigkeit, hat mich immer außerordentlich angezogen; und wenn ihnen auch, wie man ſagt, oft dieſe oder jene ehrenwerthe Eigenſchaft abgeht, ſo laboriren ſie auch gewiß weniger an langweiligen Tugenden und Laſtern. Genug, ſo ſteht mein erſter Aberglaube, und er ſteht nicht allein, ſondern es reiht ſich eigennützig daran, trotz dem oben Geſagten, der zweite: über kurz oder lang werde eine reizende Pohlin, von meiner ritterlichen Verehrung gerührt, an meine Thür klopfen, eintreten und mir beweiſen, jener Aberglaube ſey kein Aberglaube.

Mit Recht würdeſt du mir aber in unſern patriotiſchen Zeiten einen Vorwurf daraus machen,

wenn ich ohne handgreifliche Urſachen Ausländerinnen lobprieſe, und der uranfänglich deutſchen Frauen und Mädchen keine Erwähnung thäte. Ein ſolches Todtengericht über Lebendige hinter dem Rücken hilft indeſſen gleich wenig, man mag nun loben oder tadeln, und gerade ins Geſicht, fällt mir bei meiner Natur das Letzte faſt leichter als das Erſte. Am unterhaltendſten finden manche freilich hiebei das Lügen, aber ich bin noch nicht entfernt genug von der Heimath, um mich darauf legen zu dürfen, und du würdeſt über die Perſonen und mein Verhältniß zu ihnen ſchnell die nöthigen Berichtigungen einziehen. Schon darin liegt aber eine Lüge, daß ich ſage: „mein Verhältniß zu ihnen", da ich's gar nicht zu einem Verhältniß gebracht habe, obgleich ich deßhalb kein irrationales Leben führte, ſondern in Gedanken jenen Mangel durch Bildung von Verhältnißſätzen erſetzte: z. B. wie ſich die blonde Frau M. verhält zu den Frauen A, B, C, ſo verhält ſich ihr großer Oheim zu den Schriftſtellern A, B, C; oder wie ſich verhält das Geſinde zur Herrſchaft, ſo verhält ſich Hedwig zu —, oder wie ſich der Monat Julius verhält zum November, ſo verhalten ſich die beiden Julien zu X,

Y, Z. Manche Kinder lernen die Buchstaben nur, wenn man sie ihnen von Pfefferkuch bäckt, und so werde ich nur auf diese und ähnliche Weise Arithmetik lernen.

Du fragst, warum ich von zwei Julien spreche? Weil's deren, ungerechnet des vor dem August hergehenden und bereits verflossenen Juli, noch immer zwei Julien hier gab, wahrscheinlich von demselben Jahrgang, aber doch so verschieden, daß der Streit nicht aufhörte, welche die vorzüglichste sey. Meine Meinung, soweit ich sie nicht geheimnißvoll verhehlen muß, ging dahin, daß diese Julien kaum Junien wären, und sobald den August nicht erreichen würden, wenn sie nicht hineinsprängen, sondern sich nur hineinfängen.

Weil der Tanz das erste äußere Vergnügen ist, was uns auf der Lebensbahn verläßt, so genießen es Manche in immer verstärkten Dosen; Andere beginnen so früh, daß es gleich auf das Springen im Mutterleibe zu folgen scheint. Alle rechnen hiebei falsch, man mag die Sache epicurisch oder antiepicurisch betrachten. Wie bald kommen die Mädchen so weit, daß sie nicht mehr tanzen dürfen, und die Mannsbilder, daß sie nicht mehr tanzen wollen.

Unsere vielverschrieenen Nachbarn sparen besser auf, und in einem Alter, wo sie noch tanzen, daß ihnen die Rockschöße bis an die Schultern fliegen, heben die gebildeten Deutschen kein Bein höher, als zum gemeinen Schritt nöthig ist. Man sage nur nicht, der würdige deutsche Ernst sey der Grund dieser Erscheinung, denn das deutsche Volk, welches doch auch deutsch ist, hat sich diesen ernsthaften Klotz nicht an die Beine binden lassen. Du irrst, wenn Du meinst, mich ergreife diese üble Laune, weil ich mich nicht mehr in den Reihen jüngerer Tänzer sehen lassen dürfe; sie ergreift mich vielmehr, weil ich selbst zu früh unter den vornehmen Stillstehenden seßhaft war, meine grundsätzliche Ansicht weder ans Bein binden, noch vom Beine losbinden kann: weil ich als Freund der höheren vaterländischen Jugend gern die in etwas hemmende, retardirende Kraft älterer Personen in den Tanzreihen sähe, damit sich die Bewegung nicht immer mehr und mehr zum Schaden der Gesundheit und Schönheit beschleunige. — Endlich aber habe ich hier nebst Manchem noch Bejahrteren nach einer Drehorgel munter getanzt, und ohne Schaden für meine Gesundheit so wie unbekümmert um alle Schönheit,

jene Grundsätze durch die That erwiesen. Diese kühne Aufopferung war auch nicht Folge des vorhergegangenen Mittagsmahls, denn der Wein fand ja sein würdiges Gegengewicht am Essen; und daß ich bei vollem Bewußtseyn und gutem Gedächtniß blieb, geht daraus hervor, daß ich einer Dame an den Fingern und aus dem Kopfe herzählen konnte, welche, wie gefärbte, zugeschnittene, und zugetretene Schuhe alle übrigen Damen anhatten. Freilich beruht dieses Wissen und Bemerken auf einer alten Angewöhnung und einer Vorliebe für den Fuß, wegen welcher mein Freund S — n mich schon vor vierzehn Jahren gründlich zurechtwies, und verlangte: ich solle mich von einzelnen Gliedmaßen losreißen, zur Einheit der Gestalt erheben und diese zum Gegenstand meiner Neigung machen.

Vierter Brief.

Landeck, den 22. August.

Gestern erstiegen wir einen wegen der darbietenden Aussichten vielgerühmten Berg, sahen aber nichts; denn die Lobpreisenden hatten vergessen, daß Fichten und Birken von Jahr zu Jahr wachsen und sich unästhetisch zwischen dem Naturfreunde und der Natur hinstellen. Heut gelang es besser, und nach einem im Grünen zugebrachten fröhlichen Nachmittag, wanderte ich mit zweien Frauen die nahen Anhöhen hinauf. Unsere Mühe ward reichlich belohnt, auf allen Seiten mannichfache Thäler, zerstreute Wohnhäuser, ein schlängelnder Bach, Baumgruppen und Viehheerden. Der Tag neigte sich zu Ende und erinnerte an den weiten Rückweg, wir aber beschlossen, den Untergang der Sonne abzuwarten. Zuerst fielen lange Schatten in die tiefen Thäler, dann verkehrten sich die Farben der nicht beleuchteten Bergseiten in dunkeles Schwarz, welches mit

dem Golde der beſtrahlten Bergſpitzen einen ſchroffen Gegenſatz bildete. Eine Zeit lang verſchwand die Sonne ſogar ſelbſt zwiſchen einer hervorragenden Anhöhe, trat aber dann von Neuem zum letzten Abſchiede glänzend hervor und ſenkte ſich endlich zwiſchen zwei Bergen in die Tiefe. In demſelben Augenblick verbreitete ſich eine allgemeine Ruhe und Stille, die Vögel und Heimchen ſchwiegen, die ſpielenden Inſekten verſchwanden plötzlich, und die Wehmuth würde ſich meiner noch ſchneller bemeiſtert haben, wenn nicht das reichſte Farbenſpiel in den Wolken begonnen, erheitert und getröſtet hätte. Es ſpielt uns das Abendroth in die Nacht, und das Alter in das Grab hinein! Wie viel haben wir nicht mit dem Glauben an wechſelnde Erneuung gewonnen, und doch widerſpricht ſelbſt dieſe der unwandelbaren Dauer. Was wir mit aller Kraft des Geiſtes und Herzens ergreifen, wie oft entflieht es unſern Armen, und unſere Sehnſucht irrt im Leeren umher und weiß nirgends ſich mit Sicherheit anzubauen. Ja nur außerhalb aller Zeit, allen Wechſels, liegt das Dauernde, dort iſt unſere Heimath: aber wenn wir von begeiſterter Ahndung angetrieben, voreilig die Flügel regen wollen, wirft uns die Macht des

Aeußern zur Erde nieder, als ſey ſie unſer einzig ſicherer Boden.

Auch dießmal mußte ich der vielen über den Weg verbreiteten Wurzeln, der Stämme und Steine willen, dieſe Betrachtungen unterbrechen, und hatte nur Muße, folgender Geſtalt zu denken und zu ſprechen: mein Vater hat mir erzählt, daß vor dreißig Jahren die Sonne am Mittage nichts galt, das Abendroth etwas, weit mehr aber der Mond geehrt wurde. Warum? weil Klarheit des Sinns und raſche Thätigkeit proſaiſch erſchienen, und das Abendroth den poetiſchen Mondſchein vermittelte. Der höchſte Schwung entſtand indeſſen erſt durch den über Alles geprieſenen Wind, wenn er die leichtgekleideten vom Monde beſchienenen Damen vortheilhaft drappirte, durch die Saiten der geſchmackvoll gehaltenen Harfe rauſchte, und ſo die Muſik der Sphären hernieder zauberte. Mein Sohn, fuhr mein Vater fort, dieß regelmäßige Abendvergnügen, zu dem ich der hohen Obern halber mich jedesmal einfinden mußte, ſchloß ſich keineswegs bequem an meine Tagsarbeit an. Nach der friſchen Thätigkeit in der freien Natur, der Freude an Gras und Getraide, an Wald und Heiden, kam

mir jene ätherische Luft oft etwas nüchtern, unsättigend und windig vor: ich schlief nicht selten dabei ein, und mußte dann leiser oder lauter den Vorwurf einer gefühllosen hölzernen Natur ertragen. Wer neben dem Fühlen noch seine andern Sinne gebrauchen wollte, hieß einseitig, und Sentimentalität war die erste, höchste und einzige Eigenschaft, welche man besonders keiner Dame absprechen durfte, ohne schwere Händel zu bekommen.

Darauf antwortete ich: lieber Vater, die Zeiten haben sich sehr geändert. Wenn Sie jetzt stehen bleiben, um zu sehen, wie die Sonne verschwindet, oder der Mond seine Lichtsäule über das bewegte Wasser sendet, wenn Sie dabei an Nähe und Ferne gedenken, oder gar an Gott und die Ewigkeit, so sind Sie ganz aus der Mode. Jeder junge Mann von zwanzig Jahren kann Ihnen beweisen, daß das Abendroth auf der Lehre von der Strahlenbrechung beruht, und daß genau berechnet sey, wenn es anfangen und aufhören muß, es möge wollen oder nicht. Dieß Exempel durch Menschengeist auf der Schiefertafel darthun, sey etwas Wunderbareres, als es an der Himmelstafel nach diesen Zwangsvorschriften aufführen. Die Farben endlich, welche

Sie dabei bewundern, entſtänden nur durch Dünſte die jeder, der es mit der Geſundheit ſeiner Nebenmenſchen redlich meine, zum Teufel wünſchen müſſe. — Glauben Sie nicht, daß der Mond ſein Anſehn bei der weiblichen Welt beſſer erhalten habe. Ich weiß nicht, ob die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution, welche keinen höhern obrigkeitlichen Einfluß geſtatten wollten, auch hier einwirkten und zum Aufſtande gegen den blaſſen Himmelstyrannen verleiteten. So wie man aber fand, ein König ſey nur ein Menſch, und habe von Rechts wegen nicht mehr zu ſagen als jeder andere Menſch; ſo fand man, der Mond ſey nur ein Licht, ja nur ein geborgtes Licht, und dürfe ſich nichts herausnehmen vor Abſchließung eines contract social zwiſchen ihm und dem weiblichen Geſchlechte. Seine Wandelbarkeit gebe jedem konſequenten Charakter ein Aergerniß, jeder Kronleuchter gewähre eine vortheilhaftere Beleuchtung, und im Theater übertreffe jede Nachtdekoration Alles, was der Mond je im Freien zu Stande bringe. Ueberhaupt, ſeitdem Kunſt und Wiſſenſchaft ſich ſo reich ins Leben eingeflochten hätten, ſeitdem die Verhältniſſe des Staats nicht bloß die Männer, ſondern auch

die Frauen in Anſpruch nähmen, ſeitdem eine gewaltige Idealität uns aus uns ſelbſt heraustreibe, und über uns erhebe, könne von jenem ſchwächlichen Götzendienſt mit Elementen und Planeten, deſſen ſich nur ungebildete Völker ſchuldig machten, nicht mehr die Rede ſeyn. — Es iſt ſchon genug, unterbrach mich hier mein Vater, glücklich ſind die, welche nie in der Mode waren! denn, ſetzte ich hinzu, ſie werden nicht aus der Mode kommen.

Fünfter Brief.

Landeck, den 24. Auguſt.

Du fragſt, ob es hier ganz an muſikaliſchen Uebungen mangele? Keineswegs. In einem Geſellſchaftszimmer, — leider im Kleinſten —, ſteht ein Fortepiano zur allgemeinen Ergötzung und zum allgemeinen Gebrauche. Freilich merkt man ihm dieſen Gebrauch an, aber dafür, daß ſo viel Händchen darauf herumtätſcheln, Hände ſpielen und Fäuſte ſchlagen, hat es ſich erſtaunlich gut erhalten.

In den meisten Stunden des Tages war es besetzt, und kaum konnte ich einen Augenblick finden, um einsam hinter die vielen allerneusten Sachen, Einiges von Händel und Sebastian Bach, so wie ein Glas alten Wein hinter vielem süßen Kuchenwerk herzuschicken. Einzelne weibliche Stimmen klangen sehr lieblich: wenn nur das schöne von der Natur gegebene Pfund nicht so oft in kümmerliche Scheidemünze verprägt und verschnitzelt, sondern zu einer herrlichen, heiligen Glocke verarbeitet würde. Die Nothwendigkeit der doppelten Ausbildung für weltlichen und geistlichen Gesang ist so einleuchtend, daß von dem Mangel an Einsicht gar nicht die Rede seyn kann, sondern nur von dem Mangel gewissenhafter Ausübung des Erkannten. Es lassen sich unmöglich die großen Schlußszenen aus Mozarts Don Juan vortragen, wie sichs gebührt, wenn nicht die vier Stimmen durch Choralgesang rein und fest geworden sind. Der Trost nicht umgeworfen zu haben, erscheint gering, man soll sich lieber nicht einsetzen, wenn diese Gefahr noch vorhanden ist. Es gehört sehr viel dazu, um Choräle so zu singen, daß die vier Stimmen wie ein unzertrennliches gleichartiges Ganze tönen. Nur zu oft klingt eine

Stimme zu schwach, die andere zu stark heraus, und trotz der einfachen gleichen Noten entsteht bisweilen ein Schwanken beim Eintritte und Austritte. Wenn dieß beim Einfachen geschieht, wie viel schwerer erreicht man beim Zusammengesetzten jene freie sichere Meisterschaft, mit welcher Meisterwerke allein dargestellt werden sollen. Unsere Musiklehrer sind in der Regel die Knechte ihrer Schülerinnen, ohne Plan und Ordnung wird dieß und jenes oberflächliche, aller wahren Kunst fremde Zeug vorgenommen, versucht, weggelegt, wieder geholt u. s. w., und wenn kaum musikalische Daumen gewachsen sind, wollen die Meisten schon wie mit Flügelschwungfedern fliegen. Ich habe vor nicht geraumer Zeit eine kleine Krabbe zu einem einfachen Glückschen Liede Rouladen, Coloraturen, Mordenten und Doppelschläge machen hören, die nachher nicht im Stande war, zum Grundton die reine Octave anzuschlagen. Ein andermal sangen zwei gerühmte Sängerinnen ohne Begleitung ein Lied in C dur an und hatten beim dritten Verse durch das h hindurch glücklich das b erreicht. Mir schmerzten die Ohren, aber auf meine leise Klage erwiederte zornig ein Enthusiast: ei was! es gilt ganz gleich, ob

man aus c oder b singt; erbauen Sie sich dagegen am Ausdruck, wenn Sie können. — Ausdruck! murmelte ich weiter. Was nennt ihr denn Ausdruck? etwa das tiefe Gefühl, welches die meisterhafte vollkommene Darstellung überall unsichtbar durchdringt und jeden Hörer fortreißt, was vom Herzen kommt und zum Herzen geht? Keineswegs! Euer Ausdruck ist das am meisten mechanische Ding von der Welt. Eine Note wird mit der größten Gewalt herausgeschrien, die zweite verschluckt, die dritte durch unreine Nebentöne angeschwellt, und diese Tonklecserei und Tonschmiererei gilt Manchem für den Triumph der Kunst; während mir allemal ein Knabenspaß einfällt, wo durch größern oder geringern Druck des Schwanzes einer Katze, dieß gefühlvolle Thier in eine gleich künstlerische Verzückung gesetzt wird.

In jener Singerei hat sich unglücklicherweise ein Instrument als würdiger Verbündeter eingefunden: die Cithare. In ein Paar Wochen lassen sich die dürftigen Griffe und die Klimperbegleitungen bequem einlernen, und eine Stimme, die bei tüchtiger Begleitung nur wie ein Mäuschen pfeift, schreit neben der Cithare noch wie Mars und zehntausend.

Ferner zieht das leuchtende Band, welches über den Nacken geht, die Augen nach, Arm und Hände präsentiren sich gar vortheilhaft, und die Bewegungen des Kopfs sind unerläßlich. So ist denn dieß Saiteninstrument, welches dahin gehört, wo kein anderes bequem hinkommen kann, nämlich auf die Straße, in die Stuben eingezogen, hat seine ursprüngliche Bescheidenheit, welche es liebenswürdig machte, abgelegt, und läßt sich in einer ungemein albernen und langweiligen Anmaßung sogar mit Variationen und Concerten nothzüchtigen. Die tonreichere, vornehmere, begeisterte Harfe hat diesem Allerweltsklimperdinge weichen müssen, denn jene antwortet allein dem Fleiße und dem Geiste, dieses dem oberflächlichsten Anklopfen. Nur ein sehr kleiner Kreis von Liedern erlaubt eine Chitarrenbegleitung, und schon zu dem herrlichen Mahadöh von Zelter war mir, trotz unseres Ehlers meisterhaftem Vortrag, die trockene, tonlose, schnurrende Chitarre immer höchst zuwider.

Freilich kann und soll nicht jeder Schüler, welcher musiziren, zeichnen oder scandiren lernt, deßhalb und dadurch ein Tonkünstler, Maler, oder Dichter werden; aber wenn man auch nur die Ein-

ſicht in fremde Meiſterwerke dadurch erleichtern will und vom Erzeugen eigener Werke abſieht, muß dennoch jeder die Kunſt ernſt und groß nehmen. Wer das nicht will, laſſe ſie ungeſchoren, nähre ſich redlich im Lande, und bilde ſich nicht ein, es ſey eine Pflicht Talente zu haben, wenn man keine hat. Ueberhaupt wird jetzt in der Erziehung, beſonders der Töchter, ein viel zu großes Gewicht auf die leichte Schminke dieſer ſogenannten Talente gelegt. Sie ſollen ſticken, tanzen, zeichnen, malen, ſingen, ſpielen, deklamiren u. ſ. w. und werden ſo oft ohne Luſt und ohne Geſchick um Dinge willen abgeängſtet, die von Rechts wegen liegen bleiben, ſobald ein ächter Beruf dazwiſchentritt. Von den ſeltenern Fällen, wo Neigung und Anlage ausgezeichnet und freiwillig hervortritt, ſpreche ich nicht; ja ich gönne den begünſtigten Naturen, welche dieſe Gaben bei der erſten äußeren Veränderung voreilig bei Seite ſchieben. Niemals aber ſind dieſe Talente bei dem weiblichen Geſchlecht das erſte und wichtigſte. Ich erinnere dich an jene Frau, welche jeder von unſeren und ihren Bekannten in Hinſicht auf edlen Ernſt wie auf heitern Scherz, auf gewandte Darſtellung und Weltkenntniß, wie auf innige Freund-

ſchaft und Häuslichkeit, ja in Hinſicht aller Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüths verehrt und bewundert; und dieſe Frau hat kein einziges jener zahlreichen vielgerühmten Talente, auch nur bis zur Mittelmäßigkeit ausbilden wollen oder können.

Die muſikaliſche Szene, welche Hofmann in ſeinen Phantaſieſtücken ſchildert, und welche auch ich bei Geheimeräthen und andern Leuten viele Male erlebte, ward denn auch hier mit großem Geſchick wiederholt und nur einmal die ergötzliche Veränderung eingeſchoben, daß eine Freundin des Zögerns der andern müde, ausrief: aber Kind, ſo ſinge doch, ſinge, ich weiß, du kannſt es ſingen, und willſt es gern ſingen. Merkwürdig war unter den Stimmen der ungemein tiefe, an den Tenor ſtreifende Alt einer Frau. Welcher Herr ſingt jetzt, fragte mich ein außerhalb des Geſangzimmers ſtehender Mann, und ich antwortete: es ſingt eine ſehr hübſche zierliche Frau. Meine Frage, fuhr jener fort, iſt natürlich und erlaubt, aber was ihre Antwort ſagen will, ſeh' ich nicht ein. So ſehen Sie hinein, entgegnete ich ihm Platz machend, und er erſtaunte über die ganz einfache Wahrheit meiner ſcheinbar wunderlichen Rede.

Mir selbst habe ich: kennst du das Land, von Beethoven, zweimal mit wahrem Gefühl von J. H. vorsingen lassen, noch tönt es mir in die Ohren. Wie, wenn's eine Weissagung auf jenes gelobte Land wäre? Morgen reisen wir weiter.

Sechster Brief.

Aetnera, den 28. August, 1813.

Rasch legten wir heut früh den lustigen Weg von Landeck bis hieher zurück, aßen in aller Eil und fuhren dann zur vielgerühmten Heuschreune. Das zweifelhafte Wetter schreckte uns nicht ab, in dieser Felsenwelt aufwärts zu steigen, bis wir den Riesenfuß auf der Spitze erreicht hatten. Wie eine Karte lagen weite Strecken Schlesiens und Böhmens zu unsern Füßen: Wiesen und Wald, bebautes und gepflügtes Land, Dörfer und Städte gewährten die reichste bunteste Abwechselung. Allmählig verschwand die Sonne, ein Ungewitter zog aus Böhmen herbei und ging mit Blitzen und Regen-

güssen an den schleßischen Bergen nieder. So wie es aber fortschreitend einen Theil des Landes in Dunkel hüllte, öffnete sich der blaue Himmel von der andern Seite, und wir endlich standen unbewegt und außerhalb aller Stürme auf Rübezahls Felsenburg. Ja, Rübezahls Felsenburg! Aus der Ebene erhebt sie sich plötzlich, ungeheure Blöcke sind über einander gewälzt, Höhlen und Bogen erbaut, die Felsen hier regelmäßig gleichsam zu einer Sternwarte nach den vier Weltgegenden genau gesprengt, dort wie mit dem Winkelmaaße senkrecht bis in die tiefste Tiefe abgeschnitten, baukoch aufs genauste über einander gepaßt, und eben endlich glatt geebnet, als sollten Feentänze in diesen Lüften aufgeführt werden. Man sagt, Gott weiß welche Kräfte und Säfte, Feuer und Wasser, Anziehendes und Abstoßendes, Hartes und Härteres, Weiches und Fließendes, bei der ersten, zweiten oder dritten Ur- oder Uebergangsconfusion dieß Alles gespalten, geschnitten, gehöhlt und geebnet hätten; aber davon ist kein Wort wahr. Die Geister haben es gethan, die in Pflanzen und Bäumen, in Bächen und Bergen leben, an die wir Kurzsichtigen nicht mehr glauben und mit Oberhäutchen, Splint und

Kern, mit Sauerstoff und Stickstoff, mit Urbrei und Uebergangsbrei vertauscht haben. Vor jenem allgemeinen Leben haben wir uns gefürchtet, den Aberglauben der Schwachen mit der begeisterten Sehnkraft der höchsten Naturen verwechselt, an die Stelle heitern Wirkens ein besinnungloses wildes Treiben gesetzt, und gemeint, wie wunderweit wir es gebracht, seitdem wir eiserne Stangen statt der Arme gen Himmel strecken! Wißt ihr denn, was die Geister öfter versöhnt, und ihren Zorn öfter abgeleitet hat? — Doch nein, sie sind nicht zornig, sondern langmüthig, und erlauben allen täppischen Füßen, ihre Wohnungen zu betreten, allen ungeschickten Händen, sie zu zerstören; aber wahrlich, wenn ihr das Holz verbrennt, das Wasser verdampft, das Metall schmelzt, sind die Geister längst aufgezogen, und das reinste Gold, was ihr gewonnen habt, ist dennoch nichts als die Schlacke. Ja so weit geht der mechanische Wahnsinn, daß sie den Menschen, an den sie allein noch zu glauben scheinen, ebenfalls geistig vertilgen, und mit Sauren und Gewichten das Gehirn Göthes oder Schillers gern in Hundertheile ihrer Schmutzereien zerlegten, und Tabellen des mit Zäunen zu greifenden

Geiſtigen anfertigten. Nach unten hinab weiß jeder Schulbube an den Fingern herzuzählen, ob rothes oder weiſes Blut, Lungen oder Kiemen zu haben, dem Lehrbuche gemäß edler oder gemeiner ſey; aber nach oben hinauf iſt die Welt der Geiſter rein ausgeſtrichen, nichts ſteht vertraulich über dem Menſchen, nichts verbindet ihn mit höheren Weſen, überall Oede und Tod, und zur Gottheit bleibt zuletzt nur ein verzweifelter Salto mortale übrig. Werft doch nur lieber dieſen leeren, lebloſen, unperſönlichen, langweiligen Begriff auch zur Seite, vielleicht weicht dann am erſten die Täuſchung, und ihr ſeht, daß ihr nackt und bloß ſeyd. „Wir ſind, wenden ſie ein, wohl und warm gekleidet, haben Thermolampen für den Winter und machen im Sommer Eis, wir können Luft ausſperren und einſperren, das Pulver erfunden, und beweiſen, daß die Quadratur des Cirkels nicht zu erfinden ſey. Mittin beherrſchen wir die Natur, und mit ſeiner Dienerſchaft Götzendienſt zu treiben, iſt gegen unſere Würde und die Geſindeordnung: die Geiſter endlich ſind imponderabel, kommen alſo nicht zur Berechnung, ſind alſo nicht vorhanden.“ — Aber hat denn nicht wenigſtens der Geiſt von Hamlets

Vater auf das Imponderable in euch ſelbſt gewirkt, und alles Ponderable zittern gemacht? Schreitet dieſer Geiſt nicht wirklicher und weſenhafter durch die Jahrhunderte, als euer armes Gebein? — „Waſſer auf unſere Mühle, entgegnen jene: dieſer vortreffliche Geiſt iſt ja aus menſchlicher Fabrik, alſo kein Geiſt, alſo unſers Gleichen; oder vielmehr nicht einmal unſeres Gleichen, ſondern eine Maſchine, welche der Dichter um gewiſſer äußerer Zwecke willen in Bewegung ſetzte. Darauf werden ſie nichts zu antworten wiſſen, und mit dieſem letzten Worte behalten wir auch Recht.“ — Allerdings, — Mitternacht iſt da, fremde Geiſter erſcheinen nicht, und meine verlangen im Namen ihres Gehäuſes Ruhe, drum gute Nacht.

Siebenter Brief.

Prag, den 28. Auguſt.

Es thut mir recht leid, daß ich nicht mehr von der empiriſchen Pſychologie weiß, und z. B. wie

behalten kann, was die oberen und die unteren, oder die höhern und niedern Seelenkräfte sind. Ich würde dann die große Mannichfaltigkeit von Erscheinungen, Eindrücken und Betrachtungen, welche an jedem Reisenden vorübergehn, besser eintheilen, ordnen und behalten können, als jetzt, wo ich mich nur erinnere, daß der Mensch aus zweien Theilen, aus Leib und Seele bestehe, und in der Regel fünf Sinne habe. Durch die edle Schreibkunst kann man den beweglichen Gedächtnißkasten, der am Wege vorübereilt, freilich etwas für das Gedächtniß befestigen; da ist mir aber meine Schreibtafel hier im Gedränge aus der Tasche gezogen worden, und über die Erinnerung an deren frühern Lebenslauf, vergesse ich, was in den letzten Tagen auf ihren blassen Blättern geschrieben stand. Sehr unangenehm ist mir der Verlust dieses äußeren Andenkens an eine Frau, deren Zutrauen ich meiner und ihrer würdig nahm. Hätte ich dem gefolgt, was schlechte Eitelkeit, falsche Sentimentalität, und frecher Uebermuth einflüsterten, so würde daraus wohl ein Abentheuer hervorgegangen seyn, was sich in später Nacht losen Gesellen erzählen ließe. Gottlob nein! die Erinnerung ist durchaus heiter und schuldlos. — Sie, wie

bei heller Klarheit plötzlich ſchöne Farben vor die Augen treten, dann ſich in ſchwarze Streifen und Pünktchen verwandeln, wie böſe Geiſter auf- und abtanzen, und indem ſie zu verſchwinden ſcheinen, noch gröſser und bedeutender wiederkehren, bis ſie zuletzt einen ſchwarzen Schleier über die ganze äuſsere Welt werfen: ſo giebt's Erinnerungen, die unbezwingbar aufſteigen, ihr Roſenlicht allmählich in Finſterniſs, ihre lockende Geſtalt in fratzenhafte Häſslichkeit wandeln, das ganze Leben hindurch verfolgen, und nur den verſchonen, der ſich ganz und unbedingt dem Teufel ergeben hat.

Doch zur Tagsgeſchichte! — In Nachod, dem öſterreichiſchen Gränzorte, wurden wir nicht mehr befragt, beſehn und beſucht, als in einem Staate nöthig iſt, der ſich nicht zum phyſiokratiſchen Syſteme bekennt: in Jaromirs gaben wir als Kenner den erſten böhmiſchen Phaſanen unſern Beifall, blieben Nachts in Königingrätz, und wandten uns von Chlumetz aus, die gewöhnliche Straſse verlaſſend, nach Kolliu, um hier beſſern Weg zu finden und den claſſiſchen Boden zu beſehen. Doch nein, Siege und Niederlagen genügen nicht, um jenes Beiwort zu erwerben. Die ganze Erde iſt mit

Menſchenblut gedüngt, und je weiter die Geſchichte dieſen Leichenwagen ſchleppt, deſto dichter ſtehen überall am Wege nicht die erlöſenden Kreuze des Lebens, ſondern die gekrümmten Schwerter des Todes. Wie wenige Kriege wurden geführt, weil es beſſer war, das Leben, als die Würde und den Werth des Lebens zu verlieren? Wie ſelten iſt hier die Aernte größer als die Ausſaat? Selbſt in dem Augenblicke des allergerechteſten Krieges, ſoll er nie als Zweck und Ziel, ſondern nur als Mittel erſcheinen; und wenn der ewige Friede auch ſo wenig äußerlich gemacht und zu Stande gebracht wird, als das Reich Gottes, die allgemeine Kirche und die Gemeinſchaft der Heiligen auf Erden, ſo ſollen wir doch mit Ehrfurcht zu dieſer nicht unter-, ſondern eher übermenſchlichen Idee hinaufſehn, und der Trauben nicht ſpotten, welche zu zeitigen wir noch zu ſchlecht und ungeſchickt ſind.

Aus dem vergoſſenen Blute muß etwas erwachſen, Freiheit, Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion müſſen erblühen, ſonſt wird der Boden nie elaſtiſch. Wo der Geiſt nicht herrſcht, iſt kein Leben, und die Hiſtoriker ſind mir widerwärtig, welche wie Schlözer die Würdigkeit der Staaten und Völker mit der

Elle meſſen, und nach dem faulen Rechenknechte aufrechnen. Ihnen iſt Preußen etwa ein Sechzigtheil ſo merk- und denkwürdig als Rußland, Caracorum in der Mongolei wichtiger als Athen, Nertſchinsk bedeutender als Florenz, ja einer der Eingeweidteſten dieſer ſchülerhaften Schule ſagte mir einſt: der Staat, den ich auf der Weltkarte mit meinem Daumen zudecken kann, hat kein Recht zu exiſtiren.

Die Augenzeugen der Begebenheiten des ſiebenjährigen Krieges ſind faſt alle verſtorben, Vorliebe und Haß mindern ſich von Tag zu Tage, und bei aller Anerkenntniß des Großen, was in jenen Zeiten geſchah, darf doch nun kein ächter Deutſcher mehr läugnen, daß der dreißigjährige und der ſiebenjährige Krieg Bürger- und Bruderkriege waren. Es iſt von einer unendlich größeren Wichtigkeit, als man glaubt, daß dieſe Einſicht und Ueberzeugung ſich aufs tiefſte befeſtige. Das geiſtreichſte und gebildetſte Volk des Alterthums, die Griechen, ſind hauptſächlich darum zu Grunde gegangen, daß ſie nie das ſchlechthin und immerdar grundverwerfliche und grundverderbliche eines ſolchen inneren Volkskrieges einſahen, und fremder Hülfe ſuchten, um ihre eigenen Eingeweide zu zer-

fleischen. Wenn Gott den Deutschen diese Binde nicht für immer von den Augen nimmt, so gewinnen wir vielleicht Tage und Stunden des einstweiligen Daseyns, aber kein sicheres, festes, Früchte treibendes Leben. Das Volk fühlt bereits richtig, und wenn das Rechte nicht geschähe, so fiele die Schuld allein auf die Häupter. Da ich in Wischegrad nach Denkmahlen des Alterthums umher suchte, wollte ein Soldat mir als einem Fremden den Weg verbieten; sobald ich aber auf weitere Frage meine Kokarde zeigte und mich als Preußen kund gab, so antwortete er Platz machend: die Herren Preußen sind keine Ausländer mehr! Dieß freute mich so, daß ich der Vibussa und der alten Mauersteine vergaß, und auf das Anerbieten, mir andere Merkwürdigkeiten zu zeigen, entgegnete: mein Freund, ich verlange nach keiner mehr, die größte und erwünschteste ist, daß ihr bei uns und wir bei euch zu Hause sind. Trinkt einmal auf das Wohl dieser uralten, endlich erneuten Brüderschaft.

Achter Brief.

Prag, den 29. August.

Weil wir von Collin kamen, erblickten wir Prag nicht eher, als bis wir es erreicht hatten, und obgleich auch hier schöne Gebäude und lebendige Thätigkeit sich kund gaben, so blieben uns doch die Hauptsachen noch verborgen. Sobald aber die bereits im lobenswerthen Gasthof zum schwarzen Rosse angekommenen Freunde begrüßt waren, eilten wir über den Markt und zu der vielgerühmten Brücke. Sie verdient ihren Ruhm, wegen ihrer Festigkeit, Länge, reichen Ausschmückung, und wegen der mannichfachen Aussichten. Man mag von ihr zur Rechten und Linken hinab, oder vom Berge zu ihr hinunter, oder vom Wasser zu ihr hinauf sehen, immer ist der Anblick reich und höchst erfreulich.

Ueberhaupt liegt Prag sehr schön auf beiden Seiten der breiten sich vielfach windenden Moldau, und die Aussichten vom Ziskaberge, der Wimmeri-

schen Anlage, dem Hradschin und dem sogenannten Belvedere gehören gewiß zu den schönsten, die man auf eine Stadt haben kann. Ich sage auf eine Stadt, denn auf ihr selbst, ihren mannichfachen Gebäuden, übereinander hervorragenden Terrassen und unzähligen Thürmen, beruht der größte Reiz: keineswegs auf der weitern Umgebung. In dieser Hinsicht geht Dresden so gewiß voran, als es der eigentlichen Stadt Prag nachsteht. Auf dem Hradschin zog mich vor allem Andern der Dom an, dessen kühne Bogen und reichen gothischen Verzierungen von aussen nicht mindern Eindruck machen, als die ehrwürdige Alterthümlichkeit des Inneren: Zu eifrig haspelte der Küster seine unzähligen Merkwürdigkeiten ab, und nahm es ganz eigentlich übel, als ich ihn verließ und mich mitten in der Kirche hinsetzte. So wie man zur Vermeidung übler Folgen gewisse körperliche Geschäfte nicht unterbrechen, sondern ganz zu Ende treiben soll, so ließ er den Strom seiner Beredsamkeit ganz ablaufen, obgleich zuletzt niemand mehr hinhörte. Wie schlimm ist der Reisende daran: ohne Führer übersieht er leicht das Beste, und mit dem Führer muß er gewiß auch das Schlechteste betrachten. Das soll er auch betrach-

ten, erwiederte Freund B. und wir müssen deßhalb von diesen Höhen hinabsteigen, zum Judenkirchhof und zur Judenstadt.

Wir gingen und gingen, fragten und fragten, das gelobte Land schien für uns unerreichbar. Endlich spürten wir leise Düfte, und kamen nun der Nase nachgehend immer näher zum Ziele, das heißt in die Judenstadt, aber noch nicht zum Judenkirchhof. Von Augenblick zu Augenblick wuchs der Schmutz, der Unflath, die Schweinerei, ja der Gestank stieg auf eine beispiellose Höhe, so daß ich bei meiner großen Empfindlichkeit fast in Verzweiflung gerieth, und die beiden Frauen, welche in der Gesellschaft waren, einer Ohnmacht nahe kamen. Unbekümmert aber um unser Angstgeschrei, ohne weder rechts noch links zu blicken, beschritt Freund B. wie ein Colos diese enge Welt, und setzte seine Füße und seinen Stab mit dem größten Geschick zwischen die vielen Zwerge hinein, ohne auch nur einen todt zu treten. Von den Opiaten betäubt taumelten wir nach, und hielten uns für erlöst, als unser Vorläufer sich umwandte und feierlich sprach: hier ist der Judenkirchhof. Eine Hühnertreppe hinauf, eine zweite hinunter, und wir waren im inne-

ren Bezirke. Eine Menge altes Bettstroh fiel mir zuerst in die Augen, und „Kleider hoch" erschien als das nöthigste Commandowort bei dem angehenden Zuge. Drei alte Juden gingen voran, dann folgte der Heros B., hierauf die Uebrigen. Zur Rechten eine hohe Mauer, dann so viel Platz, daß einer gehn; nicht aber daß zwei sich ausweichen konnten, zur Linken endlich Leichenstein an Leichenstein, nicht etwa liegend, sondern stehend, ja so eng an einander stehend, daß auf einen Begrabenen kaum ein Quadratfuß Raum kam. Wie die Drachensaat Deukalions schienen diese Tausende von Steinen sich zu erheben, alle Judengeschlechter vieler Jahrhunderte in dieser Todeswüste versteint vor uns aufzustehn. Je weiter wir kamen, desto enger ward der Raum, desto ängstlicher die Betrachtung. Gern wären wir schneller gegangen, aber die drei vorausziehenden Patriarchen ließen sich nicht in den Geschwindschritt bringen: gern wären wir umgekehrt, aber drei andere Juden hatten uns unbemerkt von hinten eingeschlossen und versicherten: das Sehenswerthe nehme bei jedem Schritte zu. Endlich hatte die Pein ein Ende, allein auf der Straße fanden wir einen festgeschlossenen Kreis von Juden aller

Art, welche nicht bloß neugierig auf die seltenen Neugierigen waren, sondern mit Gewalt uns Tempel, Gesetz, ewiges Licht, Beschneidemesser u. s. w. zeigen wollten. Mit einem Sprunge drang ich durch die Reihen, die Nachfolgenden löseten sich mit Gelde, aber so weit der Luftkreis noch irgend stank, verfolgte uns das Gesindel mit Betteln, Trödeln, und Schachern: einen wohl parfümirten Judenelegant hätte ich wie meinen Busenfreund umarmt.

Wer hätte sich, nachdem man in athembarer Luft angekommen war, des Schimpfens auf die Juden enthalten können? Aber verdienen nicht die Christen zum mindesten gleich harte Vorwürfe? Das wäre Duldung? Nein, jener blinde Haß, der in frühern Jahrhunderten oft Judenmord und Judenvertreibung erzeugte, war dagegen milde und sittlich! Zwingt eine Colonie von Christen so zu essen, zu trinken, zu wohnen, zu sterben, schließt sie aus von allen kräftigen, von allen erhebenden Beschäftigungen, macht die Armen zum steten Gegenstand eures Spottes und Hohnes, schmeichelt den Reichen ins Gesicht, während ihr sie innerlich verachtet; und seht dann zu, ob nicht auch hier die Niederträchtigkeit und Bestialität mehr wuchern wird, als das

ärgſte Unkraut. — Was dergeſtalt vernachläſſigt, verwildert iſt, kann aber nur allmählich erzogen werden, und ſo ſchlecht es erſcheint, wenn man dieſe Erziehung verſagt, ſo unklug, wenn man ſich einbildet: durch die Vorausſetzung, alles Lumpengeſindel jener Art ſey vortrefflich, werde es ſogleich gehäutet, verwandelt und wiedergeboren.

Gegen Abend als wir uns von jener Wallfahrt einigermaßen erholt hatten, ſagte ich unſerem Freunde H.: wir haben wider Willen Elend und Gemeinheit geſehen, wie wäre es, wenn wir nun beſonnen und vorſätzlich noch einige andere parties honteuses von Prag kennen lernten? Ich, als Hiſtoriker, bin dazu eigentlich verpflichtet; und ich, antwortete er, als Juriſt, nicht minder. Der wackere Zimmerkellner ward gerufen, und über Tanzboden und andere ſchlechte Anſtalten befragt. Er gab die, wie er glaubte, abſchreckende Antwort: meine Herren, das wird Sie nicht unterhalten, es iſt gar zu ſchlecht. Deſto beſſer, antwortete ich aber, wir wollen uns nicht unterhalten, ſondern gerade das Schlechte ſo ſchlecht ſehn, als es iſt. Ein ruppiger Lohnbedienter trabte voraus, und wir kamen zu einem Tanzboden, der wohl erleuchtet und mit guter Tanzmu-

ſtk verſorgt war. Die nicht zahlreiche Geſellſchaft von Soldaten und Handwerksgenoſſen tanzte nach jedem Gericht, und aß nach jedem Tanze. Jeder ſprach nur mit ſeinem Nachbar, und im Ganzen ging es mehr als ehrbar, es ging ſtill und trocken zu. Demungeachtet hegte ich unter dieſen Böhmen einige Bangigkeit vor Händeln und drückte mich an den Wänden entlang, wogegen der Lohnbediente ſich ſtellte, als wären wir ſeine Gäſte und in ſeinem Schutze. Er fand eine Tänzerin, an denen ſonſt groſſer Mangel war, dehnte ſich, warf den Kopf hintenüber, und ertheilte, ſo oft er vor unſerm Winkel vorüberwalzte, mit der Hand ein gnädiges Zeichen ſeiner Gunſt. Die Langeweile wuchs unterdeſſen zuſehens, und wir nahmen uns endlich die Freiheit, nicht die Dame unſeres Führers, ſondern ihn ſelbſt, wie bei der Polonaiſe, abzuklatſchen und ihm ein „Marſch vorauf“ zuzurufen. Wollen Sie, fragte er erſtaunt, wollen Sie ſchon gehn? ich bin in der That nicht im Stande, Sie in beſſere und unterhaltendere Geſellſchaft zu führen. — Führe er uns nach Hauſe, antwortete ich, wir denken einen langen Schlaf zu thun, denn dieſes Tages Laſt und Mühe war groß.

Neunter Brief.

Prag, den 29. August.

Gestern war uns das Gemeine und der Gestank so über den Kopf gewachsen, daß ich mich heute mit H. sogleich in die reinen Lüfte der Wissenschaft begeben, das heißt Vorlesungen auf der hiesigen Universität besuchen wollte. Allein die Ferien waren schon angegangen, und erst nach langem Fragen wies man uns in einen noch besuchten Hörsaal. An Zuhörern fehlte es nicht, aber wie es schien an Zuhören. Der Lehrer trug nicht vor, sondern examinirte über ärztliche Gegenstände überaus langsam, leise, und in langen leeren Zwischenräumen. Nur drei oder vier vorn sitzende Studenten antworteten gleich langsam, leise und unvollständig; so daß auch uns bald die Langeweile ergriff, welche allgemein und von Rechts wegen herrschte. Dazu kam, daß die höchst verdorbene Luft an die Judenstadt erinnerte, und während ich mich nach jüdischen Zu-

hörern umfah, zog mich mein Begleiter schon am Rockschoß zur Thür hinaus. — Ich habe oft beklagt, daß wir auf unseren Universitäten die Examinatorien so vernachlässigen: der Lehrer erfährt nie, ob die Zuhörer zugehört und ihn gefaßt haben, er erfährt nie, ob er zu kurz oder zu lang, zu dunkel oder zu populär vortrug, und die Studenten kommen ihrer Seits gleich schwer zu einem sichern Bewußtseyn über ihre geistigen Erwerbungen. Wenn aber nicht mehr Leben in Frage und Antwort, in das Wechselgespräch zu bringen ist, so erscheint die alte ungesellige Weise, daß der Lehrer immer und immer allein spricht, freilich noch vorzüglicher. Hier fand keine Wechselwirkung, sondern nur eine wechselseitige Einschläferung Statt, bei uns bleibt wenigstens der Lehrer in wachsamer, stets reger Thätigkeit, wenn auch die Zuhörer bisweilen einschlafen. Endlich, das erquickende Schlafen ist besser, als Träumen mit offenen Augen.

Auf der Bibliothek sah ich manche Seltenheiten, die aber in der Beschreibung alle Bedeutung verlieren. Ob unbekannte Werke für die Geschichte der hohenstaufischen Zeiten vorhanden seyen, konnte ich nicht erfahren, da diese Bücherſammlung, wie so

manche andere, an einem sachlichen Verzeichnisse Mangel leidet. Die meisten Erinnerungen weckte in mir die Handschrift Hussens; indem ich aber die Kirche wegen dieses Opfers religiöser Unduldsamkeit recht ausschelten wollte, fielen mir die zahllosen Opfer politischer Unduldsamkeit in unsern Zeiten ein, und ich schloß mit der Bitte: Herr erlöse uns vom Bösen.

Kein Gang war natürlicher nach jenen Erinnerungen an Huß als zu dem neuesten Geschichtschreiber Böhmens, zu Woltmann. Was auch seine Gegner an ihm auszusetzen finden, keiner kann läugnen, daß er geistreich sey, und damit kommt man zwar nicht immer bei der Mitwelt, allemal aber bei der Nachwelt fort. Nur darf man das Licht des Geistes nicht durch das Prisma vieler Werke in zu zahlreiche ergetzliche Farben zerspalten, sondern muß es als vollen Strahl in die Ewigkeit hinaussenden. Du weißt, daß man Woltmann über seinen Aufsatz, „das Vaterland des Historikers," angegriffen hat; es sollte mich aber nicht wundern, wenn er jetzt einen schriebe, „die Wohnung des Historikers," und dabei auch nur an die seine dächte, welche die schönste Aussicht darbietet.

Dieſer Ausſichten Prags genoſſen wir oben von der Spitze des Hradſchin, ſo wie unten auf der Moldau bei einer Waſſerfahrt vom Wiſcherad abwärts nach der Färberinſel und klein Venedig. Das letzte ſah ich ahndungsvoll mit einigem Herzklopfen. Nicht minder belohnend war die Landfahrt nach Vubna und nach Bubenſch. Die gothiſchen Gebäude ſind hier nicht ohne Geſchick angelegt; Blumen ſtellen ſich überall als luſtiger willkommener Schmuck dar, und die Ausſicht in das zweite Moldauthal, über Wieſen, Baumgruppen und Ackerfelder, erſcheint bei noch gröſerer Abwechſelung auch in gröſerem Stile. Von Prag auf der entgegengeſetzten Seite, ragt nur der Dom wie ein Rieſe über die niedere verborgene Welt hervor.

Niemand ließ es ſich angelegener ſeyn, uns mit allen verborgenen Merkwürdigkeiten in Prag bekannt zu machen, als Herr T. Er war einſt in B. geweſen und erinnerte ſich lebhaft der Familie H. — welche überhaupt wohl mehr Erinnerungen in andern erweckt, als ſelbſt von ihnen behalten hat. — Dankbar benutzten wir Anfangs ſeine Dienſtfertigkeit, aber bei unſerer Neigung, bisweilen auch ſelbſt zu ſuchen, zu finden, und uns ungeſtört in

einer fremden Stadt zu ergehn, konnten wir nur mit Mühe den Höflichkeiten entspringen. Kaum war ich eines Mals mit Freund H. durch eine Nothlüge befreit und in eine andere Straße gegangen, so fanden wir uns plötzlich umgangen und gefangen. Nur die Freude des jungen Autors, der sich nach einer mehrmal wiederholten Erzählung mit fünf und zwanzig Gulden Papier für wohl bezahlt hielt, erweckte mehr meine collegialische Theilnahme als meinen Neid.

Die Zeit unserer Abreise, welche immer näher rückt, hat uns zu nothwendigen Ueberlegungen und Entschlüssen gezwungen. Erstens, wohin? Dabei fiel mir das Geschäft des Prokrustes zu, die Zeit und die erwünschten Entfernungen so lange hin und her zu ziehn, bis Alles gehörig in einander paßte. Die nach B. Zurückkehrenden schütteln zwar mit dem Kopf über die großen Plane, aber wir werden schon sehen. — Die zweite schwierige Frage war, ob L. Frau mitreisen, oder über D. nach B. zurückkehren solle? Ihr Wunsch sprach natürlich dafür, und daß sie eine heitere unterhaltende Gesellschafterin sey, hatte für Alle keinen Zweifel. Allein die Anstrengungen jenes langgedehnten, rasch

zu vollführenden Plans ſchienen ihre körperlichen Kräfte zu überſteigen, und ſo fiel denn der Beſchluß verneinend aus. Wenn es weder an Zeit, noch an Gelde, noch an Geſundheit, noch an guter Laune fehlt, ſo ſtimme ich ſehr für die mitreiſenden Frauen, aber die allein und auf ihre eigene Hand reiſenden und reiſebeſchreibenden Frauen kommen mir unnatürlich und hermaphroditenartig vor. Fragſt du, warum ich der Weiber nicht erwähne, welche nicht reiſen, auch nicht mitreiſen, ſondern Männer mit ſich auf Reiſen nehmen, ſo antworte ich: weil dieß in die verkehrte Welt gehört, wo die Weiber in Männer und die Männer, ich weiß nicht ob in junge oder alte Weiber, verwandelt ſind.

Die dritte Frage war: ob zu den drei Reiſenden ſich ein Bedienter als der vierte geſellen ſolle? Die Behauptungen: jeder müſſe nach Selbſtſtändigkeit und Allgenugſamkeit ſtreben, keinen andern Menſchen als Mittel gebrauchen, alles bei ſich, oder doch in eigener Perſon aus dem Wagen in die Stuben tragen, und dergleichen mehr, machten gar keinen Eindruck. Man verließ deßhalb die allgemeine Theorie und ging auf vorliegenden Fall näher ein, ſprach vom Sitze, vom Bocke, von der Wagenbe-

deckung, endlich auch von dem dienenden Individuum selbst. Es ward behauptet: wenn dieß Individuum sich dividiren, das heißt theilen könne, so sey nichts gegen dasselbe einzuwenden, aber bei einer untheilbaren Leibeslänge von sechs Fuß preußischen Militairmaaßes, werde auch der billigste Postmeister es einem Pferde gleich achten. Wenn es ferner keinen Knoten in seine Beine schlagen und sie dadurch verkürzen könne, so würden sie mit den Hinterbeinen der Pferde in Verwirrung gerathen; wenn sich endlich der Obertheil des Körpers nicht wie ein Perspektiv in einander schieben lasse, so werde er, gleichsam ein organischer Großglockner, uns stets vor Augen stehen, und Sonne, Mond und Alpen bedecken.

Aber die stille tiefe Sehnsucht nach Bequemlichkeit, und wohl angebrachte Winke über Unsicherheit und Gefahren in fremden Landen und unbewachten Wirthsbauerstuben, überwogen zuletzt mit Recht, und einem Eidragoner, der den seltsamen Namen Widerates führt, ward der günstige Beschluß bekannt gemacht.

Zehnter Brief.

Prag, den 2c. August.

Bei der Aussicht auf ein spätes Mittagsbrod ging ich heut zum Frühstück nach dem sogenannten eisernen Thore, erhielt vortrefflichen Rostbraten, und stellte rechts ein Seidel Melniker, links ein Seidel Czernoseker Wein, um beiden die Theilnahme und Hochachtung zu beweisen, welche mir von diesen neuen Bekanntschaften eingeflößt war. Kaum hatte ich mich mit ihnen in ein stummes Gespräch eingelassen, als der aus dem Bade zu T. zurückkehrende sächsische Gr. X. eintrat, und mich bewillkommte. Nach einigen Fragen über das was ihm seit unserer letzten Zusammenkunft persönlich widerfahren sey, fuhr ich fort: wie gehts, wie stehts in Sachsen überhaupt? „Geht, steht, antwortete er, wenn ein Volk auf allen Vieren liegt, so geht's nicht und steht nicht." — Und doch ist es wenigstens zu Boden gedrückt, als in den sieben Noth- und

Hungerjahren. — „Ein geringer Troſt, denn jene Noth brachte der Feind, ſie erſchien nicht unnatürlich, und man vertraute einer baldigen Erlöſung; jetzt aber leiden wir von angeblichen Freunden unnatürlich Härteres, wovon, wie es ſcheint, keine Erlöſung eintreten wird.“ — Aber jene Feinde habt ihr ja als Freunde betrachtet, iſt das nicht das Unnatürlichſte? — „Wer ſind die ihr? wer kann behaupten, daß die Sachſen, obgleich ſonſt gute Chriſten, die Franzoſen ſehr geliebt hatten?“ — Hat euer König? — „Nun ja unſer König. Warum wird aber ſein Thun nie aus ſeinem Standpunkte betrachtet? Warum wird bei ihm ein Maaßſtab, eine Zurechnung angenommen, welche alle Anderen ſich nicht minder verbitten müßten? Weiß denn jemand, ob er es in ſeinem Gewiſſen nicht für die höchſte Pflicht hielt, ſein Wort zu halten, und dieſe innere Anſicht diesmal keineswegs ſo wie im Jahr 1806 zurückzuſetzen, wo das Verwalten politiſcher Gründe genug Verderben brachte. Wenn Alle, ich ſage Alle, ſeit zwanzig Jahren immer treu ihr Wort gehalten hätten, wie unendlich beſſer ſtünde es um die Welt, wie viel ſicherer wäre dieſe uralte Grundlage, als der Wolkendunſt von Rechte-

rei, von Vermuthungen, Voraussetzungen, Hoffnungen, Aussichten, worauf jetzt die bürgerlichen Verhältnisse mit Beiseitsetzung des persönlichen Gewissens gebaut werden! Ich will aber mehr thun, als Sie verlangen können, ich will einmal zugeben, daß der König von Sachsen ganz und gar nicht durch jene edelsten Triebfedern, sondern eben durch Rechnereien, Hoffnungen, u. s. w. bestimmt worden sey; dann behaupte ich aber, er hat nicht mehr Uebeles gethan, als alle anderen Herrscher in Europa, und keiner ist von Lissabon bis Moskau vorhanden, der nicht aus gleichem Grunde in irgend einem Zeitpunkte der letzten funfzehn Jahre die Strafe verdient hätte, welche man jetzt allein über den König von Sachsen verhängt. Welche Regel läßt solche Vergehn in ein, zwei, drei Jahren rechtmäßig verjähren, und giebt es eine solche Verjährung, so wird unser König in diesem oder im nächsten Jahre, durch den Abfluß der Zeit auch rein gewaschen dastehn, und volle Herstellung verlangen können."

Allerdings haben die anderen Alle zu ihrer Zeit auch gesündigt, allein sie haben Buße gethan, Volker und Könige. In Sachsen aber wandte sich nur

das Volk, nicht der König zum Rechten, alſo leidet dieſer die Strafe, nicht jenes. — „Dagegen iſt Unzähliges einzuwenden; und um Ihnen meine Unparteilichkeit zu zeigen, behaupte ich erſtens: daß Sie dem ſächſiſchen Volke zu viel Ehre anthun. Deutſch geſinnt war es allerdings, aber keineswegs ſo à la hauteur, daß es ſich rückſichtlos von ſeinem Könige getrennt und mit voller Luſt die Partei ergriffen hätte, für welche ſich jener nicht auszuſprechen wagte. Manche gehorchten dem Hofe unbedingt, Manche halb, Wenige nur gaben ſich ihr eigenes Geſetz; und dieſer Zwieſpalt, dieß feſte Verwachſen zwiſchen Herrn und Unterthanen, iſt keine tadelnswerthe, ſondern eine erfreuliche und ehrwürdige Erſcheinung. — Sie ſagen: der König that keine Buße; — hat er nicht ſchwer gebüßt? Und mit mehrem Rechte als die Kirche aus dem Schatze fremder Verdienſte Ablaß ſpendet, darf er auf die eigenen Verdienſte einer langen, muſterhaften Regierung zurückſehen, und dieſe für ſich geltend machen. Wolltet ihr aber dieſe Verdienſte unbilliger Weiſe nicht gelten laſſen, ſo vergeßt die Verdienſte der Sachſen nicht, welche in dem gefährlichſten Augenblick der Schlacht bei Leipzig zu euch

überzeugen, aber nicht damit ihren König Preis geben, sondern ihn erretten wollten. Meint ihr aber, eure Anklage sey auch noch schwerer als diese gewichtige Rechtfertigung, so erinnert euch der deutschen Geschichte, und wie in Sachsen die religiöse und geistige Freiheit und Tüchtigkeit gegründet ward, durch welche ihr emporwuchset." — Das erkennen die Preußen mehr als euer König, welcher sich von dieser Freiheit und Tüchtigkeit losgefügt hat, welcher unnatürlich, selbst ein Katholik, über das Stammland des Protestantismus herrscht. — „Unnatürlich? Nicht um ein Haar unnatürlicher, als daß euer König über Katholiken herrscht. Soll denn aus den Stürmen der Jahrhunderte nicht einmal die Lehre einleuchtend hervorgegangen seyn: Duldsamkeit sei das Rechte, und so wie der Einzelne seiner persönlichen Ansicht, seinem Gewissen hier folgen dürfe, ja folgen solle, so auch ein König? Wie thörigt wäre ein Ansinnen der katholischen Unterthanen im preußischen Staate, euer wahrhaft religiöser König solle seine Ueberzeugung Preis geben, um sie besser zu beherrschen! Er regiert sie vollkommen so gerecht und billig, als unser König die Protestanten. — Vergleicht Sachsens Lage nicht

mit der Lage Englands im Jahre 1688, denn Jakob II wollte die geiſtliche und weltliche Verfaſſung umſtoßen, und — was das entſcheidend Wichtige iſt — die Britten verjagten ihren König, die Sachſen ſehnen ſich nach ihrem Könige. Träte aber auch der umgekehrte Fall ein, ſo müßte das Recht der ſächſiſchen Seitenlinien geachtet werden, welches ſelbſt Karl V in der Fülle ſeiner Macht nicht überſah. Wenn alſo weder der König, noch das Volk, noch die Seitenverwandten eine Veränderung wünſchen oder verlangen, wer hat denn ein Recht mitzuſprechen? Freilich die Kraft, die Macht mitzuſprechen haben noch Viele, das läugnet keiner, der Eine fünf Sinne beiſammen hat. Und wäre dieſer Ausſpruch der Macht nur am neunzehnten Oktober erfolgt, in der Siegesfreude hätte man ihn natürlicher gefunden; allein das Handeln und Bieten, Feilſchen und Hökern ohne alle Beziehung auf die wahren Verhältniſſe, und endlich das unſelige Zerreißen und Zerſchneiden nach tauſend Ecken und Zipfeln, als letztes Reſultat untrüglicher Berechnungen! Noch jetzt leſen wir mit Theilnahme, wenn ein Märtyrer von ſeinen Todfeinden zerfetzt wurde, und hier, wo ſo Unzählige in irdiſchem Gute und

geistiger Liebe zerrissen werden, durch einen schweren Irrthum von ihren nächsten Brüdern zerrissen werden, sollten wir da nicht wehklagen?" — Niemand billigt das Zerstückeln, aber soll denn Preußen, dessen heldenmüthiges Auftreten entschied, nichts gewinnen, wenn alle Andere gewinnen? — „Das wenden Sie wohl nur im Scherz ein, denn es gewinnt ja mehr als die Hälfte seiner Monarchie, ja, es hätte noch etwas unendlich Wichtigeres gewonnen: die ungetheilte Ehrfurcht und Bewunderung von ganz Europa, das höchste Zutrauen aller Deutschen. Können Sie solch Zutrauen noch von Baiern, Würtemberg u. s. w. erwarten? Die Herstellung unseres Königs hätte alle Sachsen auf Tod und Leben zu Verbündeten Preußens gemacht, und die Schlacht bei Waterloo ist wahrlich nicht dadurch gewonnen, daß eure Gränze am Flößgraben entlang geht." — Allmählich werden die Sachsen sich gewiß mit der trefflichen preußischen Regierung versöhnen und so vaterländischen Sinn bekommen, wie die Schlesier. — „Ich weiß nicht, was in der Zeiten Hintergrund verborgen ist, aber dauert die jetzige Zerreißung fort, so werden die schlecht geheilten Wunden immer wieder aufbrechen. Wenn der Ge-

meine Mann die Namen der unläugbar wohlwollenden und lobenswerthen Männer, des Miniſters von der Reck und des Generals Gaudi neckend änderte, ſo iſt dieß allerdings ein gemeiner Witz, aber Sie erkennen daraus die Stimmung." — Wenn unſeres Verfahrens halber ſolche Stimmung bei euch iſt, ſo muß eures Verfahrens halber in ganz Deutſchland eine für euch noch weit ungünſtigere Stimmung ſeyn, und im Fall eine Volks- und Bundesverſammlung, ſtatt weniger Herrſcher richtete, ſo würde der Spruch wegen eurer Undeutſchheit vielleicht auf völlige Vernichtung lauten. — „Welch ein Irrthum! Leben wir in Zeiten blinden Heidenthums? Giebt es keine Vergebung der Sünden? wäre der Ausſpruch: vergebet, ſo wird euch vergeben, aus allen Köpfen und Herzen verſchwunden? Nein, eine deutſche Bundesverſammlung würde um der Fehler und Sünden Einzelner willen, nicht Alle ſtrafen, ſondern Alle unter ſich und mit der Welt verſöhnen. Dachte man doch ſchon ſo milde vor Chriſti Geburt, denn als die Spartaner in kriegeriſcher Heftigkeit alle diejenigen Staaten Griechenlands vernichten wollten, welche ſich ſchwer irrend an die Perſer angeſchloſſen hatten, erinnerte der größte

Mann jener Zeit, Themistokles, an die Thorheit eines solchen Antrags, und er ward verworfen. Hätten die Unduldsamen obgesiegt, wahrlich, eine macedonische Zeit wäre sogleich auf die Schlacht bei Salamis gefolgt, und das Alter wäre mit Gewalt über Stämme und Staaten herabgezogen worden, welche noch Jugend und Lebenskraft besaßen."

In diesem Augenblicke traten meine Freunde in das Zimmer, um mich abzuholen, und jenes Gespräch hatte ein Ende.

Eilfter Brief.

Linz, den 9. September.

Gern hätten wir unsern Aufenthalt in Prag verlängert, und außer der Natur und den Kunstschätzen, — worüber ich dir diesmal nicht im Einzelnen Bericht erstatten kann —, auch Menschen kennen lernen. Die niedern Classen waren allerdings schon in mancher Gestaltung vor unsern Augen vorübergegangen, aber von den höheren Stän-

den wußten wir bloß etwas durch Hörenſagen. Und gerade hier iſt die Perſönlichkeit des Einzelnen wichtiger und anziehender, denn maſſenweiſe erſcheinen die europäiſchen gebildeten Leute weit ähnlicher und gleich geſchliffener als das Volk, und man erfährt weniger Eigenthümliches in dem Guckkaſten vornehmer Aſſembleen, als in dem Guckkaſten geſelliger Volkskreiſe. Dort ſuche ich ariſtokratiſch die wahrhaft vornehme Natur unter den vornehmen Titularen, hier bin ich durchaus demokratiſch, verlange von Keinem viel, aber jeden nehme, unbekümmert um den Andern, die Scheidemünze ſeines eigenen Gepräges zum Beſten. Es taugt gewiß eben ſo wenig, wenn die verſchiedenen Stände ſich gar nicht von Angeſicht kennen lernen, als wenn ſie ſich aus falſcher Herablaſſung und irrigem Anſtreben gänzlich zu einem mittlaren Brei zuſammenrühren wollen. Solch unſchmackhaft Picknikeſſen hat mich ſchon oft gequalt, während eine natürlich chemiſche Zerſetzung allen Theilen ihr eigenes, fröhliches Leben wiedergiebt.

Vieles iſt Liebhaberei, aber mich zieht es mehr an zu wiſſen, wie Bürger, Handwerker, Handwerksgeſellen bis zum Lakiträger hinab, — welche

Gott Alle mit aufgerichtetem Antlitze erſchaffen hat —, denken, fühlen, und ſich die Zeit vertreiben, als wie die Ochſen und Eſel, die grob- und feinwolligen Schaafe, die Krabben und Krebſe, die Weidenraupen und Eingeweidewürmer, nicht denken und ſich langweilen. Du weißt, wie Ihro Excellenz, die Frau Gräfin von — z. . . großen Anſtoß genommen hatte, daß ich bei W. in der L — gaſſe geweſen war; aber wahrlich ich vertauſche die Grund- und Eckſteine menſchlicher Mittheilung," welche ich da kennen lernte, nicht mit den Moſaikringen hofgemäßer Complimente, und habe in einem Abend dort mehr Fortſchritte in der Erfahrungsſeelenlehre gemacht, als wenn ich Jacobs langweiliges Handbuch auswendig gelernt hätte. „Aber die guten Sitten?" — Mein Gott, ſind denn eure guten Sitten ſo loſe, daß ihr ſie gleich verliert? ſind ſie ſo flüchtig und zerbröckelt, daß ſie ſich wie Eiſenfeilſpäne an jeden Magnet hängen, der ſeine Spitze gegen ſie kehrt?" Ich habe nie feſter und ſicherer gefühlt und gewußt, was mir zukommt, was meiner eigenſten Natur recht und gemäß ſey', als wenn ich das Abweichendſte, Fremdartigſte ohne Haß oder Vorliebe daneben hielt.

Doch das Alles willst du nicht von mir hören, sondern wie wir von Prag nach Linz gekommen sind. — Sehr schnell: denn kaum hatten wir die Aussicht rechts von Mlitschin in ein weites Thal, und den schönen Blick von Tabor in die Tiefe über die Luknitz genossen, so waren wir schon durch Wessely nach Budweis gekommen. Der große regelmäßige rings um mit Lauben oder Bogengängen umgebene Platz, und die zum guten Theil schon platten Dächer wiesen nach Italien hin, ja die Kühnheit, mit welcher wir hier unsere Toilette machten, und in Kaplitz am Springbrunnen große Wäsche hielten, ließ uns als Araber, oder Böhmen als Arabien erscheinen. So wüste ist nun das Land keineswegs, obgleich die Schönheit der Gegenden beim Eintritt in Oesterreich zunimmt. Jenseit von Freistadt, welches sehr todt und verfallen aussah, überraschte uns die Nacht: wir kamen in einen gewaltigen auf der Höhe mit großen Bäumen bekränzten Hohlweg, unzählige Johanniswürmchen spielten aber in der milden Luft und erleuchteten die Bergwände. Immer tiefer und tiefer senkte sich nun die Gegend, sie verwandelte sich in ein breites Thal, und die Nähe von Wasser ließ sich nicht bezweifeln.

Auf einmal erblickten wir die Donaubrücke von Linz, und indem wir drüber hinfuhren, tauchte morgenwärts die schmale Sichel des Mondes wie ein halbgeöffnetes Auge aus den stillen Fluthen hervor. Sehnsuchtig schien es herzublicken, und so fiel mir nicht diese oder jene Liebesgeschichte, sondern der türkische Mond ein, und Zorn ergriff mich, daß die Donau, diese Königin der deutschen Ströme, seit Jahrhunderten von ungläubigen Händen gemißhandelt wird. Das ist die Folge unserer unseligen Zwistigkeiten! Nicht bloß wenn Oesterreich und Preußen sich befehdeten, war Bürgerkrieg, nein alle europäischen Kriege sind Bürgerkriege, und wenn die Päbste im eilften und zwölften Jahrhunderte mit allen Kräften für den Frieden innerhalb der Christenheit wirkten, und nur eine kriegerische Thätigkeit gegen die Ungläubigen in Asien verstatteten, so handelten sie im größern Sinn, als die, welche den Bruderhaß in Europa verewigen möchten; und das Ziel, Jerusalem und die heiligen Stätten zu befreien, war zum mindesten eben so groß, als ein Feldzug, damit man den Handel mit Pfeffer und Gewürznelken an sich bringe!

Linz iſt heiter und wohlgebaut, obgleich als Stadt mit Prag nicht vergleichbar. Hätte es aber deſſen Größe, ſo würde es ſich an beiden Seiten der Donau ſo hinſtrecken, wie jenes an beiden Seiten der Moldau, und dann gäben die ohne Zweifel hier ſchöneren Ufer jenes Stromes den Aufſchlag gegen Prag. Ueber den neuen wohl angelegten Spaziergang hinweg, vor dem neuen bemerkenswerthen landſchaftlichen Gebäude vorbei, erreichten wir den Schloßberg, und ſahen rechts die Stadt und die Brücke, nahe vor uns die Donau, links ihr eng geſchloſſenes zwiſchen Bergen ſich durchdrängendes Bett, gegenüber endlich in weiterer Entfernung die Anhöhen, von welchen wir geſtern herabgekommen waren. Noch reicher erſchien jedoch die Ausſicht vom ſogenannten Jägermeier, herrliche Wieſen und Baumgruppen, freundlich bebaute Berge und ſchroffe Felſen; und der grünliche lebendig dahineilende Fluß trennte und verband wiederum Alles mit mannichfaltigen Windungen. Leider iſt nur ſogar nichts geſchehen, um jenen Schloßberg und dieſen Jägerberg auch nur einigermaßen zu verſchönern, oder in freundliche Uebereinſtimmung mit dem zu ſetzen, was die Natur ihrer Seits ſo

reichlich gespendet hat. Der Schloßberg liegt ganz kahl und verödet bloß als Gestell zum Hinabsehen da, und auf dem Jägerberge sind viele der schönsten Punkte des Gestrüppes oder schroffen Abhangs halber, nicht zugänglich. Von Gängen und Sitzen, von Pflanzungen und Schutzdächern ist gar nicht die Rede. Was würde der Fürst von Dessau nicht aus diesem Berge gemacht haben! Schade daß er nicht für Diäten herumreiset, sonst hätte man ihn hieher oder zuerst nach Breslau berufen sollen, um Vorlesungen gegen die schwarz angestrichenen, wild und eckig in die Gänge einlaufenden Zäune, gegen die großen Pfeiler auf kleinen Brücken, und gegen so viele Dinge zu halten, welche mit dem sonst allerdings gewichtigen Sprüchlein deficiente pecu — nicht gerechtfertigt werden können.

Nachmittags fuhren wir zu Lande an der Donau hin bis Mölkering, einem noch bestehenden Kloster. Aber die Mönche sind nicht mehr vollzählig, so fern ist das jetzige Geschlecht von dieser Stimmung, und so sehr fällt das Klosterwesen durch sich, und nicht bloß durch äußere Gewalt zusammen. Weder die Wissenschaften, noch eine heilige Gesinnung, noch eine erhabene Beschaulichkeit

hatten in unsern Tagen vorzugsweise ihren Sitz in den Klöstern: weit öfter sahen wir daselbst nur den todten Niederschlag entwichenen Lebens. Allerdings kamen Einzelne hier dem Himmel näher, indem sie sich von dem Irdischen lossagten, aber für viele Tausende war dieser Weg nicht der richtige, und eine tüchtige Erkenntniß und Behandlung des Irdischen hätte ihnen als bessere Stufenleiter zur Erkenntniß und Verehrung des Göttlichen gedient. Wie Viele suchten aber auch nur das Irdische im Kloster? Noch immer erinnere ich mich mit wehmüthiger Theilnahme an die Klagen der Aebtissin von Teistungenburg im Eichsfelde, daß die neue schwere Besteuerung künftig nicht mehr erlauben werde, so viele Mädchen aufzunehmen, welche Christum als alleinigen Bräutigam verehren wollten. Bescheiden fragte ich, ob wohl die innerste Natur alle ihre Notizen hiezu auf eine verehrungswerthe Weise antreibe? Sie bejahte es; als ich aber nach vierzehn Tagen wieder hinkam, ergriff sie mich bei der Hand und sagte weinend: sie gehen Alle fort, weil die Dotirtafel etwas beschränkt worden ist! — Solche Erscheinungen beweisen freilich, daß die alte religiöse Betrachtungsweise verschwand, aber warum

denken denn diejenigen, welche jene Weise mißbilligen, nicht an das handgreiflichere Aeußere: wo sollen die armen unverehlicht bleibenden Mädchen hin? Sie sehen sich — das größte Unglück, was jemand widerfahren kann —, von ihrem eigensten Berufe ausgeschlossen, nicht weil sie außer Stande sind, ihn gebührend zu erfüllen, sondern weil das Schwert des Krieges ihre Freunde hinraffte; sie sehen sich bisweilen der zweifelhaften Gefälligkeit entfernter Verwandten, öfter der Willkühr und dem Spotte von Fremden hingegeben. Jene Stiftungen boten Mancher eine Zuflucht, oder man konnte sie leicht so umgestalten, daß sie dafür noch zweckmäßiger wurden als bisher. Irrig war dagegen gewiß ein Plan, dessen du dich erinnerst, auch die protestantischen Fräuleinstifter aufzuheben und ihr Vermögen dem Louisenthum oder einer Anstalt zur Bildung von Erzieherinnen zuzuweisen. Als wenn die Kranken, Gebrechlichen, in Hoffnung auf andere Verhältnisse als Gewordenen, plötzlich Alle Lust und Geschick zum Erziehen fremder Kinder bekommen hätten, und als wenn die im Rummel fahrenden Gouvernanten besser seyn könnten als Pfuscheruhren!

Läugnen Sie denn, höre ich einwenden, daß die Vertilgung der in jeder Beziehung unnützen Mönche ein Gewinn sey? Ich erwiedere: es ist hier nicht der Ort, ihren Werth oder Unwerth für jeden Zeitraum der Geschichte festzustellen, aber fragen möchte ich: ob die Mönche neuer Art, welche sich im achtzehnten Jahrhundert so unzählig vermehrt haben, deren drei Gelübde, Willkühr, Reichthum und Unkeuschheit zu seyn scheinen, ob die stehenden Heere wirklich eine höhere Stufe der Bildung und eine neue Gestaltung der Menschheit herbeiführen? Jene alten Mönche erwählten freiwillig ihren Stand, die neuen werden dagegen zur Freiwilligkeit gezwungen, und die Conscriptionsgesetze Frankreichs in manchen andern Staaten auf eine für die Dauer grundverderbliche Weise überboten. Jene alten Mönche lebten auf ihrem Eigenthum und von ihrem Eigenthume; an der Ernährung der neuen gehen alle Staaten zu Grunde. Die Ehelosigkeit der Alten war eine Weisung zur Selbstbeherrschung und alle äußeren Einrichtungen beförderten dieses Ziel; die Ehelosigkeit der neueren scheint eine Anweisung auf Hurerei und Ehebruch zu seyn, und das Einquartie-

ren bei friedlichen Bürgern kommt diesem Abwege unübertrefflich zu Hülfe. — Sage man nur nicht, sie erhalten uns das Vaterland! so dürften jene alten Mönche nach ihrer Behauptung auch den Himmel offen. Soll denn der Aberglaube noch fortdauern, daß das stehende, stillstehende, also nichts thuende Heer errette? Ich kann vor keiner unnützen Schildwache vorbeigehn, ohne wehmüthig über den Verlust von leiblicher Thätigkeit und geistigen Kräften zu klagen, und denkt man sich nun die Faulheit eines ganzen stehenden Heeres in Fleiß von unendlicher Mannichfaltigkeit verwandelt, so erhält man ein Kapitel in der Lehre vom Nationalreichthum, das nicht leer, sondern in der That zugleich ein übergroßes Kapital ist.

Wir haben in Preußen das Wunder gesehen, welches so viele alte Kriegsknechte immer noch nicht begreifen: auf ein Wort des Königs war das Heer geschaffen, und welch ein Heer! Kein stehendes, sondern ein gehendes, schlagendes, siegendes Heer! Und dieß Wunder läßt sich allemal erneuern, sobald das Vaterland wahrhaft in Gefahr ist; — und nur dann darf man Krieg führen. Welch Unglück dagegen, wenn die alten Kunststückchen wieder Be-

deutung erhielten, um ein stehendes Heer für ein schlagfertiges Volk einzutauschen! Laßt den Bauer zu seinem Pfluge geben, den Bürger zu seiner Werkstatt, laßt sie recht verwurzeln mit ihrem Berufe, ihren Familien und ihrem kleinen Besitzthum; dann werden sie in jedem, der dieß antastet, ihren wahren Feind erkennen, und einem so gesunden Volke fehlt nie der Muth und die Treue. Das sind die ersten Eigenschaften des Kriegers; was aber entsteht, wenn der Soldat nur im Kriege sich und sein Lebensziel erkennt, welch Unheil für die Heimath und die Fremde, das hat das französische Heer mehr als genugsam gezeigt. — Man sollte gar nicht vom Soldatenstande sprechen: Jeder ist Soldat, wenn's Noth thut, und Keiner, wenn's nicht Noth thut; wohl aber muß es Offiziere geben, welche die Kriegswissenschaft lebenslang zum Gegenstand ihrer Forschung machen, und diese Forschung durch einen edlen Wandel, und ernste Betrachtung der innern und äußeren Verhältnisse ihres Vaterlandes beleben. Solche Männer, wie Gneisenau und Grolman, sind unschätzbar, und an der Spitze eines nach jener ächten Weise erschaffenen Heeres, — unüberwindlich.

Dieß und Aehnliches ging mir durch den Kopf, als ich mich im Grase des Klostergartens zu Wilhering niedergelegt hatte, bis meine Freunde riefen: der Kahn sey bereit, um uns auf der Donau nach Linz zurück zu führen. Mit welcher Schnelligkeit trieb die Gewalt des Stroms zwischen den hohen bewachsenen Felsufern dahin! Bald verloren wir die bunte Kirche von Wilhering aus dem Gesichte, und bei einer schnellen Wendung der Donau stellte sich Linz schon unsern Blicken dar.

Zwölfter Brief.

Gemündet am Traunfee, den 3. September.

Welch ein Wirthshaus sonder gleichen! kann ich im Ernst ausrufen, wenn ich aus dem Fenster die herrliche Aussicht auf den Traunsee genieße, welch ein von Himmel und Erde begünstigter Reisetag! In wunderbaren Träumen thun wir bisweilen einen Blick in das sonst verschlossene Paradies einer andern Welt, aber kaum können wir die Erinnerung

feſt halten, und nur bei verſchloſſenen Augen ſcheint ſich hier eine Geſtalt, dort eine Gegend nochmals bilden zu wollen; — dann zerfließt indeſſen Alles wiederum plötzlich, und nichts bleibt als Ahndung und Sehnſucht. Es giebt aber auch auf Erden paradieſiſche Tage, Gegenden, Erſcheinungen, die man mit offenen Sinnen ſicher und feſt in ſich aufnehmen, wachend und träumend erneuen und wie leuchtende Fackeln an den Weg des Lebens ſtellen kann, wenn er durch finſtere und traurige Gegenden führt. — Doch zur Erzählung! Der Weg von Linz nach Welß führte Anfangs durch eine fruchtbare, wohl angebaute Ebene, welche zunächſt nur landwirthſchaftliche Betrachtungen erzeugte. Als aber die hohe Kuppe des Traunſteins in der Ferne aus dem Nebel hervorſtieg, ſo wuchs meine Ungeduld, ſchnell weiter und weiter zu kommen. Allein Freund H. gerieth inſtinktmäßig in ein Wirthshaus, und ließ ſich Morgens um acht Uhr von großen Krebſen an den Eßtiſch ziehen, oder vielmehr er zog ſie hin und begann ein Mahl, wobei man ſich bekanntlich nicht übereilen kann. Freund L. ging ihm, ungeduldig über das lange Außenbleiben, nach, folgte aber dem Beiſpiel des zweiten Bruders in dem Liede: die

Mutter ſchickt den Jökel fort, er ſoll die Birnen pflücken: hierauf wanderte Widerates mit erhabenen Schritten als der dritte hinter den beiden erſten her, ließ ſich aber ebenfalls das Inſektenfreſſen gefallen. So ſaß ich nun allein, mußte den Wagen bewachen, und verſuchte endlich, meine Ungeduld durch ein Geſpräch mit der Poſtmeiſterin zu vertreiben. Dieſe keineswegs junge, aber wohlbehaltene freundliche Frau gab mir vielfache nützliche Auskunft über die nächſten Umgebungen, und fragte dann auch ihrer Seits, woher wir kämen und wohin wir wollten. Ich antwortete: aus Berlin, und reiſen möchte ich, ſo weit der Himmel blau iſt, nur ſoll es unterwegs keine Krebſe geben. Jene fuhr buchſtäblich fort: Sie müſſen mich nicht auslachen, aber liegt Berlin nicht im Preußiſchen? — Allerdings, es iſt ja die Hauptſtadt. — Und Blücher iſt alſo der preußiſche General? — Unbedenklich. — Den habe ich, den habe ich; ſie müſſen ſehen, ob er ähnlich iſt, und eiligſt holte ſie ein Bild Blüchers, deſſen Aehnlichkeit ich zu ihrer Freude bezeugen konnte.

Mittlerweile langten endlich meine Reiſegenoſſen an, und als ich ſie über ihr unzeitiges Krebs-

essen aufschalt, entschuldigte sich H. damit, daß ich selbst im Vertrauen auf seine Kennerschaft dafür gestimmt: daß ihm der Auftrag ertheilt werde, zu erforschen, was die Natur an jedem Orte Absonderliches zu essen und zu trinken darbiete.

Bald nahm ein Studium höherer Art unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Mehrere Reisende, ich glaube selbst der trockene Nicolai, sprechen von der Schönheit der Linzer Mädchen. Diese große Merk- und Denkwürdigkeit war deßhalb schon in Landeck in die Liste des zu Betrachtenden aufgenommen worden. Ferner zeigte man mir im Prager Schauspiel eine Linzerin mit einem so schönen Madonnengesicht, daß ich geschworen hätte, sie sey eine Heilige, wenn nicht ein Herr, der keineswegs Christi, sondern ein ander Kreuz trug, ihre Heiligkeit auf eine etwas zu weltliche Art in Anspruch genommen hätte. Natürlich aber betrachteten wir jetzt mit erhöhter Kunst- und Wißbegier jedes weibliche Wesen, welches sich in Linz, dieser gepriesenen Stadt, nur blicken ließ. Manche war hübsch, und die großen schwarzen Filzhüte der Bauermädchen, so wie die helmähnlichen goldenen Mützen der Stadtmädchen hatten etwas Eigenthümliches, aber es fan-

den ſich doch auch häßliche Frauenzimmer und viele groſſe Füße. Ich theilte dem Lohnbedienten meine Verwunderung mit, und erhielt die Antwort: die ſchönen Bürgertöchter gehen nur Sonntags aus, und die ſich in der Woche von jedem beſehn laſſen, das ſind Luderk. Ich erſchrack über dieſe kühne Redeweiſe, glaubte indeſſen vollkommen an die letzte, weniger an die erſte Hälfte jener Behauptung, und noch waren wir heute damit beſchäftigt, die Reiſenden auszuſcheiten, welche viel Aufhebens um Nichts machen, als ein Landmädchen in ihrem Sonntagsputze vorüber ging, dann eine zweite, eine dritte folgte, bis wir in Lambach nach geſchloſſenem Gottesdienſte eine Verſammlung aus der ganzen Gegend erblickten. Jede trug eine kurze ſchwarze Tuchjacke, — welche Vornehmere einen Spenſer zu nennen pflegen —, woran ſich der Rock aufs zierlichſte anſchloß; über dem kleinen mit Spitzen beſetzten Häubchen war ein groſſer Filzhut mit niedrigem Kopfe und breitem Rande leicht aufgeſetzt, die obere Seite ſchneeweiß, die untere Seite der Krempe ſchwarz, und vorn und hinten ein wenig niedergebogen. Aber warum quäle ich mich, dir eine trockene ſchneidermäßige Beſchreibung des Anzugs zurecht-

zuſchneidern, anſtatt gerade heraus zu ſagen, daß ich in meinem Leben noch niemals von weiblichen Geſtalten ſo zur Bewunderung fortgeriſſen wärd. Und keineswegs zu einer Bewunderung, hinter welcher ſich Gemeineres verſteckt, ſondern zu einer ächten künſtleriſchen. Von dieſen Mädchen ſollte der Künſtler lernen, wie Carvatiden ſich ſtellen müſſen, bei dieſen Mädchen ſollten unſere Tänzerinnen in die Schule gehn, um erſt noch gehn zu lernen, und ohne das ſchlechte Hexenſtück mit der Roſe in Aſchenbrödel, würden ſich dieſe Mädchen mit königlichem Anſtande darſtellen.

Auf der Brücke von Lambach trat mir eine Frau entgegen, welche ein wunderſchönes Kind auf dem Arme trug, und mich plötzlich an unſere Prinzeſſin Wilhelm erinnerte, — und doch weißt du, daß ich an dieſe nur denke, wenn von dem Edelſten und Schönſten die Rede iſt. Ich blieb erſtaunt ſtehen, und ſie ſagte lächelnd: nicht wahr, das iſt ein ſchönes Kind? Faſt ſchämte ich mich nachher der doch ſo natürlichen und wahren Antwort: es gleicht der Mutter.

Im lebhaften Geſpräch über dieſe wundervollen Erſcheinungen fuhren wir weiter und weiter, und

sahen bald rechts bald links am Wege diese Korbträgerinnen würdig und ernst dahinschreiten, bis endlich einer von uns den Postknecht fragte: ob wir denn nicht zum Traunfall kämen, der dicht an der Straße liegen solle? — Nun ja, sagte er, da hinter den Bäumen liegt das Ding, aber was wollen Sie damit die Zeit verderben? Im Posthause ist's abgemacht, und wenn wir hier halten, versäumen wir das Mittagbrot. Ehe er aber seine Rede schloß, waren wir schon im vollen Lauf durch die Bäume hindurch, den Berg hinab, zur ersten Brücke. Diese führt über eine stets offene Schleuse mit schrägem Boden, und ein grobes mit Salz beladenes Schiff flog mit unglaublicher Schnelligkeit von dem obern zu dem untern Bette der Traun hinab. Jetzt kamen wir zu dem wilden Fall, und gingen dann auf dem linken Bergufer entlang bis zum Hauptfall. Welche Menge von Oeffnungen der Felsen, durch die das Wasser hinabstürzt, welcher furchtbare Donner und doch welche Lieblichkeit! Von dem alterhellsten bis zum tiefsten Grün färbt sich das Wasser, Millionen Perlen und Smaragden fliegen durch die Lüfte, und Wogen von lebendigem beweg-

lichen Chrysopras wälzen sich zu unsern Füßen dahin.

Endlich mußten wir uns von diesem Anblicke losreißen, aber noch waren die Freuden des Tages nicht, wie wir glaubten, sämmtlich genossen, sondern der Reichthum der Gegend schien noch immer zu wachsen. Zur rechten Seite die Traun und jenseit derselben das Ufer hinauf dunkles Tannengebüsch, zur linken reiche Obstgärten und fruchtbare Kleefelder, vor uns in der Ferne hohes, hier abgerundetes, dort gezacktes Gebirg, und Alles in der schönsten mannichfaltigsten Beleuchtung. Was soll der Mensch, rief ich aus, mit seinen ärmlichen fünf Sinnen hier anfangen? mit tausend Sinnen könnte er den Reichthum der Schöpfung nicht umfassen!

In Gemünd eilten wir auf einen Kahn: es bewegte sich kein Lüftchen, und das unbeschreiblich schöne Grün des Wassers überzeugte uns, es sey kein gewöhnliches Wasser, sondern eine Zauberfluth, die uns anlocke und in unbekannte Gegenden trage. Dieß sey ein See? als hätte ich nicht den Storkower-See, den Scharmützelsee und ein Schock anderer Seen gesehen! Hier geschähen keine Wunder? und unsere Stimmen, die sonst nicht einstimmig und gleichno

tig gehen können, tönten mir doch hier wie das herrlichste Chor, und das Echo war nicht der Wiederhall unserer Töne, sondern eine freundliche Antwort aller der Schönen, welche diese Gegenden bewohnen.

Dreizehnter Brief.

Salzburg, den 4. September.

Nachdem ich gestern meinen Brief beendet hatte, ging ich hinunter vor die Thüre des Wirthshauses, und setzte mich, während meine Freunde im Städtchen umherschlenderten, zu den weiblichen wohl aufgeputzten Dienerinnen auf die Bank. Aber zu dem Meisten was ich sagte, schüttelten sie den Kopf, sahen mich verwundert an und antworteten wenig; bis die eine sich die Freiheit nahm zu bemerken: i fuerstöh füe nit, füe spreöiche à schluecht chdeutsch. Beschämt schlug ich über diesen unerwarteten Vorwurf die Augen nieder, als sie tröstend fortfuhr: ihr Bedienter spricht noch schlechter,

er hat mir eine ganze Stunde etwas vorerzählt, aber ich habe nicht ein Wort verſtanden. Er iſt wohl noch weiter her als Sie?

Mit Tagesanbruch war unſer Wagen in den Kahn gebracht und wir fuhren heut mehr zum linken, ſo wie geſtern mehr zum rechten Ufer des Sees. Dieſes iſt milder und freundlicher, jenes ſteiler und ſchroffer, nirgends aber dürftige Gleichförmigkeit oder Wiederholung. Anfangs erſchien das Waſſer ſchwarz, bei der erſten Tageshelle dunkelgrün; ſobald aber die Sonnenſtrahlen zwiſchen den einzelnen Thälern hindurch die Höhe trafen, lagerten ſich hellgrüne glänzende Streifen zwiſchen dem dunkleren Grunde über die ganze Breite des Sees hin. Das rechte Ufer ſtieg aus Nacht und Nebel hervor, während das höhere linke noch eingehüllt war, und ich erkannte dort übereinander wenigſtens acht verſchiedene Terraſſen in unbeſchreiblich ſchönen Abſtufungen und Verſchlingungen. Zunächſt am Ufer grüne Matten mit hellen Sträuchern umkränzt, dann gelbe und braune Felder, höher hinauf dunkles Tannengebüſch, über Alles endlich hervorragend die vergoldeten Alpen. Welche Pracht von Farben, Strahlen, Thautropfen, Waſſerfluthen,

Wolkenzügen, Himmelslichtern! Wie hatte uns das gestern Geschene entzückt, und doch mußten wir heut überall einen größeren Maaßstab anlegen; die Häuser am linken Ufer erschienen gegen die Berge wie kleine Kartenhäuser, und das freundliche Gemünd lag hinter uns wie in einer vollkommenen Ebene. Sobald man aber Altmünster vorbei gen Traunkirchen kömmt, nimmt Alles einen andern Charakter an. Der See wird schmal und ungeheuer tief, der gewaltige Traunstein wächst mit jedem Augenblicke, und ohne Vorland treten seine Massen schroff ins Wasser hinein. Jenseit desselben zieht sich zwar noch ein heiteres Thal von der Höhe bis zum Ufer hin; aber bald erheben sich steiler von beiden Seiten der Sonnstein und der spitze Stein, Gemünd verschwindet den Augen hinter dem Traunsteine, nur die Steyermärker Alpen ragen auf dem entgegengesetzten Ende hervor, und nach keiner Seite scheint ein freier Ausweg für den Eingeschlossenen zu bleiben. Hier begannen unsere Schiffer eine Jagd nach einem sehr großen verwundeten Hecht, den sie nach langem vergeblichen Bemühen auch ergriffen, und wir verstatteten gern dieß Hin- und Herkreuzen, weil wir die Ufer von verschiedenen

Punkten aus in größerer Mannichfaltigkeit zu ſehen bekamen.

Nichts überraſchte mich bei der Landung in Ebenſee mehr, als die plötzliche Veränderung des Menſchenſtammes. In häßlichen Trachten ſteckten unglaublich garſtige alte Weiber, die großen Füße waren durch plumpe Holzſchuhe noch mehr verunſtaltet, die Männer hatten die bei Salzwerken faſt überall wiederkehrenden Hallorengeſichter, und vor den bettelnden Kindern mit krummen Beinen, dicken Leibern und todtenblaſſer Farbe fürchtete ich mich faſt, als der Anblick der Wirthin, einer Frau von ungemein einnehmendem Weſen und einer äußerſt feinen Geſichtsbildung, mich ermuthigte. Sie war aber nicht aus dieſer Gegend, ſondern aus Steyer in Oeſterreich, und glich, obgleich ſie blond war, unſerer Freundin A. St.

In dem reichen Thale der Traun fuhren wir auf trefflichem Wege bis Iſchel und waren keineswegs geſonnen, hier ein breites Mittagsmahl zu halten; aber die breite Wirthin verſicherte: „die Pferde haben noch nicht gefreſſen, und Sie müſſen ja auch eſſen.“ Nach langem Zögern kam Brotſuppe und Hecht; anſtatt aber Braten aufzutiſchen, er-

zählte die Wirthin von Gemsbraten und sprach so unzählige lobende Beiworte über ihn aus, daß uns das Waſſer im Munde zuſammenlief. Jetzt erſchien eine dürre Figur, auf welche die dicke Wirthin, ihre Augen niederſchlagend, mit den zart ausgeſprochenen Worten hinzeigte: der Meinichte; und dieſer Meinichte ſetzte uns nun zum zweiten Male den idealiſchen Gemsbraten mit allem Zubehör von Beiwörtern vor. Beim Bezahlen ward ich ſeufzend gewahr, daß zwei tranſcendentale Anſchauungen von Gemsbraten zehnmal ſo theuer bezahlt werden mußten, als ſonſt ein reeller Braten, und erſtaunte, daß Freund L. unſer Rechnungsführer nicht allein die Summe in Gedanken ohne Widerrede bezahlte, ſondern ſich auch für die gute Aufnahme bedankte.

Die Iſchel iſt weder von ſo ſchöner Farbe, noch ſo bedeutend als die Traun, aber ihr Thal iſt breiter und fruchtbarer. St. Wolfgang vorbei, durch enge am Berge dahin laufende Wege erreichten wir E. Gilgen, wo eine ungemein reizende Ausſicht auf den Aberſee und die in wunderbar ſcharfen Geſtalten ſich erhebenden Felſen uns äußerſt erfreute. Aber endlich fragten wir doch, ob nicht Alles zur Abfahrt

bereit sey? Man antwortete: hier beginne das Königreich Baiern, vor erfolgter Visitation des Mauthbedienten gebe der Postmeister keine Pferde, Postmeister und Mauthbedienter wären aber auf der wunderlichen Hochzeit eines siebenzigjährigen Mannes jenseit des Sees; schon sey indessen ein Kahn abgefahren, um beide zu holen. So duldsam ich sonst gegen das Heirathen alter Leute bin, schimpfte ich jetzt doch auf alle diejenigen, welche nur wechselseitige oder gar nur einseitige Unterstützung bezwecken; noch wunderlicher aber als die vorliegende wunderliche Ehe erschien es uns, daß wir bis nach der Vollziehung auf unbestimmte Zeit warten sollten. Endlich fanden unsere von Augenblick zu Augenblick gesteigerten Einreden Gehör: wir bekamen Pferde und freuten uns doppelt unserer Abfahrt, als wir von den Bergen, weit, weit im Hintergrunde des Sees das Kähnlein erblickten, welches den trug, der zwar nicht unsere Herzen und Nieren, aber doch unsere fast noch schuldloseren Kisten und Kasten prüfen sollte.

Was ist anders, hub ich an, die Endursache dieser durch ganz Europa verbreiteten Scherereien, als wiederum das stehende Heer? Es kann nicht ge-

dacht, viel weniger gefüttert werden, ohne Acciſe, Mautblinien und Thorſchreiber; und ſo weit es auch unſere Sittenlehren gebracht haben, ſo viel ſie auch auf dem Papiere umfaſſen, ſo machen ſich doch ſogar manche Sittenlehrer ein Vergnügen daraus die Acciſebedienten zu prellen. Alle berühmten Colliſionsfälle der Pflichten ſind praktiſch leicht zu entſcheiden, gegen den anziehenden Fall, wo ich den Lumpenkerl anführe, welcher glaubt, er könne beſſer ſuchen, als ich verſtecken. — Aber wenn der Kauz, wandte mein Nachbar ein, euren bloßen Worten glaubt, iſt er auch betrogen? — Daraus folgt, daß man hier gar nicht von Moralität ſprechen, daß man bei dieſem Syſtem durchaus davon abſehen, und die hohe Achtung für den Scharfſinn und das Geſchick der Contrebandirer ſo an den Tag legen ſollte, wie in Sparta die Achtung für den geſchickten Dieb. Wer indeſſen ertappt wird, der möge bezahlen, und ſich als dummer Teufel auslachen laſſen. Nur auf dieſe Weiſe läßt ſich der Steuer von Eiern, Rüben und Peterſilie eine heitere, ſcherzhafte Seite abgewinnen; nur auf dieſem Wege läßt ſich die Moralität ungefährdet erhalten: wenigſtens eben ſo gut, als wenn man zu den Einkom-

men- und Vermögenssteuern seine Zuflucht nimmt, wo ohne den Reiz des Spieles mit Verstecken und Suchen, plumphin gelogen wird.

Während dieser und anderer Gespräche neigte sich der Tag und erst im Dunkeln erreichten wir Salzburg. Der Mangel des Mauthpasses erregte trotz unserer sonstigen Unschuld Besorgnisse, daß neue Weitläuftigkeiten eintreten möchten: aber obgleich der Thorschreiber unseern Freund L. nicht für voll ansah, sondern aus einem Kammerdirektor in einen Kammerdiener verwandelte, wollte er doch mit ihm in später Nacht lieber Schenken und Placiren spielen, als Verstecken und Suchen.

Vierzehnter Brief.

Salzburg, den 5. September.

Gestern erreichten wir erst im Dunkeln die Stadt und heute früh hatte sich ein dicker Nebel über das Land gelagert, weßhalb wir zunächst die Merkwürdigkeiten in Salzburg selbst besehen muß-

ten. Der Kirchhof bei S. Sebastian ist groß, viereckig, und mit Hallen umgeben, an deren Hinterwänden ringsum Grabmähler, Bilder und Inschriften angebracht sind. Obgleich der Kunstwerth und der dichterische Werth selten über das Mittelmäßige hinaus geht, und der innere Raum des Platzes zu sehr mit Gräbern überfüllt ist, wüßte ich doch nur den Dessauer Kirchhof mit ihm zu vergleichen; dem zwar die Bogengänge an den Seiten fehlen, der aber durch seine Größe, seine mittleren Gänge und den dunkeln Schatten der Bäume in anderer Rücksicht den Vorzug verdient.

Fast bei keiner Sitte zeigt sich unter den Völkern eine so große Verschiedenheit, als bei der Behandlung ihrer Todten. Hier strebte man durch die größte Kunst, den Leichnam zu erhalten, dort trug man Sorge, daß ihn das Feuer schnell bis auf die geringste Spur verzehre. Die Hyrkanier hielten das Zerreißen der Verstorbenen durch Hunde für die würdigste Beerdigung, während die Colcher ihre Todten an Bäumen aufhingen, und die Nabatäer Alle, selbst die Könige, in Mist verscharrten. Einige südamerikanische Stämme treiben ihren Schmerz bis zur Wuth, verwunden und verstümmeln sich;

Andere dagegen eilen, nur ihre Namen zu verändern, damit der Tod, der wahrscheinlich seinen Besuch wiederholen wolle, sie nicht erkennen möge. In Kos war den Männern alle Trauer verboten, sie sollten ihres Schmerzes Herr werden; und durch diesen Gleichmuth hindurch kamen die Cassaner bis zu dem entgegengesetzten Aeußersten, sie priesen die Gestorbenen glücklich, und bejammerten die Gebornen! — Sollen uns diese verschiedenartigen Erscheinungen in einen kalten Skepticismus hineintreiben, oder in leichten Spott, oder in finstern Aergerf Keineswegs. Der Gang zur Unterwelt bleibt zwar, wie Anaxagoras sagte, immer gleich weit, oder wie wir sagen müssen, das Aufschweben zum Himmel immer gleich geistig; aber um unserer eigenen Würde willen sollen wir den Uebergang aus einer Welt in die andere, dieses wunderbarste größte Ereigniß nächst dem Geborenwerden, mit Würde und Theilnahme betrachten, und das Begräbniß so begehen wie es die edelste Weise unseres Volkes und unseres Landes verlangt Wie wächst aber hierin der Mangel an Anstand und an Theilnahme. Die Meisten werden vor Tage, (damit es die Lebendigen nicht in ihren Ergötzlichkeiten unangenehm störe) zur Stadt

hinaus geſchleppt und in die Grube geworfen; einige Hinterbliebene treiben aus Eitelkeit Wagen auf, die zum Theil leer der Leiche folgen: und kaum iſt das verdrießliche Geſchäft beendet, ſo kommt der Zug, als ſey er toll geworden, im vollen Trabe zurück. Von heiliger Muſik, die zu dem heiligen Geſchäfte gehört, und von der Herz ergreifenden, Herz erhebenden Fackelbegleitung in dunkler Nacht, iſt nicht mehr die Rede; ja ſelbſt in den kleinen Orten, wo jährlich nur ſechs, acht Menſchen ſterben, ſoll das ehrwürdige Band zwiſchen Kirche und Kirchhof zerriſſen, und um des feinen Geruchs der Stadtpolizeibehörden willen, der Vater und die Mutter, der Bruder und die Schweſter ſo abgelegen vom Orte eingeſcharrt werden, daß die Hinterbliebenen wo möglich nie zur Grabſtätte hinkommen. Sie wiſſen nicht für den Leib zu ſorgen, ohne der Seele zu ſchaden, und während um jede Weidekoppel vorſichtig Zäune aufgerichtet werden, daß das Vieh nicht herauslaufe, wird kein Gehäge errichtet, damit das Vieh nicht in den Gottesacker hineinlaufe. Dieß iſt keineswegs übertrieben. Erinnere dich des ſcandalöſen Anblicks ſo vieler Kirchhöfe, ſelbſt vor Breslau, erinnere dich, daß in einer Behörde nur mit

Mühe der finanzielle Plan hintertrieben ward, den heut angefüllten Kirchhof morgen als Kartoffelland zu verpachten, wo Schweine die Neubegrabenen ausgewühlt, und Buben mit den Gebeinen unserer Väter die Birnen von den Bäumen geworfen hätten. Wahrlich wenn man den von Hamlet beschriebenen Geschäftsgang der Natur noch etwas abkürzt, und diese raschere Wechsel- und Schlagwirthschaft noch etwas befördert, so kann's dahin kommen, daß man die im Frühjahr begrabenen Mitbürger den Ueberbliebenen schon zum Herbste in Schweinebraten verwandelt versetzt.

Hier sah ich heute einen Leichenzug größer, zahlreicher und anständiger, als ich ihn fast je gesehen, und ich vermuthete, der erste Mann in der Stadt sey gestorben, ob ich mir gleich die Vermischung der Stände unter den Leidtragenden nicht recht erklären konnte. — Und doch ward nur ein geringer Hausknecht begraben. — Aber ich hatte in aristokratischer Verblendung an die tüchtigste, natürlichste, heiligste aller Demokratien nicht gedacht: der christlichen Gemeinde wird der Todesfall angesagt, und sie folgt ihrem abgerufenen Mitbruder.

Dieſer Leichenzug war mir merkwürdiger, a
das Grabmahl des Theophraſtus Paracelſus. Sta
der langen Inſchrift auf dieſen Wundermann, the
le ich dir aus einer andern auf Herrn Baw folgen
de denkwürdige Verſe mit:

Bal nützt nun Baccalaureat, was hilfet Ma
giſterium,
Utriusque juris studium hat auch kein Pri
vilegium.

Ob der in Sinngedichten ſo beliebte Name Ba
aus Salzburg entnommen ſey, mögen die Freund
der Literargeſchichte ausmitteln.

Jetzt gingen wir zum Dom, einem anſehnliche
Gebäude, deſſen vordere mit zwei Thürmen und ei
ner weiten Halle gezierte Seite ſich gut ausnimmt
Weniger genügten mir die Nebenſeiten mit zwe
über einander ſtehenden Fenſterreihen, von dene
die untern faſt die Geſtalt eines Halbkreiſes haben
die oberen aber viereckig und in der Mitte getheil
ſind. Inwendig ſtellen ſich die halbrunden Fenſte
jedesmal über den einzelnen Seitenaltären dar
weßhalb aber die Gemälde hier in dem ſchlechteſten
Lichte hingen; ein nur zu oft wiederkehrender Feh
ler. Die obern Fenſter erleuchten von hinten Logen

welche über den Bogen der niedrigern Seitenſchiffe ſtehen, in das Hauptſchiff hervorſpringen, und es ungeachtet ſeiner groſſen Breite unangenehm verengen, oder doch die Geſichtslinien unterbrechen. Die Kuppel iſt groß und tüchtig, doch thut das Ganze keine groſſe Wirkung, und während wir die Urſach zu ergründen und für die Bauart einen Namen zu finden ſuchten, kamen wir zu einer alten äuſerlich unanſehnlichen Pfarrkirche. Beim Eintritt fanden wir erſt eine niedrige zum Theil durch falſchen neuern Schmuck verunzierte Hälfte; aber wie groß war unſre Ueberraſchung, als wir im Hintergrunde die eigentliche Kirche, und fünf himmelhohe gothiſche Säulen von dem ſchönſten Wuchſe und den einnehmendſten Verhältniſſen erblickten! Die fünfte Säule ſtieg hinter dem Hauptaltar herrlich hervor, die Seitenhallen waren gleich ſchön geordnet, und leicht gebaut und durchbrochen; das Ganze endlich machte einen unglaublich heitern Eindruck, und bewies zum Nachtheile des groſſen Doms, wie wenig die Maſſen allein entſcheiden. Noch ſtrenger war unſer Urtheil über das berühmte Luſtſchloß Mirabel. Groß genug, aber in keinem ächten Stile, ſondern ein Miſchmaſch aus allen Stilen, altes, gothiſches, und

französisches durcheinandergewürfelt. Seitdem die Kronprinzessin mit Recht die Fratzen, Calibane und Zwerge mit ungeheueren Warzen, Bäuchen, Höckern, u. s. w. hat wegbringen lassen, ist des Verkehrten weniger geworden; aber der winzige Pegasus auf dem künstlichen Felsen von fünf Fuß Höhe, während die Alpen über Mirakel herübersehn, und die dürftige Hippokrene, welche vermuthen läßt, das gehetzte Pferd führe sich schlecht auf, verdienen ebenfalls in einer Rumpelkammer beigesetzt zu werden.

Größer ist die Reitbahn mit den in Felsen gehauenen Logen, am bewundernswürdigsten das große durch den breiten Bergrücken hindurchgehauene Stadtthor mit der ächten Lapidarinschrift: To exxa loquuntur. Und doch wie klein erscheint dieses Riesenwerk der Menschen, hier gegen die Werke der Natur!

Du schreibst mir, daß A. mich wegen meines Briefes aus Reinerz über die Heuscheune, einen Gotteslängner, B. einen abergläubigen Polytheisten, und C. einen Naturphilosophen nennt, und doch bin ich gewiß keins von Allen, und am wenigsten ein Gegner derer, welche die historische Ansicht so

geiſtreich auf die Natur angewandt haben. — Da wo ſich ringsum nur Sandwüſten zeigen, iſt die Meinung von der unbedingt todten Natur gleich zur Hand, aber wo ſie ſo unbeſchreiblich lebendig erſcheint, will und muß man ſie beleben. So gönnt mir alſo, gleich den Dichtern auf dieſe kurze Zeit mit Geiſtern und Nymphen umzugehn; ehe ich nach Hauſe komme, verſchwinden ſie mit den Quellen und Gebirgen, und ich bin ſo nüchtern und beſonnen, daß ich von dem Rothſtalle im Promotionsſaale herab durch wohlbeſchnittene, unverfängliche, menſchenfreundliche Theſes, meinen in Anſpruch genommenen geſunden Menſchenverſtand nach Gefallen jeder Schule beweiſen kann.

Wie ich dir die hieſige Gegend beſchreiben ſoll, weiß ich kaum, ſie iſt unbeſchreiblich, und Alles was man ſonſt wohl eine ſchöne Gegend nennt, verſchwindet dagegen. Auch ſagen Leute, die weiter in der Welt herumgekommen ſind als ich, daß nur zwei oder drei Städte Europas in Hinſicht der Lage mit Salzburg verglichen werden können. Zuerſt beſtiegen wir den Kapuzinerberg, und duftende Salvien und dunkelblaue Genzianen verkündigten den Eingang zu erhabenern Regionen. Die Säer in

der Tiefe erſchienen ganz klein, und weiße Wege ſchlängelten ſich unten durch das Land, welches hier noch mit mannichfachen Gewächſen beſtellt war, dort die natürliche Farbe vom hellſten Braun bis zum dunkelſten Schwarz zeigte. Wendeten wir uns etwas links, ſo erblickten wir die Salza in ſo vielfach verſchlungenen Windungen zwiſchen Wieſen zu dem ebenen Baiern hineilend, daß man den Maler, der ſo etwas erfände, des erkünſtelten Reichthums beſchuldigen würde. Dieſe beiden Ausſichten nach dem bebauten Lande rechts von der Salza und den Fluß hinab gen Paſſau überlieten ſchon alle Landſchaftsgemälde; aber es iſt auch hier nicht von einem Gemälde, ſondern von einem Panorama die Rede. Ueber das an beiden Ufern der Salza liegende Salzburg hinweg, trat großartig der Hohenſtaufen und der Untersberg hervor; dann verfolgten wir den Lauf des Fluſſes mit den Augen weiter aufwärts durch die friſcheſten mit Bäumen eingefaßten Wieſen, durch Hütten, Häuſer und kleine Gärten hindurch, bis zu beiden Seiten und im Hintergrunde Alles im Nebel verſchwand. Jetzt aber flog dieſer in die Höhe und bildete glänzende Wolkenſtreifen, auf beiden Seiten des großen Thales ſtellten

ſich reichbewachſene Berge dar, von welchen ſilberhelle Quellen herabrieſelten, und in der äußerſten Ferne ragten über dieſe Welt von Wundern, die hohen Alpen mit ihren von der Sonne erleuchteten Roſengipfeln hervor. Und die Ausſichten von dem auf dem linken Ufer der Salza liegenden Mönchsberge ſind, wenn auch nicht größer, doch noch mannichfaltiger: mit jedem Schritt ändert ſich die Gegend, bald tritt dieſer, bald jener Theil der Stadt, bald die Burg hervor, hier öffnet ſich ein Thal, dann verſchwindet es, jetzt erblickt man ein Schloß, ein Landhaus, dann verdecken es die Berge, und über deren nächſte Kuppen ragt die zweite, die dritte Felswand hervor. —

Die Anlagen in Aigen und Hollabrun verdienen allerdings das oft über ſie ausgeſprochene Lob, obgleich Alles, was die Kunſt in dieſer Gegend zur Natur hinzufügen will, gar leicht ins Unbedeutende fällt. Es genügt buchſtäblich jene durch Wege und Stege zugänglich zu machen, damit man nicht den Hals bricht, Bänke anzubringen für den Ermüdeten, Bäume wegzuhauen, welche anmaßlich die Ausſicht verdecken und dergleichen mehr.

Vielleicht erwarteſt du noch eine Beſchreibung der römiſchen Alterthümer, welche in dieſer Gegend gefunden wurden, und wir haben ſie allerdings beſehen. Die Fußböden in Moſaik ſind das wichtigſte: ſie ſtellen nicht nur Arabesken, ſondern auch Gemälde dar, und zeigen einer Seits zwar ſchon von ſinkendem Geſchmacke, anderer Seits aber auch von großem, ſelbſt bis in dieſe Alpen verbreiteten Aufwande. Die baierſche Regierung ſorgt auf löbliche Weiſe, daß Alles durch Sachverſtändige unterſucht, gezeichnet und dereinſt öffentlich bekannt gemacht werde; und doch giebt's Einzelne, welche ſeufzen, daß die Paar Quadratruthen Landes jetzt nicht wie vor der Entdekung Kartoffeln tragen. Mich wundert's, daß ſolche Leute ſich nicht aufhängen, damit der Boden, worauf ſie ſtehn, auch zu etwas Beſſerem gewonnen werde.

Funfzehnter Brief.

Salzburg, den 8. September.

Unſere an mancherlei Perſonen gethane Fragen über die Vorzüge der öſterreichiſchen und baierſchen Regierung beantwortete jeder nach ſeinem Vortheil: die Steuerpflichtigen klagten über Baiern, die Kaufleute über das Papiergeld und das öſterreichiſche Mauthſyſtem u ſ. w. Ich war ſchon zornig, daß keine höhere Anſicht zum Grunde liege; aber iſt's nicht die richtigſte, wenn jeder mit Weglaſſung allgemeiner Redensarten, die er nicht verſteht, nur ſeinen Zuſtand darlegt, und wird nicht das wahrſte Reſultat hervorgehn, wenn man dieſe Ausſagen zuſammennimmt, prüft, vergleicht, gegeneinander aufhebt, und dann zuſieht, wo die meiſte Zufriedenheit der Unterthanen unläugbar hervortritt? Und etwas Höheres, nicht bloß berechneter äußerer Vortheil, ſprach ſich gewiß darin aus, daß Alle einſtimmig der alten erzbiſchöflichen Regierung den

Preis zuerkannten und sich nach ihr zurücksehnten. Ich kenne die Fehler, welche unter geistlicher Herrschaft begangen worden sind, so gut, als mancher Andere; aber ich kann in das Geschrei nicht einstimmen, welches so Viele auf der Weisheit des letzten Tages fußend, dagegen erheben. Im Gegentheil verdankt Deutschland gewiß den geistlichen Staaten einen großen Theil des innern Reichthums seiner Geschichte, Ausbildung und Tüchtigkeit. Das Sprichwort: unterm Krummstabe ist gut wohnen, hat kein einzelner Theoretiker erfunden, sondern es war in dem Munde und dem Herzen von Hunderttausenden. Aber freilich, das ist ja eine Hauptanklage unserer Tage, wenn sich Länder und Städte gegen und trotz der a priori erwiesenen Grundsätze zufrieden und glücklich befinden! Diese sollen sich glücklich, jene sollen sich unglücklich fühlen, und wer nicht gleich dem Commandowort folgt, gilt leicht für einen Dummkopf oder einen Schurken. Wahrlich nächst der Tyrannei, welche darauf ausging, unglücklich zu machen, ist diejenige die ärgste, welche mit Gewalt glücklich machen will. Ich stelle mich zu Lessings Fahne, welcher im Ernst und Falk sagt: das Totale der einzelnen Glückseligkeit aller Glieder

iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher noch ſo wenig einzelne Glieder leiden und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei.

Wenn in den geſellichen Staaten einzelne Richtungen menſchlicher Thätigkeit vernachläßigt wurden, ſo traten andre deſto kräftiger hervor, und die Nachbarſtaaten ſchienen ſich vermöge ihrer verſchiedenen Natur gegenſeitig zu erziehn und fortzuhelfen. Jetzt hat uns die Noth in eine ehrenwerthe Richtung hineingetrieben, aber der Menſch lebt noch weniger allein vom Schwerte, als vom Brote. Den Boden haben wir gewonnen, auch das Geſchick ihn zu vertheidigen, und wer faul oder feige die alte Eroberſucht wieder einſchmuggeln wollte, ſpräche ſich ſelbſt ſein Verdammungsurtheil: aber das Schwert muß ſich verwandeln, und nicht bloß in die Pflugſchaar, um den leeren Boden neu anzubauen; ſondern friedlich in die Erde geſteken, wird ſich ein Baum daraus erheben, an deſſen Zweigen alle Früchte wachſen, unter deſſen Schatten alle Beſchäftigungen gedeihen. Herrſchte die militairiſche Richtung dauernd allein, wir würden noch ſchlechter als die Franzoſen, weil Alles in dem Maaße durch

Ausartung ſchlechter wird, als es von Natur beſſer und tüchtiger war.

Aber, höre ich einwenden: die geiſtlichen Staaten waren eben ausgeartet: — ob mehr als die ſogenannten militairiſchen, läßt ſich noch fragen, und aus ihrem Untergang wird man doch nichts beweiſen wollen, denn in der politiſchen Welt iſt gewiß nicht jeder Staat ein Aas, weil ſich Geier auf ihn ſetzen. So wie manche geiſtliche Eigenthümlichkeit einſt überſchätzt wurde, ſo wird ſie jetzt unterſchätzt. Das Geplärr der Stiftsherrn hat das Vaterland nicht erhalten; wenn man aber über Verſchwendung klagt, weil ſo viel daran gewandt wird, um (nach Luthers Ausdruck) das Eſelsgeſchrei des Chorals in erbaulichen Kirchengeſang zu verwandeln, als die jährliche Unterhaltung von einem halben Dutzend Huſaren koſtet, ſo hat man ſich gewiß noch nicht von einſeitigem Aberglauben frei gemacht.

Noch ein anderer in meinen Augen unerſetzlicher, wenigſtens bis jetzt unerſetzter Verluſt geht für Deutſchland aus dem Untergange der geiſtlichen Staaten hervor. Sie waren in der reichen Harmonie unſrer politiſchen Kreiſe das tüchtige Mittelglied zwiſchen den mehr demokratiſchen Städten und den

monarchiſchen Erbſtaaten. Dem Adel war ein geſetzlicher Weg dargeboten bis zu der erhabenen Würde eines Landesherren emporzuſteigen, es entſtand ein Wetteifer zwiſchen den Erbfürſten und den abwechſelnd ihnen Gleichgeſtellten, es zeigte ſich eine Erfriſchung für die abgelebten Geſchlechter, und neben der Geburt hatte auch Wahl und Verdienſt ſeine gebührende Bedeutung. Trat umgekehrt der Fall ein, daß Nebengründe entſchieden und auch Unverdienſtliche erhoben wurden, ſo entſtand die richtige mittlere Ueberzeugung, keine Form ſey unbedingt gut, keine unbedingt verwerflich, und jeder Vaterlandsfreund konnte ſich an dieſer reichen Mannichfaltigkeit und Wechſelwirkung erbauen. Was iſt davon übrig geblieben, als unbeſchränkte Erbherrſcher? und in falſchem Eifer wird die alte Treue gegen ehrenwerthe Fürſtenhäuſer, welche ſich auf Einſicht und Beſonnenheit, auf anerkannte Sittlichkeit und Thatkraft gründet, gleichgeſtellt mit einem theoretiſchen Götzendienſt für ausgeartete Geſchlechter. Vor zwanzig Jahren lehrten Fanatiker: nur das Volk habe Rechte, jetzt meinen Viele, es habe nur Pflichten; als ob man über das Verhältniß nichtswürdiger Sclaverei hinaus könnte, ſobald nicht beide Theile

Fürſten und Volk, Rechte und Pflichten haben! Dieſe Wechſelſeitigkeit erzeugt erſt wahrhaft bürgerliche Verhältniſſe, und es muß noch ſehr viel aufgebaut werden, ehe wir einräumen können, Europa ſey in dieſer Beziehung viel weiter gekommen, als es ſchon im Mittelalter war. Mit der allgemeinen Verwerfung der Sclaverei und Leibeigenſchaft iſt indeſſen ein tüchtiger Grund gewonnen, und aus dem berichtigten Privatrechte möge das Staatsrecht und endlich das Völkerrecht erwachſen. Mit der allgemeinen Forderung einer Repräſentation iſt die Richtung bezeichnet, wo wir das Staatsrecht ſuchen ſollen, obgleich über den Sinn und die Bedeutung dieſer Repräſentation die wunderlichſten Anſichten im Umlaufe ſind. Gewiß werden die erſten Verſuche erſtaunlich ungeſchickt ausfallen, und diejenigen ſich ſehr getäuſcht ſehen, welche Wunderwerke daran erwarten; aber man muß einen Anfang machen. Erſcheinen doch ſelbſt in England vielen Mitgliedern des neu entſtehenden Unterhauſes die Diäten als die Hauptſache; aber ſo wie dort, werden wir auch bei uns bald über dieſe Diätenanſicht hinwegkommen. Weit eingewurzelter und gefährlicher erſcheint der Aberglaube: jeder müſſe nur für ſich,

ſeinen Stand, ſein Gewerbe, ſeine Landſchaft ſprechen, als könne das Ganze geſund und ſchön bleiben, wenn ein Theil zertreten und der andere über das billige Maaß hinaus vergrößert wird!

Hier kann und ſoll auch dem auf verkehrte Weiſe zur Seite geſchobenen geiſtlichen Stande ſein Recht werden, es können Eigenthümlichkeiten geiſtlicher Staaten hier um ſo ſchöner auferſtehen, als ſie nirgends fehlen, aber auch nirgends allein herrſchen, ſondern mit allen Uebrigen in heilſame Wechſelverhältniſſe treten ſollen. Aber es wäre ein großer Irrthum, zu meinen, daß unſere Superintendenten, Erzprieſter, Pröbſte, und wie ſie ſonſt heißen mögen, die ganze geiſtliche Seite allein beſäßen, inne hätten und zu vertreten im Stande wären. Die Religion iſt kein Monopol einer Kaſte, vielmehr möchten die, welche ſchlechtes Geſchwätz über die wichtigſte Angelegenheit des Menſchen in den Kirchen nicht anhören wollen, oft weit religiöſer ſeyn als die Schwatzenden. — Ueberhaupt, wenn wir dem Grundeigenthümer und Gewerbtreibenden ſein Anrecht zuweiſen, die Fragen über perſönlichen Adel vor der Hand bei Seite ſetzen, und den Soldaten nach Auflöſung ſtehender Heere in der einen

oder andern Eigenschaft wiederfinden, so bleiben doch im Staate noch Kräfte und Anrechte übrig, welche von den Geistlichen keineswegs allein gelenkt und beherrscht werden. Die Wissenschaft ist zu frei, umfassend, gewaltig und selbstständig geworden, als daß man sie übersehn, oder irgendwo unterstecken könnte. Sie wird ihr Recht gelten machen, und mit ihren verachteten Reisern Mauern sprengen, wenn man sie nicht in diese Mauern aufnimmt, pflegt und ehrt. Die Bedeutung des Geistlichen als Geistlichen hat außerordentlich abgenommen, er wirkt weniger durch seinen Stand als durch seine Persönlichkeit, aber selbst Stand und Persönlichkeit zusammengenommen kann nicht mehr wie ehemals die öffentliche Meinung leiten.

Glaube man doch ja nicht, es sey Alles gethan, wenn man die Verfassung der englischen hohen Kirche nach Deutschland verpflanzt, strebe doch ja keiner eitel nach dem Titel eines Bischofs und lege da Reffen an, wo wir gottlob frei sind; wenn wir uns dieser Freiheit auch nicht immer selbstthätig genug bedienen. Die englischen Bischöfe stehen keineswegs in so innigem, thätigem Verhältnisse zu den Gemeinden ihres Sprengels, als sich gebührt,

und ſelbſt die Pfarrer ſuchen ſehr oft ihre Pflichten auf eine höchſt nachtheilige Weiſe den ärmlichen Vicarien aufzuhalſen. Auch iſt der Antheil der Biſchöfe an den öffentlichen Entſcheidungen im Oberhauſe mehr ſcheinbar als wirklich. Wann wäre einer von ihnen arrkartig lenkend hervorgetreten? Haben nicht die Meiſten nur mechaniſch die Bedingung erfüllt, für den Hof zu ſtimmen, dem ſie ihre Anſtellung verdanken? Aber trotz dieſes Gehorſams iſt es ein bloßer Aberglaube: die engliſche Verfaſſung beruhe auf dieſer äußerlichen Stellung der Biſchöfe; vielmehr verwandelt ſich allmählig dieſer Lebensquell in verderbliches Gift. Die Nationen und die Kirche wird nur als Mittel betrachtet, um das Gebäude des Staats zu ſtützen und zu ſticken, und an die Stelle des höchſten proteſtantiſchen Grundſatzes der Freiheit, tritt eine ängſtliche vorgeſchriebene Dienſtbarkeit für politiſche Begriffe. Der Eifer für dieß Vorgeſchriebene ſticht ſonderbar ab gegen die Gleichgültigkeit, mit welcher andere höchſt wichtige Gegenſtände behandelt werden, z. B. die Erziehung des Volks; der Aberglaube für eine Form und Richtung hat die Unduldſamkeit gegen die Katholiken und Diſſenters erzeugt, und treibt

von Tag zu Tag mehr Mennenizen hervor, welches Alles, wenn man ſich nicht zu umfaſſenderen freiern Grundſätzen erhebt, unermeßliches Verderben herbeiführen wird. Weit entfernt, das Gute der engliſchen Einrichtungen und ihre treffliche hiſtoriſche Grundlage zu verkennen, oder darüber mit zwei Worten abſprechen zu wollen, widerſpreche ich nur aller äußerlichen bodenloſen Nachahmerei, und dringe darauf, daß man thätig neues Leben aus unſern eigenen Wurzeln hervortreibe, und nicht bequem vorziehe, abgehauene Zweige fremder, ſchon veraltender Stämme in die Erde zu ſtecken. Wir ſollen keineswegs engliſche geiſtige Waare einhandeln, und mit deutſchem Gute bezahlen, ſondern das Beſſere ſelbſt erzeugen, wozu es an Verſtand und Gemüth hoffentlich nicht fehlen wird. Nur auf dieſem Wege kann ſich die ächte innere Verwandtſchaft der Deutſchen und Engländer offenbaren, und ſo ſehr ich auch beiden Dauer und Gedeihen wünſche, ſo müßte mich doch Alles täuſchen, wenn jetzt innerhalb Europa, Deutſchland nicht die mehreſte Bildſamkeit bei der größten Tiefe beſäße. Doch davon ein andermal.

Sechszehnter Brief.

Haurin, den 6. September.

In Gemünd lautete unsere mehr als lakonische Wirthsrechnung: „3 Hr. von, 36 Gulden.“ — Dieß gab Gelegenheit, uns selbst die vernachläßigte Cardinaltugend der Mäßigkeit zu empfehlen, und in Salzburg eine, wenn auch nicht attische, doch etwas umständlichere Auseinandersetzung zu verlangen.

Ungern verließen wir Salzburg und hörten noch die Töne eines sehr schönen Glockenspiels, als die Stadt schon unsern Augen verschwunden war. Heut lieb ich mir die lustige Tanzmelodie zur Reise schon gefallen, gestern verlangte ich aber mit Recht, daß von Kirchenthürmen herab nur Choralmelodien ertönen sollen. Deßhalb ärgerte ich mich auch schon in Potsdam über die Glockenleierei einer Gesangweise, welche kein Mensch mehr für die: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit“ anhörte, sondern je-

der mit dem Texte: „ein Mädchen oder Weibchen“ begleitete.

Der Weg nach Berchtolsgaden führt durch herrliche Thäler, deren Seitenwände mit großen Buchen und uraltem Ahorn geschmückt sind, jede Wendung des Weges zeigt neue Ansichten, und die Reise würde zu den anziehendsten gehören, wenn auch der Bartholomäus- oder Königs-See gar nicht vorhanden wäre. Von der lebendigen, bunten Heiterkeit des Traunsee ist hier keine Spur; das Wasser erscheint dunkelgrün, ja schwärzlich, ringsum hohe, steile, ohne Vorland schroff in die Fluthen hineintretende Felsen, eine allgemeine Stille nur durch das Rieseln der Bergwässer und dem Schrei der Raubvögel unterbrochen, je tiefer hinein, desto furchtbarer und ernster, bis die höchsten Alpen, Schneelager und Eisfelder auf unaussprechliche Weise gleichzeitig den Tod und die Ewigkeit verkünden. Ich hatte mich auf die äußerste Spitze der Gondel gelegt, weil hier die freiste ungestörteste Betrachtung möglich war, der übrige Theil der Gesellschaft saß dagegen in dem bedeckten Theile derselben, und führte ein Gespräch, welches endlich so lebhaft wurde, daß ich aufmerken mußte. Wir hatten nämlich

ſchon in Linz vier öſterreichiſche Kaufleute gefunden, deren Reiſeweg faſt mit dem unſern zuſammentraf, und die auch heute nebſt Andern an der Waſſerfahrt Theil hatten. Da uns ihre Namen noch unbekannt waren, ſo nannten wir ſie von dem ſchönen Ring, den jeder an der Hand trug, die vier Diamanten. Einer dieſer Diamanten nun lief auf dem Waſſer an, ward flau und ſprach: wo iſt hier das Salzwerk? an dem ungeſalzenen See iſt mir nichts gelegen. Steine und Waſſer habe ich genug geſehen, und was dort hinten noch kommt, kann ich auf der Karte nachſuchen und in der Geographie nachleſen. Das Denkmahl, was der Herr Graf K. vorn am Eingange auf der kleinen Inſel hat ſetzen laſſen, und die Inſchrift: „dem Freunde der Natur" iſt noch das Eigenthümlichſte und Merkwürdigſte. Da weiß man doch von wem, für wen, wenn und weßhalb; warum aber unſer Herr Gott dieſe weitläuftige Anlage ſo roh hat liegen laſſen, ohne ſie gehörig fertig zu machen, wird mir kein vernünftiger Menſch ſagen können. Gegen den ſich hieran reihenden Vorſchlag umzukehren, erhoben ſich mehre Stimmen, beſonders ſchimpfte ich auf alles Salz in der Welt, auf die fingerlangen Pyramiden des

Herrn Grafen und auf die Verächter der schönen Natur, ich versuchte in einem kleinern Kahn allein weiter vorzudringen, — aber Alles vergebens. Zum Glücke erinnerte ich mich noch zur rechten Zeit des großen Entschlusses und Gelübdes, nie auf der Reise die gute Laune zu verlieren, und zählte mir nun an den Fingern die Gründe her, warum ich Unrecht hätte: erstlich, weil die Forderung, daß verschiedene Empfindungen an einem Platze nicht Statt finden sollen, unnatürlich und prosaisch ist, und zur höchsten Langeweile führt; zweitens, weil ein Mensch, dem auf dem Wasser übel wird, allemal recht hat, wenn er aufs feste Land zurück will; drittens, weil es wirklich schon so spät war, daß wir umkehren, oder unsern ganzen Reiseplan ändern mußten.

Ein etwa funfzehnjähriges Mädchen, das zunächst an meiner Kahnspitze ruderte, gab mir indessen ihre Beistimmung so unverhohlen zu erkennen, daß sie schon deßhalb eine Erwähnung verdiente. Sie trug einen grünen Filzhut, ein braunes, auf dem Rücken durch zierliche Muster geschmücktes Jäckchen und nach Landessitte einen Rock mit unzähligen Falten. Zähne, Farbe, blaue Augen und blonde Locken waren außerordentlich schön, und von dem

See, den Bergtriften, Gewſen, Heerden, Waſſer- und Schneefällen ſprach ſie mit einer jugendlich natürlichen Begeiſterung, welche die Lieblichkeit ihrer Züge noch erhöhte. Als ihr einer aus der Geſellſchaft mit tadelnswerthen Redenkarten den Hof machte, von einer intereſſanten Laufbahn in Haupt- und Reſidenzſtädten ſprach, und für vier und zwanzig Kreuzer einen Kuß verlangte, gab ſie aufrichtig zur Antwort: „I verſtäh kor nir dvon.“ Beim Abſchiede hielt ich mich verpflichtet, ihr mit moraliſcher Theilnahme zu ſagen: bleib im Lande, nähre dich redlich, und zieh mit deinem faltigen Rock deine Zufriedenheit nicht aus. Aber das Mädchen ſah mich groß an, und verſtand von dieſen Redenkarten ſo wenig, als von jenen. — Geärgert hatte ich mich aber doch ſchon wieder: denn ſo weit ich von aller Ziererei entfernt bin, ſo im Innerſten zuwider iſt mir der Spaß, welcher an dem Geheimnißvollen ſo lange rüttelt und ſchüttelt, bis es zerbricht, und dann mit ekelhafter Nüchternheit hinzuſetzt: ſieh, weiter iſt gar nichts dahinter! Gewiß war niemand reiner, gewiß fühlte niemand zarter in dieſen Dingen, als mein verſtorbener Oheim, und dennoch ſtrich er den zierlichen Referendarien und

Secretarien in ihren Ausfertigungen jedesmal das Wort Freudenmädchen aus, und schrieb Hure: — und er hatte vollkommen Recht.

Nachdem wir in Berchtelsgaden von den zierlichen in Holz geschnittenen Thieren und Drechslerwaaren mancherlei zum Andenken eingekauft, rosten Gemskraten und empfehlungswerthe Salmlinge gegessen hatten, setzten wir uns wieder in den Wagen und fuhren gen Hallein. Mir fielen die Augen zu und ich sah im Geiste die herrliche Salzburger Pfarrkirche. Wunderschöne Engel befestigten Blumenkränze um die Säulen, führten die bunten Gehänge von einer zur andern, schaukelten sich, wechselten hin und her fliegend die Plätze, und schienen eine größere Feier für die Madonna und das Weltbeherrschende Kind vorzubereiten und zu erwarten. In diesem Augenblick des freudigsten Genusses und der gespanntesten Erwartung stieß der Wagen heftig an einen Stein, ich erwachte, und das erste, was ich im frechen Gegensatze erblickte, war der Hund des Postillions, welcher vor einem Heiligenbilde, auf der zum Knieen für gläubige Seelen bestimmten Bank saß, und mit großer Selbstgefälligkeit seine Nothdurft verrichtete. Ich wollte im Zorn die

Bestie todt schlagen, aber einer von meinen Begleitern, welcher nicht in der Pfarrkirche gewesen war, machte mir bemerklich, in welche Händel wir dadurch mit dem Postillion geraten würden, und fügte hinzu: kann dieser rechtgläubige Salzburger das Einlegen einer solchen Protestation gegen die Verehrung der Heiligen mit ansehen, so ist nicht abzusehen, warum Sie hier Kirchen- und Wegebuben von solcher Strenge anlegen wollen? Ueberhaupt sind mir die vielen Heiligen- und Christusbilder ein Aergerniß, einmal, des unabweislich damit getriebenen Aberglaubens halber, dann, weil sie in der Regel unter aller Kritik gemalt, oder ausgehauen sind, so daß jeder, der von schönen Verhältnissen auch nur eine Ahndung hat, bei ihrem Anblick das kalte Fieber kriegen möchte. Nahmen Sie nicht selbst einen Anstoß an den beiden abgemagerten, fratzenhaften Christusbildern, die wir heut am Wege auf zwei Seiten eines Kreuzes sahen? War nicht der Christus auf dem Kapuzinerberge fast ekelhaft, der mit süßsauren Mienen und schiefem Kopfe in der vierten Position dasteht, und in den affektirt gespreizten Händen eine Blechröhre hält, durch welche das Wasser aus seiner Seite läuft? Und nun gar die unzähligen

Nepomucke und Floriane, welche von Augenblick zu Augenblick die Reihe von Gedanken und Anschauungen nicht angenehmer unterbrechen, als das Geplärr von Bettelzungen! — Der Kunstwerth dieser Heiligen- und Christusbilder, gab ich zur Antwort, ist allerdings in der Regel äußerst gering, und doch hat gewiß das Verlangen nach einer großen Anzahl derselben zuerst manches Bessere erzeugt, und einzelne Karaktere, z. B. der Maria, sind so fest geworden, daß selbst Pfuscher sie kenntlich darzustellen wissen. Endlich scheinen da, wo die schlechten und mittelmäßigen Bilder ganz fehlen, auch keine ächten Kunstwerke vorhanden zu seyn. Wenn ich indessen den Gebrauch aller Bilder mit mancher christlichen Partei ganz verdammen müßte, weil der Mißbrauch so nahe liegt, so würde ich doch immer eine Ausnahme für das Zeichen des Kreuzes verlangen. Dringen doch alle Handbücher der Polizei darauf, daß man Pfähle mit hölzernen Armen an die Kreuzwege setze, damit der Wanderer sich nicht irdisch verlaufe, und solche geistige Wegweiser wären nie heilsam einwirkend, und dürften, wo sie umfallen, der Holzersparniß halber, nicht wieder errichtet werden? Diese Ansicht stimmt mit der, welche die

Leichen ohne Sarg so in die Grube, wie das Vieh in die Luderkute werfen will. Sie wissen, wie mir Frömmelei zuwider ist, aber ich gestehe ihnen, daß mich die Kreuze und Heiligenbilder seit unserer Reise jedesmal auf eine bedeutende Weise erinnert und angeregt haben. — Ihre Verehrung der Kreuze, fiel mein Begleiter ein, entsteht bloß daher, daß Sie eine Geschichte der Kreuzzüge schreiben, und sich einbilden, die Welt werde ihrem Büchlein mehr glauben, wenn Sie sich gläubig anstellen. — — Die Welt, entgegnete ich, glaubt jetzt nur an Ordenskreuze, und dieser Aberglaube ist gewiß gröber, als der zu dem reinen Zeichen:

Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.

Mit Ausnahme des eisernen Kreuzes, welches jenem Zeichen des Mittelalters ächt verwandt ist, würde ich diese Form aus allen Orden vertilgen, und Hosenbänder, Elephanten, Schaffelle und Portraite an ihre Stelle setzen.

Aber auch der Heiligen und der Heiligenbilder muß ich mich noch besonders annehmen. — „Sogar dieser Unsinn, rief mein Begleiter aus, findet

alſo vor Ihrem heut ungewöhnlich milden Gemüthe Gnade, oder meinen Sie, ein Profeſſor müſſe gleich den alten Sophiſten über, gegen und für Alles ſprechen können? — „Ich meine," war meine Antwort, „daß der Werth der Heiligengeſchichten nicht allein erhalten, ſondern ſogar erhöht worden wäre, wenn man drei Viertel derſelben ins Feuer geworfen, und wie von den ſibylliniſchen Büchern nur einen kleinen Theil gerettet hätte." — „War denn aber das errettete ſibylliniſche Buch klüger als die Verbrannten, und hätte man nicht alle erhalten, oder alle verbrennen ſollen?" — Sie haben Recht, es ſoll alſo nicht gebrannt, ſondern geprüft werden, und wenn Sie dann auch Alles das verurtheilen, was als Theil chriſtlicher Mythologie das Recht zu exiſtiren verlangt, ſo können Sie doch die erwieſene geſchichtlich große Bedeutung vieler Heiligen nicht abläugnen; und es erſcheint als bloße Willkühr, wenn man gegen die Kriegshelden unzeitige Bücklinge macht, vor den großen Kirchenhelden aber gleich dem Vogel Strauß die Augen verſchließt, als wären ſie deßhalb nicht vorhanden. Iſt nicht der in Anſpruch genommene Johann von Nepomuck eine weit tüchtigere Geſtalt, als ſein Verfolger, König

Wenzel von Böhmen? Iſt es nicht unläugbarer Gewinn, wenn ein Volk ſolche Erinnerungen an die Vorzeit ſtets lebendig erhält, wenn es mit ſeiner Geſchichte zuſammenwächſt, Nationalhelden und Nationalheilige gleichmäßig verehrt und ſo den Sinn nach allen Richtungen offen erhält? Wir Proteſtanten ſind der chriſtlichen Vorzeit viel zu fremd geworden, haben eine viel zu ſcharfe Scheidungslinie durchs ſechzehnte Jahrhundert hindurch gezogen und die reichen Schätze des frühern Mittelalters übereilt bei Seite geworfen, als beſtänden ſie aus lauter falſcher Münze. Wenigſtens ſollten wir dann doch die uns eigenthümlichen großen Männer um ſo näher kennen und um ſo mehr verehren: aber viele wiſſen kaum, daß Melanchthon, Beza, Cranmer einſt auf Erden wandelten, und ſelbſt die Bekanntſchaft mit Luther mußte größtentheils verſchwunden ſeyn, da ein elendes Drama von einer großen Zahl angeblicher Lutheraner als eine würdige Erneuung ſeines Andenkens aufgenommen wurde. In der That iſt zwiſchen dem wahren und dem wernerſchen Luther ein viel größerer Zwiſchenraum, als zwiſchen dem letzten und dem Gensd'armenoffizier, der, das ſchlechte Machwerk in einer Schlittenfahrt parodi-

rend, den Luther darstellte. Und nun, wer hat Recht: die, welche dem heiligen Nepomuck in dankbarem Andenken Bildsäulen errichten, oder die, welche die erste Parodie Luthers loben und die zweite dulden?

Siebzehnter Brief.

Werfen, den 7. September.

Wären doch alle Empfehlungsschreiben von solcher Wirkung, als das meines Bruders an seinen Freund Hrn. v. S. in Hallein, wären doch alle diejenigen, an welche man empfohlen wird, so einsichtig und gefällig! Er ging mit uns zuerst nach dem Dürrnberg, aus dem das Salz für die hiesigen Werke gewonnen wird, und wir fuhren als Bergmänner in die Tiefen hinab. Aber nur äußerlich hatten wir uns in Bergleute verwandelt, weßhalb Hr. v. S. mit großer Geduld unserer Unwissenheit zu Hülfe kommen mußte. Ungeachtet meiner gespannten Aufmerksamkeit wage ich indessen nicht, dir einen

wissenschaftlichen Bericht abzustatten, sondern bemerke nur, daß hier augenfällig das Salz mit dem Kalksteine wechselte. Die Wichtigkeit dieser Bemerkung mag dir mein Bruder entwickeln: sag ihm, es sey mir unbegreiflich, wie er von einer Sache so viel wissen könne, von der ich, sein nächster Vorgänger in der Formation, so gar nichts wisse; oder noch unbegreiflicher, wie er sich habe lagern können, ohne einen übergreifenden Mantelgriff in meine Weisheit hinein. Einleuchtender war mir's schon, daß die neue Art die Salzsohle zu gewinnen Vorzüge vor der alten hat. Ehemals ließ man nämlich Gruben voll süßen Wassers, und schöpfte dieß wieder aus, sobald es sich mit Salz gesättigt hatte; aber die Arbeit und die Kosten waren groß, und viel Thon und Schmutz blieb auf dem Grunde liegen. Jetzt dagegen tritt das Wasser von oben in Behälter, welche unten eben sind, und wird, sobald es gesättigt ist, nicht ausgeschöpft, sondern nach unten abgelassen. Nachdem wir nun den Berg in manchen Richtungen durchkreuzt hatten, öffnete sich unerwartet eine Thüre, und wir traten in eine solche ausgetrocknete Höhle etwa neun Fuß hoch, achtzig Schritte lang, und dreißig breit. Hr. v. S. hatte

ſie mit ſehr vielen Lichtern am Rande umher erleuchten laſſen, wodurch ihre Größe ſcheinbar außerordentlich wuchs. So tief in der Erde, von ſolchen Felsmaſſen überdeckt, dieſe Stille und Einſamkeit, ein großer, wunderbarer, durchaus eigenthümlicher Eindruck! Wir hatten eine halbe Meile, um aus dieſem Reiche der Königin der Nacht bis zur Oberfläche des Berges zu kommen, aber dieſe halbe Meile legten wir auf einem äußerſt leichten, von Bergleuten gezogenen Wägtein in einer unglaublich kurzen Zeit zurück. Vor uns erſchien ein kleiner Stern und wuchs immer mehr und mehr, es war weder Sonnen- noch Mondlicht, ſondern die Tageshelle, welche in dieſer allmähligen Steigerung und dem vollſtändigen Sieg über die Nacht eine Wirkung machte, die ſich durchaus mit keiner andern Erſcheinung vergleichen läßt.

In wohl verwahrten Rinnen fließt die Sohle hinab zu den eiſernen Pfannen, wo jährlich an 300,000 Centner Salz gewonnen werden. Welche ungeheuere Maſſe, und doch wie wenig im Vergleich mit dem, was auf der Erde zu menſchlichem Gebrauche bereitet wird! So gehen ganze Berge über die Zunge und durch die Eingeweide, und ich über-

laſſe den Phyſicotheologen zu unterſuchen, was die Vorſehung mit dieſer Vertheilung des Salzes bezwecke, welche alle Kunſtmittel zur Theilung der Arbeiten überſteigt, und allmählig die ganze Erde mit einem zarten Salzſchleier überziehen muß.

Nach dieſer Himmels- und Grubenluft, nach dieſen Gängen und Fahrten, war uns das Mittagsbrot bei Hr. v. S. ſehr willkommen. Zu dem nicht ganz buchſtäblich zu verſtehenden Brote, geſellte ſich aber unerwartet ein Rheinwein, dem unſer hierin ſonſt ſchwer befriedigtes Dreiblatt einſtimmig ſeine Hochachtung bezeugen mußte; die Wirthin endlich erſchien mit ihrem kleinen Kinde als das edelſte Bild einer ächten milden Hausfrau und Hausmutter.

Nach Tiſche fuhren wir bis Golling und gingen dann unbekümmert um den ſtarken Regen, von unſern Schirmen geſichert die Schwarzbach aufwärts und traten ins Gebirg. Jetzt bewegten ſich die kleinen Wellen raſch zwiſchen den Felsſtücken hindurch, und nach manchen zierlichen Cakcatellen erblickten wir endlich einen großen Waſſerfall von etwa achtzig Fuß Höhe. Als wir zu ihm hinauf und von höherer Stelle zu ihm hinab geſehen hatten, ſtiegen wir weiter. Der Himmel ward immer trüber, die Um-

gebung immer ernſter, die Tannen immer dunkler, der Regen ſtärker, und der Donner über und unter uns immer lauter: wir waren beim zweiten obern Fall angekommen. Das Waſſer ſtürzt aus der dichtbewachſenen Berghöhe heraus, verſchwindet in demſelben Augenblick hinter einem ungeheuren ausgehöhlten Felſen, der eine Brücke über das ganze Flußbett bildet, fährt dann gleichzeitig mit Blitzesſchnelligkeit unter dieſem Bogen hinweg in einen tiefen Abgrund hinein, und ſprizt und ſtäubt endlich aus dem Felskeſſel gewaltig wiederum empor. Lange betrachteten wir erſtaunt dieſe gewaltige Erſcheinung, wir waren in Nebel und Regen eingehüllt, von der ganzen Welt abgeſchnitten und wie es ſchien dieſen furchtbaren Mächten hingegeben. Da theilte ſich der Nebel ſo glücklich wie vorgeſtern in Salzburg, und der Regen hörte auf, ein lichter Blick in das weite reiche Thal war uns vergönnt, welches von der Sonne an einigen Stellen erleuchtet ward und an andern noch im dunkeln Schatten lag. Ein Regenbogen ſtand mit einem Fuße mitten in der Landſchaft und mit dem zweiten auf den noch eingehüllten Bergen. Aber auch dieſe höhere Welt eröffnete ſich jetzt, und die Kuppen, welche

ſonſt ſchwarz über dem Gebirge hervorragen, aus welchen der Waſſerfall ſtürzt, waren während jener finſtern Augenblicke mit Schnee überdeckt worden und zeigten ſich jetzt glühend zwiſchen blaſſern Wolken. Quer vor dieſem herrlichen Waſſerfall hatte ein Beamter zu Ehren des Kronprinzen eine Brücke ſchlagen, roth anſtreichen und in langen bunten Buchſtaben Ludwigsbrücke daran ſchreiben laſſen. Er iſt nur mit Mühe von dem Plane abgebracht worden, auf jedem Felſen einen der in Salzburg außer Dienſt gekommenen Zwerge und Calibane auszuſtellen! Natürlich hat der Kronprinz ſeine Ehrenbrücke nicht geehrt, ſondern befohlen, ſie ſogleich abzubrechen.

Als wir nach Golling zurückkamen, fanden wir unſern langen Bedienten in der Wirthsſtube von wenigſtens funfzig Menſchen umgeben, denen er mit gewaltiger Stimme ſeine Kriegs- und Reiſeabentheuer vortrug. Ungern ließ er ſich unterbrechen und fand bei uns weniger Beifall, als er erzählte, daß wir eines Berges halber mehr Pferde nehmen ſollten. Wenn Sie auch geben, ſagte der Poſtillion, es iſt doch beſſer. — Es iſt doch beſſer, wiederholte Widerates, ſetzte ſich, unbekümmert

um die Annehmlichkeiten des Fußgehens in schönen Gegenden, auf seinen Beckäthren, und wir wanderten demüthig vor diesem Triumphzuge des langen Flegels her, bis wir die sogenannten Oefen erreichten. Die Salza, welche wie die ausgehöhlten Ufer unwidersprechlich zeigen, sonst um wenigstens hundert Fuß höher ging, hat sich mit unermeßlicher Gewalt ein tieferes Bett gebrochen, Häusergroße Felsen sind wild durcheinander gestürzt, hier erscheint das Flußbett von genügender Breite, dort muß sich das Wasser durch die engsten Felsbogen hindurch drängen. Aber nicht bloß Wasser, sondern selbst das hinabgeschwemmte Bauholz! Kommt, wie gewöhnlich, die Spitze voran, so geht Alles gut, legt es sich aber quer vor, so läßt man von der gewaltigen Höhe einen Arbeiter an Stricken in die grausige Tiefe hinab, der die behindernden Enden wegbaut.

Der Paß Lueg, welcher hier beginnt, ist in gleich erhabnem Stile, denn zwischen ungeheuren schroffen Bergwänden rauscht die Salza dahin und mit Mühe ist neben ihr ein enger Weg gewonnen worden. Wir gingen, keine Ermüdung spürend, zwischen diesen Wundern weiter, bis die Nacht Al-

let verdeckte, und nur am Ufer der Salza spielende Johanniswürmchen noch gesehen wurden.

Unser heutiges Nachtlager ist von dem gestrigen sehr verschieden. Heut buchstäblich so eng, daß wir uns gar nicht rühren können, und freundliche Bedienung durch ein altes Mütterchen: gestern eine unermeßlich große Stube, in welcher vier der breitesten Betten, die ich je gesehen, an einer Wand standen, und gleich Riesen in den weiten leeren Raum hinein grissen; ein stattlicher Wirth, aufwartend an der Spitze von acht schwertragenden Töchtern, und statt der leichten Cavallerie Mäuse in Unzahl, die an den Wänden auf und nieder galoppirten.

Ich muß abbrechen, denn meine Begleiter machen aus Freude über den herrlichen Tag in dieser kleinen Cajüte einen ungeheuren Lärm, lachen mich aus, daß ich heute, in Naturbewunderung verloren, über das Verlieren meiner Brille klagte, während sie mir doch auf der Nase saß, und erzählen so viel tolle Anekdoten, daß ich meinen ehrbaren Ernst nicht länger festhalten kann.

Achtzehnter Brief.

Wildbad Gaſtein, den 8. September.

Wie oft habe ich mich bei den breiten Naturbeſchreibungen in den Tagebüchern der Reiſenden gelangweilt. Es iſt vergeblich, den ſichtlichen Eindruck ſchöner Gegenden durch Worte nachzuerſchaffen, das blaſſe zerbrochene Abbild, welches der Leſer den buchſtäblichen Vorſchriften gemäß auf ſeiner Phantaſienethhaut mühſam nachkritzelt, iſt nie mehr als ein kläglicher Schattenriß, und wenn der Reiſende auch das Mannichfaltigſte ſah und darzuſtellen meinte, dieſe Nachbilder ſehn ſich unter einander alle ähnlich. Man ſollte nur Zeichnungen und Kupferſtiche vorlegen; aber ſelbſt dieſe Kupferſtiche, welche dem, der eine Gegend ſah, ihr volles Bild zurückrufen, wie wenig geben ſie an und für ſich ſelbſt! nur Ruysdaels, Hackerts und Friedrichs können etwas Erheblicheres darbieten. So treibe ich die Forderung immer höher, und bei dem Aeußer-

ſten angekommen, was die Kunſt zeither geleiſtet hat, behaupte ich unter Beiſtimmung der benachbarten Alpen: daß die Landſchaftsmalerei keineswegs in ihrer Art ſo hoch ſteht, als die geſchichtliche. Jene iſt immer Miniaturmalerei, während dieſe durch den heitern Scherz von Verkleinerung hindurch, zur Vollendung in dem Darſtellen nach natürlichem Maaßſtabe fortſchreitet, und ſelbſt das Uebernatürliche, das Coloſſale erreichen kann. Woher kommt es, daß dennoch die Landſchaftsmaler keinen Verſuch machen, durch den größern Umfang ihrer Werke eine größere Wirkung hervorzubringen, und immer nur kleine Blätter liefern, während wir hiſtoriſche Bilder beſitzen, die ganze Wände und Kuppeln bedecken? Freilich ſcheint es ganz gleichgültig zu ſeyn, ob man einen Eichbaum, oder gar die Rieſenkoppe einen Finger oder eine Hand groß zeichnet, aber ſo lange nicht große Meiſter das Umfaſſendere verſuchen, ließe ſich die unbedingte Wahrheit jenes Satzes wohl bezweifeln, und wenn man einen ſchönen Claude Lorrain auf ein Viertel ſeiner Größe verkleinert, möchte er ſchwerlich noch die frühere Wirkung thun. Auch haben wir ja jetzo einen Beweis zur Hand, daß ſich bei einer ver-

schiedenen Behandlung mehr erreichen läßt, denn obgleich die strenge, nach Unabhängigkeit strebende Kunsttheorie von den Panoramas viel aussetzen und sie mit Recht von der Landschaftsmalerei absondern mag, immer bleibt die Idee groß und der unmittelbare Eindruck auf den Unbefangenen fast größer als von irgend einem Landschaftsgemälde. Ich berufe mich auf Schinkels vortreffliches Panorama von Palermo, welches mich fast mehr ergriff als je eine Naturscene, und in andre Gegenden und Zeiten so hinverzauberte, daß ich mich kaum wieder nach Hause finden konnte. Wenn ich die Meisterwerke historischer Malerei betrachte, so möchte ich jedesmal laut ausrufen: etwas Höheres, Vollendeteres kann es nicht geben, bei den Landschaften hingegen regt sich allemal der Gedanke, ihr Raphael und Leonardo sey noch nicht erschienen. Verdient es endlich nicht eine genauere Prüfung, warum eine landschaftliche Bildnerei ganz unmöglich ist?

Ich würde noch mehr darüber sagen, wenn mir nicht zur rechten Zeit einfiele, daß ich nur bemerken gewollt: im Fall wir länger in so schönen Gegenden reiseten, würde ich gleich andern Schreibenden dem Reize zu beschreiben nicht widerstehn

und — dir Langeweile machen. Aber du mußt doch wenigſtens auf der Karte den Weg finden können, den wir zurücklegten: zuerſt alſo von Werfen nach St. Johann, wo die Weiber grüne und gelbe Hüte tragen, aber dadurch ihre häßlichen Züge und Farben nicht verſchönern. Unmittelbar vor Lent ſahen wir einen neuen Fall, höher und waſſerreicher als einer von den beiden in Golling; allein die Abſtufungen waren weniger mannichfaltig und die Gegend lange nicht ſo romantiſch. Nahe vor dem Sturze erhebt ſich indeſſen eine Bergwand, welche in zwei Spitzen ausläuft, die von weitem zweien großen Bildſäulen gleichen. Ich kletterte hinauf und gewann mehre ſehr ſchöne Standpuncte, während meine ſchwerfälligern Begleiter ihre Devotion nur von unten auf bezeigten. Die Gaſtein entlang fährt man jetzt immer bergan; dennoch ſind die Abhänge mit Fleiß und Anſtrengung bebaut, ſo weit es Schnee und Eis nur immer erlauben. Der Paß Klamm erinnert an das Thal von Fürſtenſtein in Schleſien, nur daß die ganze Gegend hier weit wilder und jede Felſenwand wenigſtens zweimal ſo hoch iſt. Weiter als Boeckſtein ſind wir heute nicht vorgedrungen, wahrſcheinlich der höchſte Stand-

punct auf unſerer ganzen Reiſe; denn ſo gern wir den Rathhausberg und die Gletſcher beſtiegen hätten, ſo iſt doch das Wetter von der Art, daß wir nichts ſehen würden, und zum langen Abwarten fehlt die Zeit. Auch ſcheint es mir faſt ungebührlich, mehr zu verlangen, als uns hier ſchon gegeben iſt. Das Wildbad Gaſtein, wo ich jetzt ſchreibe, liegt auf zweien Seiten von hohen Felſen eng eingeſchloſſen, nach den andern dagegen öffnet ſich das tiefe Thal der Gaſtein. Auf dieſem kleinen Abſatze brechen die heißen Quellen gewaltig hervor, und ihr Dampf, vom Winde getrieben, verhüllt bald dieſen bald jenen Theil der Gegend. Wenig zur Seite ſtürzt die Gaſtein von einer gewaltigen Höhe herab, ja eine ganze halbe Stunde aufwärts reiht ſich ein kleiner Fall an den andern. Ungefähr in der Mitte des großen Falls iſt kühn eine Brücke zu den unmittelbar daranſtoßenden Badeanſtalten geſchlagen, und wenn du zur Rechten blickend über den furchtbaren Sturz des Waſſers von oben herab erſtaunſt, ſo wirſt du doppelt getroffen, daß unter der Brücke hinweg und zur Linken ein zweiter eben ſo ungeheurer Fall in den Abgrund hinein brauſet. Unleidentlich iſt dieſer doppelte Waſſerfall der Ga-

ſtein der bedeutendſte unter denen, die wir ſahen, und wir haben ihn, was den Genuß ſehr erhöhte, einmal bei Tage, und dann faſt noch wunderbarer bei Mondſchein geſehen.

Hier in dem ganz aus Holz erbauten Wirthshauſe erfreuten wir uns einer warmen Stube und eines wohlbereiteten Abendeſſens, wo Forellen und (dießmal erlaubte) Krebſe eine große Rolle ſpielten: die Hauptſache aber war eine feierliche Geſundheit, die wir in vortrefflichem Wein zu Ehren meines Vaters ausbrachten. Heute feiert er ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum, und er feiert es gewiß nicht allein. Ich weiß, daß die Theilnahme an dieſem Ereigniß im Herzogthum Deſſau allgemein ſeyn wird. — „Habt ihr euch immer mit eurem Vater vertragen?“ fragte einer von meinen Reiſegefährten. — Immer, gab ich zur Antwort, und wenn, wie ihr bezeugen könnt, mein Vater ſich meiner nicht zu ſchämen braucht, ſo kann ich auf ihn ſtolz ſeyn. Es iſt das Gewöhnliche, und gewiß gut und löblich, daß der Inſtinkt und die nächſte Dankbarkeit Aeltern und Kinder Anfangs zuſammenhalten; aber wie oft löſet ſich in ſpätern Jahren dieß Band, und wenn der Sohn erſt zum Manne geworden iſt, ſieht

er in dem Vater entweder einen andern Mann, an dem gar viel auszusetzen ist, oder er macht die Augen zu, oder er ist verblendet. Ich habe weder Lust, die Augen zuzumachen, noch habe ich eine Natur, mir über meine Verwandten ein Blendwerk vorzumachen, sondern mit der Besonnenheit und Klarheit, mit der ich einen Charakter in der Geschichte betrachte, betrachte ich auch meinen Vater: und da ist mir von Jahr zu Jahr mit zunehmender Einsicht auch die Ehrfurcht gewachsen vor seiner unerschütterlichen Redlichkeit, vor seiner rastlosen Thätigkeit, vor der Gewandtheit und dem sichern Blick, den er sich in allen Geschäften erworben hat, ohne sein Gemüth dabei einzubüßen. Ob er keine Fehler habe? allerdings; aber nur der darf sich herausnehmen, ihm die Federn abzulesen, der sich im Großern neben ihn stellen kann. Bisweilen dünkten wir Kinder uns auch wohl weiser als er; aber ich weiß mich keines Falls zu erinnern, wo er nicht zuletzt Recht gehabt hätte; und so ward unsere ursprüngliche Liebe zu ihm von allen Seiten gestützt, bestätigt, begeistert, und gewann eine Tiefe und Innigkeit, die ich nicht um den oft gerühmten mattherzigen Hätscheleien vertauschen möchte. — Ich

breche hier ab, nicht, weil der Gegenstand erschöpft ist, sondern, weil ich nach Empfang von Briefen aus der Heimath noch einmal darauf zurückkommen will.

Neunzehnter Brief.

Salfelden, den 9. September.

Auf unserer heutigen Fahrt hielten wir in Hofgastein an, und gingen in die Kirche. So hübsch diese auch war, so über alle Begriffe häßlich erschienen die hier versammelten alten Weiber, ihre Gesichtszüge verzerrt, und fast alle mit entsetzlich großen Kröpfen versehen. Ueberhaupt wird man hier im Bewundern der unbeschreiblich schönen Natur auf das unangenehmste gestört durch den Anblick der vielen Fere. Sie mögen nun nach der scharfen Eintheilung revierig seyn und sich nie aus dem Dorfe entfernen, oder weitläufige Fere, deren Weit sich bis zum nächsten Orte erstreckt; immer sind sie mit ihren Höckern, Bäuchen, Kröpfen und thieri-

schem Benehmen ein schlechthin widerwärtiger Anblick, ohne alle lustige oder groteske Seite. Man hat, wie du weißt, die Ursache dieser Erscheinung bald in der Richtung der Thäler, bald in der Beschaffenheit des Wassers gesucht, da aber oft in derselben Familie neben den schönsten und kräftigsten Geschwistern ein Unglücklicher dieser Art steht, so behaupten mehre verständig Männer, daß auch sittliche Gründe mitwirken, und die große Vernachlässigung der Kinder in der ersten Jugend bei einigen ohne Schaden glücklich vorübergeht, bei andern hingegen sich desto härter straft. Hr. v. S. hoffte mehr von religiöser Einwirkung und polizeilicher Strenge, als von allen ärztlichen Vorschriften. Fehlt es doch sonst in diesen Gegenden nicht an Gemüthlichkeit und Scherz: das Wallfahrtslied ist im Pinzgauer Thale noch wohlbekannt, und bei ernsten oder lustigen Ereignissen mehren die Bewohner sogleich den Vorrath ihrer Lieder. Wenn zum Beispiel ein Mädchen schwanger wird, so schleichen sich die jungen Mannspersonen unter ihr Fenster und der Hauptdichter beginnt mit dem Absingen eines Spottverses. Das Mädchen antwortet ihrer Seits, dann fährt jener fort, und der Schluß des bald

übermüthiger, bald zarter durchgeführten Wechselgesanges geht in der Regel dahin, daß das Vergehn des Mädchens, wo nicht gerechtfertigt, doch als entschuldigt betrachtet wird.

Ueber Tarenbach, bei dem auf schöner Anhöhe liegenden St. Georg vorbei, kamen wir nach Zell, dessen See sich an einer Seite in Moorgründe verliert, auf der andern aber sehr lieblich mit Bergen eingefaßt ist. Heute Nacht bleiben wir in Salfelden. Die erste Frage, welche das Wirthsmädchen an uns that, als wir in die Stube traten, war: schaffen Sie Licht? — und wir schufen Licht. Jetzt aber muß ich Finsterniß schaffen, und zu Bett gehn.

Zwanzigster Brief.

Innsbruck, den 11. September.

Das Thal zwischen Salfelden und Lofar stand einst gewiß voll Waßer und die Einfaßung, besonders auf der rechten Seite, wo Felsstücke und Geröll wild durch einander liegen, zeigt Spuren ge-

waltiger Zerstörung. Bei dem Eintritte in Tyrol stiegen die Reisekosten bedeutend, es schien, als sey der alte Papiersatz in baarem Gelde stehen geblieben, und auf keinem Postamte kannten wir die gesetzlichen Bestimmungen über die Extraposten auftreiben, welche für die Fremden ein noch größeres Bedürfniß sind, als die öffentlich angeschlagene Briefstaxe für die Einheimischen.

Die Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit der Männer zeigt sich in Tyrol auf den ersten Blick; weniger gefielen mir die Weiber mit gepolsterten Brüsten, unzähligen faltenreichen, durch Wulste über den Hüften festgehaltenen Röcken, und mit ungeheuren schwarzen und weißen baumwollenen Pudelmützen, welche die Gestalt eines geschwollenen Zuckerbuts hatten. Freilich finden sich fast von Dorf zu Dorf Abweichungen in Hinsicht der Trachten; aber Gestalt und Anstand blieb hinter den gepriesenen Oesterreicherinnen zurück, und die Männer traten, wie gesagt, hier so in den Vordergrund, wie dort die Weiber.

Zwischen Sill und Wörgl streckt sich ein heiteres Thal, und die gemalten Häuser mit zweifachen, ja dreifachen Balconen, oder vielmehr mit bedeckten

Gängen ringsum das Gebäude, thun eine eigenthümliche und keineswegs unangenehme Wirkung.

Im Wirthshause zu Wörgl wollte ich schon über die langsame Bedienung schelten, als man mir sagte: das Gesinde sey in der Hauskapelle, um die Abendbetstunde zu halten. Dieß beruhigte mich nicht allein, sondern ich mußte meinen Beifall an den Tag legen. Wie löblich ist es, rief ich aus, die Erhebung des Gemüths zu Gott nicht bloß auf den Sonntag zu versparen, wo der Gedanke an weltliche Lust und Abwechslung nur zu oft den Ernst stört oder ganz verscheucht, oder die Kirche gar als Mittel betrachtet wird, um den Putz auszuhängen und Liebesgeschichten vorzubereiten. Die Last der Arbeitstage in der Woche treibt öfter das Gefühl unserer Abhängigkeit und Schwäche hervor, und wie wohl thut es dann, am Abend den Blick hinauf zu wenden und sich zu stärken. Auch das gelungenste Tagewerk giebt ja an sich nicht vollen Lohn und genügende Beruhigung; wie unsicher steht vielmehr derjenige, welcher trotzig darauf rechnet, wie einsam und verlassen der, welcher nicht dankbar an Gott denkt, und an den Zusammenhang glaubt, in welchem sein kleines für sich bedeutungsloses Leis-

den mit dem großen Ganzen steht. Die Kirche ist für die Gemeinde, aber so wie die Gemeinde nicht das Band der Familie aufhebt, sondern voraussetzt, so sollte auch die Hausandacht der Kirchenandacht vorausgehn und mit ihr in steter Wechselwirkung bleiben. Wir verschmähen die Hausgötter der Alten als Hausgötzen; aber waren denn diese Götzendiener nicht besser daran, als Viele in unsern Tagen, welche meinen: der groß gewordene Gott habe in ihren Häusern keinen Platz, und ihnen mangele es an Zeit, ihn außer dem Hause aufzusuchen. Der Familienvater in der Mitte der Seinen ist auch ein Geistlicher, er ist wenigstens der ehrwürdigste Gehülfe des Geistlichen, und kann die Art religiöser Erweckung ganz dem kleinern Kreise anpassen, den er genau kennt; während für die ganze Gemeinde ein Verfahren nothwendig wird, welches Alle anspricht und lebhaft das größere Ganze, die Kirche, fühlen läßt, nicht selten aber zu wenig persönlich anregt und eingreift. — So idealisirte ich mir Mittel und Zweck; daß jedoch dieß Ideal hier leider nicht wirklich vorhanden war, zeigte mir ein Blick in die Kapelle: die Mannspersonen reichten sich Schnupftabacksdosen zu, und die Mädchen hielten

die Hände vor das Geſicht, um dahinter Geſichter zu ſchneiden und ſich anzublöcken.

Wir übernachteten in Rattenburg und erkannten mit Tagesanbruch die von der Sonne gerötheten Tyroler Alpen, einer Stadt mit ſilbernen Mauern, mit kriſtallenen Thoren und Thürmen vergleichbar. Aber dieſer Genuß ward bitter unterbrochen durch den Anblick von Schwatz. Wenn es auch nicht wahr wäre, was mir Tyrolerinnen verſicherten, daß die Baiern hier ſchwangere Weiber gemißbraucht, neugeborne Kinder getödtet und zerſtückt haben, ſo ſcheint doch das, was augenfällig und unläugbar geſchehen iſt, entſetzlich genug; und vor einer ſo furchtbaren, nicht in der Hitze des Kampfes, ſondern aus Habſucht, Haß, Uebermuth und Zuchtloſigkeit bewirkten Zerſtörung muß jeder zurückſchaudern, der nicht durch ſeinen Umgang mit Pulver und Blei ſelbſt zu Blei geworden iſt. — Der Krieg, entgegnet man, erlaubt es, er befiehlt es. — Was aber, frage ich, befahl denn den Krieg? Iſt es nicht Wahnſinn, durch Mord und Brand die Herzen eines Volks gewinnen zu wollen, was eine freche Diplomatik hier aufriß und dort hinſchleuderte? War es nicht heilige Pflicht, die natürlichen

Wunden zu heilen, den gerechten Schmerz zu ehren, ja bei den Krevein, in welche die Verzweiflung hineintrieb, die Hand prüfend auf das eigene Herz zu legen und die Strafe unbillig, ja unmöglich zu finden? — Was kümmern uns, rufen Manche, die Herzen: ist erst Gehorsam im Gemüthe, findet sich die Liebe ein. — Richtig, wenn ihr ein ächtes Anrecht auf Gehorsam habt; aber wahrlich ich sage euch: jeder Unterthan, dessen Herz nicht bei seinem Fürsten seyn kann, ist von Rechtswegen ein Nagel zu dessen Sarge. Danach zählt einmal die Volksmenge, ihr ausgedörrten, geistlosen Rechenknechte, die ihr Europa verdividiren möchtet! Danach berechnet einmal Gewinn und Verlust in euren an sich so unschuldigen, aber in ein heilloses Lügenevangelium verwandelten statistischen Tabellen!

Ein und zwanzigster Brief.

Inſpruck, den 11. September.

Die Gegend von Inſpruck würde noch größeren Eindruck auf uns gemacht haben, wenn wir ſie nicht zunächſt mit der Gegend von Salzburg verglichen hätten; aber die Möglichkeit einer ſolchen Vergleichung enthält ſchon ein ſehr großes Lob. Nach dreien Seiten iſt die Stadt von Bergen umkränzt, und nur gen Schwatz zu erſcheint das Innthal weiter und ebener. Der Fluß ſelbſt hatte etwa ſo viel Waſſer als die Spree bei Berlin, aber eine weit ſchönere Farbe und eine ungleich lebhaftere, raſchere Bewegung. Ob ich gleich die Stadt dem äußeren Scheine nach, nicht eine treibende, ſich bewegende nennen möchte; ſo zeigten ſich doch keine Spuren des Verfalls, und Straßen und Häuſer hatten faſt durchgängig ein tüchtiges, manche ſogar ein großes und vornehmes Anſehn. Weniger bedeutend erſchienen einige Kirchen, an deren Thüren

Zettel angeklebt waren, laut welchen der Geistliche in der unvollkommensten Rechtschreibung, vollkommenen Ablaß für die ganze Woche ausbot. Auch schien es, als wollten viele Gläubige, die in der Kirche umherknieten, davon Gebrauch machen. Darüber ließen sich allerdings wiederum geistliche Betrachtungen anstellen, mir fielen aber, — abgekühlt durch jene Zettel und das Andenken an den Bertoal zu Wörgl —, beim Anblick so vieler Knieenden zunächst zwei Preisfragen ein, bei deren Lösung nicht blos die theologische Facultät mitsprechen darf: erstens, wie verhält sich das katholische Knieleder zu dem protestantischen? zweitens, läßt sich wohl behaupten, daß die nachlässige Behandlung des Knieleders bei den Protestanten durch die höhere Bildung anderer Theile und Gegenden ihrer Oberfläche ersetzt, und so zuletzt eine protestantische Haut so viel werth sey, als eine katholische? — Unter diesen Betrachtungen schlenderte ich weiter, und trat, ob es gleich schon anfing dunkel zu werden, fast mechanisch noch in eine andere Kirche. Aber wie ward ich hier aus meinen gottlosen Gedanken aufgeschreckt! Acht und zwanzig eiserne Riesen traten in furchtbaren Stellungen um mich her, eine noch

größere Zahl ſtand über meinem Kopfe und All ſchienen mich zur Strafe in einen Steinſarg hineinwerfen zu wollen, welcher ſich in der Mitte erhob. Es koſtete einige Zeit, bis ich mich von dem gewaltigen Eindruck und dem Schrecken erholen und ängſtlich an den Fingern herzählen konnte: das ſtellt den und den öſterreichiſchen Erzherzog, die und die öſterreichiſche Erzherzogin vor. Zuletzt aber ward ich kühner und ſagte dem größten Rieſen: der König Artus, den er vorſtellen wolle, ſey ſo wenig da geweſen, als Seſoſtris, Ninus, Homer, Moſes, Romulus, Numa, und anderes fabelhaftes Geſindel: wo aber das Urbild fehle, könne es kein Nachbild geben, er ſey alſo nicht einmal ein Popanz, er ſey gar nichts. Daß ich Recht hatte, geht klar daraus hervor, daß König Artus mäuschenſtill ſchwieg, ſo ſtill wie Moſes und Conſorten. Einige meinen zwar, ſie ſchwiegen im vornehmen Selbſtgefühle; aber mit ſolcher Anmaßung kommt jetzt Keiner durch; und wenn man ſonſt nur den aufs Maul ſchlug, der unzeitig ſprach, ſo ſchlägt man jetzt auch den aufs Maul, der da meint, weil er vor Jahrtauſenden das große Wort geführt habe, dürfe er jetzt ſchweigen und ſey mehr als die Leute, die

in diesem Augenblicke noch reden. Gottlob vor Gericht gilt die Rechtsregel: qui tacet, consentire videtur, ich rede, Artus schweigt und wird contumacirt!

Im Ernst aber, — denn du wirst gestehn, daß das Vorige aussieht wie Spaß —, jene Kirche mit ihrem weiten Gewölbe, ihren marmornen Säulen und Riesenbildern, mit dem reich verzierten Grabmahl in der Mitte, ist großartig und Kaiser Maximilians des ersten würdig, dem zu Ehren das Ganze errichtet ward. Sechzehn marmorne Hautreliefs von Collins und vier von Apel stellen die Thaten des Kaisers dar. Natürlich hat man nur die günstigen und löblichen Ereignisse ausgewählt, leider aber den Bund von Cambray gegen Venedig darunter aufgenommen. Gewiß verdient indessen Maximilian, daß er in der langen Reihe österreichischer Kaiser hervorgehoben werde, denn Alle gleichmäßig preisen, hieße Alle erniedrigen. Gewiß ist er noch merkwürdiger durch das, was er gewollt, als durch das, was er vollbracht hat; aber mit der unendlich langen und langweiligen Regierung seines Vaters verglichen, fühlt man doch neues Leben und ächte Deutschheit. Den Italiänern konnte und mußte er

freilich anders erscheinen. — Jene marmornen Kunstwerke verdienen das Lob, welches man ihnen beilegt, denn ob sie gleich hin und wieder überladen sind, so ist doch der unglaubliche, auch auf das Kleinste verwendete Fleiß nicht zu verkennen, und die wiederkehrende Aehnlichkeit einzelner Personen, z. B des Kaisers, das Charakteristische in den Gesichtern, die Haltung in den Gestalten, zeigen einen ächten Künstler. Doch gilt dieß keineswegs von Apel in dem Make, wie von Collins.

Auch das Grabmahl der Philippine Welserin sahen wir in dieser Kirche. Hat man, fiel mir dabei ein, denn wirklich so recht gebaht, alle sogenannten Mißheirathen deutscher Fürsten auf jede Weise zu erschweren, und ist nicht zum Theil dadurch das unendlich verderbliche Maitressenunwesen herbeigeführt worden? Doch bietet Europa in dieser Beziehung jetzt einen erfreulicheren Anblick dar, als in so manchen andern Zeitpunkten: die meisten Herrscher wollen nicht sündigen, und einige, — können wohl nicht sündigen. Möchte doch diese von dem Haupte nur zu leicht auch auf die Unterthanen übergehende Pest nie wiederkehren, und der Gipfel aller Nichtswürdigkeit, so wie er in Frankreich und

Rußland erreicht war, die folgenden Geschlechter furchtbar zum Rechten hinweisen. Sollte diese geschichtliche Weisung so wenig genügen als die sittliche Vorschrift, so wäre es nicht unräthlich, wenn die wie wir hoffen wieder auferstehenden Stände, den Herrschern die Bedingung machten, welche Carl von Anjou im Jahre 1309 den Ungern zugestehen mußte: nämlich daß er keine Mätressen halten dürfe. Fragt man, ob ich denn den Konigen das versagen wolle, was sich so viele Unterthanen ohne absonderliche Gewissensbisse erlauben? So antworte ich, ja, allerdings! und aus dem einfachen Grunde, weil ihr größerer Beruf größere Selbstbeherrschung fordert, und jede Abweichung von dem streng Gesetzlichen hier fast unvermeidlich die übelsten Folgen hat. Auch bleiben diese für den Staat gleich, der König mag das Verhältniß zu seinen Beischläferinnen geistiger und ritterlicher, oder leiblicher und thierischer nehmen. Dort wird wie bei Ludwig XIV. und Friedrich Wilhelm II. ihr Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten desto größer und nachtheiliger seon, hier wird, wie unter dem Regenten Philipp von Orleans, der Einfluß der Weiber zwar ganz verschwinden, aber das Vorwalten der bloßen

Bestialität ist noch ekelhafter und verderblicher. Erinnere doch keiner an die Staatsretterei, mit welcher sich Agnes Sorel oder die Chateauroux angeblich befaßt haben sollen; ich will einmal gefälligst glauben, daß ein Mohr seine Haut wandeln kann, aber zeither sind die Mohren in der Regel schwarz gewesen und geblieben.

Daß indessen kein Hauptstück in unsern Sittenlehren so ungenügend behandelt sey, wie das von den Geschlechtsverhältnissen, hat für mich keinen Zweifel. Die unendlich mannichfachen und sonderbaren Erscheinungen, welche sich in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher aufdringen, spotten aller der Regeln, welche ein unvermögender Magister als vollkommenes Schutz- und Wundermittel bei sich trägt. Nirgend sind die physischen und moralischen Forderungen weniger in Uebereinstimmung gebracht, nirgend die hier so überaus wichtige Persönlichkeit hinreichend berücksichtigt. Da heißt denn das bisweilen eine Pflicht, was jemand nicht thun, und das ein Laster, was jemand nicht lassen kann, oder wo er wenigstens den unnatürlichen Gang der Natur nicht zu hemmen vermag. Und ist dieß Gehenlassen der Natur wirklich so außerhalb des sittlichen Kreises, wie die

Bewegung des Herzens oder der Eingeweide? — Unnütze Bedenken, rufen Manche, das Sittliche hat immer den Vorrang vor dem Phyſiſchen! — allein wir fragen ja erſt nach dem was das Sittliche für jeden ſey, und wo und wie es zu Tage gefördert werden könne. Sollte das wirklich ein unbedingtes Gebot ſeyn, was die halbe Welt nicht anerkennt? was tauſende von ausgezeichneten Männern, die ſich ſonſt jedes Unrechts ſchämen, täglich übertreten? — Daß ich himmelweit davon entfernt bin, Liederlichkeit anzuempfehlen, weißt du, und ich verlange vielmehr eine ernſtere und tiefere Begründung für die Keuſchheit und die Einweiberei, als die bisher gewöhnliche. Denn wenn jemand warnt: du wirſt krank, ſo antworte ich, man kann ſich in Acht nehmen; behauptet jemand, zwei Weiber neben einander ſchlügen ſich, ſo antworte ich, dann wird der Mann als der dritte, die durch innern Krieg geſchwächten Hausmächte deſto leichter beherrſchen. So unzählige weiſe Bemerkungen und Redensarten auch in dieſen Gegenden den Sittenpredigern noch aus dem Munde gehn, ſie verſiegen alle wirkungslos in der Luft, ſo lange man die Ehe als einen bloß bürgerlichen Vertrag behandelt, und die Viel-

weiberei darf dann so wenig verboten werden, als daß ich das Fleisch von verschiedenen Schlächtern und Schlachtbänken kaufe. Ich bin fest überzeugt, daß nur von der religiösen Seite aus irgend Licht und Haltung über diese Dinge verbreitet werden kann, und daß die katholische Lehre von der Ehe als einem Sakrament besser zum Ziele führt, als Fichte's Naturrecht und der code Napoleon.

So bin ich ohne zu wissen wie, von der Philippine Welserin auf Fichte und Napoleon gekommen, und kann keinen bequemen Uebergang zu einem andern Gegenstand finden. Endlich fällt mir ein, daß ich zwei Dinge zeither noch gar nicht berührte, einen physischen und einen ästhetisch-moralischen, den Landbau und das Schauspiel. Um aber über jenen nicht voreilig abzusprechen, streiche ich alle Bemerkungen bis auf folgende aus: erstens, der Grund und Boden ist in Böhmen sehr verschieden, und Fleiß unverkennbar; doch fiel es uns auf, daß wir in dieser Jahreszeit auch nicht eine bedeutende Schaafheerde im ganzen Königreiche auf den Stoppelfeldern sahen. Zweitens, eingedenk der großen Sorge des Landwirths, wenn bei nasser Witterung der Klee nicht trocknen will, sondern die Blätter

verliert, war mir eine Vorkehrung merkwürdig, welche hier in den bergigen und nässern Gegenden allgemein befolgt wird. Man stößt nämlich Stangen in die Erde, an welchen etwa in der Entfernung von ein bis zwei Fuß hölzerne Arme befestigt sind; und zwar wenn die beiden niedrigsten sich gegen Mittag und Mitternacht richten, dann die beiden höheren gegen Morgen und Abend, und so abwechselnd weiter bis an die Spitze der Stange. Auf diese Halbkreuze wird der Klee gelegt, und trocknet äußerst schnell. Don Quirote hätte eine Reihe solcher Kleesäulen gewiß für vielarmige Riesen angesehen. Drittens, da die Schweine ein zudringliches Volk sind, und viel darüber geschrieben ist wie man sie von den Judentempeln und andern gleich heiligen Orten abhalten könne, so empfehle ich ein hier häufig gebrauchtes Hals- und Ordenband, welches in mehre Spitzen ausläuft, und jedes damit behangene Schweineindividuum gewiß überall zurückhält, wenn man denselben nicht zuvorkommend beide Flügelthüren öffnet. Viertens habe ich nichts weiter bemerkt, und sehe mich nothgedrungen, von dem Pole des Schweinestalles durch den Indiffe-

renzpunkt hindurch zum zweiten Pole, das heißt, in das Schauspielhaus zu ſpringen.

Ich beginne hier damit, Alles, was ich dir in dieſem und in künftigen Briefen über Schauſpiel und Schauſpieler ſagen werde, folgendergeſtalt herunterzureißen. Nichts iſt elender als die Bemerkungen der meiſten Reiſenden über das Theater. Von Langerweile getrieben, in ſchlechter Laune über Wege, Poſtillione und Wirthshäuſer hinkt ſolch abgetriebener Paſſagier in das Schauſpiel, hört mit halben Ohren, verweilt wohl halbe Akte in der Punſchbude, und iſt dennoch ſo impertinent, die Miſerabilität, welche ihm im Leibe ſteckt, in den Schauſpielern zu ſuchen. Solche Kreatur, die in ihrer Heimath vielleicht nie die Bierbank oder den Spieltiſch um der Kunſt willen verließ, will in der Fremde ſogleich ein Kunſtkenner ſeyn, und glaubt, weil er ſein Eintrittsbillet eben ſo baar bezahlt, wie den Chauſſeezettel, er habe Recht und Einſicht, eben ſo über die Schauſpieler, wie über die Wagengeleiſe und Dreckläcker abzuſprechen. Ein Vieh kann aber den Unterſchied einſehn. Das übergebildete Pack iſt nicht beſſer als das gemeine. Denn wenn der Schauſpieler einmal eine Silbe falſch ausſpricht,

oder an unrechter Stelle Athem holt, oder die Hand wohin steckt, wo sie nicht stecken soll, ja wenn nur eine Versenkung knarrt, oder ein Haus in der Luft hängen bleibt: so ist gleich der Teufel los, als gingen die Metrik, die Lungen, die guten Sitten, und das musikalische Gehör zu Grunde, oder als führen gar die Gesetze der Schwere gen Himmel! So steht's mit denen, welche tadeln; aber die da loben, sind noch schlimmer: denn sie loben allemal den Unrechten, und das schadet und ärgert naturgemäß am meisten. — Meine Herren und Damen, möchte ich antworten, der Schriftsteller kann die Tinte so wenig halten, als sie den Mund; erlauben Sie aber, daß ich, wenn obige Selbstgeißelung nicht genügt, bescheiden vorschlage, daß jeder, dem mein Lob mißfällt, sich nur an den Tadel, und jeder, dem der Tadel mißfällt, an das Lob halte; oder noch besser, nehmen sie Alles für transcendentalidealistische Anschauungen, ohne alle äußere Wesenheit. Ich sehe nicht in ihren Guckkasten, sondern sie sehen so lange in meinen, — bis sie das Buch wegwerfen: was ihnen unläugbar frei steht, wenn es anders ihr eigenes ist, und nicht zum Schaden des Schriftstellers und Verlegers von

einem Andern geliehen ward. In Prag hörte ich seit sehr langer Zeit endlich einmal wieder Mozarts così fan tutte, welches von den mehresten andern Theatern verschwunden ist. Freilich kann niemand die Dichtung rechtfertigen; sie verdient aber um der Musik willen eine sich leicht darbietende bessere Bearbeitung. An einem andern Abend zeigte Madam Breda in einer Gastrolle wirklichen Beruf zur Kunst, aber der travestirte Aeneas und der leichtsinnige Lügner waren nicht im Stande, mich bis zu Ende fest zu halten, und wenn darin kein Urtheil über die Darstellung liegen darf, so muß ich leiden, daß das Urtheil über mich strafend ergehe.

Das Haus in Linz ist kleiner und minder prächtig, als das Prager, machte aber doch auf mich einen angenehmern Eindruck. Die beiden Hauptreihen der Logen, über welchen die Galleria hinläuft, sind hoch, hell, und schräg getheilt. Unten finden sich nur zur Seite einige Parterrelogen, der Scene gegenüber geht aber das Parterre selbst unter der ersten Logenreihe hinweg. Herr Zahrt und Madem. Reimers spielten brav im häuslichen Zwiste, und in Schikaneders abgebranntem Hause zeichnete sich Mad. Schulz als Schusterweib Sibylle aus.

Beide Schauſpielhäuſer, ſowohl das in Prag als in Linz, ſollen auf Actien von den Ständen erbaut ſeyn; ein löbliches Unternehmen, was den Adel manchen andern Landes beſchämt. Dieſe Gleichgültigkeit der Vornehmen, beim Mangel aller irgend beſſern Unterhaltung, dieſe Leere in den Logen, und die lebhaftere Theilnahme des Mittelſtandes im Parterre, iſt eine nicht ſeltene auffallende Erſcheinung. Wenn jemand darüber ſeine Verwunderung zu äußern wagt, ſo werden die Beſchwerden über die Schlechtigkeit des Theaters vom Stapel gelaſſen; aber eben dieſe Beſchwerden beweiſen in der Regel, daß jene Vornehmthuenden die beſten Schauſpieler und Darſtellungen kaum dem Namen nach kennen, und oft erſt in dem Augenblicke den Werth ihrer Künſtler erfahren, wo man dieſe nach andern Städten beruft. Ein ſolcher Verluſt giebt ihnen aber wieder den Vorwand, das Theater nicht zu beſuchen, bis er erſetzt ſey, und ſie verfahren wie jener Miniſter, der den Schullehrern erſt beſſere Gehalte auswirken wollte, wenn ſie noch einmal ſo gut, klug und unterrichtet würden. Der fleißige Beſuch des Theaters iſt das erſte Mittel es zu verbeſſern; wenn niemand hineingeht, muß es ſich

täglich verſchlechtern. Ueberhaupt wäre aber nichts irriger als zu glauben, daß der gute Geſchmack unter den Vornehmſten feſthaft ſey, und es iſt wohl geſchehn, daß Damen, mit Kanten und Perlen behangen, den Shakeſpeare nicht kannten, und Herrn mit Ordensbändern eine treffliche Darſtellung des Kaufmanns von Venedig langweilig ſchalten. Man hat es mit Ohren gehört, daß er unanſtändiger gefunden ward, als Kotzebues Rehbock, und eine gräfliche Kunſtrichterin die Güte hatte, den ganzen fünften Akt zu ſtreichen. Doch wer kann die Verkehrtheit der Einzelnen austreiben; aber die Regierungen ſollen dieſe Gleichgültigkeit durchaus nicht theilen. Ohne damit ein Urtheil über die Würdigkeit und Rangordnung ausſprechen zu wollen, darf ich behaupten daß in groſsen Städten nicht weniger Wirkungen vom Theater, als von der Kirche, ausgehn. Warum richtet ſich aber die obrigkeitliche Prüfung faſt ausſchlieſslich gegen alle politiſchen Aeuſserungen, da doch ein Nationaltheater deren weit mehr und mannichfaltigere haben müſste: warum ſoll hier bloß Vivat geſchrieen und Tuſch geblaſen, oder der Mund geknebelt werden? Warum verfolgt man einzelne unſchuldige Plumpheiten,

während moraliſche Giftmiſcherei geduldet und das frevelhafte Gebräu bis auf die Hefen ausgetrunken und ausgeleckt wird?

Für Bildung der Kinder ſind unzählige Anſtalten gegründet; aber um dieß Bildungsmittel der Erwachſenen zu verbeſſern, um die Blüthen dieſer geſelligſten Kunſt in dem geſelligen großen Dinge, was man Staat nennt, hervorzutreiben, geſchieht faſt gar nichts. — Glaube nur keiner, ich denke hier an recht etwas Großes und Geiſtiges, wie z. B. Preisaufgaben, Lorbeerkränze, Examinationscommiſſionen, graduirte und privilegirte Kunſtrichter, Generalfiſcale oder Staatsräthe; ich denke an gar nichts weiter als an — Geld. Die Schulen, die ſich vom Schulgelde, und die Theater, die ſich vom Eintrittsgelde allein erhalten ſollen, ſind übel daran. Wollten die Machthaber für die Haupt- und Reſidenzſtadt allein etwas Bedeutendes, für die andern großen Städte des Reichs aber nichts thun, ſo wäre dieß ſehr unrecht; ja man könnte beweiſen, daß in der Hauptſtadt das Theater ſich leichter, ohne Beihülfe zu erhalten, im Stande ſey, oder auch, daß die Hauptſtädter einer ſolchen Bildung weniger bedürfen, weil ſie ja ſchon gebildet ſind. Träte mir

aber ein sogenannter Financier oder Geldmensch mit Einwendungen in den Weg, so wollte ich ihm nach Adam Riesens Rechenbuch mathematisch darthun, daß eine jährlich vom Staate an das Theater gewandte Summe sich mit Hülfe der Einheimischen und angelockten Fremden, durch die Accise von Oel und Arrac, Licht und Apfelsinen, Colofonium und Kuchenmehl u. s. w. so hoch verzinset, daß der einzige Grund, eine solche Spekulation nicht zu versuchen, in der zarten Besorgniß liegen könnte, daß man dadurch die Wuchergesetze überträte. Wenn diese leicht in lange Predigten aufzulösenden Grundsätze zufällig den hohen und höchsten Behörden bekannt würden, so brächten sie gewiß sogleich einige tausend Thaler für das Breslauer Theater auf den Etat, und machten damit die doppelte Härte wieder gut, die besten Schauspieler uniliter von hier zu acceptiren, ohne eine Rimesse folgen oder vorhergehn zu lassen.

Von dieser immer noch nicht stark genug gesalzenen Abschweifung komme ich auf Salzburg, wo es dem Theater auch noch am Salze mangelt. Aber die Zuhörer bezeigten sich außerordentlich vergnügt und zufrieden über Kotzebues Hahnenschlag und

Braut und Bräutigam in einer Person. Das Haus hat zwei Reihen Logen und bei seiner mäßigen Größe und schmalen Scene eine ungewöhnlich große Länge. Nachdem Salzburg seines eigenen Landesherrn beraubt und aus einer Hauptstadt in eine Landstadt verwandelt ist, werden die Baiern wohl auch mehr auf die Casernen als auf das Schauspiel verwenden. Welche glückliche Aussicht für die Kunst, wenn es in Deutschland erst ein einziges Reichshauptstadthofundresidenztheater giebt, und alle alle Schauspieler und Schauspielerinnen dabei zwar nicht wie die Gemälde in ähnlichen Kunstmuseen aufgehangen, aber doch aufgenommen werden, und für den Fall des Alters, noch mehr aber für den Fall des Ungeschicks, auch auf Lebenslang mit Pensionen bedacht sind!

Ich weiß wohl, daß Manche über solch Mitleid und über die Gewohnheit schelten, auch die lieben Kinder und Kindeskinder der Schauspieler unbedenklich auf die Bühne zu bringen; aber sie haben Unrecht: denn der geschickte Schauspieler sorgt für sich selber, der ungeschickte dagegen braucht Unterstützung; erstens, weil ihm sein Fach nichts einbringt, zweitens, weil er gewöhnlich auch in allen andern

Dingen ungeschickt ist. Für jenen Uebergang aus dem windigen für die Direktionen so unangenehmen Wechsel, aus dem Systeme der Wahl in das System einer Erbfolge und geschlossenen Kasteneintheilung, spricht ferner sehr viel: Erstens, das Beispiel, (um der Juden und der Aegypter nicht zu gedenken), der halbwilden Stämme auf Madagaskar; zweitens, spricht dafür jeder rüstige Pädagog, weil das Beugen des Rückens und das Einbläuen von Mutterleibe an, mit mathematischer Gewißheit zur Kunst bildet, während das Vertrauen auf die wilde Kraft der Natur, in Sachen der Kunst, ein bloßer Aberglaube ist. Drittens, erheben dafür ihre Stimmen Machiavelli und Montesquieu. In jedem Staate sollen nämlich alle Institute der Grundform der Verfassung angemessen und ihr ähnlich ausgebildet werden; in einer Erbmonarchie, wo man noch obenein Erbadel hat, oder aus gleichen Gründen haben möchte, muß also auch den Schauspielerkindern ein Erbrecht zugestanden werden, und es fragt sich bloß, ob man den Jungen allemal einen Vorzug vor den Mädchen geben soll, oder ob man, (weil jene nicht à deux mains zu gebrauchen sind), das salische Gesetz, welches die Weiber verwirft,

vielmehr ſelbſt verwerfen ſoll. Viertens, ſteht im alten Teſtament, daß Gott nur bis ins vierte Glied ſtrafe, aber bis ins tauſendſte die Verdienſte der Väter belohne. Die Theaterdirektionen laſſen nun mit Recht den Zorn und die Strafe ganz fahren, da ſie nur dem alten Bunde angehört, ſie vergelten ohne Anſehn der Perſon, und die Kinder und Kindeskinder beißen mit Recht die Geſegneten für das, was ihre Vorfahren begründeten.

Wenn wir, ſo fahre ich in meiner Erzählung fort, nur einen Tag früher nach Inſpruck gekommen wären, ſo hätten wir eine ſo großartige Darſtellung geſehen, wie ſie vielleicht ſeit der in Tiecks Phantaſus beſchriebenen nicht wieder Statt gefunden hat: Graf Waltron oder die Subordination, aufgeführt im Freien, wobei unter Direktion der Anna Ferrari die ganze Beſatzung, ja ſogar die Zelte und Kanonen, Gaſtrollen übernommen hatten. Um das geſpannte Publikum zu unterrichten, ob das große Feſt wirklich zu Stande komme, waren in drei verſchiedenen Zeiträumen Böller abgeſchoſſen worden und der Zettel beſagte außerdem Folgendes: „die Mühe und den Aufwand, welchen dieſe Vorſtellung erfordert, wird ein verehrungs-

würdiges Publikum gewiß nicht unbelohnt laſſen, und den Schauplatz mit ihrer Gegenwart beehren, indem die Direktion die Verſicherung giebt, daß niemand unbefriedigt den Schauplatz verlaſſen wird. Alle militairiſche Bewegungen werden mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Der Prinz und ſeine ganze Begleitung erſcheinen zu Pferde, ſo wie auch die Gräfin Waltron in einem Poſtzuge."

Unſer Poſtzug iſt aber auch ſchon erſchienen, darum muß ich ſchließen.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Auf dem Brenner, den 22. September.

Empfehlungen von hübſchen Mädchen, die jemand vor mehren Jahren geſehen, und von Wirthshäuſern, die er vor mehren Jahren beſucht hat, ſind höchſt unzuverläſſig. So hatten wir im Vertrauen auf Reichardts Reiſehandbuch hier im Wirthshauſe vortreffliche Einrichtungen und gute Forellen erwartet: aber es iſt gewiß angenehmer, dir zu ſchreiben, als

mich ins Bette zu legen, und da die Forellen ſich in Ziegenwurſt verwandelt hatten, ſo bin ich wenigſtens vom übermäßigen Eſſen nicht ſchläfrig geworden. Die verfluchten Ziegen, rief L. aus, erſt habe ich mich am Wege über ſie geärgert, denn in jeder ſteckt gewiß die wandernde Seele eines zum Förſter erhobenen Invaliden, der ſeine alten Sünden büßt, und doch von den alten Sünden nicht laſſen kann; und nun ſetzt uns zuletzt der Förſter auf dem Brenner gewiſſenlos ſeines Gleichen vor: wer kann da eſſen? Zürnen Sie nicht ſo ſehr, entgegnete ich, es war doch ein maleriſcher Anblick, eine Scene aus dem goldenen Zeitalter, als der Poſtillion der einen Ziege das Bein in die Höhe hob und einmal zu Gaſte trank. Sopſt hat Ihre Hypotheſe allerdings viel innere Wahrſcheinlichkeit: denn daß die Ziegen mehr die Rinde und die invaliden Förſter mehr das Holz lieben, kann für keinen Einwand gelten, ſondern beweiſet vielmehr, wie das Eine das Füllſtück und Complementum des Andern iſt. Dagegen verdient es eine ernſte Unterſuchung, ob dieſe Seelenwanderung durch mehre Geſtalten fortgeht, oder ob jede invalide Förſterſeele in einen Ziegenbock, und die Bockſeele ſogleich wieder in einen ſolchen For-

ſter fährt. In dieſem Fall iſt's unläugbar am gerathenſten, daß man Alle ungeſtört gewähren läßt, und insbeſondere keinen Ziegenbock ſchlachtet, damit die Moralität keines Förſters und der Magen keines bei ihm einkehrenden Reiſenden leide. Uebrigens beweiſet die niedere und höhere Forſtwiſſenſchaft — — Was iſt, fiel H. ein, zwiſchen beiden für ein Unterſchied? — Als wenn ſich, antwortete ich lebhaft bewegt, als wenn ſich das, worüber Männer ihr halbes Leben zubringen, wonach ſie ihr ganzes Leben hindurch ſtreben, einem Laien mit zwei Worten erklären ließe; doch weil Sie, mein würdiger Reiſegefährte, mich fragen, will ich's verſuchen. — Ey wie zwiſchen niederer und höherer Kritik der Hauptunterſchied iſt, daß ſich der höhere Kritiker aufs hohe Pferd ſetzt, ſo auch zwiſchen den beiden Hauptabtheilungen der Forſtwiſſenſchaft. Diejenigen von ihren Verehrern, welche als Revierförſter und Fußjäger zu Fuße laufen, treiben die niedere Forſtwiſſenſchaft; die aber, welche in den Stand kommen, daß ſie ſich ein oder mehre Pferde halten können, treiben die höhere Forſtwiſſenſchaft. Verſtanden? — Vollkommen.

In Inſpruck, (denn ich muß dich noch einmal dahin zurückführen,) fragten wir bei Kunſt- und Buchhändlern eifrigſt nach Volksliedern; aber ſo viele deren auch im Munde des Volks ſind, ſo konnten wir doch weder hier noch in Salzburg eines gedruckt auftreiben, und wurden nur mit ſpöttiſchen Seitenhieben auf unſern niedrigen Geſchmack bedient. Zornig aber antwortete ich: allerdings, meine Herren, iſt der poetiſche Werth von manchen Liedern dieſer Art überſchätzt worden; aber ſie vergeſſen den geſchichtlichen ganz, und ſelbſt jener erſte iſt doch immer größer, als der Werth von allen den angeblich geiſtlich-poetiſchen Erzeugniſſen des Tags und ihre hier damit behangenen Bindfadenbibliotheken ſind ſehr philiſterig im Vergleich mit den unſern. Wahrlich unſer Siegfried ſtößt mit ſeinem Horne das ſchlecht arrangirte theologiſche Gewäſch zu Lumpenmus, und unſer Eulenſpiegel bohrt mancher Heiligengeſchichte einen Eſel. — Sie haben ja heute eine ſchändlich profane Zunge und fallen aus ihrer Rolle, ſagte H. — Man muß mit den Hunden heulen, ſagte der Buchführer und nannte uns endlich einen alten Mann in der Vorſtadt, bei welchem wir, drei Treppen hoch, das Geſuchte gewiß

ſinden würden. Wer war froher als wir, und auf dem Hinwege erſchollen Klagen, daß die Dichtkunſt nur bei den Geringen Eingang finde, und der begeiſterte Sänger auf rauhen Pfaden gehn und drei Treppen hoch wohnen müſſe. Der Mann, welcher, faſt unbekannt, den gröſten Schatz ſeines Volksſtammes ſammelte und ehrte, hat gewiß, ſo ahndeten wir, die Geſtalt und das Aeuſere eines oſſianiſchen Barden, ſeine Stimme tont wie Helden- oder Geiſtergeſang. — Unter dieſen und ähnlichen Gedanken und Reden kamen wir in die Vorſtadt, ſtiegen die drei Treppen richtig hinan, klopften an, wurden eingelaſſen, und erblickten einen rheumatiſchen, verhutzelten Schulmeiſter, der ſtatt eines ſpaniſch-dichteriſchen Mantels ein Stuck ſchmierigen Flanell umgehangen hatte, und uns nichts, gar nichts vorlegte, als ſeine unbeſchreiblich elenden Reimereien und Anagrammen, welche er aber einmal über das andre mit heiſerer krächzender Stimme unſchätzbar nannte. Ich wollte zu dem Buchführer zurück, und ihn fragen, ob er ein Eſel ſey, oder uns für ſolche Eſel halte, daß wir nach ſolchem Zeug in der Welt umherreiſeten; aber nothi-

ger war's freilich, zum fünften Male, unſerer Päſſe halber, aufs Polizeiamt zu wandern.

Der erſte Einwand der Behörde ging dahin, daß mein von der königlichen Regierung in Breslau ausgeſtellter Paß nicht vom öſterreichiſchen Geſandten in Berlin anerkannt ſey. Ich erwiederte, da zwiſchen dem Entſchluß zu reiſen und der wirklichen Abreiſe nur vier und zwanzig Stunden verfloſſen, ſo konnte ich unmöglich nach Berlin ſchreiben und Antwort erhalten; auch iſt, ſo viel ich weiß, jene einſchränkende Vorſchrift aufgehoben. Es fand ſich, daß ich hierin Recht hatte; aber nun kam ein anderes Bedenken: zwei Päſſe lauteten dem erſten Plane gemäß zur Reiſe nach Wien, Salzburg, Baiern, Franken, und nur einer bis auf Venedig. Erſt nach vielen Erörterungen auf welche die ſonſt höflichen Beamten vorſchriftmäßig eingehen mußten, ward es uns verſtattet, beiſammen zu bleiben, und eine babyloniſche Zerſtreuung der Reiſegefährten nach allen Weltgegenden hintertrieben.

Dieſes Paßweſen, oder vielmehr Paßunweſen, iſt auch eine von den leidigen Früchten der franzöſiſchen Revolution, die man als faul bei Seite werfen ſollte. Sonſt konnte jeder, der im Wirthshauſe

seine Rechnung bezahlte, ungefährdet von Stockholm bis Lissabon reisen, und man befolgte die Rechtsregel, welche jeden so lange für ehrlich hält, bis ihm das Gegentheil bewiesen wird. Jetzt wird dagegen jeder für einen Spitzbuben gehalten, bis er beweiset, daß er keiner sey. Und wenn man sich noch daran genügen liesse, die Reisenden an der Reichsgränze auf diese höfliche Weise zu empfangen; aber nein, in jedem Nachtlager erneut sich der süße Scherz, und wenn man spät ankömmt, und morgens früh fort will, so erhält man die Antwort: Vor acht Uhr könne man nicht für ehrlich gehalten werden, denn bis dahin schlafe die Herz und Sitten und Pässe prüfende Behörde, und ohne deren Zeugniß gebe kein patriotisches, den Gesetzen gehorsames Postpferd von der Stelle. — Endlich kommt der Unteroffizier, oder sonst eine eingeschworne Kreatur, bringt die Pässe, giebt aber fein zu verstehen: es sey in denselben allerdings der und der Umstand, vermöge dessen wir von Rechtswegen für Halunken gehalten werden könnten; indessen wolle man für diesmal durch die Finger sehn u. s. w. Dabei macht er lange Finger, und wenn nicht eiligst etwas hineinfällt, so beginnt der Trödel von Neuem.

So werden die ehrlichen Leute geärgert und um Zeit und Geld gebracht, wogegen die ganze Einrichtung zum Nutzen und Vergnügen der Unehrlichen, Spitzbuben und Spione erfunden ist, denn diese haben bekanntlich immer die besten Pässe und prellen ihrer Seits die Behörden.

In L. erzählte mir ein vornehmer Pohle, sein Gut liege nach dem allerneusten Schnitt, durch den sein Vaterland zerfetzt sey, halb unter preußischer, halb unter russischer Hoheit, und da er zufällig mit den Ortsbehörden nicht in herzlicher Freundschaft lebe, so müsse er stets einen russischen und einen preußischen Paß bei sich tragen, um nicht wie ein fremder Vagabunde behandelt zu werden. Auf meine Bemerkung, daß die Regierungen an dieser Chikane unschuldig wären, erzählte er weiter: wer aus dem russischen Pohlen nach dem Auslande reisen will, muß deßhalb in den öffentlichen Blättern eine Aufforderung erlassen, und nur wenn niemand sich dagegen meldet, und sonst kein Bedenken obwaltet, wird ihm der Paß bewilligt. Einer von meinen Freunden gedachte in diesem Sommer mit seiner kranken Frau das hiesige Bad zu besuchen, erhielt auch nach Beobachtung jener Vorschriften einen

Paß, ward aber kurz vor der festgesetzten Abreise krank. Es war gleich unmöglich, seine Herstellung abzuwarten, oder für einen Andern jene Maaßregeln zu ergreifen, denn die Badezeit wäre mittlerweile verflossen, und die Frau vielleicht gestorben. Deßhalb wagte es einer von seinen Verwandten, auf jenen ersten Paß die Reise anzutreten. Anfangs ging Alles gut; aber bald fiel es auf, daß der Mann seine angebliche Frau nicht als seine Frau behandele. Die aufmerksamern Behörden fanden, daß seine Person nicht mit der Beschreibung im Passe stimme, und er verdankt es nur der verständigen Billigkeit der preußischen Regierung, daß man die aufrichtig erzählten Verhältnisse richtig würdigte und seinen Zweck nicht vereitelte. Nicht immer aber wissen die ausübenden Personen so richtig zu unterscheiden, wie der Fürst H. selbst bezeugen kann. Ich hatte die Ehre, ihn auf einer Fahrt von T. nach B. zu begleiten. Als wir beim F — r Thor ankamen, wollte der Kutscher durchfahren; aber der Unteroffizier rief: halt! und forderte den Paß. Vergeblich nannte der Fürst seinen Namen, sein Amt, zeigte auf den schwarzen Adlerorden, machte ihm bemerklich, daß er derjenige sey, welcher Andern Pässe ge-

be: mit bewundernswerther Beharrlichkeit verlangte jener immer wieder und wieder den Pak, bis sich der Fürst herabließ, ein Lied im höhern Tone gegen ihn anzustimmen. Was soll nun aber derjenige machen, der zwar auch ehrlich ist, aber nicht einmal den Kammerton eines Kammerraths anstimmen, vielweniger im Orgelione eines Staatskanzlers singen darf?

Dieß waren die Freuden und Leiden des Tages: aber um jene zu vermehren, ging ich Abends nochmals zu der Anlage, wo die gegossene Bildsäule des Herzogs Leopold steht. Ich hätte zunächst an ihr, wie an mancher andern, getadelt, daß das Pferd im Sprunge dargestellt ist, was dem ruhigen Wesen der Bildnerei widerspricht und bei längerer Betrachtung immer widernatürlich und unangenehm erscheint: aber heute Abend fielen alle Kritiken über Kunstwerke und Gartenanlagen dahin, denn die nahen Begränzungen, welche am Tage überall nur das Ende sehen ließen, verschwanden jetzt, und unsichere Schatten schienen sich über eine unbeschränkte Weite hinzulagern. Ich ging weiter und weiter den Inn entlang und hörte endlich ein reizendes Tyrolerlied von ferner übeln Stimme gesungen. Ihr

nacheilend fand ich ein Landmädchen unter einem Baume ſitzen, die auf meine kurze Anrede zur Antwort gab: „Aha, ſind Sie es? Ich habe Sie heute ſchon geſehen, Sie gingen über die Wieſe.“ — Wo warſt du denn? — „Ich lud Heu auf, und bin die große, oder noch lieber die luſtige Lereſerin.“ — Wenn du ſo luſtig als groß biſt, ſo kann dir nichts fehlen. — „O ich wachſe noch und bin erſt neunzehn Jahr alt. Täglich verdiene ich achtzehn Kreuzer, zum Leben genug, zum Spaß zu wenig; auch hab' ich ſchon nicht viel beſſer gegeſſen, wie unſere Kühe; aber ſobald mir verdrießlich oder langweilig zu Muthe wird, ſinge ich, und dann iſt Alles wieder gut.“ — Kannſt du mir nicht ein Paar Lieder vorſingen? — „O ja, Ihnen und mir, und noch mehr wie ein Paar.“ — Während ich ſie noch betrachtete, ſang ſie, darum unbekümmert, ſchon mit voller Stimme, und begann, wenn ein Lied zu Ende war, das zweite, das dritte. Ich ſtand unter einer großen lombardiſchen Pappel, hinter mir die Stadt, zunächſt vor mir eine weite Wieſe, links der glänzende Inn, ringsum die Alpen, die Luft äußerſt milde, und Alles von dem zur Seite ſtehenden Monde auf eine unbeſchreiblich ſchöne Weiſe er-

leuchtet. Diese stillen Wunder und der Gesang der Tyrolerin machten mich aber nicht lustig, sondern füllten meine Brust mit Ernst, bis sie aufstand, im Gesang inne hielt, ihre Hand auf meine Schulter legte, und mich über meine Kopfhängerei auslachte. Jeder wird meinen, es sey jetzt Zeit gewesen, auf dem Kopfhängen, wie so mannichmal, in zärtliche Redensarten überzugehn; aber der jetzt unabweisbare Vergleich meiner höchst unbedeutenden winzigen Figur mit dieser gewaltigen Riesin hätte selbst die Anmaßlichkeit eines Kühnern danieder geschlagen: auch hörten wir in diesem Augenblicke zwei Männer kommen, und als ich mich aufgeschreckt umsah, beruhigte mich meine Amazone mit den Worten: Fürchten Sie sich nicht, zwei solche Grobiane schlage ich mit einer Hand nieder, und ich führe, wenn's nöthig ist, auch eine Peitsche, besser, als alle jungen Kerle im Dorfe! Jetzt will ich Ihnen den nächsten Weg zur Stadt zeigen, denn es ist schon spät. Es geschah, ich schenkte ihr dafür etwas; sie rief: Vergelts Gott, küßte mir die Hand, war verschwunden, und ich befand mich an der Wirthstafel, ohne zu wissen, ob ich geträumt oder gewacht hatte. Erst allmählig ward ich auf die sehr lebhafte Gesellschaft aufmerk-

kam, und bemerkte, daß ein gewisser Herr Johannes Baumgarten das Stichblatt der Uebrigen sey. Er beschwerte sich, daß sein Hauptgegner, ein Schmiedemeister, hexen und durch seinen schwarzen Hund z. B. wissen könne, ob jemand einen falschen Zopf trage. Auch sprang der Hund auf ein leichtes Zeichen seines Herrn in die Höhe, um des Johannes falschen Nachsatz zu ergreifen; weil dieser sich aber schnell umwandte und statt des befreienden Zeichens des Kreuzes seinen Teller mit einem kälbernen Schnitz vorhielt, so nahm der böse Feind zum Ergötzen der Gesellschaft lieber diesen ins Maul, als Haare und andere Zuthaten, wonach ja selbst der Drache zu Babel platzte. — Auch Sie meine Herren, Gnaden und Excellenzen, denen ich die Hände küsse, fuhr Johannes fort, sind vor der Hexerei dieses Mannes nicht sicher, — und weil man mir in diesem Augenblick eine Bouteille Tyroler Aufbruch reichte, der in Gährung gerathen war und den Pfropfen heraustrieb, so galt ihm das gleich für eine Zauberei, und er erzählte, wie sein Feind ihn schon mit einem Champagnerpfropfen habe erschießen wollen, der drei Zoll tief in die Decke gefahren sey. Am hartnäckigsten war der Streit, erstens, ob Hr. Johan-

nes Haarbuckeln oder Haarlocken tragen dürfe, da dieß bloßen Gesellen verboten sey, und er die Meisterschaft nicht erlangt habe? Er erwiederte, daß er als Staatsbeamter die Bündel auf der Post einpacke, und dieß einer Meisterschaft zum mindesten gleich gelte. Zweitens ward geläugnet, daß Johannes Baumgarten je in Strasburg gewesen sey; er aber blieb bei seiner früheren bejahenden Behauptung, denn er kenne das Strasburger Wahrzeichen, wonach daselbst eine Jungfer neun Hunde geboren habe. Endlich ward ihm nachgesagt, er sey in zwölf Hauptstädten gewesen, habe seine Junggesellenschaft aber erst in der dreizehnten verloren, und deßhalb bis zu dieser Abnahme des Gepäcks auf der Post stets ein Pferd mehr nehmen müssen; — worauf der ästhetische Johannes Baumgarten erwiederte: er dürfe weder die Geheimnisse der reitenden noch der fahrenden Post ausplaudern, und den Leuten nicht zeigen, wie sie am leichtesten durch die Welt kämen.

Drei und zwanzigster Brief.

Bozen, den 13. September.

Von Inspruck aus fuhren wir immer bergan das hohe Eisackthal aufwärts, durch gewaltige Berge hindurch. Im Mondschein erreichten wir die größte Höhe, stiegen, neben dem Wagen hergehend, aufs eifrigste dem Falle des Wassers nach, und waren sonderbar erfreut und bewegt, als wir die Quelle gefunden hatten, wo die Quellen hier noch gen Deutschland, und wenige Schritte weiter schon gen Italien strömten. Mit dem ersten Augenblick der erwählten oder gegebenen Richtung hatten sie sich fürs ganze Leben geschieden, und wenn jeder Wassertropfen auch eine Thräne wäre, geweint aus Sehnsucht nach den Himmelshöhen, woher er gekommen, er muß fallen und fallen, sich immer weiter und weiter von seinen Brüdern trennen, durch Fremdes und Widerstrebendes durchwinden, und endlich matt und lebenssatt in die allgemeine Gruft

des Meeres ſinken. Er hoffte wenigſtens hier ſeine Brüder wieder zu finden; aber ſie verläugnen ihn und er erkennt ſie nicht, bis Froſt Alle durchſchüttelt, Hitze durchbrennt, Sturm durchwühlt; dann löſen ſich die Geiſter von den niederziehenden Schlacken; in Morgenroth und Abendduft ſteigen ſie aufwärts, ziehen zu den geliebten Bergen, und die Freudenthränen des Wiederſehens werden neue jugendliche Lebensquellen.

Der Eiſack entlang fuhren wir abwärts nach Brixen, einer unbedeutenden todten Stadt; aber zwiſchen hier und Colman, weit mehr aber gen Botzen, nahm bei der ſchnellen Senkung des Weges Alles ſchon einen andern Charakter an. Die eisigen Berge und die rauhe Luft verſchwanden, die erſten Maulthiere begegneten uns am Wege, es zeigten ſich nacheinander Nüſſe, Maisfelder, Kaſtanien, Feigen und Wein. Das Himmelblau dunkte uns dunkler, die Sonne erwärmender, als je, und es erregte unſere höchſte Aufmerkſamkeit, wie ſich deutſches und italiäniſches durcheinander hinzog, vermiſchte und forderte.

Die zunehmende Wärme zwang uns, in Botzen leichtere Kleidung zu beſtellen. Widerrathen nahm die-

se Gelegenheit wahr, trat ein und hub an: Hr. Kammerdirecter, ich habe einen schweren Rapport zu machen. — Nun was giebt's denn? — Ich wollte Sie bitten, gnädigst meinen Hosenboden zu betrachten, er hat ein Loch so gros wie — Svare er sich die Vergleichungen, fiel ihm L. ein. In Betracht der auf Reisen nicht zu vermeidenden Reibungen und Gemüthsbewegungen will ich ihm diesen Hosenboden verflicken und ein Paar neue Hosen machen lassen. Als nun aber der Schneider mit den beendeten Kunstwerken ankam, erschien dessen Forderung sehr hoch, und L. hoffte, er werde sich etwas abdingen lassen; statt dessen aber erhob sich der dünne spitznasige Kerl auf die Zehe, hielt den Arm so hoch als er konnte, und sagte, die Hose zwischen zwei Fingern haltend: Eccellenza, es ist ja eine allmächtige Hose, grösser als ich! — Wider die unglückliche Leibeslänge des langen Fleczels, brummte L. und bezahlte. Das sind, sagte ich, nur Verübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, es ist nur ein Vorschmack der unabwendbaren italiänischen Prellereien, und wenn wir nicht unsere gute Laune verlieren und von einem Spaß und Aerger in den andern fallen wollen, so

müssen wir ein dreifaches Erz um unsre Brust oder respective Brüste legen. Als solch Erz schlage ich drei Vorurtheilen vor, welche der Wahrheit so nahe kommen, daß man sie für wahr und in so fern bildlich als einen sichern Panzer betrachten kann. Erstens: haltet fest am Glauben, daß ihr überall geprellt werdet und geprellt werden müßt, das ist nicht bloß schützendes Erz, sondern auch niederschlagendes Pulver. Zweitens bedenkt, daß eine italiänische Stunde in Berlin wenigstens einen halben Thaler kostet, die Italiäner uns aber täglich acht Stunden ohne Bezahlung geben, mithin erspart jeder vier Thaler. Drittens erwägt, wie theuer ihr die Dutzende von Feigen und Südfrüchten zu Hause bezahlen müßtet, welche ihr hier fast geschenkt erhaltet, wiederum für jeden ein bedeutender Gewinn. Wenn ihr diese einzig richtige Betrachtungsweise festhaltet, so dürfte sich ergeben, daß zuletzt die Italiäner und nicht wir die Geprellten sind. *)

Weiter ist für den unmittelbaren Handel zwi-

*) Ganz wird diese Hoffnung nicht erfüllt, denn es ergeht sich hier, daß wir ungeachtet dieser Vorurtheile immer noch in einigen Waaren geprellt werden.

ſchen Italien und Deutſchland die wichtigſte Stadt, und gewinnt bedeutend durch ſeine Meſſen; doch fanden wir, daß es, in Hinſicht der Lebhaftigkeit, des Gewühls, ſo wie in Hinſicht der Mannichfaltigkeit und Schönheit der Waaren, weit hinter Leipzig zurückſtand. Jener Meſſort auf der Gränze zweier Völker mag theoretiſch nothwendiger ſeyn, als dieſer in der Mitte von Deutſchland; aber nie wird ſich jener vom Oel und den Kaſtanien aufwärts bis zu einem Stapelort für Kunſt und Wiſſenſchaft erheben. Trotz der vielen Polen, Ruſſen und Griechen, iſt das Uebergewicht in Leipzig auf deutſcher Seite, es iſt eine deutſche Meſſe, und ein gewiß nicht unbedeutendes Glied in dem ſo mannichfachen eigenthümlichen deutſchen Leben. Daher iſt zu wünſchen und zu hoffen, daß die neuen mächtigen Nachbarn nicht, den niedern Standpunkt feſthaltend, zum Tode dieſer tüchtigen Erſcheinung hinwirken, um, ungewiß ob, wie, und wo, an anderer Stelle ein halbes Leben ohne geſchichtlichen Zuſammenhang plötzlich zu erkünſteln.

Aeußerlich ſind die Handelsörter auf den Gränzen zwiſchen zweien Völkern in der glücklichſten Lage, ihre Thätigkeit kann nicht verſchwinden: ihr

Reichthum muß wachſen, und die vielfache Berührung mit dem Fremdartigen ſollte wohl den Blick aufklären und erweitern. Auf der andern Seite trifft ſie aber das Schickſal aller Gränzmarken in noch ſtärkerem Maaße. An nationalem Leben und ächter Eigenthümlichkeit, an Sprache und Sitte gebt weit mehr verloren, als an weltbürgerlichem Sinne gewonnen wird Dieſe wechſelſeitigen Reibungen wirken nur auf die äuſerſte Oberfläche, dieſes Handelstreiben macht nur pfiffig, und die geſammte höhere Weisheit geht im ſchlimmſten Falle darauf hinaus zu betrügen, im beſten, ſich nicht betrügen zu laſſen. Dabei kann man weder in der Seele des andern, noch in der Seele ſeines eigenen Volkes richtig denken und fühlen; vielmehr würdigen ſich die Völker oft aus ihrer Mitte heraus weit richtiger, als auf ihren Gränzen: man muß ja ſelbſt etwas Tüchtiges ſeyn, um ein anderes Daſeyn verſtehen zu können. — So wie jedoch im Kriege Einige als verlorene Kinder Preis gegeben werden müſſen, ſo auch im friedlichen Gränzverkehr; denn eine chineſiſche Mauer, oder ein geſchloſſener Handelsſtaat oder ein Continentalſyſtem iſt dumm, unausführbar, unphiloſophiſch, irreligiös. Der wahre

Weltbürgerſinn wird freilich nicht in den Grenzcontern fabricirt und ſpeditirt, wohl aber trägt der von der Krämerei unendlich verſchiedene großartige Handel dazu ſehr viel bei.

Erinnerſt du mich an das jetzige laute Echelten auf den Coſmopolitismus, ſo entgegne ich, daß vor wenigen Jahren der Patriotismus eben ſo wegwerfend behandelt wurde; beides iſt aber nur auf niederem Standpunkte möglich, während der höhere augenfällig zeigt, daß zwiſchen ihnen kein wahrer Streit ſeyn kann und ſeyn ſoll, und daß ſie ſich ununterbrochen gegenſeitig bedingen und ſtärken müſſen, wenn das Rechte gedacht, gefühlt und gethan werden ſoll. Als man uns den faulen ſtinkenden Brei aus der europäiſchen Kaiſerküche als das ächte Weltbürgereſſen eingezwängt hatte, wurden wir übel und ſpien ihn von uns, der Wiener wollte wieder ſeine Torte, der Italiäner ſeine Polenta, der Spanier ſeine Olla eſſen, und der Norddeutſche vor Allem wieder ſeinen Rheinwein trinken. Wenn aber in der Freude über das Wiedergewinnen der ächten Volksnahrung den Spaniern unſer Wein, und uns ihre Olla u. ſ. w. aufgedrängt werden ſollte, ſo verkehrte ſich ja die ächte vaterländiſche Küche

unter den Händen wieder in jene unächte weltbürgerliche Spreiche. — Der neuern Frage über vaterländischen und weltbürgerlichen Sinn steht die alte über das Verhältniß der Bürger- und Menschentugend gegenüber, welche nur dem Umfange und der nächsten Anwendung nach verschieden sind, aber sich nicht in den höchsten Grundsätzen widersprechen können. Der ächte Weltbürgersinn ist Erkenntniß der Natürlichkeit und Nothwendigkeit aller Individualitäten, mithin begreift er zuallererst die tiefste Erkenntniß und Bildung der eigenen Natur, das heißt die ächte Volks- und Vaterlandsliebe. Keiner kann groß und ehrwürdig für sein Volk wirken, wenn er in den engern Kreisen der Freundschaft und der Familie herzlos und als Frevler erfunden wird; Keiner hat wahres Gefühl und richtige Einsicht über ein fremdes Volk, der vom eignen nichts begreift: und das Reden über die verständigen Chinesen, die liebenswürdigen Otaheiter, die originellen Japaner, die herrlichen Uramerikaner und dergleichen wird, wenn jene einzig feste Grundlage abhanden kommt, zu einem schwebenden und nebelnden Geschwätz von literarischen Affen oder von Schurken. Wir sind mit tausend Ketten an das Volksthümliche gebun-

den, in tauſend Fäden mit ihm verwachſen, freilich unbenutzt; aber ſobald man dieſe Ketten zerreiſſen will, muß doch Leib und Seele ſtöhnen und krachen. Der Entnationaliſirte, welcher dieſe Marter überſtand, hat ſich dadurch gewiß nicht auf eine höhere Stufe gehoben, ſondern iſt ein unſelig Mittelding von Engeln und von Vieh geworden: wogegen der, welcher über ſeine und ſeines Volkes Eigenthümlichkeit alle Andern geringſchätzt oder haßt, ſich gleich unſelig nach Art des Froſches in der Fabel aufbläht. Indeſſen wäre es ſehr übel, wenn man alle Reiſebeſchreibungen leſen, oder gar um die Welt reiſen müßte, um den wahren Weltbürgerſinn zu erlangen. Wahrlich das ächte Mittel iſt öfter bei den Unwiſſenden, als bei den Gelehrten, die Bauern denken öfter daran als die Häupter. Der kurze unerſchöpfliche Grundtext, der allen vaterländiſchen und Weltbürgerſinn in ſich ſchließt, heißt nämlich: was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihnen auch, und liebet euren Nächſten, wie euch ſelbſt.

Die Inſchriften der Läden und Waarenlager ſind hier, dem Bedürfniſſe gemäß, italiäniſch und deutſch; dagegen verdrießt's mich allemal höchlich,

wenn ich eine russische Inschrift sehe, ehe sie Noth thut, und eine französische, nachdem sie nicht mehr Noth thut. Wäre ich ein leitender Staatsbeamter, ich wollte diesen Papageienschnack mit einer tüchtigen Aufwandsteuer belegen; wäre ich ein Straßenjunge, ich würde alle Magazins, Hôtels u. s. w. mit Dreck beschmeißen, und allein das Wort bordel unangetastet stehen lassen. Leider aber fehlt nur diese eine der fremden Zunge würdige Inschrift, und während man die Bezeichnung scheut, duldet man doch die Sache.

Auch die öffentlichen Bekanntmachungen sind in Posen deutsch und italiänisch gefaßt. Unter ihnen fand ich, nicht ohne Erstaunen, eine Aufforderung, daß jeder Fähige sich bei den Behörden für Stelle eines galizischen Wasserbaudirektors mit fünfzehnhundert Gulden Gehalt melden könne. Also muß auch hier der Mangel an wissenschaftlich Gebildeten verhanden seyn, der in manchen europäischen Ländern nicht mehr zu verhehlen ist. In der That, es wird viel zu viel Aufhebens von den Fortschritten und dem guten Zustande der Literatur und der Wissenschaft gemacht, und der Beweis ungenügend dadurch geführt, daß wir einige Geister in unsern Tagen re-

ben einander ſahen und bewunderten, wie ſie ſonſt nur die Jahrhunderte hervortreiben. Verſuche doch Keiner das Daſeyn ſolcher Männer a priori aus der dürftigen Summe äußerer Verhältniſſe mit angeblicher Nothwendigkeit herzuleiten. Wenn ſie auch von der Zeit geſchaffen wurden, ſo bildeten ſie doch noch weit mehr ihre Zeit: — wer aber kann hier ein höheres Geheimniß, wer den Finger Gottes verkennen? wer wird erklären und chemiſch zerſetzen wollen, was wir nur lieben und verehren ſollen? Ob die Vorſehung nach dem unvermeidlichen Hintritt dieſer Auserwählten, gleich große oder noch herrlichere Geiſter aus ihrem Himmel zu uns ſenden wird? — Ich weiß es nicht, und ſpreche nicht von dem, woran wir glauben und worauf wir hoffen dürfen, ſondern von dem, was zu thun in unſerer Gewalt ſteht. Dahin rechne ich zuerſt das Vermeiden alles deſſen, wodurch die Franzoſen eine unermeßliche Maſſe von Barbarei über ſich gebracht haben, und könnte hier die Einrichtungen ihrer Schulen und Univerſitäten tadeln. Wir ſind jedoch ſo weit entfernt, hiebei ihre Verkehrtheiten nachzuahmen, daß ich nur einen zweiten nicht minder wichtigen Punkt berühre. In den erſten Jahren

der Revolution trieb ächte Vaterlands- und falsche Freiheitsliebe alle jungen Männer in die französischen Heere, und wir wollen darüber nicht rechten; im Jahre 1813 wurden alle deutschen Jünglinge zu den Fahnen berufen, und es war Recht, daß sie berufen wurden, und daß sie dahineilten: denn wenn damals nicht das Außerordentliche geschehen, wenn jede ängstliche Einrede berücksichtigt worden wäre, so hätte der Teufel die vielgerühmte Wissenschaft gehohlt, und all das Grimkurium, was sich in vornehmer Aengstlichkeit daran gehangen hatte. Die Fähigkeit, dieß Außerordentliche zu leisten, muß festgehalten, aber nicht in jedem Zeitaugenblicke die Feder gespannt, es muß der Blick jetzo nach allen Seiten gewandt werden. Alsdann gilt die Einstellung zum Kriegsdienste mit dem siebzehnten Jahre gewiß nicht als gewöhnliche Regel: denn dem Körper fehlt in diesem Alter noch die volle Ausbildung, und die geistige Bahn wird auf eine sehr nachtheilige Weise zerschnitten, ehe die Schulbildung vollendet ward. In dem Augenblicke, wo fremde Gewalt den Staat verpichten will, erscheint die abwehrende Waffe vorzugsweise wichtig, und alle Kräfte und Zwecke arten auf in dem einen, der da Noth ist;

aber ächte Lebensdauer und Schönheit entstehen nur, wenn nach abgewehrter Gefahr jedes Glied seiner ursprünglichen Bestimmung folgt, jede Richtung sich naturgemäß entwickelt, jede Thätigkeit ohne Haß oder Verliebe gewürdigt und geehrt wird. Viel zu lange sahen die Franzosen das Höchste nur in einer Richtung, und jetzt, nachdem der falsche Prunk zerschlagen ist, wird der Mangel an Beamten, Richtern, Geistlichen und Schullehrern ihnen erst mit allen schrecklichen Folgen in die Augen fallen. Dieß kann, dieß soll man vermeiden. Es ist gewiß nicht unmöglich, die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, mit der Ausbildung jeder Art in gehörige Uebereinstimmung zu bringen, und die Vorschläge, welche darüber für die preußische Monarchie schon im Jahre 1809 gemacht, die Darstellungen, welche eingereicht wurden, gehören zu dem Besten, was ich je von praktischen Männern las. Doch gebührt den Militärpersonen das Lob, daß sie offenbar einen höhern Standpunkt genommen hatten, als die Civilisten.

Nur in einer Hinsicht weicht meine Meinung von der ab, welche jetzt von den Meisten als Regel ausgesprochen wird. Ich kann mich nämlich trotz aller

dafür aufgeführten Gründe und Beispiele nicht davon überzeugen, daß der Beruf des Geistlichen und des Kriegers in einer Person vereinbar ist. Es geschah, entgegnet man, bei den Griechen und Römern; aber wie wenig Aehnlichkeit hat der aus der Masse heraustretende und bald darauf wieder zurücktretende Priester mit christlichen Geistlichen? wie wenig der Opferer, der Lungen- und Leberbeschauer mit einem Verkündiger des Evangeliums der Liebe? Juden, Aegypter, Perser und Inder schieden das geistliche Amt weit strenger von dem weltlichen, und daß sie in der Tiefe der religiösen Weltansicht nicht hinter jenen Völkern zurückstanden, dürfte sich ohne Mühe beweisen lassen. Keineswegs betrachte ich den geweihten Geistlichen, dem Laien gegenüber, als ein Wesen höherer Art, von höherer Gewalt und von furchtbar einseitigen Rechten; denn diese Ansicht geht über das richtige Maaß weit hinaus, und nimmt von der, Allen gleichmäßig verkündeten, freien Botschaft, eigenmächtig und eigennützig das beste Theil hinweg. Wohl aber hat der Geistliche den höchsten, heiligsten Beruf, und die Gesetze und bürgerlichen Ordnungen müssen jedes nur mögliche äußere Mittel anwenden, um ihn auf

dieſer Höhe feſt zu halten. Erinnere man hier nicht mit unzeitigem Scherze an die ſchlechten Geiſtlichen, ich ſpreche ſo wenig von ihnen, als von feigen Soldaten; ſondern ſo wie es mir höchſt wichtig erſcheint, ein nationales Heer von Kriegern auf großartige Weiſe zu bilden, ſo auch einen ehrwürdigen Stamm von heiligen Männern. Wer aber meint, der Lieutenant könne abwechſelnd auch predigen, und der Prediger auch die Kanonen ſo wie die Meſſe bedienen, der hat keinen Begriff von einem wahren inneren Berufe überhaupt. Stünde es wirklich ſo, gäbe es wirklich weder kriegeriſche noch fromme Naturen, ſondern nur zweiköpfige mittlere Wechſelbälge, ſo müßten dieſe gewiß bei dem oben verfluchten Weltbürgerbrei aufgefüttert ſeyn. Der Geiſtliche kann und ſoll das Vaterland lieben, er wird den Himmel nicht finden, wenn er mit Gemeinde und Volk hadert, er ſoll in den Heeren gegenwärtig ſeyn als ein Bote des Friedens, als Milderer des Haſſes, als Tröſter in dem Schmerz, denn dieß iſt eben ſo noth und wichtig, als ſchneiden, verbinden und brennen. Ergreift er hingegen ſelbſt das Schwert, ſo hat er ſeine Natur verwandelt, und es iſt mir widerwärtig, wenn blutgeröthete

Hände das Abendmahl austheilen wollen, wenn der Major vom Pferde springt, Säbel und Patrontasche abwirft, die bunte Jacke wechselt, und dann auf die Kanzel eilend, sich für Christi Nachfolger ausgiebt. Berufe sich doch Keiner auf einzelne kriegerische Bischofe des Mittelalters; sie waren dann eben keine Bischöfe, sondern Krieger und oft auch Frevler und Sünder; die Kirche endlich hat sich stets aufs bestimmteste dagegen erklärt, und mit Recht. Der wahrhaft geistliche Beruf erfordert eine durchaus heilige Vorbereitung, und wenn die wenigen jungen Geistlichen zwangsmäßig als Soldaten eingestellt werden, so dürften sie unter den kriegerischen Naturen eine recht jämmerliche Figur machen und dem Vaterlande nichts nützen. Verstattet man ihnen hingegen ihren eigenen naturgemäßen Gang, so wird der Staat davon die größten Vortheile ziehen. Gegen die Gefahr, daß bei Annahme dieser Grundsätze, jeder feige Lump sich im Augenblicke eintretender Gefahr plötzlich mit seiner frommen Natur entschuldigen möchte, und der geistliche Stand alsdann ein Sammelplatz aller Hundsfötter würde; gegen diese äußere Gefahr giebt's äußere Mittel, so gut als gegen die beim Ausbruch eines Kriegs sich

allemal ungeheuer vermehrende Zahl der Bruſt- und Bruchſchäden.

Vier und zwanzigſter Brief.

Trident, den 14. September.

Unſere ſchon in Inſpruck begonnenen italiäniſchen Vorübungen kommen jetzt zur Anwendung; denn hier wird faſt gar kein Deutſch mehr geſprochen. Dieſe Sprachſcheidungen, welche man in der Regel ſo unbetrachtet hinnimmt, ſind eigentlich unerklärlich; ſo unerklärlich, als warum hier das Waſſer aufhört und dort das Land beginnt. Wenn jemand erwiedert: das kommt davon, weil die Leute bis hieher Italiäner, bis dortbin Deutſche ſind, ſo heißt dieß nichts weiter, als da iſt's naß, des Waſſers, da trocken, des Landes halber; und ehe ihr nicht nachweiſet, wo, wie, warum u. ſ. w. Gott das Waſſer vom Lande ſchied, verſteht ihr nicht mehr davon, als jeder Unverſtändige. Unſer Wiederaufes beſchwerte ſich öfters, und ſagte: das Volk

kann hier gar nicht reden. Er konnte die wenigen ihm vorgesagten italiänischen Worte nicht behalten, welche sich größtentheils auf die vier Elemente und die vier Hauptbedürfnisse des menschlichen Leibes bezogen. Ungeduldig rief L. nach einer darauf gegründeten mißverstandenen Bestellung: zum Teufel! es heißt ja nicht so, sondern —: aber dieß sondern hieß wo möglich noch weniger, es hieß zum wenigsten gar nichts, so daß H. und ich auf unsere Weisheit stolz wurden, obgleich wir im Sprechen auch nur molto poco leisteten. Ueberhaupt kann man, bei der größten Fertigkeit Bücher in einer fremden Sprache zu lesen, doch des Sprechens und der Reihefolge grammatischer Formen sehr wenig mächtig seyn, ein Beweis, daß hier die eine Bildung die andere nicht einschließt, sondern nach Maaßgabe des Zwecks bald die eine, bald die andere vorwaltet, und von Rechtswegen vorwalten soll.

Nachdem ich des Morgens in Botzen noch Tyrolerband zu Hosenträgern gekauft und der Frau um sechs Kreuzer theurer bezahlt hatte, als es der Mann des Abends vorher ausbot, — eine Schickung, die wohl schon Mehre mit mir theilten —, fuhren wir bei dem schönsten Wetter auf den schönsten We-

gen bergab. Auf den schönsten Wegen, denn das Chausseematerial fährt sich ja hier selbst auf die Straße, obgleich bisweilen in zu groben Massen; ferner bergab, denn, um es ein für allemal zu sagen, es geht immer bergab, bis wir nur um die Dicke des Schiffsbodens über dem adriatischen Meere erhaben seyn werden.

Den größten Reiz gewinnt die Gegend durch den Weinbau, und eher als von Weinbergen und Weingärten, möchte ich fast von Weinwiesen sprechen. Die Stöcke stehen nämlich nicht einzeln, auch nicht in getrennten Reihen, sondern sind über leichte hölzerne Gestelle fast wagerecht gezogen, so daß eine Decke der letzten sich durchaus mit der zweiten nächsten verbindet, und das Ganze in der That dem schwächern Auge wie eine zusammenhängende Wiese von Weinlaub erscheint. Nur dicht am Wege sahen wir Blätter und Trauben so dick mit weißlichem Staube bedeckt, daß wir es bei dem reinern Grün der Entfernteren nicht zu erklären wußten und den Postillion um Auskunft baten. Er antwortete als Sachverständiger: um die Begehrlichkeit der Vorübergehenden abzuhalten und sie auf ihrem rechten Wege zu erhalten, bespritze man den Wein mit

Kalkwasser. Ohne sorgfältige Reinigung könne niemand diese Trauben essen, niemand weiter eindringen, ohne große Gefahr, an den Kalkflecken seiner Kleider erkannt zu werden. In der That, wären diese Vorkehrungen nur etwas weniger zweckmäßig gewesen, wir hätten uns gewiß einige Diebereien erlaubt. Der höfliche Postmeister in Saturn belohnte jedoch diese erzwungene Selbstüberwindung, indem er uns mit auserlesenen Trauben beschenkte.

Vor Allem war ich neugierig, in Trident die Kirche Maria maggiore zu sehn, wo die heiligen Väter des Conciliums ihre Sitzungen gehalten hatten; sie steht aber weit hinter der großen Cathedrale zurück, wo das Gothische überwiegend ist, und selbst die Kirche in Botzen mit einem weiten Mittelschiffe und zwei gleich hohen Seitenschiffen verdient den Vorrang. Nur werden die Gewölbe in der Botzener Kirche nicht von Säulen, sondern von viereckigen Pfeilern getragen, welche auf den vier Ecken doppelt gereift sind, so daß eine größere Rundung zwischen zwei kleineren heraustritt, und der Pfeiler der Säule wenigstens ähnlich erscheint. Die reinsten gothischen Verhältnisse hat aber offenbar der Thurm. Die Kirche in Brixen, um auch ihrer noch

zu erwähnen, war ein Kreisgewölbe, ohne Seitenabtheilungen oder Säulen.

Der Küster in Trident hatte sich auf die Erklärung des Gemäldes, welches eine Sitzung der Kirchenversammlung vorstellte, so eingeübt, daß er, ohne hinaufzusehen, bei der Nennung eines Namens allemal mit seinem langen Stabe auch dem richtigen Bischof oder Gesandten auf den Kopf tippte. Nachdem er aber in höchster Schnelligkeit etwa fünf Minuten lang gesprochen hatte, schnappte sein Kopf und Maulhaken wie bei einem Uhrwerk ein, und auf alle meine Fragen über diese oder jene, die Kirchenversammlung betreffenden Verhältnisse, wußte er auch nicht die geringste Auskunft zu geben. Obgleich darüber unzufrieden, gaben wir ihm dennoch ein Trinkgeld, welches jeden deutschen Küster begnügt hätte; er aber hub an: „die Excellenzen haben durch mich mehre hundert Bischöfe und Aebte kennen gelernt, deren jeder, — die Cardinäle, Gesandten u. s. w. ungerechnet —, doch wohl mehr als einen Centesimo werth ist.“ — Allerdings, entgegnete ich, aber er hat uns die protestantischen Abgeordneten nicht gezeigt, welche ja nicht fehlen durften, wenn die Kirchenversammlung allge-

mir seyn sollte. — „Keineswegs, gab jener zur Antwort, denn allgemein ist jede Kirchenversammlung, welche die Ketzer ausschließt, oder thut, als ob sie nicht da wären. Wer nicht da ist, der nicht mitißt, wohl aber muß der, welcher durch seine Schuld ausbleibt, die Zeche mit bezahlen, und es wäre nicht unbillig, wenn sie, meine Herren, mir auch für jeden Ausgebliebenen einen Centesimo bezahlten, da ich sie ihnen recht gern gezeigt hätte und an diesem Ausbleiben ganz unschuldig bin." — Ich erbot mich, diesen Vorschlag großmüthig anzunehmen, sobald er genau nachweise, wie viel nicht erschienen wären. — „Wir können, erwiederte er, nach dem Evangelium von den klugen und thörichten Jungfrauen annehmen, daß so viel ausgeblieben als gekommen sind, alsdann geben Sie das Doppelte von ihrem ersten Trinkgelde." Ich zahlte, um mich nicht noch tiefer mit diesem Küster zu verwickeln, der von den heiligen Vätern einen Theil ihrer scharfen Dialektik geerbt zu haben schien.

Bis hieher war ich im Schreiben gekommen, als H., der mir ins Blatt sah, ausrief: welche zierliche Redensarten legen Sie, mein Freund, dem Küster in den Mund, da doch der letzte und eigentliche

Inhalt der Sache darauf hinausgeht, daß Sie auf unſere Unkoſten von ihm geprellt worden ſind. Wenn Sie die Geſchichte der tridentiniſchen Kirchenverſammlung mit einer eben ſo einſeitigen oder geſchmückten Wahrhaftigkeit darſtellen und vortragen, ſo müſſen wunderliche Dinge zum Vorſchein kommen. Sie drücken ſich, erwiederte ich, nicht zart und idell genug über das aus, was man die ideale Richtung des Geſchichtſchreibers nennt. In jedem Einzelnen, in jedem Volke ſteckt eine höchſte Idee, die durch tauſend Verhältniſſe behindert, nie zur vollen Blüte und Ausbildung kommt, welche aber vom Geſchichtſchreiber begriffen und ergriffen werden muß, wenn er irgend etwas leiſten, irgend eine Individualität darſtellen will. — „Sprechen Sie im Ernſt oder Scherz?“ — Es ſteht zu Dienſten, was Sie befehlen. — „Nun wohlan denn, Ernſt.“ — Alſo Ernſt war's allerdings, daß niemand einen geſchichtlichen Charakter darſtellen kann, wenn er ihn nicht, ich möchte ſagen, von innen heraus begriffen und ſeine Lebenswurzel gefunden hat. So lange der Geſchichtſchreiber außer Stande iſt, die Reihe der Gedanken, Gefühle und Thaten ſeines Helden, gleichſam aus ihm ſelbſt lebendig und organiſch her-

auswachsen zu lassen, hat er ihn noch nicht gefaßt: und es ist ein schlechtes, obgleich nicht ungewöhnliches Mittel, eine Masse von unerklärten und angeblich unerklärlichen Thatsachen hinzustellen, und dann vornehm zu versichern: das Widersprechende, Unerklärliche sey gerade das Eigenthumlichste, und das feindselig sich Trennende oder doch Auseinanderfallende halte gerade diesen wunderlichen Helden zusammen.

Um diesem und so manchem andern Fehler zu entgehn, werden oft zwei entgegengesetzte Wege eingeschlagen: den ersten betreten die angeblich Philosophirenden, welche behende ihrem Helden die Wurzel ausschneiden, oder eine andrehen, und dann in künstlichen Treibhäusern daraus hervorwachsen lassen, was ihnen in den Kram dient, unbekümmert um entgegenstehende Zeugnisse und Thatsachen, welche sie bald aus höheren Standpunkten läugnen, bald als unbedeutende Schlacke zur Seite werfen. Den zweiten Weg betreten die Sammler: sie schreiben keine Zeile, ja keine halbe Zeile, ja kein Wort nieder, was nicht urkundlich belegt ist. Weil sie nun aber die Steinchen zu ihrer Mosaikmalerei in hundert Buden zusammenkaufen, und der eine Ver-

käufer es auf große, der andere auf kleine Gemälde, der eine auf helle, der andere auf dunkele Farben angelegt hatte, so entsteht durch die gläubige Zusammensetzung aller dieser Materialien, wobei auch nicht einem Steinchen eine Stelle versagt wird, keineswegs ein ähnliches Gemälde, sondern die ärgste Fratze von der Welt. Offenbar liegt der allein richtige Weg in der Mitte zwischen beiden: der Philosophirende soll durch ernstes Studium der Thatsachen seine Darstellung begründen, der Sammler seine Schätze durch den Gedanken beleben und gestalten; wenn beides geschieht, so fallen jene beiden durch einseitige Richtung entstandenen Benennungen und Richtungen hinweg, und der ächte Geschichtschreiber ist vorhanden. Oft hat man aber gesagt, das Talent des Geschichtsforschers und Geschichtschreibers sey so verschieden, daß man sie gar nicht in einer Person antreffe; dieß ist aber falsch: denn wenn es auch seltener das Amt des Geschichtschreibers ist, die schlechten Handschriften und Urkunden zu entziffern und drucken zu lassen, so muß er doch schlechterdings seine Kenntnisse aus den Urquellen schöpfen. Freilich meinen Einige, ihre Genialität setze sie in den Stand, nach dem Durchblättern weniger abge-

leiteten Werke, ganzen Abschnitten der Geschichte eine neue Gestaltung zu geben und ihnen ein neues Leben einzuhauchen; aber ihre Arbeiten gleichen der Kuchenart, welche man überzuckerte Windbeutel nennt, es kommt nichts in den Magen, und man verdirbt sich doch den Magen.

Der Ausgang der tridentinischen Kirchenversammlung muß jeden überraschen, der die Geschichte der Concilien von Pisa, Constanz und Basel kennt; unerklärlich ist er aber keineswegs. Die heftigsten Gegner der päbstlichen Herrschaft, die Protestanten, konnten sich einer Versammlung unmöglich unterwerfen, welche schon in ihren ersten Sitzungen einen großen Theil von den Hauptlehren der noch Abwesenden verdammt und eine wiederholte Prüfung verboten hatte; sie konnten keine Reformation durch eine Versammlung erwarten, deren äußere Form im Vorschlagen, Berathen, Abstimmen und Beschließen ihren Einfluß fast ganz vernichtete. Die Engländer und die nordischen Staaten blieben ganz auf; die Franzosen wurden durch innere Unruhen geschwächt und behindert; die Italiäner waren gehorsame Diener des Pabstes, und die kräftig auftretenden spanischen Bischöfe erhielten von dem,

faſt überall ſchädlich einwirkenden, Philipp II. die Weiſung, ſich ruhig zu verhalten. Mußte der Pabſt bei dieſen Verhältniſſen und durch ſeine Geſandten vortrefflich unterſtützt, nicht nothwendig einen vollkommnen Sieg davon tragen? Aber auch die Proteſtanten hielten es für einen vollkommnen Sieg, daß ſie die Verwerfung der Kirchenverſammlung und ihrer Schlüſſe durchſetzten. Beide Behauptungen erſcheinen mir einſeitig. Die Spaltung ward durch jene Kirchenſchlüſſe noch vorſätzlich erweitert, und die Bildſamkeit in der Geſetzgebung der katholiſchen Kirche ſo verſteint, daß ſich, — ſo oft auch das Gegentheil behauptet wird —, die Anſichten und Geſinnungen gewiß daneben und damit in Widerſpruch, weiter ausgebildet haben. Anſtatt durch Duldung auf ächt chriſtliche Weiſe den Weg zur Annäherung zu bahnen, ſtellten ſich beide Parteien mit finſterem Eigenſinn feindlich gegenüber, und weil jede behauptete, ganz und allein das Recht und die Wahrheit auf ihrer Seite zu haben, war jede bis auf einen gewiſſen Punkt unläugbar im Irrthum. Der Pabſt erhielt zwar die Beſtätigung ſeines Anſpruches auf eine rein monarchiſche Regierung, aber dieſer Gewinn

erſcheint weder für ihn noch für die Kirche ungetrübt: denn ſelbſt zu den Katholiſchen blieb er in einer guten Theils feindlichen Stellung, von den Forderungen der gallicaniſchen Kirche an bis zu den Emſer Beſchlüſſen. Hätte er in Trident ein Mäßiges nachgegeben, wäre die Verfaſſung der Kirche in allen Abſtufungen erneut und der Pabſt auf die Spitze der feſt ruhenden Pyramide geſtellt worden; die Hierarchie hätte ſich wohlthätiger erhalten und auch wohl mehre Anhänger gewonnen, als jetzt, wo der römiſche Stuhl ſich, ungenügend geſtützt, auf einer ſchwindelnden Höhe, ohne Vertrauen, Wechſelſeitigkeit und Genoſſenſchaft erhalten ſoll. Durch die unbedingten Forderungen des Pabſtes erzeugten ſich unbedingte Weigerungen, während bei gegenſeitiger Mäßigung und Beſonnenheit ein viel richtigeres mittleres Verhältniß aller Chriſtenſtaaten zur chriſtlichen Kirche aufgefunden und geſtaltet werden konnte.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Riva, den 19. September.

Geſtern hörte ich in Trident, daß Abends Marionettenſchauſpiel ſey, und ſo ſehr auch die Gebildeteren den Kopf dazu ſchüttelten, ging ich doch hinein. Das Haus hatte die ſonderbare und zweckwidrige Geſtalt eines länglichen Vierecks, wo die Scene mit der ihr gegenüberſtehenden Seite ſo ſchmal, als die beiden andern parallel laufenden Seiten langgedehnt waren. Die Logen ſtanden auf hölzernen Tragpfeilern und durch das ungeheuer lange und ſchmale Parterre ging in der Mitte ein freier Gang. Auf vornehme Zuſchauer ließ das Eintrittsgeld von fünf Kreuzern nicht ſchließen; auch fanden ſich nur Dienſtmädchen ein, Kinder, Handwerksburſchen, Tagelöhner in den allernatürlichſten Anzügen, und ſelbſt nach dem Anfange des Stücks in häufigem Geſpräche begriffen. Das Orcheſter beſtand aus vier Inſtrumenten, einer Geige, einem

Violoncell, einem Horn und einer Clarinette. Nur der erste Geiger hatte ein Notenblatt vor sich, die andern begleiteten aus dem Kopfe, und das Ganze machte so viel Lärm, daß man hätte glauben können, es sey wenigstens die doppelte Zahl von Musikern in Bewegung. Endlich ging der Vorhang in die Höhe und Luzifer unterhielt sich mit einem andern wohlgebornen Teufel, wie sie die gottselige heilige Agnes ins Verderben stürzen wollten. Aber ihre herausgebrüllten Reden waren von unendlicher Länge und Langerweile; die heilige Agnes krähte nicht unterhaltender, und nachdem wir zwei lange Akte vergeblich auf den Harlekin gewartet hatten, sagte uns die Cassirerin, es sey ein rein tragisches und erhabenes Stück. Nach dieser Weisung verließen wir das Haus, erfreuten uns des herrlichen mondhellen Abends, und fanden bei der Rückkehr vor dem Kaffehause in der Nähe unserer Wohnung eine Italiänerin, welche schlecht die Chitarre spielte, schlecht sang und schlecht aussah. Sollte ich indessen durchaus etwas loben, so wäre es die milde Schläfrigkeit der Melodie.

Heute früh fuhren wir nach Caliano und bedauerten nur, daß die Aussicht über die wirklich schöne

Gegend ſo oft durch die hohen Gartenmauern ganz verdeckt wurde. Wie fromm ſind die Herren! rief ein altes Mütterchen in Caliano, welche L — s kleine ſchwarzcorduanene Schreibtafel, in welche er die Ausgaben eintrug, für ein Brevier hielt. So leicht ſind die alten Weiber mit einem Urtheil fertig, riefen wir aus; aber wie oft hatten wir nicht ſelbſt den für tapfer, welcher ein Schwert trägt, den für reich, welcher viel Geld ausgiebt, und den für gelehrt, welcher viele Bücher beſitzt!

In Roveredo wollten wir uns nicht lange aufhalten; aber ein verſchwornes übermächtiges Triumvirat hatte es anders beſchloſſen: der Poſtmeiſter, der Speiſewirth und der Caffetier. Der Eine warf uns dem Anderen zu, und erſt nachdem wir unglückſelige Faſtenſpeiſe hintergewürgt, ſchlechten Wein und dicken Kaffe getrunken, erbärmliche Tiſchmuſik nothgedrungen angehört, manchen Handwerker ohne Bedürfniß beſchäftigt, einige Stunden gewartet und Alles übermäßig bezahlt hatten, mußten wir Gott danken, daß uns drei Pferde, ſtatt zweier, aufgezwungen und nicht behauptet wurde, erſt am anderen Tage ſey der Aufbruch möglich. Als wir es wagten, den Gaſtwirth, welcher der

Schwager des würdigen Postmeisters war, darauf aufmerksam zu machen, wie uns das Eintrittsgeld in Italien doch etwas sehr hoch erscheine, besonders weil es nicht ein für allemal erlegt werde, so führte er uns auf den Hausflur und zeigte die Wappen mehrer Prinzen, des Grafen Cagliostro und andrer Ehrenmänner, welche von ihm bewirthet und in Italien hinein oder herausgeprellt worden. Wenn er diesmal sein Beuteltuch so stark als wie bei jenen angezogen hätte, so würden wir mit unsern Beuteln gewiß weit höher geflogen und leichter in den Wagen gekommen seyn. So getröstet und gewarnt kamen wir zur Esch, wo man uns den doppelten Satz des Fähr- und Wegegeldes abforderte, auf höfliche Einwendungen keine Rücksicht nahm, bei gröbern Antworten aber schwieg.

Alle diese versuchten oder durchgesetzten Prelle-reien, die Weigerung des Postillions, einen Thaler und sechs gute Groschen Courant als Trinkgeld für eine Station anzunehmen und dergl. mehr, brachten unsere heitre Laune in große Gefahr, bis der merkwürdige kleine dunkelgrüne See bei S. Felice, und der Gruß der ersten sehr schönen Italiänerin unseren Betrachtungen eine neue bessere Richtung

gab. Der Weg wand ſich durch Felſenſtücke hindurch, welche wunderlich in einander geſchoben, gewürfelt, geſtürzt waren, bis ſich auf einer groſſen Anhöhe unerwartet die herrliche Ausſicht über die unabſehbare Fläche des Gardaſees aufthat. Wir erreichten Torbole, dann dem Ufer entlang fahrend Riva, und haben ſogleich den Wagen in ein Schiff bringen laſſen und alle Anſtalten getroffen, um ſchon in dieſer Nacht die ſo oft gepriesene Waſſerfahrt anzutreten.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Den 15. September auf dem Gardaſee.

Ja wir ſind auf dem Gardaſee und genieſſen den Lohn unſerer Standhaftigkeit. In der Nacht um ein Uhr wachten wir Alle von einem entſetzlichen Sturm und Platzregen auf. Die vier Kaufleute aus Wien, welche uns bisher gefolgt waren, behaupteten, das Wetter werde länger ſchlecht bleiben, und

es sey am klügsten, ohne die geringste Zögerung den Rückweg zu Lande gen Roveredo anzutreten, ja sie hätten in der Voraussicht eines nahen Wetterwechsels ihren Postillion hier behalten und schon gestern Abend den Kahn abbestellt. Die Erfahrung auf dem Bartholomäussee erzeugte aber in mir Zweifel gegen jene Wetterprophezeiungen, und ich hielt es für wahrscheinlich, daß die Wasserscheu des Einen oder des Andern die Hauptursache des Umkehrens, für uns also im geringsten kein Bestimmungsgrund sey. Dazu kam die Aussicht, ein zweites Mal den genügsamen Postillion, den patriotischen Chausseeeinnehmer, den bezaubernden Sänger, die Triumvirn des Postmeisters, Wirths und Cassiers, die Centumviri der Handwerker in Roveredo zu sehn, zu hören und zu fühlen. Einstimmig also beschliessen wir zur Verwunderung jener Umkehrenden auszuharren, und schon wenige Stunden nachher hatte selbst gegen die Erwartung der Schiffer sich Wind und Regen so weit gelegt, daß wir den Kahn besteigen konnten.

Anfangs lag noch dichtes Gewölk auf den Bergen hinter Riva, aber bald gewannen wir eine freie Aussicht der schönen Wein- und Feigengärten, welche

auf der nördlich sich streckenden, ehemals gewiß auch mit Wasser bedeckten Fläche angelegt sind. Sobald wir das Vorgebirge bei Ponale umschifft hatten, eröffnete sich eine neue Welt, und mehr als der hier gerühmte, mit den Salzburgern aber nicht vergleichbare Wasserfall, wirkte auf uns die Aussicht über die ganze Länge des Sees, so daß wir mit geschärften Augen das entgegenstehende Ufer kaum wie ein Wölkchen erkannten, die Seeufer aber verfolgen konnten, bis auch sie sich in Duft aufzulösen schienen. Mit jedem Augenblick ward die Luft heiterer und erquickender, und obgleich das Thermometer im Schatten bis auf zwei und zwanzig Grad stieg, fühlten wir uns doch nicht durch die Hitze gedrückt. So wie der Traunsee alle Abstufungen des Grun zeigt, so der Gardasee alle Abstufungen des Blau, von dem leisesten Anfluge bis zu einer Tiefe der Farbe, daß man sie schwarz nennen möchte. Ich konnte mir ein Bad in diesen blauen Fluthen nicht versagen, auch die Wäsche der Strümpfe und Schnupftücher nach Robinsons Weise gelang, und bald war Alles wieder trocken: aber der Versuch, die hohen Gebirge auf meiner Muße zu vertilgen, hatte nur den unglücklichen halben Erfolg, daß sie

sich gegen alle Regeln als aufgeschwemmte Lager viel weiter verbreiteten. In diesem Augenblicke gaben uns einige kreuzende Schiffe das Zeichen, halt zu machen: wir waren auf der Gränze von Tyrol und Italien angekommen, und der Beweis, daß wir keine Contrebande bei uns hatten, ward weder deutsch noch italiänisch, sondern in der Weltsprache geführt, welche der unheilige Geist allen Accisebedienten auf Erden gelehrt hat.

Immer mehr und mehr zog jetzt die rechte Seite des Sees, die Sonnenseite, unsere Aufmerksamkeit an. Sobald die Felsen weniger schroff ins Wasser hineintraten, zeigten sich Spuren des Anbaus, und von Limone bis Gargnano wechselten freie offene Pflanzungen von Oelbäumen, mit höher hinauf gehenden Weinbergen; und tiefer gegen die Fläche des Sees stellten sich endlich mit noch größerer Eigenthümlichkeit die Citronengärten oder Limonien dar. In der Entfernung glichen sie weißen Bogengängen, Arcaden, die sechs, acht bis zehnfach übereinander stehen und vom dunkeln Laube und Goldorangen bewohnt werden. In Gargnano stiegen wir ans Land, um uns näher von den innern Einrichtungen dieser Gärten zu unterrichten, und

fanden, daß auf den Grundmauern jeder Terraſſe in gewiſſen Entfernungen ſehr hohe Pfeiler eingemauert ſind, zwiſchen welchen man in der kältern Jahreszeit Bretter zum Schutze einpaßt; und auf ähnliche Weiſe läßt ſich auch oben über hölzerne Balken eine Bedeckung anbringen. Du ſiehſt alſo, daß Orangen und Citronenbäume hier noch nicht das ganze Jahr hindurch in freier Luft ſtehn, ob ſie gleich ſchon ſo groß werden, daß z. B. fünf Bäume dreißig Schritt Raum in der Länge einnahmen. Lorbeerbäume dagegen und arabiſchen Jaſmin findet man ſchon ganz im Freien, und mit den geſchickt geleiteten Bergquellen werden alle Terraſſen von der höchſten bis zur niedrigſten bewäſſert. Wir pflückten zum Andenken Orangen und Lorbeerblätter, wir kauften treffliche Weintrauben und Feigen, ſegelten dann gen Torri um das köſtlich liegende Vorgebirge St. Vigilio herum, ſahen Garda mit den hohen es beherrſchenden, reich bewachſenen Bergen, und ſind im Begriff, bei Bardolino zu landen. Ein wahrhaft italiäniſcher Tag! Ich würde noch mehr verſucht haben, dir Einzelnes zu beſchreiben, und insbeſondere den dichteriſch gemüthlichen Eindruck des Ganzen zu ſchildern; aber in Göthes Liede: kennſt du

das Land, ist dieß auf eine so unübertreffliche Weise geschehn, daß wir nur seine Worte wiederholen konnten, um zu dem, was wir sahen, auch den würdigen Ausdruck zu haben.

Man soll, behaupten Manche, nicht vergleichen: wenn aber dadurch der Genuß nicht verkümmert, sondern erhöht wird, wenn die Veranlassung nahe liegt, warum sich da eines halbwahren theoretischen Grundsatzes halber genieren? und so stellten wir auch, neben dem vollen Genusse des heutigen Tages, den Genuß auf dem Traunsee. Größer ist der Gardasee, das Klima südlicher, jede Erscheinung für den Norddeutschen fremdartiger und wunderbarer, Wein, Oelbäume, Citronen, Orangen, Jasmin und Lorbeeren dichterischer, die Pallästе und Statuen am Ufer überraschender; dennoch würde ich dem deutschen See den Preis zuerkennen. Wenn er in Hinsicht der Größe zurücksteht, so übersieht man desto besser beide Ufer, und während die linke Seite des Gardasees größtentheils kahl ist, und in einer gleichen Neigung von etwa fünf und vierzig Grad in das Wasser hineingeht, so zeigen dort beide Seiten die reichste Abwechslung. Alle Farben der Pflanzen sind in Deutschland frischer, hier matter

und aufgebrannter: und wenn die Orangen eine Ausnahme machen, so ist ihr Anbau doch nur künstlich, und Oelbäume stehen fast hinter grauen Weiden zurück. Die Paläste imponiren, aber die verfallenen Hütten daneben stören den Eindruck; und wenn man sich endlich frägt, wo möchtest du wohnen? so darf die Antwort nicht bloß beim Stein- und Pflanzenreiche eingeholt werden, sondern auch das Thierreich, und vor Allem die Menschen kommen in Betracht. Am Trasimene weiden auf den schönen Matten Rinder und Schafe, hier klettern Ziegen an den Felsen, dort wiehern Pferde, hier joen die Eisel. Dort ein tüchtiges, kerniges, treues und schönes Geschlecht, hier Bettelgesindel und wo noch schöne Formen zum Grunde lagen, durch das Leben und den Charakter leider nicht selten zur Fratze verzogen. Sagst du, diese Betrachtungsweise sey bloß persönlich ohne sachlichen Grund, so mag ich mich darüber um so weniger streiten, da ich überhaupt um keinen Preis außerhalb Deutschland leben möchte. Denn so leicht es mir auch wird, mich in eine fremde Nationalität hineinzudenken und ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so unmöglich ist mir's, meine deutsche Haut

zu wandeln und die eines andern Volkes anzuziehen. Noch weniger begreife ich, was die Leute wollen, wenn sie gar ernsthaft sagen: wir möchten wohl der, oder der, oder der seyn. Ich möchte allerdings auch, daß an meinem Ich dieß und das anders wäre (und ich unterlasse nicht, daran zu hobeln und zu feilen, jedoch mit dem Maße, daß der verschnitzelte Bogen nicht bricht); allein es giebt keinen Menschen auf Erden, mit dem ich ganz und gar, und gerade auf tausche. Hat denn dieß Verlangen der völligen Selbstvernichtung, welche doch die Selbsterhaltung vorbehält und in sich schließt, irgend einen gesunden Sinn? Es stravazirt schon genug, das Nichtich als Nichtich zu setzen, aber daß mein Ich ein Nichtich als Ich setze, und obgleich Nichtich doch Ich bleibe, und ein Nichtich Ich werde, das wäre doch, unter dem Titel der bescheidenen Moralität, eine Aufgabe von solcher Schwierigkeit, daß eher zehn Kameele nebeneinander durch ein Nadelöhr gehen können.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Bardolino, den 17. September.

So heiter als der geſtrige Tag, ſo italiäniſch ſchön war der Abend. In dem Maße aber als es dunkler wurde und die fernen Gegenſtände verſchwanden, ließen wir uns in näheres Verkehr mit unſeren Schiffern ein. Sie verſtanden mich und ich verſtand ſie, bis zwei von ihnen in einen gelehrt-antiquariſchen Streit geriethen, ob Ruinen am Wege griechiſch oder römiſch ſeyen; denn bei dem ſchnellen Wortwechſel trat ihr Dialekt ſo hervor, daß ich nicht folgen konnte. Eine noch babyloniſchere Sprachverwirrung fand zwiſchen unſerem langen Diener und einem dritten Schiffer Statt, welcher in Deutſchland unter den Franzoſen gedient hatte, dann zu den Engländern deſertirt war, und ſich einbildete, vier Sprachen und insbeſondere die Deutſche zu verſtehn. Widerates redete nicht minder geläufig von ſeinen Kriegsthaten; aber am Ende

hatte der Italiäner davon gar nichts, und unser Held nur das Einzige verstanden: die Engländer gäben den Soldaten das Fleisch Pfundweise, die Franzosen aber nur Lothweise. Von diesen Dingen lenkten wir das Gespräch zuerst wieder auf den See, ließen uns die drei und zwanzig Arten von Fischen nennen, welche sich in ihm befinden, erfuhren, daß seine Tiefe an einigen Stellen bis achtzehn hundert Fuß betrage und böse Sturmwinde oft Gefahren erzeugen, nicht geringer, als auf dem Meere. Unterdessen war der Mond hervorgetreten und die Schiffer ließen sich zum Singen bewegen; ohne Kunst oder besondere Schönheit der Stimme, aber doch mit einiger melancholischen Haltung. Ich theile dir zur Probe zwei Lieder in der Urschrift mit, weil einer Uebersetzung das Wohlklingende fehlen würde, und der poetische Gehalt sich schwerlich unvermehrt oder unvermindert wiedergeben ließe.

Canzonetta nuova
sopra una giovine che desiderava di maritarsi,
e bramava di trovarlo fedele.

Son povera ragazza
E cerco di marito.

Se trovo buon partito
Mi voglio maritar.

Ma chi sa,
Chi lo sa,
Io cerco di marito
Se lo posso ritrovar.

Io faccio la sartora,
questo e il mio mestiero,
Vi dico sì davvero,
E so ben travagliar

Ma chi sa, etc.

Io spasimo e deliro
Dentro questo mio cuore
E passo i giorni e l'ore
Non so cosa mi far.

Ma chi sa, etc.

Già d'anni venticinque
Mi trovo così sola,
Vi giuro e do parola,
Mi sento alfin mancar

Ma chi sa, etc.

O giovinotti amati,

Che state a me d'intorno,

Finito ormai quel giorno

Da farmi respirar.

Ma chi è, etc.

Poi alfin l'ho ritrovato

Il mio caro Franceschino,

Garbato e assai bellino,

E pien di fedeltà.

Lui è pien,

Lui è pien di fedeltà,

E fino alla morte

In pace si starà.

Canzonetta nuova

sopra certi giovinotti che cercano ammogliarsi,

e non trovano per loro.

Con le Donne, se pensate

Di trovar felicità,

Giovinotti, v'ingannate,

V'ingannate in verità!

Nelle Donne non vi è amore
Non vi è mai sincerità,
V'incatena il vostro cuore
L'apparenza o la beltà.

Ragazzette, perdonate,
Siete volpi in verità,
Che li giovani ingannate
Senza aver di lor pietà.

Non dico che tutte avranno
Queste triste qualità,
Anzi so ve ne saranno
Fur de buone in quantità.

Supponiam che novecento
Sian le figlie di città,
Credereste che di cento
Non son buone la metà?

Queste savie già saprete
Avran qualche infermità,
Dunque, giovani, piangete
La donnesca umanità.

Le ragazze han già bandita
Più di mezza l'onestà,

E di lor si è impatronita
La superba vanità.

Giovinotti, non cercate
Delle figlie la beltà,
Ma piutosto riguardate
Se possedano bontà.

Con le Donne se pensate
Di trovar felicità,
Giovinotti v'ingannate
V'ingannate in verità.

Alla fin della canzone
Parlero in verità,
Giovinotti, siete mischioni
Con le Donne aver sincerità.

In Bardolino aßen wir eine preiswürdige Tinca aus dem Gardaſee, bezahlten unſere Schiffer reichlich, damit ſie ſo zufrieden würden, als wir waren, wünſchten ihnen eine glückliche Rückfahrt und wollten uns zur Ruhe begeben. Aber die Betten waren ſo hoch, daß man ohne Stuhl nicht hinauf konnte, und als ich endlich den Sprung wagte, ſo

versank ich in dem gegen drei Fuß hohen Sacke voll Maisstroh so tief, daß nichts von mir zu sehen war. Zu der Hitze in diesem Bette gesellten sich bald andere Uebel, denn leichte Reiterei oder Schwarzwild stürzte in Schaaren über mich her, und ob ich gleich viele Feinde erlegte, so mußte ich doch auch Blut lassen. Endlich schienen die Tausende gesättigt oder verjagt zu seyn, und wir gedachten von Neuem des Schlafes; allein jetzo kehrten im untern Stock ein Dutzend Soldaten mit einer Schaar Zusammengeschriebener ein, die Alle zusammenschrien, und unsre Schiffer ließen sich unerwartet über uns vernehmen. Wir hatten ihnen nämlich gesagt, sie möchten sich ein Paar Bouteillen Wein für unsere Rechnung in Gargnano kaufen, worauf sie auch buchstäblich nur ein Paar brachten, welche sich aber zu gewöhnlichen Bouteillen verhielten, wie Josua und Calebs Weintraube auf der Homannischen Karte von Palästina zu gewöhnlichen Weintrauben. Diese zwölf bis sechzehn Berliner Quart Wein verursachten, daß die Heiterkeit unserer Schiffer von Augenblick zu Augenblick wuchs, und da die Decke des Zimmers nicht bewerfen oder von dem obern Stock vollkommen getrennt, sondern nur mit

leichten Balken und Dielen belegt war, so hörte man nicht allein jeden Ton des Gesprächs oder des Gesangs, sondern auch wie die glückseligen Naturkinder zum Fenster hinauspißten; und wir schwebten in der größten Angst, daß bei den vielen Ritzen der Decke nicht bloß die Lichtstrahlen, sondern auch die Wasserstrahlen durchdringen und uns nebst allen schwarzen Feinden ersäufen möchten.

Acht und zwanzigster Brief.

Verona, den 23. September.

Der gestern nach Bardolino berufene Postillion machte eine so furchtbare Beschreibung von den Bergen und dem Wege über Bussolengo nach Verona, daß wir es schon für unmöglich hielten, mit unserm breitspurigen Wagen fortzukommen, und in Betracht so großer Schwierigkeiten wenigstens ungewöhnlich viel bezahlten. Um die Gegenden zu genießen, stiegen wir aus, und begannen ein Gespräch mit einem Manne, der unablässig dem Wagen zur

Seite ging. Von ihm hörten wir erstaunt, daß er dem Postillion den Weg zeige; mithin also waren die poetisch furchtbaren Darstellungen dieses Schlingels rein erfunden, um uns zu prellen, und die breite Landstraße bis Verona konnte gar nicht besser seyn. In Bussolengo erklärte jener fahrende Poet, er müsse frühstücken, und wir fürchteten, sein Appetit werde im gleich großen Stile seyn, wie seine Beschreibungen, aber mit dichterischer Mäßigkeit knackte er nur fünf Nüsse, und wir hatten kaum Zeit gehabt, die zum Sonntag versammelten Einwohner des Orts und der Gegend zu betrachten. Welch ein Unterschied gegen den Sonntag in Lauterbach oder Weis! Die Männer trugen hier blau und weiß gestreifte leinene Jacken und Pumphosen, oder Röcke und Anzüge von wunderlicher Zusammensetzung; und noch bunter, mit langen Kamisölern und dicken Röcken, stellten sich die Weiber dar. Ueberhaupt konnte man nur sehr wenige Personen geputzt nennen; die meisten sahen vielmehr äußerst ruppig und schmierig aus, und rothe Weingesichter wechselten mit gelben und bleichen. In diesen nicht sehr erfreulichen Betrachtungen unterbrach uns auf ergötzliche Weise ein langer Kerl, der äußerst selbst-

zufrieden über einen bescheidenen Esel hing, mit seinen bis zur Erde herabreichenden, in roth und weiße Pumphosen gehüllten Beinen hammelte und zum Schutze seines Hauptes gegen Sonnenstrahlen, einen gelben blaurandigen Schirm in der Hand hielt. Innerhalb unseres deutschen Vaterlandes ist mir keine Caricatur vorgekommen, welche sich mit dieser und mancher andern italiänischen messen könnte; aber seit der französischen Revolution soll doch in Hinsicht auf die Kleidung viel Eigenthümliches verschwunden sein.

Ich möchte zweifeln, daß die Mitte, in welcher sich jetzt die meisten Völker hiebei halten, die richtige sey. Nach einer Seite steht die feste unwandelbare Volkstracht, wie sie z. B. Polen und Venetianer hatten, nach der zweiten die unbedingte Freiheit jedes Einzelnen, sich seinem Charakter oder seiner Laune gemäß lustig oder komisch, poetisch oder philisterig anzuziehn. Jene nationale Weise ist fast ganz verschwunden, und diese Freiheit ist bald durch harte Urtheile, bald durch Gesetze so beschränkt, daß selbst die Studenten nicht einmal thun können, was sie wollen. Ich erinnere mich aus meiner Universitätszeit, daß Mathias Sprengel als Rector keine

Hosen dulden sollte, welche über die Stiefeln gingen, und keine Stiefeln, welche anmaßlich zu weit über die Hosen reichten. Ein gleiches Verdammungsurtheil traf die Mützen; wobei es ihm geschah, daß er einem Studenten über das Tragen derselben laute Vorwürfe machte, aber vergessen hatte, daß ihm, seiner häuslichen Gewohnheit nach, selbst eine gleiche Mütze noch auf dem Kopfe saß. So wie nun damals der Jacobinismus sich in diesen oder jenen Kleidungsstücken angeblich erkennen ließ, so trachtet man jetzt nach einem ähnlichen Rock- und Oberrocksteupel des Patriotismus. Eine einzige für alle Zeiten feststehende Form ist nun weder nöthig, noch wird sie durchgesetzt werden; wohl aber sollen wir nicht das Schlechte nachäffen, oder uns den kläglichen Erfindungen ausländischer Modehändler sklavisch unterwerfen. Es wird sich das Nationale mit der eigenen Erfindung vereinigen lassen, und die Moden sollen aus unserer Natur und aus unserer Geschichte herauswachsen, wodurch sie eben aufhören, bloße Moden zu seyn. Mit dem Anpreisen des Altdeutschen ist es indessen allein nicht abgethan, denn erstens war das, was man öfters so nennt, ebenfalls die Kleidungsweise Frankreichs und Eng-

landes; zweitens wechselten die Moden auch im Mittelalter, obgleich nicht so schnell als in späterer Zeit; drittens findet man darunter abscheulich ungesunde und häßliche Trachten. Das Aelteste, Mittlere und Neueste sollte aber allemal und unbedingt verworfen werden, wenn es den unerläßlichen Grundbedingungen aller Kleidung widerspricht, wenn die Schönheit und die Gesundheit darunter leiden. Das scheint sich von selbst zu verstehn; aber wer hat nicht erlebt, daß selbst die klügsten Frauen und Mädchen einräumen, eine Tracht sey entstellend und schädlich, und sie dennoch forttragen, weil sie Mode ist; daß sie dagegen die reizendste und gesündeste zur Seite werfen, wenn andere neue Narrenspossen an den Putzläden aushängen.

Zwei Eigenthümlichkeiten haben mir an dem Anzuge der Veroneser Frauen gefallen: erstens sind ihre Röcke kürzer als bei unseren Damen, woraus unzählige Vortheile entstehen, a) daß sie vorn nicht darauf treten; b) daß sie bei trockenem Wetter hinten keine Staubwolken erregen; c) daß sie bei nassem Wetter sich nicht bedreckkanten; d) daß sie den Vorschriften des Evangeliums gemäß ihre Füße nicht unter den Scheffel der Röcke stellen, sondern nebst

wohlgeschnittenen Schuhen, glattgezogenen Strümpfen und auch wohl Strumpfzwickeln zur Bewunderung aufstellen. Gegen den letzten Punkt höre ich Einige (keineswegs Alle) in des Herzens Geist und Empfindung denken (nicht sagen): das ist recht gut für die Schöngefußten; aber wen Gott mit häßlichen Tatschen gestraft hat, der muß wohl lang hängen lassen, wenn er eigentlich auch nicht das Zeug dazu hat. Darauf antworte ich leise flüsternd: beklagenswürdige, und wenn auch nicht demokratisch von unten herauf schöne, doch von oben herab bewunderungswerthe Kinder! gedenken sie sich den Fall, welcher, — wie Professor Dabelow sagte —, allemal in folgenden Fällen Statt findet: sie gehn bei schönem Wetter aus und es ändert sich, oder sie müssen bei schlechtem Wetter die Straßen betreten; immer steht ihnen als Langbeschleppten nur die Wahl zwischen der Scylla und Charybdis frei: entweder sie lassen nach wie vor Alles den Gesetzen der Schwere gemäß ruhig hängen, dann bekunkern sie sich auf eine skandalöse und zu unangenehmen Vermuthungen über ihre Füße führende Weise; oder aber sie wollen ihre Kleidungsstücke für andere sonnenhelle Tage retten, dann kommen die besagten

unglücklichen Füße, und weil man leider nicht an solchen Unfall vorgedacht hatte, auch wohl uranfänglich schmutzige, oder schlecht gestopfte, oder wohl gar zerrissene Strümpfe zum Vorschein. Geliebteste, solch ein Anblick zerreißt mein Herz, und erst wenn ich mich erholt habe, finde ich Muße, auch auf das Ungeschick zu schelten, mit welchem Viele die Maschinerie zum Rockaufheben in Bewegung setzen. Anstatt das Kleid auf der Mitte des Kreuzes mit dem Daumen und Zeigefinger zu ergreifen, in die Höhe zu ziehn und dabei den obern, nicht den innern Theil der Hand gegen den Rücken zu legen, packen Manche eine ganze Handvoll Zeug an der Hüfte, ziehen Alles windschief, und strecken den spitzen Ellenbogen wie einen Weg oder Abweiser in die weite Welt. Sehen Sie, Gerührteste, all das Unglück vermeiden die Veroneser Damen.

Als die zweite lobenswürdige Eigenthümlichkeit erscheint mir das Tragen von Schleiern. Dieser Gebrauch ist so allgemein, daß kein weibliches Wesen sich darohne auf der Straße sehen läßt, und wenn auch die schmutzigen Tüchlein sich schlecht ausnehmen, welche die Aermern auf den Kopf stülpen, so wirkt doch ein länglicher, an den Enden abge-

rundeter, bis zum Wirbel zurückgelegter, seitwärts über die Schultern und einen Theil der Brust herabhängender Schleier sehr vortheilhaft auf das Aussehn der mehresten Frauen und Mädchen. Und noch weit vorzüglicher ist der Faltenwurf und die Abgränzung von ganz rundgeschnittenen Schleiern, welche du auf meine Gefahr allen Unverschleierten empfehlen kannst.

Am natürlichsten erschien's, den Vormittag des Sonntags zur Besichtigung von Kirchen zu verwenden; aber meine Erzählung wird hier so wie überall nur das berühren, was mich persönlich am meisten anzog. In der Kirche des heiligen Paulus findest du zwei herrliche Bilder von Farinati und Paul Veronese, Madonnen mit dem Kinde unter Engeln und Heiligen darstellend. Angeblich wurden beide von der Entführung nur durch das Vorwort eines angesehenen Mannes gerettet, der im Uebrigen die revolutionairen Plane der Franzosen beförderte: jenes, setzte unser Führer hinzu, ist das einzige Lobenswerthe, was er je gethan hat.

S. Georgio zeichnet sich aus durch die gewaltige von Michieli erbaute Kuppel, und durch eine Reihe von Gemälden, welche ich nicht im Einzelnen

beſchreiben kann; doch mögeſt du, um des weniger bekannten Namens willen, die ſchönen Geſichter und Hände von Alessandro Moretto nicht überſehen. Weit größern Eindruck macht indeſſen ein Bild in S. Tommaso von Benvenuto Tisio genannt Garofalo, einem Schüler Raphaels. Die Madonna ſitzt, Chriſtus ſteht vor ihr und Johannes etwas mehr zur Seite. Das Ganze iſt ſo durchaus in raphaeliſcher Art gemacht, daß man es für Copie halten könnte: nur würde ich der Mutter den Vorzug geben, vielleicht aus Vorliebe für das einzige welterlöſende Kind auf der Himmelfahrt in Dresden. Doch geht dieſe Vorliebe nicht ſo weit, daß ich die Schönheit in anders aufgegriffenen Kindernaturen ganz verkennte. Auch dieß Bild iſt nur durch allerhand Kunſtſtücke, Täuſchungen und Beſtechungen vor den Franzoſen geſichert worden.

In der großen herrlich gewölbten Cathedrale hörten wir eine Predigt über die menſchliche Gebrechlichkeit. Der Geiſtliche ſprach frei und lebhaft, bald ſitzend, bald ſtehend, der Inhalt war weder ſchlecht noch ausgezeichnet gut, doch legte er beſonderen Nachdruck auf die Beichte und die vermittelnde und verſöhnende Kraft der Prieſter. — Nach

S. Giovanni in valle eilten wir, — weniger um die Steinsärge aus alt christlich römischer Zeit zu sehen, welche keinen großen Kunstwerth, sondern nur einen geschichtlichen Werth haben —, als um die erste italiänische Kirchenmusik zu hören. Allein unsere Erwartungen wurden nicht erfüllt. Nur die Spiteninstrumente thaten ihre Schuldigkeit, weibliche Stimmen fehlten ganz, die der Männer klangen rauh und hart, und die Musik, angeblich von Casanina, war ohne Haltung, Würde und Größe. Sie ließ sich in einer komischen Oper, und das Kyrie eleison zu einer declaration d'amour gebrauchen. Daß aber diese Meinung hier wohl für sehr irrig gegolten hätte, schien die große Zahl der, freilich auch nicht sehr andächtigen Zuhörer zu beweisen. Die Besichtigung der Kirche des heiligen Anastasius, welche unserer Wohnung nahe lag, hatten wir bis zuletzt aufgespart, und keineswegs von ihr sehr viel erwartet, da sie, wie leider so manche andere Kirche, zwischen Häusern und engen Gassen versteckt liegt, und auf die äußere Ansicht und Darstellung wenig oder nichts gegeben oder gewandt wird. Aber welch Erstaunen, als wir den schweren seidenen Vorhang der großen Thür zurückschlugen,

und eintraten, welche Festigkeit und Größe der Säulen, welch wunderbares Halblicht, welche Menge von Altären, Gemälden und Denkmahlen! Doch verschwand die Wirkung dieser letztgenannten einzelnen Kunstwerke immer wieder: das Größte war und blieb der Totaleindruck des Gebäudes, mit seinen dreifachen gleich hohen so kühn und doch so sicher von zwei Säulenreihen gestützten Gewölben.

Nach Tische waren wir, trotz allen Eifers jeden Augenblick zu benutzen, doch beim Angedenken an jene italiänische Nacht nicht abgeneigt, Mittagsruhe zu halten; aber plötzlich erhob sich in der gegenüberstehenden Kirche Peters des Märtyrers ein so unermeßlich lauter und unerhört schlechter Gesang, daß wir, um diesem Märtyrerthum zu entfliehen, nach dem Garten Giusti aufbrachen. Er ist klein, und durch einzelne Grotten, Wasserbehälter, pissende Knaben, als scherzhafte Wasserquellen und dergleichen, auch kleinlich: aber die reich vertheilten Blumen und die besser verzierten Springbrunnen erschienen doch ergötzlich und kühlend, und die gewaltigen Cypressen erheben sich über allen Tadel. Den Berg hinan sind die Terrassen mit Wein, Lorbeeren und andern südlichen Gewächsen mannichfal-

tig bepflanzt, und oben auf der Höhe, belohnt ſich das Steigen aufs ſchönſte. Die ganze Stadt liegt zu deinen Füßen, nach einer Seite begränzen die Tyroler Berge die Ausſicht, nach der andern gegen Vicenza ſcheint ſie dagegen über die Ebene hinweg, ganz unendlich zu ſeyn.

Die Grabmahle der Scaligeri ſind allerdings merkwürdig, ſie gehören aber gewiß nicht, wie man hier behauptet, zu dem edelſten und ſchönſten, was die gothiſche Baukunſt hervorgebracht hat. Das älteſte des Can Grande, welches am wenigſten angeprieſen wird, dürfte ſeiner einfachen Verhältniſſe halber das meiſte Lob verdienen, das reichere des Can Mastino ſteht auf ſeinen vier einzelnen Säulen ſchon etwas Kartenhausartig in der Luft, und die noch größere Mannichfaltigkeit bei dem dritten des Can Signorio gränzt zum wenigſten an Ueberladung. Zweimal ſechs Säulen ſtehn hier übereinander, die obern ſonderbar umwunden und länger als die untern. Je höher hinauf, deſto dichter und ſchwerer wird der Bau, je weiter nach der Erde zu, deſto luftiger und durchſichtiger. Freilich iſt's viel, daß es ſich ſo feſt und ſo lange erhielt, aber dieſer hiſtoriſche Beweis der Sicherheit und Feſtig-

keit konnte bei mir das unmittelbare Gefühl des Erkünstelten nicht ganz verdrängen. Gothisch im engsten Sinn dürften überhaupt Viele keines dieser Denkmahle nennen wollen.

Das Museum der zuerst vom Grafen Maffei gesammelten Alterthümer ist sehr sehenswerth. Ein mit sechs ionischen Säulen geschmücktes Hauptgebäude füllt die erste Seite eines fast viereckigen Platzes: an den drei andern Seiten laufen bedeckte Gänge umher, welche nach dem Innern des Platzes von dorischen Säulen getragen werden, nach außen aber auf Mauern ruhn, in welchen die meisten Alterthümer, besonders Inschriften und Basreliefs eingemauert sind. Zwischen den Säulen stehen die Statuen, unter ihnen ein äußerst schöner Torso. Unmöglich konnten wir jedes von den 600 Stücken im Einzelnen besehen, aber der Eindruck des Ganzen war neu und bereitete uns zu dem Anblick des Größeren, der römischen Bogen und Thore vor.

Alles aber verschwindet vor dem alten Theater, vor der Arena. Durch enge Gassen fragten wir uns Abends nach dem Platze, und bei einer raschen Wendung stand auf einmal der Riesenbau im Mondlichte vor uns. Ein enger Eingang führte uns

in den innern Raum; wir ſtörten Uhus auf und Fledermäuſe in den Gängen, ſahen raſche Eidechſen durch die Ritzen ſchlüpfen, und dieſe eigene abgeſchloſſene Welt ſchien ſich um ein ſpäteres Jahrtauſend nicht zu kümmern. Wer kann glauben, daß jenſeit dieſer Mauern die verſammelten veroneſiſchen Herren und Damen Kaffe trinken, Salame eſſen, Roſenkränze beten, den Polichinell belachen, verſchnittene Sänger beklatſchen, und was dergleichen wichtige Dinge mehr ſind. Hier innerhalb der Arena iſt noch Rom, und Napoleon hatte Recht, als er vom Anblicke deſſelben ergriffen dem Directorium ſchrieb: Was wollen hiegegen die Metquinerien unſers Marksfeldes bedeuten! Die Bevölkerung der ganzen Stadt hatte hier Platz; ehe die oberſten Umgebungen einſtürzten, mochten 30000 Menſchen ſitzen und durch zwei und ſiebenzig Thüren aus- und einſtrömen. Jetzt ſind in die äußern Bogenhöhlungen ſchmutzige Krämerläden hineingeklecket, und inwendig ſteht ein bretternes Theater wie eine Haubenſchachtel. Heut am Tage ſahen wir die Arena zum zweitenmale, und ich würde ſie genauer ſchildern, wenn dir nicht Abbildungen und kunſtgerechte Beſchreibungen zugänglich wären. Der frühere Ei-

ser der Veroneser für die Erhaltung des Gebäudes mochte wohl abgenommen haben, denn Napoleons Verdienste um die Wiederherstellung manches Verfallenen werden öffentlich anerkannt. An der äußeren Mauer erblickten wir ein etwa sechs Fuß hohes und sechs Fuß breites Gemälde, welches Mord und Brand aller Art darstellte, und zugleich den Comödien oder Tragödienzettel abgab. Als Erläuterung war mit großen Buchstaben in allen Farben hinzugefügt: „die Prinzessin Pellegrina, Tochter des römischen Kaisers Friedrichs des zweiten, Barbarossa, unter den Mauern von Viterbo, oder der Triumph der Religion und der Freundschaft, großes und durchaus neues Schauspiel, geschmückt mit grandiosen — (hier war ein Wort zugeklebt) — mit reichen Kleidern, kriegerischen Schaaren, unerwarteten Theatercoups, und schweren scenischen Gruppen". — Meine beiden Begleiter machten mir schwere Vorwürfe, daß ich von dieser preiswürdigen Tochter Kaiser Friedrichs des zweiten, Barbarossa, nichts zu erzählen wisse, ob ich gleich schon seit Jahren mit einem Werke über die Hohenstaufen schwanger gehe.

Neun und zwanzigster Brief.

Vicenza, den 19. September.

Der erste Theil des Weges von Bardolino nach Verona hatte ein ziemlich deutsches Ansehn, bald aber trat das lombardische immer mehr hervor, und gestern Nachmittag haben wir es zwischen Verona und Vicenza in seiner größten Pracht gesehen. Der Oelbaum und der bepflückte Maulbeerbaum gehören gewiß nicht zu den schönsten Erscheinungen des Pflanzenreichs, aber wenn sie so benutzt und geschmückt sind wie hier, kann man ihre nachtheilige Seite nicht mehr erkennen. Meilenweit siehst du Garten an Garten, etwa von dreißig Schritt Breite und neunzig Schritt Länge. Ringsum bestehen ihre Einfassungen aus jenen Bäumen, bis zu deren höchstem Gipfel sich der Wein hinaufranket, und dann wie bei den Trauerweiden von der Spitze des Baumes bis zur Erde wiederum niedersenket. Rebengehänge von zehn, zwölf Fuß Weite verbinden

einen Stamm mit dem andern und durch das mannichfache Grün der durcheinander geflochtenen Blätter glänzen in zahlloser Menge die Perlen und Rubinen der weißen oder rothen Weintrauben. Der schon reifende Mais, mit welchem gewöhnlich die Gärten bestellt sind, gab in dem Abendlichte nicht minder schöne Farben, und als die Sonne hinter uns in glühend rothen Wolken verschwand und der Mond durch silberne Himmelsschäfchen heraufzog, zweifelten wir keineswegs mehr, daß Armidens Zaubergärten uns eröffnet wären. Doch auch dieser Genuß sollte nicht ganz ungetrübt seyn, denn die wilden Zerstörungen in Caldiero, in Montebello, erinnerten keineswegs an die Größe des Menschen, sondern an seine Frevel und irrigen Bestrebungen, und viele Bewohner dieses Wunderlandes sahen mehr verzaubert als bezaubernd aus: z. B. kleine Jungen mit großen Zöpfen und alte Weiber, die ihre Haare dick gepudert und mit unzähligen Haarnadeln verzäunt hatten. —

Dörfer nach deutscher Weise fehlen fast ganz, es wechseln größere Orte mit ganz einzelnen Landhäusern, und diese bald städtische, bald adelig vereinzelte Lebensweise hat gewiß dazu beigetragen, daß

ſich hier Charakter und Geſchichte in manchen Dingen anders bildeten, als bei uns. Ohne über den Werth zweier großen Völker von einſeitigem Standpunkte aus etwas feſtſetzen zu wollen, möchte ich doch behaupten, daß die deutſche Weiſe in einer ſchönen Mitte ſteht zwiſchen mehren Abwegen. In Pohlen z. B. fehlten Städte und freie Dörfer, und das Adelsweſen wollte Alles ausſchließlich umfaſſen und beherrſchen, bis die Irrthümer und Fehler ſchrecklich offenbar wurden: in Italien trieb das ſtädtiſche Beiſammenſeyn auf eine große Höhe der Bildung und Kraft, aber der freie Adel verlor ſich in dem Bürger, und eine allgemeine Erneuung, und feſtere Begründung des ganzen Volkes vom Landmanne aus, erſcheint unmöglich. Uns dagegen fehlt nichts von dem Allem, und wenn auch Adeliges und Städtiſches hie und da anbrüchig ward, ſo iſt doch eine Erneuung möglich und hie und da mit Erfolg verſucht; die öffentlichen Verhältniſſe des Bauernſtandes endlich haben ſich in mancher Beziehung offenbar gebeſſert. Nur würde ich keineswegs, wie ſo Viele, darin eine Hauptbeſſerung ſehn, wenn man unſer engeres Dorfweſen und Dorfleben zerſtörte, und einen allgemeinen Abbau, eine Verwandlung

in lauter einzeln liegende Höfe durchsetzte. Ob alsdann mehr Heu und Haferstroh gewonnen, ob der Weg für die Mistfuhren abgekürzt werde, entscheidet nicht allein; denn der Umgang mit Heu und Haferstroh ersetzt nicht den großen Verlust des geselligen menschlichen Beisammenseyns, und um so viel als der Mistweg sich abkürzte, ist der Weg zur Schule und Kirche verlängert worden.

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen wanderten wir heut früh zur Kirche der Maria del Monte. Große an einer Seite geschlossene, an der andern auf Pfeilern ruhende Bogengänge führen aus der Ebene auf eine möglichst bequeme Weise bis zur Spitze des bedeutenden Berges. An die ältere Kirche ist eine zweite im neuern Stil angebaut, und jene mit unzähligen Votivgemälden verziert für die Errettung aus Krankheiten, aus Feuers- und Wasserknoth u. s. w. Aber wichtiger als alle Menschenwerke erscheint die Aussicht: in der Ferne tyroler Alpen, auf einer Seite reizende Weinberge, auf der andern die Stadt, und gen Padua eine unabsehbare Ebene, wo Garten sich an Garten reihet, so bebaut und geschmückt, wie ich sie dir eben beschrieb und mit glänzend-weißen Gebäuden in

bunter Unordnung durchbrochen. Alles ist grün, man glaubt über ungeheure Waldwiesen hinweg zu sehn, und ich möchte es für unmöglich halten, daß es eine reizendere, eigenthümlichere Gegend in der Lombardei geben könne. Aber bei aller Bewunderung will ich dir doch nicht verhehlen, daß die durchaus gleiche Vertheilung und Benutzung der Ebene, und das alle andere Farben ausschließende Grün, auf die Dauer vielleicht etwas einförmig und ermüdend wird; wogegen unsere Saatfelder einen bunteren Wechsel der Abgränzung und der Farben hineinbringen würden. Noch erheblicher wird diese Bemerkung in der Ebene selbst, weil du alsdann über die Bäume nicht hinweg sehen kannst, und die Aussicht also immer eng und beschränkt bleiben muß. Schüttele den Kopf nicht über die Strenge unserer Kritik. Wir üben sie nur aus als reisende Salzburger, keineswegs als reisende Churmärker.

Vicenza ist bedeutend kleiner als Verona, aber diese Stadt hat in den letzten Zeiten mehr gelitten, besonders durch die unglückliche Trennung in eine französische und eine österreichische Hälfte. Pallästе und verfallene Hütten stehen unmittelbar nebenein-

ander, und die Zeichen der Armuth treten überall hervor, obgleich es der Polizei gelungen iſt, das Betteln zu vertilgen. Vicenza zeigt weniger Spuren des Verfalls und auf engerem Raume finden ſich mehr Paläſte, dennoch geht die Bettelei hier ins Unglaubliche. In Verona war dagegen ein ärgerer und in vielen Straßen ein ſo durchdringender Geſtank, daß wir uns für die ganze italiäniſche Reiſe einen Stockſchnupfen wünſchten: — lauter Beweiſe, daß Erſcheinungen dieſer Art nicht minder aus der Perſönlichkeit und dem Verfahren der Beamten, als aus allgemeinen Vorſchriften und Zuſtänden erklärt werden müſſen.

Was ein einzelner Mann für eine Stadt ſeyn kann, erſieht man nirgends mehr als in Vicenza. Ohne Palladios Bauwerke würde ſie in Hinſicht auf äußere Schönheit gar keine Anſprüche machen können; durch ſeine Thätigkeit gehört ſie zu den reichgeſchmückten. Welcher Wohlſtand, welcher Wetteifer muß aber damals vorhanden geweſen ſeyn, da er in ſo kurzer Zeit ſo viele Gebäude vollenden konnte, während unſere unglücklichen Baumeiſter ihre Ideen nur in der Mappe umhertragen, weil Niemand Geld und Luſt zum Bauen hat. Ja ſelbſt

nachdem die sogenannte Völker- oder gar Weltschlacht bei Leipzig gewonnen ist, wird doch wohl Schinkel seinen herrlichen Dom nur in Kork und nicht in Steinen zum Andenken derselben aufzubauen müssen.

Du erwartest von mir keine Beschreibung der Gebäude, welche Palladio nicht allein gebaut, sondern auch selbst gezeichnet und beschrieben hat: so sehr Pracht, Schönheit, Größe und Geschmack auch hie und da hervortreten, so that doch auch Manches seine recht beruhigende sichere Wirkung. Manches erschien mir gesucht, willkührlich, überladen, und wie das Berliner Bibliothekgebäude, mehr für die Opernbeleuchtung des Mondscheins, als für eine genaue Besichtigung am Tage geeignet. Dieß möchte ich z. B. von dem in dem Abendlichte sich vortrefflich darstellenden Hauptplatz in Vicenza behaupten. Die Rotunda des Marchese Capra mit vier Portalen nach den vier Weltgegenden erinnert aufs bestimmteste an die Thürme auf dem Benédarmen-Markte, ist aber weit kleiner, minder fest und schon im Verfall. Keine Thüre schloß mehr, die Fenster wackelten, die Zimmerverzierungen erinnerten an altfranzösische Moden, und die Bildsäulen, welche theils

gemalt. theils von Stein, aber in wunderlichen Stellungen verrenkt waren, zeigten gar keinen Geschmack. Der Führer suchte uns nach Kräften in den Standpunkt der Bewunderung hineinzuschieben; aber es gelang ihm nur in Beziehung auf die wirklich schöne Aussicht, sonst brachten seine tiefsinnigen Bemerkungen, (z. B. dieses Gebäude heißt Rotunda, weil es rund ist) uns nicht von der einmal gefaßten Stelle. Am ängstlichsten ward uns zu Muthe, als wir das Gebäude besahen, welches nach den Aeußerungen des Wegweisers für Fremde: „so großartig und elegant ist, daß es nicht bloß von Baumeistern, sondern auch von allen Menschen bewundert wird, die ihren Verstand beisammen haben, das Gebäude, auf welches Vicenza stolz seyn kann, und das der alten römischen Pracht ganz nahe kommt.“ Den Baumeistern steht es frei, sachverständig zu urtheilen wie sie wollen; aber auf die Gefahr, als Dummkopf ausgeschrien zu werden, behaupte ich unter Beistimmung meiner Gefährten: das hochgepriesene theatro olimpico sey ein kleinliches, durchaus verfehltes Machwerk. Der Halbkreis von Säulen, welcher dem Ganzen allein noch Ansehn giebt, ist durchaus den alten Theatern nachgeahmt, aber die

ſchmale Scene kann weder für Muſik noch für Schauſpiel brauchbar ſeyn, und wie die fünf oder ſechsſtehalb perſpektiviſchen fingerlangen Gäßchen, die von der Scene in den Hintergrund laufen, und mit Thürmchen, Häuſerchen und Fenſterchen aus Schachtelholz beſetzt ſind, wie dieſer Weihnachtsbudenaufſatz an die römiſche Größe und Pracht anreichen ſoll, kann ich nicht begreifen? Das Ganze iſt noch nicht einmal ein tüchtiger Bajazzo des erhabenen alträmiſchen Bauer in Verona.

Gegen Abend gingen wir nach einer ganz modernen, das heißt mit Brettern verſchlagenen Arena, um das Ballonſpiel mit anzuſehn, wozu ein Anſchlagzettel in ſo vortrefflich gewandtem Italiäniſch einlud, daß ich ihn hier mittheile:

I. Impresa al Pallone per dare al Publico di Vicenza delle nuove testimoniauze di gratitudine pel sempre conservato genio e si piacevole trattenimento, si prevara in tale favorevole circostanza di assicurare non equivoci sentimenti di sincero aggradimento e di leale puntualita col prevenirne, che d'ora innanzi si terra delle nuove partite con cui sollicitare le persone alle

maggior concorrenza, et rendere più brillante lo spettacolo.

Questo tratto di generosità, di cui non temo l' impresa di andarne esenta, si crede in dovere di antecipare i suoi ringraziamenti.

Die Zuſchauer ſaßen theils an einer langen Seite des Platzes, theils an den beiden ſchmalern Enden auf einem höhern Gerüſte. Zwei Spieler ſpielten gegen zwei andere. Wer den Ballon nicht über die Mitte der Bahn treibt, oder ihn aus dem Platze ganz herausſchlägt, verliert. Treffen und Zurückſchlagen zählt gleich, am meiſten aber wenn es gelingt, den Ballon bis in die Sitze der Zuſchauer an den ſchmalen Seiten hineinzuwerfen. Die Spieler zeichneten ſich mehr durch Stärke als durch Geſchicklichkeit aus. Weiber befanden ſich faſt gar nicht unter den Zuſchauern, wohl aber viele Geiſtlichen und Pfründner, welche ihre Theilnahme lebhaft an den Tag legten. Wie dieſe Theilnahme bisweilen über das billige Maß hinausgeht, ſiehſt du daraus, daß der eine Ballonſpieler ſonſt ein wohlhabender Mann war, durch Wetten für ſeine Lieblinge aber verarmt und jetzt genöthigt iſt, ſich auf die früher bewunderte Weiſe zu ernähren.

In den Wirthshäusern iſt für Bequemlichkeit faſt mehr geſorgt als nöthig: ſowohl in Verona als hier finden wir nämlich den Nachtſtuhl in der Stube. Der Mangel an Oefen mag im Winter unangenehm werden, und Dielen wären mir ſelbſt im Sommer lieber als Steine; aber wo man das Holz wie hier im Kaufmannsladen nach kleinen Bündelchen verkauft, kann es freilich nicht im Ueberfluß vorhanden ſeyn. Die italiäniſche Küche will uns nicht munden, die vielen kleinen ſüßen und ſalzigen Gerichtchen machen eher übel als ſatt; und die öſterreichiſchen Kaufleute ſchrien in Verona mit Recht nach einem tüchtigen Fundament, nach den Wiener Fleiſchtöpfen. Wir ſahen hier zuerſt die ſchönen großen Granatäpfel, und machten im Kaffehauſe Anſtalten einen zu eſſen: allein der aufwartende Jüngling ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſagte lächelnd: zum Aufhängen in der Stube als Zierrath ſind ſie gut, aber nicht zum Eſſen; und er hatte vollkommen Recht.

Dreißigster Brief.

Padua, den 20. September.

Der Weg von Vicenza nach Padua iſt dem von Verona nach Vicenza ähnlich, der Land- Garten- und Weinbau gleich eigenthümlich; doch aber wie es ſcheint nicht ohne alle Schwierigkeiten, da bis acht ſtarke, mit ungeheuer langen Hörnern begabte Ochſen vor einen Pflug geſpannt waren. An den Menſchen fiel mir nichts beſonderes auf, ich müßte denn die mit Suppentellern vergleichbaren Strohhüte der Weiber dahin rechnen, oder die Mützen, welche in dieſem heißeren Lande auf unbegreifliche Weiſe von den Poſtillionen ſelbſt unter den ſchwarzen Filzhuten getragen werden.

Die meiſten Straßen in dem weitläufigen Padua ſind mit Laubengängen verſehen: dadurch aber zugleich verengt, und man findet weniger ſchöne Häuſer als in Vicenza. Es fehlt ein Palladio und mehl noch manches Andere; wenigſtens bemerkten

mir mehr Spuren des Verfalls als des frischen Lebens.

Der schönste Platz in Padua ist unstreitig der sogenannte Campus martius. Fast drei Seiten des ungeheuer großen Vierecks sind mit Häusern bebaut, an der vierten erblickst du die Kirche der heiligen Justina und einen Theil des botanischen Gartens. Innerhalb dieses Vierecks stellt sich nun ein zweiter runder Platz dar, etwa von der Größe des Rondels zu Berlin und ringsum von einem Arm der Brenta umflossen, welchen man unter einer der nach den vier Weltgegenden gerichteten Brücken hereingeleitet hat. Nach dem Umkreisen strömt jedoch das Wasser unter derselben Brücke wieder hinaus, weil der Canal daselbst sehr geschickt in zwei Hälften getheilt ist, deren eine den Strom einläßt, und die zweite wiederum aufnimmt. Die runde Insel ist mit Gängen und Anlagen geziert, am anziehendsten aber erscheinen sechs und siebenzig Bildsäulen von berühmten Paduanern, Italiänern, und auch Fremden, die hier studiert haben, welche Alle wohl vertheilt an dem Rande des aufgemauerten runden Strombettes stehn. Du findest Galilei, Macciadini, Petrarca u. s. w. aber auch Johann Sobieski, Co-

sen Adolph und den Erfurter Ludolph, dem unser Freund Ludolph sogleich zu seinem nahen Vetter erhob. Diese so schön und großgedachte und ausgeführte Anlage rühret von einem der vielverschrienen revolutionairischen Aristokraten, von dem Mobile Memmo her, und ich bin recht neugierig, welcher Steuerrath, Landrath, Hofrath, oder Hofkriegsrath zuerst jenes Gesindel ausstechen und überbieten wird, das mit dem liederlichen Verhältniß eines Beamten nicht zufrieden, sondern so anmaßlich war, daß es an der Souveränität Antheil haben wollte, und ohne Berichterstattung und Genehmigung Dinge aufführte, die jeden vernünftigen Bau- und Verschönerungsetat für eine civilisirte Landstadt weit überstiegen. Hätte man sich noch auf die gebornen Padouaner beschränkt; warum aber sperrte man alle fremden Italiäner hier zusammen, als sollte das leere Phantasma von einem Garten der Poesie, oder der großen Leute überhaupt aufgeführt werden; warum nahm man endlich sogar auf das bloß zufällige Verhältniß Rücksicht, daß Papa und Mama ihr Söhnlein bisher auf die Universität schicken? Wollte man in Berlin das Rondel mit Kunstwerken der Bildnerei ausschmücken, (und nicht vielmehr ei-

ne gewinnnützige Kunststraße durch den Sand der Haſenheide führen), ſo würde doch Keiner auf den Einfall kommen und die Bildſäulen von Leſſing, Johannes Müller, Fichte, P E. Bach, Reichardt und ſo weiter, u. ſ. w. hinſtellen, (welche dahin geben mögen, wo ſie hingehören) ſondern von Ureinwohnern, welche in Berlin geboren wurden, lebten und ſtarben. Das erhöht den Patriotismus, das treibt und zwickt die Ortsjugend, das erzeugt in jedem Schulknaben den Entſchluß, als großer Mann aus ſeiner Verpuppung herauszukriechen, und keine Bildſäule mehr, (wie zeither an dem nutrimentum olfactus der Bibliothek) zu bepiſſen, um dereinſt nicht ſelbſt bepißt zu werden.

Alle, — wir können es nicht läugnen —, dürften freilich dieß erwünſchte Ziel nicht erreichen: aber denen ſteht doch immer die ehrenvolle höchſt mannichfache Laufbahn eines öffentlichen Beamten offen. Denn das Gewimmel des Unterperſonales bei den Behörden zur Seite ſchiebend, faſſen wir ſogleich das höhere Ziel ins Auge: „O Jüngling, du kannſt, du wirſt einſt Rath noch ſeyn“! So wie der Künſtler leere Hülſen hin und wieder dreht, hier unterbindet und einkneift, dort aufbläſet und

erweitert, das Ganze aber mit den mannichfachsten Zauberstoffen ausstopft, bis das fertige Kunstwerk als Feuerrad kreisend die mannichfachsten Funken und Farben um sich sprüht, so bearbeiten Präsident und Direktoren die Hülfe des Referendarius, bis er mit dem Sammelfeuer des Patents und der Gehaltsanweisung berührt, als Rath seine eigene Dreherei beginnt und unbeschreiblich mannichfaltige *) Concepte und Munda um sich wirft. Dieß Gleichniß ist aber zu gering, und zwar um deßwillen, weil jene Naturalfarben nicht viel mehr Abwechselung erlauben, als der längstbekannte Regenbogen, hier aber die Veränderungen durchs ganze Alphabet gehen, und täglich noch vermehrt werden können. Man gedenke an die Akten und Papierbahnen: der Accisräthe, Amtskammerräthe, Amtsräthe, Appellationsräthe, Archivräthe, Bauräthe, Bergräthe, Kabinetsräthe, Centräthe, Collegienräthe, Commercienräthe, Commissionsräthe, Consistorialräthe, Criminalräthe, Deichräthe, Departementsräthe, Dom-

*) Ich wage nicht das Wort Concert ichweizerisch mit Cudet zu übersetzen, und alle Munda sind auch nicht Reinschriften.

räthe, Edukationsräthe, Etatsräthe, Finanzräthe, Forsträthe, Gerichtsräthe, Gewissensräthe, Gouvernementsräthe, Gubernialräthe, Hofräthe, Hofgerichtsräthe, Hofkammerräthe, Hofkriegsräthe, Hofrichteramtsräthe, Hüttenräthe, Jagdräthe, Justizräthe, Justizcommissionsräthe, Kammerräthe, Kammergerichtsräthe, Kanzleiräthe, Kapitelräthe, Kirchenräthe, Klosterräthe, Kreisräthe, Kriegsräthe, Kriegskammerräthe, Kunsträthe, Landräthe, Landbauräthe, Landgerichtsräthe, Landkammerräthe, Landschaftsräthe, Legationsräthe, Medizinalräthe, Ordensräthe, Oeconomieräthe, Polizeiräthe, Posträthe, Präfecturräthe, Präsidialräthe, Pupillenräthe, Räthe, Rechnungsräthe, Regierungsräthe, Reichsräthe, Revisionsräthe, Ritterschaftsräthe, Salinenräthe, Sanitätsräthe, Schulräthe, Servisräthe, Staatsräthe, Stadträthe, Stempelräthe, Steuerräthe, Stiftsräthe, Torfräthe, Tribunalsräthe, Vormundschaftsräthe, Wirthschaftsräthe, Wasserbauräthe, Zollräthe. Welch eine reiche Wurzel ist das einfache „Rath"! Welche mannichfache Zusammensetzungen erlaubt sie, wie mehrt sich die liebe Familie, oder welche Potenzen entstehen, wenn man die bekannte Vervielfältigung durch die Worte: Geheimer, Ober,

und Geheimeroder eintreten läßt! Nur auf N. und U. fällt mir kein Rath ein, da würde ich um der Vollständigkeit der Sammlung willen, aus Allen einen Rothrath erwählen, jedem aus gewissen Gründen zu Pensionirenden aber den Titel Unrath beilegen.

Diejenigen nun, welche meinen, der Stand eines Beamten sey jetzt weniger reizend, lohnend und beglückend wie sonst, mögen folgende Widerlegung und Zurechtweisung hinnehmen:

Erstlich, hatte der junge Mann in früherer Zeit keineswegs eine so reiche erfreuliche Wahl unter den Rathsstellen; denn mit Ausnahme von drei oder vier Dingen blieb ehemals Alles unberathen, und der allein abgekommene lustige Rath ist ja mehr als hundertfach auf sehr ernste und würdige Weise ersetzt. —

Zweitens, erhielt der Beamte sonst in der Regel Naturalien, deren Preis auf die bekannte Weise so unangenehm wechselte. Jetzt dagegen weiß jeder, ob und wie viel er Geld hat, und zur Verhütung schlechter Wirthschaft und verwickelter Rechnungen, zahlt man menschenfreundlich das Gehalt nicht mehr alle Vierteljahre, sondern alle Monate. Die aufge-

hobene Acciſefreiheit ſchützt ferner gegen unmäßiges Weintrinken, und die aufgehobene Quartierfreiheit erſpart Odyſſeiſche Seefahrten, und lehrt Menſchen und Völker kennen, während man auf dem Trockenen bleibt, oder doch aufs Trockene kommt.

Drittens, ward Mancher durch die Hoffnung zu einer übereilten Ehe verführt, daß ſeine Wittwe Penſion erhalten werde; jetzt muß er feierlich darauf Verzicht leiſten, und wenn er ſich dadurch nicht warnen läßt, ſo mag wo nicht der Er, doch die Sie, (im Fall ſie wirklich länger leben will) die Strafe fühlen. Es iſt ein Naturgeſetz, daß man den Arbeiter nur ſo lange bezahlt, als er arbeitet, und wenn jemand mit dem funfzigſten Dienſtjahre ſtirbt, hat ſeine Wittwe kein Recht, im einundfunfzigſten noch Gehalt zu beziehen. Freilich ließen ſich über die Penſionen beſtimmte Grundſätze aufſtellen und befolgen: aber man freut ſich ja über die Bewilligung einer Gnade noch einmal ſo ſehr, als über die Erfüllung eines Rechtsanſpruches.

Viertens, hatte ſonſt jeder Rath in den hohen und höchſten Behörden eine Stimme; aber wie ſehr mußte dieß Verhältniß ein ſorgſames ängſtliches Gemüth abquälen, wie viel Kopfbrechens machte ſich

der Eine über das Gelingen oder Mißlingen der Sache selbst, mit welcher Feigheit dachte der Andere an die künftige Verantwortlichkeit! Jetzt dagegen ist dieser Riesenstein des Anstoßes aus dem Wege geräumt, Alle können, des Stimmrechts beraubt, von Verantwortlichkeit befreit, heiter ihres Daseyns genießen in aller Lebensweisheit und Lustigkeit, während Einer heldenmüthig sich für Alle aufopfernd, allein jenen Stein des Sisyphus fortwälzt.

Fünftens, wenden zwar einige Schwarzsehende ein, es entstehe daraus Gleichgültigkeit und schlechte Bearbeitung der Geschäfte; dagegen ist indessen das Mittel schon gefunden. Jenem Einen ward für seine Aufopferung das Recht anvertraut, mit den Beamten kurzweg umzuspringen und sie zu entfernen, es sey nun, weil's ihm so beliebt, oder weil die neu erfundene Maschinerie des Geschäftsgangs diese alten Räder entbehrlich macht. Einzelne so zur Thür hinaus geschobene Beamte haben zwar laut geklagt, daß selbst die (in der Regel verweigerte) volle Auszahlung ihres Gehalts sie nicht entschädigen könne, daß sie, aus ihrem geliebten Beruf herausgerissen, gleichsam lebendig begraben wären; aber solchen Aberglauben muß man nicht begünsti-

gen, und die Berufung auf Recht und Unrecht, auf eine förmliche Klage, auf einen Rechtsspruch, zeigt, daß man keinen Begriff hat von den höhern Grundsätzen, welche diese Seite der Staatspolizei leiten müssen. Wo die Rechtskundigen jedes Steinchen auflesen wollen, muß der Staatsmann mit Siebenmeilenstiefeln überweg schreiten, und sich in seiner folgerechten Bahn nicht irren lassen. Nur alte Vorurtheile halten das Geständniß zurück, der König von Westphalen habe die geheimsten Zwecke des Staats mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit zu verbinden gewußt, als er ohne Hehl erklärte: wer seinen Namen am Neujahrstage nicht mehr in Fracturschrift unter den Staatsräthen finde, — sey nicht mehr Staatsrath. Keiner der ausgestrichen war, durfte sich beklagen, er kannte ja die Bedingungen dieses contrat social; und wäre man bei uns nur erst zu einem solchen einleuchtenden Rechtsverhältnisse gekommen, so hätten alle die jetzigen Klagen ein Ende. Wenn Staatsbeamte laut zu äußern wagen: man dürfe ja auf diese Weise keinen Pferdejungen strafen und wegjagen, so vergessen sie im unverständigen Eifer ihre eigene Würde, stellen sich verblendet dem Niedrigsten gleich, und geben das

Unrecht auf, wie Könige, Fürsten, und andere Landesherren behandelt zu werden.

Sechstens, (ich hebe aus sechs und sechzig Bemerkungen nur noch diese eine aus) mußte der Beamte sonst in der Regel da versauern, wo er einmal angestellt war: jetzt dagegen ist er keinen Tag sicher, von Norden nach Süden und von Osten nach Westen versetzt zu werden. Zwar glauben Einige, es leide dadurch das Geschick, auf die einmal erforschten örtlichen und persönlichen Verhältnisse tüchtig und mit Anhänglichkeit einzuwirken, es gehe die Meisterschaft im kleinern Kreise verloren, über welche nur seltene Naturen sich erheben können; aber wie ergötzlich und belehrend ist nicht auf der andern Seite der Wechsel für den, welcher von Mailand nach Temeswar, oder von Achen nach Gumbinnen versetzt wird! Der Staat betrachtet die Beamten nicht als Personen, hat nichts mit ihrem persönlichen Glück oder Unglück zu schaffen, sondern schickt sie als Maschinen dahin, wo er sie brauchen kann, (dazu gehört aber nicht die Privatmaschinerie der Weiber und Kinder, für deren Mitkommen der Beamte allein sorgen muß) und wollen jene Staatsmaschinen nicht vorschriftsmäßig gehn, so werden sie ein-

geſchmiert. Ja wäre auch bisweilen gar kein innerer Grund zu einer Verſetzung vorhanden, ſo dient ſie doch oft zur Einübung des unendlich wichtigen Gehorſams, und zur Nahrung des Glaubens, daß da der Wahrheit nach Gottes Finger wirkt, wo der in Vorurtheilen Befangene nur Menſchenhände zu ſehn glaubt.

Verſetzen wir uns endlich ſelbſt vom Campus martius in die Kirche der heiligen Juſtina, ſo bringt dieſe Verſetzung wiederum zu der Stelle, von wo wir ausgingen: denn ein venetianiſcher Edler hat auch dieſen Bau veranlaßt, und ein Kloſterbruder gar dazu den erſten Plan gefertigt. Die Kirche, deren Prachteingang und Treppe leider nicht beendet ward, iſt 367 geometriſche Fuß lang, und mit Ausſchluß der Kapellen 97, mit Einſchluß derſelben 127 Fuß breit. Da indeſſen, wo ſie ſich in die Seiten des Kreuzes erweitert, ſteigt die Breite auf 232 Fuß. Das Mittelſchiff hat den Bogen ungerechnet eine Höhe von 72 Fuß, die Seitenſchiffe von 41 Fuß. Sechs und zwanzig vierſeitige, äußerlich aber mit Säulen geſchmückte Pfeiler trennen das Hauptſchiff von den beiden Seitenſchiffen und tragen das Gewölbe. Drei große Kuppeln ſtehen in der Länge des

kürzern Kreuzarmes nebeneinander, die vierte aber über dem Hauptaltar jenseit dieſes Kreuzes: vier andere kleinere Kuppeln zeigen ſich in den vier Winkeln, wo ſich beide Arme des Hauptkreuzes durchſchneiden. Die Höhe der größten Kuppel beträgt 276 Fuß, die des Glockenthurms 222 Fuß. Ein und zwanzig Kapellen und Altäre ſind zum Theil mit ſehr ſchönen Gemälden, alle mit den köſtlichſten marmornen Säulen geſchmückt. Ueberhaupt ſiehſt du nichts als Marmor, die Treppen, Säulen, Altäre, der geſchmackvoll eingelegte hellglänzende Fußboden iſt Marmor. Aus dem Allen geht hervor, daß dieſe Kirche keineswegs den erhaben ſchauerlichen Eindruck einer ächtgothiſchen machen kann, und daß die Pfeiler weit mehr von den Seitenſchiffen verdecken müſſen, als Säulen; aber ich möchte dieſe große Marmorpracht, die weißen und gelblichen Farben der Gewölbe und die ſehr helle Beleuchtung des gewaltig großen Gebäudes doch nicht unbedingt verwerfen. Auf eine Beſchreibung der einzelnen Kunſtwerke kann ich keineswegs eingehn, und bemerke nur, daß Riesdos halberhabene Arbeiten in Nußholz, welche ſehr viele Geſchichten des alten und neuen Teſtaments darſtellen, in ihrer Art bewundernswerth und

eine würdige Zierde des Chors sind. Zehn Minuten, sagte mein Führer, stand Joseph der zweite vor einem Basrelief, und darin lag die Weisung, daß Leute wie wir, die nichts zu regieren haben, wenigstens ein Paar Stunden verweilen sollten; ich aber bemerkte: weil wir nicht selbst regieren, werden wir regiert, und mein Vorgesetzter, obgleich Chef des Cultus (oder nach Campe, Oberhaupt der Gottesverehrung) läßt es keineswegs als Rechtfertigung gelten, wenn ich um des heiligen Antonius von Padua und seiner Fischpredigten willen, über die gesetzte Frist ausbleibe. Dessen Leben und Wunderwerke in halb erhabenem Marmor von Sansovino und andern Künstlern nachgebildet, sind gewiß mehr werth, als die wahrhaft geschichtlichen Vorbilder. Die Kirche, welche seinen Namen trägt, hatte bei geringerer Größe und minderer Pracht als die der heiligen Justina doch manches eigenthümliche und bemerkenswerthe Denkmahl: der Freund der Kunst aber muß vor Allem zu der Annunciata und den Eremitanen eilen, wo er sehr bedeutende Freskogemälde von Ghiotto und Mantegna findet. Leider aber haben Uebermüthige und Geschmacklose manches von diesen Gemälden in den stets offenen Kirchen

bekritzelt und verstümmelt, so daß, wenn die Herstellung oder bessere Bewahrung ausbleibt, nach Jahren nur Weniges gut erhalten übrig seyn dürfte.

Das Verschließen der Kirchen schützt allerdings dagegen; aber ich kann dieß Verfahren nicht billigen, und am wenigsten bei den Protestanten billigen, in deren Kirchen gewöhnlich nichts zu verderben oder zu holen ist. So viel Gewicht die Katholiken auch auf den Geistlichen legen, so wissen sie doch, wie nöthig, wirksam, bedeutend der Aufenthalt des Christen in der Kirche zu jeder Stunde seyn kann, wie eben die Einsamkeit, die Stille, die Dunkelheit, die ungewöhnliche Stunde das Gemüth berühren und aufschließen, wie aus dem Innern heraus der Mensch Gott sucht und in heiliger Umgebung ohne menschliche Mittelsperson leicht findet: bei den Protestanten hingegen ist die Kirche die ganze Woche hindurch nichts wie ein großer verschlossener Kasten, und nur Sonntags um neun Uhr thut sich angeblich der Himmel auf, wenn der Geistliche die Schleusen seines Mundes eröffnet und Gute und Böse unter Wasser setzt.

Die hieſige Cathedrale hat Aehnlichkeit mit der Kirche der heiligen Juſtina, ob ſie ſich gleich an Größe und Reichthum ihr ebenfalls nicht gleich ſtellen kann. Der unglaublich große, bis an das gewölbte Kupferdach reichende und mit vielen Gemälden geſchmückte Saal des Rathhauſes, iſt nicht mehr der Sammelplatz von kühnen und fröhlichen Bürgern, ſondern von demüthig kopfhängeriſchen Mehlſäcken, und dieſe Ehrenwache hatte auch das Denkmahl des Livius ſo umzäunt, daß wir nicht bis in die Nähe deſſelben vordringen konnten.

Ein und dreißigſter Brief.

Padua, den 20. September.

Von der hieſigen Sternwarte ſiehſt du auf einer Seite bis Vicenza, auf der andern bis Venedig: wie eine Landkarte iſt die reich bebaute, durchaus ebene Fläche vor dir ausgebreitet, und nur am Rande des Geſichtskreiſes ſtellen ſich noch immer die Tyroler Alpen dar. Padua zählt weniger Thürme

als Verona, die Brenta kommt der Etsch nicht gleich, die Ansichten in der Stadt, und die Aussichten über die benachbarte Gegend sind weniger reich und mannichfaltig, aber die Größe beider Städte erscheint fast gleich. Ist's ein Wunder, wenn es nicht viel einzelne Dörfer giebt, wo solche Städte in so geringer Entfernung an einander gereiht sind? Mehrmals ist mir unser Thüringen in der Lombardei schon eingefallen; aber ich will die weitere Vergleichung um so mehr unterlassen, da ich eine andere, nämlich in Bezug auf die hiesige Universität, gar nicht abweisen kann. Deren Hauptgebäude von Palladio hat einen innern viereckigen, mit Säulengängen rings umgebenen Hof, dessen Wände mit den Wappen und Denkmahlen der Professoren auf eine würdige und nachahmungswerthe Weise geschmückt sind.

Im botanischen Garten fühlt man sich schon durch die im Freien stehenden Pflanzen plötzlich noch um hundert Meilen südlicher, die Treibhäuser dagegen machen überall einen gleichen Eindruck. Ein kleiner Wald von den größten und schönsten ausländischen Bäumen zeigt das Alter der ganzen Anlage; aber wie weit sind unsere jüngern botanischen

Gärten in Deutschland diesem Altvater rüstig zu vorgeeilt, theils in Hinsicht des Umfangs und der Pflanzenzahl, theils in Hinsicht der Benutzung! Im Winter wird Physiologie der Pflanzen vorgetragen; aber die eigentliche botanische Sommervorlesung schließt schon im Juli, und wer sich nicht mit ganz außerordentlichem Eifer selbst forthilft, lernt die Herbstpflanzen gar nicht kennen. Noch weniger ist jemals von Cryptogamie die Rede, und bei Bewilligung des Geldes für die Treibhäuser scheint man zu sehr auf die natürliche Hitze des Landes gerechnet zu haben. Noch kläglicher sah es auf der Sternwarte aus, und wenn nicht die größten und vortrefflichsten [illegible] für uns verborgenen Winkel gesteckt haben, so verdient die ganze Anlage in dieser Beziehung kaum einer wissenschaftlichen Erwähnung.

Mit einem Worte: wer es bei uns bisher an Seufzen, Klagen, und Achselzucken über die den Schulen und Universitäten vorgesetzten Behörden nicht hat fehlen lassen, darf nur hieher gehn, um gründlich von dieser langweiligen Leidenschaft geheilt zu werden. Freilich ward das Höchste in Deutschland und insbesondere auch im preußischen

Staate hiebei noch nicht erreicht, das weiß jeder, und es iſt Pflicht der Gutgeſinnten, auf die vorhandenen Mängel aufmerkſam zu machen; aber es iſt auch Pflicht, dankbar und freudig zu erkennen, wie unendlich mehr unſer König auf den Vorſchlag einſichtsvoller Beamten für die Wiſſenſchaften gethan hat, als tauſend andere Herrſcher. Und er hat es gethan in Zeiten der größten Erdrückung, wohl wiſſend, daß nur der Geiſt lebt, und durch ihn eine Auferſtehung nicht bloß möglich, ſondern auch nothwendig wird. Wie Viele haben kurzſichtig und auch kleingläubig darüber gemurrt, ſie wollten bloß da ſäen, wo ihnen die Frucht ſogleich in die Hand wuchs; aber eine ſo ſchnelle Wechſelwirthſchaft kann man nur mit Schimmel und Moos, nicht mit Pflanzen und Bäumen treiben, welche tief in der Erde wurzeln, und auch zum Himmel reichen ſollen. Die Gründung der Univerſitäten in Berlin und Breslau wird von den künftigen Geſchlechtern nicht minder als Beweis des Muthes, der Lebenskraft und der Würdigkeit des preußiſchen Staates angeführt werden, als die gewonnenen Schlachten. Eins gelingt nicht ohne das Andere, beides zuſammen hat doppelten Werth.

Das Verzeichniß der Lehrer und der Vorlesungen in Padua war trotz aller Mühe nicht aufzutreiben, bis der Lohnbediente einen Professor darum anging, dem ich es aber ungeachtet der ängstlichen Klagen jenes Leibers nicht zurücksandte, sondern melden ließ: ein deutscher College habe es gewaltsam entführt, und sey zu allen freundlichen Gegendiensten bereit. Dieß Verzeichniß beweiset augenfällig, daß man eine deutsche Universität gar nicht mit einer solchen italiänischen vergleichen sollte, so unendlich größer, umfassender, eingreifender, würdiger ist die deutsche Einrichtung. Zwar sollte man von dem Prospetto außerordentlich viel erwarten, da er aus zwey colossalisch großen aneinander geklebten Royalbogen besteht, und selbst die wohlgedruckten Namen der Pedelle darauf zu finden sind. Rector Magnificus ist für das Jahr 1818 der Graf und Abt Franz Maria Franzeschini, Vicerector der Advokat Ludwig Lanfranchi. Vierzehn wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen werden aufgeführt: der Landmeßkunst, Naturgeschichte, Naturlehre, der allgemeinen und der ärztlichen Scheidekunst, des Hebammenwesens, der menschlichen und der vergli-

chenden Zergliederungskunst, der Pathologie, wo kranke Theile und Glieder gesammelt werden, der ärztlichen und wundärztlichen Heilanstalten, der Arzeneimittel, der allgemeinen und der landwirthschaftlichen Pflanzenkunde. Wenn wir aber von der Sternwarte und dem Pflanzengarten weiter schliessen, so dürfte der alte Name dieser Sammlungen merkwürdiger seyn, als das heutige Leben und der erweiterte Gebrauch. An Professoren für die verschiedenen Theile der Mathematik und Physik ist kein Mangel; ich nenne dir: Farini, Franzeschini, Danieletti, Criminello, Santini, Avanzini, Negro und Arduino. Sie bilden die erste oder physischmathematische Facultät; in der zweiten, der medizinischen Facultät, sind du Caldani für die Zergliederungskunst, Malacarne für die Hebammenkunst, Fanzago, Decima, Brera und Sograsi für die übrigen Theile dieser Wissenschaft. Dann gehören aber noch zur ärztlichen Facultät der Professor der Naturgeschichte, Ronier, der Botanik, Bonato, und die Professoren der Chemie, Melandri und Mandruzzato. In der juristischen Facultät sind aufgeführt Professoren des Natur- Staats- und bürgerli-

chen Rechts, des peinlichen Rechts und des Prozeſſes, nämlich: Barbieri, Lanfranchi, Giuliani und Cromer, ferner der Profeſſor der politiſchen Rechenkunſt und Statiſtik, Marsand, und, — in der juriſtiſchen Facultät! — der Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen, Assemanni!

Wenn du von allen den genannten kaum zwei oder drei den Namen nach kennſt, ſo ſchließ nicht ſo ſchnell auf ihre Unwürdigkeit, denn, unter uns geſagt, ſie kennen hier gar keine von unſern Leuten. Wohl aber können wir nicht bloß ſchließen, ſondern beſtimmt wiſſen, daß dieſe Univerſität keine Univerſitas, daß ſie trotz des Scheins von Reichthum in einzelner Fächer, doch ihrer vierzehn Inſtitute, nur ein jämmerliches, haltungsloſes Bettelinſtitut iſt. Oder wäre eine Univerſität ohne Theologie, ohne Philoſophie, ohne Philologie und Alterthumskunde, ohne alle Geſchichte, kein Bettelinſtitut? In Padua, dem Vaterlande des Titus Livius nicht ein einziger Lehrer der Geſchichte! Ehemals, gab man mir zur Antwort, habe hier einer belles lettres vorgetragen, und nebenbei die Geſchichte mit abgethan; er ſey aber ſchon lange geſtorben, und

nun gebe es darüber eben nicht schlechter! Wären aber auch für alle jene Zweige der Erkenntniß besondere Anstalten gegründet, — was keineswegs der Fall ist —, so bleibt es doch thörigt, den Baum der Wissenschaften nach willkührlichen Einfällen zu zersplittern, und dann zu verlangen, daß er fortlebe und wachse. Was hat, sagen zwar Manche, z. B. die Scheidekunst oder die Anatomie mit der Theologie zu schaffen? als wären nur da Einwirkungen und Rückwirkungen, wo man sie an den Fingern herzählen und mit Händen greifen kann! Wie viele Menschen wissen denn, wie die Leber auf die Verdauung wirkt, läßt sich deßhalb diese Einwirkung läugnen? — Und alles Thun auf Erden hat ja zuletzt keinen Sinn und keine Haltung ohne den ächten Geist der Theologie. — „Den Geist, erwiedern jene, ließen wir uns noch gefallen, aber —" Aber, falle ich ihnen in die Rede, jeder Geist bedarf eines Körpers, um sich zu offenbaren, und wenn ihr den Anatomen sogar an die Leichen verweiset, und dem Chemiker verstattet, sich mancherlei stinkende, aber hochverehrte Körper zur Gemüthsergötzung zu bereiten, so begreife ich nicht, wie ihr den histori-

ſchen Körper der Theologie ſo anfeinden könnt, der freilich bisweilen krank, aber nie vom Geiſte ganz verlaſſen und abgeſtorben war.

Was muß aber geſchehen, wenn ausſchließlich die Aeußerlichkeiten der Theologie von alten Handwerkern in Winkelſchulen den neuen Lehrjungen eingebläut werden, wenn keine Philoſophie mehr die Beſonnenheit und Lebenskraft erhöht, wenn ſtatt der griechiſchen und römiſchen Meiſterwerke der Code des Douanes erklärt wird, wenn man die Lehren der Geſchichte ins Feuer wirft, ihren Geiſt vorſätzlich verkennt, und aus der Aſche keinen Phönix erzeugt, ſondern ein ſchmutziges Kalb zuſammenbäckt, und die Augenverkehrt der den Machthabern gerade gefälligen Politik, mit gewaltiger Stimme der verbaaſeten Jugend vorblökt? Was anders kann geſchehen, als daß ein unwiſſendes, geiges, im ſchlechteſten aller Aberglauben befangenes, von aller Kraft entblößtes von Gott verlaſſenes Geſchlecht emporwächſt, welches verdient, mit Scorpionen gegeißelt zu werden, wenn es dieſe Geißelung leidet. So etwas iſt uns von angeblichen Mäcenen noch nicht geboten worden, und alle Sünden unſrer geiſt-

lichen Minister bis ins vierte Glied aufwärts sind noch keine Splitter gegen das Zeughaus von Balken, welches bei Betrachtung jenes paduanischen Prospetto in die Augen springt. Weil nun aber bei uns Gottlob keine Balken wegzuräumen sind, so werden kleine Uebelstände vor ein strenges Gericht gezogen, und die hohen Obern und die Gelehrten sollten es nicht übel nehmen, sondern als ein verbindliches Zeugniß vortrefflicher Verhältnisse und inniger Theilnahme betrachten, wenn man sich wechselseitig die Federn, welche allein noch jene reine Schönheit des Ganzen stören, ablieset oder abbürstet.

Verlangst du Proben solchen Federlesens, so mögen zuvörderst die hohen Obern ihrem Range gemäß einmal auf die Professoren losbürsten, (welche dadurch nicht im Nachtheil, sondern im Vortheil sind, weil sie eher rein werden): das wunderlichste Volk auf Erden ist, — wenn anders kein Schauspieldirektor widerspricht —, ohne Zweifel das Volk der Gelehrten. Sie sitzen wenigstens so erhaben, wie Socrates in den Wolken des Aristophanes, und schreien laut auf, wenn ihnen die Behörde auch nur von weitem zu nahe kömmt; alle Verletzungen der

herkömmlichen Formen von ihrer Seite werden dagegen mit dem wohlbekannten Genie entschuldigt, oder mit ihren Verdiensten gerechtfertigt. Neben diesem edeln Stolze laufen, — was kein Mathematiker begreifen würde —, die Gesuche Einzelner um Zulagen freundschaftlich parallel, und Andere, welche nicht suchen, verkünden laut, daß sie, obgleich zurückgesetzt, Nichts suchen, bis es der Minister hört und ihr großartiges Märtyrerthum anerkennt und belohnt, — wenn er anders kann. Warum er nicht könne? darauf gab einmal vor funfzig Jahren ein hoher Oberer eine Antwort, die man in unsern zarter gebildeten Tagen mit Nasenrümpfen verwerfen würde: ich kann, sagte er, euch nichts bewilligen, weil ich kein Dukatenkacker bin. Uebersetzte er aber auch diese grobe Prosa jetzt in den wohlbekannten Vers: wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand, so entginge er doch schwerlich dem Vorwurf unpassender Ziererei; und auf den trockenen Bescheid, es ist kein Geld in der Casse, wird so laut, als es irgend erlaubt ist, geantwortet: das danke ihm der Teufel.

Bedenken Sie, fährt der hohe Obere fort, be-

denken Sie ferner, meine Herren, daß der Buchhändler in dem höchst seltenen Fall einer zweiten und verbesserten Auflage ihrer Werke, doch kaum die Hälfte des ersten Honorars zahlt; daß Sie aber für die halbjährigen, unverändert vom Stapel ihres Mundes gelassenen Auflagen immer gleichmäßig bezahlt werden, und niemand daran zweifelt, daß die frühern luftigen Abdrücke und Ausdrücke, wenn auch nicht vergriffen, doch verflogen sind. — Nennen sie die Frage, ob die Vorlesungen zur gesetzlichen Zeit anfingen und endeten, doch nicht lästig oder beleidigend, ich darf Ihnen nicht erst sagen, was sie längst besser wissen: nämlich, daß ihnen in dem ganzen ~~Laufe des halben~~ Jahres die Freiheit bleibt, nach ein Viertel die Vorlesungen zu beginnen und vor drei Viertel zu schließen, daß sie, wenn der Stoff trotz alles Dehnens nicht bis zum gesetzlichen Ziele reichen will, in der Mitte einmal vierzehn Tage aussetzen können, wovon das Departement nichts erfährt.

Erlauben Ew. Excellenz — fällt hier der Professor ein, der die Rede des Ministers aus zureichenden Gründen abzukürzen wünscht, daß ich zwar

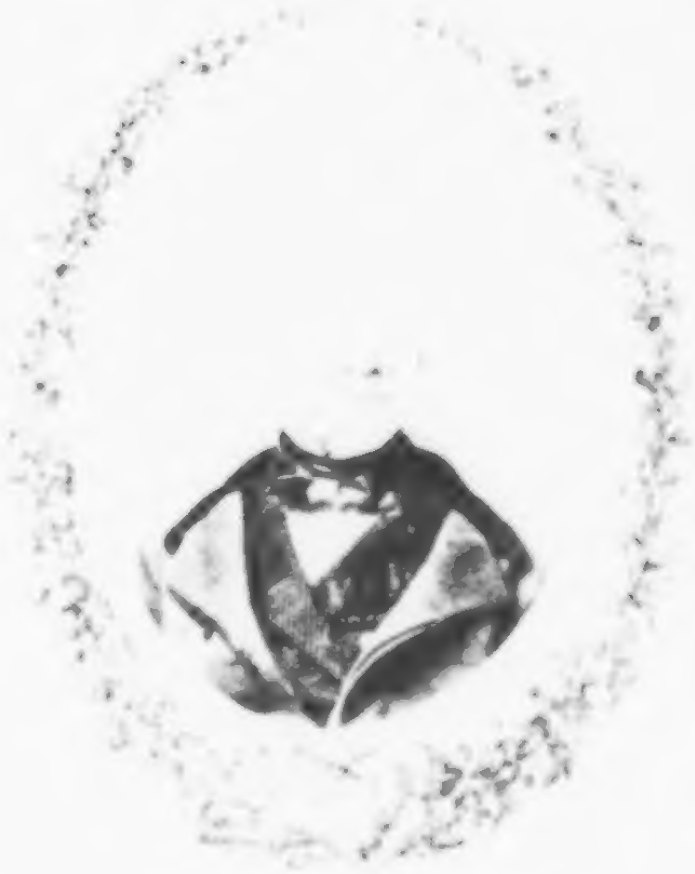
keinekwegs einen Wettſtreit des lehrreichen Scherzes und der angenehmen Laune zu beginnen, aber im Namen der Mehrzahl meiner Collegen zu erklären wage, daß allerdings eine Minderzahl räudiger Schaafe unter dieſen wie unter andern Schaafheerden zu finden iſt. Möchten Ew. Excellenz dieß Schmiervieh nach Belieben abſondern oder weiter einſchmieren, — nur aber nicht, wie bisweilen, mit Zulagen, welches Mittel ſolche Haut eher verdirbt, als beſſert. Was hingegen die Heiligen und Reinen betrifft, ſo iſt deren Fütterung noch immer nicht auserwählt genug, und ſie müſſen ſich mit dem von Theoretikern und Praktikern längſt verworfenen Trunke des klaren Waſſers begnügen. Die Profeſſoren — ich will das Bild von den Schaafen hiemit fallen laſſen — ſind zwar weit beſſer beſoldet als ſonſt, aber die Jüngern, deren Herz ſich aufſchließt in den Jahren des Gefühls, können keine Frau von ihrem Gehalt ernähren, und es iſt ein peinliches, Schamröthe hervortreibendes Gefühl, wenn jemand Pauli Epiſtel an die Corinther II. C. 7. V. 9 erklären, und bei dem beſten Willen ſelbſt das Beſſere unterlaſſen muß; oder wenn ein Unverheiratheter

Fichte's Satz bestätigen soll: „eine unverheirathete Person ist nur ein halber Mensch.“ Die ältern höher besoldeten Professoren haben selten berechnet, daß die Ausgaben im geometrischen Verhältniß wachsen, wenn die Zahl der Kinder im arithmetischen wächst, und gewöhnen sich dann, vor Hunger an den Fingern zu saugen, daß sie es selbst auf dem Katheder nicht mehr lassen können; the preventive check endlich, den Malthus gegen zu viele Kinder vorschlägt, widerspricht den hergebrachten Ansichten über die Bevölkerung, und noch manchem Andern. —

Verweisen uns Ew. Excellenz nicht an das Honorar, denn im Studentencomment ist das Bezahlen des Lehrers leider noch nicht als Ehrenpflicht eingetragen, und wirklich arme Studenten kommen eben so gut vor, als wirklich leere königliche Cassen. Auf die schlecht bezahlenden Buchhändler würde ich endlich auch noch schelten, müßte ich dann nicht der Billigkeit gemäß ihre Klaglieder über das Publikum, und die groben Reden des Publikums über die Schriftsteller ebenfalls aufnehmen, und einen unendlichen in sich geschlossenen Kreis von Verwürfen in alle Ewigkeit herumdrehen.

Wir erkennen die Nothwendigkeit einer höhern Leitung gern an, und es wird Ew. Excellenz leicht werden, die ganze Heerde an einem Fädchen fortzuführen, beſonders wenn Sie ſelbſt das Fädchen in die Hand nehmen, und unter der Heerde Keiner iſt, deſſen Herz die Liebe, oder deſſen Magen Hunger führt. Aber wenn das Sprichwort aus dem Don Quixote aufgeführt werden ſollte: die Katze an der Katze, die Katze am Stricke, der Strick am Stocke, u. ſ. w. ſo entſteht, wenn auch keine Prügelſuppe, wie in jener Schenke, doch eine ſchlechte Papierſuppe in den Regiſtraturen. Der academiſche Senat hält ſtreng auf Chriſti Vorſchrift: was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihnen auch: er hat das herzliche Vertrauen zu den Studenten, daß ſie alle Verkehrtheiten unter einander ſchon ausbaden und ausſchneiden werden, er hat das Vertrauen zu Gott, daß er alle Studentenſachen ohne Einmiſchung zum Guten lenke; — nun verlangt er nicht unnatürlich ein Gleiches von den hohen und höchſten Behörden, und wenn er auch bisweilen den Schein annimmt, als ſey er in einen Ausſchuß babyloniſcher Thurmarbeiter verwandelt,

so versteht er doch mancherlei, was man in ihm nicht sucht, z. B. Preisaufgaben ertheilen, Vorschläge über die Besetzung von Stellen abgeben, Gelder an arme Studenten bewilligen, und dergl. mehr.



Litterarischer Nachlaß

Litterarischer Nachlaß

von

Friedrich von Raumer.

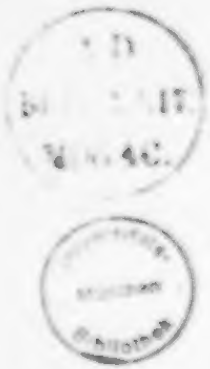
Erster Band.

Mit dem photographischen Bildniß des Verfassers.

1869.

Der ganze Ertrag ist für die Berliner Volks-Bibliotheken bestimmt.

Berlin, 1869.
Verlag Siegfried Mittler und Sohn.
Königliche Hofbuchhandlung.
Kochstraße No. 68.



Vorrede.

Dieser litterarische Nachlaß erweiset, daß nicht bloß geschichtliche Forschungen mein langes Leben ausfüllten, sondern viele andere Gegenstände mich lebhaft erregten und beschäftigten. Wohlwollend Gesinnte nennen dies vielleicht eine löbliche, vielseitige Thätigkeit; während strenger Urtheilende, es als sehr oberflächlichen Dilettantismus bezeichnen. Aber es bewährt sich auch bei mir das alte Sprichwort: „man könne seine Natur nicht austreiben." Ja ich habe dies nicht einmal versucht, weil ich mich in dieser Mannigfaltigkeit des Beobachteten, Erlernten, Erlebten sehr wohl befand.

Zur Erläuterung des Einzelnen möge Folgendes dienen.

Meine spätere Lebensgeschichte habe ich so kurz gefaßt wie möglich, und sie nicht durch Aufnahme etwa der gleichzeitigen Weltbegebenheiten, oder unzähliger Kleinigkeiten und Klatschereien ungebührlich verlängert.

Professor Wolfs Anrede an Raumer, siehe S. 5 der Lebensgeschichte.

Briefe Alexanders v. Humboldt. Obgleich jeder von einem solchen Manne kommende Brief ungewöhnliche Bedeutung hat, legte ich doch mehrere (schon um Wiederholungen zu vermeiden) zur Seite, und darf mir die Bemerkung erlauben, daß das über mich ausgesprochene allzu große Lob, nicht mit dem übereinstimmt, was sich gleichzeitig in Varnhagens Nachlaß vorfindet. — Da Herr v. Humboldt fast nie ein

Datum seinen Briefen beisetzte, war ich außer Stande es nach so vielen Jahren mit Sicherheit hinzuzufügen, und bitte die hiedurch entstandene, nicht ganz vertilgte Unordnung zu entschuldigen. So gehören Nr. 10 und 25 in die Zeit Friedrich Wilhelms III.

Geschichtliche Aufsätze. Sie sind zum Theil, mit gütiger Erlaubniß des Herrn Verlegers Brockhaus, aus dem historischen Taschenbuche übernommen. Bei Entwerfung derselben bemühte ich mich aus vielen Quellen das wahrhaft und allgemein Aussprechende zusammenzudrängen und lesbar darzustellen. Jeder Schüler wird auf diesem Boden an den, seit zwei Jahrtausenden unerreichten Meister Sallustius erinnert.

Kammer an Köpke. Sonst und jetzt bedürfen keiner Erläuterungen.

Zu Professor Erdmanns Geschichte der Philosophie. Es ist offenbar daß meine Bemerkungen gar nicht für Meister des Faches bestimmt sind, und daß sie von einem Laien, einem bloßen Dilettanten herrühren. Möge man dieselben jedoch verstatten, in einer Art von formloser Gesammtrecension darzulegen, wie ihm die Geschichte der Philosophie erscheint.

Theologisirende Briefe aus Meran (1850) und Fortsetzung derselben (1858). — Religions- und Kirchengeschichte stehen mit der politischen in so engem Zusammenhange, daß ich in meinen gedruckten Werken ausführlich darüber sprechen mußte. Allerdings sind die, in den vorstehenden Versuchen berührten Gegenstände, bereits früher und später von Sachverständigen vollständiger und gründlicher behandelt worden. Möge man indessen das Dargebotene mit der milden Gesinnung aufnehmen, mit welcher es geschrieben wurde.

Zu den Naturwissenschaften gehörig. Diese Randglossen eines jetzt mehr als 88jährigen lernbegierigen Schülers, bezwecken (ohne die geringsten Ansprüche zu machen) sich das Gelernte zu verdeutlichen und es in seiner Weise zu verarbeiten. Irrthümer möge man dem Schüler verzeihen!

Zu den schönen Wissenschaften gehörig. Briefe an Tieck über das Theater (1824). Wenige Personen werden sich jener ver

gangenen Zeiten und Zustände erinnern, weshalb mir gerathen ward ihr Andenken durch diese Mittheilungen zu erneuen [1]).

Marie (1828). Dieser vor 40 Jahren von mir niedergeschriebenen Erzählung, liegen durchaus keine geschichtlichen Thatsachen zum Grunde. Sie ist von mir ganz erfunden, und machte in der Handschrift damals auf ausgezeichnete Männer und Frauen einen großen, durchaus unerwarteten Eindruck. So schrieb mir L. Tieck am 2. April 1829 (Lebenserinnerungen 2, 289, 305): „Ueber Ihre Novelle Marie hätte ich Ihnen nur gleich schreiben sollen, wie Herz und Fantasie ganz voll davon waren. Lange hatte mich nichts so sehr aufgeregt, ja erschüttert."

Und die edele Dorothea Tieck schrieb mir: „Ihre Novelle hatte mich, als ich sie zum ersten Male las, so erschüttert, daß ich einige Zeit körperlich wie vernichtet war. Ich kann Ihnen nicht sagen wie viel ich über das kleine Werk (das in so engem Raume so unendlich viel umfaßt) nachgedacht habe, wie es dazu beigetragen hat mein Gemüth zu reifen und mir über so Manches, was in meiner Seele noch dunkel, ein Licht verbreitet."

Wenn nun die, auf diesem Boden wachsenden Werke der größten Meister, im Ablaufe der Zeit an Bedeutung und Wirksamkeit verlieren, wie vielmehr der Versuch eines Unbegabten! Daher bin ich überzeugt, jene Erzählung könne in unseren Tagen keineswegs den früheren Eindruck machen. Weil sich indessen einzelne Männer und Frauen auch noch jetzt in dieselbe hineindachten und fühlten, und sie ein Zeugniß ablegt über meine Persönlichkeit, so mag man ihr einen Platz in meinem Nachlasse gönnen.

Unabgesendete Briefe eines Thoren (1852). Für dieselben gilt das soeben Gesagte.

Der griechische Roman, wird verhältnißmäßig von den Philologen und dem Publikum wenig beachtet. Ich habe versucht Interessantes in höchster Kürze zusammenzustellen.

Proben deutschen Stils. Die Wahrheit und Gerechtigkeit erfordert, diese Proben (schon zur Warnung und Besserung) vorzulegen.

[1]) Mit Ausnahme dieser Briefe, sind alle Aufsätze des zweiten Bandes früher noch nie gedruckt.

Lessing, Wieland, Engel, Mendelssohn, Garve, Göthe, Tieck, die Schlegel, haben derlei Versündigungen nie an der würdigen Muttersprache begangen.

Raumers Briefwechsel. Ich habe unzählige Briefe zur Seite geworfen: möge man nicht finden die Auswahl sei dennoch keineswegs streng genug.

Gedankenspäne. Unter diesem Namen schrieb ich im Jahre 1868 unzählige Bemerkungen bunt durcheinander. Nächstdem versuchte ich mit höchster Anstrengung (vom 3. bis 22. Januar 1869) das Verwandte zu ordnen und aneinander zu reihen. Noch immer fehlt indessen Zusammenhang und Einheit, weshalb das Dargebotene doppelt um nachsichtige Aufnahme bittet.

Daß in Schriften aus so verschiedenen Jahren (trotz sorgfältiger Verbesserungen) sich ähnliche Anklänge und leider auch Wiederholungen finden, ist fast unvermeidlich und dient vielleicht zur Berichtigung und Widerlegung.

Den ganzen aus dem Verkaufe dieses Nachlasses zu hoffenden Ertrag, erhalten dereinst die Berliner Volksbibliotheken. Auch die Herren Verleger haben für sich jeden Geld-Gewinn entsagt. Da das Unternehmen zugleich uneigennützig und gemeinnützig ist, so darf man wünschen das Publikum möge so zahlreich Theil nehmen, daß jener gehoffte Ertrag nicht ausbleibe.

Berlin, den 14. Mai 1869, an meinem 89. Geburtstage.

v. Raumer.

Inhaltsverzeichniß

des ersten Bandes.

	Seite
Vorrede.	
Zur späteren Lebensgeschichte Raumers	1
Professor Grells Anrede an Raumer	15
Briefe Alexanders v. Humboldt	17
Geschichtliche Aufsätze	37–247
Reise nach Südamerika	39
Zur neuern Geschichte Spaniens	75
Reise nach dem Norden (Dänemark, Norwegen, Schweden)	176
Zur neuern Geschichte Roms	201
Sicilien und Palermo	221
König Jakob II. und Anna Hyde	238
Reise nach Konstantinopel u. Athen (1858)	248
Raumer an Köpke (1866)	279
Sonst und Jetzt (1867)	291
Bemerkungen zu Professor Erdmanns Geschichte der Philosophie (1866)	305
Theologisirende Briefe aus Meran (1850)	335
Fortsetzung (1868)	345

Zur späteren Lebensgeschichte Raumers.

Wenige Blätter genügen aus vielen Jahren meines Professorlebens, für Befreundete das etwa Anziehende mitzutheilen.[1])

Mein Austritt aus der berliner Akademie, (1847, worüber ich vor der Hand noch schweige) machte mich, gegen die Erwartung Vieler, so bekannt und beliebt, daß ich zum Stadtverordneten erwählt wurde. Ich habe die mir dadurch auferlegten Pflichten mit freudiger und eifriger Theilnahme zu erfüllen gesucht und eben so gern das Amt eines Geschwornen übernommen; denn jede Sitzung führt hier zu einem bestimmten Ergebniß.

Ueber meinen Aufenthalt und meine, meist fruchtlose, Thätigkeit als Reichstagsabgeordneter in Frankfurt am Main und in Paris, geben meine gedruckten Briefe[2]) umständliche Auskunft; doch halte ich es für angemessen Einiges hinzuzufügen.

Die Abgeordneten hatten allerdings sehr verschiedene Grundsätze, Ansichten und Zwecke; indeß behandelte man sie später fast ohne Ausnahme wie mit einer levis notae macula behaftet.

Die Uneigennützigkeit, Aufopferung, Vaterlandsliebe, Klugheit, Voraussicht mancher Abgeordneten liegen eben so zu Tage, wie die Irrthümer und Leidenschaften Anderer. Nur Unwissende, oder solche, die sich in die damaligen Verhältnisse gar nicht hinein denken und fühlen wollen, oder können, sehen überall eitele Anmaßung und Ueberschätzung; sie ahnen nicht, welche Schmerzen und Leiden jedes wohlgesinnte Mitglied der frankfurter Versammlung ertragen mußte.

---

1) Die früheren Lebenserinnerungen sind gedruckt 1861, und gehen bis 1832.

2) Die Handschrift meiner Gesandtschaftsberichte habe ich der königlichen Bibliothek übergeben.

So freundlich ich auch in Paris von allen Seiten aufgenommen ward, so blieb es doch ganz unmöglich irgend etwas auszurichten bei der Abneigung Rußlands, der Zurückhaltung Englands, der Schwäche Oesterreichs, der schwankenden Halbheit Preußens, den Fantasmen und Thorheiten Frankfurts. Mit Recht hat man gesagt: ich sei ungeübt gewesen in all den Künsten der herkömmlichen Diplomatie; — ja noch mehr, ich hegte in der That eine gründliche Abneigung gegen die hochgerühmten Halbheiten, Zweideutigkeiten, Ausflüchtereien u. s. w., wie ich dies (auf den Grund genauer Kenntniß unzähliger Gesandtschaftsberichte) schon früher in meiner Syren aussprach. Da Cavaignac und Bastide derselben Ansicht waren, so kam ich durch ein einfaches, aufrichtiges Verfahren immer noch in bessere Verhältnisse, als wenn ich (wie Manche fordern) anmaßend und grob gewesen wäre.

Daß die damalige französische Regierung die Schwächung und Uneinigkeit Deutschlands gewünscht habe, ist ein Irrthum. Vielmehr bewies Herr Bastide, (die Karte Europas zur Hand nehmend) daß es, in wahrscheinlich nicht langer Zeit, zwischen Frankreich und Rußland zur Fehde kommen müsse, und es höchst wünschenswerth sei, alsdann ein starkes, selbständiges Deutschland, wo nicht als Bundesgenossen, doch als befreundet vorzufinden.

Ueber den 3. April 1849, wo die Reichstagsabgeordneten die Kaiserkrone in Berlin darboten, enthalten meine Briefe aus Frankfurt ziemlich umständliche, jedoch unvollständige Nachrichten. Und noch jetzt kann Manches nicht öffentlich mitgetheilt werden.

Daß auch spätere Bestrebungen in Gotha (bei dem Wechseln der preußischen Politik) mißlingen mußten, versteht sich von selbst, und insbesondere erwartete ich keinen Dank dafür, daß ich früher Beschlossenes unterstützt hatte, was man später verwarf!

Befreundete wünschten meine Wahl zum Abgeordneten für die zweite Kammer. Nach dreimaliger Abstimmung siegte General v. Reyher, ich glaube mit nur zwei Stimmen; — aber mit Recht, denn er besaß die in der Kammer erforderlichen militairischen Kenntnisse, die mir ganz fehlten. Herr v. Holtzendorf hatte indeß Veranlassung Nachstehendes drucken zu lassen: (S. 17) „Statistisch merkwürdig ist es, daß sämmtliche Mitglieder der Akademie, und fast alle die mit dem Ministerium der Schule und geistlichen Angelegenheiten zusammenhängen, vom Geheimerath bis zum Schulmann (letztere mit zwei Ausnahmen) gegen v. Raumer, den Historiker und Professor, stimmten."

Einer meiner Kollegen sagte mir feierlich: ich sei unentbehrlich in der Kammer und würde sicherlich gewählt werden. Ich wettete mit ihm

für das Gegentheil. Er ging hin, stimmte heimlich gegen mich, hat sich aber der verlorenen Wette nie erinnert, und ich habe ihn natürlich nie gemahnt.

Zum Mitgliede der ersten Kammer ward ich von dem Kreise Aschersleben gewählt, nicht sowohl meiner Verdienste halber, als weil damals sehr wenige Männer in den Landschaften geneigt waren sich nach dem theuern Berlin zu übersiedeln. Ich stimmte gewöhnlich mit dem gemäßigten Centrum, ohne mich jedoch unbedingt einer Partei oder Fraktion zu übergeben.

Hiermit nahm meine politische Thätigkeit ein Ende, und ich hatte Gründe genug eine Erneuerung nicht zu wünschen. Ich habe durch dieselbe viel gelernt, aber keinen belehrt, und nichts bewirkt.

Vorlesungen auf der Universität und geschichtliche Arbeiten beschäftigten mich seitdem mehrere Jahre lang in erfreulicher Weise, und nicht minder Vorträge gehalten den Prinzen von Preußen und von Baiern; allmälig aber trat Neigung, Bedürfniß und Ueberzeugung hervor, daß neue Reisen für meine Ausbildung unentbehrlich wären.

Ueber die früheren nach Italien, Frankreich, England, Deutschland und die Schweiz habe ich bereits Bericht erstattet. Jetzt folgen: 1844 Nordamerika, 1850 Tirol und Meran, 1851 Schweiz, 1852 der Rhein und Holland, 1853 Dresden und benachbarte Gegenden, 1854 Süddeutschland, 1855 (und öfter) der Harz und Göttingen, 1856 Dänemark, Schweden und Norwegen, 1857 Wien, Pesth, Norditalien, 1858 Konstantinopel[1]), Smyrna, Athen, 1859 Bremen, Münster, Aachen, Bonn, Heidelberg, Erlangen. Gewiß habe ich auf diesen Wanderungen ungemein viel gelernt und insbesondere durch die nicht genug zu dankende Bereitwilligkeit ausgezeichneter Männer, mich mit Rath und That zu unterstützen. Es sei erlaubt eine große Zahl merkwürdiger Personen zu nennen, die ich mehr oder weniger kennen lernte und die mir in freudiger dankbarer Erinnerung immer noch vorschweben. Franzosen: St. Aulaire, Bastide, Boieldieu, Burnouf, Broglie, Cavaignac, 2 Champollion, Chateaubriand, Chopin, B. Constant, Cousin, Dupin, Fauriel, Gerard, Guizot, Lafayette, Lamartine, Lamoriciere, Lerminier, Lenormand, Letronne, Mignet, Pardessus, Perrier, Pozzo di Borgo, Raoul Rochette, Rothschild, Salvandi, Sismondi, Thiers, Villemain, Vitet.

1) Aus allen meinen Reiseberichten erlaube ich mir hier den nach dem Norden und Konstantinopel vorzulegen.

Engländer. Bowring, Brewster, Chantrey, O'Connel, Faraday, Grote, Hallam, Holland, R. Inglis, Kemble, Lansdown, Lyell, Lockhart, Milman, Mimo, Mahon, Moore, Murray, Newman, Normanby, Owen, Palgrave, Pusey, Palmerston, Peel, Spring Rice, J. Russel, Senior, Tytler, Wellington.

Amerikaner. Bancroft, Calhoun, Clay, Cooper, Longfellow, Prescott, Sparks, Ticknor, Webster.

Dänen. Jerichow, Oelenschläger, Thomsen, Thorwaldsen.

Italiener. Azeglio, Balbo, Cherubini, Cibrario, Cino Capponi, Mezzofanti, Nicolini, Pitta, Manzoni, Petiti, Righini, Sclopis, Spontini, Zingarelli.

Deutsche. Beck, M. u. M. Beer, Carus, Eckstein, Eötvös, Fichte, Forkel, R. Forster, Gall, Gentz, Goethe, Häring, Hardenberg, Hase, Heeren, Hegel, Henne, Hofbauer, Holtei, Hottinger, Hummel, Jacobi, Iffland, A. u. W. v. Humboldt, Klein, Köpke, Manso, Mathissen, Mendelssohn, Menzel, Metternich, Moscheles, J. Müller, Neander, Niebuhr, Pestalozzi, Plank, Pütter, Quandt, L. u. F. Ranke, Rauch, Raupach, Rehberg, Reichardt, Reil, Rhode, Richter (J. Paul) Ritschel, Rungenhagen, F. u. A. W. Schlegel, Schleiermacher, Schelling, Schlözer, Schlosser, Spohr, M. u. C. Sprengel, Schuckmann, Steffens, Stein, F. u. C. Tieck, Türk, Uhland, Vülliemin, C. M. v. Weber, Weber, Wolf, Zelter.

Vieler Anderen nicht zu gedenken.

Gewiß lernte ich, während meines langen Lebens, so viel merkwürdige Männer (und auch Frauen) persönlich kennen und hörte so viel von ihnen und über sie, daß ich ganze Bände mit wahren Berichten und zugestutzten Anekdoten füllen könnte, wenn ich Zeit und Neigung gehabt hätte mich in eine litterarische Region zu begeben, wo nur zu leicht Klatscherei und Skandal die erste Rolle spielen.

Während dessen hatte ich nach Ablauf von 50 Dienstjahren die Erlaubniß erhalten, auf der Universität nach Belieben Vorlesungen zu halten; am 6. Mai 1859 bat ich aber den Herrn Minister Bethmann Hollweg mir gütigst einen Nachfolger zu ernennen, weil meine leiblichen und geistigen Kräfte immer mehr abnähmen und subsidium bellissimum existimo esse senectuti otium (Cic. De oratore 1, 60.) — Meine Bitte ward gewährt, doch habe ich bis zum Jahre 1869 immer noch öffentlich eine einzelne Vorlesung gehalten.

Das Jahr 1861 war für mich ein merkwürdiges Stufenjahr:

Den 14. Mai war ich volle 80 Jahr alt.

Den 19. September war ich 50 Jahre Professor.

Den 5. Oktober war ich 50 Jahre Doktor.

Den 20 Oktober war ich 50 Jahre verheiratet.

Den 8. Dezember war ich 60 Jahre in königlichem Dienste.

Den 20. Dezember war ich 60 Jahr Mitglied der Singakademie.

Am Tage der 50jährigen Professur erhielt ich viele Beweise freundlicher Theilnahme; vor Allem verlieh mir S. M. der König den rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub und Brillanten.

Die Universitäten Breslau und Heidelberg erneuten ihre Doktordiplome, lobten mich aber, weit über mein Verdienst hinaus. In dem Breslauer Diplome heißt es: Cui ante hos quinquaginta annos in universitate Wratislaviensi recens condita, professoris publici ordinarii munus delatum, paullo post doctoris Philosophiae nomen honoris caussa tributum est; idem illud Doctoris Philosophiae nomen exacto dimidio seculo, quo et magisterii academici praeclare gesti, gloria librorumque de historia et arte politica scriptorum praestantia magnoque numero est nobilitatus, renovatum et honoris caussa denuo collatum.

Im Heidelberger Diplome heißt es: rerum humanarum et mira literarum cognitione, et itineribus pluribus usque ad Americanas regiones porrectis, intelligentem existimatorem, doctrinae varietate indefesso, artes liberales excolendi studio, inter viros doctos nostri temporis fere primarium, Historiae antiquorum et recentiorum populorum perscrutatorem diligentissimum, documentis in publicum editis, libris eximia arte compositis, sermonis suavitate gratissimis, auctorem uberrimum, qui primum libris maxime de suevica germaniae imperatorum Stirpe conscriptis rerum Historiae animos nostratium conciliavit, magistrum juventutis amantissimum, Academiae Berolinensis decus, virum non solum in rerum cognitione versatum, immo rerum publicarum, inde a prima juventute testem participem, patriae amore, libertate, constantia, per temporum discrimina spectatum; jura et privilegia doctoris Philosophiae et magistrum liberalium artium ante decem lustra in hac ipsa literarum sede honestissime parta, denuo contulimus ac semisaecularium honorum diploma gratantes renovavimus.

In der Singakademie veranstaltete mein Freund, Direktor Professor Grell zu Ehren des 60jährigen (jetzt 68jährigen!) Mitgliedes eine musikalische Feier, wo geschickt ausgewählte Kompositionen von Fasch, Mozart und Haydn gesungen wurden. Herrn Grells an mich gerichtete Rede ist so wohlwollend und eigenthümlich, daß ich mir erlaube sie beizulegen. In meiner aus dem Stegreife gesprochenen Ant-

wort berührte ich meine dankbare Stellung, die Geſchichte der Akademie, meine ſeit 60 Jahren beſtehende Bekanntſchaft ſelbſt mit Vätern und Müttern der jetzigen Mitglieder, die Verdienſte der Direktoren, der Singenden, der liebigſchen Kapelle, die Nützlichkeit ähnlicher Vereine u. ſ. w.

Zu dem funfzigjährigen Stiftungsfeſte der Univerſität Breslau erhielt ich eine ſehr freundliche Einladung des Rektors (Braniß) und des Senats, und die Berliner Univerſität wählte Herrn Profeſſor Dove und mich zu ihren Vertretern. Ueber die Breslauer Feſte geben die öffentlichen Blätter vollſtändige Auskunft. Hier will ich nur bezeugen, daß Alles vortrefflich angeordnet, für Leib und Seele am Tage und des Abends ausgezeichnet geſorgt, die Theilnahme herzlich und allgemein war. Aus mehreren Urſachen darf man die Breslauer Feſte gemüthlicher, mannigfaltiger und gelungener nennen, als die ähnlichen in Berlin.

Es ſchien mir ein Fehler, daß bei ſo vielen Toaſts der Studenten (deren etwa 50 mitaßen) gar keine Erwähnung geſchah. Unter Braniß Leitung mußte ich einen Stuhl beſteigen und wenige Worte ſagen. Etwa: Seit 60 Jahren hätte ich Studenten und Univerſitäten nie aus den Augen verloren und viele Erfahrungen geſammelt, welche hier mitzutheilen nicht der Ort wäre. Nur einen wohlbegründeten Wunſch wollte ich ausſprechen: daß ſie ihre fröhliche Jugend nicht durch Kritiſiren verbittern möchten. Stetes Kritiſiren verurſache, daß Kopf und Herz vorzeitig zuſammentrockne. Ihr Lebensborn ſei die Begeiſterung, darin liege die Bürgſchaft für eine große ſchöne Zukunft und alle älteren Perſonen hätten das Vertrauen, ſie würden dieſer wichtigſten aller Aufgaben genügen. Sie leben hoch! Man führte mich hin, wo die Studenten ſaßen, und wir ſchüttelten uns die Hände.

Nach beendeten Breslauer Feſten, fuhr ich zu meinem verehrten Freunde, dem Präſidenten v. Viebahn, dann in die Bergwerksregion Oberſchleſiens. Der Plan mich nach ernſter litterariſcher Vorbereitung hier praktiſch zu unterrichten, ſchlug aber fehl, da ich in Königshütte ernſtlich erkrankte. Geneſend fuhr ich indeß mit dem Landrathe Solger in der Gegend umher und erſtaunte über den ungeheuren Umfang der erſt in neuern Zeiten gemachten induſtriellen Anlagen, die faſt unglaublichen Maſſen der Erzeugniſſe an Eiſen, Kohlen, Zink u. ſ. w., die unendlichen Wirkungen menſchlicher Thätigkeit und Einſicht, des Kapitals und der Arbeit. Andererſeits blieb die finſtere Kehrſeite der erſtaunenswürdigen Erſcheinung nicht verborgen: falſche, übertriebene Spekulationen, Eigennutz, verſchuldete Bankerotte, heftige ganz unbrauchbare

Rettungsvorschläge, hochmüthige Verschwendung in günstigen Jahren, keine vorsichtige Ersparung für unausbleibliche Mißjahre, Beschäftigungen, welche die Lebensdauer auf 45 Jahre hinabdrücken, statt des blauen Himmels, (besonders bei den Zinkhütten) Tag und Nacht dichte Rauchwolken, ununterbrochener, unmusikalischer Lärm aus Vulkans Werkstatt, alle Bäume und Sträucher hinsterbend, Hügel aufgehäuft lediglich aus Schlacken, die keinen Grashalm erzeugen!

Der Plan, den oberschlesischen Bergbau kennen zu lernen, war nur ein Nebenzweig der allgemeinen, oft an mir getadelten Neigung mich mit Naturwissenschaften zu beschäftigen. Man ruft mir zu: „qui embrasse trop, ne traine rien! Ihr Fach, die Geschichte, ist so weitläufig daß Sie nicht im Stande sind es genügend kennen zu lernen. Warum verderben Sie ihre Zeit mit Naturwissenschaften, welche Sie nichts angehen, für welche Sie kein Talent haben und wo Sie (trotz Ihres Fleißes) nur ein Schüler, ja ein Stümper bleiben."

Ich entgegne: wer jetzt, bei den unermeßlichen Fortschritten der Naturwissenschaften, davon gar keine Kenntnisse erwirbt, darf sich den gebildeten Männern nicht mehr beizählen. Auch ist es unwahr, daß sie mit der vorzugsweise sogenannten Geschichte, in gar keiner Verbindung ständen. Vielmehr haben sie auf Entwickelung des menschlichen Geschlechts, auf jedes Thun und Lassen den erheblichsten Einfluß: auf Krieg und Frieden, Kunst und Gewerbe, Handel und Verkehr, Reisen und Daheimbleiben, Kleidung und Wohnung, Essen und Trinken, Leben und Sterben: Auch der minder Talentvolle darf sich von der Pflicht des Lernens nicht entbinden.

Schon als Student und Referendarius hörte ich Botanik bei Hofmann, Sprengel und Schrader, Mathematik und Physik bei Gilbert Landwirthschaft und Technologie bei Beckmann, Chemie bei Gren und Klaproth, Anatomie bei Walter. Nach nur zu langer Unterbrechung hörte ich Physik und Technologie bei Magnus, Physiologie bei Dubois Reymond, Chemie bei Hofmann, und las viele davon und von der Astronomie handelnde Bücher. Großes Interesse fand ich an der Lehre von den Geisteskrankheiten und der Geschichte der Arzneikunde. Gewiß haben alle diese Studien mich sehr belehrt und meinen Gesichtskreis erweitert.

Ich kehre zur Erzählung zurück. Es war mir sehr angenehm als Ehrengast zur 50jährigen Feier der Leipziger Völkerschlacht eingeladen zu werden. Das Fest war trefflich angeordnet: herzlich, patriotisch, trostreich, befeuernd. Nirgends leidenschaftliche Ungebühr (nicht einmal

gegen die Franzosen) nirgends politisirende Thorheiten. Unbegreiflich wie angebliche Vertreter von Recht und Ordnung die Lichtseiten des gedankenreichen und glanzreichen Festes verkennen, und ein schmachvolles Vergnügen darin finden konnten, Sonnenflecke aufzusuchen, ja sie zu erfinden.

Sechzehn Jahre lang, von 1849 bis 1865 habe ich geschichtliche Vorlesungen für Damen gehalten. Die Zahl derer, welche sich binnen dieser Zeit in meine Listen eintrugen, betrug 3375. Diese Vorlesungen machten mir die größte, mich wahrhaft verjüngende Freude. Und die fleißigen Damen bezeigten mir ihre dankbare Zufriedenheit durch mehrere Andenken: ein Buch mit Bildnissen von Personen aus der Zeit der französischen Revolution, eine prachtvolle Fußdecke, ein schönes Album mit ihren Bildnissen.

Nicht Eitelkeit, sondern Dankbarkeit veranlaßt mich die gelehrten Gesellschaften aufzuzählen, welche mir die Ehre erzeigten mich unter ihre Mitglieder aufzunehmen:

1) Die schleswig-holsteinische Versammlung für vaterländische Geschichte.
2) Der historische Verein in Regensburg.
3) Die Leipziger Deutsche Gesellschaft.
4) Die Akademie in München.
5) Die historische Gesellschaft in Utrecht.
6) Die historische Gesellschaft in Mastricht.
7) Die niederländische Akademie in Leyden.
8) Die Akademie in Stockholm.
9) Die literary association der Polen in London.
10) Die royal institution in London.
11) Die statistical society in Glasgow.
12) The american ethnological society.
13) Newyork historical society.
14) The philosophical society in Philadelphia.
15) The national institute in Washington.
16) Das Athenäum in Florenz.
17) Die Akademie in Mailand.
18) Die Akademie in Turin.
19) The Maryland historical society.
20) Ehrendoktor in Wien.
21) Die Akademie in Pesth.
22) Das kaiserliche Institut in Paris (membre étranger).

Der ehrenvollen Wahl zum auswärtigen Mitgliede des kaiserlichen Instituts folgte bald ein anderes, erfreuliches Ereigniß, S. M. der König hatte durch Herrn v. Olfers erfahren, daß die Berliner Akademie mir kein Exemplar der neuen Ausgabe der Werke Friedrichs II. hatte zukommen lassen. Er schenkte mir deshalb ein vollständiges Exemplar mit Kupfern und Karten, und schrieb eigenhändig hinein:

„Zum 14. Mai 1865.

Wilhelm Rex."

In ähnlicher Weise hatte mir J. M. die Königin, zu einem früheren Geburtstage die bronzene Büste Friedrichs II, auf einer marmornen Säule stehend, geschenkt. Beide Geschenke hatten für mich einen doppelten Werth, denn sie bestätigten wiederholt das, was ich dereinst über meinen Austritt aus der Berliner Akademie mittheilen werde.

Ich komme auf einen anderen erfreulichen Gegenstand. Als ich im Jahre 1841 den Gedanken faßte einen Verein für wissenschaftliche Vorlesungen zu stiften, und daran (wo möglich) die Gründung von Volksbibliotheken anzureihen, fand er bei ausgezeichneten Männern großen Beifall, jedoch nicht bei allen. Denn als ich einen der berühmtesten Juristen bat einen Vortrag zu übernehmen, erhielt ich die Antwort: „das ganze Unternehmen (und insbesondere die Theilnahme von Frauen und Mädchen,) sei eine Herabwürdigung der Wissenschaft. Auch werde der Verein im ersten Jahre dahinsterben." — Jene Ansichten sind verschwunden, jene Weissagungen nicht eingetroffen. Vielmehr entstanden fast in allen bedeutenden Städten Deutschlands ähnliche Vereine. Sie wirkten ohne Zweifel heilsam zur Erweckung wissenschaftlichen Eifers „zur Mehrung nützlicher Kenntnisse."

Als der Verein über den entworfenen Plan dem damaligen Prinzen von Preußen (S. M. dem jetzigen Könige) Bericht erstattete und ihn bat, den Schutz desselben zu übernehmen, erhielt er nachstehende Antwort, welche mit den oben getadelten Ansichten in sehr schroffem Widerspruche steht.

„Mit wahrem Interesse habe ich aus Ihrer Zuschrift vom gestrigen Tage den Zusammentritt eines Vereins für wissenschaftliche Vorträge ersehen, so wie den Wunsch, daß ich demselben Schutz und Oberleitung gewähren möge. Den Zweck und die Absicht des Vereins vollkommen anerkennend und würdigend, kann ich demselben nur meinen ganzen Beifall zollen, und übernehme daher mit Freuden den Schutz desselben; in welchem Anerbieten die Mitglieder des Vereins mir einen sehr schmeichelhaften Beweis des Anerkenntnisses geben, wie sehr ich Alles, was wissenschaftliche Bestrebungen heißt, zu begünstigen bereit bin. Uebrigens

wird mein Schutz nur ein geringer sein können, da ein Verein von Männern, wie die mir genannten, Schutz, Bestehen und Gedeihen in sich selbst tragt.

Die mir eingereichte Verhandlung vom 5. d. M., so wie die vorgelegte, öffentlich in Cirkulation zu setzende Einladung, finde ich der Absicht ganz entsprechend, und ertheile beiden hiermit meine Bestätigung.

Indem ich sämmtlichen Mitgliedern des Vereines meinen tief empfundenen Dank für das mir bewiesene schmeichelhafte Vertrauen auszudrücken bitte, sehe ich mit Ungeduld dem ins Leben treten unseres Vereins entgegen.

Ihr

Prinz von Preußen."

Seit 1841 wurden jährlich 12 Vorlesungen gehalten (jede zu 5 Sgr.) und aus den Ueberschüssen der Einnahme 1000 Thaler dem zoologischen Garten und über 18,000 zur Stiftung von 8 (jetzt 10) Volksbibliotheken gegeben. Im Jahre 1868 wechselten mehrere tausend Menschen aller Art unentgeltlich über 156,000 Bände, wurden hiedurch gebildet, und von geringhaltigen Zerstreuungen abgehalten. Dies, alle frühere Erwartung übersteigende Ergebniß ward nur möglich durch den wirksamen Schutz und die rege Theilnahme S. M. des Königs und der Königin, durch zahlreichen Besuch des Publikums, die ehrenvollen und uneigennützigen Vorträge so vieler würdigen Männer, und durch die Unterstützung und reichliche Bewilligung der städtischen Behörden.

Als ich den wissenschaftlichen Verein stiftete, wurden, so viel ich mich erinnere, in Berlin gar keine Vorlesungen regelmäßig gehalten — , jetzt unzählige. Hiezu wirken sehr viele, verschiedene Gründe, z. B. die Vergrößerung der Stadt, die Zunahme der Bildung unter Vortragenden und Hörenden, Eitelkeit und Langeweile, Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, Hoffnung auf Geldgewinn u. s. w.

Hiezu kommt, daß die Geistlichkeit nicht mehr (wie im Mittelalter) Inhaber aller Bildung und Wissenschaft ist; mithin genügen die Predigten (wie würdig und mannigfach sie sich auch gestalten mögen) nicht mehr den Ansprüchen und Bedürfnissen unseres heutigen bildungsbegierigen Publikums. Daher werden so viele Vorlesungen über alle Wissenschaften und Künste angeboten, die gewiß zum guten Theil vortrefflich und nützlich sind, unter denen sich aber auch schwächere und tadelnswerthe befinden mögen, ja natürlicher Weise befinden müssen.

Am 23. März 1863 erhielt ich ein Päckchen mit einer Aufschrift von der Hand S. M. des Königs. Bei der Eröffnung fand ich ein Album (Stammbuch, Gedenkbuch) prachtvoll in Perlemutter gebunden,

und auf der Rückseite mit einer goldenen Krone, auf der Vorderseite mit den ähnlichen (in Gold geprägten) Bildnissen des Königs und der Königin geschmückt. Auf der zweiten Seite der großen Denkmünze stand, von einem Eichenkranze umgeben, „1842 wissenschaftlicher Verein, 1866." Beim Oeffnen des Buches las ich die Worte: „In dankbarer Anerkennung: Wilhelm. Den 22. März 1866. Augusta."

Wo möglich noch mehr erfreute der beigefügte eigenhändige, gemüthvolle Brief des Königs. Er lautet:

„Berlin den 22. März 1866.

Mit den 24. dieses Monats schließt das 25jährige Bestehen des Vereins für wissenschaftliche Vorträge in Berlin, den Sie in Verbindung mit dem zu früh für uns nach Jenseits abberufenen Dr. Lichtenstein gründeten. Sie wählten mich damals zum Protektor dieses Vereins, und als ich dies Amt übernahm, ahnten wir kaum, welch einen Aufschwung das Unternehmen erfahren könnte. Das nun 25jährige Bestehen beweiset an sich, daß die Idee eine glückliche war, die vielfache Nachahmung fand, und unstreitig Kenntnisse und Anschauungen in weite Kreise getragen hat, die sonst von denselben unberührt geblieben wären. Und so ist der unausgesetzten Bemühung und der Sorgfalt die Sie dem Vereine widmeten, der größte Lohn durch die Theilnahme geworden, die er findet. Mir aber sei es verstattet am heutigen Tage meinen aufrichtigen Dank für Ihre mit so schönem Erfolg gekrönten Bemühungen auszusprechen, und als ein Zeichen dieser meiner Anerkennung füge ich ein Andenken bei, welches die Königin und ich Ihnen übergeben, und das Ihnen die Züge derjenigen stets vergegenwärtigen soll, die Ihre hohen Verdienste um die Wissenschaft im Allgemeinen hochschätzen und im Speziellen aber Ihnen dankbar sind für die interessanten Stunden, die wir Ihrer Sorgfalt nun also seit 25 Jahren verdanken.

Ihr
wohlgeneigter Wilhelm Rex."

Die Königin schrieb:

Berlin denn 22. März 1866.

„Ich füge dem Danke des Königs meinen besonderen Dank als Frau hinzu, weil Sie stets danach getrachtet haben, Bildung in weiblichen Kreisen Eingang zu verschaffen. Dann aber füge ich den Glückwunsch zum Fortbestehen des wissenschaftlichen Vereins jenem Danke bei, weil dieser Verein sich fortpflanzen soll von einer Generation in die andere, der Aufgabe unseres Vaterlandes entsprechend. Augusta."

Ich antwortete S. M. dem Könige:

Berlin den 23. März 1866.

„Ich erinnere mich nicht, daß irgend etwas in meinem Leben mich mehr gefreut und gerührt hätte als E. K. M. und Ihrer Gemahlin Schreiben nebst dem beigefügten Geschenke. Der Inhalt jener Briefe, die Abfassung und Absendung an E. M. Geburtstage, die Wahl der so ähnlichen Bildnisse, die Inschrift der Kehrseite, die Inschriften im Buche u. s. w.: Alles traf zusammen, den Werth zu erhöhen. Je seltener solche Innigkeit und Gemüthlichkeit Seitens hochgestellter Herrscher ist, desto mehr belebt und stärkt sie die Pietät, welche das wahre Lebensprinzip des Unterthans zu seinem Könige ist. — Allerdings haben der wissenschaftliche Verein und die Volksbibliotheken größere Fortschritte gemacht als man erwarten durfte. Für die Fortdauer der letzten bürgt das steigende Interesse des Publikums, sowie des Magistrats und der Stadtverordneten. — Wenn ich es nicht wagte E. K. M. mit einem besonderen Glückwunsch zu Ihrem Geburtstage zu belästigen, wenn ich ihn nur in der Stille (wie immer) herzlich darbrachte, so bin ich jetzt berechtigt diese Bedenken zur Seite zu werfen. Möge Gott E. M. in Ihrem großen und schweren Berufe stärken und schützen und Frieden und Einigkeit im Innern und nach außen, zur Beförderung alles Guten dauernd verherrschen. Mit unbegränzter Verehrung und Dankbarkeit E. M. unterthäniger" —.

Im Angedenken an frühere Ereignisse, Gespräche und Briefe, wagte ich es der Königin mehr zu schreiben als ich hier mitzutheilen für passend halte.

Zwei Tage nach dem 23. März ward ich von Neuem in der erfreulichsten Weise überrascht. Es erschienen bei mir der Herr Oberburgermeister Seydel, Stadträthe und Stadtverordnete in feierlicher Amtstracht. Dies Alles, sowie die herzliche Anrede des Herrn Seydel, ergriff mich dergestalt, daß ich nur im Stande war wenige Worte des Dankes auszusprechen. Das mit geschmackvollen Malereien und Symboten umgebene, meisterhaft geschriebene, mir übergebene Dokument lautet:

„Dem Vereine, welcher, auf Anregung ihres hochverehrten Mitbürgers Friedrich v. Raumer gestiftet, die Früchte wissenschaftlicher Erkenntniß den Bewohnern ihrer Stadt zum Genusse geboten hat, bringen nach seinem fünfundzwanzigjährigen Bestehen, der Magistrat und die Stadtverordneten von Berlin ihre aufrichtigsten Glückwünsche dar. In dem von ihm veranstalteten Vorträgen hat der wissenschaftliche Verein einer großen Zahl von Männern und Frauen, aus allen Kreisen der Gesellschaft, welche nach geistiger Anregung und sittlicher Erhebung sich sehnen,

goldene Früchte gereicht in silbernen Schalen.[1]) In den auf seine Anregung und mit den von ihm gewährten Mitteln gegründeten Volksbibliotheken sind allen Klassen der Bevölkerung Quellen zu ihrer Belehrung eröffnet, und auch dem schlichten Handwerker und Arbeiter die Mittel zum Verständniß und zur Aneignung der wichtigsten Volksgüter geboten. — Daß dieser Erfolge in rüstiger Kraft froh zu werden, dem Stifter des Vereins beschieden war, ist für uns Veranlassung zu ganz besonderer Freude. — Selten ist die jugendliche Begeisterung, mit welcher der hochverdiente Geschichtsforscher, der rastlos thätige Mann, noch im hohen Greisenalter die Sache der Volksbildung auf dem Herzen trägt. In dem Boden des Vaterlandes liegen die starken Wurzeln der Kraft, die in der weit verzweigten Thätigkeit seines Lebens sich kund giebt. Möge sein Beispiel dem Vaterlande unverloren sein.

Berlin den 26. März 1866.

Magistrat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt.
Seydel.

Stadtverordnete zu Berlin.
Kochhann.

Dem wissenschaftlichen Verein. Zu Händen des Königl. Geh. Regierungsraths, Professors, Ritters hoher Orden, Herrn Dr. v. Raumer."

Ich antwortete schriftlich:

„Die hochverehrten Behörden der Stadt Berlin (Magistrat und Stadtverordnete) haben mir durch eine feierliche Deputation eine Adresse überreichen lassen, welche mich mit der höchsten Freude erfüllt und zum höchsten Danke verpflichtet. Der 26. März 1866 ist ein Glanzpunkt in meinem Leben, der mich mit Heiterkeit in die Vergangenheit und mit Vertrauen in die Zukunft blicken läßt. Zugleich sehe ich darin einen neuen, augenfälligen Beweis, daß nicht allein die Lebensdauer der sieben (jetzt 10) Volksbibliotheken für die Zukunft gesichert ist, sondern auch daß (wenn bei dem gewaltigen Anwachsen der Stadt, die Nothwendigkeit einer neuen Mehrung derselben sich herausstellen sollte) die Behörden mit gleicher Liebe wie bisher, für Erziehung und Erhaltung dieser, ihrer legitimen geistigen Kinder sorgen werden. Denn so großes Verdienst sich auch ihre Majestäten der König und die Königin, eine Reihe gelehrter Männer und das Publikum um den wissenschaftlichen Verein erworben, so haben doch nur die edle Thätigkeit und die heilbringenden Bewilligungen des Magistrats und der Stadtverord-

1) Hierauf beziehen sich einige Symbole.

neten die Möglichkeit herbeigeführt, jene Bibliotheken zu gründen und zu erhalten. Also Ehre dem Ehre gebührt! Beider städtischen Behörden dankbar gehorsamer v. Raumer.

Berlin 27. März 1866."

Richte ich meinen Blick von all diesen erfreulichen Einzelheiten auf das Ganze, so muß ich Gott danken, daß ich nicht früher (zur Zeit der Nichtigkeit oder doch Abschwächung unseres Vaterlandes) schmerzensreich in das Grab sank. Preußen erwarb (den Meisten ganz unerwartet) in unglaublich kurzer Zeit einen Ruhm, der ganz Europa, ja Länder und Völker darüber hinaus in Erstaunen und Bewunderung versetzte. Der König und die Prinzen, die Feldherren, das Heer, alle ächten Preußen, die Königin und die Frauen, zeigten ohne Ausnahme (jeder in seiner Weise und an seiner Stelle) Heldenmuth, Weisheit, vaterländische Aufopferung, Mäßigung und christliche Liebe.

Preußen (sagt man) wird jetzt mehr gehaßt als je. Allerdings, wie alles Große und Unerwartete, wenn es Schwächlichen und Schuldigen gegenüber tritt. Sie werden sich freiwillig, oder gezwungen bekehren, hoffentlich aber außer Stande sein, die große Entwickelung Deutschlands aus untergeordnetem Standpunkte und mit kleinlichen Mitteln zu hemmen!

Professor Direktor Grell's Anrede an Raumer.

(Am 29. Dezember 1861.)

Am 29. Dezember des Jahres 1801, also gestern vor 60 Jahren war es, als Sie, hochgeehrter Herr Geheimer Rath, zum Mitgliede der Sing-Akademie aufgenommen, dieselbe zum erstenmale mit Ihrem Besuche erfreuten. Gar Vieles hat sich in diesem langen Zeitraume zugetragen. Die Sing-Akademie hat seitdem mancherlei Stadien durchlaufen, hat abwechselnd Freude und Trübsal, allerhand Störung und Widerwärtigkeit, aber auch mancherlei Erweiterung, Aufbau und Aufschwung erfahren. Die schweren Zeiten, welche zu Anfang des Jahrhunderts über das ganze Vaterland verhängt wurden, empfand auch sie. Späterhin fehlte es ihr an Obdach, und sie mußte, bis dann endlich ein Hausbau möglich wurde, von einer Hütte zur andern wandern. — So haben auch Sie selbst, Herr Geheimer Rath, innerhalb dieser 60 Jahre, in Ihrem reichen Leben, oft und weit und lange zu wandern gehabt; nur stets in erfreulicher und fördernder Weise, und so ist es gekommen, daß Sie mit Berlin auch zeitweise die Sing-Akademie haben verlassen müssen. Aber zum Glück für uns, wie zum Heil für manches andere akademische Institut von noch ernsterer und höherer Bedeutung als das unserige, kehrten Sie, verehrter Herr, immer wieder zurück und gehörten uns wieder an, die wir — Sie müssen uns schon gestatten, einmal so von Angesicht zu Angesicht zu Ihnen zu sprechen — den hohen Werth Ihres Besitzes vollkommen zu erkennen vermögen. Abgesehen davon, daß es uns in hohem Grade ehren und glücklich machen muß, den berühmten Mann Friedrich v. Raumer, den in ganz Europa und jenseit des Meeres gefeierten Mann, den vaterländischen und Welt-Historiker Raumer zu besitzen, haben wir in Ihnen einen der frühesten Verehrer und Kenner Sebastian Bach's aufzuweisen, von Bach's Schüler Forkel selbst in Göttingen zum Verständniß des großen Meisters herangezogen. Wir haben in Ihnen, auf Ihre zahlreichen und trefflichen Kritiken und Referate blickend, auch einen musikalischen Geschichtschreiber

zu schätzen, welcher vergessene Meister und vergessene großartige Kompositionen der Vorzeit verstand, wiedererkannte und begriff, sie erläuterte, selbst ausführte, ihre Aufführungen beurtheilte und sie dadurch immer von neuem weiter verbreiten half. Dies muß Sie uns Allen theuer und werth machen. Aber noch weit höher steht uns der Geheime Rath v. Raumer als unser alter lieber, treuer Freund, der, weil die Stimme nun schon etwas von der ganz jugendlichen Frische verloren haben mag, seit Jahren in unseren Versammlungen regelmäßig zuhörend erscheint — (wenn er sich nämlich nicht eben im Unterhause zu London befindet, oder zur Akropolis Athen's hinansteigt) — der sich an unserem Streben vermöge seiner Einsicht und Nachsicht, seiner musikalischen Kennerschaft und seiner Empfänglichkeit für die schöne, beseligende Kunst des Gesanges zu erfreuen vermag: der uns lobt, wenn es gelang, durch freundliches Wort aufmuntert, selbst wenn es nicht so ganz nach Wunsch gerieth, uns tadelt und belehrt, wenn wir etwas verfehlt oder versehen haben: der auch in Verwaltungssachen mit zu Rathe sitzt, mit kurzer, kerniger und dreister Rede für und wider spricht, je nachdem es der Augenblick verlangt: der sein Alters her von Zweck, Geist und Wesen unseres Institutes durchdrungen gewesen, und es in solchem Sinne unangetastet aufrecht und bestehend zu erhalten sucht und für seine Ueberzeugung eifrig und ausdauernd kämpft:

Das ist der Mann, den wir heute im 61. Jahre nach seinem Eintritt in unseren Kreis, noch froh und heiter unter uns zu sehen, uns herzlich freuen und glücklich schätzen, dem wir heute freundlichen Gruß, herzlichen Glückwunsch und innigen Dank so feierlich entgegen bringen, wie es eben Verhältnisse und Umstände, unsere Pflichten für die Oeffentlichkeit und die Störung unserer Versammlungen durch Festtage und Jahreswechsel gestatten wollen.

Möge Herr v. Raumer uns noch lange Jahre in Rüstigkeit und Kraft erhalten bleiben; möge uns noch lange Jahre hindurch die Freude bleiben, sein ehrwürdiges Haupt mit dem feurigen Blick in unserem Kreise zu sehen, und möge er uns noch eben so lange seine Freundschaft und Liebe erhalten.

Diesen Mann meinen wir, wenn wir jetzt singen:

Heil dem Manne, der rechtschaffen lebet, der nach Gottes Lehre wandelt; der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blatter verwelken nicht, und was er machet, das geräth wohl.

Briefe Alexanders v. Humboldt an Raumer.

1832.

1.

Den 4. Juli.

Ich bin sehr, sehr schuldig, von Paris aus, wo Sie mich mit interessanten Geschenken (Produkten Ihres archivalischen Fleißes und Ihres historischen Scharfblicks) überhäuft haben, von Berlin aus, wo ich noch immer nicht den Augenblick gefunden habe, Ihnen meine Schuld zu bekennen, und Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken. Zuletzt noch haben Sie mich durch eine Schrift über Polen erfreut. Auch über diese schrieb ich Ihnen nicht; nicht als wären politische Gräuelthaten jeglicher Zeiten mir gleichgültiger geworden, sondern weil ich mit jedem Tage das monotone Paris und die zahm gewordene Revolution zu verlassen hoffte. Erlauben Sie, verehrungswerther Herr Kollege, daß ich Ihnen morgen, Donnerstag, zwischen 9½ und 10 Uhr aufwarten darf. Ich weiß, daß Sie in diesem Augenblicke wieder Ihre Thätigkeit einem chemischen Zerlegungsprozesse, der die Chemie schändet [1]), widmen und der ehrenvolle Auftrag, der Ihnen darüber geworden ist, giebt mir die freudige Hoffnung, daß Sie nicht wieder in Ihrer Stimmung getrübt werden mögen. Mit der freundschaftlichsten Verehrung u. s. w.

1833.

2.

Wenn ich Ihnen, verehrtester Freund und Kollege, so spät erst meinen innigen Dank für Ihre gehaltvollen Briefe über den Zollverein abstatte, so ist es nicht aus Mangel an Interesse geschehen. Auch die Behandlung dieses Gegenstandes ist Ihnen gelungen, da Sie, wie immer, auf das Einfachste den wahren Gesichtspunkt getroffen haben. Ich bin überzeugt, daß die klare Schrift unser vaterländisches Interesse sehr för-

1) Siehe meine vermischten Schriften II, VI.

dern würde, wenn die Abneigung gegen jede innigere Verbindung mit Preußen in konstitutionellen Ländern nicht an ganz anderen Fäden hinge. Früher als ich Ihre Aufforderung wegen des Besuchs fremder Universitäten erhielt, hatte ich schon direkte Schritte, und zwar schriftliche gethan. Ich hatte auch die Freude, meine Meinung vom Kronprinzen lebhaft getheilt zu sehen, aber Alles ohne Erfolg. Mit freundschaftlicher Ergebenheit, Ihr u. s. w.

1834.

3.

Ich bin am 30. Dezember Spittelbrücke Nr. 3 gewesen; in der Hoffnung Ihnen, verehrungswerther Freund und Kollege, mit meinen herzlichsten Glückwünschen zum Jahreswechsel noch den Dank für den 3. Theil des trefflichen historischen Werkes darzubringen. Man wies mich nach der Kochstraße mit unbestimmter Nummer, und so bin ich wieder schwer in Ihrer Schuld geblieben. Ich hatte Ihnen doch zu erzählen, wie ich kurz vorher dem Könige Einiges von Ihren interessanten Auffindungen über Fourquevaults Berichte, Don Carlos betreffend, gesagt hatte und wie der König antwortete: „allerdings sei die Geschichte Europas ein schönes Werk; ich müsse von einem neuen Bande reden, Sie pflegten ihm das Werk zu schicken." Gestern in Potsdam habe ich nun dem König die ganze Stelle über Don Carlos S. 120—132 vorgelesen. Sie hat ihn und den Kronprinzen sehr interessirt, und die einäugige schöne Prinzeß Eboli hat natürlich (Schillers wegen) Erstaunen erregt. Dies nur, um Ihnen zu zeigen, daß Sie nicht einen Undankbaren beschenken, und daß ich einen dieser Morgen die Reise in Ihre Kochstraße muthig unternehmen werde.

Ich werde bald mit Lichtenstein der Akademie den großen Anatom Johannes Müller und Gustav Rose, der ein ausgezeichneter Chemiker und Mineraloge zugleich ist (auch Korrespondent des Instituts) als Mitglieder vorschlagen. Darf ich Sie inständigst bitten, mir für die Wahl des letzteren, meines sibirischen Reisegefährten, dem Weiß sehr zürnt (er hat mir schon einen etwas groben Brief deshalb geschrieben), durch Ihre Freunde zu helfen. Verehrungsvoll Ihr u. s. w.

1836.

4.

Hier Alles was mir mein Herz hat eingeben können, nicht bloß als großen Geschichtschreiber Sie schildernd, sondern dankbar für Alles, was Sie einst unter Hardenberg gethan, nachher verfochten und gelitten. (Wahrscheinlich mit Empfehlungen für England begleitet.)

1838.

5.

Den 12. August. Nachts.

Verzeihen Sie, hochverehrter Freund und Kollege, wenn ich in der Nacht meiner Abreise nach Paris (wo ich seit 2½ Jahren nicht war, und eine geistige Erfrischung suche) Ihnen meinen innigsten Dank für das schöne Geschenk des 6. Bandes Ihres großen, klassisch-historischen Werkes darbringe. Ich freue mich, darin die freisinnige, originelle Schilderung von Ludwig XIV. zu finden, die in einer akademischen Vorlesung mich so ergötzt hatte. Mit alter Anhänglichkeit Ihr u. s. w.

1839.

6.

Ich beneide Sie, verehrter Freund, um Ihre schöne Reise. Ich bin ohne alle Verbindung mit Italien, würde mich aber gern Ihrer Freundschaft rühmen, wenn Sie ahnen könnten, daß bei gewissen Personen Ihnen einige Zeilen nützlich sein könnten. Ich kann an Personen schreiben, die Sie mir nennen werden, mit Angabe von Ort und Stand; letzteres ist in Italien nöthig. Soll ich Ihnen z. B. Briefe an den uralten Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Florenz, Fossombrone, und an den Kultus- und Erziehungsminister in Neapel, Cavaliere Sant'Angelo anbieten? Schreiben Sie mir bald deshalb, aber nur für den Fall, daß Sie nicht schon Besseres, Offizielles haben. Mit inniger Verehrung Ihr u. s. w.

1840.

7.

Den 19. Mai.

Empfangen Sie, verehrter Freund und Kollege, meinen innigsten Dank für Ihre Mittheilung. Solche Blätter verhängnißschweren Inhalts existiren nicht noch einmal in Deutschland. Es ist viel zu bewundern in dem, was der Staatsmann (Metternich) sagt. Die Stelle über das Vereinigen des Getrennten, wenn es unabhängig ist, verdient das Lob, das Sie ihm ertheilt haben. Ein festes System, Ruhe, welche von dem Gefühle der Ueberlegenheit eingeflößt ist, edle Einfachheit des Ausdrucks, Geschwätzigkeit (leicht zu reden) bei der glücklichsten Abwesenheit aller Phraseologie; — das sind die Elemente des Eindrucks, den wir von einem Manne empfangen, der uns lieber für Thoren, als für Schufte hält: und den wir fragen möchten, über welche Grenze hinaus man schon von ihm ein Revolutionair genannt

wird. Das Urtheil über B. würde den König nicht eben hindern, das Ganze zu genießen: er würde es sich als Ausbruch der Leidenschaft, der Vorurtheile, kontraminirten Entschlusses in Rom erklären und entschuldigen. Aber Sie sind dem Fürsten Metternich schuldig, das Gespräch den König jetzt nicht sehen zu lassen. Er würde die Mittheilung bestimmt erfahren, er hat alle Mittel dazu. Aber auch er wird bald nicht mehr sein: dann zerbricht der letzte Mumienkasten von festem Zytomorosholze. — (Bezieht sich auf meinen umständlichen Bericht über ein Gespräch mit dem Fürsten Metternich.)

8.

Es ist Nacht, aber keine lange Nacht: denn schon habe ich den Genuß gehabt, einen großen Theil Ihres Italien, mein hochverehrter Freund und Kollege, gelesen zu haben. Das ist ein großes, lebendiges Bild der Nation und der jetzigen Zustände unter partikularen Herrscher-einflüssen, Darstellung des ernsten Kampfes, der sich bereitet. Ein solches Werk konnte nur von dem ausgehen, der so tief in die Geschichte der Völker eingedrungen, im Mittelalter einheimisch ist und zugleich einen schönen Theil seines Lebens im Staatsdienste zu einer Zeit heilbringend wirksam war, wo man einmal interimistisch glaubte, die Regierungen sollten nicht immer an das Schlepptau der zufälligen Begebenheiten gefesselt sein. Das wenige Gute, das man zu zerstören strebt, und nicht den Muth hat ganz zu zerstören, ist aus jener Zeit. Ihr Werk ist das Resultat einer zwiefachen, gediegenen Natur: dazu voll Würde der Darstellung, voll Mäßigung in den freiesten Urtheilen. Sie haben durch den Eindruck, den Ihr Ruf und Ihre Persönlichkeit gelassen, die merkwürdigsten, selbst numerischen Elemente des großen Staatshaushalts sammeln können. Welche Quellen für den Geschichtsforscher, wenn er für jedes Jahrhundert 3—4 solcher Schilderungen der Nationalzustände hätte. Empfangen Sie mit meinem wärmsten Danke die erneute Versicherung meiner freundschaftlichsten Verehrung.

9.

Ihr lieber Brief ist mir hierher nachgeschickt worden, wo ich fast seit einem Monat ununterbrochen wohne. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß ganz unaufgefordert der König mit Tieck und der Idee beschäftigt ist, in seiner Nähe, sein schönes Lesetalent, seine herrlichen Geistesgaben und seine gereiften, dramatischen Urtheile zu benutzen. Tast ich diese edelen Entschlüsse, welche den Namen des Monarchen populair zu machen geeignet sind, häufig habe zu beleben gewußt, glauben Sie, mein verehrungswerther Freund, gern. Bei dem Drange

der Dinge und einer Regierung von noch nicht 100 Tagen, wird freilich die Ausführung wohl nicht vor der Huldigung zu Stande kommen. Wünschenswerth wird es sein, wenn Tieck, ohne alle Zwischenperson, von Dresden aus, mit der Post den neuen Roman mit einem recht freundlichen Briefe an den König (der nur bis 12. August hier ist), sende. Warum würde er nicht das Wort selbst aussprechen: „er wünsche seinem Vaterlande nun wieder anzugehören." — Vielleicht, wenn er eine sächsische Pension hat, könnte er seine Zeit zwischen Berlin und dem schönen Dresden theilen.

Sorgen Sie ja, daß von dem Allen jetzt nicht zu viel in das Publikum übergehe: das ist sehr hinderlich, wie bei den Grimms und Albrecht, für die der regste Wille, die Ausführung aber nicht in meinen Händen.

1841.

10.

Den 6. Januar.

Wenn man Männer wie Sie so behandelt! — und doch bin ich bestimmt dahinter gekommen, daß keine Spur von Unwillen, Ungeduld oder Abneigung sich bei dem Vortrage von Seiten des Königs gegen Sie, meinen hochverehrten Freund und Kollegen, geäußert hat. Das weiß ich bestimmt, dem Könige ist also die Schuld nicht beizumessen. Glauben Sie nicht, daß ich durch diese Erklärung die unbegreifliche Ungebührlichkeit der Antwort entschuldigen wolle. Das ist ein ganz anderer Punkt. Da Ihr Brief einen Antrag von Eichhorn erwarten läßt, so ist jener vom Könige gewiß nicht gelesen worden, so vortrefflichen Inhalts er auch ist. Mein Grundsatz ist, daß man in Verhältnissen, die scheinbar einen Fürsten, in re aber immer nur die berühren, die gern lakonisch ihr Geschäft als ein unvermeidliches abmachen, sich aller sentimentalen Eindrücke enthalten muß. Eine solche Mittheilung eines halbfreundschaftlichen Briefes an einen Minister hätte ich dem Könige nicht gemacht. Minister Eichhorn hätte Sie davon abrathen sollen. Es blieb ihm ja übrig, in solchem Falle Ihren Brief dem Antrage beizulegen. Unschuldig war eine solche Mittheilung gewiß; daß sie aber zu nichts führen würde, ja befremden könne (Andere, — nicht den König, dem sie entgeht) hätte ich vorhergesehen. Es ist also beim König für Sie Alles im besten Frieden; aber nach dem Prinzipe de moindre action, dringe ich immer darauf, daß man nie mehr thue, als nöthig ist. — Rechnen Sie auf die tiefe Achtung, die ich stets für Ihr Talent und die edle Freiheit Ihres Sinnes hege. Ihr Brief an (?) hat mich Vieles gelehrt, Ihr Brief an den König,

dessen Abschrift in jenem enthalten ist, ward gewiß von dem Könige gelesen. La lettre est belle, prudente et convenable. — Die Eisenbahn drängt mich. Mit alter Anhänglichkeit Ihr u. s. w.

11.

Der Plan, den Sie auszuführen gedenken, mein theurer, edler Freund und College, wird gewiß recht wohlthätig auf die Begeistigung des geselligen Lebens einwirken. Mir war diese englische Institution völlig unbekannt. Ich werde zu Ihren fleißigsten Zuhörern gerechnet werden können; wirksamen Theil an dem Institute (wissenschaftlicher Verein) darf ich nicht nehmen. Mit dem Alter (ich bin 72 Jahre) ist mir der Muth, frei öffentlich zu reden, sehr gesunken. Ich verfolge einsam und nicht immer froh einige wissenschaftliche und auch veränderte Lebenspläne, und vermeide daher gern Anregungen, die zu einer bessern Zeit mich erheitert haben würden. Das Wenige, was ich vor 1000 Zuhörern, vor dem gemischtesten Publikum (König und Maurermeister) in der Singakademie geleistet habe, schützt mich vor dem Vorwurfe, das Popularmachen des Wissens zu tadeln. Mit dem Wissen kommt das Denken, und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge. Ich habe noch gestern in Sanssouci dem Könige bei Tische lebend von dem interessanten Vorhaben erzählt. Der Wechsel der Organe und Personen hat allerdings etwas sehr Unterhaltendes und Pikantes. Es ist wie eine Musterung der Talente, der rednerischen und Sachtalente, welche eine Stadt besitzt. Ob aber nicht Institute, in denen berühmte Männer halbjährig jeder Einzelne 8—10 Stunden halten und in denen man sicher ist, wöchentlich dreimal in mehreren aufeinander folgenden Stunden Vorträge zu hören, eingreifender sind, will ich hier nicht entscheiden. Multa tiunt eodem sed aliter. Mit aller freundschaftlichen Verehrung u. s. w. [1]

1842.

12.

Sie haben, mein hochverehrter Freund, auf eine edle, freie, Ihrer würdige, und dabei auf eine mild gemäßigte Weise, den interessanten Cyclus eröffnet. Nehmen Sie meinen innigsten Dank für den Genuß an; auch für die liebevolle Weise, wie Sie meiner erwähnt haben. Möge die Verbreitung des Denkens der Menge die Kraft geben, ohne welche nicht bewahrt werden kann, was schon errungen ist. Sie haben

1) Dieser Plan war aus vielen Gründen ganz unausführbar.

während meines Pariser Aufenthalts eine wichtige Vorlesung über die Irrnisse und Spaltungen der englischen Kirche gehalten. Diese Vorlesung wäre mir sehr wichtig zu lesen, damit ich gegen den Kardinal P. gewaffnet auftrete. Wollen Sie mir die Handschrift anvertrauen, falls es mir lieber ist, oder geben Sie mir die Stunde (10—1 Uhr), wo ich zu Ihnen kommen darf, damit Sie mir die Abhandlung vorlesen. Mit alter Anhänglichkeit, Ihr u. s. w.

13.

Ein Enkel von Benjamin Franklin, Herr Dallas Bache, wird Ihnen, theurer Freund, eine angenehme Bekanntschaft sein. Er ist Professor in Philadelphia und wird für den Unterricht eine neue Anstalt gründen. Ich empfehle Herrn Bache und seinen Begleiter Herrn Trewendt, einen Deutschen, Ihrer Freundschaft.

1843.

14.

Den 15. März.

Es ist die Bekümmerniß meines hiesigen Lebens, theurer Kollege, daß ich unter den Gräueln der Zerstreuung, nach einer langen Abwesenheit noch nicht die Muße habe finden können, Ihnen für das doppelte Geschenk des letzten Bandes Ihres klassischen Werkes und der viel, auch im Auslande rühmlichst besprochenen akademischen Rede (vom 26. Januar 1843) persönlich zu danken. Während R . . . so vielerlei Manieren offenbaret, die Welt verirrt und unter dem Vorwande der Freiheit gerreißt wird, ist es eine große Freude, Sie, edler Freund, nach siebenmonatlicher Abwesenheit immer so wieder zu finden, als Sie in der ersten Jugendfrische des Gemüths sich dem deutschen Vaterlande gezeigt hatten. Mit alter Verehrung und Anhänglichkeit, Ihr u. s. w.

1844.

15.

Ich schreibe unter traurigen Gefühlen. Meine alte Freundin, die Mutter Theodor Körners, ist in meinem Hause diese Nacht entschlafen, ganz sanft im 82. Jahre. Sie ist mir vorangegangen. Sie wird neben ihrem Sohne in Mecklenburg begraben werden, und Preußens Könige haben nichts für den Dichter gethan. Ihm ward etwas Größeres: man singt seine Lieder, man wird sie auf dem Schlachtfelde singen. Auch ich sehe, wie Bülow, Sie nicht gern zum neuen Kontinent wandern, wo, glaube ich, in den Staatsverhältnissen wenig Unbeobachtetes

aufzufassen ist, selbst für einen so lichtvoll klaren, edeln, hochbegabten Geist, wie der Ihrige. Wäre Spanien und Portugal nicht anreizender?

Ihre Rede habe ich noch einmal mit größtem Genusse gelesen: sie ist, wie Sie wissen, frei und muthig. Mich hat sehr gefreut, daß Sie auf den scheußlichen Styl aufmerksam gemacht haben, welchen man den König im Arnimschen Ministerium schreiben läßt. Ihr O'Connell ist ein gutes Werk. Mit alter Freundschaft, Ihr u. s. w.

1849.

16.

Mein edler Freund! Ich finde bei meiner heutigen Rückkehr nach Potsdam Ihren freundlichen Brief vom 9. mit dem sehr, sehr interessanten Anhange des Assessors v. Holtzendorff, vielleicht des Bruders des nach den Unthaten bei dem patriotisch edlen Direktor August (Cöln. Gymnasium) erschossenen Herrn v. Holtzendorff. Sie lösen meine Frage, warum Camphausen die Reise (nach Berlin wegen der Kaiserwahl) nicht hinderte, da er nichts ignoriren konnte, auf eine Weise, die ihn bei mir nie rechtfertigen wird. Er hatte Pflichten gegen eine Versammlung, die so großartige, großig wichtige Elemente zählte. Er durfte nicht schweigen und der Eitelkeit derer frohnen, die, wie Sie sagen, die Schmach der Verwerfenden nicht achten! Ich wünschte zu Camphausens Ruhm annehmen zu dürfen, er habe, bieder deutsch gesinnt, sehr undiplomatisch die Hoffnung genährt, man werde die Meinung ändern und der persönlichen Bewerbung nicht widerstehen. Dieser Wendepunkt wird später gewiß einmal öffentlich besprochen werden. Holtzendorffs Aeußerungen über die Rücksichten und den Beitritt aller unserer Kollegen, ja des ganzen Lehrstandes zu dem schändlichen Treiben der Kreuzzeitung, gehört zu den traurigen Erfahrungen des Vaterlandes, wie die ganze Schrift Ihrem Namen ehrenvoll ist. Die französische Garde nationale schlägt sich und vertheidigt wenigstens ihr materielles Eigenthum. Die norddeutsche (in Berlin, Dresden, Zierlohn, Elberfeld) that das nicht und unsere gelehrte Welt vertheidigt nicht einmal das intellektuelle Eigenthum.

Ich wußte, als ich das Vorwort zu schreiben bewogen ward, schon, worauf sie anspielen, auf Schillers Briefe an Körner. „Ich sei ohne Zaur von Einbildungskraft, ein beschränkter Verstandesmensch, und meine verbrannte Reise (also keine irgend wichtige Resultate erwarten." Sehr lustig ist es, daß man im Schlosse zu Weimar Schiller und Herder zusammengekannt. Herders Werke nennt, in denselben Briefen, Schiller Ausflüsse innerer Fäulniß, böse Säfte, deren die Natur sich entledigt.

Da oben werden die großen Geister sich zwischen dem Gewölk vermeiden. Mit freundlicher Verehrung, Ihr u. s. w.

17.

Sie beschämen mich durch Ihre Freundschaft, mein theurer Raumer! Alle meine Erwartungen sind eingetroffen. Ihr zweiter Band, den ich in 2—3 Stunden ganz verschlungen, ist durch große Begebenheiten, die Motive zur Restauration eines Napoleoniden und an die deutsche Kaiserwahl geknüpft und also von noch höherem Interesse, als der erste. Sie geben uns nicht eine Geschichte, man macht sie mit Ihnen durch: „on fait de l'histoire." Freiheitssinn, Mäßigung, Festhalten an dem, was Sie und ich seit 1789 gewünscht und noch erst erwarten, eine würdige Sprache und ein Reflex tiefer geschichtlicher und eigener anschaulicher Reiseerfahrungen, das Alles fesselt den Leser: aber freilich stört hier und da die zu große Kargheit in Nennung der Namen, das Entbehren von allgemeinen Charakterschilderungen, die Sie hätten nachtragen können. — An den Briefen selbst hätte ich ebenfalls nichts geändert; sie sind der unverletzlich lebensfrische Theil. Das Zartgefühl, mit dem Sie den erfolglosen Zug nach Berlin und die Scene in Charlottenburg schildern (der ich beiwohnte), ist nicht genug zu preisen; — aber, so fragte ich mich damals (3. April), so frage ich mich selbst noch heute: wie ist es möglich gewesen, daß man einen Monat vorher, nicht durch Camphausen selbst gewußt hat, was hier nicht einen, sondern 2—3 Monat vorher von niemand, der etwas wissen wollte, ignorirt worden ist, meine, die eiserne Gewißheit nicht auszunehmen. Viel Bitterkeit wäre vermieden worden, wenn das Ganze schriftlich wäre verhandelt worden, wenn derselbe Antrag schriftlich gemacht worden wäre. Ist es möglich gewesen, daß vielleicht Camphausen selbst getäuscht war und glaubte, daß das persönliche Erscheinen auch den festgefaßtesten Entschluß könne wankend machen. Der Anhang in Ihrem zweiten Theile hat mich besonders erfreut. Hier will man das Unmögliche erzielen, und zuletzt wird man sich von Oesterreich, Rußland und Großbaiern beglücken lassen. Jetzt ist an dem reinen Willen des Königs und des Ministeriums viel zu zweifeln. Aus Vernunftgründen widersteht man der Reaktion. Und Louis Bonaparte, der einem Bischofe sagt: Vous me parlez de Bossuet, moi je Vous parle de mon Oncle, nous tâcherons d'imiter. Das ist wenigstens eine Dummheit. Ich lege Ihnen etwas von meiner Prosa bei: das Vorwort zu einem Album, das die edle Prinzessin von Preußen in die Göthe, Schiller, Wieland und Herder gewidmeten Säle des Schlosses zu Weimar gelegt.

Auch Ihre Papst-Abhandlung kommt zur rechten Zeit. Mit alter Freundschaft, Ihr u. s. w.

18.

Berlin 18. August.

In der großen Ungewißheit, Sie, edler Freund, heute da zu finden, wo Prunkreden, abgetheilt nach den verschiedenen Hirnkammern der Gefeierten, methodisch gehalten werden, schreibe ich unter den Vorbereitungen einer kleinen Reise nach Rügen (mit dem König), diese Zeilen des herzlichsten Dankes. Welches Wohlwollen und Andenken könnte mich in dem Maße ehren, wie das Ihrige, der gleichzeitigen Ansprache eines großen Talents, einer freiheitsliebenden Sinnesart und einem unerschütterlichen Festhalten an dem für wahr Erkannten. So soll mich nun vor Allem Ihr Frankfurt und Paris erfreuen und belehren. Mit aufrichtiger Verehrung und Liebe, Ihr u. s. w.

1850.

19.

Den 11. März.

Wie soll ich Ihnen, mein edler Freund, lebhaft genug meinen innigen Dank für Ihr köstliches Büchlein darbieten. Diese praktische Lösung der gesellschaftlichen Fragen ist ein großes deutsches Bedürfniß. Warum haben Sie den Briefen nicht den Verlag „erstes Heft" gegeben. Sie könnten in dem praktischen politischen Kursus dann exempla odiosa aus früheren Staatsgewohnheiten anführen.

20.

Berlin 2. Januar.

Sie haben mir, verehrungswerthester, vieljähriger Freund, eine poetische Freude gemacht, durch die geistreiche eines Geschichtschreibers wie Sie würdige Darstellung von Hetzken (3 Portugiesinnen) und durch das liebe Andenken Ihrer Zuschrift. Dasselbe Denunciations- und Schandblatt, die Kreuzzeitung, an der Staatsbeamte nicht erröthen mit C... gemeinschaftlich zu arbeiten, und die sich frech ihres allerdings nicht abzuleugnenden Einflusses rühmt, hat freilich auch Ihnen die Ehre angethan, Sie wegen der Portugiesinnen anzugreifen. In Ihrem Vortrage ist nicht ein Wort, das die Sitte beleidigt, aber freilich wissen Sie nicht wie R... in seiner prosaischen Geschichte anzukündigen: er werde von Friedrich Wilhelm I. Alles verschweigen, was dessen rohe Grausamkeit und Despotismus offenbare.

Sie wissen, daß die Kreuzzeitung auch den Oberpräsidenten Bonin und meinen Neffen, General Hedemann, der in Magdeburg kommandirt, als nicht bloß rothliche, sondern rothe Staatsbeamte anschwärzt.

Möchten Sie doch, wenn sie unseren so leidenden Freund Tieck hier besuchen, auch meiner gedenken. (Alle Morgen von 12 bis 2½ Uhr.) Je trüber es mit allen Institutionen steht, desto mehr fühlt man ein Bedürfniß, Männer wie Sie zu hören und sich solcher zu erfreuen. Verehrungsvoll Ihr u. s. w.

21.

Ich muß Sie wieder, verehrtester Kollege, mit einer sehr elementaren Frage belästigen. Columbus Beschützer waren die Gouvernante (Anna) del Principe Don Juan und der Professor Deza zu Salamanca, nachmals Erzbischof von Sevilla, Erzieher des Prinzen Don Juan, der 1494 starb. Ist dieser Infant (?) Don Juan ein Sohn, den Isabella vor der tollen Johanna gebar, derselbe, von dessen Tod Petrus Martyr Epist. 182 spricht? Wäre dieser also leben geblieben, so hätte die Weltbegebenheit der Verbindung von Spanien und Deutschland unter Karl V. nicht stattgefunden. Ich glaube, ich werde Ihnen am wenigsten lästig, wenn Sie mir gewogentlichst eine genealogische Tabelle von Ferdinand und Isabelle leihen konnten.

22

In diesen trüben Zeiten beschäftigt man sich so gern mit freigebliebener Natur. Wie danke ich Ihnen, theurer, verehrter Freund, für den Hymnus des Alanus de Insulis, mir Unwissenden ganz unbekannt. Ich werde ihn gern benutzen, wenn ein 81jähriger Urmensch noch von neuen Ausgaben träumen konnte. Dankbarlichen Ihr u. s. w.

23

Wollen Sie mich gütigst Donnerstag um 1 Uhr mit Ihrem Besuche beehren, mein verehrtester Kollege. Ich dachte an Guizot und den Duc de Broglie zu schreiben. Falls ich Ihnen für diese zwei schon Briefe gegeben hatte, so schreiben Sie es mir gütigst bis morgen. Hier eine Empfehlung an einen sehr ausgezeichneten und überaus liebenswürdigen Künstler, Herrn v. Steuben, deutscher Herkunft, aber durch 9jährigen Aufenthalt in Paris, Deutsch vergessend. Sein Name steht in Paris sehr hoch und was Sie von Künstlern und Ateliers zu sehen wünschen, erhalten Sie durch ihn. Seine Familie war mit Schiller sehr vertraut und mit Frau v. Wolzogen. Seine Mutter lebt in Petersburg, wo er auch erzogen ward. Seine großen berühmten Bilder

sind: 1) Peter der Große auf dem Ladogasee. 2) L'abbé St. Germain distribuant les aumones. 3) Peter der Große vor den Strelitzen fliehend. 4) Der Schweizerbund.

24.

Meine Abhandlung, mein theurer, hochverehrter Freund, kann eine gewisse wissenschaftliche Stärke haben, ist aber gar nicht geeignet, das unmineralogische Publikum zu interessiren. Ich habe aber an Boeckh geschrieben, daß ich nicht lesen werde, und fordere Sie daher auf das Lebhafteste dazu auf. Ich werde eine große, große Freude haben, Sie zu hören. Ich habe schon von Anderen gehört, daß diese politische Uebersicht von Italien zu den geistreichsten Arbeiten gehört, die man Ihnen verdankt. Mein Entschluß, nicht zu lesen, ist unerschütterlich. Mit alter Freundschaft und Verehrung und Dankbarkeit für ein Buch, in dem Sie selbst meinem alten Vater ein Denkmal des rechtschaffensten Charakter gesetzt.

25.

Es ist mir eine große, große Freude, Ihnen, verehrter Freund, sagen zu können, daß der Kronprinz, mit dem ich den Abend zugebracht, Ihren Aufsatz unendlich gelobt hat. Nichts hat ihm mißfallen; er hat oft wiederholt, wenn die Materie delikat geschienen, Sie sich auf das Geschickteste herausgezogen. Er hat die Stelle sehr gelobt: die lombardische Regierung setze alle die in Verlegenheit, welche andere Wünsche über die Zukunft von Italien hätten. — Ich war leider durch ein verspätetes Diner bei Prinz Carl (4—6 Uhr) gehindert worden, diesen Genuß zu theilen, und erwarte den freieren, vollständigeren Druck. Mit alter Verehrung und Freundschaft, Ihr u. s. w.

26.

Theuerster Freund! Es wäre allerdings freundlicher und meinen Erwartungen entsprechender gewesen, wenn die Universität, deren pekuniären Verhältnisse ich seit dem jetzigen Regierungsantritt so besonders gepflegt (daß von 30,000 Thalern der Minister Eichhorn so wenig unter die Professoren vertheilt hat, war nicht meine Schuld), aus Wohlwollen für mich (ohne Intervention eines königlichen Prinzen) das elende Geschenk eines Freitisches gemacht hätte[1]. Bei dem älteren Bruder

1) Die Gesetze der Universitätsfreitische erlauben nicht, einem solchen immatrikulirten Studenten sogleich einen Freitisch zu geben, wohl aber war dies bei den prinzlichen Freitischen vergönnt.

des Studiosus Steinkraus war es auch so geschehen. Da man aber eine prinzliche Perturbation wünscht, so habe ich sie erlangt, wie Sie aus dem eigenhändigen Briefe des Prinzen von Preußen, von dem Sie auch Gebrauch machen können, ersehen werden.

Verzeihen Sie, edler Mann, daß ich Sie mit solchen gastronomischen Dingen behellige. — Das athener Drama, das schon mehrmals in der Welt gespielt, hat das Gute, daß es einmal wieder die Welt zusammenrüttelt und zeigt, wo die Macht ist. Der Verfasser des Dramas scheint aber an der Newa zu wohnen, wo man vielleicht gern gesehen, wenn der operirte König sich eingeschifft. Verehrungsvoll Ihr u. s. w.

1851.

27.

Sie erlauben mir, theurer, hochverehrter Freund, daß ich diese kleine, aber recht warme Empfehlung, einem angenehmen, jungen Manne, Enkel des großen Washington, Herrn Buttler, gebe, der zum Legations-Sekretair bei der hiesigen amerikanischen Gesandtschaft ernannt worden ist. Seine Eltern wohnen bei New-Orleans in einer bösen Zuckerplantage; er selbst aber, obgleich ganz weißen Blutes, ist doch für die Nacht- und Dämmerungsmenschen (wie der Dresdener Tagesmensch Carus die Schwarzen und Mulatten nennt) sehr human gesinnt. Der junge Buttler ist ganz werth, daß sein sehnlichster Wunsch, sich Ihnen zu nähern, erfüllt werde. Mit inniger Verehrung Ihr A. Humboldt in trüber Zeit zwischen dem sich selbst Zuchthaus würdig erklärenden Logarithmus G. Pfeil, und dem Prediger vom Rheine, der alle jetzigen Naturforscher für infernale Unchristen erklärt.

28.

Ich habe schon von der Fürstin von Liegnitz am Tage meiner Ankunft viel Freundliches über Ihre Briefe aus Paris gehört und Sie sind zu sehr von meinen Gesinnungen gegen Sie überzeugt, um nicht gewiß zu sein, daß ich die Lektüre mit dem günstigsten Vorurtheil beginnen werde. Geist und Leben haben mich beim ersten Durchblättern schon angeregt, und wenn Ihnen die — und der Ritter der Wohlthätigkeitsanstalten, v. Voß, auch feindlicher werden, so habe ich mich dagegen schon an vielem Freisinnigen ergötzt (I, 6; II, 224, 304, 329). Was Sie vom starren Stein, von Dauer und Wechsel der Belebten sagen (I, 63), ist sehr schön und physiologisch wahr. So danke ich Ihnen denn gern für den Druck solcher Briefe, die der Oeffentlichkeit

nicht bestimmt waren; wie ich vor stenographirten Kollegien und vor Allem zurückschrecke, was seinem ursprünglichen Zwecke entrückt scheint. Mit der ausgezeichnetsten, freundschaftlichsten Hochachtung u. s. w.

1852.

29.

Den 4. Oktober.

Ich bin tief gerührt, mein edler, vieljähriger Freund, von Ihrem so freundlichen, mich ehrenden Andenken. Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, historische Darstellungen mit einer politischen zu vereinigen und so durch Mannigfaltigkeit des Inhalts das verödete Vaterland von seiner unheimlichen und unmoralischen Gleichgültigkeit abzuziehen. So lange ich athme, werde ich nicht daran glauben, daß das, was gesäet worden ist, in mächtiger Zeit fruchtlos verschwinde. Es ist nur nicht bequem, im 83. Jahre in der Uebergangsperiode zu leben. Mit inniger Anhänglichkeit und vielem Trübsinn, Ihr dankbarster u. s. w.

30.

Den 28. November.

Ich freue mich der Vielseitigkeit Ihres Interesse, mein verehrter Freund. Das Ferne hat in dieser verödeten, matten Zeit, in der das lächerliche Uebermaß des Despotismus im Westen, und ganz gleiches Gelüste in unserer Nähe bald unschädlicher machen wird, eine beruhigende Kraft. Die Beschäftigung mit der Ferne zieht etwas von der Gegenwart ab. Ich habe mich mehrere Tage in Callao de Lima aufgehalten, weil ich dort den Durchgang des Merkur durch die Sonnenscheibe beobachtete. Bei dem großen Erdbeben hat allerdings eine 50 Fuß hohe Welle Fahrzeuge auf die Küste, tief in der Ebene aufs Trockene getrieben; ich habe aber nicht gehört, daß seitdem Straßen in der Hafenstadt überschwemmt wären, noch daß man gesunkenen Straßenboden unter dem Meeresspiegel erkennen könne. Von Gemälden historischer Art an den äußeren Wänden der Häuser in Lima (die von Lehm und Rohr leicht gebaut und zierlich mit Gips überstrichen sind) weiß ich nichts [1]. Einige heilige Darstellungen an Wänden finden sich in allen spanischen Colonien.

Ich hoffe, daß wir Potsdam den 1. Dezember verlassen und daß mir dann die Freude werden wird, Ihres aufrichtenden Umgangs frei zu genießen. Mit unwandelbarer Verehrung und Freundschaft, Ihr u. s. w.

1. Dies berichtigt Alex. v. Humboldt auf meine Frage.

1854.

31.

Den 28. August.

Da ich gestern den Tag in Tegel zubrachte mit Rauch (in Tegel, wo Frau v. Bülow, den Gräbern zu nahe, gar keine Fortschritte in der Linderung ihres Schmerzes macht), so habe ich doppelt gern Ihren Wunsch, theurer Freund, erfüllt. — Und im Journal des Debats Villemains Rede die akademischen Preise dekretirend, den christlichen! Seneka der Soirées de Petersbourg, mit dem Märtyrerthum von Ludwig XVII. und seine Apotheose als Engel! Welche Litteratur! — Daneben der Papst, der 1854 erst durch Bischöfe die unbefleckte Empfängniß vergewissern läßt; — und die Mormonen Latter-day saints mit neutestamentarischer Vielweiberei. They go so far as to say that our Saviour had 3 wives, Mary and Martha and the other Mary, with Jesus at the wedding by Cana of Galilea! Die Familiarität, die er sich mit diesen erlaubte, beweisen, daß es seine Eheweiber waren! (Gunnison, the Mormons of the salt-lake, 1854, p. 68.) Mit inniger Freundschaft Ihr u. s. w.

32.

Den 9. September.

Der König wird zweifelsohne, mein theurer Freund und Kollege, mit der Wahl des Ortes und den Vorschlägen des Professor Rauch (über Tieck's Denkmal) einverstanden sein; aber da mündliche Vorträge nie zu Resultaten schriftlich ausgedrückter Beschlüsse führen, so bitte ich Sie freundlichst zu entscheiden, wie das Ganze an den König geschäftsmäßig gelangen soll. Wird das Kommité sehr eilen und die beiden Anlagen vom 25. und 27. August einschicken? oder wollen Sie, daß ich (den König daran erinnernd, daß er zuschießen wolle, wenn vorher die Aufforderung deswegen an das deutsche Publikum ergangen sei) jetzt an den Zuschuß mahne. — Hier ist nun die Frage des Quantums; denn das vage Wort: einige hundert Thaler, würde nur zu neuen Ungewißheiten führen. Ich werde genau thun, was Sie mir vorschreiben; aber da der Zuschuß des Königs sich noch gar nicht auf bestimmte Ornamentirungen am Piedestal der Marmorbüste und an der Gedenktafel auf dem Kirchhofe beziehen soll, so wäre doch wohl wünschenswerth, daß Professor Rauch sich äußerte, ob 400, 600 oder 800 Thaler königlicher Zuschuß zu fordern sei. Zu Anschlägen kann man sich nicht erniedrigen. Vielleicht werden Sie für bequemer halten, ich sagte in meinem Briefe: „man fordere bloß die Genehmigung, Arbeiten anfertigen zu lassen, die 600 Thaler (800) nicht übersteigen. Man wird die Summe nach

Vollendung der Arbeit melden." Soll ich dennoch den schriftlichen Antrag im Namen (auf Geheiß) des Kommités machen, so haben Sie die Freundschaft und schicken mir beide Pieçen zurück. Der erste Brief vom Professor Rauch über den Zuschuß braucht nicht beigelegt zu werden. Mir ist es natürlich lieber, wenn das Kommité selbst schreibt, ich bloß mit unterschreibe und das Ganze persönlich übergebe. Bis zum 22. September dauern die Zerstreuungen der Manöver (und die Einnahme der Krimm). Da Herr v. Olfers bereits das unterschrieben hat, wo bloß von Marmorbüste und bedecktem Raum im Museum die Rede ist, so muß der etwanigen Bronce-Büste für das Freie ja nicht gedacht werden, weil dadurch der Anschlag von 860 Thalern ganz alterirt würde. Mit freundschaftlicher Verehrung Ihr u. s. w.

33.

Denken Sie, theurer Kollege, in welchem trüben Lebensdrama ich schwebe! Die liebenswürdige, junge Frau v. Loen, Gattin eines Flügel-Adjutanten des Königs, stirbt gestern nach achtwöchentlichen Leiden. Die unglückliche Mutter, Ministerin Bulow, meine Nichte, wagt von Rom die Winterreise, um die Tochter zu pflegen, und kommt nun zum Begräbniß, wahrscheinlich am Montag! Mit alter Liebe und Verehrung, Ihr u. s. w.

34.

Ich habe, theurer Freund und Kollege, nach Ihrem Wunsche vorgestern über die Aufstellung der Büste des verewigten Dichters weitläufig mit dem Könige verhandelt. Der König ist ganz Ihrer Meinung, daß der Kirchhof nicht gewählt werden kann. Er lobt sehr Ihren Vorschlag des Wäldchens hinter der Universität, denn in der Halle des Museums hinter den Säulen wird nach Schinkel'scher Disposition der Raum nicht frei bleiben. Es kommen dort eingelegte Marmortafeln und kleine Gemälde hin. Rauch und Olfers waren bei dem Gespräch zugegen. Der König hielt das Wäldchen um so rathsamer, da es ihm Veranlassung geben würde, neben Tieck andere Meister (Göthe, Schiller, Winkelmann) aufzustellen, da solche auf Cippen aufgestellte Broncebüsten sehr transportabel sind. So war er auch geneigt, Tieck, damit er nicht im großen Raume noch vereinzelt stände, recht von außen sichtbar, in den kleinen, sehr schattigen botanischen Garten hinter der Universität aufzustellen; er dringt aber nicht darauf; Rauch schlug vorläufig diesen anmuthigen Platz vor. Da zum Postamente (Marmorsäule, Cippus ...?) vom Könige Geldzuschuß gefordert werden muß, etwas mehr, als wenn die Büste an eine Wand käme, so haben Sie wohl die Güte, mit Rauch

oder Stieler darüber eine Schätzung zu fordern. Die Höhe ist nicht gleichgültig, Platz der Inschrift, bloßer Name, oder zwei menschliche Naturbegebenheiten, Geburt und Tod.

Da der König sich für solche Dinge sehr interessirt, so wäre es wohl nöthig, ihm eine Linearzeichnung anzuschaffen, wenn das Geld gefordert wird; auch wäre wohl in dem Antrage recht bestimmt zu sagen, daß Se. Majestät als sie, als etwas dem Andenken Ehrenvolleres, den Thaler Subscription des Publikums genehmigten, erklärt haben, selbst zuzuschießen. Es ist also bloß Erfüllung eines (mir) gegebenen Versprechens.

Tieck's Freund, der so gründlich unterrichtete Liebrecht, ist hier und freut sich, Ihnen sich vorstellen zu dürfen. Mit inniger Verehrung und Freundschaft, Ihr u. s. w.

35.

So ungern ich auch dem Eigensinn nachgebe, theurer Freund, nach welchem Schinkels und meines Bruders (des Stifters des Museums) Büsten ebenfalls verschwunden sind, so habe ich doch, weil die langabgebildeten Größen von den kurzbeinigen getrennt werden sollen, die neue Petition mit unterschrieben. Nichts kann in Abdera Wunder nehmen, wo die Schwarzen (les robes noires) dekretiren: ob der geküßte Gott in der Geschichte (Bunsen) sich nur hat bekussen lassen oder ob er Mr. d'Aubigné an sich hinangezogen hat; wo Pastor Kind in Mailand evangelische Inspirationen bei einer italienischen Dirne (einer Aufwärterin des preußischen Konsuls in Neapel) abndet, weil sie ihm einen heißen Kuß auf die Schulter drückte; wo es dem erkrankten, halb wahnsinnigen, biblisch assyrischen Niebuhr fast geglückt wäre, den einzigen liberalen, ausgezeichnet thätigen Minister (v. d. H.) durch Unhöflichkeiten wegzujagen und die Regierung mit sich selbst in Widerspruch zu bringen. Mit alter, treuer Anhänglichkeit, Ihr u. s. w.

36.

Ich habe, mein theurer Freund, zwar gar keine ministerielle oder administrative Berührung mit Wien, glaube auch, daß man dort nicht (wie in Berlin geschehen ist), für eine Gastgesellschaft den Kater aufführen würde; aber der Antrag ist doch wohl zu machen, da die Scham nicht auf die Fordernden fällt. Sie können wohl denken, daß ich mich der Sache nicht entziehen will. Mein Wunsch wäre dann, daß Sie zu erfahren suchten, an welchen Minister das Gesuch zu richten ist. Daß das Gesuch nicht von mir allein, sondern von 3—4 Mitgliedern des

Kommité unterschrieben werde, mit Beisatz der Namen des ganzen Denkmal-Kommité. Daß ich das Ganze mit unterschreibe, und als eine mir besonders am Herzen liegende Sache in einem eigenen Briefe empfehle. Der Minister, an den ich schreiben soll, wird nicht der religiös übereifrige Thun sein, sondern gewiß der Finanzminister, oder des Innern, dessen Titulatur Sie mir gütigst verschaffen.

Lesen Sie doch einmal den Brief, den der König an Radowitz am Tage der Verabschiedung 1850 geschrieben. Es ist ein Stück der psychologischen Weltgeschichte, der in den heutigen schamvollen Tardanellentagen einen wunderbaren Eindruck macht. Mit alter Freundschaft, Ihr u. s. w.

37.

Indem ich, theurer Freund und Kollege, soeben Ihren Brief von heute empfange, war ich im Begriff, an Sie zu schreiben und Sie zu bitten, sich übermorgen Donnerstags um 1 Uhr zu Hause zu halten, weil ich einmal die Freude haben will, mich mit Ihnen in Ihrem Studierzimmer zu unterhalten. Aus diesem sind viele, viele nützliche Wahrheiten in die Welt gelangt, und unter solche rechne ich gern die Anzeige von Lombard, geschrieben im Jahre 1809. C'est comme cela que je serai Dimanche, hätte man damals sagen können. Sie haben gezeigt, zu welchem Elend, zu welcher öffentlichen Verachtung feige Unentschlossenheit führt. De nobis fabula loquitur!

Was Sie Syren nennen, habe ich großentheils Zeile für Zeile, gelesen: eine reiche Fülle concis ausgedrückter Welterfahrungen und Lebensregeln. Die Syren macht Ihnen viel Ehre. Auch die Beurtheilung von Neanders Religionsgeschichte ist trefflich. Das was diesem Theile aber für späte Zeiten Wichtigkeit geben wird, ist der Abschnitt über Geschichte der Musik, so wenig Ihnen auch der Prophet und der teuflische Robert dankbar sein werden. Mit alter treuer Anhänglichkeit, Ihr u. s. w.

1857.

38.

Den 19. Januar.

Ich kann Ihnen jetzt erst, theurer Freund, die bestimmte Erklärung des Direktors der königlichen Museen, Herrn v. Olfers, senden. Er widersetzt sich der Aufstellung der Büste unseres verewigten Tieck in der großen Halle dem Lustgarten zu, weil dieselbe der ursprünglichen Meinung und Absicht des Architekten, der bloß große Statuen dort aufstellen wollte, und die wir achten und ehren mußten, widerspräche. Er ist

aber erbötig, die Büste in freier Luft vor der Universität aufzustellen und im Winter zu umhüllen (mit Stroh, und anderem poetischen Umhüllungsmaterial?), oder auf einem ausgezeichneten Platz in der neuen hinteren Halle des neuen Museums bei dem Durchgange (der unglücklichen Nabelschnur der siamesischen Brüder) anzuweisen.

Sie wissen doch, daß ich in der Wiener Kirchenzeitung ein Seelenmörder genannt werde; Seelentödter schien zu höflich.

[Die Sammlung für Tieck reichte zur Aufstellung eines Denksteins von Granit auf dem Kirchhofe und zur Fertigung einer marmornen Büste. Der königliche Zuschuß würde für ein größeres Kunstwerk ungenügend gewesen sein: deshalb und weil der König erkrankte, ist derselbe gar nicht eingefordert worden. Die Büste ist zweckmäßig in der Vorhalle der Bibliothek aufgestellt.]

39.

Den 23. Februar.

Verzeihen Sie, edler Freund, die große Verspätung meiner warmen Empfehlungen an den Ministerpräsidenten Grafen Cavour. Ich habe ihm gerühmt die freie Benutzung der Archive in London und Paris für Ihre große Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Mit Ihren staatsmännischen Arbeiten und der schönen Unabhängigkeit Ihrer Gesinnung bekannt, wird der Ministerpräsident gewiß jeden Ihrer Wünsche erfüllen. Mit alter Verehrung, Ihr u. s. w.

40.

Ihre für Deutschland, das denkende und freie, so ehrenvolle Reise durch Ungarn, die Lombardei und Piemont (il dolce nido della libertà?) hat mir einen sehr angenehmen Brief des Grafen Cavour gebracht. Er enthält Klagen, Sie zu einer vielbeschäftigten Zeit so wenig genossen zu haben. Er scheint zu verstehen, was ihm entgangen ist. Ich darf wohl bitten, daß Sie, theurer Freund und Kollege, mir Cavours Brief zurücksenden.

1858.

41.

Wie traurig bin ich, hochverehrter Freund und Kollege, Ihren lang ersehnten orientalischen Besuch verfehlt zu haben. Wäre es Ihnen möglich, morgen Montag, oder übermorgen Dienstag um zwei Uhr diesen Besuch zu erneuern. Meine Höflichkeit, Ihre Rückkehr erlebt zu

haben, verdient ſchon Ihre Beachtung. Ich werde mich bei Tage zu Hauſe halten.

In London ſtinkt es und in Tegernſee regnet es (und doch wird ſpaziert), niemand regiert. Chambord und Don Miguel beſuchen ſich, an das Diner der Bucklichen erinnernd: man gewöhnt ſich allmälig an ſeine böſen Feinde und doch muß man nicht glauben an finis Borussiae. Le principe survit à tout, als Gedanke. Mit urweltlicher Verehrung. Ihr u. ſ. w.

Geschichtliche Aufsätze.

a) Eine Reiſe nach Südamerika.

(1854).

Bei der Unmöglichkeit, Südamerika gleichwie die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu bereiſen, habe ich mich zunächſt über einen Theil jener unermeßlichen Länder aus neuern gedruckten Werken unterrichtet und meine Ausbeute zu einem ſcheinbar leichten, ja oberflächlichen, in Wahrheit aber mühſamen Moſaikbilde zuſammengeſtellt.[1]) Zur Seite mußte ich laſſen nicht allein, was die wiſſenſchaftliche Naturbetrachtung jener Länder betrifft, ſondern ebenfalls die bisher keineswegs genügend aufgeklärte, höchſt verwickelte Geſchichte der letzten 50 Jahre. Dennoch hoffe ich, daß die mitgetheilten, durch Citate genau belegten Reiſebemerkungen mancherlei Art nicht ohne Intereſſe ſein werden.

Die Fahrt über das Atlantiſche Meer erſcheint Jedem, der nicht an Seeleben gewöhnt und dafür begeiſtert iſt, lang und langweilig, und von der Unendlichkeit und Erhabenheit des Meeres ſpricht es ſich am bequemſten, wenn man mit den Füßen auf feſtem Boden ſteht. Viele litten ſo an der Seekrankheit, daß ſelbſt der bekannte Scherz beim Kreuzen des Aequators ſie nicht aufheitern konnte, und den Geſundern bot ſich von außen keine Zerſtreuung, als daß ſie mit dem Fernrohre am Horizonte nach Schiffen umherſuchten und acht gaben, ob kein Fiſch den Kopf zum Waſſer herausſtecke. Hinweiſungen auf den wolkenbedeckten oder ſternklaren Himmel, auf das Leuchten des Meeres u. dgl. machten keinen Eindruck; wogegen die Kunde: man befände ſich in der Nähe von Rio Janeiro, der Hauptſtadt Braſiliens, unter den Reiſenden die größte Freude erregte!

Sie ward aber unerwartet ſehr getrübt, denn es verbreitete ſich eine feuchte, drückende Hitze, und ein dichter, undurchſichtiger Nebel, ſowie eine völlige Meeresſtille zwang uns zwei lange, lange Tage an derſelben Stelle unbeweglich zu verweilen. Deſto größer die Freude, als ſich der Vorhang, von einem erfriſchenden Winde bewegt, theils ſenkte, theils zum Himmel erhob[2]) und eine Welt von wunderbarer

Mannichfaltigkeit und Schönheit dem Auge eröffnete. Waldbewachsene Inseln, zwischen welche hindurch unzählige Schiffe hin- und hersegelten, darüber hinaus Hügel und Berge in den verschiedensten Gestaltungen, im Vordergrunde ansteigend Rio Janeiro mit seinen Kirchen, Klostern und hervorragenden Gebäuden, weiter ab dunkler tropischer Pflanzenreichthum, unterbrochen von Dörfern und glänzenden Landhäusern: ein bezaubernder, nicht zu beschreibender Anblick. Die Erwartung, daß das Innere der Stadt diesen reizenden Ansichten und Aussichten entspreche, ward indessen sehr getäuscht. Wenige Straßen gepflastert, die meisten enge, alle übermäßig schmutzig und übelriechend[3]), gewaltige Hitze, Schwärme von Moskites, Häuser mit Fenstern ohne Fensterglas, nur mit hölzernen Gittern verschlossen: die ganze Stadt erschien wie ein großes, dunkeles Kloster!

Noch unangenehmer war der Anblick von Negern, welche, an langen Ketten aneinandergeschmiedet, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wurden.[4]) Man sagte zwar zu unserer Beruhigung: Es sind Verbrecher; aber im Allgemeinen herrscht die Ansicht, daß die Negersklaverei natürlich, durch Strenge aufrecht zu halten und Freilassung für Menschen schädlich sei, welche unfähig wären, für sich selbst zu sorgen. Fast immer[5]) gerathe der freigelassene Neger durch Unvorsichtigkeit, Sorglosigkeit und Faulheit in die traurigsten Verhältnisse. Der Antheil von Wahrheit, welcher sich in diesen Ansichten und Behauptungen findet, reichte nicht hin, den Anblick des Sklavenmarktes zu erheitern oder den daselbst getriebenen Menschenhandel zu rechtfertigen. Neben den Bejahrtern fanden sich an 300 Kinder[6]), Jungen und Mädchen, etwa zwischen 6 und 13 Jahren. Ihre fröhlichen Spiele verstärkten nur den Schmerz der mitgekommenen, oder in Afrika zurückgelassenen Aeltern, und die Behauptung, es werde allen in Amerika besser ergehen, wie in ihrem Vaterlande, verlor durch den unmittelbaren Anblick, durch das nicht zu unterdrückende Gefühl an dem Gewichte, welches ihr vielleicht in Wahrheit zukommt.

Viele Neger waren tättowirt[7]) mit den entstellenden Zeichen ihres Stammes, und das neue, gemeinsame Schicksal soll keineswegs immer den alten Haß austilgen. Bei der Arbeit pflegen die Neger, freilich in sehr roher Weise, zu singen, auch wohl eine unvollkommene afrikanische Guitarre, Marimba genannt, mit dem Daumen zu spielen.[8]) Davon sehr verschieden war freilich das Jägerchor aus dem „Freischütz", wonach eingestellte Negersoldaten marschirten. Nicht minder dürfte es europäischen Offizieren auffallen, daß Soldaten auf ihrem Posten rauchen.[9])

Eingeübter als zu kriegerischen Aufzügen scheint man für geistliche Prozessionen zu sein[10]), wo hübsche Mädchen mit Flügeln und auf hohen Schuhen einherschreitend die Engel darstellen, während unzählige Papageien über den Köpfen umherfliegen und in die kirchlichen Gesänge unharmonisch hineinschreien. Zu Ehren der unzähligen Heiligen nehmen Geläute, Raketen, Schwärmer, Feuerwerke fast nie ein Ende[11]), und in den Kirchen findet man in Wachs geformte Glieder aller Leibestheile, welche durch die Einwirkung Jener wunderbar geheilt wurden.

Man behauptet, daß der Stamm der portugiesischen Bevölkerung in Brasilien geistig und sittlich sehr gesunken und selbst die Sprache ausgeartet sei[12]); gewiß stieg der Zwist zwischen den neuangekommenen Portugiesen und den (als liebenswürdiger gerühmten) Brasilianern zu solcher Höhe, daß Dom Pedro durch einen Soldatenaufstand zur Abdankung gezwungen wurde. Jetzt zeigt sich Altes und Neues oft in sonderbarer Mischung.

Wir hörten in dem von der Regierung reichlich unterstützten Theater, die „Italienerin in Algier" nicht übel aufführen[13]); nur war der Souffleur etwas laut, und eine Erleuchtung durch Talglichter hat ihre Unbequemlichkeiten. Sonst benahm sich das Publikum stiller und anständiger als oft in England, und da das Parterre eine bestimmte Zahl von Plätzen enthielt, konnte kein Streit oder Gedränge entstehen. Doch darf man hieraus nicht auf hohe geistige Bildung schließen[14]), und ein Amerikaner bemerkte: in einer Stadt der Vereinigten Staaten werde mehr gedruckt, als in ganz Brasilien.

Neben jungen Stutzern, welche hinsichtlich der Kleidung europäischen Mustern nachstreben, gehen bejahrte Vornehme einher mit Hofröcken aus der Zeit Ludwigs XV.[15]), schwarze Beinkleider, weißseidene Strümpfe, goldene Knie- und Schuhschnallen, dreieckige Hüte, mit Straußenfedern geschmückt, Stöcke mit goldenen Knöpfen, große Petschafte an langen Uhrketten u. s. w. Nicht selten sieht man Neger ähnlich gekleidet aus dem Abfall der Garderobe ihrer Herren, — aber ohne Schuhe und Strümpfe.

Manche Frauen und Mädchen thun sich etwas darauf zugute, europäische Moden anzunehmen; bald aber tritt das heiße Klima, bald Eitelkeit, bald Schönheitsgefühl in den Weg. Dann werden Unterröcke und Schnürleiber weggeworfen; ja im Sommer genügt wohl ein kurzes seidenes Kleid, um die Umrisse zu verdecken oder zu zeigen. Die Urtheile hierüber und über Verwandtes lauten natürlich sehr verschieden. Die Frauen, ruft ein Unzufriedener[16]), sind geputzt und doch oft schmutzig, sprechen allzu frei mit männlicher Stimme, sind leidenschaftlich, gefall-

süchtig, rachsüchtig, tyrannisch, im 25sten Jahre häßlich und veraltet, ohne innere Bildung und geistige Schönheit. Dies Alles leugnend oder doch ermäßigend, preiset ein Anderer diese ätherische Gestalten, antikes Profil, schönen Mund, Perlenzähne, lebhafte Augen u. s. w. Manche junge Herren, welche zweifeln, durch eigene Verdienste diese Terpsichoren zu erobern, tragen Amulete von magnetischem Eisen[17]), welche die Gunst aller Schönen an sich zögen. Weil die Frauen in Rio fast ganz von Gesellschaften ausgeschlossen sind[18]), so hält es schwerer, sie zu beobachten und kennen zu lernen, als in dem ehemals spanischen Amerika. Ermäßigen läßt sich dagegen wohl die Klage über den Mangel eigentlicher Gastfreundschaft[19]) in einer Stadt, welche zwar mehr als 100,000 Einwohner zählt, darunter jedoch etwa 50,000 Neger und 20,000 Mulatten.[20])

Da es nicht die Absicht der Reisenden war, lange in Rio und der höchst reizenden Umgegend zu verweilen oder in die westlichern Landschaften Brasiliens von hier aus einzudringen, so nahmen sie die erste Gelegenheit wahr, auf einem Handelsschiffe nach Buenos-Ayres zu segeln.

Noch waren wir viele Meilen von dem für uns unsichtbaren Ufer entfernt, als wir uns schon in dem Strome des gelblichen, süßen Wassers befanden, welches der La Plata ins Meer sendet.[21]) Der Busen, in welchem dieser Riesenstrom ausmündet, ist doppelt so breit, als die Entfernung von Dover nach Calais. Unzählige Flüsse ergießen sich in den westlichern Parana und den östlichern Uraguay, welche bei ihrer Vereinigung den Namen Plata erhalten. Nächst dem Amazonenflusse oder Orellana ist sein Wassersystem weit das größte in Südamerika und bietet die Möglichkeit, dereinst eine höchst wichtige und nützliche Verbindung durch Schiffe und Dampfböte über ungeheure Landstrecken zu begründen.

Mit Recht rief ein Franzose[22]) aus: „Dies wird ein schönes Land werden, wenn wir längst begraben sind." Buenos-Ayres hat für Handel und Verkehr von Natur eine so außerordentlich günstige Lage, daß nur die von Neuorleans am Mississippi mit ihr kann verglichen werden. Da indessen jeder große Fluß bei seiner Ausmündung ins Meer viel Erde und Schlamm absetzt, so wird es auch hier (ungeachtet der ungeheuern Wassermenge) Anstrengung kosten, das Flußbett bis zur Nähe der Stadt in gehöriger Tiefe zu erhalten. Schon jetzt können die Schiffe, vieler Untiefen halber, nicht bis zum Ufer hinanfahren[23]), sondern Menschen und Waaren werden sehr mühsam auf ungeschickte, hochrädrige Karren geladen und ans Land gebracht. Die Pferde werden

hier ganz eigentlich hinter den Wagen gespannt und schieben ihn vor sich her.

Der Anblick von Buenos-Ayres ist durchaus von dem Rio Janeiros verschieden. Es liegt in einer weiten Ebene, umgeben von unermeßlichen Wiesen mit hohem Grase; wohl aber findet sich darin eine Aehnlichkeit zwischen beiden Städten, daß manche Straßen enge, ungepflastert und schmutzig sind.[24]) Schon vom Meere her erblickt man viele Kirchen und Thürme von Buenos-Ayres, und die Straßen zeigen die Lebhaftigkeit und Thätigkeit einer Handelsstadt; daß den Fenstern aber Glas fehlt und eiserne Gitter dessen Stelle vertreten, erinnert auf eine keineswegs heitere Weise an Gefängnisse und Klöster. Wo sich Wein an den Wänden in die Höhe rankt, verändert sich jedoch der Eindruck. Die Dächer sind meist flach, Oefen fehlen fast überall, obgleich nasse Kälte oder dichte Nebel sie in manchen Theilen des Jahres wünschenswerth machen.[25]) Nur aus der Küche führt ein Schornstein bis aufs Dach.

Obgleich Buenos-Ayres in den letzten Jahren durch Kriege in seiner Entwickelung gehemmt ward[26]), ist es doch bedeutend fortgeschritten, und die Bevölkerung der Stadt wie der Umgegend hat sich sehr vermehrt. Genaue Zählungen wurden nicht unternommen und sind bei der Größe des Landes und dem zerstreuten Wohnen der Menschen kaum möglich. Die Gründung einer Universität und einer Bibliothek erweiset das gesteigerte Interesse für geistige Bildung.

Seit der Unabhängigkeitserklärung hat ebenfalls der Handel von Buenos-Ayres außerordentlich zugenommen, insbesondere mit England, welches allein mehr einkauft und verkauft, als die übrigen Völker zusammengenommen. Fast alle Einwohner kleiden sich in englische baumwollene Waaren[27]), welche durch ihre Wohlfeilheit manches deutsche Fabrikat verdrängten. Zur Anlegung eigener Manufakturen fehlt es durchaus an Händen. Die Eingangszölle sind mäßig und beliefen sich lange Zeit im Durchschnitt auf 15 Procent.[28]) Doch giebt es auch Gegenstände, welche nur 4, andere, welche bis 30 Procent zahlen. Die Ausgangszölle betragen 1—4 Procent. Bei weitem der wichtigste Ausfuhrartikel sind die Rindshäute.[29]) Deren werden jährlich im Durchschnitt 8—900,000 Stück meist nach England verkauft und dafür über drei Millionen Dollars bezahlt.

Die Schafzucht war in früherer Zeit so vernachlässigt und geringgeschätzt, daß man das Fleisch an der Sonne trocknete und die Ziegelöfen damit heizte.[30]) Durch englische Thätigkeit und eingeführte fein-

welligere Schafe ward der Wollertrag ungemein verbessert und dergestalt erhöht, daß die Ausfuhr betrug im Jahre

1830 . . 19,000 Pfund
1830—33 . . 269,000 „
1834—37 . . 5,343,000 „

Hieraus ergiebt sich, daß nicht blos von Australien her eine wichtige Mitbewerbung für deutsche Wollausfuhr bevorsteht.

Auch der Anbau des Kaffees mehrt sich[31]), und man gewinnt von jedem Strauche gewöhnlich ein Pfund, doch auch drei bis fünf Pfund. Aus China sind Theepflanzen eingeführt worden[32]), doch hat ihr Anbau noch nicht sehr zugenommen.

Auf den Märkten zu Buenos-Ayres findet man gute Sachen aller Art zu mäßigen Preisen[33]), oft aber in schmutziger Weise auf der Erde ausgelegt. Ländliche Waaren werden fast ohne Ausnahme zu Pferde ausgeboten, z. B. Milch, welche sich bei der starken Bewegung in Butter verwandeln könnte.

Auffallend war es, daß ein Bettelnder ebenfalls zu Pferde saß[34]), obwohl die Bevölkerung von Buenos-Ayres soviel Bettler und Sklaven zeigt als die von Rio Janeiro.

Die meisten Häuser sind mit Höfen und Gärten versehen und die Stuben stehen oft gegen die Decke hin in Verbindung, um die Kühlung und den Luftzug zu befördern.[35]) Zu demselben Zwecke dienen die schon erwähnten Fenstergitter, welche jedoch gewandten Dieben Gelegenheit geben, mit Haken, die an langen Stangen befestigt sind, Gegenstände aus den Stuben zu entwenden.

Zu Mittag ißt man gewöhnlich zwischen ein und zwei Uhr[36]), meist Fleischspeisen, wenig Fische und Brot, fast gar kein Gemüse. Hierauf folgt die Siesta, sonst wohl von zwei bis fünf Uhr; seit der Revolution wird dagegen weniger geschlafen und es zeigt sich mehr Thätigkeit. Nach der Siesta gehen die Frömmern oder Unbeschäftigten zur Kirche.

Spielen und Tabakrauchen ist ein Hauptzeitvertreib in Südamerika[37]): doch verbreitet der bessere Tabak nicht so üble Gerüche. Pferderennen und Hahnenkämpfe finden viel Beifall[38]) und die abgeschafften Stiergefechte wurden wieder erlaubt. Im Theater sahen wir, zu Ehren der von den Amerikanern gewonnenen Schlacht bei Chacabuco, ein Stück aufführen, betitelt „Die Schlacht bei Marathon".

Bei größerer Reinlichkeit würde sich die Klage über das Ungeziefer wohl vermindern.[39]) Das Waschen erfolgt am Ufer des Flusses zwischen zwei Steinen, wobei die Negerinnen über die Plätze nicht

selten in so heftigen Streit gerathen, daß sie sich mit der Wäsche um die Ohren schlagen.

In manchen Gesellschaften wird chinesischer Thee getrunken[40]); weit allgemeiner ist dagegen der Gebrauch des Matte, eines angenehm bittern Getränkes, welches aus dem Ilex paraguensis bereitet wird. Diesen Matte reicht man in einem größern Gefäß umher, und Alle saugen ihn ein durch dieselbe silberne Röhre. Seitdem besonders Engländer hieran Anstoß genommen, werden in vornehmern Gesellschaften andere Einrichtungen getroffen, sowie es aus ähnlichen Gründen auch wohl abkommen wird, daß man allen Gästen nach Tische dasselbe Wasser und Handtuch zum Abwaschen darbot.

Da die Frauen in Buenos-Ayres sich mehr in Gesellschaften zeigen wie in Rio Janeiro, so scheint ein Urtheil über dieselben leichter zu sein, und doch ist Lob und Tadel der Reisenden meist sehr einseitig und unwahr, je nachdem sie zufällig vortreffliche oder zweideutige Personen kennen lernten, oder je nachdem sie geneigt sind, das Ausländische im Vergleiche mit dem Einheimischen zu bewundern oder herabzusetzen. Immer gehört eine gewisse Unbefangenheit und Gewandtheit dazu, das Fremdartige, Abweichende richtig zu erkennen und zu würdigen. Leicht war es jedoch zu bemerken, daß unter den Frauen und Mädchen eine Vorliebe für Musik und Tanz vorhanden ist und Beides als zur eleganten Bildung gehörig betrachtet wird. Ein Musiklehrer sollte indeß darauf aufmerksam machen, daß das Singen durch die Nase den Ton nicht verschönert. Neu war es, daß die Damen, wenn sie einem Herrn entgegentanzten, zugleich ein Lied sangen[41]), welches anfing: Mi cielito, d. h.: mein kleiner Himmel. Politische Parteiung hat den geselligen Umgang gewiß gestört, aber doch nicht ganz unterbrochen.

Wenn Einige die Sitten der Frauen lebhaft vertheidigen[42]), so darf man schließen, daß es an unbilligen Anklägern nicht gefehlt habe; für höhere geistige Bildung war dagegen zur Zeit der spanischen Herrschaft wenig Neigung und Gelegenheit. Auch konnten sehr frühe Heirathen hierauf nicht günstig einwirken. Man glaubt, es sei sehr leicht über die Schönheit der Frauen zu urtheilen; mit großem Unrecht! Denn viele Menschen sind gleichgültig gegen die Schönheit, und noch mehr wissen gar nicht, was schön ist. Einige sind geneigt, Alles zu bewundern, Andere, es zu bekritteln. So wissen Etliche von den Frauen in Buenos-Ayres nichts zu berichten, als daß sie zu früh stark würden und eine zu dunkle Hautfarbe hätten[43]); während Begeisterte ausrufen: Sie sind schöner und gebildeter als in Lima, Mendoza und Chile. Sie erinnern an die regelmäßigen Schönheiten von Griechenland, Italien,

Andaluſien. Welche Schultern, Augen, Augenwimpern, Locken; Anmuth in jeder Bewegung, ein Gang, wie man ihn nirgends in der Welt ſo zu ſehen bekommt; anfangs feierlich, aber bei näherer Bekanntſchaft voller Leben und geiſtreich, ohne Würde und Anſtand zu verletzen.

Viele dieſer Schönheiten werden ohne Zweifel durch eine Tracht verdeckt[44]), welche man oft zum Schutze gegen die Sonnenhitze anlegt. Rechts und links ſind hinter den Ohren zwei reich geſchmückte, wohl einen Fuß lange Kämme befeſtigt, über die ein Schleier oder Shawl gezogen wird, um eine Art von Sonnenſchirm zu bilden.

Gewiß muß man ſehr beklagen, daß die europäiſche oder franzöſiſche Kleidungsweiſe immer mehr Eingang findet; Schnürleiber, Bauſchärmel, geſteifte und gepolſterte Röcke, ein monſtröſer Umfang, die menſchliche Geſtalt völlig entſtellt und unkenntlich gemacht, Kleider, welche ſcheinbar gemeinnützig die Straßen kehren, in Wahrheit aber nur unnützen Staub erregen und ſich ſelbſt aufs ärgſte beſchmutzen. Alles Nationale, Originale wird durch dieſe Modetyrannei vertilgt; doch verſuchten Reiſende zu beſchreiben, was man glücklicherweiſe in dieſer Beziehung noch in Buenos-Ayres ſah. Ein leichtes ſeidenes Kleid und darüber eine eng anſchließende Sammtjacke, ringsum mit Spitzen beſetzt und an den Enden mit Perlen geziert. Der Rock kaum bis zum Knie reichend, verlängert durch dunkle, in Falten gelegte Borten (folds of deep lace), welche jedoch ſelten die goldenen, mit Quaſten verſehenen Strumpfbänder verdecken. Seidene geſtickte Strümpfe, Schuhe von geſticktem ſeidenen Zeuge oder von Goldbrocat mit diamantenen Knöpfen, ziemlich hohe Hacken, oft von Silber. Die ſchwarzen, lockigen Haare wenig durch Kopfputz verdeckt, oder nur goldene Ketten hindurchgezogen oder ein Tüchlein von goldener Gaze, mit Diamanten geſchmückt.[45])

So gern Etliche noch länger unter ſolchen Zaubergeſtalten verweilt hätten, mußten ſie jedoch der weitern Reiſe gedenken; die Frage war nur: ob man um das Cap Horn nach Chile ſegeln oder quer durch das Land reiten oder fahren ſolle? Da nun ein gewöhnlicher Reiſender auf einer Seereiſe immer weniger lernt, als auf einer Landreiſe, ſo entſchloß man ſich zu der letztern; obwohl die großen Unbequemlichkeiten, welche in den Pampas bevorſtänden, keineswegs verhehlt wurden.

Monatlich gingen vier mal Poſtwagen von Buenos-Ayres nach Mendoza[46]); da ſie aber für Reiſende nicht bequem eingerichtet waren und 24 Tage unterwegs blieben, ſo ward von ihnen kein Gebrauch gemacht. Mit den Beduinen, den Centauren, den höchſt vortrefflichen Reitern dieſer Landſtrecke, mit den Gauchos kann man binnen zehn Tagen ununterbrochen hindurchgaloppiren.[47]) Aber der Ungeübte ſetzt ſich

der Gefahr aus, den Hals zu brechen, und selbst die glücklich Anlangenden müssen, infolge der übermäßigen Anstrengung, gewöhnlich mehrere Tage das Bett hüten. So entschloß man sich, etwa binnen 15—18 Tagen in einem Wagen den sehr langen und, wie man verkündete, sehr langweiligen Weg zurückzulegen. Diese Reisewagen sind mit vielen Ochsen bespannt, welche mit einer Art Angelruthe angetrieben werden, die wohl 30 Fuß über den Kutscher hinausreicht. Dieser sitzt auf dem Wagen, ein anderer auf dem zweiten Ochsenpaar, ein dritter reitet nebenher. Die Ochsen spannt man sehr weit auseinander, um durch Löcher, Untiefen, ausgetrocknete Bäche u. dgl. besser hindurchzukommen. Weil die Räder nie geschmiert werden, knarren sie so entsetzlich wie die Thore an Milton's Pandämonium[48]); die Führer versicherten dagegen, es sei eine erfreuliche Musik für die ziehenden Thiere. Aehnliches sagen in Sicilien die Maulthiertreiber, wenn man über betäubendes Schellengeklingel klagt.

In den zweckmäßig vertheilten Posthäusern findet man gute Pferde und Ochsen; aber es sind oft mehr Hütten als Häuser, ohne Meubles und Fenster. Eine vorgehangene Haut ersetzt die Thüre, selten irgend brauchbarer Hausrath, keine Teller, Messer oder Gabeln [49]); Rindfleisch fast die einzige Nahrung, Schmutz und Ungeziefer in Uebermaß, Moskitos, welche selbst durch lederne Handschuhe hindurchstechen, und ungeheure, in Europa unbekannte Wanzen, welche die Reisenden (wie Vampyre) aussaugen.[50]) Wo Holz fehlte, ward mit Disteln Feuer gemacht, und ein Führer klagte: die Branntweinflaschen wären sehr leck; gleich darauf hielten sie jedoch sehr gut das brakige Wasser.[51])

Zwischen all diesen Unannehmlichkeiten blieb es doch interessant, die Gauchos, diese eigenthümlichen Einwohner des Landes, zu beobachten, ihr meisterhaftes Reiten, ihre Neigung sich zu putzen (welche jedoch mit einigem Schmutze verträglich erschien)[52]), ihren Eifer bei dem sehr häufigen Spielen, ihre Erzählungen von Kämpfen mit den unabhängigen, noch immer gefährlichen Indianern.

Die ungeheure Landstrecke vom Cap S.-Antonio (südöstlich von Buenos-Ayres) bis in die Nähe der Cordilleren, und nördlich von Cordova und Santa-Fé bis südlich zum Rio Colorado ist eine unermeßliche Ebene.[53]) Sachverständige haben sie mit einem Landsee verglichen oder mit einem Meerbusen, der allmälig durch abgesetztes Land sei ausgefüllt worden. Oft fehlt Wasser oder es ist brakig, bis mit gewaltigen Gewittern der Regen in Strömen herabfällt. In dem bald hohen, bald vertrockneten Grase und den zahllosen Disteln hausen weniger wilde Thiere als Millionen Moskitos, welche der Reisende zu seinem Schrecken

aufstört. Andere Stellen sind sumpfig oder steinig oder mit einer Salzkruste überzogen, keineswegs aber das Ganze zu einer höhern Cultur unfähig. Getreide und Bäume würden häufig fortkommen[54]) und wenn (wie man behauptet) in diesen Pampas fünf Millionen Stück Rindvieh Nahrung finden, so würde es auch bei stärkerer Bevölkerung und gebührendem Fleiße den Menschen daran nicht fehlen. Jenes Rindvieh treibt sich nicht mehr (wie wohl sonst) herrenlos umher, sondern wird gezeichnet und hat bestimmte Eigenthümer[55]); auch ist es seit der Revolution im Preise fast auf das Fünffache gestiegen.

Ackerbau wird in den Pampas fast gar nicht betrieben und Brot ist unbekannt. Auch gegen Salz haben insbesondere die Frauen große Abneigung[56]), denn es mache vor der Zeit alt.

Zu der geringen Menschenvermehrung trägt bei[57]), daß man die Kinder oft bis ins dritte, vierte Jahr säugt und selten mehr als drei erzieht.

Ueber die Einwirkung der Jesuiten auf die südamerikanischen Indianer hört man die verschiedensten Urtheile. Während Alle ihre große Thätigkeit anerkennen[58]), rühmen die Einen: sie erforschten unbekannte Gegenden, sorgten für Nahrung, Bequemlichkeit, Bildung und Frieden unter den Indianern, schützten die Bedrängten gegen spanische Tyrannei und förderten die Wissenschaften. Hierauf erwidern Andere: Obgleich die Stämme der südamerikanischen Indianer weit bildungsfähiger sind als die nordamerikanischen, bezweckten die Jesuiten durch ihre Regierungs- und Erziehungsweise doch deren stete Abhängigkeit und Willenlosigkeit. Der letzte Zweck der Jesuiten war ihr eigener Vortheil und ihre Herrschaft; sie vergaßen aber, daß diese (vermöge der von ihnen befolgten Grundsätze) um so weniger lange dauern konnte, als sie von Laien, Weltgeistlichen und Bettelmönchen gleich sehr gehaßt wurden.

Nachdem wir uns 15 Tage lang in einer durchaus einförmigen, meist wüsten Gegend fortbewegt hatten, gewann die umgebende Landschaft einige Mannichfaltigkeit[59]); doch ist S. Luis, die erste angebliche Stadt, welche wir seit Buenos Ayres erreichten, nur ein schlechter Ort von etwa 1500 Einwohnern. Wenn wir auf die grenzenlose Ebene zurückblickten, so erstaunten wir, unmerklich bereits an 3000 Fuß über die Meeresfläche aufwärts gestiegen zu sein.

Ohne Aufenthalt eilten wir weiter, den Cordilleren entgegen, welche sich bereits am Rande des Horizontes zeigten. Die Gegend von Mendoza erschien uns nach so langer, ermüdender Einförmigkeit von sehr großer Schönheit. Von den Bergen sich herauswindende Bäche sind zur Bewässerung benutzt, und bei der hierdurch erhöhten Fruchtbarkeit und

dem günstigen Klima (etwa 34 Grad südlicher Breite) bringt das Land fast alle erwünschten Früchte: Getreide, Mais, Obst aller Art und Weintrauben, aus denen ein angenehmer, vielgesuchter Wein gekeltert wird, hervor. Man behauptet, daß Klee in einem Jahre 14mal sei geschnitten worden.

Mendoza ist verhältnißmäßig schön gebaut; die Straßen durchschneiden sich (wie in allen spanischen Städten Südamerikas) in rechten Winkeln, und die großen Vierecke werden zum Theil als Gärten benutzt.[60]) Da die Stadt etwa 4800 Fuß über dem Meere liegt und die von den Cordilleren herabwehenden Winde abkühlen, so ist sie keiner übermäßigen Hitze ausgesetzt; der Gebrauch der Bergwässer mag dagegen manche Kröpfe erzeugen. Die Häuser haben in der Regel nur ein, selten zwei Stockwerke; die Straßen sind reinlich, gepflastert und mit Fußwegen versehen.[61]) Man schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf 15—20,000, und wenn auch gelehrte Bildung in diesem Theile der Erde noch keine großen Fortschritte gemacht hat, so ist man doch in neuern Zeiten darauf bedacht gewesen, und hat eine Lancaster'sche Schule sowie eine Bibliothek angelegt.

Die Frauen sind angenehm und gut angezogen, obwol in einer großen Gesellschaft einige gezeigt wurden, die angeblich nicht schreiben konnten.[62]) Dieser Mangel thut übrigens der Heiterkeit bei den reichlichen Mittagsmahlen keinen Eintrag; Tänze folgten gegen Abend und lebhafte Gesundheiten wurden ausgebracht dem Vaterlande, der Freiheit, der Gleichheit, den Menschenrechten!

Obgleich Mendoza durch die höchsten Berge und unermeßliche Landflächen von der übrigen Welt ganz abgeschnitten zu sein scheint, ist es doch seit der Revolution bereits der Mittelpunkt eines bedeutenden Verkehrs zwischen Chile und Buenos-Ayres geworden, und die meisten europäischen Handelsgegenstände haben ihren Weg hierher gefunden.[63]) So kaufte Jemand hier ein treffliches englisches Federmesser etwa für neun Silbergroschen.

Unterdessen drängte die Zeit, das Schwierigste der ganzen Reise, den Uebergang über die Cordilleren baldigst vorzunehmen; denn wie die Schwierigkeiten und Gefahren nach Maßgabe der Jahreszeit wachsen, zeigen schon die Kosten der Unternehmung.[64]) Sie betragen im Sommer 5—7, im Winter 70 Pfund Sterling. Unter drei oder, wie Andere berichten, zwölf Pässen über die Andes wählte man aus mehren Gründen den besuchtesten von Uspallata, der jedoch 12,000 Fuß über der Meeresfläche liegen soll.

Ein mit einer Glocke versehener Maulesel ging allen übrigen voran und leitete unsern Zug.[65]) Die erste Tagereise von Mendoza aus war nicht anziehend; sie führte durch Steine und Sand. Höher hinauf hatten wir einen Rückblick, wie auf ein in Dunst verschwindendes Meer. Uspallata erscheint wie eine kleine, ebene Oasis unter immer mächtiger aufsteigenden Bergen. Von hier aus beginnen erst die Schwierigkeiten und Gefahren: Erhabenes und Furchtbares umgiebt uns von allen Seiten und dringt auf uns ein. Eis und Schnee, Bergsturz und Wasserfälle, dazwischen zuckende Blitze und weit widerhallende Donnerschläge. Hoch in den Wolken schwebten Condore, deren ausgebreitete Flügel 15 Fuß messen.[66]) In der Nacht, bei Mondschein, erhabene Massen von Licht und Schatten, verbreitet über die wilden, phantastischen Bergriesen. Einige male der Pfad nur zwei Fuß, ja stellenweise nur neun Zoll breit, und zur Seite Wasserfälle, weiß wie Milchströme hinabstürzend. Die Casuchen, Häuslein sind nützliche, aber enge, unzureichende Zufluchtsörter, wo Manche schon vor Hunger und Kälte umkamen.[67]) Fand doch einer unserer Führer die von wilden Thieren fast aufgezehrte Leiche seines Bruders, und nahm die geringen Ueberreste zum Andenken in einem Schnupftuche mit.

Die Kälte stieg bis 15 Grad unter Null, Gesicht und Lippen waren wund, die Finger entzündet. Ich habe, sagte einer der Reisenden[68]), Sandstürme in den Wüsten, Stürme auf dem Meere und Schiffbruch erlebt; aber nichts ist so furchtbar, als ein Schneesturm in den Cordilleren. Doch sind alle diese Uebel und Gefahren in günstiger Jahreszeit weit geringer, und können dereinst (wie in den Alpen) durch kunstreiche Landstraßen fast ganz gehoben werden.

Endlich hatten wir die höchste Höhe erreicht, und so mühsam auch das steilere Hinabsteigen nach der Seite von Chile ist[69]), freuten wir uns doch des abnehmenden Schnees, der ersten wiedererscheinenden Pflanzen und selbst der kahlen, finstern Felswände, deren fast senkrechte Richtung keine grüne Decke erlaubte. Als wir aber in die Region der überreichen tropischen Vegetation hinabkamen und mühelos auf die überstiegenen Riesengipfel zurückblickten, waren wir aufs höchste ergriffen von der Schönheit und Erhabenheit der Natur. Auch die wohl drückende Einsamkeit nahm ein Ende. Denn bei S. Aetipe begegneten wir chilesischen Frauen, schrittlings auf raschen Pferden reitend[70]). Sättel mit rothen, gelben und blauen Sternen von Tuch geschmückt, die Satteldecke mit rothem Rande und rothen Franzen; die Frauen selbst gekleidet in allen Farben des Regenbogens, runde seidene Hüte mit hellen Federn, die zierlichsten kleinen Füße, silberne Sporen. An dem Schrittlingsrei-

ten und einigen Cigarren nahmen Engländer einen großen Anstoß; Andere ließen sich heute Alles gefallen.

Der Freistaat Chile, welchen wir mit dem Uebersteigen der Cordilleren betraten, grenzt gegen Osten an diesen Bergrücken, gegen Westen an das stille Meer; gegen Norden wird es von Peru durch die Wüste Atacama geschieden, gegen Mittag stößt es an das Land der noch immer freien Araucaner und an Patagonien. Diese Grenzen stehen durch Natur und Geschichte so fest, daß eine Abänderung oder Ausdehnung kaum möglich und die künftige Entwickelung nur mit ernster Berücksichtigung derselben anzustreben ist. Bei dieser sonderbaren Gestaltung des Landes dürften Kriege mit Peru oder den Laplata-Staaten keinen Vortheil bringen. Während nämlich Chile im Durchschnitt nur etwa zwei der dortigen Längengrade umfaßt (von den östlichen Bergeshöhen bis zum westlichen Meere), erstreckt es sich[71]) vom 24. bis zum 37. Grade oder mit Einschluß des Busens und der Insel Chiloe gar bis zum 42. Grade südlicher Breite. Es ist mithin so schmal und so lang, wie niemals irgend ein Staat, erinnert jedoch an das kleinere Phönizien und ist kaum weniger auf Handel und Verkehr hingewiesen. Wenn die Entfernung von dem Bergrücken bis zum Meere im Durchschnitt nur 28—30 Meilen beträgt, so ist die Nordgrenze an der Wüste Atacama von der südlichen am Busen der Insel Chiloe etwa so weit wie von Madrid bis Kopenhagen.

Obgleich die Cordilleren schnell und steil gegen Westen abfallen, ziehen sich doch Berge bis zum Meere[72]), so daß nicht alles Land des Anbaus fähig erscheint. Auch ist der südliche Theil viel fruchtbarer als der nördliche, und weit weniger den Erdbeben ausgesetzt als dieser. Die kurzen, raschen Ströme können wenig zur Schiffahrt gebraucht werden[73]), wogegen das Land Ueberfluß hat an schönen Häfen. Es schneit fast niemals und selten fällt das Thermometer bis zum Gefrierpunkt. Im Sommer hingegen steigt es bis auf 25—28 Grad, sodaß die Einwohner sagten: nur Engländer und Hunde gingen alsdann bei Tage aus.[74]) Angeblich zählt man im Jahre nur etwa 20 Regentage, und doch soll soviel Wasser fallen wie in England. Das Klima ändert sich jedoch in dem lang hingestreckten Lande theils nach den Graden der Breite theils nach den Höhen.

Viele von den früher bebauten Minen sind verlassen worden, weil sie erschöpft waren, oder Kapitalien zum weiteren Bebauen fehlten.[75]) Schnell entstandene Bergstädte verschwanden dann ebenso schnell, und es ergab sich (wie fast überall), daß der Bergbau ein Volk auf die Dauer nicht vorwärts bringt und bereichert. Man fand weniger Silber als

Gold, und Reichthum an guten Kohlen dürfte sich allmälig als nützlicher erweisen.

Der Ackerbau ward in frühern Zeiten sehr dadurch gehemmt, daß es fast nur große, geschlossene Güter gab[76]); seitdem die Theilung des Landes erlaubt ist, wird es gesucht und ist im Preise gestiegen. Hiermit wird auch ein anderer Uebelstand abkommen, daß nämlich jene großen Grundbesitzer (nach Weise des sogenannten Truckſystems) mit allen Gegenständen handelten, welche Hintersassen und Dienerschaft gebrauchten, wodurch diese gewöhnlich in unbillige Schulden gestürzt wurden.[77]) Die in manchen Theilen des Jahres vorherrschende Trockenheit hat zu nützlichen Bewässerungen und zum Anbau künstlicher Futterkräuter, z. B. einer Art Lucerne, geführt.[78]) Man säet im Junius und erntet im Dezember, mehr Weizen als Mais und Gerste. Eine Art Bohnen wird fast so häufig gebaut und gegessen als bei uns die Kartoffeln.

Boden und Klima erlauben den Anbau der mannichfachsten Pflanzen und der verschiedenen Obstarten. Der gewonnene Wein ist dem Malaga ähnlich[79]), und aus einer Palme gewinnt man eine Art von Honig.

Die Rindviehzucht wird eifrig betrieben, und seit der Eröffnung des Landes zu allgemeinem Handel wird das Fleisch getrocknet und eingesalzen ausgeführt. Die Butter bewahrt man stark gesalzen in Schafhäuten mit auswärts gekehrter Wolle.[80]) Andere Gegenstände der sehr gesteigerten Ausfuhr sind: Getreide, Holz, Häute, Kupfer; wogegen Waaren der verschiedensten Art selbst aus China eingeführt werden, jedoch nicht in chilesischen, sondern meist in englischen und nordamerikanischen Schiffen.

Man behauptet, daß die Chilesen in physischer Hinsicht, sowie an Kraft und Muth den übrigen westlichen Amerikanern, insbesondere den Peruanern voranstanden.[81]) Ihre Zahl mehrt sich seit der Revolution gar sehr theils im Innern, theils durch die eröffnete und begünstigte Einwanderung.

Während die Bevölkerung früher auf 1,200,000 angegeben ward, sprechen Spätere von zwei Millionen, und diese Zahl ist in der neuesten Zeit gewiß schon überstiegen. Ein Anderer giebt die Bevölkerung von Concepcion an auf 80000, von Coquimbo auf 10,000, von Valparaiso auf 25,000, von S. Jago auf 65,000. Genaue Zählungen fanden wohl überhaupt nicht statt, und am wenigsten kennt man die Anzahl der freien Indianer. Negersklaven giebt es nur sehr wenige, und ihre allmälige Befreiung ist gesetzlich angeordnet.

Der Einmarsch der Franzosen in Spanien veranlaßte die ersten Bewegungen in Chile, welche sich im September 1812 bis zu völligem Abfall steigerten. Aus Peru anrückende Spanier zwangen jedoch, die Regentschaft der spanischen Cortes anzuerkennen, bis S.-Martin mit ungeheuren Anstrengungen ein Heer über die Andes herbeiführte[83]), am 12. Februar 1817 bei Chacabuco und am 5. April 1818 bei Maypo die Spanier unter Osorio besiegte und hierdurch die Unabhängigkeit Chiles begründete. Bald aber zeigten sich die großen Schwierigkeiten einer völligen Umgestaltung der geselligen Verhältnisse. Erst nach bedauernswerthen inneren Fehden und einem vermeidlichen Kriege mit Peru kam man zu einem festern, geordneten Zustande. Durch die großen Grundbesitzer und den Einfluß der Geistlichkeit zeigten sich in Chile mehr aristokratische Elemente wie in Buenos-Ayres.[84]) Die im Mai 1818 auf Veranlassung von O'Higgins entworfene, vom Volke angenommene Verfassung stellte einem mächtigen Director fünf von ihm ernannte Senatoren zur Seite, welche wiederum den Director ernennen sollten. Im Jahre 1822 ward aber Higgins durch den General Freire zur Abdankung gezwungen und die Verfassung beseitigt. Ein Congreß von Abgeordneten (Einer, durch unmittelbare Wahl, auf 15,000) ward zum Entwerfen einer neuen Verfassung berufen. Zufolge derselben steht ein Präsident an der Spitze, der auf fünf Jahre gewählt wird und nach Ablauf derselben noch einmal wählbar ist.[84]) Die erste Kammer besteht aus 20 Senatoren, von denen jährlich ein Drittheil ausscheidet. Die Kammer der Abgeordneten wird alle drei Jahre ganz erneut. 15,000 ernennen durch unmittelbare Wahl einen Abgeordneten. Die Sklaverei ist aufgehoben, Freizügigkeit, Preßfreiheit, Petitionsrecht, Gleichheit der Abgaben zugesichert. Die katholische Religion bleibt die des Staates, doch findet neben derselben Gewissensfreiheit statt.

Der Freistaat ward (gleich allen übrigen) zu Anleihen gezwungen, hat sich aber bemüht, die Zinsen richtig zu bezahlen.[85]) Doch sah man ein, daß übergroße Zölle dem Handel schaden, und setzte sie von fremden Waaren im Durchschnitt auf 26 Procent herab. Außer dieser Haupteinnahme geschieht Erwähnung einer unbedeutenden Grund- und Gewerbesteuer, der Alcavala, zahlbar mit vier Procent beim Verkauf von Grundstücken, und eines Tabacksmonopols.

St. Jago ist ohne Zweifel die größte Stadt in Chile, obgleich seine Lage, entfernt vom Meere, es weniger zur Hauptstadt eignet als andere, mit trefflichen Häfen versehene Orte.[86]) Hingegen folgt aus seiner Lage (2486 oder 2591 Fuß über dem Meere) ein treffliches, dem von Sicilien vergleichbares Klima. Die Umgegend

ist außerordentlich reizend, und von der Alameda (einem mit schönen Bäumen, fließendem Wasser und steinernen Sitzen versehenen Spaziergange) hat man die schönsten, prachtvollsten Aussichten auf die Cordilleren. Minder anziehend ist der Eingang in die Stadt selbst, wo sich zunächst schmutzige Straßen und schlechte Häuser zeigen[87]); bald aber bessert sich der Anblick. In der Mitte vieler Straßen rieselt klares Wasser, was zur Reinlichkeit beiträgt; sie sind besser gepflastert als in Buenos Ayres: die Häuser, wenngleich meist einstöckig, doch von in der Sonne getrockneten Steinen erbaut.

Am Hauptplatze finden sich natürlich die wichtigsten Gebäude: der Palast des Präsidenten und des Bischofs, das Rathhaus, die (jedoch unvollendete) Hauptkirche. Manches ist in den neuesten Zeiten zur Verschönerung der heitern Stadt geschehen; doch bleibt Anderes allerdings noch zu thun übrig. Viele Gärten unterbrechen angenehm die Linien der Häuser. Die Wohnungen der niederen Classen auf dem Lande stehen allerdings den allmälig verbesserten in S. Jago sehr nach. Sie sind nur von Holz und Rohr aufgeführt[88]), vorgehangene Häute statt der Thüren, oft nur ein Bett, worin der Aelteste der Familie schläft und welches nach seinem Tode der Nächstbejahrteste erbt. Die Uebrigen liegen im Flur auf Häuten.

Die Zahl der Einwohner von S. Jago wird (gewiß nach verschiedenen Zeitpunkten und Jahrgängen) sehr verschieden angegeben[89]), von 40—80,000. Die Kirchen werden noch fleißig besucht, Processionen gehalten, Klöster geschützt und die Verbindungen mit Rom nicht ganz abgebrochen.[90]) Für Besserung der niedern Schulen ist in neuern Zeiten Mancherlei geschehen; eine Universität ward dagegen in St.-Jago noch nicht gegründet. Die unbedeutende Bibliothek enthält meist jesuitische und scholastische Bücher; in einem aufgeschlagenen war die Frage untersucht: ob Chocoladetrinken die Fasten breche.[91])

Man trinkt wenig Wein, mehr andere geistige Getränke und sehr viel Thee aus Paraguay. Die Neigung zum Rauchen und Spielen geht durch alle Classen.

Musik wird fleißig getrieben[92]), wobei (beim Mangel tüchtiger Meister) die älteren Geschwister oft den jüngeren Unterricht ertheilen. Das viele schlechte Singen auf den Straßen ward sehr unbequem[93]); ein Engländer nahm aber den größten Anstoß daran, daß es auch Sonntags geschehe, gegen Gottes ausdrückliches Verbot.

Daß die Frauen in St. Jago weniger lesen als in den großen europäischen Städten, versteht sich von selbst[94]); desto fleißiger treiben sie wenigstens gewisse leichtere Arten von Musik und desto mehr ergötzen

ſie ſich am Tanze. Sie ſind hellfarbiger als in manchen Theilen Südamerikas; auch finden ſich blaue Augen und braune Haare. Wenn auch wie überall vollkommene Schönheiten ſelten ſind, findet man doch Viele ſehr hübſch und lebendig und klug in Geſprächen. Einzelne hatten ſogar Engliſch und Franzöſiſch gelernt. Ihre Geſtalten, ihr Gang erſchienen lobenswerth, und an die Tiefe ihrer Stimme gewöhnte man ſich bald. Unangenehmer zeigten ſich bei Einigen die Folgen des Trinkens von Bergwaſſer. Europäiſche Kleidermoden finden auch hier Eingang; doch trägt man weder Hüte noch Hauben, ſondern Blumen im Haar, hohe Kämme, ſeidene Strümpfe und zeigt gern Fuß und Schuh.[95]) Ja, auf die letzten wird ſoviel Aufmerkſamkeit verwendet, daß eine elegante Dame deren wöchentlich ein Paar braucht. Zuweilen werden ſehr hohe Kämme aufgeſteckt, um Schleier darüber zu hängen. Zu den Bällen belegt man die ſteinernen Fußböden mit Decken.[96]) Die Damen tragen keine Handſchuhe und tanzen meiſt ſpaniſche Tänze, wozu oft Lieder geſungen werden, deren Inhalt Liebe, Streit, Verſöhnung iſt und welche ſonderbar genug gewöhnlich mit der Frage ſchließen: Wenneher iſt Hochzeit? Ein Gebrauch, der Braut große Geſchenke zu machen[97]), wird dadurch doppelt laſtig, daß wohl die Schwiegermutter deren Betrag beſtimmt. Auf einem Balle, dem S. Martin beiwohnte und wo die allgemeine Vaterlandsliebe ſich doppelt laut kundgab[98]), rief Jemand: „Ihr ſeid aus dem Fegefeuer in den Himmel gekommen!“ Jeder Gaſt ward mit Muſik nach Hauſe gebracht.

Auf dem Wege nach Valparaiſo war der Rückblick auf die Cordilleren ungemein ſchön; drei niedrigere Hügelreihen, welche wir nacheinander überſteigen mußten, und die dazwiſchenliegenden Längenthäler zeigten dagegen wenig Fruchtbarkeit und brachten faſt nur Geſträuch hervor.[99]) Auch das Nachtlager war ſchlecht[100]), und ein dicker Engländer, den Inſekten jämmerlich zerbiſſen hatten, ſprang zornig aus dem Bette und rief mit großem Eifer:

Was it for this I left my father's house?

O that he were here, to write me down an ass!

Doch ward all dies Leiden vergeſſen beim erſten Anblick des blauen, glatten unermeßlichen Spiegels der Südſee.[101]) Theilnehmend gedachten die Reiſenden Balboa's, ſeines erſten, unglücklichen Entdeckers, der erdumfaſſenden Erweiterung des geographiſchen Geſichtskreiſes und der eigenen weiten Entfernung von der geliebten Heimat.

Soll Valparaiſo ſoviel heißen, als ein Thal oder Theil des Paradieſes[102]), ſo iſt dies wohl zuviel geſagt. Die Umgegend iſt ſandig und ſteinig und die Stadt nach der Landſeite ſo von hohen Bergen einge-

schlossen, daß ihre Vergrößerung (wie bei Amalfi) bedeutende Schwierigkeiten hat. Auch besteht sie deshalb hauptsächlich aus einer lang am Strande sich hinziehenden Straße, welche in jedem Sommer von der gewaltigen Hitze leidet und mehre male durch Erdbeben sehr gelitten hat. An den Bergen sind jedoch viele Hütten angebracht, welche von den Geringern bewohnt werden. Ein mit Bäumen bepflanzter, bewässerter Spaziergang fehlt auch in Valparaiso nicht, und der Anblick des belebten, sichern Hafens bietet allerlei Abwechselung. Dennoch rief ein Engländer aus[103]: „Immerdar Hitze und Staub. Der allzu viel hoffende Fremde wird sich sehr getäuscht finden: Valparaiso ist unangenehm und freudenlos für ein verständiges, fühlendes Wesen." — Durch diese und ähnliche Klagen haben sich indeß die Engländer selbst von Ansiedlungen nicht zurückschrecken lassen, der auswärtige Handel ist größtentheils in ihren Händen[104], und die Bevölkerung stieg allmälig von 5000 Einwohnern auf 16—18,000; ja, ein Reisender schätzt sie auf 30,000.[105] Nur Wenige sind indessen zu höherer Bildung vorgeschritten, und die Meisten können weder lesen noch schreiben.[106] Obwohl Valparaiso (sagte eine Engländerin) einen der größten Häfen Südamerikas besitzt, sieht es, dem Aeußern nach, nicht besser aus, wie eine englische Fischerstadt.[107]

Concepcion, welches drei Grad südlicher in einer fruchtbarern Gegend liegt[108], hat einen noch sicherern Hafen wie Valparaiso, und noch mehr Aussicht auf künftige Vergrößerung. Leider ist es fast noch mehr als andere Städte in den Jahren 1730, 1751, 1835 durch Erdbeben zerstört worden. Ein Berichterstatter freut sich, daß das letzte durch Gottes Gnade bei Tage eintrat[109], erklärt aber nicht, warum das von 1751 bei Nacht stattfand.

Von Concepcion eilten wir noch südlicher nach Valdivia und fanden das Land weniger bergig und viel fruchtbarer als in den nördlichen Theilen von Chile. Neben unzähligen wilden Aepfelbäumen sah man auch Cocospalmen und Pisang[110], erkannte die außerordentliche Vortrefflichkeit des Hafens und erfreute sich an der schönen, romantischen Lage der Stadt. Ein Anderer faßte mehr die Kehrseite ins Auge und sprach scheltend: Schlechte oder gar keine Wege, große Sporen an nackten Füßen, elende Häuser, die Stadt unregelmäßig und zerstreut gebaut, mit höchstens 2000 Einwohnern; in Wahrheit ein armes, dummes schäbiges Dorf. Im Hause kein hinreichendes Geschirr, sodaß nicht Jeder am Tische für sich einen Teller und ein Glas bekommt und auch wohl etwas mit den Fingern aus der Schüssel geholt wird.[111]

An Aeußerungen solcher Art reihten sich Gespräche über die Gegenwart und Zukunft des Landes. Verständige Deutsche, die wir hier fanden, empfahlen vor allem den südlichen Theil von Chile zu Colonisationen[113]: nur müsse man auf Entbehrungen und Anstrengungen gefaßt sein, spätere reichliche Früchte geduldig erwarten und sich keineswegs ohne Geldmittel zur Auswanderung entschließen. Sie berechneten den Bedarf auf mindestens 2000 Gulden.

Diese Aussichten und Hoffnungen noch überbietend, sagte ein Engländer[114]: „Chile ist ein Land, das nur einer guten Regierung bedarf, um es zu einem der wünschenswerthesten auf Erden zu machen." Doch bemerkte derselbe später im Allgemeinen[115]: „Tropische Länder sind europäischen Auswanderungen nicht günstig. Das Klima ist zu warm, die Vegetation zu rasch, der Bedarf an Lebensmitteln zu leicht gewonnen, woraus Trägheit, Krankheiten und Tod folgen." — Eine weitgereiste Engländerin, Mrs. Graham, fügte hinzu (vielleicht vorzugsweise an weibliche Auswanderungen denkend[115]): „Es ist sehr angenehm und bezaubernd, von herrlichem Klima, Myrtenwäldern, tropischer Vegetation und von einfachen, unschuldigen Völkern zu lesen, die wenig Bedürfnisse haben; aber der Mensch ist ein geselliges, fortschreitendes Wesen, dem Rückschritte unangenehm sind, wenn er z. B. in den ersten Palästen Chiles weniger Comforts findet als in einer schottischen Tagelöhnerhütte." — Zuletzt sind beide Neigungen und Triebe gleich nützlich und nothwendig, der, welcher an der Heimat liebevoll festhält, und der, welcher thatenlustig und wißbegierig zum Erkunden und Bevölkern der ganzen Erde führt.

Von Valdivia ging die Reise zu Wasser nach Callao, dem Hafen von Lima.[116] Die bald schmutzige, bald staubige Stadt entsprach keineswegs den Erwartungen; schreckliche Erdbeben haben aber wesentlich ihre Entwickelung aufgehalten und im Jahre 1716 einen Theil derselben ins Meer versenkt.

Der Weg von Callao nach Lima war sehr belebt, insbesondere von Maulthieren, mit Schellen und Blumen geschmückt, welche die mannichfaltigsten Waaren trugen.[117] Ihre Führer, Neger und Mischlinge aller Art, erregten Aufmerksamkeit durch Farbe und Kleidungen; meist ungeheure Hüte, weite Beinkleider, bloße Füße. Schön zeigte sich Lima schon aus der Entfernung, mit vielen Kirchen, Thürmen und im Hintergrunde die hohen Andes. Von sechs Thoren sind drei ausgezeichnet und Triumphbogen vergleichbar. Dem einen ward im Jahre 1825 eine, Bolivar sehr lobende Inschrift eingegraben, 1827 aber ausgelöscht und eine andere für La Mar hingesetzt, 1829 aber auch diese wieder tim

Kalk überstrichen.[118]) So die Volksgunst in der Neuen (wie in der alten) Welt.

Im Vergleiche mit mancher holländischen Stadt kann man Lima schmutzig nennen[119]); im Vergleiche mit mancher südamerikanischen muß man sie als reinlich loben. Die meisten Straßen sind gepflastert, und durch manche läuft in der Mitte frisches Bergwasser.[120]) Sie durchkreuzen sich in rechten Winkeln, und die Häuser, welche von Steinen, die man in der Sonne trocknet, erbaut sind, haben ein, zwei Stockwerke und statt der Fenster meist zierlich gearbeitete Gitter und Balkone. Flache Dächer machen einen gesellig-poetischen Eindruck. Der in der Mitte Limas belegene Hauptplatz zeichnet sich sehr aus durch den Palast des Präsidenten auf einer und die Kathedrale auf der zweiten Seite; die beiden andern Seiten sind gefüllt mit Häusern, Säulengängen und Läden. In der Mitte des Platzes steht ein großer, schöner Springbrunnen und mehre kleinere finden sich in einzelnen Straßen. Der Hauptspaziergang, die Alameda, ist von vier Reihen Bäumen beschattet und mit steinernen Bänken verleben; er bietet eine ungemein schöne Aussicht auf die Gebirge.

Während Einige das Klima als paradiesisch rühmen, bemerken Andere[121]): die vielen feuchten Nebel, welche langer Trockenheit folgen, erzeugen Fieber, und trotz der aufgezwungenen Mäßigkeit im Essen und Trinken fühlt Jeder bei längerm Aufenthalte Leib und Geist ermattende Wirkungen.

Die Angaben über die Bevölkerung von Lima schwanken von 50—100,000.[122]) Gewiß hat die Menschenzahl in neuern Zeiten zugenommen, obwohl die Stadt nicht als eine treibende, vorwärtsschreitende erscheint und gar viele Bettler sich umhertreiben. Dies erklärt sich zum Theil aus folgenden Angaben: Unter 70,000 Einwohnern Limas[123]) befanden sich wenige Spanier,

25,000 Creolen,
15,000 freie Mulatten,
15,000 Sklaven,
7000 Mestizen,
5000 Indianer,
2500 Geistliche, Mönche und Nonnen.

Fast ein Drittheil der Häuser und Grundstücke gehörte Geistlichen, Klöstern und milden Stiftungen.[124]) Die Zahl der Klöster war sehr groß[125]); jetzt befinden sich in der Stadt etwa 247 Nonnen, 400 Mönche, 475 Weltpriester.

Man behauptet überhaupt, daß Peru nicht so fruchtbar sei wie Chile[128]), und leidenschaftlich einseitiges Betreiben des Bergbaus die Fortschritte des Ackerbaus in sehr nachtheiliger Weise aufgehalten habe. Doch sind die reichen Bergströme in verständiger Weise zu Bewässerungen benutzt worden.

Auch die Erdbeben wirken oft störend, ja zerstörend. Zählte man doch in Peru von 1811—45, 833 Erderschütterungen, darunter 269 bei Tage und 564 bei Nacht.[129])

Am 20. October 1827[130]) stürzten in Lima alle Bewohner beim ersten Stoße aus den Häusern auf die Straßen, wehklagend, händeringend. Mutter hielten sich schreiend an den Aeltern fest, Hunde heulten, Pferde standen erschreckt still, und die Reiter knieten neben ihnen; die Vögel flogen so ängstlich als könnten sie ihre Flügel nicht gebrauchen. Nach drei Stößen plötzlich eine Todtenstille; Jeder verharrte in seiner Stellung, stehend, knieend, liegend: ein tiefer, unvergeßlicher Eindruck!

Ereignisse solcher Art tragen dazu bei, den Priestern neuen Einfluß zu verschaffen. Schon vor der Revolution ward dieser übermäßige Einfluß und die Schattenseite ihres Wandels (Trunk, Spiel und Brechen des Gelübdes der Keuschheit) streng getadelt[131]); mit der Befreiung von spanischer Herrschaft stieg die Macht dieser Gegner, und S. Martin nahm das Kirchensilber für öffentliche Zwecke hinweg und hob die Inquisition auf.[132]) Auch die Verbreitung spanischer Bibeln muß man für einen Gewinn halten, wogegen mit Recht zu beklagen ist, daß die neue Bildung fast nur aus der französischen Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts hervorgehen soll. Dies gibt den Vertheidigern des Katholicismus als Staatseinrichtung und des päpstlichen Einflusses nicht unbedeutende Gründe für ihre Ansichten in die Hand.[133])

Sehr auffallend wird dem daran nicht gewöhnten Fremden das unaufhörliche Läuten[134]) aus 57 Kirchen, den zahlreichen Klöstern, beim Gottesdienste, zu Heiligenfesten, Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. Peru sagte ein Nordamerikaner[135]) ist die Stapelmanufaktur für Priester.

Der wirkliche Handel ist fast ganz in den Händen der Fremden, selbst aus Turwo Ayres und Chile.[136]) Als Ausfuhrgegenstände werden aufgezählt: Gold, Silber, Salpeter, Chinarinde, Häute, Zucker.

Von den peruanischen Männern erzählen ernste Beobachter[137]): „Sie sind unthätig, indolent, unbedeutender als ihre Frauen, und von diesen abhängig. Tabakrauchen, Spielen, Spucken gilt für hinreichende Beschäftigung und angemessenen Zeitvertreib. Die Männer in Monte-

video, Buenos Ayres und Chile stehen denen in Peru ohne Zweifel voran." Während die Chilesen behaupten[135]), die Peruaner seien anmaßend, unwissend, unsittlich, entgegnen diese: die Chilesen sprechen schlecht spanisch, sind Halbwilde und verkehrte Nachahmer der Engländer und Nordamerikaner. Beweis zeigen derlei Urtheile keine Einigkeit unter den Südamerikanern.

Ueber die peruanischen Frauen sind die Urtheile nicht so gleichlautend wie über die Männer; sie gehen vielmehr in Lob und Tadel weit auseinander. Beginnen wir mit dem letzten. Die Frauen (so heißt es) sind unwissend[137]) und haben nur Lust an Sinnlichkeit und Koketterie. Fragte doch Eine: Ist England nicht die Hauptstadt eines Landes benannt Yenden?[138]) — Einer Andern war es kaum möglich begreiflich zu machen, daß die Erde rund sei und sich bewege. Zuletzt sagte sie: Ich wollte, daß Gott sich hierüber in der Bibel ausgesprochen hätte; dann könnte Niemand zweifeln. Glaubte man doch hier in früherer Zeit, die Neger hätten Teufelsschwänze[139]), und eine alte Dame hob die Rockschöße eines Herrn in die Höhe, um sich von der Wahrheit dieser Anklage zu überzeugen. — Trotz alles Putzes findet sich zwischendurch Unreinlichkeit (welche mit dem Rauchen fast nothwendig verbunden ist), und gewisse bewegliche Insekten zeigen sich in großer Zahl und ungewöhnlicher Größe.[140]) Ueber natürliche Dinge und alle körperlichen Geschäfte sprechen die Frauen ohne Rückhalt oder Verlegenheit. Dessenungeachtet sind ihre Abendgesellschaften, Tertulias, steif und einförmig. Wenn sie verhüllt in ihrem Straßenanzuge einhergehen, sehen sie aus wie wandelnde Mumien!

Diesen verdrießlichen Kritikern antworten Begeisterte[141]): Lima ist mit Recht das Paradies der Frauen, das Fegefeuer der (geringhaltigern) Männer und die Hölle der (beklagenswerthen) Esel und Maulesel. In allen Ländern gibt es unwissende Frauen, und wenn sie in Lima wenig lesen oder aus Büchern auswendig lernen, so zeigt sich ihr Verstand in desto ursprünglicherem Lichte. Doch mehren sich jetzt auch die Kenntnisse, und die Erzählung von den Schwänzen stammt aus der spanischen Zeit. Gewisse Insekten sind in keinem Lande ausgerottet worden, und gewandte, elegante Koketterie ist besser als anmaßliche Ziererei und Prüderie. Die Tertulias erscheinen nur im ersten Augenblick dem Fremden steif und einförmig; sie verlieren diesen Charakter bei näherer Bekanntschaft und sobald man zum Tanze und zu geselligen Spielen übergeht. Endlich der Tadel des weiblichen Anzugs erfordert einen umständlichern, unparteiischen Bericht.

Hierbei ist zuvörderst die Morgen- oder Straßenkleidung von dem vollen Anzuge oder Tem zu unterscheiden, was die Engländer wohl full dress nennen würden. Nur gegen jene richten sich die Einwendungen. Sie besteht zunächst aus der Saja, einer Art Unterrock, der oben und unten fast gleich eng und zwar mit sehr vielen elastischen Falten versehen ist, aber doch nur erlaubt, ganz kleine Schritte zu machen.[162]) Weil nun jeder Umriß hierdurch sehr genau hervortritt, so werden Mängel wohl durch Ausstopfen und Wattiren abgeholfen. Die seidene Saja ist von jeder Farbe, oft rosenroth, der darüber geworfene, mit Schnüren zusammengezogene Mantel und die daran befestigte Kapuze aber schwarz. Seidene, bunte, gestickte oder mit Fransen besetzte Shawls fallen vorn sichtbar herab, werden aber hinten vom Mantel verdeckt. Seidene Strümpfe und seidene, farbige Schuhe, kleine Füße und feine Knöchel sichtbar, Kopf und Gesicht aber durch Shawl oder Kapuze so völlig bedeckt[163]), daß nur ein Auge frei bleibt und die Person durchaus unkenntlich erscheint. Der Tadel richtet sich noch mehr gegen diese Verhüllung als gegen die engen Unterröcke, und spanische Obrigkeiten haben jene mehrere Male durch ausdrückliche Gesetze verboten, weil sie zu mancherlei Mißbräuchen Veranlassung gebe.[164]) Vergebens; Frauen und Mädchen hatten nun einmal ihr Vergnügen an diesem verhüllenden Kopfputz, an diesem steten Carneval, welcher Koketterie und Intrigue begünstigt und gar viele lustige Geschichten, Täuschungen und Mißverständnisse herbeiführt. Ebenso wenig haben sie sich den engen Unterrock abdisputiren lassen, wohl aber gelernt, sich in demselben höchst anmuthig zu bewegen.

In Gesellschaften ist der Kopf frei, mit Blumen geschmückt oder auch mit leichten Kämmen, die wie Blumen, Federn, Kränze geschnitten sind.[165])

Beim Schrittlingsreiten tragen die Frauen große Mantillahüte mit breiten, abstehenden Rändern, seidene Beinkleider, helle Schuhe, zierliche goldene Sporen, silberne Steigbügel, das Haar in Flechten über die Schultern herabhängend und mit Jasminblüthen durchzogen.[166])

So schien Alles, was ich sah und hörte, alle jene Einwendungen zu widerlegen, als ein Unzufriedener nochmals begann[167]): Die Frauen stehen früh auf, gehen in die Kirche, fasten, scheinbar sehr andächtig, getrennt von den Männern, schlafen noch einmal, machen sich allzu enge Schuhe, putzen sich, gehen aus oder nehmen Besuche an und rauchen Cigarren. So geht ein Tag hin nach dem andern. — Gewiß wird der Sonntag nicht in puritanischer Stille und Einsamkeit verbracht, sondern (nach abgehaltenem Gottesdienst) in Gesellschaften und mit allerhand

Vergnügungen. Doch lassen es die Geistlichen in diesen Beziehungen nicht an gutem Rathe fehlen[118], und Einer von ihnen verbot z. B. (aus ästhetischen oder medicinischen Gründen) einem jungen Mädchen, zufolge der neu aufkommenden Mode ein Schnürleib zu tragen. Als indeß ein anderer Beichtvater einem jungen Mädchen die Lossprechung nicht ertheilen wollte, weil sie Französisch lerne, ward er, nach kurzem Prozesse, aus Chile verwiesen.[119]

Man ißt gut in Lima, trinkt peruanischen oder europäischen Wein und viel Chocolade.[120] Auch in den Tertulias werden süße Sachen, Kuchen und Wein umhergereicht. Der Hausrath ist bei Vornehmen reich und kostbar: Sammet und Seide, Decken, Spiegel, geschmückte Bettstellen, Silber in Ueberfluß, viele Dienstleute. Einer besonderen Gesellschaft ist die Verfertigung der Stadt mit Eis übergeben, und es darf bei Verlust des Privilegiums niemals fehlen. Stiergefechte und Hahnenkämpfe sind sehr beliebt und geben Gelegenheit zu hohen Wetten.[121] Auch Glücksspiele mancher Art bleiben, trotz aller Verbote, noch immer im Schwange.

Das Theater ist im Ganzen unvollkommen, Orchester und Oper jedoch besser als das Schauspiel. Die schlechte Erleuchtung verdeckte den Mangel an Reinlichkeit. Insekten gab es in Ueberfluß, und trotz aller Verbote wurde in den Zwischenacten gegessen.

Musik und Tanz sind an der Tagesordnung.[122] Bei einem Balle, welchen die aus Buenos-Ayres anwesenden Männer zu Ehren der Befreiung ihres Vaterlandes gaben, wurden für Buenos-Ayres weiß und hellblaue Fahnen aufgesteckt, und gefragt nach die Fahnen von Columbia, Chile und Peru. Die Musik (des einen Regiments) war gut, die Touren mannichfaltiger und verwickelter als gewöhnlich in Europa. Das Abendessen glänzend. Man tanzte bis zum Morgen.

Zerstreuungen dieser und anderer Art hielten mich nicht ab, mich nach dem Schicksale der Ureinwohner, der ehemaligen Beherrscher des Landes zu erkundigen. Die Berichte bestätigten leider das Bekannte. Daß die Spanier von jeher die Inkas zwangen, angestrengt in den Bergwerken zu arbeiten, war für Leib und Seele gleich nachtheilig, hinderte alle anderen Beschäftigungen und erzeugte einen unauslöschbaren Haß, der sich noch jetzt in Klagegesängen über den Untergang ihres Reiches ausspricht.[123] In neuerer Zeit sind sich Creolen und Inkas durch den gleichen Haß gegen die Spanier näher gekommen; wie denn überhaupt der Gegensatz der Farben oder Racen in Südamerika bei weitem nicht so streng und schroff ist, wie in Nordamerika.

Da es aus vielen Gründen unmöglich war, auch Granada und Venezuela diesmal zu bereisen, so beschloß man (trotz mancher Warnungen) von Truxillo aus an der Südsee bis Para am Atlantischen Meere, 30 Längengrade, meist auf dem Amazonenstrome oder Orellana zurückzulegen. Der Uebergang über die Cordilleren war minder beschwerlich als von Mendoza nach S. Jago, und schon beim Hinabsteigen offenbarte sich ein solcher unendlicher Wasser-, Pflanzen- und Waldreichthum, daß die westliche Küste Südamerikas dagegen kahl und fast dürftig erschien.[154]) Bäche und Wasserfälle auf allen Seiten, bis der Zuruf: „Dies ist der Orellana", die Aufmerksamkeit verdoppelt und die Gunst des Schicksals erkennen läßt, daß aus so kleinem Anfange sich der größte Riesenstrom der Erde entwickelt und so viel scheinbar Gleichberechtigte seiner Herrschaft unterwirft. Sein Flußgebiet hat, nach den neuesten Angaben, die Größe von ganz Europa![155])

In der Landschaft Chachapoja fanden wir überraschend guten Anbau von Gerste, Erbsen, Bohnen, Mais, Reis, Taback, Cacao, Baumwolle, Zucker. Allmälig aber nahm die Zahl der Menschen ab, und die der Vögel vermehrte sich. Wir schossen einen Condor, dessen eine Feder zwei Fuß vier Zoll lang war und 1½ Zoll im Umfange hatte. Unzählige Papageien flatterten um uns her und ahmten alle Stimmen, auch Kindergeschrei, nach.

Bei Tabtinga erreichten wir das brasilische Gebiet.[156]) Zur Rechten und Linken fielen unzählige Bäche und Flüsse in den Orellana, unter ihnen der Rio Negro, dessen Wasser, wo er tief ist, wie schwarzer Marmor erscheint, bei Untiefen braun, in kleiner Menge betrachtet aber durchsichtig ist. Allmälig erweiterte sich der Marañon oder Orellana so, daß man wie auf einem ruhigen Landsee dahinfuhr, in dessen Mitte große Inseln Platz fanden und dessen zu entfernte Ufer man nicht erkennen konnte.

Mit wilden, fast unbekannten Ureinwohnern kamen wir in Berührung, und die aus Europa stammenden Menschen schienen uns in geistiger und sittlicher Hinsicht zurückgekommen. Sie tadelten sehr kühn ihre allzu ferne Regierung und thraumsirten schon deshalb die unbeschützten Indianer.

Die Lebensweise auf dem Schiffe war nicht sehr erquicklich; so bekam man binnen zwei Monaten kein Brot zu sehen. Dennoch, welche Aussicht, welche Zukunft für diese von der Natur so begünstigten Länder, wenn es dereinst nicht mehr an fleißigen Menschen und Capitalien fehlen wird und rasche Dampfböte die jetzt überlangen Fahrten außerordentlich verkürzen.

Endlich erreichten wir Para auf dem rechten Ufer des östlichen Ausflusses vom Orellana oder Amazonenflusse.[157]) Die Stadt ist im Ganzen nicht übel gebaut, und einige Straßen sind gepflastert; aber dieser Anfang ist nur sehr gering im Vergleiche mit Dem, was eine Stadt, so günstig gelegen an jenem Ausflusse, einst werden kann, ja werden muß. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind jetzt Cacao, Kautschuk und Zucker.[158])

Obgleich ich, meinem früheren Vorsatze getreu, über die geschichtlichen und politischen Verhältnisse Südamerikas keinen umständlichen Bericht erstatte, fühle ich mich doch gedrungen, am Schlusse dieser zerstreuten Reisebemerkungen darüber Folgendes beizufügen. Die Anklage (sowohl seitens der Royalisten als der liberalen Spanier) ist kurz und einfach. Seit drei Jahrhunderten hat Spanien seine amerikanischen Colonien väterlich regiert und Krieg und Aufruhr von ihnen ferngehalten.[159]) Und nun, in dem Augenblicke, wo das Mutterland durch Unrecht und Verrath an den Rand des Abgrundes gebracht war, hat Amerika weder den Aufforderungen der vaterländischen Junta, noch den Befehlen seines angestammten Königs Gehör gegeben, sondern sich undankbar, rechtswidrig und verdammenswürdig in Abfall und Aufruhr gestürzt, wofür indessen die gerechte Strafe des Himmels nicht ausgeblieben ist.

Die Amerikaner entgegnen: Spanien hat seine Colonien keineswegs väterlich regiert, sondern eigennützig (und kurzsichtig zugleich) nur an seinen eigenen Vortheil gedacht und sie lediglich als Mittel für seine Zwecke betrachtet und gebraucht. Wenn keine Kriege nach europäischer Weise in Amerika ausbrachen, so war dies Folge seiner Weltstellung, und nicht besonderer Klugheit und Vorsicht. Ja, das vorsätzliche Hemmen aller Entwickelung und aller Fortschritte, erschien den Spaniern als Bedingung eines sichern Friedens.[160]) Deshalb wurden die Colonien von aller Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten, ihr Verkehr untereinander vielfach gehemmt[161]), und ohne besondere, oft verweigerte Erlaubniß nicht einmal eine Reise nach Europa gestattet. Der dem Boden und dem Klima so angemessene Anbau von Thee, Wein, Tabak, Flachs, Hanf, Zuckerrohr war verboten, um dem Mutterlande einen monopolitischen Absatz zuzusichern, auch blieb der Handel mit Tabak, Salz, Pulver und Quecksilber allein in den Händen der Regierung. In kurzsichtiger Verblendung wurden um des Bergbaues willen alle übrigen Richtungen menschlicher Thätigkeit verachtet und gehemmt[162]), bis, nach Erschöpfung einiger Minen, ganze Gegenden unerwartet sich wieder in Wüsten verwandelten. Infolge dieser thörichten Regierungsweise bezogen die Spanier trotz drückender Steuern weit weniger Einnahmen

aus ihren Colonien als andere Völker[163]; ja, manche Landschaften, z. B. Chile, gewährten gar keinen Ueberschuß. Alle Aemter wurden allein an geborene Spanier gegeben, welche das Land weder kannten noch liebten und ihren dortigen Aufenthalt meist nur benutzten, um sich zu bereichern und thörichte Ansichten durchzusetzen. Als z. B. die Einwohner von Buenos-Ayres ihre unergründlich schmutzigen Straßen pflastern wollten, erklärte der Vicekönig, Marquis von Loreto[164]: hieraus würde eine unerschwingliche Ausgabe für Räderbeschläge und Hufeisen entstehen und die gewaltige Erschütterung den Häusern große Gefahr bringen!

Unter 166 Vicekönigen und 588 hohen Beamten (die ihre Stellen oft in eigennütziger Absicht erkauft hatten) waren nur 18 Creolen[165], obwohl diese oft den hergeschickten Personen an Bildung und in der Regel an Landeskenntniß voranstanden. Vornehme gebildete Spanier wanderten fast gar nicht nach Amerika aus, sondern nur geringes Volk, was oft so unthätig als arm war.

Zu der weltlichen Tyrannei gesellte sich die kirchliche, und insbesondere widerstrebte die Inquisition Allem, was ihren Ansichten und Grundsätzen irgend nicht zusagte. Sie verbot z. B. Locke, Milton, Addison, Montesquieu, Racine, Fenelon, Robertson, Robinson Crusoe u. s. w.[166] — Als die Mutter des Don José de Moras anzeigte, daß ihr Sohn einen Band von Rousseau's Werken besitze, ward er dafür einige Jahre in den Gefängnissen der Inquisition eingesperrt und entfloh endlich nach New-Orleans.

Aus allen diesen Gründen war (obgleich einzelne kleine Besserungen hinsichtlich der Handelsgesetzgebung eintraten) im Anfange des 19. Jahrhunderts bereits eine große Mißstimmung im spanischen Südamerika[167]; doch hätte sich wohl Alles noch länger in derselben Weise hingezogen ohne den rechtswidrigen Einfall der Franzosen in Spanien und Bonaparte's treulose Gefangennehmung der königlichen Familie.[168]

Als nun die Befehle des herrschsüchtigen Bonaparte und des schwachen, gefangenen Ferdinand anlangten, daß Amerika sich dem Könige Joseph unterwerfen solle, waren die meisten Vicekönige (nur die äußerlichste Form im Auge behaltend) geneigt, zu gehorchen; das Volk hingegen riß die Proclamationen ab[169], jagte die Gesandten fort, und es wurden allmälig (so wird berichtet) mehr als 80 Millionen Dollars nach Europa gesandt zur Kriegführung wider Bonaparte.

Nachdem Ferdinand sich und seine Völker preisgegeben hatte, standen diese auf, um ihre Unabhängigkeit, ja ihr Dasein zu erretten gegen Gewalt und Betrug. In Sevilla trat eine Junta zusammen, und ein

Recht, was Spanien für sich übte, konnte das ferne, große Amerika wohl ebenfalls geltend machen. Um so mehr, da die spanischen Junten unter sich nicht einig waren, und während die von Sevilla unbedingte Unterwerfung Spaniens und Amerikas forderte[170]), warnte die Junta von Asturien, einem solchen Befehle zu gehorchen.

Noch zögerten die meisten Amerikaner mit entscheidenden Schritten, und da der Gedanke einer völligen Trennung von Spanien den Meisten fern lag, sandten sie Abgeordnete zu den in Cadix versammelten Cortes. Ihre billigen Forderungen, z. B. über Aufhebung der Handelssperre und der Handelsmonopole, sowie über Anstellung einheimischer Beamten, wurden entweder ganz verworfen, oder das scheinbar Bewilligte kam nicht zur Ausführung. Die Engländer, welchen die hieraus entstehenden Streitigkeiten sehr unangenehm waren, boten ihre Vermittelung an.[171]) Sie ward aus Furcht vor ihrem steigenden Handelseinflusse zurückgewiesen.

Während dieser Zeit hatten sich in Südamerika die Ansichten viel schärfer und schroffer über Gegenstände entwickelt, an welche man früher kaum gedacht hatte, und Royalisten, Unitarier, Federalisten traten einander leidenschaftlich gegenüber. Der Krieg, welchen die cadixer Junta weise hätte vermeiden sollen, führte zu keiner Entscheidung, wohl aber bei Vielen zu einem Ueberdruß an dem immerdar mühseligen und gefährlichen Revolutioniren.[172])

Anstatt diese günstige Stimmung zu benutzen, wies der befreite Ferdinand ebenfalls alle billigen Forderungen der Amerikaner zurück[173]), sandte ein Heer unter Murillo dahin, welcher sich gleich anderen spanischen Anführern in grausamen Strafen gefiel und nicht einmal geschleifene Verträge hielt. Dies einigte die ermüdeten, zweifelhaften, zerfallenen Amerikaner zu gemeinsamem Widerstande, und nach langem, abwechselndem, blutigem Kampfe ist der spanischen Herrschaft in Südamerika ein Ende gemacht.

Allerdings haben die Amerikaner bei ihrer weiteren Entwickelung sehr viele Fehler, Thorheiten, Ungerechtigkeiten begangen, sie haben die Leiden der Anarchie und militärischen Despotie nur zu bitter kennen gelernt; andererseits aber vergesse man nicht, daß ihnen unerwartet die größte aller Aufgaben verlag, für welche sie in keiner Weise erzogen und vorbereitet waren. Schon deshalb mußte sich die englisch-nordamerikanische Revolution von der spanisch-südamerikanischen wesentlich unterscheiden.[174]) Wenn das europäische Volk, welches an der Spitze aller Bildung zu stehen glaubt, nach sechzigjährigen Revolutionen bei einem unbeschränkten Kaiserthume anlangt, oder dasselbe als Rettung aus noch

größeren Uebeln betrachtet, so sollte man nicht über die Südamerikaner den Stab brechen und sie einer weitern, bessern Entwickelung für unfähig und unwerth erklären. Mögen die romanischen Stämme weniger frische Lebenskraft besitzen als die germanischen: das veraltete oder veraltende Europa darf am wenigsten das jüngere, begünstigte Amerika zum Tode verurtheilen. Deshalb schilt der Nordamerikaner Brackenridge (von seinem Standpunkte) die achselzuckenden europäischen Diplomaten und sophistisirenden Rechtslehrer und ruft ihnen zu[175]: „Die südamerikanische Revolution ist natürlich und glorreich, und der Wirbelwind der Demokratie besser als der stehende Pfuhl der Despotie!"

Hiermit stimmen Freiheitsgesänge, die selbst in Schulen gelehrt und gesungen werden, und Denkmale, aufgerichtet für errungene Siege. Einer von jenen lautet[176]:

Oid mortales il grito sagrado:
Libertad, Libertad, Libertad.
Oid el ruido de rotas cadenas
Ved en trono a la noble igualdad.
Se levanta en la faz de la tierra
Una nueva gloriosa nacion,
Coronada de su siende laureles
Y a sus plantas rendido un lion.

Coro:

Sean eternas los laureles
Che supimas conseguir
Coronados de gloria vivamos,
O juremos con gloria morir.

Gehst du in die Schule? fragte man einen Knaben. — Ja. — Was lernst du? — Schreiben, rechnen und la patria singen.[177])

So empfindlich war ein Steuerbeamter für die Ehre seines Vaterlandes, daß er ein englisches Porzellan zerschlug, weil das Wappen von Buenos Ayres am Boden desselben angebracht war.[178])

Einzelne Züge dieser Art sind allerdings bezeichnend, charakteristisch; aber sie erweisen und entscheiden wenig im Ganzen und Großen. Zum Beweise allgemeinerer, wahrhafter Fortschritte wird dagegen angeführt: die Zunahme der Bevölkerung, die Ansiedelung vieler Colonisten, die ungemeine Erweiterung des Handels, das Steigern der Preise des Grundvermögens und aller Producte, das Aufheben der Inquisition und überflüssiger Klöster, die Verminderung der allzu zahlreichen Feiertage, die Gründung von Bibliotheken, Schulen und Universitäten[179]), die größere Toleranz, der wissenschaftliche Verkehr mit Europa, die Anlage

neuer Städte, der Bau bequemerer Häuser, die erhöhte leibliche und geistige Thätigkeit.

Wie man dies und Aehnliches auch beurtheile, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Südamerika, nach seiner Begründung der Unabhängigkeit, auf eine große, erstaunliche Zukunft rechnen darf. Es zeigt verhältnißmäßig weniger Kälte, Dürre und Wüsten als Asien und Afrika, ist durch sein Klima aller Erzeugnisse fähig und durch seine Flüsse auf die umfassendsten, nützlichsten Wasserverbindungen hingewiesen. Mögen nun die freien Bewohner durch Fleiß, Mäßigung, Besonnenheit, Ordnungsliebe und weise bürgerliche Einrichtungen gleich großes Lob verdienen und nicht hinter Dem zurückbleiben, was ihnen die Natur so reichlich gegeben hat'

Anmerkungen.

1) Da die Reisen des Hrn. v. Humboldt allgemein bekannt sind, habe ich aus ihnen nichts abgeschrieben. Die späteren liefern jedoch erhebliche Fallstücke.

2) Robertson, Letters on Paraguay, I, 136–138. Brackenridge, Voyage to South America, S. 91.

3) Robertson, I, 140–144; II, 165. Brackenridge, S. 97, 115. Ruschenberger, Three years in the Pacific, S. 18, 21.

4) Ruschenberger, S. 26 fg.

5) Caldcleugh, Travels in South America, S. 86.

6) Brand, Voyage to Peru, S. 13. Castelnau, I, 132.

7) Ruschenberger, S. 29.

8) Brand, S. 22.

9) Ruschenberger, S. 24.

10) Caldcleugh, S. 72. Brand, S. 29.

11) Ruschenberger, S. 21.

12) Caldcleugh, S. 75, 96. Ruschenberger, S. 31.

13) Ruschenberger, S. 42. Brand, S. 306.

14) Brackenridge, S. 119.

15) Robertson, I, 144 fg. Ruschenberger, S. 27.

16) Caldcleugh, S. 65. Schlichthorst, Rio de Janeiro, S. 76, 109, 114.

17) Caldcleugh, S. 73.

18) Robertson, I, 151. Castelnau, I, 121, 134.

19) Brackenridge, S. 118. Robertson, I, 161.

20) Castelnau (I, 137, 138) schätzt die Zahl der Einwohner auf 137,000, darunter mehr weiße Männer als Frauen, und mehr farbige Frauen als Männer. Es giebt durchaus keine genauen Zählungen, doch erhöhen die neuesten Berichte die Zahl der Einwohner in der Stadt und der Umgegend auf 250,000.

21) Haigh, Sketches of Buenos-Ayres and Chile. Parish, Buenos-Ayres and the provinces of la Plata, S. 13, 334.

22) Brackenridge, I, 201; II, 26.

23) Miers, Travels in Chile and la Plata, I, 3. Parish, S. 15.

24) Isabelle, Voyage à Buenos-Ayres, S. 234. Ruschenberger, I, 60.

25) Brackenridge, I, 242–246. Haigh, S. 9, 11, 13, 14. Parish, S. 46, 47.

26) Brackenridge, II, 37; I, 266. Haigh, S. 22. Blondel, Almanaque de Buenos-Ayres, S. 12, 64, 82.

27) Parish, 2. 337—342, XIX.
28) Reichenberger, I. 69. Blondel, 2. 24, 25.
29) Caldcleugh, 2. 161. Parish, 2. 354.
30) Parish, 2. 358 fg.
31) Reichenberger, 2. 53.
32) Ebend., 2. 18.
33) Brackenridge, I. 252 fg.
34) Caldcleugh, 2. 172. Parish, 2. 18.
35) Reichenberger, 2. 60. Parish, 2. 36, 40.
36) Isabelle, 2. 230, 234. Brackenridge, I. 257.
37) Schicksroth, 2. 115 fg.
38) Haigh, 2. 24. Isabelle, 2. 186. Brackenridge, I. 314 fg.
39) Reichenberger, I. 52.
40) Mieré, 2. 6, 11. Brand, 2. 10. Haigh, 2. 173. Reichenberger, I. 55. Brackenridge, I. 258. Basil Hall, I. 21.
41) Caldcleugh, I. 170 fg. Reichenberger, I. 59, 96.
42) Caldcleugh, I. 178. Parish, 2. 32.
43) Reichenberger, I. 58. Brand, 2. 286. Isabelle, 2. 180. Haigh, 2. 16. Brackenridge, I. 293.
44) Isabelle, 2. 199.
45) Wilcocke, History of Buenos-Ayres, 2. 263 fg.
46) Blondel, 2. 27.
47) Proctor, Journey across the Cordilleras, 2. 17.
48) Brackenridge, I. 251. Parish, 2. 301, 303. Gardiner, A visit to the Indians in Chile, giebt die Entfernung von Buenos Ayres nach Mendoza auf 950, und von da nach S. Jago auf 315 englische Meilen an, 2. 27. 30, 76. Haigh, 2. 37, giebt die Entfernung von Buenos Ayres bis Valparaiso auf 1280 Meilen an.
49) Mieré, 2. 15, 21, 24, 30, 53, 55, 63. Proctor, 2. 14. Brand, 2. 40, 58. Caldcleugh, 2. 212. Haigh, 2. 28.
50) Parish, 2. 301. Caldcleugh, 2. 212.
51) Caldcleugh, 2. 239—246.
52) Proctor, 2. 13 fg. Mieré, I. 81. Haigh, 2. 33, 52. Gardiner, 2. 39. Caldcleugh, I. 269.
53) Brackenridge, II. 27, 29.
54) Mieré, I. 30, 80, 204, 231. Parish, 2. 11, 161, 167, 371, 383. Proctor, 2. 12, 14—17. Brand, 2. 37, 41, 283. Haigh, 2. 31, 50. Brackenridge, II. 27, 29. Wilcocke, 2. 93, 102 fg. Gardiner, 2. 127.
55) Mieré, I. 21. Wilcocke, 2. 55, 58.
56) Caldcleugh, I. 277, 280.
57) Ebend., 2. 251.
58) Haigh, 2. 140. Brackenridge, I. 21, 256; II, 29, 83. Maw, Passage from the Pacific to the Atlantic, 2. 155, 178. Caldcleugh, II, 154. Robertson, II, 67.
59) Parish, 2. 298. Mieré, 2. 78. Caldcleugh, I. 276.
60) Nach Parish (2. 313. 1880 Fuß, nach Caldcleugh (I. 285—288) 1127 Fuß, nach Mieré (1,225) nur 2980 Fuß über Meer.

61) Miers, I, 152. Proctor, S. 51—53. Parish, S. 313 fg. Haigh, S. 87.
62) Brand, S. 79. Haigh, S. 84.
63) Haigh, S. 87. Caldcleugh, I, 287.
64) Miers, I, 376, 379. Byam, Western republics of America, S. 2. Parish, S. 319.
65) Gardiner, S. 51, 55, 57. Miers, I, 278.
66) Byam, S. 101. Caldcleugh, I, 298, 306, 315. Proctor, S. 67—70.
67) Brand, S. 242 fg. Haigh, S. 94, 103, 107.
68) Brand, S. 110, 131.
69) Proctor, S. 80, 84, 90. Brand, S. 156, 161, 254. Haigh, S. 125, 167. Gardiner, S. 67—71.
70) Brand, S. 162, 176.
71) Caldcleugh, I, 321. Miers, I, 378.
72) Caldcleugh, I, 280; II, 47. Miers I, 379. Proctor, S. 104. Byam, S. 6.
73) Caldcleugh, I, 342.
74) Miers, I, 389, 392. Byam, S. 2.
75) Caldcleugh, I, 352, 356.
76) Graham, Journey of a residence in Chile, S. 230.
77) Byam, S. 10.
78) Brackenridge, I, 9. Byam, S. 3, 128.
79) Caldcleugh, I, 348 fg.
80) Kotzebuer I, 118. Gosselman, Rapporter om syd-americanska Staterna, S. 30, 37. Proctor, S. 109. Caldcleugh, I, 358.
81) Byam, S. 7, 117, 198. Gosselman, S. 29. Caldcleugh, I, 372.
82) Miers, II, 4—17, 108, 140. Caldcleugh, I, 229, 295; II, 31.
83) Brackenridge, I, 314. Caldcleugh, II, 4—12. Byam, S. 8, 14.
84) Philippi, Nachrichten von Valdivia, S. 59, 66. Miers, II, 218.
85) Byam, S. 19, 101. Caldcleugh, I, 359; II, 15, 16. Philippi, S. 66. Miers, II, 214.
86) Gardiner, A visit to the Indians, S. 75, 159. Caldcleugh, I, 327, 329. Haigh, S. 150. Graham, S. 205.
87) Proctor, S. 97 fg. Kotzebuer, S. 130, 135. Haigh, S. 130, 139. Graham, S. 201, 204. Basil Hall, I, 31.
88) Caldcleugh, I, 390.
89) Haigh, S. 179. Magazin der Literatur des Auslandes, 1852, Nr. 121.
90) Caldcleugh, I, 368; II, 14. Kotzebuer, I, 141. Byam, S. 153.
91) Caldcleugh, I, 361, 365. Kotzebuer, I, 139. Miers II, 251.
92) Caldcleugh, I, 364.
93) Gardiner, S. 78.
94) Miers, S. 236. Byam, S. 118. Haigh, S. 148. Graham, S. 203.
95) Kotzebuer, I, 98—99.
96) Caldcleugh, I, 362—364. Kotzebuer, I, 101—104.
97) Byam, S. 119.
98) Haigh, S. 133 fg. Caldcleugh, I, 371.

99) Proctor, S. 100 fg. Ruschenberger, I, 121.

100) Haigh, S. 173.

101) Haigh, S. 174. Proctor, S. 105.

102) Proctor, S. 107—109. Ruschenberger, I, 82, 85. Maw, S. 420. Brand, S. 165, 173. Brackenridge, II, 118. Pontoppidan, Reise til Sydamerika, S. 118. Basil Hall, I, 6, 27.

103) Miers, I, 448.

104) Caldcleugh, II, 45. Miers, I, 445. Brand, S. 173.

105) Pontoppidan, S. 117.

106) Miers, I, 446. Proctor, S. 109.

107) Graham, S. 165.

108) Miers, I, 477.

109) Gardiner, S. 86.

110) Miers, I, 487. Philippi, S. 15, 87—94.

111) Gardiner, S. 117, 167.

112) Philippi (S. 7, 39), Cast Valdivia und Chiloe, die Brüder Frick.

113) Caldcleugh, I, 322.

114) Ebend., S. 96.

115) Graham, S. 134.

116) Proctor, S. 118.

117) Ebend., S. 113—120. Castelnau, IV, 4.

118) Ruschenberger, S. 198.

119) Brand, S. 178.

120) Proctor, S. 121—125. Ruschenberger, S. 206—214. Maw, S. 9.

121) Proctor, S. 191, 296. Ruschenberger, S. 204. Brand, S. 211. Brackenridge, II, 54.

122) Caldcleugh, II, 63. Proctor, S. 118. Ruschenberger, S. 225, 244. Castelnau, IV, 30.

123) Caldcleugh, II, 67.

124) Ruschenberger, I, 209, 211. Caldcleugh, II, 57—59.

125) Castelnau, IV, 60, 64.

126) Brackenridge, II, 56. Miers, I, 423. Ruschenberger, I, 204. Byam S. 180. Brand S. 236 fg.

127) Castelnau, IV, 16.

128) Brand, S. 182.

129) Proctor, S. 239 fg. Brand, S. 291. Hamilton, I, 205, 212; II, 40, 45. Notes on Columbia, S. 215.

130) Ruschenberger, I, 244, 249. Brand, S. 294. Hamilton, II, 254.

131) Ruschenberger, S. 321—337.

132) Ebend., S. 241.

133) Brackenridge, I, 6.

134) Proctor, S. 235. Caldcleugh, II, 73.

135) Proctor, S. 235. Ruschenberger, I, 271. Brand, S. 187. Brackenridge, I, 234. Aehnlich spricht über die Männer in Columbien Mollien, II, 131, und in Bahia. Castelnau, I, 10.

136) Ruschenberger, I, 357.

137) Vollmer, S. 176. Castelnau, IV, 3.

138) Rafchenberger, S. 264, 266.
139) Haigh, S. 143.
140) Caldcleugh, I. 85. Rafchenberger, S. 264, 267, 280.
141) Rafchenberger, S. 224.
142) Caſtelnau, IV, 1.
143) Caldcleugh, I, 60—62. Proctor, S. 221—224. Rafchenberger, S. 221, 262, 278. Baſil Hall, I. 167.
144) Auch jetzt iſt es verboten, in der Nacht als capada, verhüllt zu gehen. Caſtelnau, IV, 5.
145) Rafchenberger, S. 268.
146) Rafchenberger, S. 192—196.
147) Ebend., S. 265, 272, 275. Proctor, S. 225. Brand, S. 183—186.
148) Proctor, S. 230—239.
149) Baſil Hall, I. 179.
150) Caldcleugh, I. 62—67. Rafchenberger, I. 218, 263, 270, 272.
151) Byam, S. 180. Caſtelnau, IV, 6—7. Rafchenberger, S. 274, 281, 283. Hamilton, II, 240. Notes on Colombia, S. 97.
152) Rafchenberger, S. 266. Proctor, S. 116 ig.
153) Caldcleugh, I. 70, 71. Maw, S. 268—270, 421. Brackenridge, II, 81. Hamilton, II, 191. Notes on Colombia, S. 26.
154) Proctor, S. 237. Caſtelnau, V, 27.
155) Caſtelnau, V. 118.
156) Maw, S. I. 14, 49, 61, 70, 76, 167, 214, 235, 251, 264—270, 297, 298, 342, 417, 434 ig. Rafchenberger, I. 66.
157) Maw, S. 407, 101, 144.
158) Caſtelnau, V, 147.
159) Haigh, S. I.
160) Caldcleugh, I. 105. Graham, S. 15. Brackenridge, I, 36, 253. Haigh, S. 152.
161) Hamilton, Travels in Columbia, I, 73. Notes on Colombia, S. 202.
162) Brackenridge, I, 36, 67. Caldcleugh, II, 250. Haigh, S, 152. Wilcocks, S. 86. Baſil Hall, S. 215 igg.
163) Caldcleugh, II. 14.
164) Parish, S. 17 ig.
165) Outline of the revolution in Spanish America, S. 22. Brackenridge, I, 26. Robertson, I, 12, 16. Hamilton, I, 250.
166) Brackenridge, I. 27.
167) Ebend., S. 71. Parish, S. 21.
168) Caldcleugh, I. 22.
169) Outline, S. 28, 41, 64. Graham, S. 15.
170) Outline, S. 36, 76. Robertson, I, 23. Rodez, Esquisses de Buenos-Ayres, S. 9.
171) Outline, S. 87—92. Caldcleugh, I, 25.
172) Isabelle, S. 205—225.
173) Caldcleugh, I. 226. Outline, S. 45, 49, 61, 87—99. Brackenridge, I, 301. Haigh, S. 161. Hamilton, I, 78. Roulin, Voyage de Colombia, I, 174, 182.

171) Parish, S. 4—8. Caldcleugh, I, 98, 120. Brackenridge, I, 129, 217, 219; II, 137. Robertson, I, 15, 60. Reichenberger, S. 430. Notes on Colombia, S. 136. Lafuente, IV, 72.

175) I, 211.

176) Brackenridge, S. 235, 254.

177) Ebend., II, 211. Parish, S. 32.

178) Haigh, S. 30.

179) Ramos, S. 21—32. Robertson, I, 16. Caldcleugh, I, 163, 177. Fontpédan, S. 65. Parish, S. 31, 33. Hamilton, I, 135, 150, 243, 254. Notes on Colombia, S. 86. Lafuente, Amérique du Sud, I, 62; IV, 12. Colombia, (London 1822), I, 62.

b) Zur Geschichte Spaniens.

(1857.)

Erster Abschnitt.

Poeta y de corta duracion han sido para España á lo largo de los siglos, los tiempos de bonanza.

Godoy, Memorias, I, 44.

Niemand kennt die Herkunft der ersten Ureinwohner Spaniens, doch darf man annehmen, daß sie von Nordosten her über die Pyrenäen einwanderten. Phönizier und Griechen traten mit ihnen in vortheilhafte Verbindungen, und erbauten am Ufer des Meeres Städte, vorzugsweise zu Handelszwecken. Rücksichtsloser gründeten die Karthager ihre kurze, Römer ihre fünfhundertjährige Landherrschaft. Dieser folgte, um den Anfang des 5. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, die Einwanderung deutscher Stämme, insbesondere der Westgothen, welche, nicht ohne eigene Schuld, der Tapferkeit und Begeisterung der Araber erlagen. Nur in der nordwestlichen Spitze Spaniens erhielt sich ein kleiner Ueberrest christlicher Herrschaft.

780 Jahre lang (von 712—1492) blieb Spanien zum Theil christlich, zum Theil muhammedanisch. Theilungen, innere Bürger- und Verwandtenkriege, Ehrgeiz des Adels und falsche Politik verzögerten auf beiden Seiten die Entscheidung. Erst die Verheirathung Ferdinand's von Aragonien mit Isabelle von Castilien (1469) erhob die früher getrennten kleineren Reiche zu einer größeren Einheit, und die Entdeckung Amerikas schien auf lange Zeit die Uebermacht Spaniens zu begründen. Zunächst ward aber nur die Gewalt des Königs, meist auf Kosten des anmaßenden und widerspenstigen Adels, erhöht. Erst als die Gemeinen, nach dem Regierungsantritte Karl's V., infolge unbilliger Behandlung ihre ursprünglich gerechten Forderungen so sehr steigerten, daß sie mit dem nothwendigen Einflusse des Königs unver-

träglich erschienen, trat der Adel auf dessen Seite und trug wesentlich zu der Niederlage bei, welche die Städte und Gemeinen am 23. April 1521 bei Villalar erlitten.

Karl V., der erste König von ganz Spanien, erhob dies Reich auf den Gipfel der Macht und des Glücks; aber die Gründe des Verfalls beginnen auch schon damals und wachsen ununterbrochen in erschreckender Weise. Wir erinnern nur an die wichtigsten, um die späteren Ereignisse begreiflich zu machen.

Die trefflichen Grundlagen des spanischen Staatsrechts wurden nicht angemessen weitergebildet; sondern aus übertriebener Furcht vor allzu großem Widerstande und aus Wohlgefallen an der eigenen Willkür, schlugen die Könige selbst eine mit Gehorsam verträgliche Freiheit zu Boden und erzeugten die Erstarrung des Todes, aus Abneigung vor den Bewegungen des Lebens. Die Cortes wurden gar nicht berufen oder verloren doch alle Bedeutung; der thätige Reichsadel verwandelte sich in thatenlosen Hofadel; die Geistlichkeit verfolgte getrennt ihre eigenen, einseitigen Zwecke; und nur das Volk mochte insofern gewinnen, als es durch die königliche Macht gegen aristokratische Tyrannei geschützt ward. [1])

Gleichzeitig mit diesem Absterben politischen Lebens gab zwar die Entdeckung Amerikas Veranlassung zur angestrengtesten Thätigkeit und zu heldenmüthiger Tugend: andererseits wurden aber auch Laster und Frevel hervorgerufen, welche früher in solchem Umfange nicht gekannt waren. Vor allem führte die maßlose Begier, sich ohne Arbeit und Anstrengung (wie in einem Glücksspiele) zu bereichern, zu zahlreichen das Mutterland schwächenden Auswanderungen; und in ähnlicher Weise wirkten gar viele europäische Kriege, ohne genügenden Grund begonnen, ungeschickt geführt, unglücklich beendet.

Nirgends ward wie in Spanien die Liebe und Milde gebietende Lehre Jesu Christi so finster gedeutet und mißbräuchlich als Vorwand der ärgsten Grausamkeiten und Verfolgungen benutzt. Die Inquisition hat, zufolge ihrer fanatischen Grundsätze und ihrer tyrannischen Formen, nicht allein Unzählige mit dem Tode oder in anderer harten Weise bestraft, sondern auch auf Sinnes- und Handlungsweise des ganzen Volkes nachtheilig gewirkt. [2]) Sie und ihre verblendeten eigennützigen Helfershelfer veranlaßten auch die unverständige, rechtswidrige, grausame Vertreibung der Mauren. Hierdurch ward Bevölkerung, Bildung, Thätigkeit unglaublich vermindert und die Armuth in so schrecklicher Weise vermehrt, daß Herstellung und Ersatz bis auf den heutigen Tag unmöglich blieb.

Dies Alles stand in engster Verbindung mit einem andern in der Geschichte fast beispiellosen Unglück. Kein einziger der späteren habsburger Könige, Philipp II. miteingerechnet, war ein echter, segenbringender Herrscher. Ihre geistige und leibliche Erbärmlichkeit steigerte sich von Geschlecht zu Geschlecht, und es fand sich auch nicht Ein großer Minister, der ihre Stelle (wie Richelieu in Frankreich) besser hätte ausfüllen können.[3]) Keineswegs ausgezeichnet, aber doch um ein wenig löblicher als die letzten Habsburger waren die ersten Könige aus dem Hause der Bourboniden, und unter Karl III. (1759—88) geschah des Guten soviel, daß man sich gern der Hoffnung ergab, seine Nachfolger würden auf dem betretenen Wege noch rascher fortschreiten. Und auch in dem unverwüstlichen Volke war, trotz dreier Jahrhunderte einer fast immer mangelhaften, einschläfernden, erdrückenden Verwaltung, noch Lebenskraft und Muth zu einer echten Wiedergeburt vorhanden.[4])

Innerhalb des spanischen Volks haben sich indeß Verschiedenheiten erhalten, und Gegensätze sind selbst in feindlicher Weise hervorgetreten. Zuvörderst sondern sich die Basken von den Uebrigen durch Abstammung, Sprache, Rechte und Sitten; Asturien und Gallicien erinnern an mittelalterliche Zustände; der Aragonese ist stolz auf ehemalige politische Freiheiten und abgeneigt, dem Castilianer irgend einen Vorzug zuzugestehen; Catalonien versuchte mehre male selbständige Beschlüsse zu fassen, und in Valencia, Granada, Cordova, Andalusien lassen sich Anklänge ehemaliger morgenländischer Einwirkung nicht verkennen. Dessenungeachtet hat sich Spanien seit dem 16. Jahrhundert in der Regel als ein großes Ganzes dargestellt und geltend gemacht.

Allgemein herrschte eine Vorliebe nicht blos für alte, bewährte Einrichtungen, sondern selbst für die Erhaltung mangelhafter Zustände, und übereilte, wie verständige Neuerungen wurden meist mit gleichem Mißtrauen betrachtet. Für beide fehlte es an Vorübung, ja selbst an geschichtlicher Kenntniß fremder Versuche, Hindernisse oder Erfolge. Aber selbst in den Zeiträumen, wo den Spaniern nicht vergönnt war entschlossen zu handeln, besaßen sie ein angeborenes, richtiges Gefühl alles Dessen, was groß, edel und würdig ist.[5]) Obgleich den oft gering geachteten Fremden eine unparteiische Beurtheilung des so eigenthümlichen Volkscharakters aus mehren Gründen schwer wird, stimmen sie doch mit den Einheimischen darin überein[6]): der Spanier sey herzlich in der Zuneigung, bitter im Haß, geduldig, treu, redlich, standhaft, von reizbarem Ehrgefühl, lebhafter Einbildungskraft, genügsam und mäßig. Die beiden letzten Eigenschaften sollen sich bisweilen vertragen mit Abneigung gegen Fleiß und Arbeit.

Gleichwie die Bewohner bieten auch die Landschaften große Verschiedenheiten.[7]) Während die leider baumlos gewordenen Hochebenen, ja Wüsten Castiliens, oder vielmehr des spanischen Mittellandes ein mildes, gleichartiges Klima entbehren, den Reisenden ermüden und eine höhere Kultur fast unmöglich machen, zeigt Galicien, Asturien und Biscaja Schönes gemischt mit Rauhem, bis jenes in Valencia, Sevilla, Granada so überwiegt, daß ein wenig des Finstern und Rauhen fast nur zur Erhöhung des paradiesischen Glanzes dazusein scheint. Hingegen fehlen noch zu sehr die länderverbindenden Mittel, welche erst eine thätige Bildung erschafft: große Straßen, nachbarliche Wege, Kanäle, Brücken, Wirthshäuser u. dgl., was für Landbau, Verkehr, Frieden und Krieg von den wichtigsten Folgen ist. Fast alle hierzu erforderlichen Kräfte wurden für Kirchen, und noch mehr für Klöster in Anspruch genommen und verwendet. Wenn Spanien schon aus diesen Gründen die Leiden der Uebervölkerung nicht kennt, so fehlt ihm auch mancher Antrieb zu geistiger und leiblicher Thätigkeit und Entwickelung.

Größer und fester gegründet als in irgend einem andern europäischen Reiche war die Macht der Geistlichkeit in Spanien, durch den Werth der christlichen Lehre, durch Aberglauben, tyrannische Gesetze, Anzahl und Reichthum.[8]) So gab es in Spanien an 200 wunderthätige Marienbilder, über 144,000 ehelos lebende Weltgeistliche, Mönche und Nonnen, und von 54 Millionen Morgen Land gehörten 37 Millionen der todten Hand, und nur 17 Millionen dem freien Besitz.[9]) Die reichen Erzbischöfe und Bischöfe standen nicht immer in freundlichen Verhältnissen zu der, in Gütern beschränkten und gering gebildeten niedern Geistlichkeit.[10]) Doch war ihr und der Mönche Einfluß größer als der Einfluß jener Hochgestellten, schon deshalb, weil insbesondere die Bettelmönche meist aus dem niedern Volke stammten.[11]) Uebrigens blieben die Schattenseiten der Geistlichkeit und des Klosterwesens selbst den Spaniern nicht unbekannt, und neben Beweisen vorhandener, großer Ehrfurcht gegen sittliche und tugendhafte Geistliche und Mönche, finden wir ernste Anklagen und heiteren Spott.[12]) Alle tugendhaften und patriotischen Spanier, sagt ein späterer Beobachter[13]), erklären sich gegen die Klöster, diese Sammelplätze von Faulheit, Unwissenheit und Heuchelei.[14]) Auf den Theatern (erzählt ein Anderer) wurden sie oft lächerlich, ja verächtlich dargestellt.

Immer blieb der Geistlichkeit eine bedeutendere, politische und gesellige Stellung, als dem Adel. Am Hofe hatten die Granden wenig Einfluß, und die auf dem Lande und noch häufiger in den Städten wohnenden Edelleute, blieben meist unbekannt mit dem Gange, der öffent-

lichen Angelegenheiten. Ja, an die Stelle früherer Wichtigkeit trat bisweilen verdiente oder unverdiente Geringschätzung [15]); zum Theil weil ihre Bildung nicht fortschritt gemäß den Foderungen ihrer Umgebungen und des Jahrhunderts. Höflichkeit und zuvorkommendes Wesen gegen Bürgerliche konnten diese Mängel nicht ganz verdecken, oder wechselten auch wohl ab mit einem nicht mehr zeitgemäßen, hochfahrenden Benehmen.

Die öffentlichen Aemter wurden keineswegs blos mit Adeligen besetzt [16]); ja die Zahl jener war so übertrieben groß, daß man auch unter den übrigen Ständen nicht immer taugliche Personen finden konnte, oder nicht finden wollte. [17]) Insbesondere sind Klagen laut geworden über mangelhafte Rechtspflege.

Die freien Männer, welche man mit dem Namen Hidalgos bezeichnet, gelten für den gesundesten, kräftigsten, unverdorbensten Theil des Volks. [18]) Ihre und der übrigen Landbewohner auf Erwerb hingewiesene Thätigkeit ward bisweilen wohl dadurch gehemmt, daß viele nicht Eigenthümer des Bodens, sondern nur Pächter waren. Doch haben derlei ungünstige Verhältnisse die große Vorliebe der Massen für Tänze und Spiele nicht unterdrückt [19]); während allerdings die Einwirkung der frühern großartigen Kunst und Litteratur Spaniens im 18. Jahrhundert abnahm.

Die Erziehung der höhern Stände war verhältnißmäßig noch mangelhafter als die des Volks [20]), und es fehlte fast mehr an lesenswerthen Büchern als an Leseschulen. Für Büchersammeln zeigte sich wenig Eifer, der Buchhandel blieb beschränkt, ausländische Litteratur meist unbekannt, und das Gute und Lehrreiche ward oft mit dem Irrigen und Verführerischen zugleich zurückgewiesen. [21]) Daher die Einseitigkeit, vor allem der philosophischen und theologischen Studien, und im 18. Jahrhundert die Möglichkeit einer Anklage des Olavides wegen kopernikanischer Ketzerei. [22]) Auch die Bühne war nicht frei von unsittlichen und abergläubigen Auswüchsen, obgleich sie auf die Massen ohne erhebliche Wirkung blieben. [23]) Dessenungeachtet finden wir Fortschritte der Bildung und ausgezeichnete Schriftsteller, und es wäre ungerecht, einen anderwärts passenden Maßstab rücksichtlos auch hier anzulegen.

Karl's III. Minister, der kühnere Aranda und der vorsichtigere Florida-Blanca, suchten allerdings nach mehreren Richtungen vortheilhaft einzuwirken. [24]) Die Zollrollen z. B. wurden berichtigt, manche der drückendsten Steuern geändert oder verwandelt, Straßen angelegt und gebessert, der Ackerbau ermuntert, überzählige Festtage abgeschafft, Zigeuner angesiedelt, Monopole aufgehoben, die Inquisition im Zaume

gehalten u. ſ. w. Schwer aber ließen ſich dieſe Neuerungen mit alten Rechten und Vorurtheilen in Uebereinſtimmung bringen; ſie verletzten zunächſt Adel und Geiſtlichkeit.

Der in den Jahren 1779—83 übereilt erhobene und mangelhaft geführte Krieg [25]) verfehlte nicht blos den Zweck, England zu demüthigen, ſondern unterbrach auch alle jene Beſſerungen, vernichtete die ſpaniſche Flotte und erhöhte die ohnehin ſchon drückenden Staatsſchulden in ſolchem Maße, daß zu wahrhaft nützlichen Ausgaben kein Geld mehr aufzutreiben war. Eine Verminderung des Heeres ſchien nach geſchloſſenem Frieden bei den freundſchaftlichen Verhältniſſen zu Frankreich, Sardinien und Neapel als rathſam und haushälteriſch; nur gingen Kriegsübung und Kriegskenntniſſe zugleich verloren, und man dachte nicht (mit Aufhebung übertriebener Dienſtbefreiungen) an die Bildung einer wohlfeilen Landwehr. [26])

So waren im Allgemeinen die Verhältniſſe Spaniens, als Karl IV. im November 1788 den Thron beſtieg. Er zählte damals 40 Jahre und hatte den Ruf eines einfach rechtlichen, wohlwollenden Mannes, friedliebend und von ſittlichem Wandel, ein Kenner der Geſchichte und der ſchönen Künſte. [27]) Man darf zweifeln, ob er, wie Arguelles ſagt, ein vollkommener Privatmann geweſen wäre [28]); gewiß war er unfähig, der Aufgabe eines Königs in ſo außerordentlich ſchwerer Zeit zu genügen. Bei ſeiner Abneigung gegen Arbeit, ja (die Jagd ausgenommen) gegen Beſchäftigung überhaupt, bei der aus Charakterſchwäche entſtehenden Schwierigkeit ſich zu entſchließen und ſelbſt zu handeln, mußte die Regierung in andere, zunächſt in die Hände ſeiner Gemahlin kommen. [29]) Luiſe Marie Thereſe, geborene Prinzeſſin von Parma, vermählt im 14. Lebensjahre, gebahr ihm, laut der genealogiſchen Tafeln, binnen 23 Jahren, zwölf Kinder, was (da ſich keine Zweifel gegen ihre Echtheit finden) nicht mit der Beſchuldigung übereinſtimmt, er habe ſie vernachläſſigt. Von der Schuld, daß ihr Wandel dennoch tadelnswerth, ja unwürdig war, kann ſie der beſonnene Geſchichtſchreiber nicht freiſprechen und muß es als eine ungewöhnliche Erſcheinung bezeichnen, daß ſie neben oberflächlich ſinnlichem Wechſel doch einem Freunde beharrlich anhing [30]) und daß (noch erſtaunenswürdiger) ihr Gemahl eben dieſen Mann auch zu ſeinem Günſtling erhob. Den maßloſen Anklagen dieſer Verhältniſſe gegenüber darf man billigerweiſe ſchon hier daran erinnern, daß König, Königin und Günſtling [31]) lebenslang aneinander feſthielten und Glück und Unglück miteinander trugen, ohne ſich gegenſeitig zu verleugnen und zu verlaſſen. Anders handelte König Johann gegen Alvaro von Luna.

Emanuel Godoi [32]), geboren am 12. Mai 1767 von adeligen nicht reichen Eltern, ward sorgfältig, jedoch zunächst für den Soldatenstand erzogen. Alte Litteratur und Geschichte waren ihm indessen nicht fremd. Als Offizier der königlichen Leibwache erregte er durch unleugbare Gewandtheit und sein einnehmendes Aeußere die Aufmerksamkeit der Königin, und der König hoffte an dem lediglich durch seine Gnade erhobenen Mann, einen durchaus treuen Freund heranzuziehen. Allmälig wuchs Godoi's Einfluß; er ward allmächtiger Minister, Haupt des Heeres und der Flotte, Herzog von Alcudia und verheirathet mit einer Prinzessin des königlichen Hauses. So gewiß diese Begünstigungen das gewöhnliche Maaß weit überstiegen und durch außerordentliche Vorzüge des Geistes und Charakters nicht hinreichend begründet waren, so gewiß sind manche der gegen Godoi erhobenen Beschuldigungen unwahr und ungerecht. Der übertriebenen Vorliebe des Königs und der Königin stellte sich übertriebener Haß entgegen, und dem Günstling ward nicht blos zur Last gelegt, was er selbst verschuldet, sondern all das Uebel, was seit Jahrhunderten unbezwinglich emporgewachsen. Der Gang seines Lebens führte Godoi zu Selbstvertrauen und Eitelkeit, mühelos erworbener Reichthum zur Begier ihn ungebührlich noch mehr zu vergrößern und zu leichtsinniger Behandlung des Finanzwesens; etliche Liebschaften endlich waren Folge seiner Natur und allzu bequemer Gelegenheiten. [33]) Doch blieb sein äußeres Benehmen in den Grenzen des Anstandes, und es fehlte ihm nicht an Scharfsinn und Menschenkenntniß. Er war von Natur keineswegs böse oder grausam, und Das, was man ihm in vielen Beziehungen bitter vorwarf, ist nachmals von seinen Anklägern und Feinden in weit verdammlicherer Weise geübt worden. In Neapel, Sardinien, Spanien (unter Ferdinand VII.) haben Verfolgungen stattgefunden, gegen welche Godoi's Regierung milde und menschlich erscheint. Allerdings war er der ihm gewordenen großen Aufgabe nicht gewachsen, ihm fehlte der erforderliche Muth, die tiefere Einsicht, die unbezwingliche Thatkraft; wo aber gab es einen Staatsmann, das Schiff durch die Stürme von 1793—1808 unverletzt hindurchzuführen? Selbst innere, unleugbare Verbesserungen fanden oft unübersteigliche Hindernisse, und eine von Godoi [34]) verständigerweise eingesetzte Behörde zur Erforschung vorhandener Uebel und Heilmittel brachte deshalb nicht die gehofften Früchte. Ich mußte, klagt Godoi [35]), meine Verbesserungspläne insgeheim nur wenigen Personen anvertrauen, um sie nicht sogleich zu vereiteln. Mehr als in mancher früheren Zeit geschah für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe [36]); aber schon die Einführung besserer Lehrmethoden in den Schulen, oder der Kuhpockenimpfung, ward getadelt;

auch waren in der That die Zeiten, welche selbst einen Mann wie William Pitt vor größern Neuerungen zurückschreckten, denselben am wenigsten in Spanien günstig. Als Godoi z. B. die Rechte und Mißbräuche der Inquisition [37]) beschränkte und Verhaftungen ohne königliche Erlaubniß verbot, ward er Atheist gescholten und von der Inquisition in Anspruch genommen. Die Erzählung der geschichtlichen Ereignisse wird diese Andeutungen erläutern und zu Lob, Tadel und Entschuldigung reichliche Veranlassung geben.

Obgleich in Spanien der größte Theil des Adels, der Geistlichkeit und des Landvolks die Ansichten und Bestrebungen haßte, welche sich in der französischen Revolution kundgaben, fand sich doch eine kleinere Zahl von Gebildeten, Wohlmeinenden oder Ehrgeizigen, welche, bei angeblich genauerer Kenntniß, davon für Frankreich (mittelbar auch für Spanien) sehr viel Gutes erwarteten und Neuerungen unausbleiblich und heilsam nannten. Mehr noch als Godoi hatte schon Florida Blanca deshalb mancherlei beschränkende Maßregeln für nothwendig gehalten [38]); während Aranda hoffte, durch unbeschränktes Anschließen an Frankreich alle Gefahren beschwören zu können.

Ehrenvoller war es jedoch, daß Karl IV. (in Uebereinstimmung mit den Ansichten Godoi's) sich für Ludwig XVI. nachdrücklich verwandte und auf Rücknahme des französischen Beschlusses drang, welcher alle Völker zur Empörung aufforderte. [39]) Beides vergeblich! Deshalb und weil Frankreich die Entwaffnung des spanischen Heeres verlangte [40]), kam es im März 1793 zum Kriege, dessen Erhebung die meisten Spanier billigten im Andenken an die Verpflichtung des alten Familienvertrages und aus Zorn über die neuen Zumuthungen und Ereignisse. Als aber, trotz tödtlichen Widerstandes, die Franzosen allmälig in den Besitz von Rosas, Pampelona, Vittoria kamen und der Weg nach Madrid für sie eröffnet schien, schwand alle Kriegslust und man freute sich über den am 22. Juli 1795 in Basel geschlossenen Frieden. [41]) Für Rückgabe aller südlich der Pyrenäen eroberten Landschaften, erhielt Frankreich den spanischen Antheil von Domingo.

Nachdem die dringendsten Gefahren in dieser Weise beseitigt worden, erhob sich natürlich mancherlei Widerspruch. Man spottete, daß Godoi den Titel eines Friedensfürsten erhalten hatte und nannte die Abtretung Domingos, dieser alten Besitzung, unverantwortlich. [42]) Ohne diese Abtretung hätte aber Spanien jene europäischen Besitzungen verteren, und daß es die im Aufstande begriffene Negercolonie zu erhalten außer Stande war, beweisen die spätern erfolglosen Versuche des viel mächtigeren Napoleon. Mindestens konnte sich Spanien wegen Beendi-

gung des Krieges gegen Frankreich ebenso gut rechtfertigen wie Preußen. Ja, das heimliche Aufgeben des linken Rheinufers war schmachvoller und gefährlicher als die offene Abtretung Domingos!

Jener Friedensschluß von Basel brachte aber den Spaniern keineswegs die gehoffte Ruhe. Bei der Fortdauer des Krieges zwischen Frankreich und England, der Landüberlegenheit jener, der Seeüberlegenheit dieser Macht, konnte es an häufigem Zusammenstoßen der Interessen, an Forderungen und Beschwerden von allen Seiten nicht fehlen, und eine vollkommene, zufriedenstellende Neutralität schien für Spanien unausführbar. So sah sich Godoi zu der Frage hingedrängt: ob größere Gefahren von England oder Frankreich her drohten und man dem immer stärker werdenden Andrange dieser Macht, gegen England Partei zu ergreifen, länger widerstehen könne? [42])

Der in solcher Bedrängniß am 19. August 1796 zu St.-Ildefonso abgeschlossene Vertrag [43]), ließ sich als eine zum Theil sogar vortheilhaftere Erneuerung des Bourbonischen Familienvertrags darstellen; in der That lagen aber die Verhältnisse anders und nachtheiliger als in früherer Zeit, und durch jenen neuen Offensiv- und Defensivbund mußte bei Frankreichs ungeheuerer Ueberlegenheit, Spanien nothwendig in eine durchaus untergeordnete Stellung gerathen. Am 6. Oktober 1796 erklärte es aus vielen herbeigesuchten, die bittere Wahrheit indeß verschweigenden Gründen, den Krieg an England. Aller hierdurch unausbleiblich entstehende Verlust war nach Godoi's Ansicht immer noch viel geringer, als wenn französische Heere in Spanien eingerückt und im Innern vielleicht wie in Italien alsdann Unruhen ausgebrochen wären.[44]) Beide Mächte (England sowohl als Frankreich) etwa durch eine kostbare bewaffnete Neutralität im Zaume zu halten, dazu fehlte es in Spanien damals an geistigen und materiellen Mitteln.

Zuvörderst zeigten sich die drückendsten Uebel bei den Finanzangelegenheiten. Mit jedem Jahre stieg das Deficit, und alle Mittel, dasselbe durch Anleihen, Steuern, Beschlagnahme, Verkauf, Papiergeld u. s. w. zu decken [45]), erwiesen nur die Größe des Bedürfnisses, nicht die Weisheit des Verfahrens oder die Redlichkeit der Beamten. Bei dem unleugbaren Mangel an Kapitalien, an unermüdlicher Thätigkeit, an ausgedehnten einträglichen Gewerben [47]) fehlte der Boden, auf welchem sich bessere Finanzverhältnisse gründen ließen. Hierzu kam, trotz der dringenden Gegengründe, nicht selten eine thörichte Verschwendung. So z. B. wenn zufolge einer amtlichen Bekanntmachung den König bei einer Zusammenkunft mit der Königin von Neapel in Barcellona, 2588 Personen begleiteten, darunter 23 zur Kellnerei, 13 zur

Brotbäckerei, 52 zur Tapeziererei (tapicería), 14 Leibärzte, Apotheker und Leibaderlasser u. s. w.[48])

Godoi's Lage war unterdeß immer schwieriger: den Engländern war er natürlich verhaßt und kaum weniger den Franzosen, welche eine ganz unbedingte Unterwerfung verlangten und zunächst einen freien, vom Friedensfürsten abgelehnten Durchmarsch nach Portugal.[49]) Deshalb legte dieser am 28. März 1798 alle zeither von ihm bekleideten Aemter nieder. Als aber seine Nachfolger, freiwillig oder gezwungen, noch größere Nachgiebigkeit gegen die Franzosen zeigten[50]), als der angeblich bestochene Godoi, drang der König darauf daß dieser seine ehemalige Stellung wieder einnehme. Nach manchem Zweifel gab er nach, ohne jedoch zu verkennen, welche älteren und neueren Hindernisse einer unabhängigen und glücklichen Wirksamkeit entgegentraten. Zu diesen gehörte vor allem daß sich Ferdinand, der Prinz von Asturien, an die Spitze seiner Gegner stellte, mochte ihn Eitelkeit, Ehrgeiz, Schmeichelei oder bessere Ueberzeugung dazu bewegen. Die schon hieraus zwischen Vater und Sohn entstandene Spannung mehrte sich, als Jener mit Beistimmung Godoi's Bedenken trug, den Prinzen in alle Staatsgeheimnisse und Kriegspläne einzuweihen[51]), weil Beweise vorlagen, daß sie durch seine Gemahlin ihrer Mutter, der Königin von Neapel, und durch diese den Engländern bekannt wurden. Gerüchte von neuen, ehrgeizigen Plänen Godoi's traten nunmehr den alten Anklagen hinzu, und Escoiquiz, der Hauptrathgeber Ferdinand's[52]), schrieb, ohne Beweis, an Napoleon: der Friedensfürst habe gegründeten Verdacht erweckt, daß er nach der Krone strebe. Während so unglaubliche Klatschereien, Zänkereien, Verläumdungen, Kriegs- und Geldnoth, gerechte und ungerechte Klagen überall im Innern hervortraten, wurden die auswärtigen Verhältnisse immer bedenklicher und gefährlicher.

Die Gründung des Königreichs Etrurien[53]) für einen spanischen Prinzen war nichts weniger als ein Gewinn, denn Parma und Louisiana gingen dafür an Frankreich verloren, und das letzte Land verkaufte Napoleon später für 60 Millionen Francs den Nordamerikanern, ohne Rücksicht auf das den Spaniern zugestandene Recht des Wiederkaufs.[54]) Am 18. Februar 1801 erklärte Spanien ungern und lediglich auf Napoleon's Forderung, aus sonst nichtigen Gründen, den Krieg an Portugal, welches im Frieden von Badajoz (6. Juni 1801) Olivenza abtreten, den Engländern alle Häfen verschließen und an Frankreich große Summen zahlen mußte.[55]) Den Verlust Trinidads[56]) durch den Frieden von Amiens (17. Mai 1802) hätte Spanien wohl verschmerzen können, wäre es nur nicht bei dem Ausbruch der Fehde zwischen

Frankreich und England zu großen Geldzahlungen an jene Macht gezwungen worden, welche einen Krieg mit England (Oktober 1804) herbeiführten. Für Handel, Schifffahrt, Finanzen, Kolonien hatte dieser Krieg die traurigsten Folgen, und bei Trafalgar ging die neugerüstete spanische Flotte zu Grunde. Es war ein nur sehr geringer Trost [57]), daß Napoleon andere Länder noch härter behandelt und mitgenommen habe.

Auch fehlte es nicht an größern und kleinern Anzeichen, daß Spanien kaum der Anfang seiner Leiden betroffen habe. [58]) So verlangte Napoleon, daß Zeitungen und Journale, welche sein Benehmen nicht überall billigten, verboten würden, forderte 72 Millionen neuer Kriegsbeiträge, verjagte die Bourbonen aus Neapel, zürnte, daß auf Godoi's Rath sein Bruder Joseph nicht unverzüglich als König von Neapel anerkannt wurde, und äußerte (nach glaubwürdigen oder doch geglaubten Berichten), das Haus Bourbon sei unverträglich mit dem seinen [59]) und Karl's IV. Nachfolger werde jene Forderung der Anerkenntniß Joseph's gewiß bewilligen. Während Godoi's Gegner, an ihrer Spitze der Prinz von Asturien, die alte Bahn verlassend, sich jetzt heimlich dem Kaiser anschlossen [60]), entstand im Friedensfürsten zwar zu spät, aber doch zuerst die Ueberzeugung: daß nur das entgegengesetzte System Spanien vom Untergange erretten könne.

Demgemäß setzte Godoi im Laufe des Juni und Juli 1806 in mehreren Gesprächen dem preußischen Geschäftsträger die Gründe auseinander, weshalb sich Preußen und Spanien aufs engste verbinden müßten. Hierdurch würden beide Frankreich gegenüber an Bedeutung, Achtung und Einfluß gewinnen und nicht aus Mangel an Einigkeit, Vertrauen und gegenseitiger Unterstützung allmälig ganz der Willkür Frankreichs anheimfallen. Preußischerseits antwortete man (4. Juli) höflich, ohne jedoch irgend näher auf die Sache einzugehen, nur versuchte der Minister Haugwitz den Beweis, daß die Besitznahme Hannovers für Erhaltung und Herstellung des Friedens sehr heilsam wirken müsse, möge das Land preußisch bleiben oder an die früheren Herrscher zurückfallen. Der Friedensfürst war aus guten Gründen hiermit gar nicht einverstanden und weissagte, daß Frankreich nie den Krieg fortführen oder einen neuen erheben werde, um Preußen gegen England zu schützen oder jenes im Besitze von Hannover zu erhalten. Dann fügte Godoi hinzu: es ist beklagenswerth, daß Niemand den Planen und Grillen (caprices) Napoleon's auch nur das geringste Hinderniß in den Weg legt. Die Regierungen im Norden Europas sind Urheber seiner furchtbaren Uebermacht: nie haben sie sich gebührend verständigt oder einen festen Plan

folgerecht durchgeführt. Ich gewahre, daß des Kaisers Pläne hinsichtlich der Pyrenäischen Halbinsel treulos und undankbar sind.

Demgemäß traf man schon im Laufe des Juli kriegerische Vorbereitungen in Spanien, und als Preußen, ohne weitere Verständigung mit Spanien, Krieg gegen Frankreich erhob, ward am 6. Oktober 1806 in Madrid eine Verfügung bekannt gemacht, welche das Volk zu neuer Begeisterung, Bewaffnung und Vertheidigung gegen einen nicht genannten Feind aufrief. Diese Proklamation Godoi's ist nachmals auf's heftigste getadelt worden[61], als verwirrt, undeutlich, leichtsinnig, unverständig, unzeitig, übereilt, tollkühn! Und in der That bedarf sie einer Erklärung und Rechtfertigung, welche Godoi in folgender Art giebt:[62] „Die von Frankreich her drohenden Gefahren stiegen mit jedem Tage, und wir befanden uns in einer Lage wie Preußen, dem Nachgiebigkeit und Neutralität auch nichts geholfen hatte. Kriegsvorbereitungen waren schon in der Stille getroffen. Spanien konnte (wie sich später erwies) allerdings widerstehen, und der Krieg Frankreichs gegen Preußen und Rußland bot einen günstigen Zeitpunkt, unsere schon verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Endlich war jedenfalls ein ehrenvoller Untergang besser als ein schmachvoller. Dennoch blieb der König so schwankend, so unentschlossen, daß ich einen Schritt wagen mußte, welcher ihn festhielt und die Umkehr unmöglich machte. Er änderte jedoch an meinem Entwurfe des Aufrufs soviel, daß er unbestimmt und zweideutig ward; auch wußte ich wohl, sprechen ohne handeln könne nur nachtheilig wirken. Zum Handeln blieb aber keine Zeit, denn die acht Tage nach meinem Aufrufe erfolgte Niederlage der Preußen bei Jena, schlug Hoffnungen, Vorsätze, Muth und Kraft ganz zu Boden."

Godoi forderte seinen Abschied[63], um Napoleon hierdurch eine Art von Genugthuung zu geben; allein der König wollte hierauf nicht eingehen, und schmeichelte sich neue Gefahren durch die Erklärung zu beschwören, jener Aufruf sei gegen England und Marokko gerichtet gewesen. Nicht minder beeilte er sich, durch einen deshalb abgeschickten Botschafter, Napoleon zu seinen Siegen Glück zu wünschen.[64] Einige Schriftsteller berichten, daß dieser in Berlin weitere Beweise der feindlichen Gesinnung Spaniens gefunden habe; in den Akten, welche ihm aber nicht vorgelegt wurden, steht nur das oben bereits Mitgetheilte. Gewiß verhehlte er des noch fortdauernden nordischen Krieges halber seinen Zorn und seine weitern Absichten gegen eine Macht, die ihm treulos erschien.

Mit dem spanischen Gesandten in Berlin, Benito Pardo, hatte er eine lange, im Vergleiche mit spätern Ereignissen doppelt merkwürdige

Unterredung.[65]) Auf Befehl Napoleon's mußte sie Pardo niederschreiben und ihm vor der Absendung nach Madrid zur Berichtigung vorlegen. Napoleon sagte: „ich kenne und ehre die Tugend, Gesetzlichkeit und Treue des Königs von Spanien, ich glaube an seine Freundschaft. Aber es zeigt sich ein böses Insekt, ein Wurm[66]), welcher dieselbe zerstören möchte. Dieser Wurm ist eine mißverstandene Furcht, ein Mißtrauen, das an euerem Hofe über meine Politik herrscht. Man hält mich für ehrgeizig, und ich bin es nicht; nur Feinde haben mich so erscheinen lassen. Nie habe ich meinen Freunden geschadet, mit ihnen habe ich meine Triumphe getheilt. Längst konnte Spanien in Portugal herrschen, es hat nicht gewollt. Es gebührt ihm, ich hätte es ihm gelassen; Spanien wäre mächtiger geworden und ich wäre von vielen Sorgen befreit. Unterliegt Frankreich, so unterliegt auch Spanien. Durch Frankreichs Aufopferung genießt es eines langen Friedens; es wäre Thorheit, Spanien den Engländern zum Opfer zu bringen."

Auf Pardo's Versicherung, Spanien halte fest am Bunde mit Frankreich, und der Friedensfürst werde es nie England unterwerfen, fragte Napoleon: „Haben Sie dessen Aufruf gelesen?" Er bezieht sich, antwortete Pardo, nur auf die Gefahren, welche von England her drohten, während Ew. Majestät in der Ferne beschäftigt sind. — „Dem kann so sein, entgegnete Napoleon, aber der Aufruf ist sehr zweideutig (equivoca), und man kann ihn auch betrachten als gegen mich gerichtet." Aber was konnte, sagte Pardo, Spanien vermögen, seine Politik zu ändern?

„Es giebt, antwortete Napoleon, einflußreiche Lügen: ich habe feindliche Drohungen ausgesprochen, ich wolle alle Bourbonen verjagen; als würde ich derlei Pläne nicht verschweigen. Sowie ich aufrichtig spreche, Erläuterungen nicht verweigere, verlange ich dasselbe; sonst kann keine Freundschaft bestehen. Was sollte mich bewegen, Karl IV. vom Throne zu stoßen? Was würden meine Verbündeten dazu sagen, wer würde mir künftig noch vertrauen? Auch wäre es ein großer politischer Irrthum, die spanische Dynastie zu ändern: dies hieße Amerika den Engländern in die Hände spielen. Ohne Amerika ist aber Spanien ein armes Land und sein Bündniß für Frankreich dann mehr eine Last, als ein Vortheil."[67])

„Neapel ist nicht größer wie meine Hand, und doch braucht man ein Heer, die Calabresen zu bändigen. Würden die Engländer nicht an euren Ufern den Krieg befördern und die Parteien begünstigen, welche sich aus Indignation über einen fremden Herrscher im Innern bilden würden. Kenne ich nicht euern Stolz und den Einfluß, die Macht eures Adels und der Geistlichkeit? Würde ich mich, mit Spaniens Unterwerfung be-

schäftigt, wohl gegen meine Feinde im Norden vertheidigen können? Mag man glauben, ich sei ehrgeizig, aber doch nicht, ich sei unsinnig (insensato). Ich bin Freund Spaniens aus Schuldigkeit, aus Gefühl, meines Interesse und meiner Politik halber. Sollte aber in Spanien ein Fall eintreten wie in Neapel, würde nichts mich zurückhalten. Man kann jedes Volk besiegen, sobald man nur Politik und Taktik verändert. Ich habe anders den Krieg geführt in Aegypten, Italien, Preußen. Doch sprechen wir nicht vom Kriege, es ist nicht Spaniens Interesse, ihn zu erheben.

Sagen Sie dem Friedensfürsten: wenn er bei seiner richtigen Politik verharre, bleibe ihm das größte Verdienst um sein Vaterland und der größte Ruhm. Auch möge er nicht undankbar sein, ich habe ihm in sehr vielen Dingen, z. B. über Portugal, die Neutralität Spaniens u. s. w., mehr nachgegeben als irgend einem Anderen. Er ist verloren, sobald er seine Politik ändert; er wird dadurch seine Feinde und insbesondere den Prinzen von Asturien nicht gewinnen; vielmehr werden diese England aufgeben und sich an mich anschließen, um ihn zu stürzen. Der Kontinent muß einen großen Bund gegen England bilden; ich muß Portugal durch Vernunft oder Gewalt dazu zwingen, und in diesem einen Punkte werde ich bestimmt fordern (me encontraré exigente)."[68])

Die letzte Aeußerung Napoleon's: er werde hinsichtlich Portugals bestimmt fordern oder sich anmaßend zeigen, brachte Godoi auf den Gedanken, Spanien müsse Portugal sogleich besetzen, bevor dies durch französische Heere geschehe.[69]) Aber der König wollte aus Unentschlossenheit oder Rechtsgefühl darauf nicht eingehen, und hoffte durch thatsächliche Anerkennung Joseph's als König von Neapel, Napoleon zu beschwichtigen. Als dieser nach der Schlacht bei Eylau seine Forderung um ein Hülfsheer erneute, hielt Godoi wiederum die Bewilligung aus naheliegenden Gründen für unzeitig und gefährlich. Dennoch ward Romana mit Heeresmacht nach dem Norden gesandt[70]; und Godoi klagt: in dem Augenblicke, wo ihm der König die größte Gunst bezeige, habe er seine wichtigsten Vorschläge am wenigsten berücksichtigt.

Als nach dem Tilsiter Frieden (9. Juli 1807) der Kaiser von Rußland dem Kaiser von Frankreich die Pyrenäische Halbinsel preisgegeben hatte, glaubte dieser bestimmtere Beschlüsse fassen zu können. In einem Gespräche mit dem Vertrauten Godoi's, Izquierdo, welches von dem frühern mit Pardo sehr abweicht, sagte Napoleon[71]: es giebt kein Mittel, Portugal dem englischen Einflusse zu entziehen, als es ganz zu unterwerfen (sojuzgarlo interamente) und zu theilen. Auf Izquier-

do's Bemerkung: das Gewissen des Königs von Spanien hindere ihn auf diesen Plan einzugehen, antwortete Napoleon: Ich nehme dies vor Gott und Menschen auf mich, ich begehe die Ungerechtigkeit, wenn man sie dafür hält. Aus Portugal müssen, unter spanischer Lehnshoheit, drei Staaten gebildet werden: der Norden (nach Abtretung Toscanas) für die etrurische Linie; der mittlere Theil für das Haus Braganza, wenn es sich dessen nicht ganz unwürdig macht; Algarbien und das Uebrige nicht, wie Sie vielleicht denken, für einen der Meinigen, keineswegs, Alles für Spanien, für den Minister, welchen der König liebt und den er für treue Dienste in seine Familie aufgenommen hat. Wird Karl IV., wird der Friedensfürst dies zurückweisen?

Ew. Majestät, erwiderte Izquierdo, sind großmüthig über Maaß, aber der Friedensfürst wird mit Recht den Vorwurf fürchten, aus Eigennutz in die Theilung Portugals gewilligt zu haben. Brauche ich, entgegnete Napoleon, um Portugal zu bekriegen, eueren Minister zu erkaufen? Auch zwinge ich Niemand, Krieg zu beginnen. Man bewillige mir den Durchmarsch. Diese Forderung kann man mir von Rechtswegen nicht abschlagen und noch weniger mit den Waffen verhindern.

Euer Friedensfürst ist schon verbraucht (usado) und hat viele Feinde: den Adel, die Geistlichkeit und vor Allem den Prinzen von Asturien. Ich will eueren König unterstützen in allen seinen Verbesserungsplanen und die täglich wider ihn eingehenden Klagen zurückweisen. Aber er kann sterben, ich muß weiter sehen, Gefahren vorbeugen und verhindern, daß nicht der Prinz von Asturien das Mittel werde für eine mir feindliche Partei. Gegen diese Partei kann der Friedensfürst nichts ausrichten; dazu gehört eine mächtigere und weniger duldsame Hand. Uebrigens bin ich bereit, dem Könige von Spanien alle Besitzungen in und außer Europa zu verbürgen.

Infolge dieser Aeußerungen[72]) und nachdem Napoleon Godoi's Vorschlag, den portugiesischen Krieg allein an Spanien zu überlassen, ganz zurückgewiesen hatte, kam nach weiteren ernsten Verhandlungen am 27. Oktober 1807 in Fontainebleau ein Vertrag zustande, im Wesentlichen des Inhalts: Portugal wird durch Franzosen und Spanier erobert[73]) und nach obigen Vorschlägen, jedoch mit vorläufiger Ausschließung des Hauses Braganza, getheilt. Dasselbe geschieht dereinst mit den portugiesischen Kolonien. Kommt der König von Spanien oder der Friedensfürst zum Heere, so erhalten sie den Oberbefehl; sonst führt ihn ein Franzose. Der König von Spanien bleibt Lehnsherr oder Besitzer der neuen Reiche. Im Frieden wird man womöglich Gibraltar für Spanien erwerben. Zwischen Frankreich, Spanien und seinen Kolonien tritt freier

Handel ein. Der König von Spanien führt dereinst den Titel Kaiser von Amerika, und seine sämmtlichen Besitzungen werden von Napoleon verbürgt.

Als dieser anfangs sehr geheim gehaltene Vertrag kund ward, lauteten die Urtheile sehr verschieden: er sei verführerisch, eigennützig, ungerecht, aufgezwungen, höchst gefährlich; er sei unter den obwaltenden Umständen so vorsichtig gefaßt als irgend möglich, und bei getreuer, buchstäblicher Erfüllung keineswegs nachtheilig, sondern nützlich und Spanien hinreichend sichernd. In Beziehung auf Godoi[74]) behaupteten seine Gegner: er habe Napoleon zu jenen ihm persönlich vortheilhaften Bedingungen hingedrängt und dafür Anderes preisgegeben. Auch war der Wunsch, nach Karl's IV. Tode eine gesicherte Stellung zu erhalten und in die Zahl der Herrscher einzutreten, damals nicht unnatürlich; wogegen Godoi versichert, er habe keinen Auftrag gegeben, ihm ein Fürstenthum zu verschaffen, vielmehr den König aufgefordert, Algarbien einem spanischen Infanten zuzuweisen. Erst als dieser an Napoleon's Vorschlägen nichts ändern wollte, habe er nachgegeben und Glückwünsche angenommen.

Auf diese politischen Ereignisse oder weitaussehenden Pläne bekamen gleichzeitige Familienzwiste des königlichen Hauses erheblichen Einfluß. Nach dem Tode der ersten Gemahlin des Prinzen von Asturien hatte Godoi den Gedanken gehegt, ihn mit einer würdigen spanischen Prinzessin, der Schwester seiner Frau, zu vermählen. Ferdinand's Günstlinge, besonders der Stiftsherr Escoiquiz, brachten ihn aber, unter eifriger Mitwirkung des französischen Gesandten Beauharnais, dahin[75]), seiner Neigung für England zu entsagen und am 11. Oktober 1807 einen Brief an Napoleon zu schreiben, voll der größten Lobeserhebungen und der demüthigsten Schmeicheleien. „Sie sind (heißt es darin) von der Vorsehung gesandt, die wankenden Throne zu stützen und den Völkern Friede und Glück zu geben. Ich lege meine innerlichsten Geheimnisse nieder in das Herz Ew. Majestät, als in das eines zärtlichen Vaters. Karl IV. ist von treulosen Egoisten umgeben, was mich zwingt Ihnen insgeheim den Wunsch vorzutragen, mich mit einer Prinzessin Ihres Hauses zu vermählen. Nie werde ich ohne Ihre Zustimmung heirathen, von Ihnen allein erwarte ich die Auswahl einer Gemahlin. Möchten Ew. Majestät die Augen meiner Aeltern eröffnen; gewiß werden Sie stets an mir finden den dankbarsten und ergebensten Sohn."

Ferdinand und seine Rathgeber hegten die heitere Ueberzeugung, dieser Antrag werde Napoleon sehr erwünscht sein, den Argwohn gegen die Bourbonen beseitigen und den Sturz Godoi's herbeiführen. Statt

dessen schwieg Napoleon beharrlich, weitere Ereignisse erwartend, und weil er noch nicht übersah, ob und wie er jenes Anerbieten des Prinzen zu seinem größten Vortheil benutzen könne.[76]) Als jener Schritt Ferdinands in Spanien bekannt ward[77]), bezeichneten ihn seine Gegner als schwach, thöricht, knechtisch und rechtswidrig; auch gesellte sich zu der hieraus entstehenden Steigerung der Familienspaltungen sehr bald ein anderes Ereigniß, noch verkehrter in seinem Hergange und betrübender in seinen Folgen.

Zu einer Zeit, wo Godoi in Madrid krank daniederlag, fand der König zu Aranjuez eine namenlose Anzeige in seinem Pulte: Ferdinand, sein erstgeborener Sohn[78]), bereite eine Bewegung vor, um die Krone zu gewinnen, und die Königin laufe Gefahr vergiftet zu werden. Anstatt hiervon keine Kenntniß zu nehmen oder in der Stille vorsichtig zu untersuchen, trieb der Minister Calomarde, mit Beistimmung des Königs und der Königin, rasch die Sache zu einem unverständigen Aeußersten. Vergeblich schlug Godoi aus seinem Bette mildere Maßregeln vor, Ferdinand werde dann Alles erzählen und eine Aussöhnung ohne Skandal möglich werden. Vielmehr begab sich der König am 30. Oktober 1807[79]), von Staatsministern und Leibwächtern begleitet, in das Zimmer seines Sohnes, belegte dessen Papiere mit Beschlag, kündigte ihm Stubenarrest an und erließ, höchst übereilt, eine Bekanntmachung, welche die Schuld des Prinzen als erwiesen darstellte. Gleichzeitig theilte Karl IV. eigenhändig Anklage und Hergang dem Kaiser von Frankreich mit, unter dem Zusatze: der französische Gesandte Beaubarnais sei den Umtrieben nicht fremd geblieben und Ferdinand von der Thronfolge auszuschließen. Anfangs bekannte dieser, vor den Ministern verhört, nur wenig[80]), sagte aber später dem Friedensfürsten: man habe ihn getäuscht, und er bitte, daß jener die Vermittelung mit seinen Eltern übernehme. In demselben Sinne schrieb Ferdinand am 3. November 1807 zwei kurze Briefe an Vater und Mutter[81]), worin er seine und seiner Rathgeber Schuld anerkannte und um Verzeihung bat. Godoi verwandte sich nunmehr ernstlich für dieselbe, da jeder längere Zwist Spanien schwächen und Frankreich nützen müsse. Auch fand man in den Papieren des Prinzen zwar Anklagen der bisherigen Regierung, Entwürfe zu Verfügungen für den Todesfall des Königs u. dgl., aber keineswegs Beweise jener harten, namenlosen Beschuldigungen. Hierzu kam, daß Napoleon zornig verbot[82]), ihn oder seinen Gesandten bei weiterer Untersuchung bloszustellen oder auch nur zu nennen. Der Lossprechung des Prinzen folgte die des Escoiquiz, Infantado und Anderer[83]); denn sobald die Hauptperson frei ausgehe oder begnadigt werde,

könne man diese, ohne genügende Beweise wesentlicher Schuld, noch weniger hart bestrafen.

Hiermit waren aber leidenschaftliche Urtheile und böse Folgen keineswegs beseitigt. Godoi's Feinde behaupteten: er habe die ganze Sache erfunden und eingeleitet, um den Prinzen zu stürzen und sich an seine Stelle zu drängen. Von ihm rühre der namenlose Brief her, seine Krankheit sei nur erheuchelt gewesen und seinem Einflusse die allzu demüthigen Bekenntnisse des Prinzen zuzuschreiben.[84])

Godoi hingegen erklärt dies Alles für einfältige und nichtswürdige Verleumdung.[85]) Von Anfang an habe er das harte Verfahren ohne Erfolg mißbilligt und umsomehr mit Recht auf Aussöhnung hingewirkt, da Napoleon's Einmischung und des Gesandten Benehmen eine unbefangene, vollständige Prozeßführung unmöglich gemacht und manche Beweise (z. B. den Briefwechsel mit Napoleon) beseitigt habe. Spätere Ereignisse machen es mehr als wahrscheinlich[86]), daß der Prinz eine wesentliche Veränderung der Regierungsweise und zwar zunächst den Sturz Godoi's bezweckte, und seine Aussage, er sei zu allerhand übereilten und verkehrten Planen verführt worden, der Wahrheit gemäß war. Leugnet man dies, so erscheint die Güte und Kraft seines Charakters, durch Denunciation ihm sehr befreundeter Personen, in doppelt nachtheiligem Lichte. Selbst Fernstehende sagen deshalb[87]): der Prinz ließ sich in diese Umtriebe ein, ohne Klugheit, ohne Vorsicht, ohne Muth! In Spanien begeisterte man sich jedoch für ihn als einen durch den unwürdigen Günstling unschuldig Verfolgten, während Napoleon beschloß, diese Ereignisse zu seinem Vortheil auszubeuten.

Schon vor dem Abschlusse des Vertrags von Fontainebleau[88]), am 18. Oktober rückten die Franzosen eigenmächtig in Spanien ein, und zwar nicht blos die dort bewilligte, sondern eine täglich ungeheuer verstärkte Zahl.[89]) Sie machten hiervon der spanischen Regierung nicht einmal eine Anzeige, besetzten mit List oder Gewalt Figueras, San Sebastian, Pamplona, Barcelona, sammelten Kriegsbedürfnisse, verstärkten die Befestigungen, verwandelten Klöster in Kasernen u. s. w.[90]) Dessenungeachtet glaubten Manche noch immer, jene Heere kämen als Freunde Ferdinand's, und der einzige Zweck der unermeßlichen Vorbereitungen sei der Sturz des verhaßten Günstlings.

Godoi hatte allerdings diesen letzten, schreienden Wortbruch Napoleon's nicht vorhergesehen, doch erzählen selbst seine Feinde: während Andere verblendet blieben[91]), mißtraute er zuerst dem Kaiser und glaubte nicht an die Wahrheit seiner Versprechungen. Ein wiederholtes Ab-

schiedsgesuch Godoi's[92]) wies jedoch der König zurück, weil die Bildung eines neuen Ministeriums, möge es nun französisch oder antifranzösisch sein, die größten Schwierigkeiten habe. Godoi stimmte nunmehr dafür, Beschwerden zu erheben und zweckdienliche Maßregeln zu ergreifen. Der König und die übrigen Minister wollten indeß den Franzosen in keiner Weise Anstoß oder Vorwand zu Beschwerden geben; auch fürchtete man, für große Anordnungen bei den Beamten und dem Volke schwerlich genügenden Gehorsam, gewiß keine Begeisterung zu finden.

Schon im December 1807 hatte sich König Karl IV. entschlossen[93]), Napoleon die Vermählung einer seiner Verwandten mit Ferdinand anzutragen, erhielt aber keine Antwort. Ebensowenig verstand sich Napoleon zu einer gewünschten Bekanntmachung des Vertrages von Fontainebleau. In einem neuen an ihn gerichteten Schreiben vom 5. Februar 1808 gestand König Karl IV. offen seine Besorgnisse, hob Spaniens Wohlwollen gegen Frankreich hervor, appellirte an Napoleon's Gefühl und seine Ehre, und bat und forderte eine offene Erklärung über seine Absichten und Zwecke. Napoleon's Antwort vom 25. Februar war kurz, trocken und auf keine Weise beruhigend. Ebensowenig die Berichte der im December 1807 willkürlich verjagten Königin von Etrurien[94]) über ihre mit Napoleon gehaltenen, zweideutigen Gespräche.

Noch übler lauteten andere Nachrichten aus Paris. Napoleon war oder stellte sich erzürnt über den Brief[95]), welchen ihm König Karl IV. (nicht Godoi, wie Napoleon glaubte) wegen seines Sohnes Verschwörung und des französischen Gesandten Benehmen geschrieben, und leugnete (unwahr), den obenerwähnten Brief Ferdinand's erhalten zu haben.[96]) Hingegen schenkte er dem Könige von Spanien, als Zeichen großer Freundschaft und Aufmerksamkeit, vierzehn schöne Pferde.[97])

In einem späteren Gespräche Izquierdo's mit Duroc, Champagny und Talleyrand verkündeten diese, Napoleon sei ruhiger geworden und erkläre feierlichst[98]), er habe sich nie in die inneren Angelegenheiten Spaniens eingemischt und werde es auch künftig nicht thun.

Ganz anders aber lautet eine Denkschrift, welche Izquierdo der genauen Weisung jener Männer gemäß über die Lage der spanischen Angelegenheiten niederschreiben, und versprechen mußte, sie in Madrid dem Könige selbst vorzulegen. Der Hauptzweck Napoleon's, heißt es darin, ist die Demüthigung Englands und der allgemeine Friede. Diesen Zweck wird er verfolgen durch jede Art von Mitteln[99]), gewöhnliche und ungewöhnliche, geregelte und ungeregelte, milde oder gewaltsame. Bei den jetzt vorliegenden Verhältnissen kann Napoleon nicht an

den Buchstaben des Vertrags von Fontainebleau festhalten; vielmehr läßt er, ohne Anfrage, soviel Soldaten in Spanien einrücken als ihm nöthig erscheint. Denn im Fall auf eine Anfrage in Madrid eine abschlägige Antwort erfolgte, würde das schon üble Folgen haben. Dasselbe gilt für die Besetzung aller spanischen Festungen, welche die Franzosen gebrauchen zu ihrer Sicherheit gegen die Engländer und gegen innere Unruhen und Unmöglichkeiten. Es ist verkehrt, hierüber spanischerseits Argwohn zu zeigen, da Napoleon größeres Vertrauen beweiset, indem er seine Heere ohne sichernde Bürgschaft in Spanien einrücken läßt. Ferner erfordern die gespannten Verhältnisse, alle französischen Heeresabtheilungen, ohne Rücksicht auf Landschaften und Orte, dahin marschiren zu lassen, wo sie nöthig sind. Demgemäß hat nun die spanische Regierung die Befehlshaber in den Festungen anzuweisen, dieselben auf Verlangen unverzüglich den Franzosen zu eröffnen und jene für jede Zögerung einer Pflichtwidrigkeit verantwortlich zu machen. Um sich endlich gegen Alles sicherzustellen, was unabhängig vom Willen vielleicht die Ruhe Spaniens stören könnte, wird es nöthig sein die an Frankreich grenzenden Landschaften ganz zu besetzen, daselbst eine Kriegsregierung einzusetzen und jene bis ein Jahr nach dem Frieden zu behalten. Wenn gleich eine solche vorläufige Besetzung mit Einrichtung ihre Unannehmlichkeiten hat, so kommen politische Gründe, gleichwie die Erinnerung an frühere geschichtliche Zustände, dahin führen jene Landschaften mit dem französischen Reiche zu vereinigen oder zwischen beiden Mächten eine neutrale Herrschaft zu gründen, für welchen Verlust Napoleon in Portugal entschädigen würde.

Auf eine Verbindung mit Ferdinand durch Heirath könne Napoleon nur eingehen, wenn dessen Unschuld und sein kindlicher Gehorsam vollständig erwiesen wäre.

Ein am 21. März von Talleyrand dem Izquierdo vorgelegter neuer Vertragsentwurf[1]) war wesentlich diesen Forderungen gemäß abgefaßt, und verlangte außerdem die Bestätigung eines Angriffs- und Vertheidigungsbündnisses, sowie freien Handel nach dem spanischen Amerika.

Izquierdo erhob die lebhaftesten Gegenvorstellungen, diese ungeheuren Forderungen widersprächen durchaus allen bisherigen Bestimmungen und Zwecken, freier Handel nach dem spanischen Amerika verlängere den Krieg mit England, das verlangte Bündniß erhöhte Spaniens Kräfte, ohne ihm Vortheil zu bringen, vertragliche Landschaften, die man erobern müsse, gäben keine Entschädigung für spanische Abtretungen u. Alles vergebens!

Diesen Erörterungen und Vorschriften rücksichtslosen Uebermuthes fügte Izquierdo in Madrid mündlich hinzu: Napoleon halte sehr wenig vom Prinzen von Asturien[111], werde die Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn benutzen, um sich fernerhin einzumischen und zuletzt alle Bourbonen wegjagen.

Die Zwietracht dieser Verhältnisse ward noch bestätigt und erhöht durch die Ereignisse in Portugal. Am 12. August 1807 verlangte Napoleon, daß der Prinz Regent, Johann VI., der Schwiegersohn Karl's IV., ganz dem Kontinentalsystem beitrete, seine Häfen den Engländern verschließe, ihre Güter wegschaffe und sie selbst verjage.[112] Als der Prinz jene ersten, Portugals Handel vernichtenden Bedingungen nur ungern annahm, die beiden letzten, höchst gewaltsamen und ungerechten aber ablehnte, verließen der französische und der spanische Gesandte Lissabon am 30. September, und am 13. November verkündete der Moniteur: der Untergang des Hauses Braganza sei unvermeidlich. Daß die portugiesische Regierung bei drohender Gefahr England den Krieg erklärte[113], änderte nichts an den Plänen Napoleon's. Ein französisches Heer von etwa 26,000 Mann war unter Junot's Anführung zur Eroberung Portugals bestimmt. Unerwartet fand es aber beim Einmarsche (19. November 1807) die größten Schwierigkeiten durch Berge, Flüsse, Regen, Mangel an Straßen, Brücken, Lebensmitteln, Wohnungen u. s. w. Im elendesten Zustande, nach Auflösung aller Ordnung und Zucht[114], mit Verlust sehr vieler Mannschaft, unter Zurücklassung der Pferde und des meisten Geschützes, erreichte es Abrantes und wäre durch ernsten Widerstand leicht ganz vernichtet worden. Hierzu fehlten aber Vorbereitungen und, weil man glaubte das französische Heer sei viel zahlreicher und furchtbarer, auch Muth des Entschlusses.

Nach langem nutzlosen Zögern schiffte sich der Prinz Regent mit seiner Familie und zahlreicher Begleitung am 27. November nach Brasilien ein, zum großen Aergerniß und unter lauten Klagen des theilnehmenden Volkes. Die alte seit 16 Jahren wahnsinnige Königin kam durch solch eine Aufregung zu lichten Augenblicken und rief aus: Sollen wir das Reich verlassen, ohne zu kämpfen![115])

Am 30. November (an dem Tage, wo vor 167 Jahren das Haus Braganza der spanischen Herrschaft ein Ende gemacht) besetzte Junot Lissabon. Die Portugiesen mußten nunmehr dem französischen Heere überreichlich liefern, Nahrung, Bekleidung, Kleider, Pferde, Geschütz, Kriegsmittel aller Art; sie mußten (eine Probe des Verfahrens) dulden, daß man aus dem Archive des Ordens von Alcantara Papieren machte;

es baten (ein Beweis der Noth) selbst Generale um Hemden und Schuhe.[illegible]) Gleichzeitig ward das portugiesische Heer vermindert, zerstreut oder nach Frankreich gesandt. Von 8—9000 entwichen aber auf dem Marsche durch Spanien über 4000 Offiziere und Soldaten; der Rest kämpfte bei Wagram und ging im russischen Feldzuge zu Grunde.

Am 13. December ließ Junot unter feierlichem Paradiren und Schießen die Fahne des Hauses Braganza herabstürzen, die französische aufpflanzen und natürliche Zeichen der Unzufriedenheit oder des Widerstandes mit Strenge, ja mit dem Tode bestrafen. Ohne alle Rücksicht auf die Bestimmungen des Vertrages von Fontainebleau nahm er ferner am 1. Februar 1808 ganz Portugal für Napoleon in Besitz und sagte in prahlerischen Bekanntmachungen: „Einwohner des Königreichs Portugal! Eure Unfälle und Leiden haben die Aufmerksamkeit des Kaisers, unseres erhabenen Herrn, auf sich gezogen. Alle Unsicherheit muß aufhören[illegible]), nur Bösewichter und nichtswürdige Höflinge, welche das Wohl des Landes verriethen, mögen zittern. Portugals Schicksal ist entschieden, sein künftiges Glück gesichert. Napoleon der Große nimmt es in seinen allmächtigen Schutz. Der Prinz von Brasilien hat, Portugal verlassend, allen seinen Rechten an dies Land entsagt. Ich habe Befehl gegeben Landstraßen und Kanäle zu eröffnen, Ackerbau und Gewerbe in Flor zu bringen. Öffentlicher Unterricht, diese Mutter der Volksbildung, wird sich über alle Landschaften verbreiten und Algarbien und Beira auch ihren Camoens haben! Solltet ihr anfangs einige Opfer bringen müssen, so dienen sie die Regierung in den Stand zu setzen, euer Schicksal zu verbessern. Zu diesem vergeblichen Zwecke (dahin lauteten weitere Verordnungen) zahlt Portugal 100 Millionen Francs Kriegssteuer[illegible]), alle Güter der königlichen Familie fallen an den Kaiser, alle Güter ausgewanderter Portugiesen werden mit Beschlag belegt, alles Geld und Silber der Kirchen, Kapellen und Orden wird, nur mit Belassung des zum Gottesdienste Unentbehrlichen, zur Münze abgeliefert und englisches Eigenthum weggenommen."

So der Anfang der neuen goldenen Zeit, welche der schwache Cardinalpatriarch Mendoza beistimmend verkündete[illegible]) und den großen, wundervollen Kaiser pries, welchen Gott berufen, das Glück der Völker zu gründen. Schmählicherweise gaben sich etliche Portugiesen dazu her, ein Dankschreiben an Napoleon zu richten, worin es unter Anderem heißt: Wenn etwas Ihrem Genie gleichkommen kann, so ist es die Größe Ihrer Seele und die Großmuth Ihrer Grundsätze. Auch das Kapitel der Hauptkirche von Lissabon erklärte: den großen und unüberwindlichen

Kaiser zu bekriegen, sei ein Verbrechen gegen Gott und mit den höchsten weltlichen und göttlichen Strafen zu belegen. Im entgegengesetzten Sinne handelten die ersten Beschlüsse, und später antwortete der Graf von Lima auf Napoleon's Frage: ob Portugal spanisch werden wollte, überlaut nein; und in Lissabon hatten an jenem Tage des Untergangs ihrer Unabhängigkeit[111], trotz aller dazu auffordernden Weisungen, nur drei Personen ihre Häuser erleuchtet. So die Fingerzeige für Gegenwart und Zukunft.

Nach all diesen Ereignissen und Verkündigungen aus Frankreich, Spanien und Portugal, behauptete Godoi (neuher, wie ein englischer Schriftsteller sagt[111], das Werkzeug, nicht der Mitschuldige Napoleon's): es gebe nur ein Mittel der Rettung: wenn nämlich der König und die königliche Familie sich geradezu nach dem Süden Spaniens und nöthigenfalls nach Amerika begebe, um dort ein großes, mächtiges Reich zu gründen und allen europäischen Gefahren zu entgehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Plan dem Kaiser nicht mißfällig war[112], und er eine zeitlang die Absicht hatte, den König und dessen Familie durch seine Flotte in Cadix gefangennehmen. Schon vorher aber fanden sich viele Hindernisse anderer Art. So zeigte sich der Prinz von Asturien infolge einer milden Unterredung mit seinem Vater zwar anfangs geneigt, auf jenen Plan einzugehen; als ihm aber seine Rathgeber vorhielten, er geriethe dadurch in Abhängigkeit von Godoi, änderte er seine Ansichten, und sein Oheim, der Infant Antonio, der Minister Caballero und die Mitglieder des Rathes von Castilien hoben die allerdings vorhandenen Schwierigkeiten der Ausführung hervor, ohne jedoch irgendein anderes Rettungsmittel nachzuweisen. Bei diesen Zweifeln und der erwachenden Unentschlossenheit ward es entscheidend, daß sich nach Bekanntwerdung jenes Planes die öffentliche Meinung überlaut dagegen aussprach und der Haß gegen Godoi, als den Urheber desselben, aufs höchste stieg. Hierdurch gedrängt, behandelte der König Godoi als Lügner und Schwarzkünstler.[113] Er erklärte am 16. März 1808, zur Beruhigung des Volkes, er werde sich von seinen Getreuen entfernen, und bot die Franzosen als seine besten Freunde, welche nur mit friedlichen und freundlichen Absichten kämen. Erfreut das Volk in Aranjuez hierüber dem Könige lauten Beifall zurief, war er beruhigt und sagte denselben Abend zu dem belagerten Godoi: Schlafe ruhig diese Nacht, ich bin dein Schild, mein Emanuel, und werde es sein mein ganzes Leben hindurch.[114].

Als Godoi sich Abends zwischen 10 und 11 Uhr nach Hause begab, war die ganze Stadt ruhig; aber um Mitternacht ward plötzlich

sein Haus bestürmt, Thüren und Fenster eingeschlagen, Hausgeräth, Kunstwerke und alles Vorgefundene zerstört. Er selbst entging lebensgefährlicher Verletzung nur dadurch, daß er sich in einer Bedientenstube hinter einen Schirm versteckte[173]) und selbst von eintretenden Personen nicht bemerkt wurde. Nach 36 Stunden wagte er (von Hunger, Durst und Kummer aller Art gepeinigt) hervorzugehen, ward verspottet, geschmäht, geschlagen und am Haupte verwundet.[174]) Endlich nahmen ihn Reiter in ihre Mitte, schleppten ihn erst zum Stalle der von ihm befehligten Garde, dann ins Schloß. Auf der Treppe begegnete er dem Prinzen von Asturien. Nach einiger Zeit beiderseitigen Schweigens sagte Ferdinand: „Ich schenke dir das Leben!" — „Sind Sie", erwiederte Godoy, „bereits König?"[175]) „Noch nicht, aber bald." — „Sind Ihre Majestäten wohl?" — Hierauf antwortete der Prinz nichts, sondern stieg die Treppe weiter hinab und versicherte den Versammelten: der Gefangene solle seiner Strafe nicht entgehen: — worauf die Lebehochs des Prinzen Stimme übertäubten.[176])

Der unglückselige König entsetzte nunmehr (18. März 1808) Godoy von allen bisher bekleideten Würden[177]); die zugleich ausgesprochene Erlaubniß, sich hinzubegeben wohin er wolle, ward aber nicht berücksichtigt. Vielmehr blieb er zu Villaviciosa in so drückender Haft, daß man ihm nicht einmal reine Wäsche und Kleider bewilligte. Seine sämmtlichen Güter wurden eingezogen und ein gegen ihn angefangener Proceß nie zu Ende geführt. In seinem Palaste fand man aber nicht 25 Millionen, sondern nur sehr wenig Geld, und noch unbegründeter war die Behauptung, er habe 500 Millionen in fremden Ländern angelegt.[178])

Gewiß hatte Godoy, trotz natürlicher Milde und freundlicher Herablassung[179]), gar nicht verstanden, das Volk zu gewinnen, welches ihm jedoch, neben gerechtem Vorwurfe, zur Last legte was er nicht verschuldet. Der lange verhaltene Haß machte sich jetzt Luft in wilder Weise. Selbst manche nützliche Anlagen Godoy's wurden zerstört, in einem schönen botanischen Garten Metallbüsten die Fenster zerschlagen, Beete niedergetreten, Pflanzen ausgerissen.[180]) Es galt für ein Zeichen neuer Freiheit und gerechter Rache, daß man seine vor kurzem noch hochgeehrten Büsten an den Galgen hing und seine Bildnisse in Stücken warf.

Ferdinand's Anhänger behaupteten, der Aufstand von Aranjuez sei ganz zufällig gewesen[181]), aber nur aus Volksgeist entstanden: Godoy's Plan zur Flucht des Königs sei nur naturgemäß, nicht aufzuhalten. Da sich indessen verkleidete Soldaten und Diener des Infanten Don Antonio unter dem Volke oder dem stürmenden Pöbel befanden, und der nun-

mehr bewirkte Sturz Godoi's keineswegs beruhigte, so darf man annehmen, daß höhergestellte Personen den Hergang leiteten und noch ganz Anderes bezweckten. Ob sie des Prinzen von Asturien Beistimmung voraussetzten oder einholten; wenn eher und inwieweit sie ihre Pläne ihm mittheilten, oder ob dieselben von ihm selbst ausgingen, mag zweifelhaft bleiben: gewiß benutzte Ferdinand die gewaltsamen Ereignisse unkindlich und übereilt zu eigennützigen Zwecken. Aus einem Ministerialwechsel ward ein Thronwechsel, und nur blinde Leidenschaft konnte verkennen, welche entsetzlichen Uebel daraus folgen mußten.

Am 18. und 19. März dauerten die Aufstände fort[124]: Häuser der Mutter, des Bruders und einiger Freunde des Friedensfürsten wurden angezündet, niedergebrannt[125], und dem geängsteten König von allen Seiten verkündet: er werde, seines besten Freundes beraubt, keinen Getreuen mehr finden, der ihn schützen wolle und schützen könne. Am 18. März hatte Karl IV. nach Godoi's Entlassung erklärt[126]: fernerhin wolle er selbst regieren und seine Heere befehligen; und am nächsten Tage, 19. März, legte er die Krone nieder, — wie er es längst gewünscht und seine Gesundheit es verlange!

Es ist über allen Zweifel gewiß, daß diese Erklärung lediglich herbeigeführt ward durch Furcht vor den Gewaltthaten des Volkes und der Soldaten, im Augenblick wo der König sein und seines Freundes Godoi Leben für bedroht hielt, und alle seine Umgebungen sich treulos oder doch muthlos der neuen Sonne zuwandten. Vorstellungen, daß jener Abdankung die durchaus nothwendige Feierlichkeit und Oeffentlichkeit, daß ihr alle früher gewissenhaft beachteten Formen fehlten, blieben unberücksichtigt[127], und ebenso der Versuch, Bedingungen (z. B. Godoi's Befreiung und Unverletzlichkeit des Reiches) daran zu knüpfen. Es hieß: man darf keine Zweifel und Schwierigkeiten erheben, das Volk nicht reizen, seinen Wünschen nicht widersprechen; jene einfache, mit Beifall aufgenommene Entsagung genügt vollkommen.

Ferdinand verschloß Kopf und Herz gegen alle diese wichtigen Bedenken, er freute sich der neuen Herrschaft und glaubte sich mit Hülfe Napoleon's wider Jahre behaupten zu können. Von dieser Zuversicht hätten ihn aber gar viele Anzeichen und Thatsachen abbringen sollen. Unter allen Gesandten schloß sich am 21. April allein Beauharnais von Glückwünschen aus[128], die französischen Heere verbreiteten sich im ganzen Lande, und am 23. April zog Murat ohne Anfrage, jedoch nicht ohne Beifall, in Madrid ein; denn Viele hielten die Franzosen noch für glänzende Freunde und Beschützer Ferdinand's. Dessen Einzug fand am folgenden Tage statt, unter dem höchsten Jubel des Volkes: Weiber

warfen Blumen aus den Fenstern und Männer breiteten Mäntel zu seinen Füßen. Nur Murat zeigte sich nicht und verschmähte es, den neuen König anzuerkennen und zu beloben. Er mußte abwarten, was sein Herr und Meister in dieser Hinsicht befehlen werde.

Napoleon's Pläne hinsichtlich Spaniens standen bis dahin nicht fest. Der alte König (so schien es) könne, mit oder ohne Godoi, nicht füglich länger regieren, auf den unfähigen Ferdinand sei mit oder ohne eine französische Heirath kein Verlaß; Eintausch spanischer Landschaften für portugiesische habe eigenthümliche Schwierigkeiten, deshalb möge es am besten sein, die Bourbonen ganz zu verjagen. Es liegen Beweise vor, daß Napoleon diesem Plan schon vor der Abdankung Karl's IV. den Vorzug gab, und gleich nachher, 24. März, bot er seinem Bruder Ludwig die spanische Krone an, welcher sie indessen ablehnte. Als ein Bevollmächtigter, der Spanien sehr genau kennen gelernt, Herr von Tournon, auf die außerordentlichen Schwierigkeiten und Gefahren jenes Planes aufmerksam machte, ward er einen Augenblick lang zweifelhaft und schrieb am 29. April an Murat: „Ich will in Spanien nicht als Eroberer auftreten, dies würde nichts helfen; halten Sie deshalb die strengste Mannszucht; berücksichtigen Sie Kirchen und Klöster, benehmen Sie sich so daß die Spanier nicht errathen können, welche Beschlüsse ich fassen könnte. Dies ist um so leichter, weil ich es selbst noch nicht mit Bestimmtheit weiß. Sollte sich ein Krieg entzünden, wäre Alles verloren; Unterhandlungen und Politik müssen das Schicksal Spaniens entscheiden. Das Volk ist noch roh und noch nicht durch politische Leidenschaften abgenutzt; sprechen Sie nur von ihm, nicht von Karl und seiner Regierung. Auch Ferdinand, so mittelmäßig er auch ist, könnte man (von ihm uns entgegengestellt) zu einem Helden machen. Ich will nicht, daß man Gewalt brauche wider diese Familie; es ist niemals nützlich, sich verhaßt zu machen. Spanien hat ein Heer von 100,000 Mann, mehr als zu einem innern Kriege nöthig ist. Auf mehre Punkte vertheilt, können sie einen Aufstand des ganzen Reiches bewirken. Man muß nichts übereilen, sondern von den Begebenheiten Rath annehmen."

Unterdessen nahm die Vorliebe für die Franzosen plötzlich ab; wenigstens beklagte sich Murat schon am 23. April über Unbilden, welche die französischen Soldaten und Offiziere erlitten hätten, er werde keine Versammlungen des Volks dulden und die öffentliche Sicherheit aufrechterhalten, wenn die Regierung nicht stark genug sei. — Beweise, daß die Franzosen ihre Unzufriedenheit und Ansichten beschleunigten, machten unter-

weniger Eindruck, da sich Murat's Macht durch neue Ereignisse vermehrte.

Die Königinnen von Spanien und von Etrurien schrieben ihm (gewiß unter Beistimmung Karl's IV.), die härtesten Anklagen wider Ferdinand erhebend, des Königs Abdankung als erzwungen darstellend und um Godoi's Befreiung bittend. Dieser auf Napoleon's unzarten Befehl abgedruckte Briefwechsel soll an vielen Stellen verändert sein; gewiß war es höchst traurig, daß Mutter und Schwester (obwohl nicht ohne Veranlassung) in solcher Weise an einen Reichsfeind schrieben.

Ob die später bekanntwerdende Proclamation Karl's[133]) gegen die ihm abgepreßte Abdankung, bereits am 19. oder am 21. April oder an einem andern Tage entworfen worden, ist ziemlich gleichgültig; gewiß war sie nicht von den Franzosen aufgezwungen, und freiwilliger als jene Abdankung.

Von dem Allen ohne Zweifel unterrichtet, that der neue Hof alles Mögliche, um Napoleon's Freundschaft zu gewinnen[134]) und versicherte ihn der größten Anhänglichkeit. Er aber sagte zu Izquierdo: „Mein Bündniß mit dem Vater verbindet mich zu nichts gegen den, durch einen Aufstand zum König erhobenen Sohn. Jedenfalls sind mit dem Einen oder dem Anderen ganz neue Verträge abzuschließen. (Tournon's Warnungen verklangen vor den Berichten Murat's über die neuen madrider Ereignisse.) Das vortreffliche spanische Volk ruft mich mit lauter Stimme: es verdient ein besseres Schicksal, als von einem entwürdigten Geschlecht verknechtet zu werden. Ich will die mir von Gott gegebene Macht[135]) nicht verwenden für einen einfältigen König, eine unkeusche Königin und einen verächtlichen Günstling; — sondern eine Erneuerung und Wiedergeburt Spaniens zustande bringen. Das ist meine wahre Aufgabe, meine edle Mission." — So Napoleon's Gedanken: sehen wir jetzt, wie sie verwirklicht wurden.

Zuvörderst ließ er verkünden: er sei im Begriff, selbst nach Madrid zu kommen, worauf zu seinem Empfange die glänzendsten Anstalten getroffen und der Infant Karlos mit einigen Granden entgegengeschickt wurde. Ja Ferdinand schrieb ihm: „Als ein Zeichen höchsten Vertrauens habe ich meine eigenen Soldaten weggezogen, um die französischen aufzunehmen."[136])

Am 7. April traf der General Savary, ein Vertrauter Napoleon's, in Madrid ein[137]) und bestätigte die Kunde von dessen nahebevorstehender Ankunft. Alsdann werde sich alles leicht zu völliger Zufriedenheit aufklären und ordnen. Napoleon sei entschlossen, sich nicht in die spanischen Angelegenheiten zu mischen und Ferdinand anzuerkennen, wenn

dessen Ansichten nicht von denen seines Vaters verschieden wären. Als ein Zeichen des Vertrauens, der zuvorkommenden Höflichkeit werde es gelten, wenn Ferdinand seinem großen Freunde bis Burgos entgegenreise. Dieser, welcher sich seit dem 19. März gar nicht um seinen Vater bekümmert hatte, ersuchte ihn vergeblich um ein Empfehlungs- und Rechtfertigungsschreiben an Napoleon.[100]) Selbst ein Beweis fortdauernder Abneigung hielt ihn (nach Einsetzung einer einstweiligen Regierungsbehörde) nicht ab, 10. April 1808 nach Burgos aufzubrechen. Als man hier gar keine Nachrichten über Napoleon's Reise erhielt, gelang es den verdoppelten Schmeicheleien und Lügen Savary's, Ferdinand am 14. April weiter bis Vitoria zu führen. Hier wiederum keine Ankunft des täglich [illegible].[101]) Savary aber erklärte mit steigender Zuversicht, oder vielmehr Frechheit: um seiner Rolle getreu zu bleiben, werde Napoleon dem Prinzen anfangs wohl nur den Titel Hoheit geben, fünf Minuten später den Titel Majestät und nach drei Tagen sich gewiß Alles so geordnet haben, daß er als König nach Spanien zurückkehren könne.

Ein Schreiben Napoleon's an Ferdinand, welches nach langem beharrlichen Schweigen auf dessen dringende Bitten endlich am 16. April in Vitoria anlangte, schildert die Täuschungen der allzu Gläubigen, gleichwie das [illegible] der Königin.[102]) „Ich will (heißt es darin) mit Freimüthigkeit und Redlichkeit (loyauté) sprechen. Wenn König Karl freiwillig entsagt hat, bin ich bereit Sie anzuerkennen; aber dies muß ins Klare gebracht werden, sonst sagt die Welt: ich und meine Soldaten hätten die Abdankung bewerkstelligt. Die von mir seit einem Monat besuchten Berichte werden Sie überzeugen, wie sehr ich Sie unterstützen würde, wenn die [illegible] Sie bereits auf Ihrem Throne beruhigen könnten. Daß Sie mir, einem fremden Herrscher, so schreiben, wie ich es gern vergessen möchte, ist für einen Souverain verderblich. Ueber Das, was hinsichtlich des Friedensfürsten vorgefallen, will ich nicht richten, aber es ist sehr gefährlich, wenn Könige ihre Unterthanen an Blutvergießen und daran gewöhnen, daß sie sich selbst Recht nehmen. Ich bitte Gott, daß Sie dies nicht eines Tages erfahren. Allerdings hat Karl IV. den Friedensfürsten zu sehr erhoben, aber Schmeichelei und Irrthum ist das Loos des menschlichen Geschlechts. Ein Proceß gegen Godoy würde dem Könige und der Königin zu nahe, weckt die Leidenschaften und das Ergebniß könnte für Ihre Krone verhängnißvoll ausfallen. Sie besitzen auf dieselbe nur die von der Mutter überkommenen Ansprüche; wenn jener Proceß deren Ehre befleckt, so sind auch Ihre Rechte zerstört. Eure Hoheit können niemals das Interesse meines Herzens und

werden bemerken, daß ich von verschiedenen Gedanken bewegt werde, die erst Festigkeit gewinnen müssen. Doch werde ich mich gegen Sie benehmen wie gegen Ihren Vater, und bin bereit Alles auszugleichen und Ihnen Beweise zu geben von meiner Zuneigung und Achtung."

Ein bestimmter Entschluß mußte nunmehr rasch gefaßt werden und entgegengesetzte Ueberzeugungen gaben sich kund. Urquijo, ein mit den französischen Verhältnissen wohlbekannter Mann[141]), Hervas (Duroc's Schwager und Savary's Begleiter) Cevalles, wenngleich kein großer und fester Charakter, doch ein verständiger Mann, erklärten sich lebhaft wider Ferdinand's Reise nach Bayonne. Alles beweise Napoleon's feindliche Gesinnungen: die willkürliche Verbreitung französischer Heere in Spanien, die erschlichene Besetzung der Festungen, Murat's hochmüthiges Benehmen, das Nichtanerkennen Ferdinand's, das Ablehnen oder Umgehen eines Heirathsantrags, die Forderung, spanische Landschaften bis zum Ebro abzutreten, die Besetzung von ganz Portugal; — endlich jener zweideutig schmeichelnde, deutlich drohende, beispiellos grobe Brief Napoleon's. Umkehren, heimlich entfliehen, Gewalt abwarten, Alles erscheint besser, als die französische Grenze überschreiten. Diesseits ist Ferdinand noch König, jenseits ein Gefangener. Im ganzen französischen Heere lebt kein Unterlieutenant, der nicht Napoleon's Absichten durchschaute[142]; nur die Räthe Ferdinand's sind und bleiben in der höchsten, unbegreiflichsten Verblendung.

Diese entgegnen: des Kaisers Vertrauen kann man nur durch unbegrenztes Vertrauen gewinnen. Seine Größe, sein Ruhm, seine Ehre verbürgen die Redlichkeit und Uneigennützigkeit seiner Plane. Man kann, man darf nicht vermuthen, nicht argwöhnen, daß er einen seiner ersten Generale abgesandt habe, lediglich uns alle zu betrügen. Eine feindliche Behandlung der spanischen Bourbonen würde Napoleon vor der ganzen Welt mit Schmach bedecken und überall Feindschaften und Gefahren hervorrufen; während sein wahrer Vortheil darin besteht, Ferdinand als treuen, willigen Verbündeten, Freund und Sohn auf dem Throne zu erhalten. Umkehr und heimliche Flucht ist unter den obwaltenden Umständen unmöglich, und das Abwarten einer gewaltsamen Entführung ganz thöricht.

So die öffentlich ausgesprochenen Gründe, zu denen noch die geheime Besorgniß hinzutrat: der alte Hof dürfte beim Kaiser dem jungen Könige den Rang abkaufen, und dessen Räthe alsdann der Strafe und Rache nicht entgehen.

Ohne sich diesen kindischen und eigennützigen Betrachtungen hinzugeben, ließ das Volk in Alava und Vitoria seinen natürlichen und richti-

gen Gefühlen freien Lauf und wollte Ferdinand's Abreise nach Bayonne mit Gewalt verhindern.[113]) Der Herzog von Infantado übernahm den Auftrag, das Volk zu beruhigen. Zwischen Napoleon und dem jungen Könige, so hieß es, besteht die herzlichste und aufrichtigste Freundschaft; seine Reise muß die glücklichsten Folgen haben und nach vier, sechs Tagen, wird man Gott und dem Könige für die jetzt so besorglich erscheinende Abwesenheit Dank sagen.

Zur Bestätigung der Wahrheit dieser Ansicht setzte der jetzt aus Bayonne zurückkehrende Savary seine Ehre zum Pfande[114]), während er den geheimen Befehl hatte, Ferdinand, wenn er nicht freiwillig nach Bayonne gehe, mit Gewalt dahin zu bringen. Zur letzten Entscheidung für die Reise trug wesentlich der Stiftsherr Escoiquiz bei, welcher einige litterarische Kenntnisse besaß und sich deshalb für einen großen, vorausschauenden Staatsmann hielt.

Am 15. April war Napoleon in Bayonne angelangt, am 20. überschritt Ferdinand, umringt von französischen Leibwächtern, die Bidassoa; ein vom Königthume noch immer träumender Gefangener.

Auf Befehl Napoleon's und unter Zustimmung Karl's IV. forderte Murat gleich nach der Abreise Ferdinand's von Madrid, die Herstellung des unfreiwillig beseitigten Königs.[115]) Alle Gegenvorstellungen der Regierungsbehörden blieben vergeblich und am 20. April, dem Tage, wo Ferdinand den französischen Boden betrat, ward sein Vater in Madrid als allein rechtmäßiger König verkündet. Gleichmäßig erzwang Murat (zum großen Verdrusse Vieler) nun auch die Freilassung Godoi's. Zu jenem, seinem angeblichen Freunde, kam dieser fast ohne Kleidung, mit langem Barte, kaum von seinen Wunden geheilt[116]), und an den Händen Male der Ketten, womit man ihn gefesselt hatte. Auf des Friedensfürsten Frage, wer regiert in Spanien? antworteten Einige: Karl, andere Ferdinand, noch Andere Niemand, — wenn nicht Napoleon! Auf dessen Befehl mußte Godoi nach Bayonne reisen, und kam daselbst sechs Tage später an als Ferdinand.[117])

Als Napoleon hörte, daß dieser ohne Einladung, Zusicherung und Bürgschaft freiwillig nahe, hielt er es kaum für möglich[118]), schickte aber Duroc und Berthier zur Grenze, um ihn zu empfangen. Sonst waren keine Feierlichkeiten angeordnet und Ferdinand's Wohnung nur dürftig ausgestattet. Die hierüber aufsteigenden Bedenken schwanden indessen, als Napoleon erschien, den Prinzen umarmte und sich mit ihm freundlichst, wenn auch nur über unbedeutende Gegenstände, unterhielt. Als er des nächsten Tages zu einem Mittagsmahle im Schlosse Marrac eintraf, empfing ihn Napoleon gleich zuvorkommend am Wagen und die

Unterhaltung erregte nicht die geringsten Besorgnisse. Doch machte die persönliche Bekanntschaft mit dem steifen, schweigsamen, verschlossenen, geringhaltigen Ferdinand, auf den überlegenen Kaiser gewiß keinen vortheilhaften Eindruck, sondern bestätigte frühere Schilderungen, z. B. Savary's[153]. Und wenn auch nicht, wie Einige meinen, Napoleon erst in diesem Augenblicke einen neuen Beschluß faßte, so beschleunigte er doch die Ausführung des früheren auf eine unerhörte Weise. Kaum war nämlich Ferdinand nach jenem Mittagsmahle in seiner Wohnung angekommen, so erschien der früher schmeichlerisch tugendhafte Savary und kündigte ihm roh, plump und unritterlich, mit kurzen Worten an: er müsse die Krone niederlegen.

Wenn diesem Benehmen vielleicht die Absicht zum Grunde lag, Ferdinand durch plötzlichen Schrecken zur Nachgiebigkeit zu bewegen, so gab sich Napoleon zu derselben Zeit einige Mühe, den Hauptrathgeber des Prinzen, Escoiquiz, zu überzeugen. Er sagte: „Ich kann die fernlose, übereilte Abdankung Karl's IV. nicht für freiwillig halten; sie erfolgte an einem Tage öffentlichen Aufruhrs[154]) und schon an demselben Tage legte der König dagegen Protest ein. Ich darf den Schein der Mitwirkung nicht auf mich laden, Ferdinand nicht anerkennen; ja die Interessen meines Reiches erfordern, daß kein Bourbon in Spanien regiere. Die Könige dieses Hauses haben Spanien wenig genützt, und Karl IV. ist selbst überzeugt von der Unfähigkeit seiner Söhne, zu regieren. Weil Ferdinand zu schnell herrschen wollte, wird er gar nicht herrschen. Durch eine neue Dynastie gewinnt Spanien eine angemessene Verfassung und eintretende Besserungen werden es erneuern. Eine Verheirathung Ferdinand's mit einer meiner Verwandten gäbe mir keine sichere, dauernde Bürgschaft. Ich biete Toskana für Spanien; schließt aber der Prinz nicht rasch ab, vor der Ankunft seines Vaters, so hat alle Unterhandlung mit ihm ein Ende; es steht ihm alsdann frei, nach Spanien zurückzukehren und einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen. Sein früheres Schreiben an mich war unangemessen, ja verbrecherisch. Solange Bourbons in Spanien regieren, habe ich den Rücken nie gesichert, das zeigte dessen Benehmen um die Zeit der Schlacht von Jena, und wenn seine Macht jetzt nicht groß erscheint, so könnte ein Mann von Geist an der Spitze der Regierung mir sehr gefährlich werden. Selbst Godoi hat sich nicht schlecht in seiner Führung benommen und sie haben von ihm eine unrichtige Meinung[155]). Meine Pläne hinsichtlich Spaniens stammen vom Frieden zu Tilsit. Ich theilte sie dem Kaiser von Rußland mit, der sie billigte und mir versprach sich ihnen nicht zu widersetzen. Und auch die anderen Mächte werden Bedenken tragen, sich einzumischen. Spanien wird wenig

Widerstand leisten. Die Vornehmen bleiben ruhig, um ihre Besitzungen nicht zu verlieren und suchen dann auch das Volk zu beruhigen. Einzelne Aufstände desselben lassen sich durch Strenge beseitigen. Die Geistlichkeit macht man verantwortlich für etwaige feindliche Schritte[134], auch sind Länder, wo es viele Mönche giebt, leicht zu erobern."

So fielen des verblendeten Escoiquiz Täuschungen und Hoffnungen mit einem male zu Boden, doch suchte er nachdrücklich alle Gegengründe geltend zu machen und sagte: „Warum wollen Ew. Majestät sich Arbeiten eines Herculus bereiten, da Ihnen so leichtes Spiel vorliegt? Wie können Sie die willigen Bourbons fürchten und in ihrer Beseitigung einen wahren Verlust sehen? u. s. w."

In späterer Zeit, auf der Insel St. Helena, gestand Napoleon, daß Escoiquiz ihm alle Schwierigkeiten und Uebel vorausgesagt[135], und doch ist eben er der wahre Urheber derselben gewesen. „Ich wollte", fügte er hinzu, „handeln wie die Vorsehung, welche den Leiden der Sterblichen durch heilsame, bisweilen gewaltsame Mittel abhilft, ohne sich um etwaige Urtheile zu bekümmern. Die wahre Politik hat ihre eigenen Forderungen, Bedürfnisse und unvermeidliche Härten. Niemals, was man auch sage, trach ich mein Werk, so wenig gegen Tyrannen wie gegen irgendeine andere Macht."

So gab sich Napoleon die völlige Versprechung um dieser äußerlichsten Umstände willen, vergessend, daß sein geheimes Trugsystem viel treuloser und verdammlicher war.

Da Escoiquiz sich nicht willig finden ließ, Napoleon's Pläne bei dem Prinzen von Asturien zu unterstützen, ward die Unterhandlung in ähnlicher Weise durch den Minister Champagny mit Cevallos weitergeführt.[136] Dessen Gegengründe über Unrecht, Gefahr, Widerstand lauteten gleichwie die des Escoiquiz. „Der Prinz", fuhr Cevallos fort, „kann rechtmäßig nicht entscheiden und entsagen für sich, seine berechtigten Verwandten und sein zur Mitentscheidung gleichfalls berechtigtes Volk. Auch hat Napoleon selber die Unverletzlichkeit der spanischen Monarchie verbürgt; wie kann er vor ganz Europa seinem Rufe einen so argen Flecken anhängen?"

Bei diesen Worten trat Napoleon[137], welcher bisher heimlich zugehört hatte, wenig aus seinem Verstecke hervor und nannte Cevallos einen Verräther, der seinen rechten Herrn um eines Usurpators willen verlassen habe. Kühler geworden sagte Napoleon hinzu: „Die Schicksale der Völker werden nicht vor einem Gerichtshofe entschieden, sondern den Verhältnissen und der Macht angemessen. Ich wäre ein sehr schwacher Fürst, wenn ich mich abhalten ließe, Das zu thun, was Frank-

reichs Wohl erheischt. Ich habe meine eigene Politik und bin Niemand Rechenschaft schuldig. Sie aber sollten freisinnigere Ideen annehmen, weniger empfindlich sein über Ehrenpunkte und Spaniens Glück nicht dem Interesse dieser, dieser einen Familie opfern."

Ferdinand und seine Räthe hofften noch immer, Napoleon wolle durch das Maßlose seiner Forderung nur schrecken und zur Annahme anderer, minder lästigen Bedingungen geneigt machen; er nahm aber auf amtliche Vorstellungen des Prinzen[136]), welche alle schon ausgesprochenen Gründe wiederholten, keine Rücksicht, und ebenso wenig auf Klagen über Täuschungen und Bitte um Freilassung. Vielmehr ward Ferdinand von Spionen umringt, seine Kuriere aufgefangen, seine Briefe eröffnet, und seine Besorgniß durch Bedoi's Ankunft noch gesteigert.

Am 27. April hatte dieser ein langes Gespräch mit Napoleon, welcher tadelte[137]), daß der Friedensfürst nicht festeres Vertrauen in ihn gesetzt und den verhängnißbringenden Vorschlag angenommen habe: für die Abtretung weniger spanischen Landschaften ganz Portugal zu gewinnen. Als Bedoi die Gegengründe aufzählte und daß Ehre und Gewissen keinem Spanier erlaube, auf jene Vorschläge einzugehen, antwortete Napoleon: „Sie irren sich, ich darf den Prinzen von Asturien nur freundlich anlächeln, um jene Landschaften mit meinem Reiche zu vereinen, und zwar ohne ihm etwas dafür zu geben. Glauben Sie, daß Karl IV. genug Festigkeit besitzt, um von neuem den Zepter zu ergreifen?" Mit Bezug auf die ihm unbekannten neuesten Verhältnisse und Ereignisse, antwortete Bedoi ausweichend, fügte jedoch hinzu: Ferdinand's Regierung würde, wenn Karl IV. zurücktrete, kein Hinderniß oder Widerstand finden. „Was diesen anbetrifft", fuhr Napoleon fort, „so bin ich Derjenige, welcher sich widersetzt. Wer das Recht und die Ehrfurcht gegen seinen Vater und König verletzt hat, kann nie in meine Familie aufgenommen werden oder den Zepter führen; das wäre ein sehr böses Beispiel. Was halten Sie von der Stärke der Partei des Prinzen?" „Sein Name", erwiderte Bedoi, „ist ein Talisman, seine Feindschaft gegen mich dient ihm zur größten Empfehlung, und eine Zurücksetzung würde ihm in Spanien die größte Beliebtheit erwerben." „Wie verhalten sich Adel und Geistlichkeit zu Karl IV.?" „Der Adel ist, mit wenigen Ausnahmen, nicht feindlich gesinnt; eher einige unter den Geistlichen aus Besorgniß wegen der Kirchengüter." „Wie sind die hohen Beamten gesinnt?" „Manche haben sich zum Prinzen hingewandt, in dem Glauben daß Ew. Majestät ihn beschützen." „Pest über den Beaudharnais, er hat mich unglaublich bloßgestellt.[138]) Ich werde die ausgezeichnetsten Spanier hierher berufen und ihnen meine Absichten aufrichtig vorlegen, da mit

sie mir sagen, was Spanien erwartet und bedarf. Ich muß dem Berufen der Cortes durch England zuvorkommen." Dies war das einzige Gespräch, welches Godoi in Bayonne mit Napoleon führte.

Als König Karl IV. und die Königin der dringenden Einladung nach Bayonne zu kommen arglos und wie es scheint, ungewarnt folgten [159]), um bei ihm Hülfe gegen ihren Sohn zu finden, ließ Napoleon ihnen zu Ehren Soldaten aufmarschiren, Schiffe flaggen, Glocken läuten, Kanonen abschießen und Beide durch alle Behörden bewillkommnen. Er selbst half dem Könige beim Aussteigen aus dem Wagen und sagte [160]): „Stützen Sie sich auf mich, ich werde für uns Beide hinreichende Kraft haben." Karl IV. sank weinend in die ihm geöffneten Arme, als wäre Napoleon sein bester, ihn errettender Freund. So erschien auch Napoleon in den ersten Gesprächen mit dem Könige. „Ich entsage", so redete Jener, „allen Ansprüchen auf spanische Landschaften, aber Spanien muß in Jeglichem mit Frankreich gehen und Gibraltar für sich erobern; die Küsten des Mittelmeeres wollen wir unter uns theilen." Als der König erklärte, er wolle, nach ehrenvoller Herstellung, in feierlicher, gesetzlicher Weise zum Besten Ferdinand's abdanken, entgegnete Napoleon: „Ihrem Sohne fehlen Fähigkeiten, Erfahrungen und alle zum Regieren nöthigen Tugenden. Nie werde ich ihn anerkennen, sondern Spanien militärisch besetzen. Sie müssen hergestellt werden in alle früheren Rechte, und am Ende des Seekrieges erscheint ihre Krone mit Rosen und Lorbeeren geschmückt. Antonio und Carlos, die mitschuldigen Infanten, müssen dagegen, gleichwie Ferdinand, in Frankreich leben, damit sie nicht Gelegenheit haben oder geben, um Unruhen anzuzetteln. Vor allem bewirken Sie, daß Ihr Sohn jedem Anspruche entsagt, wozu ich nöthigenfalls Beistand leisten will."

Trotz dieser höchst bedenklichen Worte wirkten Schmeicheleien, Ehrenbezeigungen, Freundschaftsversicherungen u. s. w. dergestalt [161]), daß sich König und Königin ganz den Rathschlägen Napoleon's ergaben und Godoi wegen ausgesprochener Besorgnisse tadelten.

Infolge erhaltener Aufforderungen erklärte der Prinz am 1. Mai seinem Vater: „Sie haben eingeräumt, daß ich an den Unruhen von Aranjuez keinen Theil nahm und Ihre Abdankung freiwillig erfolgte. Dennoch bin ich gern bereit, Sie nach Madrid zu begleiten und dort vor den berufenen Cortes der Krone feierlich zu entsagen, denn nur diese Weise erscheint frei, sicher und würdig. [162]) Im Fall Sie aber die Regierung nicht wieder antreten wollen, kommt es mir zu, Ihr Stellvertreter zu werden."

Eine Viertelstunde, nachdem König IV. jenes Schreiben seines Sohnes empfangen, erschien Napoleon, verwarf jene Anträge und zeigte zornig aufgefangene Briefe Ferdinand's, worin sich dieser unvorsichtig über die Kaiserin und die Franzosen ausgesprochen hatte. Der König übersandte hierauf am 2. Mai seinem Sohne eine von Napoleon entworfene oder doch gebilligte Antwort, worin er nach harten, wiederholten Anklagen sagte: es sei weder sein noch des Volkes Interesse, daß er in Spanien regiere, zwischen ihm und dem Throne stehe ein ehemer Schlagbaum; nur der Kaiser könne das Land erretten. Ferdinand beharrte am 4. Mai bei seinen frühern Forderungen. Jede andere Weise der Entsagung sei ungültig und werde von den europäischen Mächten nicht anerkannt werden und die übelsten Folgen haben.

In diesem Augenblicke erhielt Napoleon Nachricht von einem wichtigen Ereignisse, das seinen Zorn erhöhte und die letzte Entscheidung beschleunigte. Er hatte Murat geschrieben: „Benehmen Sie sich in Madrid wie am Vorabend eines Aufstandes[152], den ich für unvermeidlich halte. Verfahren Sie mit höchster Strenge, und wo sich das Volk offen als feindlich zeigt, lassen Sie dasselbe durch die Kürassiere niedersäbeln."

Die Entführung des Königs, die Freilassung Godoi's, die Abreise der Königin von Etrurien, das anmaßende Benehmen Murat's und der Franzosen, hatte die Gemüther in Madrid mit Recht äußerst aufgeregt, und als nun auch die letzten Glieder der königlichen Familie, insbesondere der Infant Franz, nach Frankreich abgeführt werden sollten, versuchten Spanier und Spanierinnen dies in wehmüthigem Zorne zu hindern. Hieraus reihte sich, ohne Plan und frühere Abrede am 2. Mai ein allgemeiner Aufstand, welcher von beiden Theilen bis zu großem Blutvergießen geführt wurde. Nicht blos Die, welche sich kühn der französischen Uebermacht widersetzten, sondern auch viele ganz Unschuldige wurden von ihren Gegnern getroffen. Ja Murat ergriff nicht nur für die Zukunft die strengsten polizeilichen Maßregeln[153], sondern ließ noch eigenem Geständnisse, am folgenden Morgen noch 160 Personen nach kurzem Prozesse, oder vielmehr ohne alle Rechtsformen und ohne geistlichen Beistand erschießen. Nicht blos Kriegswaffen bei Jemand zu finden, sondern ein Tischmesser, Federmesser, Barbiermesser galt für hinreichende Schuld[154]. Die Zahl der Umgekommenen und Verwundeten steht nicht genau fest, gewiß waren die Folgen des Aufstandes sehr erheblich. Keineswegs allein in Spanien erhebte sich Zorn und Rachbegierde, sondern selbst in Paris hörte man lauten Tadel, während Murat frohlockend sagte: „Dem kastilischen Stolze ist schnell Bestürzung und eine völlige Resignation gefolgt, der 2. Mai hat dem Kaiser Spanien

gewonnen!“[166]) „Er hat es“, entgegnete O'Farill, „ihm vielmehr für immer entrissen.“ Anstatt sich durch diese madrider Erfahrung warnen zu lassen, dachte Napoleon nur daran, sie für seinen Vortheil zu benutzen. Er ward in seiner Ueberzeugung bestärkt, jeder Widerstand des Volkes sei leicht zu besiegen, und für die verächtliche und verachtete königliche Familie werde Niemand auftreten.

Sogleich nach Empfang verstehender Nachrichten eilte Napoleon zum Könige Karl IV. und sagte in höchstem Zorne: „In Madrid[167]) ist durch englische und von Bayonne ausgehende Mitwirkung ein Aufstand ausgebrochen, meine Soldaten sind ermordet worden. Statt milde Mittel und Wege anzuwenden, hätte ich Strenge üben sollen: so vielen Verbrechen werde ich ein Ziel setzen. Lassen Sie Ihren Sohn rufen.“ Sobald dieser erschien, überhäuften ihn Vater und Mutter mit den allerhärtesten Vorwürfen, nannten ihn treulos, Verräther, Urheber der Aufstände in Aranjuez und Madrid und forderten, von Napoleon unterstützt, unter den härtesten Drohungen, seine Abdankung. Nachdem Ferdinand schweigend angehört hatte, willigte er ein, zunächst jedoch nur für seine Person, sodaß alle Rechte an Karl IV. zurückfielen. Diesen, gleichwie Ferdinand, nunmehr auf der Stelle zu beseitigen, war Napoleon's nächster Zweck.

Als Ceballos, welcher jenem ersten Gespräche nicht beigewohnt hatte, nach Napoleon's Entfernung eintrat, fand er den König in der höchsten Aufregung, anfangs sprachlos, dann kaum seiner Sinne und seines Geistes mächtig.“[168]) Endlich rief die Königin aus: „Der König hat entsagt und seine Krone an Bonaparte abgetreten. „Nein“, fiel der König ein, „ich habe nichts abgetreten; ich hatte nichts mehr. Schon in Aranjuez nahm man mir die Krone.“ Auf Ceballos Bemerkung: „In so fremdartiger Weise, unter solchem Zwange könne keine Krone abgetreten werden“, fuhr der König fort: „Was aller Vorwurf auf Bonaparte fallen, eine Entsagung in Bayonne hat keine Bedeutung.“ „Sire“, fragte Ceballos, „das Wort der Entsagung von Ihnen aus oder von Bonaparte?“ „Du beleidigst mich! Hältst du mich solcher Schwäche fähig?“ Er hat, ohne Scham, das Wort der Entsagung ausgesprochen. „Wenn Sie“, sagte Bonaparte, „sich nicht durch mich wollen einsetzen lassen, werde ich mich zum Herrn von Spanien machen und die Mitverschworenen, Antonio, Ferdinand und Carlos, nicht regieren lassen. Stellen Sie in dem großen Kampfe gegen England nicht mitwirken, will ich Ihnen einen Zufluchtsort in meinen Staaten einräumen und Sie werden den übrigen entsagen. Auf dem Throne findet sich das Glück nicht und ich werde vielleicht eines Tages, wenn es Zeit ist, auch entsagen; ich fühle etwas in mir von

Diokletian und Karl V. „So", rief der König, „sprach der Betrüger! Ich will aber nicht, daß um meiner Herstellung willen Blut vergossen werde. Jeder Widerstand erscheint vergeblich, ich bliebe immer ein Knecht Bonaparte's und nicht würde er Verwände finden, mich wieder fortzujagen!"

Kaum war dies Gespräch zu Ende, so legte Duroc die bereits entworfene Urkunde der Entlagung mit des Kaisers Forderung vor, daß sie noch in derselben Nacht vollzogen werde. Alle Gegenvorstellungen blieben vergeblich, Napoleon's Wille geschah, und seine spätere Abdankung bildet ein merkwürdiges Gegenstück zu der König Karl's IV.

Am 5. Mai 1789 begann die Französische Revolution, am 5. Mai 1808 entsagte Karl IV., am 5. Mai 1814 landete Napoleon auf Elba, am 5. Mai 1821 starb Napoleon auf St. Helena.[169])

Jener feierliche Vertrag[170]) lautet im Wesentlichen: Um das treffliche Volk der Spanier eiligst von Anarchie und bürgerlichem Krieg zu erretten, seine Selbständigkeit und Unverletzlichkeit zu erhalten, tritt König Karl IV. Spanien und alle Kolonien dem Kaiser ab, wofür sich dieser verpflichtet, ihm, seiner Familie, dem Friedensfürsten und den sonst folgenden Personen einen Zufluchtsort in seinen Staaten zu geben; Napoleon tritt sogleich dem Könige auf Lebenszeit das Schloß Compiegne mit Park, Wald und Jagdzeug ab. Für alle Allodialbesitzungen der königlichen Familie in Spanien erhält sie das Schloß Chambord und eine jährliche Rente, welche aber so unpünktlich ausgezahlt und allmälig so vermindert wurde, daß Noth und Verkauf geretteter Kostbarkeiten eintrat.[171]) Aus Furcht vor den härtesten Gewaltmaßregeln entsagten nunmehr auch die Infanten[172]), und man befreite großmüthig den Prinzen von Asturien von Zahlung der Hypothekengebühren bei Uebergabe des Hauses Navarra für die Abtretung Spaniens und der Colonien.

Die Kaiserin Josephine suchte die Königin von Spanien zu trösten durch Ausdehnung des neuesten pariser Putzwesens.[173]) Napoleon wies dem Prinzen von Asturien Fontainebleau zum Aufenthalt an und schrieb an Talleyrand, den einstweiligen Besitzer desselben: „Nehmen Sie den Prinzen gastlich auf, sorgen Sie daß es nicht an Tischzeug, Bettzeug und Kochgeschirr fehle. Thun Sie alles Mögliche, um ihn zu amüsiren. Es wäre nicht übel, wenn Sie einige Schauspieler kommen ließen, und wenn sich der Prinz an irgendeine hübsche Frau attachirte, — insbesondere, wenn man ihrer sicher wäre."

Um dieselbe Zeit verkündete König Karl IV. den Spaniern: er habe zu ihrem Besten abgedankt und fordere sie zur Ruhe und Gehor-

sam auf. In ähnlicher Weise[174]) nahm Ferdinand alle der Regierungsbehörde früher ertheilten Vollmachten zurück, entließ, gleichwie seine Brüder, die Spanier ihres Eides, ermahnte zum Gehorsam, warnte vor Bürgerkrieg und sagte, er sei um ihres Wohles willen mit uneigennützigem Beispiele vorangegangen. Sie möchten der Einsicht und Macht Napoleon's vertrauen.

Dieser endlich scheute sich nun nicht mehr, eine schon am 24. April auf seinen Befehl von Champagny entworfene ihn rechtfertigende Darstellung[175]) bekannt zu machen. In derselben heißt es: „Spanien ist durch den Aufruf zur Zeit der Schlacht bei Jena eigentlich im Kriege mit Frankreich, welches keinen Feind im Rücken lassen und den Bourbons nie vertrauen darf. Ihre Regierung ist so schwach und kraftlos, daß sie zum Hauptzwecke, dem Kampfe mit England, nichts hilft, ja schon jetzt werden die Franzosen bei Handel, Zöllen u. dgl. zurückgesetzt. Niemand in Spanien verlangt die Herstellung Karl's IV., und warum soll Frankreich einen für dasselbe ganz unnützen König mit Aufopferung schützen? Ferdinand's Erhebung wäre eine nicht zu duldende Verletzung königlicher Rechte und machte die Aufstellung eines französischen Heeres in Spanien nöthig, um den Einfluß der Engländer abzuhalten. Ruhig aber kann Napoleon bei der durch die Engländer herbeigeführten Gährung und Anarchie nicht bleiben, er muß einen starken, festen Entschluß fassen: die Politik räth es, die Gerechtigkeit autorisirt es und die ausbrechenden Unruhen legen dazu eine Nothwendigkeit auf.

So Worte und Handlungen der älteren Herrscher und des neuen Machthabers: wer aber in Wahrheit, oder dem Namen nach König von Spanien werden solle, war die nächste zu entscheidende Frage. Murat, welchen Karl IV.[176]) kurz vor der Abdankung zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht; denn wenn auch Napoleon nicht einen Bruder einem Schwager vorgezogen hätte, war doch jene Aufgabe seit den Blutscenen vom 2. Mai für Murat ganz unlösbar geworden. Sobald Ludwig Bonaparte den an ihn deshalb ergangenen Antrag bestimmt abgelehnt hatte, dachte Napoleon an seinen Bruder Joseph, der nach anfänglich großen Schwierigkeiten nicht ohne Erfolg und Beifall in dem schönen Neapel regierte. Napoleon's Briefwechsel mit ihm zeigt den Gang und die allmälige Ausbildung seiner Gedanken, weshalb folgende kurze Auszüge hier Platz finden mögen. Im December 1807[177]) sagte Napoleon in Venedig seinem Bruder: „Ich fürchte mich vor den Unruhen in der spanischen Königsfamilie. Ich habe außerdem schon genug zu thun. Es würde nur den Engländern nützen und mich um die Hülfe meiner Verbündeten bringen." Am

31. März 1808 schreibt Napoleon aus St.-Cloud an Joseph: „König Karl IV. hat gegen seine Abdankung Protest eingelegt, hält sein Leben in Gefahr und bittet um meinen Schutz. Ich habe den Prinzen von Asturien nicht anerkannt, und Murat läßt ihn begrüßen, ohne ihn zu sehen." Am 18. April aus Bayonne: „Es ist nicht unmöglich, daß ich dich nach fünf, sechs Tagen hierher berufe, bis jetzt ist es noch ungewiß." Am 11. Mai: „Komme sogleich nach Bayonne, ich habe die spanische Krone für dich bestimmt."

Dem Könige Joseph war diese Entscheidung keineswegs willkommen. Er wollte viel lieber in Neapel bleiben, fürchtete sich vor der Herrschaft in Spanien[178]) und sagte dem ihm befreundeten Bischofe von Grenoble: „Die Spanier sind nicht an den Wechsel der Königsfamilien gewöhnt wie die Neapolitaner; sie werden mich immer wie einen Fremden betrachten, und dies Alles für eine Ehrensache halten. Wünschen Sie mir kein Glück, sondern beklagen Sie mich." Aber auch Joseph beugte sich dem Willen seines allmächtigen Bruders, welcher ihm bei seiner Ankunft in Bayonne sagte[179]): „Den König Karl IV. und seinen Günstling Godoi will Niemand in Spanien; es würde mir mehr kosten, diese zu unterstützen als die Dynastie zu ändern. Ferdinand aber ist ein so mittelmäßiger, unsicherer Charakter, daß es unpassend wäre für ihn aufzutreten und einen Sohn zu beschützen, der seinen Vater entthront hat. Diese Dynastie paßt nicht mehr für Spanien, mit ihr ist keine Wiedergeburt möglich."

Am 6. Junius ward Joseph zum König ernannt, und an demselben Tage erklärte die Junta von Sevilla den Krieg wider Frankreich.[180]) Günstiger war der Schein in Bayonne. Am 22. Juni schrieben die meisten der früheren Rathgeber Ferdinand's[181]) dem neuen Könige die größten Schmeicheleien und verwandten sich für ihre Güter und ihre Stellen. Godoi rühmt sich und mit Recht, daß er dies nicht gethan, sondern seinem Könige und Freunde treu geblieben sei.

Ebenfalls am 22. Junius schrieb Ferdinand an Joseph: „Ich bitte Ew. katholische Majestät, den Schwur anzunehmen[182]), welchen ich Ihnen als dem neuen Könige von Spanien schuldig bin. Auch empfehle ich Diejenigen, welche früher bei mir waren und von Ew. Majestät angestellt wurden, als gute Spanier und treue Unterthanen. Wir freuen uns Sie an der Spitze Spaniens zu sehen, welches Sie durch Ihre Tugenden glücklich machen werden." In gleicher Weise schrieb Ferdinand an Napoleon und fügte hinzu: dieser habe ihm ein Zutrauen ohne Grenzen eingeflößt und er verbleibe sein demüthiger und gehor-

samer Diener.[183]) Als später Joseph einen Orden stiftete, bat Ferdinand, daß er ihm denselben zutheilen möge. Aehnlich schrieben und handelten die übrigen Infanten.

Wichtiger als diese nur psychologisch merkwürdigen Eitelkeiten war die Junta, welche Napoleon zum 15. Junius nach Bayonne berief, um mit ihr die neue Gesetzgebung Spaniens zu ordnen.[184]) Die Wahlen wurden durch ihn, durch Murat und andere den Franzosen günstige Personen und Behörden geleitet und bewirkt. Manche lehnten zornig den Antrag ab, Andere fürchteten die berufene Junta werde unter fremdem Einflusse kein großes Ansehen genießen, noch Andere dachten eigennützig an persönliche Vortheile, die Besten endlich hofften ihrem Vaterlande nützlich zu werden. Sie hielten sich wo nicht für gerechtfertigt, doch für entschuldigt[185]), da, durch Murat beredet und gezwungen, die madrider Regierungsbehörde, der Rath von Kastilien, der Stadtmagistrat, die Inquisitoren (unter der Voraussetzung, daß Karl IV. und Ferdinand wirklich entsagt hätten) Napoleon baten, ihnen seinen Bruder Joseph zum König zu geben. Alle ermahnten das Volk, nicht durch Unruhen größeres Unglück herbeizuführen.

Von 150 nach Bayonne Berufenen erschienen etwa 90, Zweifel über Rechte, Wahlform und Vollmacht beiseite setzend. Napoleon suchte sich sorgfältig über alle spanischen Zustände zu unterrichten[186]) und wiederholte den Versammelten das, was er schon öfter ausgesprochen: „Eure Monarchie ist alt und meine Aufgabe, sie zu erneuern und eure Einrichtungen zu verbessern. Erinnert euch, was eure Väter waren und wohin ihr gekommen seid; nicht durch eure Schuld, sondern durch schlechte Regierung. Ich selbst will Spanien nicht regieren, aber ich wünsche Rechte zu erwerben auf ewige Liebe und Dankbarkeit und daß noch die spätesten Nachkommen ausrufen mögen: Er war der Wiedererzeuger unseres Vaterlandes."

Allmälig erkannten die meisten Mitglieder der Bayonner Junta, daß Joseph's Persönlichkeit jedenfalls der des Prinzen von Asturien vorzuziehen sei und daß nur eine neue mächtigere Hand die dringend nothwendigen Besserungen erzwingen, dem Kriege vorbeugen und die Anarchie beenden könne. Durch das neue Herrschergeschlecht werde das Reich unverletzt erhalten, und die gefährliche Stellung zu Frankreich in eine wahrhaft freundliche verwandelt.

Täuschend oder getäuscht schrieb damals Cevallos einem Freunde: „Ich glaube, daß die bloße Gegenwart Joseph's seine Güte und der Adel seines Herzens, welche man beim ersten Anblick erkennt,

hinreichen werden, ohne Waffengewalt alle Landschaften zu beruhigen."

Größeres und dauernderes Gewicht als die Persönlichkeit des neuen Königs sollte die Verfassung haben[186]), welche Napoleon den berufenen Abgeordneten vorlegte, und welche diese nach unbedeutenden Abänderungen und Berichtigungen am 6. Juli 1808 beschwuren. Sie bestimmt[187]): die katholische Religion ist die allein geduldete des Königs und des Volks. Die Krone ist erblich in männlicher Linie nach der Erstgeburt. Außer gewissen Krongütern erhält der König zwei Millionen Piaster. Er ernennt 24 Senatoren aus den angesehensten Beamten, welche nach bestimmten Gesetzen insbesondere Sorge tragen für Preßfreiheit und persönliche Freiheit. Ein Staatsrath von 30—60 Personen erwägt nach sachlichen Abtheilungen alle neuen Gesetze. Die Cortes theilen sich in drei Bänke: Geistlichkeit, Adel und Volk. Die erste bilden 25 Erzbischöfe und Bischöfe, die zweite 25 Granden, die dritte 62 Abgeordnete der Landschaften, 80 der Hauptstädte, 15 der Handels- und Gewerbsleute, 15 der Universitäten, Gelehrten und sonst hochverdienten Personen. Genau bestimmt sind die Wahlformen und die Bedingungen für die Wähler und Gewählten. Amerika und die Kolonien besitzen dieselben Rechte wie das Mutterland und werden ebenfalls durch Abgeordnete vertreten. Die Gerichte sind unabhängig; grundherrliche und besondere Gerichtsbarkeiten, Majorate und Fideicommisse werden abgeschafft. Das peinliche Verfahren ist öffentlich, nicht aber die Sitzungen der Cortes. Ihre Meinungen und Beschlüsse dürfen nicht gedruckt werden. Sie berathen und genehmigen die ihnen vorgelegten Gesetze. Ueber die Beibehaltung landschaftlicher Verfassungen entscheiden sie dereinst in gleicher Weise. Geleistete Dienste und Talente sind die einzigen Gründe, um auf Beförderungen Anspruch machen zu können.

Napoleon lebte der festen Ueberzeugung, daß diese Verfassung die größten Fortschritte für Spanien in sich schließe[188]); Joseph verkündete eine neue Zeit, wo der spanische Ruhm wieder die ganze Welt erfüllen werde; ja sogar die Abgeordneten der Junta von Bayonne erließen einen Aufruf an ihre Landsleute des Inhalts: „Wir langten mit dem Entschlusse an, unsere demüthigen Bitten für das allgemeine Wohl des Staates dem Kaiser darzubringen. Wie erstaunten wir aber, da er uns mit Aeußerungen des Wohlwollens und der Menschenliebe entgegenkam, welche umsomehr zur Bewunderung hinreißen, je größere Macht er besitzt. Er wünscht einzig unsere Erhaltung und unser Glück. Giebt er

uns einen unabhängigen Fürsten und Herrscher, so ist es sein erlauchter Bruder Joseph, dessen Tugenden die Verehrung seiner Unterthanen hervorriefen."

Nach Aufzählung all des Vortrefflichen, was der neue König thun werde für Rechtspflege, Finanzen, Kriegsmacht, Ackerbau, Gewerbe, Handel, Religion u. s. w., folgt die Ermahnung, sich ruhig zu verhalten und keinen Antheil an den Aufständen zu nehmen, welche Unklugheit und Bosheit angezettelt hätten. „Wie würdet ihr", so heißt es weiter, „der furchtbaren Macht widerstehen, welche man euch entgegensetzt. Die zahlreichsten Haufen zusammengerotteter Menschen zerstieben vor kriegsgewohnter Mannschaft wie eine Rauchwolke bei dem leisesten Windeshauche. Das Staatswohl hängt gegenwärtig ganz von der Aufrichtigkeit und Einigkeit ab, mit welcher wir uns Alle der neuen Regierung anschließen und sie unterstützen, um die Wiedergeburt zu vollenden, welche sie für das Glück unseres Vaterlandes bereitet."

Das ungeheure Werk, riefen Napoleon's Bewunderer, was Ludwig XIV. nur durch jahrelange Anstrengungen zustande brachte, ist dem Kaiser durch Klugheit, Gewandtheit, kühne Entschlossenheit und im Wege friedlichen Vertrages gelungen, zum Besten des beglückenden Frankreich und des schlecht regierten Spanien. Man wird dies Ergebniß oberflächlich bekritteln und in der Stille beneiden, aber Niemand wird muthig und mächtig genug sein, es zu vereiteln oder auch nur zu stören.

Zweiter Abschnitt.

Für nicht wenige gebildete und wohlgesinnte Spanier war es keine leichte Aufgabe, zu entscheiden, wie sie sich nach den eingetretenen Ereignissen benehmen[101], welchen Weg sie einschlagen sollten. Denn obgleich sie den Hergang in Bayonne mißbilligten, erschien ihnen jedoch Unterwerfung unausweichlich und von Seiten der neuen Machthaber für Spaniens Wiedergeburt mehr zu hoffen als von dem alten Herrschergeschlechte, der alten Regierungsweise, oder durch innere und äußere Kriege.

Anders die großen Massen des Volks. Für sie entstand kein Zweifel, sie bedurften keines Ueberlegens und Abwiegens. Der Bruch

feierlicher Versprechungen und Verträge, der Verrath begangen an ihren Königen, die Schmach angethan einem selbständigen und hochherzigen Volke [124]), der Hochmuth, mit welchem ein ehrgeiziger und eigennütziger Emporkömmling ihnen eine unpassende Wiedergeburt aufdringen wollte, sowie dessen Verachtung des eigenthümlich Spanischen, entzündeten in allen Landschaften gleichzeitig eine fast beispiellose Begeisterung, welche Einige Unsinn, Andere Empörung nannten. Diesmal aber war des Volkes Stimme Gottes Stimme, und von ihr erregt (numine afflatur) begann Spanien den furchtbarsten Kampf. Ohne Regierung, ohne Geld [125]), ohne Kriegsmittel und Kriegsübung, ohne Festungen und Verbündete, von siegreichen Heeren umringt, ja unterjocht, wagte man das Unmögliche: und es gelang, weil eintretende Mängel, Irrthümer und Hindernisse durch Thatkraft und Ausdauer überflügelt wurden und weil der größte, mächtigste Genius die Gebote des Rechts und der wahren Ehre nicht ungestraft verletzen darf. Napoleon, obgleich aus niederer Region erhoben, richtete seine Blicke nur auf die herabgesunkene Königsfamilie und die Charakter- und Willenlosen unter den Vornehmen. [126]) Vom Volke wußte er nichts, oder verachtete dasselbe als leicht zu bezwingendes Gesindel.

Gehorcht, ihr Empörer (so riefen Napoleon und seine Gehülfen den Spaniern zu), gehorcht euern Königen und den Cortes von Bayonne, welche euch auffordern, dem neuen Könige als treue Unterthanen zu huldigen. Den gefangenen, betrogenen Königen (antwortete man) fehlte alle Freiheit des Entschließens; ja selbst wenn sie frei wären, hätten sie kein Recht, ein Volk ungefragt, ungehört dem ersten Bieter zu verkaufen oder vielmehr in schmachvoller Weise zu verschenken. Die bayonner Versammlung, bestehend aus feigen Verräthern oder getäuschten Thoren, war kein spanischer, gehörig berufener und zusammengesetzter Reichstag [127]), ihre Weisungen verdienen keinen Gehorsam, sondern Verachtung und Strafe, und die neue, gerühmte Verfassung geht nur darauf aus anzulocken, zu blenden und das bessere der Entwickelung fähige Einheimische in den Hintergrund zu stellen. Spanien wird, aus langem Schlafe erwachend, nicht allein sich selbst kräftigen und erneuen, sondern auch, den Reigen führend, andern Völkern zum Vorbild dienen und erniedrigte Könige wieder zur Herrschaft erheben.

Napoleon [128]), früher in Spanien hochgeehrt als Feldherr, Herstellers des Throns und Altars, ersehnt, um Godoi's Herrschaft ein Ende zu machen und Ferdinand zu befestigen, ward nun plötzlich (und dies ist nie unbedeutend und erfolglos) der Gegenstand grenzenlosen Hasses eines ganzen Volks. In Katechismen stellte man ihn dar als

den Ursprung und Inbegriff aller Laster[197]; man nannte ihn, Murat und Godoi die Dreieinigkeit alles Bösen!

In dem Maße als dieser Haß unter bedeutendem Einflusse der Geistlichen und Mönche sich steigerte und allgemeiner ward, geriethen Diejenigen in immer größere Bedrängniß, welche aufrichtige Ueberzeugung, Eitelkeit, Eigennutz oder Friedensliebe veranlaßt hatte, sich dem Könige Joseph anzuschließen; und nicht minder zweifelten Beamte aus Pflichtgefühl oder Charakterschwäche, inwieweit sie den Befehlen der alten oder neuen Herrscher gehorchen sollten. Ferdinand nämlich hatte insgeheim am 5. Mai dem eingesetzten Reichsrathe und dem Rathe von Kastilien befohlen, sich den Franzosen zu widersetzen und die Cortes zu berufen[198]; nach seiner Abdankung hingegen alle Spanier zum Gehorsam gegen Joseph angewiesen.

Das leidenschaftlich aufgeregte Volk nahm von diesen widersprechenden Befehlen keine Kenntniß, verlor das Vertrauen zu seinen Vorgesetzten und hielt deren Zögern für Verrath. Daher kam es in mehreren Städten[199] (z. B. Sevilla, Coruña, Valladolid, Granada, Cartagena) zu Aufständen, wo sehr angesehene Männer, wie Filangieri, Solano u. A. ermordet wurden, weil sie dem zur Herrschaft gelangten Pöbel nicht unbedingt gehorchen wollten. Ja in Valencia stellte sich der Kanonicus Balthasar Calvo an dessen Spitze[200] und ließ in raschem Anlaufe viele französische Einwohner umbringen. Kräftig aber wirkten die Behörden für Herstellung der Ordnung und ließen Calvo aufhängen, unter Beifügung der Inschrift: Verräther am Vaterlande und Haupt der Mörder!

Die Gesammtheit der Verhältnisse reicht zwar nicht hin, jene Ereignisse zu rechtfertigen; sie werden aber begreiflich und zeigen die furchtbaren Gefahren, welche bei Auflösung bürgerlicher Ordnung sich so leicht selbst der edelsten Begeisterung zugesellen. Auch bemerkten Spanier[201]: die Zahl der Verbrechen sei für ihr großes in Anarchie gestürztes Vaterland nur gering, und Murat's Füsillade in Madrid weit ungerechter und verdammungswürdiger.

Deshalb erschien die eilige Bildung landschaftlicher Behörden oder Junten durchaus nothwendig[202], und wenn auch hier und da bei einzelnen Wahlen minder löbliche Nebengründe mitwirkten, so richteten sie sich doch im Ganzen auf würdige Männer und es ward nur auf diese Weise möglich, mit Nachdruck und Erfolg für Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu wirken. Gleichzeitig aber trat das dringende Bedürfniß hervor, für diese vereinzelten Junten eine gemeinsame Hauptbehörde zu gründen. Bald erhielt die von Sevilla das Uebergewicht, und obgleich ihr Recht und ihr Verhältniß zu den landschaftlichen Behörden nicht fest

stand, waren doch beide unentbehrlich, und den Streitigkeiten und Hemmnissen gegenüber überwogen die Vortheile dieser Doppelstellung.

Am 31. Mai erließ Palafox, der Oberbefehlshaber in Aragonien, eine Bekanntmachung [203]: daß Napoleon, dessen ganze Familie und alle französischen Generale und Offiziere für die Sicherheit des spanischen Königshauses verhaftet und alle in Bayonne gefaßten Beschlüsse gesetzwidrig und nichtig seien. Am 6. Juni, dem Tage der Ernennung Joseph's zum Könige, erklärte die Junta von Sevilla den Krieg wider Frankreich; sie bezeichnete gleichzeitig alle Mitglieder der Versammlung von Bayonne als Verräther [204] und ordnete ein Aufgebot aller kriegsfähigen Mannschaft vom 16.—45. Lebensjahre. So begann der Krieg in vielen Gegenden.

Da das in Spanien eingerückte französische Heer größtentheils aus Neugeworbenen bestand [205], befahl Napoleon schon in Bayonne verständig und vorsichtig, wie der Krieg zu führen sei; doch hielt er den Sieg für gewiß. Auch besiegte Bessières am 14. Juli bei Rioseco das große spanische Heer unter Cuesta und Blake, wodurch Napoleon in seiner frühern Geringschätzung des spanischen Widerstandes so bestärkt wurde, daß er die Insurgenten wiederholt feige Canaillen [206] nannte!

Dem Könige Joseph stand nunmehr der Weg nach Madrid offen. Bei seinem Einzuge am 20. Juli empfingen ihn die Behörden mit unausweichlichen und erkünstelten Reden. Sonst berichtet ein Augenzeuge: man sah Niemanden in den Straßen [207]; Thüren und Fenster waren verschlossen. Nur wenige Neugierige steckten die Nase heraus, um den Zug zu sehen, zogen sich aber schnell zurück, aus Furcht, von eifrigen Patrioten erblickt zu werden. Man hatte befohlen, Tapeten auszuhängen; Diejenigen, welche dieser Vorschrift nachkamen, thaten es auf eine verhöhnende Weise, indem sie schmutzige Lumpen an ihren Fenstern ausbreiteten. Nur bezahlte, trunkene Wasserträger riefen: es lebe der König!

Kaum hatte Joseph Zeit zu dem Versuche, durch Herablassung, tröstliche Worte und allerlei Bewilligungen und Ergötzungen, die Furcht und den Haß der Einwohner von Madrid zu mindern, als unerwartet eine Kunde von entscheidender Wichtigkeit einlief. Der General Dupont war mit einer ansehnlichen Heeresabtheilung nach Andalusien aufgebrochen, in der glänzenden Hoffnung, siegreich bis Cadix vorzudringen. Als Cordova einigen Widerstand leistete [208], ward die Stadt mit Gewalt genommen und dabei geplündert, Kirchenraub rücksichtslos verübt und durch meist betrunkene Soldaten vielen Personen Gewalt aller Art angethan. Anstatt den so gewonnenen Sieg rasch zu verfolgen oder

rückwärts sichernde Stellungen einzunehmen, verlor Dupont unthätig viel Zeit und hoffte vergeblich auf neue große Verstärkungen. Unterdessen hatten die Spanier mit unbegrenztem Eifer ein starkes Heer zusammengebracht, welches von Castaños und Reding klug geleitet, die Franzosen immer enger einschloß, Kundschafter und Zufuhr abschnitt und über die durch Hitze, Hunger und Durst schrecklich Ermüdeten selbst in Gefechten bedeutenden Vortheil davontrug. Da geschah das Unerhörte, Unglaubliche! Ueber alle Heere Europas seither siegreiche Franzosen[209], über 18,000 an der Zahl, ergaben sich infolge eines vom bedrängten Dupont geschlossenen Vertrages, den ungeübten, aber begeisterten Spaniern. Und zu diesem Unglück, dieser Schmach trat noch hinzu, daß die durch jene Behandlung erzürnten Bewohner Cordovas und der Umgebungen, trotz der edelsten Bemühungen Castaños, die Verträge nicht berücksichtigten, sondern sich gegen die Gefangenen Unbilden der ärgsten Art erlaubten. Nur wenige Ueberlebende sahen nach langen Leiden mancherlei Art ihr Vaterland wieder.

Diese Kapitulation von Baylen, geschlossen am 22. Juli, war ein Wendepunkt in der Geschichte des Krieges.[210] Die meisten Spanier hielten sich seitdem für unüberwindlich und die französische Macht für gebrochen, und selbst Napoleon mußte sich überzeugen, daß eine ohne Vergleich größere Macht nöthig sei, um seine Pläne jenseit der Pyrenäen durchzusetzen. Gewiß hatte Dupont bedeutende Fehler begangen und nicht den Heldenmuth bewiesen, welchen man damals von jedem französischen Feldherrn verlangte[211]; sonst war sein Ruf bis zu jenem Unglückstage tadellos und unangetastet, und Napoleon sagte, als sein natürlicher Zorn sich gemindert[212]: „Dupont war mehr unglücklich als schuldig.“ Doch ward durch ein späteres Gesetz für die Zukunft angeordnet: daß jede Kapitulation im offenen Felde zur Ergebung abgeschlossen[213], verbrecherisch und todeswürdig sei.

Die nächsten Folgen des Sieges von Baylen sowie anderer Unfälle waren die Uebergabe der in dem Hafen von Cadix liegenden französischen Flotte an die Spanier und, nach einem nur zehntägigen Aufenthalte in Madrid, noch wichtiger der Rückzug König Joseph's bis zum Ebro. Am 13. August zogen die ersten Spanier, unter höchstem Jubel, von Valencia her[214], in ihre Hauptstadt ein und am 24. folgte Castaños. Sachverständige sind verschiedener Meinung, ob Joseph hinreichenden Grund hatte, Madrid zu verlassen und sich lediglich auf die Vertheidigung zu beschränken; gewiß schwächte neues Unglück die französische Macht auf der Pyrenäischen Halbinsel: sie mißlangen die Unternehmungen gegen Saragossa und Valencia, und Portugal ging ganz verloren.[215]

Die Spanier und Portugiesen hatten sich nämlich um Hülfe nach England gewandt, und infolge neuer Verträge landete Wellington an demselben Tage, wo Joseph Madrid verließ, mit Heeresmacht beim Flusse Mondego in Beira.[216]) Junot's übereilte und gewaltsame Maßregeln, drückende Lasten, Plünderungen und harte Strafen hatten einen, von Oporto ausgehenden Aufstand veranlaßt, welcher sich allmälig fast über ganz Portugal verbreitete und die Franzosen, trotz grausamer Gegenmittel, in die größten Schwierigkeiten verwickelte. Am 21. August siegte Wellington dergestalt bei Vimeiro, daß das französische sehr geschwächte Heer Portugal räumen, ja sich zu Gefangenen ergeben mußte. In Erinnerung an den Vertrag von Baylen ward lebhaft getadelt[217]), daß man zufolge dieser Kapitulation von Cintra (30. August) die Gefangenen nicht zu Schiffe nach England, sondern nach Frankreich zurückführte; doch konnten Wellington und Dalrymple in der Nähe über die Angemessenheit dieses Beschlusses wohl besser urtheilen, als entfernte Kritiker. Gewiß war es löblich, daß die Engländer den geschlossenen Vertrag pünktlich hielten.

So unpassend es für unsere Zwecke wäre, die sehr lange und verwickelte Kriegsgeschichte umständlich zu erzählen, so nothwendig erscheint es, nicht blos die bekannteren Ansichten und Plane Napoleon's mitzutheilen, sondern noch mehr die, seines zeither meist vernachlässigten und geringgeschätzten Bruders. Der jetzt gedruckte Briefwechsel des Königs Joseph giebt hierzu den willkommensten Stoff, weshalb merkwürdige, durch manche Wiederholungen doppelt lehrreiche Auszüge in chronologischer Ordnung hier folgen mögen.

„Niemand", schreibt Joseph an Napoleon, hat Ew. Majestät bis jetzt die Wahrheit gesagt[218]), ich darf sie Ihnen nicht verhehlen. Es ist Thatsache, daß sich kein Spanier für mich zeigt, die wenigen Personen ausgenommen, welche zu der Junta von Bayonne gehörten und die mit mir Reisenden. Man kann nicht genug Anstrengungen machen, um Spanien zu beruhigen.[219]) Zunächst und in der kürzesten Zeit 50,000 Mann und 60 Millionen Francs; in drei Monaten reicht das Doppelte nicht aus."

„Ueberall ist die Stimmung schlecht[220]) und meine Stellung einzig in der Geschichte, denn ich habe nicht einen einzigen Anhänger."

Napoleon antwortete am 14. Julius: „Sei heiter und zufrieden"; am 18. Julius: „Laß sorgfältig die Klöster durchsuchen"; am 21. Julius: „Habe Muth und Heiterkeit und zweifle nie an einem vollen Erfolge"; am 19. Julius: „Du hast eine große Zahl Anhänger in Spanien, nämlich alle rechtlichen Leute, aber sie sind eingeschüchtert. Du darfst es nich

außerordentlich finden, dein Königreich erobern zu müssen; Heinrich IV. und Philipp V. waren dazu genöthigt. Sei heiter, laß dich nicht beunruhigen und zweifle keinen Augenblick, daß die Sachen besser und schneller enden werden als du denkst."

Joseph fuhr fort: „Es ist nicht zu dulden, daß man Steuern auflegt ohne meinen Befehl [221]), daß französische Generale nicht blos meine Rathgeber, sondern meine Herren sein wollen, daß man, wie in Cuanca, kalten Blutes Häuser und Kirchen plündern läßt."

„Ich bin von den Einwohnern Madrids nicht wie in Neapel, aber doch weniger übel empfangen worden [222]), als man nach der obwaltenden Stimmung befürchten mußte. In der letzten Nacht sind indeß noch Viele, selbst Bürger, entwichen und zu den Insurgenten übergegangen."

„Heinrich IV. hatte eine Partei [223]), Philipp V. nur einen Mitbewerber, ich habe zu Feinden ein Volk von 12 Millionen, brav und im höchsten Grade aufgeregt. Sie haben die Jahre 1789 und 1793 gesehen: hier ist nicht weniger Begeisterung, nicht weniger Wuth. Die rechtlichen Leute sind so wenig für mich wie die unrechtlichen. Nein, Sire, Sie sind im Irrthume, Ihr Ruhm wird scheitern in Spanien!" [224])

„Noch immer dauert die Auswanderung in allen Massen fort, und vor Allen absichtlich sind die Weiber. [225]) Nichts widersteht der Ansicht, welche sie aufgebracht haben: jeder Mann will und soll zu den Heeren gehen. Selbst die Minister, obgleich Männer von Ehre, sind erschüttert, und ich bin überzeugt, wenn ihnen eine Wahl noch freistände, so würde keiner da bleiben, wo er ist. Ich wiederhole Ihnen, daß wir nicht einen Anhänger haben und das ganze Volk entschlossen ist [226]), seine Zwecke mit den Waffen durchzusetzen. Dieses Land gleicht keinem andern: man findet keinen Spion, keinen Kurier, keinen Führer, und die Bauern verbrennen die Räder ihrer Wagen, um uns keine Dienste zu leisten."

Am 3. August schrieb Napoleon seinem Bruder aus Bordeaux: „Du kannst nicht glauben, wie sehr mich der Gedanke bekümmert, daß du mit Ereignissen zu thun hast, welche über deine Gewohnheit und deinen natürlichen Charakter hinausreichen. Dupont hat unsere Fahnen geschändet! Welcher Unverstand, welche Niedrigkeit. Du sollst 100,000 Mann haben, und im Herbste wird Spanien erobert sein."

Am 9. August antwortete Joseph aus Burgos: „Erobere ich dies Land durch die Gräuel eines Krieges, an welchem alle Spanier theilnehmen, so bleibe ich lange Zeit ein Gegenstand des Schreckens und des Fluches. In meinem Alter fehlt mir die Zeit, so viel Uebel wieder

Univ. Bibl. München

gut zu machen. Ew. Majestät können es sich nicht vorstellen, weil es Ihnen gewiß Niemand gesagt hat, bis zu welchem Grade Ihr Name hier verhaßt ist. Der Krieg eignet sich nicht, dies Gefühl zu verringern, und was mich anbetrifft, so fühle ich nicht den Muth in mir, über Völker zu regieren, welche ich stets tyrannisiren müßte. Warum mich mit einem Volke verbinden, das mich zurückstößt weil ich Ihr Bruder bin, und um welches ruhig zu erhalten, der finstere, argwöhnische und grausame Charakter Philipp's II. nöthig wäre."

Am 14. August fuhr Joseph fort: „Um Spanien zu erobern, sind 200,000 Franzosen und 100,000 Schaffote nöthig, um den Fürsten zu erhalten, der verdammt wäre dort zu regieren. Nein, Sire, man kennt dies Volk nicht: jedes Haus wird eine Festung sein, und jeder Einzelne besitzt den Willen der Mehrheit. Mag man erobern, doch wird kein Spanier für mich sein. 2000 Personen haben mich auf einmal verlassen, trotz der großen Besoldungen, die ich ihnen gab. Wer anders schreibt oder spricht, lügt oder hat keine Augen."

So wahrhaft, kraftvoll und rührend diese Vorstellungen auch waren, konnten sie doch einen Mann wie Napoleon nicht von seinen Plänen abbringen; vielmehr schienen ihm die größten, gefährlichsten Opfer rathsam, sofern sie nur jene wesentlich förderten. Vor allem sollte dazu eine in Erfurt Ende September 1808 [227]) angesetzte Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland dienen. Schon in Tilsit hatten sich Napoleon und Alexander fremdes Gut angeeignet, oder gegenseitig preisgegeben; doch blieb nach manchem neuen Ereigniß gar Vieles zu besprechen und im Einzelnen zu ordnen, wobei sich der Russe so begierig nach einer Theilung Schwedens und der Türkei zeigte, wie der Franzose nach Beherrschung der Pyrenäischen Halbinsel. Beide gingen innerlich darauf aus, sich gegenseitig zu übervortheilen, zeigten aber äußerlich gar viele Freundschaft beim Mißhandeln und Berauben unschuldiger Länder, Völker und Fürsten. [228]) Alexander fand Alles natürlich, legitim und nothwendig für Abrundung europäischer Politik. Er sagte: der Papst und die spanischen Fürsten wären nur traurige Personagen, die ihr Schicksal durch ihre Unfähigkeit verdienten, und die Spanier, welche für ihr Vaterland und ihr Herrschergeschlecht kämpften, nannte er Empörer. Napoleon verkündete: Ich und der russische Kaiser sind einig und für immer verbunden für Krieg und Frieden! [229])

Von diesem Boden schreiender Ungerechtigkeit gegen Schweden, Türken, Spanier und Portugiesen machten beide Kaiser, ohne ihre Pläne aufzugeben, den Engländern scheinbar menschenfreundliche Friedensanträge. Unmöglich (hieß es in der englischen Antwort) können wir einen

Frieden mit zwei Höfen abschließen[230]), von denen der eine die legitimsten Könige entthront und gefangen hinweggeschleppt; der andere aber sich dies aus eigennützigen Gründen gefallen läßt.

Dagegen sagte Lacepède in einem für den französischen Senat entworfenen Berichte[231]: „Die in Frankreich besiegte Anarchie erhebt in Spanien Brandfackeln und Scheiterhaufen. England schürt das Feuer, seine Verbündete sind Unwissenheit, Fanatismus und Grausamkeit. Dem Allen will Napoleon ein Ende machen, wofür ihm unsterblicher Dank gebührt. Sein Recht begründen freie Verträge; den Krieg gebieten Politik, Gerechtigkeit und Nothwendigkeit!"

So war das ganze Festland Europas von Napoleon besiegt, eingeschüchtert oder gewonnen; er hatte durchaus freie Hand wider Diejenigen, die er spanische Empörer nannte. Welch eine Aufgabe! der französischen, von einem großen Feldherrn, einem kräftigen unbeschränkten Willen gelenkten Uebermacht zu widerstehen, bei so vielen natürlichen, fast unvermeidlichen Schwierigkeiten und Hindernissen!

Daß die Spanier nach dem erzählten Kriegsglücke eine zu große Zuversicht hegten, an der Nähe der Gefahr zweifelten und deshalb Zeit verloren, mag man tadeln, ohne den Umfang ihrer nebenhergehenden Anstrengungen zu verkennen. Es fehlte an Waffen, Kleidern, Kriegsbedarf aller Art; die Mitwirkung des Adels war wohl minder groß, die der Geistlichen und Mönche bei allem Eifer nicht ohne Einseitigkeit[232]) und theilweise Unkenntniß. Gute Offiziere und ausgezeichnete Feldherren ließen sich nicht herbeizaubern und den Neueingestellten, Ungeübten verging, trotz aller Begeisterung[233]), an Schlachttagen nicht selten der Muth. Es war unendlich schwer, unter den Generalen und den Heeren, den landschaftlichen und der Centralbehörde, wohlwollende Einigkeit und festen Zusammenhang zu begründen: jeder Befehlende suchte seinen Wirkungskreis auszudehnen und glaubte in Widersprüchen meist nur Unwissenheit oder Eigenliebe zu erkennen. Wenn, wie wir später sehen werden, die französischen Generale und Behörden ohne gleich wichtige Gründe in diese Fehler und Irrthümer hineingerieth en, so mag man die bei weit ungünstigern Verhältnissen neu auftretenden Spanier mindestens entschuldigen.

Am 29. October 1808 reiste Napoleon von Paris ab, erreichte am 3. November Bayonne[234]) (wo er über ungenügende Ausführung früherer Befehle sehr zürnte) am 4. Tolosa, am 5. Vitoria, am 11. Burgos. Am 10. siegten die Franzosen bei Gamoral über das Centrum der Spanier, am 11. bei Espinosa über den rechten, am 23. bei Tudela über den linken Flügel, am 30. bei Somosierra über die Reserven,

am 4. Dezember ergab sich Madrid, am 17. Barcelona, am 19. Januar 1809 Coruña, nachdem das englische Heer sich eingeschifft und der edle Feldherr Moore seinen Tod gefunden hatte.

Napoleon betrachtete nach einer solchen Reihe so rascher und so großer Siege[235], Spanien als ein erobertes Land, worüber in neuer Weise zu verfügen er ein nicht zu bezweifelndes Recht habe. Nur dann werde er Joseph als einen eigenen König wieder einsetzen, wenn sich zunächst die entwaffneten Bürger von Madrid schriftlich und eidlich zur Treue verpflichteten. Gleichzeitig sollten neue umfassende Gesetze seine höhere Stellung, Einsicht und Gesinnung erweisen und aufrichtigen Dank, sowie seine Kriegsmacht strengen Gehorsam herbeiführen. Aufgehoben wurde der Rath von Kastilien[236], die Inquisition, die Privatgerichtsbarkeiten, viele Feudalrechte; die Zahl der Klöster auf ein Drittheil vermindert, die Zölle an die Grenzen verlegt und eine Amnestie (nur mit Ausnahme von zehn Personen) bewilligt. Dem allgemeinen Einwande, daß Napoleon gar kein Recht habe in Spanien Gesetze zu geben, fügten Manche im Einzelnen hinzu: die Inquisition in ihrer neuen, mildern Form schützt gegen Sittenlosigkeit[237], die Klöster gehören zu einer wohlgeordneten Kirche und unterstützen die Armen, die Feudalrechte haben meist gute, geschichtliche Grundlagen, und einer französischen Amnestie bedürfen die freien, schuldlosen Spanier in keiner Weise.

Napoleon's Freude am Siegen, Gesetzgeben und Schaffen ward außerdem sehr gestört durch die Nachricht von den österreichischen Rüstungen. Am 17. Januar 1809 reiste er von Valladolid ab[238] und erreichte Paris am 22. Hierdurch mußte der seither vernachlässigte König Joseph allerdings wieder an Bedeutung und Einfluß gewinnen. Am 23. Januar 1809 zog er zum zweiten male in Madrid ein, man sang ein Tedeum, es folgten Feste verschiedener Art und im Theater las man zwischen andern auf Friede und Freude hindeutenden Sinnbildern: Lebe glücklich, herrsche und verzeihe.[239] Es zeigte sich für Joseph keine Begeisterung, aber auch kein lauter Widerwille: Alle waren neugierig, Viele zornig in der Stille und ergeben in ihr Schicksal, Etliche hoffend. Ueber 28,000 Bürger schwuren in der Hauptkirche dem neuen Könige Treue.

Gewiß hatte Joseph den besten und edelsten Willen, die Spanier durch Milde und Gerechtigkeit zu gewinnen[240], sie zu beschäftigen, anzustellen, sie gegen Unbilden, Bedrückungen, Plünderungen (insbesondere der Franzosen) zu schützen; aber hierdurch verletzte er nicht blos die hochmüthigen und eigennützigen Marschälle, sondern dies Verfahren stimmte auch gar nicht mit den Ansichten und Absichten seines Bruders.

Der Briefwechsel zwischen Beiden ist so lehrreich, daß er wieder in den Vordergrund treten mag.

„Ich muß da sein", schreibt Joseph [211]), „wo die Ehre es verlangt, und das ist die Stelle der Gefahr; ich habe aber nicht soviel Ansehen wie ein Unterlieutenant. Verdiene ich durch meinen Charakter das Gespött (la fable) des Heeres zu werden in einem Lande, wo ich König sein soll? Ich rede zu Ihnen mit dem Stolze meiner Seele, weil ich Ihr Bruder bin."

Ohne hierauf einzugehen, antwortete Napoleon: „Wenn man diese Canaillen (die Spanier) mit Milde behandelt [212]), halten sie sich für unverwundbar. Lassen Sie in Madrid etliche 20 der übelsten Personen aufhängen. Tertei Canaillen lieben und achten nur Die, welche sie fürchten, und nur die Furcht der Canaillen kann für Sie die Liebe und Achtung des ganzen Volkes hervorrufen. Denon will Gemälde wegnehmen; besser Sie nehmen dieselben aus eingezogenen Häusern und Klöstern und schenken mir davon ein 50 Meisterwerke, welche dem pariser Museum fehlen. Kommt Zeit und Rath, so werde ich Ihnen andere geben. Seien sie aufmerksam auf die Journale, und lassen Sie Aufsätze schreiben, aus denen hervorgeht, das spanische Volk unterwerfe sich und sei unterworfen. Man muß mit den Spaniern keine Umschweife machen, noch unterhandeln [213]), sondern draufsolgehen. Alle Feinde, welche Sie unter ihnen haben, sind nicht fähig, 10,000 Franzosen zu widerstehen. Sie werden mit jenen nur zustande kommen durch Kraft und Energie. Dieses Herausstellen von Güte und Milde führt zu nichts. Man wird Ihnen nur Beifall schenken, so lange meine Heere siegreich sind, und Sie verlassen [214]), sobald diese geschlagen werden."

Tertei Ermahnungen und Weissagungen konnten Joseph's Stellung nicht verbessern. Während französische Kommissarien viele Güter spanischer Familien [215]), nach Belieben für den Kaiser konfiszirten und verkauften, Napoleon sich der aus Kirchen und Klöstern erbeuteten Schätze freute und die Marschälle sich schamlos bereicherten, war Joseph in solcher Geldnoth, daß er seine treuesten Diener nicht besolden, seinetwillen Verarmte nicht unterstützen konnte. Spötter sagten: „Der König erläßt Verfügungen [216]), an welche sich Niemand kehrt, vergiebt Stellen im Heere die nicht da sind, Aemter in Ländern die ihm nicht gehorchen, läßt zur Verschönerung der Hauptstadt alte Häuser einreißen, hat aber kein Geld, neue zu bauen, hört Messe und spielt den Heiligen, aber ohne allen Erfolg.

Hiervon wahrscheinlich unterrichtet, schrieb Joseph an Napoleon: „Ich bedarf des Ansehens und der Achtung meines Hofs und des

Heeres.[247]) Mich aber von Leuten umringt zu sehen, die mich heruntergerissen haben (déchiré), heißt dem Publikum erweisen, daß ich ein Thor bin oder ein Opfer. Befreien Sie mich von der Unverschämtheit dieser kleinen Persönlichkeiten." Als Joseph's Leiden sich steigerten, schrieb er seinem Bruder[248]): „Meine schlecht befestigte Krone steht zu Ihren Diensten. Die habsüchtigen Marschälle vertheilen unter sich die Landschaften, und da das ganze Königthum sich jetzt in den Händen der Befehlshaber des Heeres befindet, so bitte ich Ew. Majestät, meine förmliche Entsagung auf den spanischen Thron hiermit anzunehmen."

Napoleon fand nicht für gut, hierauf eine Antwort zu ertheilen; auch schien ja das Kriegsglück die Verhältnisse wesentlich zu bessern. Am 28. März siegten die Franzosen bei Medellin, am 28. Julius, nach anfänglich großem Verluste, bei Talavera[249]), am 10. August bei Almonacid, am 19. November bei Ocaña. Granada, Sevilla, Cordova, Malaga öffneten im Frühjahr 1810 dem neuen Könige die Thore, und auch Saragossa hatte sich nach der heldenmüthigsten Vertheidigung unter Palafox und dem Ertragen des entsetzlichsten Elends, bereits am 21. Februar 1809 ergeben. Dieser Beweis, was ein fester Wille für einen als recht erkannten Zweck vermag, fand in ganz Europa Anerkennung und Lobsprüche; doch ließen selbst hier sich einige Tadler vernehmen.[250]) So sagt Llorente: Der Widerstand sei den katholischen Grundsätzen entgegen und eine schlechte Nachahmung heidnischer Vorbilder gewesen.[251]) Noch auffallender schreibt Napoleon: „Es giebt gewiß keinen Franzosen, welcher nicht die größte Verachtung gegen Diejenigen fühlte, die Saragossa vertheidigt haben."

Alle diese kriegerischen Fortschritte, das Benehmen Joseph's, jene löblichen und aufrichtigen Versprechungen minderten in der That die früher gegen ihn herrschende Abneigung und erweckten einiges Vertrauen. Als aber Napoleon[252]) die ganze kriegerische und bürgerliche Verwaltung in die Hände seiner Generale legte, ohne daß sie dem Könige Rechenschaft schuldig waren, als sie ernannten, beförderten, belohnten, bestraften und das nicht unbegründete Gerücht sich verbreitete: Napoleon denke daran, ganze Landschaften von Spanien loszureißen, da entstand die gerechte Besorgniß, Joseph werde nicht im Stande sein, jene Versprechungen irgendwie zu erfüllen, und die Spanier und Engländer wußten diese Zustände rasch und nachdrücklich für sich auszubeuten.

Weitere Mittheilungen aus jenem tragischen Briefwechsel werfen Licht in diese früher minder erhellte Gegend.

„Wenn man", schrieb Napoleon an Clarke, „veranlaßt ist, von seinen Heeren zu sprechen[253]), muß man, um sie furchtbarer erscheinen

zu lassen, ihre Zahl verdoppeln, verdreifachen, und umgekehrt die feindliche Macht in gleicher Weise vermindern, denn im Kriege ist Alles moralisch (tout est moral). Bei Wagram hatte ich nur 100,000 Mann, bei Eckmühl war ich eins gegen fünf. Sprechen Sie nie von Polen oder Deutschen [954]), sondern vom Herzogthum Warschau und vom Rheinbunde. Ich kann die ungeheuern Ausgaben für Spanien nicht mehr tragen, es muß selbst die Kriegskasten aufbringen und das Land für Frankreich verwaltet werden. Die Generale leiten die Verwaltung, verwenden alle Einnahmen für die Heere und legen für diesen Zweck außerordentliche Steuern auf. Mein Bruder hat dem Heere in Aragonien nichts zu befehlen." [955])

Die letzte Aeußerung wird durch einen Brief Berthier's an Suchet aufgeklärt, worin es heißt [956]): „Sie merken, daß einige Theile Aragoniens zu einer neuen Grenze Frankreichs nöthig sein dürften." Suchet antwortete [957]): „Seit zwei Jahren herrscht der Krieg in Aragonien. Fast alle reichen Eigenthümer sind ausgewandert und haben uns unbebaute Grundstücke hinterlassen, deren Verwaltung nur einen sehr kleinen Theil der gewöhnlichen Einnahmen bringt. Uebrigens halten mich Schwierigkeiten nicht auf, ich werde den letzten Piaster wegnehmen lassen, um der Vollziehung der kaiserlichen Befehle nahezukommen."

Wie sehr dies Alles den spanisch gesinnten Joseph schmerzte, ergeben zunächst die Briefe an seine Frau. Er schrieb ihr am 8. November 1809: „Wenn Napoleon's Benehmen den Zweck hat, mir Spanien zu verleiden, so ist er erreicht. Ich schätze das Privatleben, mein Gewissen, höher als allen vergangenen und künftigen Ruhm. Ich will behandelt sein als Bruder und als König [958]), oder in Frankreich fern von Paris auf dem Lande leben. Berufe die Mittel vor, daß wir daselbst zurückgezogen verweilen und gegen Diejenigen gerecht werden können, die mir gut gedient haben. Nie werde ich Spanien blos zum Vortheil Frankreichs verwalten, ich habe Gewissenspflichten gegen Spanien, die ich nie verrathen werde. Man kennt dieses Volk nicht [959]). Ja, es ist ein Löwe, den die Vernunft an einem leidenen Faden führen kann, nicht aber eine Million Soldaten durch Kriegsgewalt bezwingen wird. Jeder ist hier ein Krieger, sobald man feindlich auftritt; Jeder wird begeistert sein, sobald man von der Unabhängigkeit Spaniens, der Freiheit des Volks, seiner Verfassung, seinen Gesetzen spricht. Dies ist die Wahrheit, man wußte! Die Zeit wird beweisen, was ich sage. Verwahre diesen Brief, er ist prophetisch! Ich war nie glücklich, seitdem ich den Augen der Welt so hoch, in meinem eigenen so niedrig gestellt bin [960]). Möge die Nachwelt ein großes Volk befragen, daß es

einen König verkannte, den der Himmel in seiner Güte gab. Nein, niemals werde ich in die abscheuliche Behandlung willigen, welche sich die Kriegsbehörden erlauben, niemals mit meinen Händen die Eingeweide dieses Volkes zerreißen und seine Landschaften zerstückeln. Ich werde des Thrones würdig sterben, indem ich ihn verlasse, sobald ich nicht die Pflichten eines Königs erfüllen kann. Ich will mich hier nicht entehren wie ein Tropf, oder ein ränkevoller, heuchlerischer Ehrgeiziger!"

Zur Erläuterung und Bestätigung noch Folgendes aus Briefen Joseph's an Napoleon[461]: „Die Generale erlassen Verfügungen, geben Gesetze, erheben Steuern und machen mich lächerlich in den Augen meiner neuen Unterthanen. Sie legen diesem Lande Lasten auf, die es nicht ertragen kann. Hier ist für mich nur ein Ort des Jammers, von wo ich unthätig die Verwüstung eines Landes mit ansehe, das ich gehofft glücklich zu machen."[462] Wenn Sie nicht andere Wege einschlagen, meine Rechte zu erweitern, nichtsnutzige Leute entfernen, so fürchte ich, Sie werden nie das Ende dieser fürchterlichen Krämpfe (convulsions) sehen. Ich weine über das allmälige Sinken eines so unermeßlichen Ruhmes. Ihr Interesse und, ich wage es zu sagen, Ihr Ruhm erlaubt Ihnen nicht[463], den schmachvollen Todeskampf eines Bruders zu verlängern!"

Als alle diese Vorstellungen und zahlreichen Gesandtschaften ohne Erfolg blieben[464], im „Moniteur" von der großen Sehnsucht Nord-Spaniens die Rede war, mit Frankreich vereinigt zu werden, und Napoleon erklärte, von Aufrechthaltung der bayonner Verfassung könne nicht mehr die Rede sein, eilte Joseph im Mai 1811 nach Paris, um die Dinge zu einer hoffentlich günstigen Entscheidung zu bringen.

Napoleon hielt Joseph's Klagen für unbedeutend, seine Besorgnisse für unbegründet. Durch die neue Besiegung Oesterreichs sei die französische Macht gesichert und verdoppelt[465], Spanien bis auf Cadix bereits unterworfen, günstig alle Aussichten, wohlbegründet alle Hoffnungen. Zu dem Allem kam hinzu Joseph's alte Liebe und Dankbarkeit gegen Napoleon, gleichwie dessen geistige nach allen Seiten fast unwiderstehliche Ueberlegenheit; und so ließ sich der König gegen seinen anfänglichen Vorsatz bewegen, im Juli 1811 wieder nach Madrid zurückzukehren, jedoch erst nachdem ihm Napoleon die Erfüllung fast aller seiner Wünsche zugesichert hatte.

Wie ist es, fragte man erstaunt, den Spaniern möglich geworden, bei den fortdauernden, ihnen erwähnten Mängeln ihrer Einrichtungen und bei der steigenden Ungunst aller europäischen Verhältnisse dennoch

der französischen Uebermacht zu widerstehen? Erster und größter Grund ist der standhafte, ungebeugte, die größten Opfer nicht scheuende Wille [366]), wodurch die Spanier sich ein Ehrendenkmal gesetzt und allen Völkern ein nachahmungswerthes Beispiel gegeben haben. Zweitens, die nicht geringere Ausdauer der Engländer [367]), jene löblichen Anstrengungen mächtig zu unterstützen; drittens das Glück, in Wellington einen, allen französischen Generalen ohne Zweifel vollkommen ebenbürtigen Feldherrn gefunden zu haben; viertens die Beschaffenheit des Landes und die eigenthümliche Kriegsweise.

Denn obwohl ohne geordnete Heere, aufgezwungene Kriegszucht und gewonnene Schlachten [368]) das vorgesteckte Ziel gewiß nicht wäre erreicht worden, thaten die allmälig gebildeten Guerillas den Franzosen doch außerordentlichen Schaden. Aus unzugänglichen Bergen und Schluchten hervorbrechend und wieder verschwindend, kühn im Angriff, unerreichbar auf der vortheilhaften Flucht, unermüdet in der Nacht wie bei Tage, mit Wenigem begnügt, an Hunger, Durst und Hitze leicht gewöhnt, Zufuhr abschneidend, Wege und Brücken zerstörend, jeden Vereinzelten tödtend, eine Pein zum Verzweifeln für regelmäßig geführte Heere. Taber sagt, Obiges bestätigend, ein französischer Augenzeuge [369]): „Wo nur Franzosen vorkamen, wanderten die Einwohner aus; in vielen Dörfern, ja in Städten fanden sie keine lebendige Seele. Fast immer fehlten Führer, und durch tausend Listen wußten diese zu entfliehen oder irrezuleiten. Wurden die Franzosen einmal günstig aufgenommen und mit Essen und Trinken überhäuft, so geschah es lediglich, um sie aufzuhalten. Gewannen sie eine Schlacht, so schienen die Spanier ganz vertilgt, aber nach wenigen Wochen waren sie in fast noch größerer Zahl beisammen. Gefangene schwuren dem König Joseph Treue, ließen sich kleiden und bewaffnen, und gingen dann zu den Patrioten über. Man bedurfte großer Scharen, um Kuriere zu begleiten und Nachrichten zu überbringen [370]); einzeln und in geringer Zahl durfte sich Niemand sehen lassen."

Hiermit war aber fast unzertrennlich die Unordnung, Willkür und Grausamkeit verbunden, welche den spanischen Krieg leider auszeichnen, und zu der erfreulichen Publicität eine sehr dunkle Nachtseite bilden. Die wissenschaftliche Kriegsgeschichte, welche nicht unseres Faches ist, beiseite lassend, müssen wir bei dem allgemein Menschlichen, oder vielmehr Unmenschlichen etwas länger verweilen, und zur Lehre, Warnung und zur Reinigung verdammlicher Leidenschaften, abschreckende Thatsachen erzählen.

Gleich anfangs behaupteten die Franzosen, daß nur regelmäßig eingestellte Soldaten kämpfen dürften [371]), alle sonst mit den Waffen in

der Hand Betroffenen aber erschossen wurden. Sie henkten selbst Mitglieder der wider sie wirkenden landschaftlichen Behörden. Sehr natürlich widersprachen die Spanier einem Verfahren, das eine allgemeine Landesvertheidigung unmöglich gemacht und vor Neubildung stehender Heere sie wehrlos den Franzosen ausgeliefert hätte. Nun aber traten als Führer der Guerillas keineswegs blos kriegserfahrene und schon deshalb gemäßigtere Männer auf, sondern ebenfalls in ihren Rechten und Besitzthümern tief verletzte und deshalb rachsüchtige [273]), oder ohnehin fanatische Priester und Mönche; ja es bildeten sich, unter dem Vorwande der Vaterlandsvertheidigung, große Räuberbanden, gegen welche Städte und Dörfer selbst bei Wellingten Schutz suchen mußten.

Wenn die Partei der Cortes behauptete, auf ihrer Seite stehe Recht und Ehre, und die der Josefinos, sie vertrete Klugheit und Vernunft [274]), wenn jene Empörer, diese Verräther gescholten wurden, so ließ sich noch weit weniger erwarten, man werde gegen die Franzosen gemäßigt verfahren. Beide Theile überboten sich in Grausamkeit [275]) und das Leben des Volkes war mit Jammer, das der Soldaten mit Verbrechen belastet. Erst als die Cortes 15 Franken für einen lebendig gefangenen und eingelieferten Franzosen bewilligten [276]), nahmen die Ermordungen ein Ende.

Daß mit Sturm genommene Städte, z. B. Taragona [277]), von allen Heeren rücksichtslos geplündert wurden, erschreckt durch die Allgemeinheit der Zerstörung, und doch ergreifen noch mehr die einzelnen Züge herbester Leiden. Ein junger Spanier [278]), der in der Schlacht bei Medellin am Halse verwundet worden und das halbe Kinn verloren hatte, lag sechs Tage und sechs Nächte in schrecklichem Regen unverbunden. Ameisen suchten in seinen Wunden zu nisten und fraßen an seinen geschwollenen Augen.

Spanier warfen einen gefangenen General in einen Kessel voll siedenden Wassers [279]) und verbrannten einen zweiten lebendig. Sie vergruben einen Kommissar nebst seiner Frau bis an den Hals, und legten zwischen Beide ihr getödtetes Kind. Man fand Franzosen mit Händen und Füßen an Wände genagelt, man sah sie in der Entfernung lebendig ins Feuer werfen, ohne sie retten zu können. Einem Spanier, der französische Dienste genommen, ward die Zunge abgeschnitten, ein Auge ausgerissen, eine Patrone in die Höhlung gelegt und der Kopf zersprengt.

Daß die Franzosen, trotz der strengsten Befehle, Mannszucht zu halten, an Grausamkeit und Rachsucht nicht zurückblieben, wird nur zu bestimmt erzählt, und für die Frevel einzelner Spanier büßten viele

Unschuldige. In Buen Retiro bei Madrid wurden Spiegel und Möbel zerschlagen, viele Gemälde zerstört [279]), Baumgänge von Orangen umgehauen und zu Schanzpfählen verbraucht. In Madrid standen die schönsten Gebäude leer oder waren der Zufluchtsort des tiefsten Elends. Hungersnoth und schreckliche Krankheiten rafften Unzählige dahin und Leichen lagen umher, sogar in den Straßen. Schreibt doch selbst König Joseph am 24. Dezember 1811 an Napoleon [280]): „Ich bin in Madrid vom schrecklichsten Elende umringt, ich sehe überall nur Unglückliche. Alles habe ich gegeben, Alles verpfändet, ich bin selbst ganz nahe dem Elende (tout près de la misère)."

Zur Strafe für in Arcua begangenen Frevel warfen berauschte Franzosen wehrlose Greise zu Boden, raubten und zerstörten aus Eigennutz, Uebermuth und Rachsucht. In bunter Mischung lagen in den Häusern und auf den Straßen das schönste Hausgeräth, Tische, Stühle, Betten, Thüren, Fensterladen, getödtete Hühner, Schafe und Schweine, Meßgewänder, Mönchskutten, Weiberröcke, Guitarren, zerschlagene Fässer und Flaschen. Zuletzt ward, trotz aller Gegenbemühungen der Offiziere, Feuer gelegt an die prächtigsten Gebäude [281]) und, so wird berichtet, ein mit Gewalt mißbrauchtes Mädchen in die Flammen ihres eigenen Hauses gestürzt.

Anstatt, wie es leicht wäre [282]), diese Beispiele grenzenlosen Hasses und wilder Rachgier zu häufen, wollen wir einen Blick auf Maßregeln allgemeiner Art und auf das Benehmen der Hohergestellten werfen. Schon das erste in Spanien einrückende Heer zeigte eine solche habgierige Armuth [283]), daß viele Landschaften dadurch zu Grunde gingen. „Die nichtswürdige Verwaltung und Verpflegung", ruft ein Augenzeuge [284]), „brachten so viele Franzosen ums Leben, wie die Kugeln der Feinde. Diebische Generäle, schelmische Kommissarien, schuftige Hauptleute, betrügerische Lieferanten, eine vergoldete und dennoch verächtliche Schaar." Ja selbst Napoleon schrieb am 6. November 1808 [285]): „Beim Heere und dessen Verpflegung ist nichts als Dieberei und Vergeudung." Gab er aber nicht das größte verführerische Beispiel durch harte Besteuerung selbst der sich freiwillig ergebenden Städte [286]), durch Beschlagnahme alles Goldes und Silbers in Kirchen und Klöstern, durch Einziehung der Güter seiner politischen Gegner und Derer, welche er als solche bezeichnete. Kunstwerke entgingen, wie wir sahen, nicht seiner Kunstliebe oder Habgier, auch fehlte es nicht an Vorwänden [287]), 20,000 Mexikos des Herzogs von Infantado für den Kaiser nach Frankreich zu treiben. Er befahl, alle Glieder des Raths von Kastilien zu verhaften: aber Joseph ließ sie mit dem Bemerken frei [288]): man verfolge sie nur, um

sich ihrer Güter zu bemächtigen. Während des Königs Leibwache seit acht, seine Civilbeamten seit dreizehn Monaten keine Besoldung erhielten, bereicherten sich die Marschälle durch unzählige Ungerechtigkeiten in maßloser Weise. „Ich lasse", schrieb Joseph an Napoleon, „Heerden von 7— 8000 Merinos in den Bergen verfolgen, welche von Soldaten der ersten Heeresabtheilung für Rechnung einiger Generale gehütet werden.[287]) So rauben diese die Soldaten ihren Fahnen, und die Schafe ihren Eigenthümern. Alles aber, was man so stiehlt, wird über kurz oder lang mit französischem Blute bezahlt werden."

Sehen wir jetzt, wie sich, der französischen Kriegsherrschaft gegenüber, die spanischen Einrichtungen neu gestalteten. Zuvörderst waren die zeither angestellten Beamten theils nicht geneigt, theils nicht fähig, die neuen Bewegungen zu leiten; auch verloren die meisten, als willige Diener früherer Ministerialherrschaft, das Vertrauen ihrer Mitbürger. Manchem neuen fehlte dagegen die Geschäftskenntniß, welche guter Wille keineswegs immer ersetzt. Nicht minder erfolgten unter den neuen Verhältnissen ebenfalls Mißgriffe, und Etliche wußten den Schein der Eigenschaften zu erheucheln, welche jetzt vorzugsweise Beifall fanden. Im Ganzen aber kam neues Leben, neue Thätigkeit in die gesammte Verwaltung, und man sah ein, daß zu ganz außerordentlichen Zwecken die alten Mittel und Wege nicht ausreichten.

Seit Jahrhunderten waren staatsrechtliche Formen in Spanien so außer Gebrauch, daß man kaum ihre ehemalige Beschaffenheit kannte, und es unmöglich erschien sie plötzlich hervorzurufen und unverändert in heilsame Thätigkeit zu setzen. Die neugeschaffenen landschaftlichen Versammlungen und die allgemeine Centraljunta, welche nacheinander in Aranjuez, Sevilla, Leon und Cadix ihre Sitzungen hielten, waren beide, wie wir bereits sahen, unentbehrlich[288]), geriethen aber in natürliche Zweifel und Streitigkeiten über Umfang und Grenze ihrer Rechte und Befugnisse. Insbesondere ergab sich das Bedürfniß, die Ausführung des Beschlossenen wenigen Männern oder einem Regentschaftsrathe von fünf Personen anzuvertrauen. Nun entstanden aber zwischen der Centraljunta und diesem Rathe Zwistigkeiten, wie sie in ähnlichen Fällen so oft zwischen gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten ausgebrochen sind. Auch ward, anderer einzelner Klagen nicht zu gedenken, mit Recht getadelt, daß die Machthaber eine gesetzliche Berufung des allgemeinen Reichstags oder der Cortes ungebührlich verzögerten.

Von allen hierbei sich aufdringenden Fragen war die über das Wen und Wie am ersten zu beantworten. Nach dem Beschlusse der Centraljunta vom 29. Januar 1810[289]) sollten zu den Cortes be-

rufen werden: die Erzbischofe, die Bischofe und die Familienhäupter der Granden, sofern sich nicht Alle den Franzosen angeschlossen hatten. Für die von diesen besetzten Landschaften und für Amerika wird ein Verzeichniß der anwesenden Einheimischen entworfen und daraus eine gewisse Zahl Abgeordneter erlooset. Die freien Landschaften wählen nach näher zu bestimmenden Grundsätzen. Jedes Gesetz muß von den beiden hieraus neu gebildeten Kammern und den Regenten genehmigt werden. Lehnen diese einen Gesetzvorschlag ab, so geht er nochmals an die Kammern zurück und zwei Drittel der Stimmen entscheiden.

Diese, wie es scheint verständige und gemäßigte Anordnung verschwand bei der vorherrschenden entgegengesetzten Stimmung und Bewegung der Gemüther. Die Furcht vor der kirchlichen Tyrannei, dem Eigennutze und der herkömmlichen absolutistischen Gesinnung der Geistlichkeit, die Geringschätzung des zerstreuten, herabgekommenen und ausgearteten Adels war so groß[232], daß man jede Besserung der öffentlichen Einrichtungen für unmöglich hielt, sobald die entscheidende Macht in ihre Hände gelegt wurde. Alte, ungebrauchte und unbrauchbare Formen (so sprach man) sind jetzt unverbindlich, und auch ohne königliche Berufung und vor Befreiung Spaniens von fremden Heeren, kann und muß man gesetzlich berufene Cortes zum Heile des Landes versammeln.

Bei diesen Verhältnissen und Gesinnungen wurden Prälaten und Adelige nicht namentlich und persönlich berufen, wohl aber Mitglieder der landschaftlichen Behörden und Bevollmächtigte der früher berechtigten Städte. Die Mehrzahl der Abgeordneten erwählte man (jedoch nicht ausschließlich) nach der Volksmenge. Für die vom Feinde besetzten Landschaften traten einstweilen Ersatzmänner ein, ernannt von den geflüchteten und in Cadix anwesenden Einwohnern. Dieses letzte, aufgezwungene Verfahren hinderte natürlich die Ertheilung förmlicher Vollmachten[233], und freie Wahlen konnten sich erst allmälig über den größten Theil Spaniens ausdehnen.

Durch die Auflösung aller Regierung war das Land in Wahrheit für den Augenblick demokratisirt und das Gegenbild dieses Zustandes zeigten die am 24. September 1810 auf der Insel Leon bei Cadix in eine Kammer zusammentretenden Cortes.[234] Es erschienen für Spanien 105 Abgeordnete, darunter 19 Ersatzmänner für besetzte Länder und 25 vorläufig in Europa erwählte Amerikaner. Die meisten der Abgeordneten waren jung, wohlgesinnt, begeistert (wie 1789 in Frankreich), aber mehr den Theorien vertrauend als durch Erfahrung belehrt. Gewiß irrten sie mannichfach, aber nicht weniger ihre rückläufigen Geg-

ner. Jene rühmten sich, für Abstellung der Mißbräuche[295]), bürgerliche Freiheit und geistige Bildung zu wirken; diese klagten, daß unbesonnene Neuerer Ordnung, Gehorsam und Religion mit Füßen träten. Jene hießen willkürlich und gottlos, diese unwissend und abergläubig. Trotz dieser Gegensätze sah Spanien bis zum Jahre 1814 keinen Terrorismus[296]), wie er Frankreich zerrüttete. Daß kein einzelner Mann ganz überwiegenden Geistes die strenge und folgerechte Leitung des Ganzen erhielt[297]), war einerseits ein Verlust, andererseits aber schreckten alte Erfahrungen und Napoleon's neues Beispiel davon zurück, allzu große Gewalt in eine Hand zu legen.

Nach abgehaltenem feierlichen Gottesdienst schwuren alle Abgeordnete: Wir wollen die katholische Religion ausschließlich aufrecht und die spanische Monarchie unverkürzt erhalten, Ferdinand VII. wieder auf den Thron setzen und den alten Einrichtungen treu bleiben[298]), sofern nicht Aenderungen zum Besten des Volks nöthig werden. Hierauf ward Don [illegible] Lazaro de Dou, früher Professor der Rechte in Cervera, zum Ersten Präsidenten erwählt und ein Antrag der fünf zeitherigen Regenten, bald eine neue Regierung zu ernennen, weiterer Berathung vorbehalten. Hingegen faßte die Versammlung schon in ihrer ersten Sitzung eine Reihe der wichtigsten Beschlüsse:

Erstens: Diesen gesetzlich berufenen Cortes steht die nationale Souveränetät zu.[299])

Zweitens: Ferdinand's Abtretung der Krone an Napoleon ist nichtig.

Drittens: Die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt werden getrennt. Die erste steht den Cortes zu, die zweite verbleibt den bisherigen Behörden, die dritte bis zu weiterer Bestimmung und unter gebührender Verantwortlichkeit, den fünf Regenten.

Viertens: Die Abgeordneten sind unverletzlich.

Die Regenten nahmen diese Beschlüsse an, machten aber darauf aufmerksam, daß das Maß ihrer Verantwortlichkeit sowie die Grenzen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt näher müßten bestimmt werden, welche Aufgabe oder Forderung sich aber in der Eile nicht lösen ließ.[300])

Nach weiteren Bestimmungen sollten die Sitzungen von 10—3 und Abends von 8—11 Uhr abgehalten werden. Die Abgeordneten erschienen in voller Amtskleidung (full dress) und mit Degen an der Seite. Sie erhielten Tagegelder, insbesondere weil viele von ihnen durch die Franzosen von ihrem Eigenthume ausgeschlossen waren.

Nach langen, oft gründlichen, bisweilen leidenschaftlichen Verhand-

lungen wurden von den Cortes sehr wichtige Veränderungen angeordnet, meist schon deswegen im liberalen Sinne, um nicht hinter der Gesetzgebung Napoleon's und Joseph's zurückzubleiben.[302]) Als wahrhafte Besserungen darf man jedoch bezeichnen: die Abschaffung vieler drückenden Lehnsrechte, die Begründung einer freieren Presse, die Aufhebung der Inquisition, die Beschränkung der schädlichen Weiderechte[303]), sowie mancher Mißbräuche bei der Besteuerung, die Erweiterung der Wahlrechte in den Städten u. s. w. Natürlich konnten aber Widersprüche der Verletzten und Mißgriffe der Neuberechtigten nicht ausbleiben. So war es schwer, sich der eingegebenen Preßfreiheit ohne Uebertreibung zu erfreuen, weshalb insbesondere auf Veranlassung eines verwerflichen Blattes[304]), „Der spanische Robespierre", Maßregeln für Sitte und Ordnung ergriffen und auch die kirchliche Aufsicht über religiöse Schriften nicht plötzlich ganz abgeschafft wurde.

Weit die schwierigste und folgereichste Frage, welche den Cortes zur Entscheidung vorlag, war die Behandlung der amerikanischen Kolonien.[305]) Gleich beim Ausbruche der Revolution hatten sich diese für die spanische Unabhängigkeit begeistert und allmälig sehr große Geldsummen zur Führung des Krieges übersandt. Als sie nun aber hiefür zunächst Erweiterung ihrer Handelsrechte forderten, verschob die Junta von Cadix (durch den Einfluß der dortigen zum Alleinhandel berechtigten Kaufleute) nicht allein jede Bewilligung, sondern vernichtete einen weit billigeren Beschluß der Regenten, setzte den Drucker desselben ins Gefängniß und stellte nur Beamte an, welche dem Systeme von Cadix zugethan waren. Sehr natürlich heben die für Amerika ernannten Abgeordneten jetzt in den Cortes die Rechte ihrer Landsleute mit verdoppeltem Nachdrucke hervor. Nach mancherlei Zögerungen ließ sich eine umständlichere Berathung nicht länger vermeiden, wobei die Verschiedenheit der Ansichten und Zwecke schroff zu Tage kam.

Die Spanier sagten[306]): „Wir wollen Amerika in Hinsicht auf bürgerliche Rechte Spanien gleichstellen; aber die Uebung politischer Rechte kann gar nicht, oder doch erst durch die zu entwerfende Verfassung bewilligt oder versagt werden.

Die Amerikaner: Zur Mitberathung und Entscheidung über die Verfassung sind in Amerika geborene und erwählte Männer so berechtigt wie die Spanier.

Die Spanier: Jene würden viel zu spät anlangen und der Abschluß des nothwendigen Verfassungswerkes unheilbringend verzögert werden.

Die Amerikaner: Beruhigt man Amerika nicht ohne den geringsten Verzug über freien Handel, über bürgerliche und politische Rechte, über gebührende Theilnahme an der Gesetzgebung, so werden die Widersprüche sich von Tag zu Tag steigern und in offene Fehde übergehen.

Die Spanier: Das Verhältniß und die Behandlung der Inder, Neger, Mulatten, Mestizen u. s. w. zu bestimmen, ist so schwierig, daß eine rasche Entscheidung unmöglich fällt. Auch haben amerikanische Wahlen bei der zerstreuten Bevölkerung und dem Mangel eines festen Census die größte Schwierigkeit. Deshalb darf man nichts übereilen, und am wenigsten spanische Beschlüsse von amerikanischer Zustimmung abhängig machen. Auch mögen die Kolonien bedenken, daß ein Mutterland nie freiwillig soviel zugestanden hat; mögen sie für das empfangene Gute dankbar sein und wie zuvor so auch künftig der spanischen Gesetzgebung vertrauen.

Einzelne Bewilligungen, die kaum zur Ausführung kamen, konnten das, über diese Zweifel und Zögerungen in Amerika wachsende Mißvergnügen nicht beschwichtigen; vielmehr drängte sich der Gedanke einer eigenen Gesetzgebung, ja einer völligen Trennung von Spanien immer mehr in den Vordergrund, welches Alles durch Gewaltmaßregeln zu hintertreiben die meisten Spanier für möglich, ja für rechtlich hielten. Vergebens stellten die Engländer vor: die Erhaltung der Handelsmonopole sei ihrem, dem amerikanischen, ja dem wahren spanischen Interesse zuwider und die Verwendung englischer Mittel zum Kriege gegen Amerika thöricht und vertragswidrig. Im Juni 1811 erklärte Wellington[107]): Das jetzige monopolistische System ist durchaus unhaltbar und Spanien außer Stande, auch nur die kleinste Kolonie mit Gewalt zu erhalten. Es ist unsinnig, Gewaltmaßregeln zu ergreifen und der Streit wird mit Unabhängigkeit der Kolonien endigen. — Wir werden später kürzlich daran erinnern, daß und wie diese Weissagung in Erfüllung gegangen.

Nichts aber setzte die Cortes mehr in eifrige Thätigkeit, nichts nahm mehr ihre Zeit in Anspruch als die erhabene Aufgabe, nach Jahrhunderten schlecht bewährter unumschränkter Herrschaft ihrem Vaterlande eine wahrhaft freie, sichernde, beglückende Verfassung zu geben. Nachdem ein Ausschuß von 15 Personen das Einzelne vorbereitet, kam Alles in voller Versammlung zu neuer Berathung, wobei man, wie früher in Paris und später in Frankfurt a. M., der Neigung nicht widerstand, über das Allgemeinste am umständlichsten zu verhandeln.

Folgendes ist der Hauptinhalt[58]) der neuen, am 19. März 1812 angenommenen Verfassung: „Das spanische Volk besteht aus allen Spaniern beider Halbkugeln. Die Souveränetät wohnt ihrem Wesen nach im Volke, eben deshalb steht ihm ausschließlich das Recht zu, seine Grundgesetze aufzustellen. Das Volk ist verpflichtet, die bürgerliche Freiheit, das Eigenthum und die anderen gesetzmäßigen Rechte aller Personen, aus welchen es besteht, mittels weiser und gerechter Gesetze zu erhalten und zu beschützen. Jeder Spanier ist verpflichtet, im Verhältniß seines Vermögens zu steuern und den Vorschriften über die allgemeine Landesvertheidigung zu genügen. Die Religion des spanischen Volkes ist die römisch-katholisch-apostolische, einzig wahre Religion. Die Ausübung jeder anderen bleibt untersagt. Des spanischen Volkes Regierung ist eine erbliche, gemäßigte Monarchie. Vereint mit dem Könige haben die Cortes die gesetzgebende Gewalt. Dem Könige wohnt die Gewalt bei, die Gesetze in Ausübung bringen zu lassen. Für jede 70,000 Seelen wird ein Abgeordneter zu den Cortes erwählt. In den Kirchenversammlungen erwählt man zuvörderst auf jede 200 Einwohner einen Kirchspielswahlherrn. Diese sollen Bürger, 21 Jahre alt, im Kirchspiele wohnhaft und ansässig sein. Sie ernennen in Bezirksversammlungen die Bezirkswahlherren und diese endlich in landschaftlichen Versammlungen die Abgeordneten für die Cortes. Jeder von ihnen muß mindestens 25 Jahre alt, in der Landschaft geboren, seit sieben Jahren daselbst wohnhaft und mit einem angemessenen Vermögen versehen sein. Die Cortes versammeln sich alljährlich und werden alle zwei Jahre durchaus erneut. Jeder Abgeordnete ist befugt, den Cortes schriftliche Gesetze vorzulegen. Verweigert der König seine Bestätigung, so kann der Vorschlag erst in der nächsten Sitzung wiederholt werden. Nach dreimaliger Annahme eines Gesetzes durch die Cortes findet keine königliche Zurückweisung mehr statt. Außer dieser bestätigenden und vollziehenden Gewalt hat der König das Recht, alle Civil- und Militairstellen zu besetzen, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, über die bewaffnete Macht zu verfügen, die bewilligten Gelder zu verwenden, zu begnadigen u. s. w. Hingegen darf er die gesetzlich zu berufenden Cortes nicht willkürlich beseitigen, nicht der königlichen Gewalt entsagen oder das Reich verlassen; nicht ohne Anzeige bei den Cortes heirathen, nicht willkürlich bestrafen, Steuern erheben, lästige Verträge mit fremden Mächten schließen, Domänen veräußern, Landschaften abtreten u. s. w. Dem Könige folgen sowohl seine männlichen als weiblichen Descendenten, fehlen diese, seine Brüder und Schwestern u. s. w. Die Cortes können Alle von der Thronfolge ausschließen, die

nicht fähig sind zu regieren, oder Handlungen begangen haben wodurch sie sich der Krone unwürdig gemacht. Bevor die Verfassung nicht acht Jahre lang in allen Theilen in Wirksamkeit gewesen ist, darf keine Abänderung irgend eines Punktes in Vorschlag gebracht werden."

Bei dem unleugbaren Bedürfnisse einer neuen staatsrechtlichen Organisation, dem großen Vertrauen zu dem redlichen Sinn und der Weisheit der Cortes, ward die neue Verfassung mit großer Freude aufgenommen.[309]) Abgesehen aber von der Mangelhaftigkeit, welcher alles Menschenwerk unterliegt, erhoben Abgeneigte oder Scharfsinnige sehr erhebliche Einwendungen, z. B. über das Zurückstellen altspanischer und die Nachahmung französischer Einrichtungen, die Erklärung der Volkssouveränetät, die Abstufung der Wahlversammlungen, die Bildung nur einer Kammer, die Vorschrift, alle zwei Jahre die Cortes ganz neu zu besetzen, die Alleinherrschaft des Katholicismus, die achtjährige Unveränderlichkeit der Verfassungsurkunde, die allzu große Beschränkung der königlichen Gewalt.

Man entgegnete: Da die Spanier seit Jahrhunderten gar keine politische Thätigkeit übten, so muß man sich wundern, daß die Cortes, ohne alle Vorübung und durch manche Umstände beschränkt, soviel Einsicht und Kraft besaßen, dies schwere Werk ohne noch größere Mängel zustande zu bringen. Auch läßt sich vieles Getadelte, wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen und erklären. So war manches Altspanische dergestalt abgestorben, daß man es nicht neu beleben konnte, und die Nachahmungssucht hat keineswegs überall vorgewaltet. In dem Augenblicke wo kein Herrscher da war, mußten die Cortes, um des Volkes Unabhängigkeit zu retten, die Souveränetät fast einstimmig erklären und üben. Auch zeigt die Geschichte mehrere Beispiele ähnlicher Ausübung der Volksrechte. Eine Abstufung der Wahlversammlungen erschien nothwendig, um den Gebildeten eine größere, heilsame Einwirkung zu verschaffen. Für zwei Kammern fehlte es an erwünschten Bestandtheilen, denn der Adel hatte keine politische Gestaltung oder Berechtigung, oder ein unleugbares Uebergewicht des Vermögens und des Geistes. Von ihm und von der Geistlichkeit mußte man ein leidenschaftlich einseitiges Festhalten ihrer Vorrechte befürchten, und der letzten zu Gefallen schon die ausschließliche Herrschaft des Katholicismus aussprechen. Die Vorschrift, daß alle zwei Jahre neue Glieder in die Cortes eintreten sollten, ging aus Uneigennützigkeit und Zartheit (delicadeza) der Gesetzgeber hervor[310]); die Bestimmung einstweiliger Unveränderlichkeit der Verfassung aus Furcht vor endlosen Neuerungen. Im Verhältniß zur frühern Unbeschränktheit ist allerdings die königliche Gewalt vermindert;

doch wird wohl Niemand behaupten, daß jene zum Heile Spaniens gedient habe. Auch liegt gerade hierin die Herstellung des so oft gerühmten Altspanischen.

So die vorläufigen Einreden und Vertheidigungen: doch wurden solche staatsrechtliche Fragen und Betrachtungen zunächst durch die Kriegssorgen in den Hintergrund gedrängt.

Großer blieben diese allerdings für die Spanier und Portugiesen, solange, trotz des englischen Beistandes, die Uebermacht auf Seiten der Franzosen war. Allmälig aber änderten sich die Verhältnisse. Schon im Jahre 1809 mißlang der Feldzug Soult's gegen Portugal so sehr, daß er nach großen Verlusten das Land wieder räumen mußte. Mit stärkerer Macht drang Massena im nächsten Jahre bis in die Gegend von Lissabon, hoffend, diese Stadt zu erobern und das englische Hülfsheer in die See zu jagen. Aber Wellington hatte bei Torres Vedras eine höchst befestigte uneinnehmbare Stellung bezogen, während sich im Rücken der Franzosen neue Scharen bildeten. Deshalb trat auch Massena Anfang März 1811 seinen Rückzug an[311]), wobei die zuchtlosen Soldaten viele und arge Ausschweifungen begingen und das Elend des geflüchteten Volks erschrecklich zunahm.

Obgleich die Klagen fortdauern über Unthätigkeit der Cortes[312]), Uneinigkeit der spanischen Feldherren, Muthlosigkeit der neu eingestellten Soldaten u. dgl., machten die Spanier und Engländer doch im Ganzen Fortschritte; während die Franzosen am andern Ende der Halbinsel Cadix ohne Erfolg eingeschlossen, ja am 2. August 1812 die Belagerung aufheben mußten, weil Wellington bis in den Norden Spaniens vordrang und Joseph genöthigt war[313]), im August 1812 von Madrid nach Valencia zu entweichen. Alles wesentlich durch die Schuld Napoleon's und der französischen Marschälle. Diese waren unter sich zerfallen, und in ihren Unternehmungen keine Einheit und Uebereinstimmung, ausgenommen beim gleichartigen durch Noth oder Habgier herbeigeführten Erpressen und Rauben.

Deshalb schrieb Joseph bald nach seiner Rückkehr von Paris an Napoleon[314]): „Von allen mir gemachten Versprechungen wird nichts erfüllt: ich erhalte weder Geld, noch Anweisungen, noch Berichte von Generalen. Daher stehen die Sachen sehr übel. Soviel Befehlshaber, soviel Despoten; jeder giebt Gesetze nach Belieben, keine Uebereinstimmung, kein Ganzes. Die Völker, gepeinigt in jeder Weise, werden sich den letzten Muth, den der Verzweiflung, aneignen. Hungersnoth in den Städten, Elend auf dem Lande, das Heer seit einem Jahre unbezahlt, die Offiziere unglücklich, und Jeder ungewiß über Gegenwart und Zu-

kunft. Es steht nicht in meiner Macht, Spanien zu beglücken; ich habe nichts Gutes bewirkt und keine Aussicht, daß mir dies je gelingen werde."

Trotz dieser Verhältnisse befahl Napoleon[315]), die in Spanien gemachten Eroberungen zu erhalten und allmälig durch Vernichtung der Feinde zu erweitern. Er befahl dies während er den thörichten Krieg gegen Rußland begann und viele Mannschaft aus Spanien hinwegzog. Hiermit war des Landes Schicksal entschieden. Denn obgleich Napoleon jetzt Joseph's Rechte und Befugnisse erweiterte und ihm den Oberbefehl des Ganzen übertrug; obgleich Joseph bei der für seinen Bruder sich verdoppelnden Gefahr beschloß, auszuharren, hielten ihn doch die Marschälle für durchaus unbedeutend und gehorchten ihm so wenig[316]) als wenn er, wie einer sich ausdrückte, König von Marokko wäre.

Frühere Ansichten aufgebend, schrieb Napoleon im April 1812 seinem Bruder: „Er möge 80 Männer und selbst die in Cadix Tagsatzenden einladen, um eine Verfassung zu entwerfen."[317]) Dies dürfte um so leichter sein, da die der spanischen Cortes im Wesentlichen eine Nachahmung der Verfassung von Bayonne sei, bis auf einige ideologische Modificationen, welche an der Tagesordnung wären und zu denen man die Hand bieten müsse. In dem Maße, als die französischen Heere nicht mehr nöthig wären, sollten sie sich dereinst zurückziehen."

Alles dies kam zu spät, mit bloßen Worten ließ sich der Haß gegen Napoleon und die Franzosen nicht beschwichtigen, und was die Spanier im Unglück zornig zurückgewiesen hatten, galt ihnen im Glück für doppelt anmaßlich und verwerflich. Auch erscheint es fast lächerlich, wenn Berthier dem Könige schrieb: Der Kaiser verlangt, daß Sie mit Nachdruck und so handeln, daß man Ihnen gehorche.

Vielmehr ging die entscheidende Schlacht bei Vittoria am 21. Juni 1813[318]) verloren, und Soult war außer Stande, das englisch spanische Heer vom französischen Boden abzuhalten.

Joseph begab sich jetzt zuerst nach der Schweiz, dann nach Nordamerika, wo er mehrere Jahre leblich und beliebt als Graf von Survilliers lebte.[319]) Später kehrte er nach Europa zurück und starb in Florenz, 76 Jahre alt, am 28. Juli 1841. Ein Anerbieten, König von Mexico zu werden, lehnte er mit den Worten ab: „Ich habe zwei Kronen getragen und werde auch nicht Einen Schritt thun, um einer dritten willen." Warnend schrieb er am 11. Januar an Murat[321]): „Von dem Tage an, wo Sie sich den Verbündeten überliefern, giebt es für Sie kein morgen mehr, weil diese kein Interesse mehr haben wer-

den, Sie zu ſchonen. Frankreichs Unglück wird früher oder ſpäter auch das Ihrige ſein."

Am 12. November 1813 hatte Napoleon an Ferdinand geſchrieben: „Die gegenwärtigen Verhältniſſe meines Reichs und meine Politik veranlaſſen den Wunſch, die ſpaniſchen Angelegenheiten mit einem Male zu Ende zu bringen. Die Engländer begünſtigen daſelbſt die Anarchie und den Jakobinismus[322], ſie ſuchen die Monarchie und den Adel zu ſtürzen und eine Republik zu gründen. Er wolle ihn freilaſſen und wiederherſtellen, doch möge er alle Anhänger Joſeph's freundlich aufnehmen, ihnen ihre Rechte und Beſitzungen zurückgeben, bewirken, daß die Engländer die Halbinſel räumten und einen für Frankreich vortheilhaften Handelsvertrag abſchließen." Ferdinand antwortete ſehr höflich, verlangte aber vorher mit den Cortes oder deren Abgeordneten Rückſprache zu nehmen, denn im Fall er etwas verſpräche, was er nachher nicht halten könne, ſo würde der Kaiſer ihm zürnen und vor ganz Europa entehren. Sei Napoleon hiermit nicht einverſtanden[323], ſo werde er auch künftig erfreut und ruhig in Valençay leben und in Allem einen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit, Liebe und Zärtlichkeit erkennen.

Dennoch unterzeichnete Ferdinand am 8. Dezember 1813 zu Valençay einen Vertrag[324], worin obige Bedingungen aufgenommen waren, nannte ihn bei Ueberſendung deſſelben an die Cortes einen glücklich abgeſchloſſenen und rühmte die edle Aufnahme und Gaſtfreundſchaft, welche er in Frankreich gefunden habe. Mit vollem Rechte wieſen die Cortes jenen Vertrag zurück und verlangten, daß Ferdinand vorher unbedingt freigelaſſen und dann erſt von Spanien aus mit Napoleon unterhandelt werde. Aufs Aeußerſte, bedrängt willigte dieſer ein.[325] Am 24. März, vierzehn Tage vor des Kaiſers Abdankung, betrat Ferdinand den Boden Spaniens, welches ſieben Jahre lang für ihn heldenmüthig gekämpft hatte und wo man ihn freudetrunken und voll der glanzendſten Hoffnungen über das dem Lande und dem Volke nach ſo langen maßloſen Leiden nunmehr bevorſtehende große unausbleibliche Glück erwartete.

Dritter Abschnitt.

Es giebt Zeiten in der Weltgeschichte, wo die Gefühlvollsten am meisten zu Aeußerungen des bittersten Schmerzes hingetrieben werden, wo die überall einbrechende Dunkelheit den Glauben an Sonnen- und Tageslicht fast austilgt. Daher der Ausruf: Die spanischen Patrioten fochten für Herstellung eines schlechten Königs[325]) und einer mangelhaften Verfassung, die höhern Klassen für einen fremden Herrscher, die niedern für Unordnung und Bigoterie. Scheiden wir Wahrheit von Uebertreibung, so bleibt des Beklagenswerthen noch viel übrig.

An die Stelle der ersten traten im Jahre 1813 andere Cortes[327]), wobei sich ergab, daß die Bestimmung durchaus neue Abgeordnete zu wählen, Tüchtige ausschloß[328]), Unkundige herbeiführte und den Faden der gewünschten weiteren Entwickelung abbrach. Zwar blieben (um einen gewöhnlichen Namen zu gebrauchen) die Liberalen noch in der Ueberzahl, doch stärkten sich ihre Gegner und es bedurfte nur eines irgend bedeutenden, ihnen vortheilhaften Ereignisses, um das Uebergewicht auf ihre Seite hinzulenken. Bei diesen Verhältnissen hielten es die Liberalen für nothwendig, sich möglichst sicher zu stellen; denn in dem Maße als sich die Hoffnungen auf Ferdinand ins Grenzenlose steigerten, wuchsen auch bei Argwöhnischen und Scharfsichtigeren die Besorgnisse. Sie setzten deshalb folgende Beschlüsse durch[329]): Erst wenn der König die Verfassung in den Cortes beschworen, ist er für frei zu achten und ihm Gehorsam zu leisten. Er soll aus Frankreich keine Fremden oder Josefinos mitbringen und auf dem genau bezeichneten Wege nach Madrid reisen.

Der schon früher ausgesprochene von uns bereits mitgetheilte Tadel der Verfassung und fast aller Maßregeln der Cortes, mehrte sich durch diese neuen Beschlüsse. Wie darf man verlangen, daß der König, ohne mitzuwirken, ja ohne nur mitzusprechen[330]), eine Verfassung unverändert beschwere, deren Mangelhaftigkeit zutage liegt, welche seine Macht übermäßig beschränkt, von Unberechtigten entworfen und von Gescheidteren bereits verworfen ward? Wie darf man sein Begnadigungsrecht verkürzen und ihm vorschreiben, auf welchem Wege er sich in seine Hauptstadt begeben soll.

Gewiß war das Vertrauen auf die Billigkeit, Weisheit und Allmacht jener Beschlüsse[331]) eine große Täuschung und die letzte Entscheidung bereits in die Hände Ferdinand's übergegangen, weshalb wir nach langem Schweigen nunmehr nothwendig seine Persönlichkeit ins Auge

fassen müssen. Nicht unnatürlich aber entweicht dem Geschichtschreiber der Muth, sich, so scheint es, in einem allzu feindlichen Tone auszusprechen, und er zieht vor, Thatsachen und Zeugnisse sehr verschiedener und doch wieder sehr übereinstimmender Art als Füllsteine des bereits oben Erzählten vorzulegen:

Ferdinand's Mutter: „Mein Sohn hat keinen Charakter, am wenigsten den der Aufrichtigkeit.[332]) Er ist gefühllos, verspricht ohne zu halten, nie zur Großmuth und Milde geneigt."

Godoi: „Ferdinand zeigte schon in der Jugend[333]) er werde kein großer König werden. Nie wird er lieben, sondern nur mißtrauen und fürchten."

Ferdinand selbst: Er bittet am 28. Mai 1809, König Joseph möge den Wunsch, eine seiner Nichten zu heirathen[334]), bei Napoleon unterstützen und fügt hinzu: „Ich bitte Sie auch, mir den von Ihnen neu gestifteten Orden zu verleihen, denn ich habe den Wunsch (le désir) Ew. Majestät die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen und mein Vertrauen zu beweisen." Ferdinand feierte prachtvoll die Hochzeit Napoleon's mit Marie Luise und brachte die erste Gesundheit der erhabenen Monarchen aus. Dem Herzoge San Carlos trug er auf, in Madrid zu prüfen, ob die Cortes nicht von Treulosigkeit und Jakobinismus angesteckt wären. Wenn gut gesinnt[335]), möge er sie auffordern den in Valençay mit Napoleon geschlossenen Vertrag zu bestätigen, denn sobald er in Spanien angekommen sei, könne er ihn für abgepreßt und nichtig erklären.

Martiani: „Niemals erlangte Ferdinand die Erhebung und Würde des Charakters[336]), welche die ersten Eigenschaften des Königthums sind."

Miraflores: „Ferdinand war gelehrig für schlechten Rath[337]), um an seines Vaters Stelle zu kommen."

Martignac: „Ferdinand war der Gerechtigkeit[338]), der Dankbarkeit, dem Glücke des Volkes schuldig, Alles zu thun, was sich irgend mit Ordnung und Würde des Königthums vertrug."

Custine: „Aus Furcht ward Ferdinand zum Tyrannen."[339])

Napier: „Er hat keine Grundsätze[340]): er war ein rebellischer Sohn im Palaste, ein verrätherischer Verschwörer in Aranjuez, ein Feigling in Bayonne, ein unmännlicher, abergläubiger, kriechender Sklave in Valençay, und nach sechsjähriger Gefangenschaft ein undankbarer, grausamer Tyrann."

Bowring: „Man hat mit Recht von ihm gesagt[341]): er besitze alle Laster, aber kein Verdienst seiner Vorfahren. Seine Sitten sind grob

und ausschweifend, jedem Gefühle von Wohlwollen und Großmuth ist er unzugänglich. Nie vergab er einem vermeintlichen Feinde, vielleicht besaß er nie einen wahren Freund. Unglück diente blos dazu, die finstere Wildheit seines Charakters aufzuregen und zu erhöhen. Diejenigen, welche den von ihm weggeworfenen Zepter wieder seinen unwürdigen Händen übergaben, lohnte er mit Verfolgung, Verweisung, Gefängniß und Tod."

Ferdinand wich von dem ihm durch die Cortes vorgezeichneten Wege ab und begab sich, aller Orten beifällig aufgenommen, über Saragossa nach Valencia[342], wo er am 19. April anlangte. Hier verweilte er länger als die Cortes gewünscht oder gefordert, um sich vor weiteren Schritten genauer von den Gesinnungen der Landschaften und des Heeres zu unterrichten. Eine Rede, welche ihm sein schwacher Oheim, der Cardinal von Bourbon, darüber hielt, daß er die Krone der Volksgroßmuth verdanke und der Gehorsam mit dem Bruche der Verfassung aufhöre, bestärkte Ferdinand umsomehr in der entgegengesetzten Richtung, als der General Elio ihm seine, von den Cortes unpünktlich besoldete Heeresabtheilung unbedingt unterwarf, und 69 Mitglieder der Cortes schriftlich baten, dieselben aufzulösen und die Verfassung abzuschaffen. Vorwürfe, daß diese Bitte einen Bruch ihres auf die Verfassung geleisteten Eides in sich schließe, machten keinen Eindruck, so wenig auf die Bittsteller und andere nach Valencia eilende Personen, als auf den König.

Am 4. Mai 1814 erließ Ferdinand[343]) eine entscheidend wichtige auszugsweise hier mitzutheilende Verfügung. Sie erzählt zuvörderst die freiwillige Abdankung Karl's IV., Godoi's Vergehen, Napoleon's Treulosigkeit; sie erkennt die Verdienste der Spanier um ihr Vaterland und Ferdinand's Person an. Hierauf folgen Anklagen. „Die Regentschaft hat den Beschluß, die Centraljunta in zwei Kammern zu berufen, nicht bekannt gemacht und zum Vollzug gebracht. Die Cortes, eine geringe Zahl, maßten sich die Souveränetät an und gaben eigenmächtig Gesetze, oft unter Geschrei und Drohungen der Zuhörer. Die von ihnen angenommene Verfassung ist nicht gemäßigt monarchisch, sondern eine Volksregierung mit einer Magistratsperson an ihrer Spitze. Man hat den Mißbrauch der Presse geduldet und schmähliche Verleumdungen sind gegen mich ausgesprochen worden. Ich habe mich überzeugt, daß Spanien eine Abänderung dieser Zustände wünscht und erwartet; daher werde ich die Verfassung niemals anerkennen und beschwören. Vielmehr hebe ich sie auf, gleichwie alle damit in Verbindung stehenden Beschlüsse. Jeden Ungehorsamen trifft als Hochverräther die Todesstrafe. Ich

werde sobald als möglich Cortes einberufen, mit ihnen Alles zum Wohle des Reichs Erforderliche berathen, eine gemäßigte Regierung begründen, persönliche und gesetzliche Freiheit aufrechthalten, anständige Preßfreiheit gestatten, die Staatseinnahmen von denen der königlichen Familie trennen u. s. w. Ich verspreche und schwöre euch, ihr wahren und gesetzlichen (leales) Spanier, ihr sollt in eueren edlen Hoffnungen nicht getäuscht werden. Ich hasse und verabscheue den Despotismus; auch dulden ihn die Erleuchtung und Bildung der Völker Europas jetzt nicht mehr."

Die eifrigen Mitglieder der Cortes sahen in dieser Verfügung das höchste Unrecht, sowie den Untergang aller ihrer Hoffnungen und Zwecke; Gemäßigtere fanden bedenklich, daß Ferdinand, gleichwie früher die Cortes, so eilig und einseitig entschied; Viele freuten sich über Abschaffung des Mangelhaften und die bevorstehenden großen Besserungen; sie vertrauten Ferdinand's Schwüren und glänzenden Versprechungen.

So groß war die Vorliebe für den endlich befreiten König und den hergestellten Monarchismus, so groß das Uebergewicht der Person über jede staatsrechtliche Form, daß die Aufhebung der Verfassung, wo nicht mehr Zufriedenheit als Tadel, doch gewiß gar keine entgegengesetzten Bewegungen veranlaßte. Dem Könige stand es also frei, die Bahn der Milde und Versöhnung (wie einst Heinrich IV. von Frankreich unter viel schwierigeren Verhältnissen) zu betreten und eine neue glückliche Zeit zu begründen. Aber Ferdinand hatte nichts gelernt und nichts vergessen, und gern folgte er den Rachsüchtigen oder Furchtsamen, welche gleichmäßig zu unnöthigen, gewaltsamen, ungerechten Maßregeln hintrieben.

In der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1814 ließ Ferdinand plötzlich die zeitherigen Regenten[314], die Minister und 24 der ausgezeichnetsten Mitglieder der Cortes verhaften, darunter Martinez de la Rosa, Arguelles, Herreros, Quintana. Als eine aus ihren Feinden zusammengesetzte Behörde, keinen Grund fand sie nach den Gesetzen zu bestrafen, ernannte Ferdinand eine zweite, dann eine dritte. Aber auch diese, auch der Rath von Kastilien stimmten jener ersten Entscheidung bei und widersprachen mehrere Male dem nach Form und Inhalt gar nicht zu rechtfertigenden Verfahren. Hierauf riethen Eiferer dem Könige: er solle die Verhafteten strafen vermöge seiner souveränen Allmacht; ja ein Priester (der Herausgeber eines Blattes „Die Schildwache" benannt) sagte, man müsse sie hängen, ohne Prozeßform und gerichtliches Urtheil. Und zu Dem, was alle Gerichtshöfe und Behörden ungerecht nannten, bot der König gern die Hand, schwach und bos-

haft zugleich. 40 Personen wurden in Gefängnissen aller Art eingesperrt, nach Afrika hinübergeführt, Keinem erlaubt zu lesen, Briefe zu empfangen, Verwandte und Freunde zu sehen. Ja in dem Wahne, Männer zu schanden, welche sieben Jahre lang für Ferdinand gegen Joseph gekämpft hatten, wurden vorzugsweise angeblich entehrende Strafen auferlegt. Auch ergriffen der König und seine Helfershelfer diese Maßregeln nicht für den ersten als gefährlich bezeichneten Augenblick neuer Herrschaft, sondern ohne Reue, Milde, Versöhnung dauerte jene Tyrannei sechs Jahre lang, solange als die Gewalt der damaligen Machthaber. Ohne Zweifel hatten die Verurtheilten menschlicherweise auch geirrt und gefehlt; sah denn aber der König, diesen Splittern gegenüber, nicht den Balken in seinem eigenen Auge? Waren jene ihren Verfolgern nicht an Sittlichkeit und Geisteskraft überlegen?[315])

Am 14. Mai 1814 zog Ferdinand, seines Sieges froh, in Madrid ein. Die Bildsäule der Freiheit ward umgeworfen, jede auf die Revolution bezügliche Inschrift ausgelöscht und ein Tedeum gesungen. Das Volk jubelte in alter Anhänglichkeit, oder gedankenlos; Manche in der Hoffnung, alle die herrlichen Versprechungen des Königs würden nun, nach Wegräumung aller sachlichen oder persönlichen Hindernisse, rasch erfüllt werden. Allein die bewilligte Amnestie[316]) war (im Widerspruch mit dem Rathe Karl's IV. und den Ansichten Wellington's) äußerst beschränkt, Alle, die sich Joseph geneigt bewiesen, wurden ausgeschlossen (nur der König gab sich selbst die Lossprechung), selbst ihre Weiber und Kinder verjagt und ihr Vermögen eingezogen. Es blieb ausdrücklich anerkannter Zweck, Alles auf die Zustände vor 1808 zurückzubringen; als sei damals Alles vortrefflich gewesen und seitdem gar nichts oder nur Verkehrtes geschehen.[317]) Daher die Herstellung der Klöster, Jesuiten und der Inquisition, des Preßzwangs, der alten Verwaltungsformen[318]), daher die nie endenden Verhaftungen, Verweisungen, Bestrafungen unzähliger Beargwöhnter. Bloße Willkür galt für echte Königsmacht; und doch war der angeblich allmächtige Ferdinand in der That ein Knecht seiner eigenen Beschränktheit geworden, sich stützend auf die wilden Leidenschaften des Pöbels und derjenigen Geistlichen, welche, obwohl unwissend, fanatisch und grausam, die Herrschaft führten oder doch mit ihm theilten.

Da ganz Spanien dies Alles schweigend duldete, so glaubten der König und seine Camarilla, sie wären am Ziele; und doch gab es große, tieferliegende Schwierigkeiten, welche sich durch taktlose Willkür nicht beseitigen ließen, sondern immer mächtiger emporwuchsen. Zuvörderst die fortdauernde Finanznoth[319]), vermöge welcher die Ausgabe die Ein-

nahme weit überstieg und die Schulden ungeheuer anwuchsen. Der Finanzminister (Garay[350]) legte die Verhältnisse offenherzig dar und hoffte, nach Aufhebung einiger mittelbaren indirekten Abgaben, durch eine neue, unmittelbare direkte Steuer den Uebeln abzuhelfen. Sie ward fürs ganze Reich auf 250 Millionen Realen festgesetzt, und vertheilt vom Finanzminister auf die Landschaften, unter Aufsicht der Bischöfe und Magistratspersonen auf die Gemeinen, von Pfarrern, Schulzen und Schöppen auf die Einzelnen, und zwar nach dem gesammten sachlichen und persönlichen Besitzstande, ohne Rücksicht auf Rang und Stand. Die Gemeinen sollten von vier zu vier Monaten ein Drittel einzahlen und solidarisch für ihren Steuerbetrag haften. Bald aber zeigten sich auch in Spanien die Schwierigkeiten und übeln Folgen, welche bei Einführung einer neuen, hohen, unmittelbaren Steuer nie und nirgends ausgeblieben sind. Mit der Zahlungsunfähigkeit, insbesondere des Landvolks, wuchsen die Reste, und bei strenger Beitreibung derselben auch die Unzufriedenheit der bis dahin ruhigen Personen.

Zu dieser Finanznoth trug wesentlich das unglückliche Verhältniß zu den amerikanischen Kolonien bei. Schon Godoi war der Meinung gewesen[351]: Amerika könne fernerhin nicht auf die alte Weise regiert werden, vielmehr müsse man die Beschwerden abstellen und einen spanischen Prinzen als Vicekönig hinsenden, um Liebe und Anhänglichkeit zu vermehren. Die alte Anhänglichkeit der amerikanischen Spanier an das Mutterland[352], die Ehrfurcht der Creolen für die Spanier, die Schwächlichkeit der Indianer, der Eigennutz europäischer Monopolisten, die Abneigung gegen alle Neuerungen u. s. w. ließen indessen jedes Bemühen um Abänderung der allgemeinen Gesetze scheitern. Durch die großen Umwälzungen in Spanien, durch das Unglück der königlichen Familie und die Treulosigkeit Bonaparte's ward jene Anhänglichkeit eher erhöht als gemindert, und wenn auch die Vicekönige (mit Ausnahme dessen von Mexico) den Anträgen König Joseph's Gehör zu geben schienen, so war doch das Volk einig in seiner Feindschaft gegen den neuen Regentenstamm. Als aber die bereits mitgetheilten Maßregeln und Beschlüsse der Cortes selbst hinter den billigsten Erwartungen zurückblieben, steigerten sich die Forderungen und erweiterten sich die Pläne der Amerikaner. Sie verlangten:

1) Theilnahme aller Klassen von Einwohnern Amerikas, Westindiens und der Philippinen, an der Repräsentation und Verfassung Spaniens;

2) Erlaubniß anzupflanzen was der Boden trägt, und zu fabriziren was vortheilhaft erscheint;

3) Eröffnung aller Häfen und freien Handel nach Spanien und nach befreundeten oder neutralen Staaten;

4) Aufhebung der Regierungsmonopole gegen Entschädigung durch zweckmäßige Steuern;

5) Besetzung der Behörden zur Hälfte mit eingeborenen Amerikanern;

6) in jeder amerikanischen Hauptstadt die Errichtung einer berathenden Behörde, um Personen für die erledigten Stellen vorzuschlagen.

Die Cortes ließen diese Forderungen unberücksichtigt, ja der Präsident und die Mitglieder der großen Handelsbehörde in Cadix erklärten im Juli 1811: ein freier Handel mit Amerika richtet Spanien ganz zu Grunde, und Die welche ihn vorschlagen, sind Betrüger; sie verdienen die härtesten Strafen und die Verachtung aller Menschen und aller Zeiten. Auch verlangen die Amerikaner in Wahrheit keinen freien Handel, sie verabscheuen ihn als ihrem eigenen Interesse zuwider; — mit Einem Worte, eine Abänderung der Handelsgesetze stürzt Religion, Ordnung, Geselligkeit und Sittlichkeit um.

Napoleon und König Joseph, überzeugt, daß sie Amerika nicht für sich gewinnen könnten, suchten dessen Losreißung von Spanien in jeder Weise zu befördern. Sie ertheilten ihrem Bevollmächtigten in Baltimore, Dumolard und seinen Gehülfen, eine Anweisung[555]), worin alle revolutionären Hülfsmittel scharfsinnig nachgewiesen werden. Alle Gründe (so heißt es z. B.) zu Klagen über die spanische Regierung sind lebhaft hervorzuheben. Die Geistlichen sollen im Beichtstuhle die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer unabhängigen Regierung darthun und das Volk überreden, Napoleon sei von Gott gesandt, den Stolz und die Tyrannei der Monarchen zu züchtigen; ihm widerstehen, ist eine unversühnbare Todsünde. Man muß ferner die Indianer umständlich von den ehemaligen Frevels der Eroberer unterrichten, die trefflichen Eigenschaften der zurückgesetzten Creolen preisen und ihrer Eitelkeit durch die Behauptung schmeicheln, daß Amerika nach seiner Trennung von Spanien die Gesetzgeberin Europas werden müsse. Gegen die Geistlichen darf dagegen kein Beauftragter räsonniren, sondern deren Nutzen, ja sogar den Nutzen der heiligen Inquisition erweisen. Dieser abgeneigter Beamten muß man zu gewinnen suchen, diese aber beim Anfange der Revolution sogleich beseitigen u. s. w. — Mag diese Anweisung von den Napoleoniden ausgegangen sein oder nicht, so drängten doch alle Theile und Verhältnisse zu demselben Ziele; nur kam eine Landschaft früher, die andere später zu entscheidenden Beschlüssen. Zuerst erklärte der

Congreß von Venezuela am 5. Juli 1811 den Staat, zu dem sich mehrere Landschaften schlugen, für unabhängig. „Was die Junta", heißt es in der beigefügten Rechtfertigungsschrift, „in Spanien thut und preistet, verwirft sie in Amerika, befiehlt und straft ohne Recht und Gerechtigkeit und will, obgleich sie selbst nicht einmal gehörige Rechte besitzt, die viel klareren Rechte Anderer vernichten. Des angeblich Bewilligten ist so wenig, der erweckte Schein politischer Theilnahme so einseitig und verkehrt, daß dies Alles mehr als Spott, denn als Gewinn erscheint. Jedem Volke steht das Recht auf Unabhängigkeit zu: wir sind zu einem Volke herangewachsen und wollen von der uns vom Himmel dargebotenen Gelegenheit Gebrauch machen."

Die Verfassung Venezuelas vom 23. Dezember 1811 (man vergleiche die der Cortes) setzte fest: Die römisch-katholische Religion ist die des Staates. Der Congreß theilt sich in das Haus der Senatoren und der Repräsentanten, welche gemeinsam mit den höchsten Rechten über Krieg, Frieden, Heeresmacht und andere Zweige der Gesetzgebung bekleidet sind. Die Wahl der Repräsentanten erfolgt durch die Wahlbehörden, und die der Senatoren durch die landschaftlichen Regierungen. Die vollziehende Gewalt wird in die Hände von drei Personen gelegt, welche die Wahlbehörden ernennen. Ihnen steht die Besetzung der Kriegs- und Civilämter und die Leitung der Finanzen zu. Ein höchstes Gericht wird gegründet und die Einrichtung der Geschworenen angenommen. Weitere Abschnitte handeln von den landschaftlichen Einrichtungen, Revision der Verfassung, Volkssouveränetät und Menschenrechte, Aufnahme von Fremden, Abschaffung der Tortur und des Sklavenhandels, Bildung der Indianer u. s. w.

Alle Gewaltmaßregeln der Cortes konnten die übrigen Landschaften nicht abhalten, auf ähnlichem Wege ebenfalls vorzuschreiten; doch glaubten Manche, dieser Gang einer großen Weltbewegung lasse sich hemmen; sie hofften, Ferdinand, welcher Alles verwarf, was die Cortes gethan, werde ihnen am wenigsten auf dieser tadelnswerthen Bahn nachfolgen, sondern ein ganz anderes besseres System ergreifen, die Gemüther beruhigen, neue Verbindungsmittel auffinden und dem unnatürlichen, grausamen Bürgerkriege ein Ende machen. Statt dessen beharrten der König und seine Räthe auf allen früheren Weigerungen und vertrauten (gegen Wellington's Warnungen und Weissagungen) lediglich der Gewalt.

Seit drei Jahrhunderten, behauptete diese Partei, hat Spanien seine Kolonien väterlich regiert und Krieg und Aufruhr von ihnen ferngehalten.[34]) Und nun in Zeiten, wo das Mutterland der Anhänglichkeit

und Dankbarkeit am meisten bedurfte, giebt Amerika weder den Aufforderungen der vaterländischen Junta noch den Befehlen seines angestammten Königs Gehör, sondern stürzt sich unklug, rechtswidrig und verdammenswürdig in Abfall und Aufruhr.

Die Amerikaner entgegneten: Spanien hat seine Kolonien keineswegs väterlich regiert, sondern eigennützig und kurzsichtig zugleich, nur an seinen eigenen Vortheil gedacht und sie lediglich als Mittel für seine Zwecke betrachtet und gebraucht. Wenn keine Kriege nach europäischer Weise in Amerika ausbrachen, so war dies Folge seiner Weltstellung und nicht besondere Weisheit und Vorsicht. Ja, das vorsätzliche Hemmen aller Entwickelung und aller Fortschritte, erschien den Spaniern als Bedingung eines sicheren Friedens. Deshalb wurden die Kolonien von aller Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten[355]), ihr Verkehr untereinander vielfach gehemmt und ohne besondere oft verweigerte Erlaubniß nicht einmal eine Reise nach Europa gestattet. Der dem Boden und dem Klima so angemessene Anbau von Oel, Wein, Taback, Flachs, Hanf, Safran war verboten, um dem Mutterlande einen monopolistischen Absatz zuzusichern; auch blieb der Handel mit Taback, Salz, Pulver und Quecksilber allein in den Händen der Regierung.[356]) Um des Bergbaues willen wurden in kurzsichtiger Verblendung alle übrigen Richtungen menschlicher Thätigkeit verabsäumt und gehemmt, bis nach Erschöpfung einzelner Minen ganze Gegenden sich unerwartet wieder in Wüsten verwandelten. Infolge dieser thörichten Regierungsweise bezogen die Spanier trotz drückender Steuern weit weniger Einnahmen aus ihren Kolonien als andere Völker[357]); ja manche Landschaften, z. B. Chile, gewährten gar keinen Ueberschuß. Alle Aemter wurden allein an geborene Spanier gegeben, welche das Land weder kannten noch liebten und ihren dortigen Aufenthalt meist nur benutzten, um sich zu bereichern und thörichte Ansichten durchzusetzen. Als z. B. die Einwohner von Buenos Ayres ihre unergründlich schmutzigen Straßen pflastern wollten[358]), erklärte der Vicekönig Marquis von Loreto, hieraus würde eine unerschwingliche Ausgabe für Räderbeschläge und Hufeisen entstehen und die gewaltige Erschütterung den Häusern große Gefahr bringen.

Unter 166 Vicekönigen und 588 hohen Beamten, die ihre Stellen oft in eigennütziger Absicht erkauft hatten[359]), waren nur 18 Creolen, obwohl diese oft die hergeschickten Personen an Bildung und in der Regel an Landeskenntniß übertrafen. Vornehme gebildete Spanier wanderten fast gar nicht nach Amerika aus, sondern nur geringes Volk, was oft so unthätig als arm war. Zu der weltlichen Tyrannei gesellte sich die kirchliche und insbesondere widerstrebte die Inquisition Allem, was

ihren Grundsätzen und Ansichten irgend nicht zusagte. Sie verbot z. B. Locke, Addison, Montesquieu, Racine, Fénélon, Robertson, Robinson Crusoe u. A.[360]) Als die Mutter des Don Jose de Moras anzeigte, daß ihr Sohn einen Band von Rousseau's Werken besitze, ward er dafür einige Jahre in den Gefängnissen der Inquisition eingesperrt und entfloh endlich nach Neuorleans.

Trotz aller Anstrengungen blieb Amerika unbezwungen, und leider bot Ferdinand's Regierung nicht den mindesten Trost oder Ersatz für eine so große Erniedrigung, einen so schmerzlichen Verlust unermeßlicher Kolonien. Gleichzeitig ging auch in Europa die Achtung verloren und Spanien, das verdient hätte, seinen Thaten nach auch fernerhin eine bedeutende Rolle zu spielen[361]), ward auf dem Wiener Congreß erniedrigt, als Ferdinand durch den ungeschickten Labrador seine Stimme fast nur für die Erhaltung und Herstellung von Dingen erhob, welche Gerechtigkeit und Klugheit keineswegs empfahlen.

Ebenso wenig wie dem Könige konnte man seinen Ministern vertrauen, da er in fünf Jahren 25 Personen zu diesen Stellen willkürlich erhob und ohne alle Untersuchung und Begründung ebenso willkürlich fortjagte, ja gefangen setzte. Ohne Kraft, sich selbst einen tüchtigen Zweck vorzustecken oder die Pläne Anderer anzunehmen und auszuführen, war seine Regierung ein stetes Schwanken, Bejahen und Verneinen. Liberale, Servile, und sein in Rom lebender Vater waren drei Gespenster, welche er gleichmäßig fürchtete und welche man nur zu beschwören brauchte, um ihn willenlos zu machen, oder in eine neue Richtung hinein zu ängstigen.

Die bei des Königs Rückkehr ihm gern zugestandene Unbeschränktheit, das grenzenlose Vertrauen auf seine Gerechtigkeit und Weisheit ging allmälig verloren[362]), und ein Umschwung der öffentlichen Meinung gab sich in mannichfacher Weise kund. Man erkannte, daß Ferdinand nicht blos die Verfassung von 1812, sondern jedes freie Staatsrecht haßte, daß alle beschworenen Versprechungen rücksichtslos unerfüllt blieben und das mühsam für Spaniens Bildung und Fortschritt Erkämpfte, dem Adelsthume und dem Kirchenthume geopfert würden, obgleich diese in der That schon über das Königthum emporwuchsen. „Wahrlich die Fabel von den Fröschen, welche sich in übereilter Freude einen König gaben, gebt für Spanien in Erfüllung und Gedei's Herrschaft war besser als die jetzige, durch tausend Opfer herbeigeführte. Wir wollten uns von der Eroberung eines großen Mannes retten und endigen damit, daß wir gefesselt zu den Füßen Ferdinand's und der Inquisition niedergeworfen werden."

Llorente sagt[363]): „Alle, die irgend Geist und Einsicht besaßen, erklärten sich für die Cortes oder Joseph; Ferdinand hingegen verschmähte beide Parteien und schloß sich an die Dummen, Unwissenden und Eigennützigen.“ Der scharfsichtige Hügel berichtet[364]): „Man wollte weder das Alte noch das Neue, und Servile und Liberale wurden fast gleichmäßig beseitigt. Alle Stellen besetzte man mit Leuten, die sich zeither versteckt hatten; gegen deren Benehmen nichts zu sagen war, weil sie nichts gethan hatten; gegen deren Meinung nichts einzuwenden war, weil sie nie eine geäußert hatten; gegen deren Grundsätze sich nichts sagen ließ, weil sie keine besaßen; deren falsche Lehren nicht zu fürchten waren, weil sie nie etwas anders gelernt hatten als dulden und intrigiren. Wer irgend Kraft und Tüchtigkeit gezeigt und in so schwierigen Zeiten gedacht, gesprochen, gehandelt hatte und die Fehler der vorigen Verwaltungen kannte, ward als Liberaler anathematisirt und um so schneller aus bürgerlichen und kriegerischen Aemtern entfernt, weil andere Unfähige sich zahlreich hervordrängten.“

Zustände so arger Art erregten natürlich den Wunsch und das Bestreben, sie zu ändern; weil aber die Persönlichkeit des unwürdigen Königs und seiner schlechten Umgebungen überall hemmte und alle gesetzlichen Mittel der Besserung verschlossen waren, scheute man sich nicht Mittel zu ergreifen, welche nicht minder schlimm waren als die bekämpften Uebel. So gerieth Spanien in die Scylla und Charybdis, indem Soldatenaufstände die Freiheit begründen und eine verächtliche Camarilla wiederum die Ordnung herstellen sollte.

Als kühne, wohlgesinnte Männer, wie Porlier, Lacy, Richard, Vidal u. A. sich zuerst in jene zweideutige Bahn wagten, für ihre mißlungenen Unternehmungen aber mit dem Tode bestraft wurden, hielten der König und die Häupter der Verwaltung ihre Macht für neu befestigt und gesichert. Statt dessen gründeten die Mißvergnügten mit großer Geschicklichkeit geheime Gesellschaften für ihren Zweck, welche täglich zahlreicher und mächtiger wurden und in den von der Regierung ungerecht Verfolgten die eifrigsten Anhänger fanden. Das Andenken an frühere Thaten, die offenkundigen Uebelstände, die ungerechte Behandlung verdienter Generale, die Nichtzahlung des Soldes, Zutrauen zu sich selbst, Ehrgeiz, Habsucht, Vorliebe für wahre oder falsche Theorien[365]), die edelsten und die verkehrtesten Triebfedern und Ansichten wirkten durcheinander und miteinander und das zu unbedingtem Gehorsam angewiesene Heer ward der Mittelpunkt aller Umtriebe. Anarchie und Tyrannei erzeugten Prätorianer, die sich für Retter ihres Vaterlandes hielten und dazu berufen glaubten.

Vor Allen gehörte zu jenen Verbindungen der größte Theil der Offiziere einer ansehnlichen Heeresabtheilung, welche man im Herbste des Jahres 1819 versammelt hatte[367]), um zur Kriegführung nach Amerika übergesetzt zu werden. Höchst unzufrieden über eine Bestimmung, die ihnen ungerecht, zwecklos und gefährlich erschien, beschlossen sie, nicht allein keineswegs zu gehorchen, sondern auch in Spanien selbst eine Revolution durchzusetzen. Sie erwählten insgeheim Don Antonio Quiroga zu ihrem Oberhaupte und ihm zur Seite stellte sich Don Rafael del Riego, ohne große Anlagen und Kenntnisse, aber ehrgeizig, kühn und entschlossen. Am 1. Januar 1820 verkündeten sie die Herstellung der Verfassung von 1812, nahmen ihre abgeneigten Obern gefangen, ernannten, soweit es von ihrer Macht abhing, neue Obrigkeiten und ließen die Soldaten einen neuen Eid schwören.

Am 5. Januar sagte Quiroga den Soldaten: „Ihr waret zum Tode bestimmt, nicht (denn es ist bereits unmöglich) um Amerika zu erobern[368]), sondern um die Regierung von der Furcht vor eurer Tapferkeit zu befreien. Unterdeß würden eure Familien in der schmachvollsten Sklaverei, unter einer willkürlichen und tyrannischen Herrschaft geblieben sein."

Dem Könige schrieb Quiroga am 7. Januar 1820: „Ew. Majestät sind eine zeitlang der Gegenstand allgemeiner Verehrung gewesen. Solch Gefühl flößt das System nicht mehr ein, welches Sie angenommen, und die Personen mit denen Sie sich umringt haben, vielmehr sind diese unwürdig Ihres Vertrauens und Ihrer Güte. Die gegenwärtige Aufklärung Europas erlaubt nicht mehr, daß Völker wie ein Eigenthum der Könige regiert werden. Das Heer wird für die Freiheit sterben: ein Schicksal, das ihm vorzüglicher erscheint als dasjenige, welches ihm Vorschriften und Launen Derer bereiteten, die Ew. Majestät Herz verführen und Sie zum Untergange führen."

Trotz dieser Aufforderungen und den erheblichen Gründen zu Klagen, blieb das Volk anfangs furchtsam und ruhig. Ueberall (wird berichtet) fanden die Schritte der Patrioten Beifall[369]), überall las man mit Begierde ihre Verkündigungen, aber Niemand gesellte sich zu ihnen. Des folgenden Tages, wenn sie abzogen, wünschte man ihren Planen den besten Erfolg, und bereitete Alles zum Empfange der königlichen Soldaten vor, welche jene verfolgten.

Nur weil die Regierung weder verstand, den Aufruhr mit Nachdruck zu bekämpfen, noch mit Weisheit zu beschwichtigen, gewannen die Verschworenen Zeit und Muth, auf dem betretenen Wege zu beharren. So ward allmälig die mangelhafte Verfassung von 1812 ein Gegenstand

neuer Begeisterung und es entstand der Glaube, nur durch sie könne man sich von kirchlicher und politischer Tyrannei befreien. Während der König und seine kurzsichtigen Diener jene Bewegungen noch immer für unbedeutend hielten, erklärten sich Coruña, Saragossa, Barcelona, Pampelona u. a. für dieselbe [370]) und die Regierung in Madrid verlor täglich an Achtung und Macht.

Von allen möglichen Auswegen ward keiner ergriffen: der König stellte sich weder an die Spitze noch treuer Soldaten, um seine Gegner zu zerstreuen, noch suchte er durch Herstellung der alten Verfassung die Rückläufigen zu gewinnen, noch machte er den Freisinnigen irgend Hoffnung, er werde das in Valencia eidlich Versprochene jemals erfüllen. Am 3. März 1820 [371]) glaubte Ferdinand Alles durch die inhaltslose, unbestimmte Erklärung beruhigen zu können: er wolle Jegliches thun, was zum Glück seiner Völker und zum Glanze seiner Krone beitrage. Zwei Tage später stimmte der gesammte Staatsrath für Berufung der Cortes nach den alten Formen und am 6. billigte der König diesen Vorschlag. Stärker bedrängt und geängstet beschwur er am 7. März die Verfassung von 1812 [372]) und der Infant Carlos beglückwünschte seinen Bruder mit scheinbar lebhafter Begeisterung wegen Herstellung jener weisen Einrichtungen. [373]) In den nächsten Tagen wurden die alten Stadtbehörden Madrids wieder eingesetzt, die Inquisition aufgehoben, die Freiheit der Presse ausgesprochen, alle wegen politischer Vergehen Gefangene freigelassen und ein königliches Manifest bekannt gemacht, worin Ferdinand mit Recht vor Haß und Leidenschaft warnt, dann aber hinzufügt: „Ich werde stets die festeste Stütze der Verfassung von 1812 sein. Wir wollen aufrichtig, und ich als der Erste, auf dem verfassungsmäßigen Wege verschreiten."

So stellte sich der König nach jahrelangem Nichtsthun, nach den heftigsten Gegenmaßregeln, als sei er der eifrigste Freund eines Staatsrechts, welches er in Wahrheit verabscheute. Gewiß war der Sieg der Liberalen äußerlich vollkommen; aber schon der Ursprung desselben ließ Mißbräuche voraussehen, und einer gemäßigten Partei, welche Milde und Versöhnung bezweckte und durch verständige Minister aller Rachsucht und Verfolgung entgegenwirkte, stellte sich allmälig, wie es in Revolutionen zu gehen pflegt, eine andere gegenüber, Leidenschaft über Besonnenheit erhebend und kein Mittel scheuend, sobald es ihren Zwecken zu dienen schien. Diesen beiden Parteien widersetzten sich erst insgeheim, dann öffentlich die heftigen Feinde alles Geschehenen, und die Uebel mächtiger Klubs und einer zügellosen Presse [374]) wuchsen auf allen Seiten empor, ohne daß die Regierung Kraft genug behielt, sie zu

überwinden. Ebenso wenig waren die in den Jahren 1820—23 mehre male zusammentretenden Cortes im Stande, allen Hoffnungen zu genügen.

Ein Priester Vinuesa schrieb: „Keine Despotie, keine Anarchie, keine Camerilla, keine factiösen Cortes[375]), sondern eine freie, volksthümliche Regierung, gegründet auf alte Einrichtungen." Er ward hiefür von einer frevelnden Rotte mit kaltem Vorbedacht ermordet. Wie einst in Paris, sagte Arguelles: „Die Ermordung sei hervorgegangen aus zu großer Liebe des Volkes zur Verfassung und Gerechtigkeit; es habe das gethan, was die Behörden zu thun unterließen." Wegen dieser Vertheidigung ward Arguelles mit Recht von Gareli und Andern streng zurechtgewiesen.

Leider verließen die in Urgel zusammentretenden Royalisten ebenfalls die Bahn der Gesetzlichkeit, erklärten den König für gefangen, gehorchten der Regierung in keiner Weise, woraus umsomehr die ärgsten Verwirrungen und Unbilden entstanden[376]), als der König schon im Juni 1822 mit jenen in geheime Verbindung trat und jedes repräsentative Regierungssystem verwarf. Derselbe Ferdinand sagte in einem Manifeste vom 16. September 1822: „Ich strebe nach keinem andern Titel als dem eines konstitutionellen Königs von Spanien. Blickt dagegen hin nach jenem Throne des Hohns und der Schmach, welcher durch Betrug in Urgel errichtet ist."

Häufiger und willkürlicher Wechsel der Minister brachte mehr Schaden als Vortheil[377]), und in mehreren Theilen des Landes, ja in Madrid selbst kam es zu blutigen Auftritten, meist zwischen Bürgern und Soldaten.

Gewiß erließen die Regierung und die Cortes viele nützliche Verfügungen, oft aber wurden sie von der einen Partei gehemmt, oft von der andern zu übertrieben heftigen Maßregeln hingedrängt: — gewiß fand kaum irgend etwas allgemeinen Beifall. Wenn z. B. zur Abhülfe der außerordentlich großen Finanznoth[378]), die Aufhebung erhaltener oder hergestellter Klöster gefordert und bewilligt wurde, so klagten Andersgesinnte über Kirchenraub, Verschleuderung des selbst für heilig Geachteten, unpünktliche Auszahlung bewilligter Jahrgelder, und vermehrten Druck des Volkes durch die neuen eigennützigen Besitzer.

All das Mitgetheilte hätte die für den Augenblick siegreichen Machthaber zur Vorsicht hinweisen und veranlassen sollen, nicht blos die spanischen, sondern auch die europäischen Verhältnisse zu berücksichtigen. Statt dessen lebten sie in allzu großer Sicherheit[379]), oder hofften, mit buchstäblichem Befehlen und Rechtfertigen die Gewalt eindringender

Thatsachen beschwören zu können. Insbesondere ließen sich die Mängel der Verfassung von 1812 nicht leugnen, und ihre übereilte Nachahmung in Italien mußte die Aufmerksamkeit und Abneigung gegen dieselbe bei andern Mächten natürlich steigern. Vor allem fürchteten die in Frankreich hergestellten Bourbonen und die gegen Neapel kämpfenden Oesterreicher eine weitere Verbreitung demokratischer Grundsätze und es ließ sich bestimmt voraussehen, daß die unumschränkten Herrscher, welche selbst oder durch Bevollmächtigte in Verona zusammentraten, es für so klug als gerecht halten würden, sich in die spanischen Angelegenheiten einzumischen. Gewiß verletzte ein solches Verfahren die volle Unabhängigkeit der Spanier; aber nichts wäre gerathener gewesen als aus eigenem Antriebe unleugbare Mängel hinwegzuschaffen und dadurch jeden Vorwand fremder Einmischung abzuschneiden. Statt dessen hielt die in den Cortes überwiegende Partei pedantisch und eigensinnig an dem Buchstaben der Verfassung von 1812 fest, welcher noch auf Jahre hinaus jede Aenderung derselben untersagte.

Am 22. Dezember 1822 überreichte der französische Gesandte eine Note[380]) gegen militairische Aufstände und den Zwang, welcher dem Könige angethan werden. Gebrauch der Gewalt habe angebliches Recht der Gewalt erzeugt, wodurch auch für das benachbarte Frankreich Gefahr entstehe. Die verbündeten Mächte hätten den festen Willen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, revolutionäre Grundsätze und Bewegungen zu unterdrücken. Man antwortete: „Die fremden Mächte schwiegen, als König Ferdinand die von ihnen anerkannte Verfassung zur Seite warf. Nicht ein Soldatenaufruhr, sondern der allgemeine Wunsch des Volkes stellte sie her. Die in Verona an den Tag gelegten Besorgnisse können Spanien umsoweniger verpflichten und bestimmen, da französische Unterstützung der Unzufriedenen die Uebel wo nicht herbeiführte, doch gewiß vergrößerte."

Die österreichische Note vom 25. Dezember 1822 beginnt mit lobender Anerkenntniß der Verdienste Spaniens, klagt aber dann über die neuen revolutionären Bewegungen und ihre schädlichen Folgen für Neapel und Piemont. Und obgleich Oesterreich von dem, was in Spanien geschehe, nicht unmittelbar berührt werde, müsse der Kaiser doch alles Das immerdar mißbilligen und verdammen, was er für falsch, gefährlich und dem allgemeinen Interesse der menschlichen Gesellschaft für zuwider halte. Vor allem müsse der König von Spanien frei werden, sich dann zur Herstellung der Ruhe und Ordnung mit würdigen Männern umgeben, die unbrauchbare Verfassung abschaffen u. s. w.

Obgleich Rußland und Preußen diese Verfassung[381]) früher aner-

kannt hatten, lauteten ihre Noten den mitgetheilten ähnlich; nur ist die preußische mehr doktrinär oder belehrend über spanische Irrthümer, eitele Theorien, Verlassen aller wahren Grundsätze, Vernichtung alter Rechte, Mißhandlung der Geistlichen u. s. w.

Am 9. Januar antwortete Spanien den drei Mächten: „Die uns vorgelegten Schreiben sind voll entstellter Thatsachen, anschwärzender Voraussetzungen, ungerechter und verleumderischer Anklagen. Der König hat die Verfassung beschworen, ist im Besitze der verfassungsmäßigen Rechte, hat mit Recht das schon früher angenommene Reichsgesetz wiederhergestellt, sich nie in die innern Angelegenheiten fremder Staaten gemischt, wünscht selbst am lebhaftesten die Abstellung der Uebel, welche die Feinde der Verfassung herbeiführen, gesteht aber keiner Macht das Recht zu, sich mit spanischen Angelegenheiten zu befassen" u. s. w.

England widersprach der durch Frankreich aufgestellten Lehre vom göttlichen Rechte, Verfassungen ohne alle Mitwirkung des Volkes von oben herab zu geben, und Wellington gleichwie Canning hielten bewaffnetes Einmischen zur Abstellung einer anerkannten Verfassung für unzweckmäßig und gefährlich. Sie suchten zwischen Spanien und Frankreich zu vermitteln und auf jede Weise den Frieden zu erhalten [182]); sie ermahnten gleichzeitig die spanischen Machthaber, sie möchten dem Könige mehr Freiheit geben, die vollziehende Gewalt nicht unpassend beschränken, den schädlichen Einfluß der Clubs ermäßigen und die Verfassung in einzelnen Punkten ändern und bessern.

Alles vergeblich! Die Spanier beharrten bei ihren früheren Erklärungen und König Ferdinand sagt am 19. Februar 1823 in einer Schlußsitzung der Cortes: „Ich bin mehr als jemals von der Nothwendigkeit durchdrungen, die Verfassung aufrecht zu erhalten und in Uebereinstimmung mit den Cortes zu handeln." Er wiederholte am 1. März: „Mit allen Kräften werde ich dafür wirken, daß die Hoffnungen der Freunde freier Einrichtungen in Erfüllung gehen und Gewalt mit Gewalt vertreiben."

So kam man einer bewaffneten Einmischung immer näher, obgleich alle Parteien große Ursache hatten, davor zurückzuschrecken. Denn abgesehen von allen Gefahren und Leiden jedes Krieges, war es doch für die Ultraroyalisten eine Schmach, daß sie zur angeblichen Rettung ihres Königs Fremde beriefen, welche solange Feinde ihres Vaterlandes gewesen. Die französischen Bourbonen mußten, in Erinnerung an Spaniens früheren gewaltigen Widerstand, nicht blos dessen Erneuung, sondern auch die Untreue ihres eigenen Heeres fürchten; die Liberalen endlich, wenn nicht ganz verblendet, konnten wissen, daß Edelleute,

Geiſtliche und ein guter Theil des von dieſen geleiteten Volkes, gar nicht mit ihren Anſichten und Wünſchen übereinſtimmten. Dennoch glaubten die Royaliſten, ohne franzöſiſche Hülfe nichts erreichen zu können; die Bombonen hielten einen Verſuch, des Heeres Treue zu erproben und die Verbreitung demokratiſcher Geſinnungen zu hemmen für nothwendig und unvermeidlich. Die Liberalen endlich hofften, das Ehrgefühl der Spanier werde alle Schwierigkeiten geringachten und der Sieg den Neubegeiſterten verbleiben.

Am 2. April 1823 erließ der Herzog von Angoulême in Bayonne eine Erklärung des Inhalts[384]): „Zwei Jahre lang hat Frankreich mit beiſpielloſer Geduld unverdiente Aufreizungen und Beleidigungen ertragen, ſo den Verſuch, Soldaten zu verführen, den Aufſtand in Neapel u. ſ. w. Jetzt will man den König befreien, Geſetze, Altar und Thron herſtellen, das Volk von der Herrſchaft weniger Ehrgeiziger befreien; alsdann aber uneigennützig nach Frankreich zurückkehren.“ Eine Proklamation der neuen royaliſtiſchen Junta vom 6. April lautete ähnlich; doch ward als Zweck die Herſtellung des Zuſtandes vor 1820 ausgeſprochen, ohne eine heilſame Veränderung des früheren Regierungsſyſtems zu erwähnen.

Schon vor dem Erlaß jener Erklärung des Herzogs von Angoulême war es in Madrid zu Unruhen gekommen[385]), wo Etliche riefen: Es ſterbe der König, und am 1. März wurden neue Cortes eröffnet, welche nochmals thöricht Englands Vermittelung und den Rath des um Spanien ſo hochverdienten Wellington zurückwieſen: man möge einiges Anſtößige in der Verfaſſung ändern, um die europäiſchen Mächte und zunächſt Frankreich zu beruhigen. Als nun aber die Franzoſen unerwartet in Spanien freundlich aufgenommen wurden und faſt ohne Widerſtand raſch vordrangen, zwang man den König am 20. März, nach Sevilla aufzubrechen und verlangte, als die Gefahr auch bis hierher drang, er ſolle ſich nach Cadix begeben. Auf ſeine Weigerung nahm man ihm auf einige Tage die königliche Gewalt, gab ſie ihm aber nach der Ankunft in jener Stadt wieder zurück.

Während hier übereifrige Mitglieder der Cortes ſchwülſtige Reden voller Hoffnung hielten und der König ſeine große Anhänglichkeit an die Verfaſſung wiederholt bezeugte, verfuhr eine in Madrid eingeſetzte royaliſtiſche Behörde mit ſo arger Willkür und Grauſamkeit, daß der Herzog von Angoulême[386]) am 8. Auguſt durch eine Verfügung von Andujar, der Klugheit und dem Rechte gemäß, das Verfahren höchlich mißbilligte. Jene abſolutiſtiſchen Eiferer geriethen indeß hierüber in ſolchen Zorn und ſtellten die Verfügung von Andujar ſelbſt einigen fremden Geſandten als

ungebührliche Einmischung in die spanischen Angelegenheiten dar, sodaß der Herzog den größten Theil seiner heilsamen Vorschriften wieder aufheben und die Gräuel der fanatischen Reaktion dulden mußte.

Unterdessen waren die Franzosen vor Cadix angelangt und der General (Guilleminot [387]) schrieb am 24. September 1823: „Jede Unternehmung wider das Leben des Königs und der königlichen Familie werde an Abgeordneten, Ministern, Staatsräthen, Generalen und allen Beamten mit dem Tode bestraft werden (pasados á cuchillo)." Jener antwortete: „Die Sicherheit des Königs beruht nicht auf den französischen Schwertern, sondern auf spanischer Treue und Gesetzlichkeit. Nur das Beschießen der königlichen Wohnung bringt Gefahr, und die Waffen berechtigen blos zu kämpfen und zu siegen, nicht zu beschimpfen."

Längerer Widerstand erschien jedoch unmöglich, und um ihn abzukürzen und die Gemüther zu beruhigen, versprach Ferdinand in einem Dekrete vom 30. September [388]): „Im Fall Aenderungen der Verfassung nöthig erschienen, würde er doch eine annehmen, welche das volle Glück des Volkes begründe. Er verbürge persönliche Sicherheit, Eigenthum und Freiheit, bewillige eine allgemeine Amnestie und wolle die bisherigen bürgerlichen und kriegerischen Beamten beibehalten."

Nur 24 Stunden dauerte die täuschende Hoffnung, Ferdinand werde sich durch solche papierne Ketten fesseln lassen. Am 1. Oktober begab er sich in das französische Lager und in seiner Proklamation von demselben Tage heißt es: „Alles, was seit dem 7. März 1820 gethan und verfügt worden, ist nichtig; Alles, was die royalistische Regentschaft angeordnet hat, wird dagegen, wenigstens vorläufig, bestätigt. Das Geschehene", heißt es ferner, „ist der höchste Skandal, ein höchst verbrecherischer Verrath, eine höchst schandbare Feigheit und die scheußlichste Beleidigung meiner königlichen Person."

Noch immer hoffte man, die langen und bittern Erfahrungen seines Lebens würden Ferdinand zur Einsicht und Mäßigung gebracht und den absolutistischen Parteihäuptern die Gefahren aller Uebertreibungen gezeigt haben. Allein selbst die verständigen, milden Rathschläge des Herzogs von Angoulême wurden nirgends berücksichtigt. „Die Frucht seiner Anstrengungen war", wie ein Spanier sagt [389]), die Herrschaft einer fanatischen, unwissenden, blutgierigen Partei und man verfuhr bei den sogenannten Reinigungen (purificaciones) ohne Form und Beweis, ärger als sonst die Inquisition."

Daher schrieb Châteaubriand, der eifrigste Vertheidiger des französischen Feldzuges [390]): „Will sich die spanische Regierung einem Geiste der Rache und der Thorheit hingeben, so werden wir nicht leiden, daß

Proscriptionen unsere Siege entehren und Scheiterhaufen der Inquisition als Altäre unserer Triumphe errichtet werden. Wir wollen die Dummheiten (sottises) des Königs von Spanien und seine unüberlegten Dekrete nicht dulden, nicht wie Mitschuldige des Aberwitzes und Fanatismus erscheinen."

Diese Worte kamen zu spät; sie blieben ohne Wirkung.

Wie das Unglück der spanischen Feldzüge Napoleon stürzte, so brachte das Glück des Letzten dem Könige Karl X. mittelbar Verderben; denn es veranlaßte größtentheils die falsche Zuversicht [391]), aus welcher der Erlaß der sogenannten Ordonnanzen hervorging. Spanien endlich sah sich in seinen Hoffnungen über die beglückenden Folgen der französischen Einmischung völlig getäuscht. Die Verfolgungen und Hinrichtungen, z. B. Riego's, waren noch ärger als 1814 und die Verwaltung elend. Wollte einer der oft wechselnden Minister die Dinge zu sicherer Haltung bringen, so wurde seine Wirksamkeit gehemmt, ja durch schlechte Günstlinge gebrochen, deren Leitung sich der immer schwächer und träger und untauglicher werdende König fast willenlos hingab.

Ungeachtet all dieser gerügten Uebel [392]) hob sich Spanien während der nächsten Friedensjahre, als Ferdinand einen neuen Apfel der Zwietracht in das unglückliche Land schleuderte. Seit Jahrhunderten bestand in Spanien das Recht oder der Gebrauch, daß auch Weiber vor entfernten männlichen Verwandten den Thron besteigen konnten. Philipp V. ließ aber im Jahre 1713 ein Gesetz entwerfen [393]), wonach die Weiber erst nach dem Abgange aller Männer folgen sollten. Der Rath von Castilien erhob hiergegen Bedenken, und so ward jene Verfügung den Cortes nicht zur Berathung, sondern als königlicher Wille zur Anerkennung vorgelegt. Auf jenen sogenannten Cortes fehlte übrigens ein Drittel der Städte; Adel und Geistlichkeit erschien aber gar nicht. Trotz dieser unvollständigen und willenlosen Vertretung gab es keine Veranlassung, den neuen Bestimmungen entgegenzuwirken. Als jedoch um das Jahr 1786 die Besorgniß entstand, es dürfte in dem regierenden Hause an männlichen Erben fehlen, legte Karl III. den Cortes ein Gesetz vor, wodurch die Bestimmungen Philipp's V. aufgehoben und das Erbrecht wieder auf die Weiber ausgedehnt wurde. Die Cortes willigten ein und insbesondere erklärten die befragten Prälaten: sie seien einstimmig der festen Ueberzeugung, daß der König nach Recht und Gewissen der Bitte oder Entscheidung der Cortes beitreten könne und dürfe. Eine Bekanntmachung des neuen Gesetzes unterblieb aber, weil mittlerweile jene Besorgniß über den Mangel männlicher Erben hinweg-

fiel, ja man hielt daſſelbe ſehr geheim, bis Ferdinand VII. Veranlaſſung fand, es ans Licht zu ziehen.

Als nämlich ſeine letzte Gemahlin Chriſtine, Prinzeſſin beider Sicilien, ſchwanger ward und die Möglichkeit vorlag, daß ſie eine von Carlos, dem Bruder Ferdinand's, auszuſchließende Tochter gebähren könne, ließ ſich Ferdinand von ſeiner Gemahlin und ihren Freunden bewegen, vor der Niederkunft Chriſtinens jenes Geſetz zu veröffentlichen und nachher ſeine Tochter Iſabella zur Thronerbin einzuſetzen.

Eine andere Partei hielt dagegen an dem Erbgeſetze Philipp's V. feſt und behauptete, der König könne aus eigener Macht oder in Folge bloßer Intrigue keine neuen Vorſchriften geben. Man erwiederte: Die hiezu nöthigen Formen ſind bereits im Jahre 1786 von Karl III. beobachtet worden, und wenn Philipp V. ſich herausnahm, formlos die altſpaniſchen Einrichtungen abzuſchaffen, ſo konnte jeder ſeiner Nachfolger und am meiſten der jetzt unbeſchränkte König ſie wiederherſtellen.

Während einer faſt tödtlichen Krankheit ward indeß Ferdinand, wie Einige ſagen durch Gründe veranlaßt oder, wie Andere behaupten, durch Angſt gezwungen, ſeine ſogenannte Pragmatik vom 29. März 1830 zu widerrufen. Nach unerwarteter Herſtellung ſeiner Geſundheit erging aber eine neue Verfügung des Inhalts: Frei, ungezwungen, bei klarer Einſicht in die Täuſchungen, in welche man ihn verſetzte, erkläre der König feierlich jeden Widerruf für nichtig, denn er ſtehe in Widerſpruch mit den Geſetzen des Reichs und ſeinen Pflichten als Vater und König.

Nach Ferdinand's Tode trat der Zwieſpalt der Anſichten und Zwecke ſogleich ſchneidend hervor, denn während die Einen in der weiblichen Erbfolge die gerechte Herſtellung der altſpaniſchen Einrichtungen ſahen, hielten die Andern an dem Geſetze Philipp's feſt und verwarfen die ſpätern Beſtimmungen Karl's III. und Ferdinand's VII.

Abgeſehen davon, daß man die Rechtsfrage verſchieden beantwortete, hatten ſachliche und perſönliche Gründe den größten Einfluß. Alle Diejenigen, welche das Alte unbedingt erhalten wollten, ſchloſſen ſich jetzt an Carlos an[191]), während die Königinnen gezwungen wurden, in Denjenigen ihre Stütze zu ſuchen, welche Fortſchritte mancherlei Art für nothwendig und heilſam hielten.

So unbedeutend Iſabella anfangs als Kind war, ſoviel ſich ſpäter gegen ſie und ihre Mutter mit Recht ſagen und klagen ließ, ſtimmen Thatſachen und Zeugniſſe doch darin überein, daß der Infant Don Carlos gar keine Eigenſchaften eines tüchtigen Königs beſaß. Wir geben Proben.

Marliani sagt [395]: „Die Schwäche und Unfähigkeit des Infanten haben seine Sache zu Grunde gerichtet; er war nur ein Hinderniß für seine Partei, die ihn nicht berücksichtigte, sondern verachtete."

Custine: „Carlos ist noch bigoter als Ferdinand."

Löning: „Carlos hörte täglich drei Messen. Er ist ohne Talente und ohne Fähigkeit, etwas selbst zu leiten."

Widdrington: „Carlos war eine Sache, keine Person; die kläglichste Kreatur, die je nach einer Krone trachtete. Sein Obsiegen wäre ein großes Unglück für Spanien gewesen."

Pocomas: „Selbst in dem Heere des Don Carlos verwünschte man ihn und nannte ihn herzlos."

Barrow: „Die Basken zeigen jetzt überall gegen den zwerghaften (dwarfish) Bruder Ferdinand's die größte Verachtung, welche sein Charakter (ein Gemisch von Unfähigkeit, Feigheit und Grausamkeit), auch verdient."

Soviel auch in Lob und Tadel nach allen Seiten hin durch Leidenschaft und Vorurtheil mag übertrieben sein: Eines steht leider fest, daß ein entsetzlicher Bürgerkrieg jahrelang Spanien zerrüttete, beide Theile sich in furchtbarer Grausamkeit überboten [396] und raubsüchtiges Gesindel und gierige Amtsbewerber nur zu freien Spielraum erhielten.

Endlich wurden die Carlisten im Felde besiegt, die Einigkeit der Gemüther aber nicht hergestellt, sondern die darauf bezüglichen Bemühungen der Gemäßigten und Wohlwollenden vereitelt. Ränke der Camarilla und Soldatenaufstände, beide gleich verderblich und verdammlich, wechseln ab bis auf den heutigen Tag, und während man sich hiervon zornig abwendet, muß man bewundern, daß nach so langen Leiden der Anarchie und Tyrannei und unter solchen Herrschern, das Volk noch lebenskräftig dasteht und von den sündlichen Stürmen in den höheren Regionen nicht unrettbar fortgerissen und angesteckt ward.

Zwar ist die Herrschaft über unermeßliche Länder in andern Welttheilen für immer verloren; wir geben uns aber dennoch gern der Hoffnung hin, die auch durch ihre Lage so begünstigte Pyrenäische Halbinsel sei noch nicht dem Untergange, dem Tode anheimgefallen, sondern werde durch die Vorsehung endlich mit würdigen Herrschern beglückt, nach allen Richtungen fortschreiten und noch einmal emporblühen.

Anmerkungen.

1) Mirafloreš, Apuntes para la historia de España, I. XVI—XX.

2) Martiani, Histoire de l'Espagne moderne, I, 29.

3) Les supplices de l'inquisition ont rendu féroces les Espagnols. Mémoires d'un apothicaire, II, 77. Aehnlich wirkten die Stiergefechte.

4) Martiani, I, 9.

5) Napier, History of the peninsular war, I, 27. Foy, Mémoires, II, 278.

6) Napier, I, 39. Foy, II, 251. Martiani, I, 23. Canga Argueles, Observaciones sobre la historia de la guerra de España, I, 38. Löning, Das spanische Volk, S. 262. Jacob, Travels in Spain, S. 338, 372.

7) Littlemore, Scenes, I, 180. Vor allem das Nähere in Willkomm's Pyrenäischer Halbinsel.

8) Löning, S. 10, 36. Walton, Revolution of Spain, II, 381.

9) Arpents, Arrazados. Martiani, II, 381. Nach Foy, II, 275, besaß die Geistlichkeit ein Viertheil des Grundvermögens.

10) Löning, S. 5, 39.

11) Foy, II, 275.

12) Mémoires d'un apothicaire, II, 105.

13) Jacob, Travels in Spain, S. 132.

14) Mémoires d'un apothicaire, II, 23, 26.

15) Foy, II, 274. Löning, S. 51, 52.

16) Godoi, Memorias, I, 47.

17) Jacob, S. 291.

18) Foy, II, 277. Godoi, I, 47. Jacob, S. 111, 341. Löning, S. 363.

19) Löning, S. 362. Rigel, Erinnerungen, S. 65, 289. Poco Mas (Littlemore), Scenes in Spain, I, 132.

20) Löning, S. 119. Jacob, S. 110 fg., 168.

21) Mirafloreš, Apuntes, XXI. Martiani, I, 29.

22) Godoi, II, 157.

23) Southey, Peninsular war, I, 10, 11.

24) Coxe, Geschichte, I, 192—215. Godoi, I, 36, 129; II, 70. Historia de la guerra d'España contra Napoleon Bonaparte, I, 107, 121.

25) Godoi, I, 45, 46. Coxe, I, 142; II, 67.

26) Historia de la guerra, I, 113.

27) Coxe, I, 215. Foy, II, 172.

28) Cumplido caballero. Argueles, Observaciones, I, 316.

29) Escoiquiz, Idea sencilla del viage del Re Fernando, S. 149. Estrada, Introducion para la historia de la revolucion d'España, die heftigsten Anklagen, 45, 98.

30) Miraflores, Apuntes, S. 1. Foy, II, 175.

31) Auch ward Spanien öfters von Günstlingen regiert. Desmarets, Témoignages historiques, S. 191.

32) Es ist falsch, daß Godoi durch Musik sein Glück gemacht habe. Godoi, Memorias I, 21—31. Marliani, I, 138. Miraflores, Apuntes, S. 2. Foy, II, 249—259. Histoire de la guerre d'Espagne, I, 169.

33) Xavier, V, XXVI; I, 12. Garden, Histoire des traités de paix, XI, 123.

34) Jacob, Travels, S. 6.

35) Godoi, I, 7.

36) Foy, II, 259. Southey, I, 65. Hist. de la guerra, I, 155.

37) Godoi, I, 160—166, 316. Southey, I, 69.

38) In Hinsicht auf Bücher, Zeitschriften, Vereine. Godoi, I, 169.

39) Ebend., I, 55, 60, 72, 90—94.

40) Foy, II, 176.

41) Schöll, Histoire des Traités, IV, 321. Godoi, I, 295. Historia de la guerra d'España, I, 306. de Pradt, Mémoires sur la révolution d'Espagne, S. 4—8.

42) Southey, I, 66.

43) Godoi, I, 361—378.

44) Spanien war impotente à resistir é impossibilitada de contener á la Francia. Hist. de la guerra d'España, I, 11, 156. Schöll, IV, 391.

45) Godoi, II, 9—27.

46) Hist. de la guerra d'España, I, 125—130, 319. Argueller, II, 9.

47) Jacob, II, 157, 244.

48) Jorigné, Reise, S. 259.

49) Godoi, II, 46, 324, 334, 366; III, 85, 287.

50) Hist. de la guerra d'España, I, 159. Estrada, S. 49.

51) Godoi, III, 285; IV, 24, 36, 121.

52) Ebend., IV., 22; Escoiquiz, S. 9.

53) Hist. de la guerra d'España, I, 159.

54) Schöll, V, 375; VII, 208. Godoi, III, 94, 308, 320.

55) Schöll, V, 398. Godoi, III, 104, 144. Das Neves, Historia de invasão dos Francezes em Portugal, I, 53, 64. Schäfer, Geschichte von Portugal, V, 613, 621.

56) Hist. de la guerra d'España, I, 307. Marliani, II, 214, 215.

57) Godoi, III, 11; IV, 215. Joseph, Mémoires, IV, 252.

58) de Pradt, S. 13. Godoi, IV, 227—289; III, 227, 239.

59) Que la casa de Borbon era incompatible con la suya. Godoi, IV, 240, 244. Foy, II, 199, 282.

60) Godoi ha sido el primero á desconfiar del Emperador, y de la verdad de sus promesas. Estrada, S. 63.

61) Hist. de la guerra d'España, I, 31. Joseph, Mémoires, IV, 253. Estrada, S. 52.

62) Godoi, IV, 245, 427, 246, 254.

63) Godoi, IV, 267. Rigel, Kampf, I, 155.

64) Estrada, S. 53. Hist. de la guerra d'España, I, 165. Londonderry, History of the peninsular war, S. 12.

65) Godoi, IV, 279—81.

66) Padilla, passim.

67) Godoi IV, 275.

68) Ebend., IV, 281.

69) Ebend., IV, 282.

70) Ebend., IV, 287, 289, 301. Desmarets, S. 194.

71) Godoi, V, 120—28.

72) Ebend., V, 147.

73) Wir übergehen einzelne Abänderungen. Schöll, IX, 110. de Pradt, S. 26. Llorente, I, 7. Hist. de la guerra d'España, I, 172. Cevallos, Exposicion, S. 73.

74) Godoi, IV, 255—57; V, 127—131; VI, 79. Godoi dankte Murat für seine Freundschaft und den ihn sichernden Vertrag. Thiers, VIII, 258, 286.

75) Godoi, V, 137—140; VI, 256. Cevallos, Exposicion, S. 4. Foy, III, 97. Thiers, VIII, 291, 314. Llorente, Urkunde, S. 1. Hist. de la guerra d'España, I, 178—180. Toreno, Historia de España, I, 7. Desmarets, S. 192.

76) Thiers, VIII, 300, 280. Napoleon habe daran gedacht, eine Tochter Lucian's mit Ferdinand zu vermählen, sie aber dazu untauglich befunden und den Heirathsgedanken aufgegeben. Joseph, IV, 250.

77) Godoi, V, 112.

78) de Pradt, S. 31. Godoi, I, 17; V, 165—167, 186—189.

79) Llorente, III, 255—258. Godoi, V, 175, 231. Joseph, IV, 141. Thiers, VIII, 262.

80) Godoi, V, 213.

81) de Pradt, S. 44. Je me suis rendu coupable, — mais j'ai été surpris, j'ai dénoncé les coupables etc. Joseph, IV, 142. Godoi, V, 207.

82) Llorente, III, 14, 18. Estrada, S. 59. Auch von Papieren, welche die Königin verletzten, machte man keinen Gebrauch. Desmarets, S. 197 fg.

83) Llorente, I, 5. Godoi, V, 239, 343, 346. Thiers, VIII, 419. Historia de la guerra d'España, I, 343.

84) Carnicero, Historia de la revolucion de España, I, 40—44.

85) Godoi, III, 5, 29; V, 195, 201, 207, 211, 302. Historia de la guerra d'España, I, 183—85, 189, 191, 240. Thiers, VIII, 267.

86) Todo conspiraba á hacer una mudanza completa y una reforma general. Estrada, S. 78, ein Feind Godoi's.

87) Thiers, VIII, 311.

88) Schon 1806 hatten französische Offiziere unbehindert Festungen und die Umgegenden aufgenommen. Senft's Bericht vom 29. März im Archiv zu Berlin.

89) Cevallos, Begebenheiten, S. 10. Godoi hatte seine Zustimmung nicht gegeben. Godoi, V, 376, 379. Historia de la guerra d'España, I, 173, 214. Foy, III, 87. Azanza, S. 11.

90) Godoi, V, 289, 313, 380; VI, 1. Thiers, VIII, 349.

91) Godoi, V, 156, 272. Southey, I, 163. Estrada, S. 61.

92) Godoi, IV, 11; 308, 317, 321, 362, 370. Foy, III, 106.

93) Historia de la guerra d'España, I, 208. Thiers, VIII, 359, 366, 418, 426, 471.

94) Godoi, V, 326. Cevallos, Observaciones, S. 50. Historia de la guerra d'España, I, 46.

95) Godoi, V, 231, 304.

96) Ebend., V, 237—51.

97) Cevallos, Begebenheiten, S. 40 fg.

98) Y asegura solemnemente que jamas se mezclara. Godoi, V, 247, 253.

99) Ebend., 405—20.

100) Escoiquiz, S. 15, 123—27.

101) Godoi, V, 428.

102) Historia de la guerra d'España, I, 167—70, 194—97. Rigel, Kampf, I, 179. Foy, II, 325—30.

103) Thiers, VIII, 339, 341.

104) Foy, II, 361. Joseph, IV, 261. Thiers, VIII, 228. Napier, I, 143—53. Thiebault, Expédition du Portugal, S. 21, 55, 78. Neves, I, 190.

105) Foy, II, 388, 400; III, 11, 40. Thiers, VIII, 346. Mémoires de Louis Bonaparte, II, 137. Neves, I, 172, 177.

106) Neves, I, 201, 213.

107) Historia de la guerra d'España, I, 330—36. Joseph, IV, 263.

108) Junot erhielt für sich monatlich 12000 Crujados. Neves, I, 217; 23, 39, 30.

109) Foy, III, 23, 50, 243, 350. Southey, I, 98. Neves, I, 290.

110) Foy, III, 26. de Pradt, S. 55—66.

111) Southey, I, 163. Godoi, V, 337. Thiers, VIII, 493. Estrada, S. 66, 69.

112) Thiers, VIII, 356, 392, 428, 474, 669. Godoi, V, 380—83. Historia de la guerra d'España, I, 226, 228.

113) Importuno e visionario. Godoi, VI, 23—32.

114) Ebend., VI, 44, 289.

115) Ebend., VI, 48—55. Historia de la guerra d'España, I, 233 fg.

116) Thiers, VIII, 511, 560. Walton, Revolution of Spain, I, 144. Carnicero, I, 69.

117) Godoi, VI, 62.

118) Ebend., VI, 62. Mémoires d'un apothicaire, S. 42.

119) Godoi, VI, 11, 54. Thiers, VIII, 508.

120) Foy, III, 121, 123. Sein Vermögen bestand in spanischem Grundbesitz. Desmarets, S. 202.

121) A. v. Humboldt's Mittheilungen.

122) Mémoires d'un apothicaire, S. 29, 41.

123) Southey, I, 167. Godoi, VI, 37. Thiers, VIII, 505. Escoiquiz, S. 143, 146. Joseph, IV, 271.

124) Cevallos, S. 19.

125) Historia de la guerra d'España, I, 240.

126) Historia de la guerra d'España, I, 237, 239, 346, 355. Godoi, VI, 67, 71. de Pradt, S. 53.

127) Foy, III, 123, 136. Llorente, I, 20. Godoi, VI, 95—106, 110.

128) Southey, I, 151, 178. Godoi, VI, 132. Estrada, S. 75. Historia de la guerra d'España, I, 248—50. Thiers, VIII, 534. Jones, S. 8. Escoianiz, S. 13.

129) Thiers, VIII, 287. Godoi, VI, 128. Toreno, I, 56. Mémoires de Louis Bonaparte, II, 280.

130) Thiers, VIII, 543.

131) Godoi, VI, 175, 263. Bei Thiers (VIII, 465, 475, 514) scharfsinnige Untersuchungen über die Echtheit des Briefes. Die Gründe dafür erscheinen überwiegend, doch ward er vielleicht nicht abgegeben. Bausset, Mémoires, I, 155.

132) Ebend., I, 223.

133) Historia de la guerra d'España, I, 239, 253—55, 257, 290. Joseph, IV, 269, 270. Estrada, S. 100. Rovigo, III, 248. Southey, I, 184. Thiers, VIII, 521, 522. Godoi, VI, 114—16, 207, 214. Llorente, II, 47—53, 68. de Pradt, S. 66.

134) Godoi, VI, 129.

135) Mémoires de Louis Bonaparte, II, 290. Fouché, Mémoires, I, 366.

136) Godoi, VI, 144.

137) Historia de la guerra d'España, I, 269 fg. Mémoires d'un apothicaire, I, 43. Azanza, S. 16. Estrada, S. 81.

138) Thiers, VIII, 551.

139) Cevallos, S. 20. Godoi, VI, 279.

140) Llorente, II, 36, 39. Godoi, VI, 148. Escoianiz, S. 182. Estrada, S. 84. Southey, I, 290.

141) Escoianiz, S. 29—40. Cevallos, S. 16, 80. Joseph, IV, 472. Hist. de la guerra d'España, I, 271—73. Thiers, VIII, 551—75. de Pradt, S. 84. Im Moniteur vom 27. März stand: Le prince des Asturies monte sur le trône, couvert du sang de son père. Godoi, VI, 160.

142) Foy, III, 145 fg., 148. Llorente, II, 162. Godoi, VI, 158, 161. Cevallos, S. 17.

143) Godoi, VI, 156, 171, 309. Historia de la guerra d'España, I, 279. Bausset, I, 182. Rovigo, III, 332.

144) Historia de la guerra d'España, I, 278. Rovigo, III, 325. Escoianiz, S. 11. Thiers, VIII, 580. Southey, I, 197.

145) Godoi, VI, 207. Azanza, S. 23—29. Historia de la guerra d'España, I, 284, 292. Estrada, S. 101.

146) Thiers, VIII, 560, 594. Estrada, S. 97. Bausset, I, 183.

147) Godoi, VI, 183—87.

148) Thiers, VIII, 581. Cevallos, S. 21. Bausset, I, 200. Toreno, I, 68. Southey, I, 286.

149) Thiers, VIII, 582. Godoi, VI, 177—79. Rovigo, III, 309. Cevallos, S. 22. Estrada, S. 58.

150) Escoianiz, S. 137, 140—57, 169, 182. Thiers, VIII, 584—87. de Pradt, S. 89.

151) Escoianiz, S. 173.

152) Ebend., S. 44—52, 164.

153) Thiers, VIII, 587. Las Cases, IV, 204—10.

154) Cevallos, S. 23—29. Llorente, II, Urk. 45.

155) Estrada, S. 141. Cevallos, S. 29. Rovigo, III, 255.

156) Thiers. VIII, 343. Pauffet. I, 209. Cevallos, S. 32. Escoiquiz. S. 85.

157) Godoi. VI. 192—205.

158) Napoleon sagte zu Godoi, Bernhardi habe ihn über die spanischen Angelegenheiten angelogen. Godoi. V, 284.

159) An der Nelle nach Bayonne hatte Godoi keinen Theil. Godoi. VI. 170.

160) Thiers. VIII, 305, 309, 322. Godoi. VI. 237—50. Pauffet. I. 219.

161) Godoi. VI. 219 fg.

162) Ebend., VI. 251—74. Estrada. S. 153, 157, 170. Thiers. VIII, 603. de Pradt. S. 125. Florente. II. Urk. 45. Pauffet. I. 231.

163) Thiers. VIII, 701. Novigo. III. 285.

164) Memoires d'un Apothicaire. I. 45, 47. Pauffet. I. 232—38. Napier. I. 25. Historia de la guerra d'España. I. 295. Florente. I. 49; III. 72; IV. 109. Jones. S. 13. de Pradt. S. 135.

165) Arguelles. S. 143. Miraflores. S. 5. Foucké. I. 371. 104 todte, 54 verwundete Spanier Azanza. S. 40; Joseph. IV. 279. 300 todte verwundete Franzosen. Fox. III. 170. Von beiden Seiten 1200 Todte und Verwundete. Torreno. I. 82. Southen. I. 248. Estrada. S. 114—33. Thiers. VIII. 613.

166) Fox. III. 155. Estrada. S. 134.

167) Ebend., S. 177, 180. Thiers. VIII, 620, 615. Novigo. III. 319. Pauffet. I. 254. Cevallos. S. 35, 83.

168) Godoi. VI. 300—28. Escoiquiz. S. 57, 59.

169) Godoi. VI. 310.

170) Florente. I. 71. Estrada. S. 194. Pauffet. I. 259.

171) Garden. XI. 187. Desmarets. S. 228.

172) Estrada. S. 198. Cevallos. S. 36.

173) Thiers. VIII. 692, 693.

174) Florente. I. 76. Rigel. I. 247. Escoiquiz. S. 187. Estrada. S. 199.

175) Florente. II. 47. Talleyrand hatte zwar nicht zu allen ergriffenen Maßregeln gerathen, aber doch hinsichtlich Spaniens zur Politik Ludwig's XIV. Thiers X. 13. 18. Novigo. III. 214. Warren. S. 36. Southen. I. 676.

176) Thiers. VIII. 707. Godoi. VI. 290. Azanza. S. 59. Pauffet. I. 238. Novigo. III. 265. Estrada. S. 172.

177) Joseph. IV. 9. 222, 227 fg.

178) Ebend. IV. 177, 179. Fox. IV. 12.

179) Joseph. IV. 286.

180) Thiers. IX. 17. Rigel. I. 252.

181) Godoi. VI. 329.

182) Joseph. IV. 305, 336. Fox. III. 24. Las Cases. III. 201.

183) Florente. I. 102.

184) Ebend., II. 216. Cevallos. S. 43. Estrada. S. 211. Pauffet. I. 225.

185) Thiers. VIII. 629. Azanza. S. 31, 87. Napier. I. 30. Fox. IV. 12—16.

186) Thiers. VIII. 632. Estrada. S. 212. Fox. IV. 19—23. Arguelles. S. 52. 65. Cevallos. S. 12.

187) Joseph. IV. 292.

188) Azanza. S. 87—94. Walton. I. 136.

189) Polit. Verfassungen. II. 252.

191) Thiers, VIII, 627. Arguelles, S. 52. Walton, I, 135.

192) Arguelles, S. 49. Thiers, IX, 13. Estrada, S. 217. Martignac, Révolution d'Espagne, I, 61.

193) Historia de la guerra d'España, I, 274. Custine, L'Espagne sous Ferdinand VII, I, 175. de Pradt, S. 162. Southey, I, 12.

194) Quant à ce ramas de canaille, qui est encore sous l'influence des moines et des prêtres, une volée de coup de canon la dispersera. Rouch- I, 366. Walton, II, 63. Napier, I, 23, 31. Florente, II, 213. Richtiger weissagte Jacob im Dezember 1809 (Travels, S. 204, 235): The privileged ordres may be swept away: the peasantry and the cultivators will remain and will ultimately triumph.

195) Arguelles, S. 170 fg. Rev, IV, 19. Schepeler, I, 20.

196) Rev, II, 283. de Pradt, S. 177. San-Miguel, Guerre civile d'Espagne, S. 6.

197) Revilos, S. 24.

198) Joseph, IV, 282. Azanza, S. 58. Florente, I, 54. Espalles, S. 41.

199) Florente, III, 292; I, 121. Jacob, S. 30. Thiers, IX, 10–16. Napier, I, 33–36.

200) Arguelles, II, 91. Rev, III, 247. Willkomm, Zwei Jahre in Spanien, I, 97.

201) Arguelles, I, 55—61.

202) Noticia de las principales sucesos de España, S. 7. Joseph, V, 124. Walton, I, 132. Jones, S. 34. Rev, III, 195.

203) Actenstücke, II, 60.

204) Nigel, I, 252, 272. Thiers, IX, 17. Napier, I, 33.

205) Joseph, IV, 303. Napier, I, 108.

206) Lâche canaille und nach der Schlacht bei Espinosa infame canaille fanfaronne. Thiers, IX, 246, 414.

207) Mémoires d'un apothicaire, I, 54. Joseph, IV, 303, Rev, 28. Pouget, I, 273. Salmen, Revolucion de España, I, 111.

208) Joseph, IV, 307. Rev, III, 231; IV, 74, 108. Mémoires d'un apothicaire, I, 61. Jacob, S. 355. Napier, I, 111–17. Neding, I, 288–302. Thiers, IX, 74.

209) Jones, S. 16. Die Zahlen lauten verschieden. Florente, III, 108. Rev IV, 78, 82, 83, 103–7. Monigo, III, 413 spricht von 21,000 Infanteristen, 2000 Reitern und 40 Kanonen.

210) Nur Wenige hielten das Ereigniß für unentscheidend. Azanza, S. 106. Joseph, IV, 321. Toreno, I, 4, 211. Carnicero, I, 174.

211) Londonderry, S. 41. Palrumple, Memoires, S. 38. Nach Willkomm, Zwei Jahre in Spanien, III, 142, fand man in Dupont's Gepäck 6,000,000 Francs an Geldwerth.

212) Thiers, IX, 189.

213) Rev, IV, 113.

214) Joseph, IV, 322, 326—28; V, 16, 39. Thiers, IX, 195. Rev, IV, 121–23. Napier, I, 132, 346.

215) Napier I, 83, 191.

216) Nigel, I, 321–31. Napier, I, 155, 192–228, 248; II, 114. Jones, S. 28. Londonderry, S. 27, 75. Palrumple, S. 64, 71. Toreno, I, 5, 249

Foy, IV, 222, 296, 340, 356. Thiers, IX, 234. Southey, I, 477. Neves, II, 94, 59, 132.

217) Die Convention ward in Lissabon und Torres Vedras unterschrieben. Neves, V, 169, 192. Schäfer, V, 617.

218) 12. Juli 1808. Vol. IV, 343, 366.

219) 13., 19. Juli.

220) 11., 18. Juli.

221) 10., 19., 22. Juli.

222) 20., 21. Juli.

223) 23., 24., 26. Juli.

224) Votre gloire échouera en Espagne. IV, 383.

225) 23., 27. Juli.

226) 28., 29., 30., 31. Juli.

227) 27. Sept. Ankunft Napoleon's. Bausset, I, 308. Thiers, VIII, 21, 225, 385, 429, 441, 457; IX, 303.

228) Llorente, II, 295. Thiers, IX, 267, 307, 340. Cevallos, S. 28.

229) Joseph, V, 33.

230) Thiers, IX, 359—62.

231) Garden, Traités de paix, XI, 274.

232) de Pradt, S. 173. Rigel, I, XL; II, 368. Arguelles, S. 67. Jones, S. 20—34. Napier, I, 272—311; IV, 147. Thiers, IX, 373. Joseph, V, 125.

233) Bei Baylen ein neues Bataillon Reding's, fled and returned no more. Dalrymple, S. 39.

234) Thiers, IX, 353—466. Joseph, V, 173—92, 255. Southey, I, Cap. 14.

235) Joseph, V, 209.

236) Ebend., V, 215, 422. Rigel, I, 450; Southey, I, 720.

237) Rocca, S. 69.

238) Thiers, IX, 518. Joseph, V, 219.

239) Llorente, I, 153—56. Joseph, V, 200. Riegel, I, 462. Salmon, I, 180.

240) Azanza, S. 94. Joseph, V, 258.

241) 10. Nov. 1808.

242) 18. und 15. Jan. 1809. Auch Romana, der sich und sein Heer heldenmüthig aus Dänemark nach Spanien gerettet hatte, nannte Napoleon einen Verräther. Lacretelle, I, 41. Rigel, I, 342.

243) 16. Jan. 1809 und VI, 5.

244) 21. Febr. 1809.

245) Joseph, V, 130, 357, 364; VI, 48, 59. Schepeler I, 348.

246) Rocca, S. 127. Im August 1809 Befehl Joseph's, das Silber abzuliefern, drei Viertel soll in Papier vergütet werden. Carnicero, II, 143.

247) 19. Jan. 1809.

248) 7. März und 27. Aug.

249) Joseph, VI, 23, 282.

250) Ebend., II, 322. Jones, S. 77. Rigel, I, 529. Napier, 18.

251) 11. März 1809. Joseph, VI, 74; V, 413.

252) Ebend., V, 148 fg., 173.

253) Schönbrunn, 10. Oct. 1809.

254) Joseph, VII, 227, 239, 250, Februar 1810.

255) 27. Mai 1810. VII, 283.

256) 10. Febr. VII, 262.

257) 19. März 1810. VII, 269.

258) 17. April, 16. Juli 1810.

259) 21. Aug. 1810.

260) 7. Sept. 1808, 18. Nov. 1810.

261) 18. Febr. 1810.

262) 8. Aug. 1810. (308, 311.)

263) 31. Aug.

264) Joseph. VII, 187, 193, 429—33, 459.

265) Llorente, I, 167. Azanza, S. 173.

266) Arguelles, S. 37, 78, 174.

267) England sandte 2 Millionen Pf. St., 450 Kanonen, 200 M. Musketen, 61 M. Schwerter, 310 M. Paar Schuhe, 10 M. Zelte, 22½ M. Patronen u. s. w. Jones, S. 80.

268) Napier, I, IX—X; III, 13. Llorente, I, 169. Gesetz für Bildung der Guerrillas. Salmon, II, 8.

269) Rocca, Mémoires sur la guerre des Français en Espagne. Jacob, S. 203.

270) Joseph. VII, 188. Novigo, V, 261.

271) Martignac, I, 61. Napier, I, 62, 64; V, 28. Arguelles, II, 16, 216.

272) Mémoires d'un apothicaire, I, 74, 87. Nigel, II, 306. Napier, I, 27, 34, 36. Jones, S. 246.

273) San Miguel, S. 9 fg.

274) Löning, S. 376.

275) Mémoires d'un apothicaire, II, 93. Jacob, S. 48. Schepeler, I, 424.

276) Napier, I, 72. Joseph. VIII, 36.

277) Nigel, S. 231.

278) Mémoires d'un apothicaire, II, 90. Willkomm, I, 309. Napier, Mémoires.

279) Nigel, S. 148, 351.

280) Joseph. VIII, 135. Schepeler, I, 563.

281) Nigel, S. 44, 49, 52, 70, 86, 221 fg. Aehnliches Verfahren in Cuenca und Matapazuelos, S. 86, 348.

282) Mémoires d'un apothicaire, I, 133, 143, 248.

283) Thiers, VIII, 482.

284) Mémoires d'un apothicaire, I, 245, 296 fg.

285) Thiers, IX, 379.

286) Granada und Malaga. Joseph. VIII, 448 fg. Auch Spanier plünderten Kirchen bei Annäherung der Franzosen. Mémoires d'un apothicaire, I, 390. Thiers, IX, 544.

287) Ebend., VIII, 33.

288) Ebend., XI, 12 fg. Joseph. VI, 198.

289) Ebend., VI, 7; VII, 336, 341, 462 fg., 463, 482. Schepeler, II, 35—37. Auch die Engländer ließen sich Grausamkeiten und Plünderungen zuschulden kommen. Nigel, III, 432, 587. Kellermann's Raubsucht. Napier, III, 241. Southey, I, 427.

290) Dalrymple, S. 25. Jacob, S. 353, 375, 406. Napier, I, 300, 308. Arguelles, I, 154, 158, 213; II, 94, 101. Azanza, S. 172.

291) Miraflores, I, 3.

292) Schepeler, I, 76.

293) Llorente, I, 173. Walton, I, 138—56, 461.

294) Toreno, Staatsveränderungen Spaniens. Spanien seit dem Sturze Espartero's, S. 12. Walton, I, 161, 182.

295) San Miguel, S. 17—19. Dalrymple, S. 34. Noticia de los sucesos de España, S. 11—17. Miraflores, S. 5—7, 13. Martignac, S. 92.

296) Doch wurden manche Mitglieder der aufgelösten Centraljunta hart behandelt. Jones, S. 176.

297) Marliani, I, 183.

298) Diario de las Cortes, S. 1—5. Schepeler, I, 8.

299) Diario, S. 6.

300) Ebend., S. 14.

301) Jacob, S. 65 fg., 70. Diario, XIII, 457.

302) Schepeler, I, 8.

303) Toreno. Schepeler, I, 34. Noticia de las sucesos de España, S. 35. Glückwünsche wegen Aufhebung der Inquisition. Diario, S. 18 fg.

304) Ebend., 50, 77; VII, 32. Southey, III, 97.

305) Jacob, S. 383 fg., 403 fg. Schepeler, I, 36.

306) Diario, I, 10—12, 67, 73; IV, 169, 194; XIV, 299. Noticia de las sucesos, S. 42.

307) Napier, III, 245; IV, 154—60.

308) Polip II, 263.

309) Glückwünsche wegen der Verfassung. Diario, S. 18 fg.

310) Noticia de las sucesos, S. 20—32. Martignac, S. 126.

311) Jones, S. 60—75, 82, 116. Rocca. Rovigo, V, 77. Thiers, XI, 5, 25, 90, 93. Schäfer, V, 667.

312) Thiers, XI, 142—47. Napier, III, 59, 234, 354, 366; IV, 146. Jacob, S. 28. Southey, II, 631.

313) Llorente, I, 183. Schepeler, I, 454. Joseph, VIII, 207, 235. Thiers, XI, 9, 78; IX, 403.

314) Azanza, S. 142, 285. Joseph, VIII, 61, 79, 318, 334 fg., 383; IX, 16, 23, 86. Napier, IV, 127, 129, 346.

315) Joseph, VIII, 170, 181; 331, 250; IX, 135.

316) Rovigo, V, 161. Mémoires d'un apothicaire, II, 99—101.

317) Joseph, VIII, 253, 382.

319) Joseph, IX, 350.

320) Ebend., X, 226—43, 348, 409.

321) Ebend., X, 37.

322) Llorente, II, 395. Escoiquiz, S. 87, 93, 104 fg. Noticia de las sucesos, S. 54, 59.

323) Marliani, I, 191—95, 197. Toreno, III, 310.

324) Politisches Journal, 1814, I, 262. Southey, III, 789.

325) Marliani, I, 200.

326) Napier, I, XI.

327) Schluß der ersten Cortes, unter großem Beifall, am 14. Sept. 1813. Diario, XXII, 620.

328) Toreno. Miraflores, S. 6. Hügel, S. 116. Noticia de las sucesos, S. 45—50.

329) Ebend., S. 57. Miraflores, I, 6, 21 fg. Martiani, I, 109. 1. März 1814 die Cortes in Madrid. Carnicero, IV, 155.

330) Walton, I, 181.

331) Miraflores, S. 17.

332) Florente, II, 47—68. Ob geändert durch die Franzosen?

333) Bodoi, III, 249; V, 104.

334) Joseph, VII, 196 fg. Der Baron Kolli, welcher nie in Valençay war, konnte Ferdinand nicht verrathen. Desmarets, S. 253.

335) Martiani, 194—97.

336) Ebend., I, 252.

337) Miraflores, S. 2.

338) Martignac, I, 165.

339) Custine, VII, 221.

340) Napier, IV, 435, 486.

341) State of religion etc. in Spain, S. 14.

342) Florente, I, 254. Martiani, I, 188, 201. Politisches Journal, 1814.

343) Noticia de los sucesos, S. 61. Walton, I, 280. Martiani, I, 204. Miraflores, I, 32.

344) Nur vier entkamen. Martiani, I, 286—8, 15. Noticia de los sucesos, S. 63—65. Florente. Politisches Journal, 1814, I, 624; II, 612, 832. Pacteille, II, 136. Miraflores, S. 21.

345) Spanien vom Fall Espartero's u. s. w. S. 26. Ticknor, History of Spanish literature, I, VI.

346) Walton, I, 243. Bodoi, I, 9. Martiani, I, 234, 236. Napier, III, 111. Carnicero, IV, 271.

347) Walton, I, 207, 211. Martiani, I, 7, 144. San Miguel, S. 29. Miraflores, Apuntes, S. 22—24.

348) Carnicero, IV, 276, sagt: La que mas suspiraba la nacion era por el restablecimiento del tribunal de la inquisicion!

349) Ueber die Einnahmen der Cortes. Schepeler, I, 75.

350) Huget, S. 159—174. Martiani, I, 351.

351) Bodoi, 381.

352) Outline of the revolution in Spanish America.

353) Ihre Echtheit wird wiederholt bezweifelt. Outline of the revolution in Spanish America.

354) Haigh, Sketches of Buenos-Ayres, S. 1.

355) Caldcleugh, Travels in South-America, I, 165. Graham, Residence in Chile, S. 15. Brackenridge, Voyage to South-America, I, 35, 263. Haigh, S. 152. Hamilton, Travels in Columbia, I, 73. Notes in Columbia, S. 382.

356) Brackenridge, I, 56 fg. Caldcleugh, II, 230. Haigh, S. 152. Wilcocke, History of Buenos-Ayres, S. 96. Basil Hall, Journal on Chili, S. 245.

357) Caldcleugh, II, 14.

358) Parish, Buenos-Ayres, S. 42.

359) Outline of the revolution, S. 22. Brackenridge, I, 26. Robertson, Letters on Paraguay, I, 42, 46. Hamilton, Interior of Columbia, I, 241.

360) Brackenridge, I, 27.

361) Martiani, II, 233, 237, 293.

362) Ebend., I, 163 fg., 173, 231. Napier, I, 19. San Miguel, S. 30 fg.

363) Lorente, I, 254.

364) Hügel, S. 136.

365) Ebend., S. 187 fg. St. Julien, Précis des événements etc. d'Espagne, S. 10, 37.

366) Miraflores, Apuntes, S. 26–29. Martiani, I, 240.

367) Walton, I, 218, 226. St. Julien, S. 87–93.

368) Laumier, Hist. de la révolution d'Espagne, S. 170, 176.

369) Laumier, S. 226, 247. St. Julien, S. 151.

370) Miraflores, S. 36. Apuntes. Hügel, S. 208–221, 223. Martiani, I, 179, 244. San Miguel, S. 30 fg.

371) Laumier, S. 266 fg.

372) Martiani, I, 245–47. Miraflores, Apuntes, S. 38–46, 56; Documentos, I, 87, 88.

373) Miraflores, Documentos, I, 92 fg.

374) Ebend., Apuntes, S. 49–54, 82, 92; Documentos, I, 237–47, 167. Martiani, I, 175, 251.

375) Walton, I, 245. Miraflores, Apuntes, S. 95, 106.

376) Miraflores, Documentos, II, 77, 109 fg.; Apuntes, S. 161, 225.

377) Miraflores, Documentos, II, 14; Apuntes, S. 135, 143. Martiani, I, 274, 279.

378) Miraflores, Apuntes, S. 58, 68, 110–25. Martiani, I, 262. Löning, S. 34, 48. Pecomas, Scenes in Spain, I, 1, 101, 246–47; II, 358.

379) Martiani, I, 248–50. Miraflores, Apuntes, S. 171–75.

380) Miraflores, Documentos, II, 173–87.

381) Martiani, I, 181. Walton, I, 274.

382 Miraflores, Documentos, II, 117, 155–67.

383) Ebend., II, 191, 239.

384) Ebend., II, 40–43. Walton, I, 280.

385) Miraflores, Apuntes, S. 179–83, 187.

386) Ebend., Documentos, II, 244, 310, 294, 317, 324; Apuntes, S. 191, 207, 219–24.

387) Ebend., Documentos, II, 305; Apuntes, S. 243–45.

388) Ebend., Documentos, II, 337–39.

389) Ebend., Apuntes, S. 225, 246.

390) Martiani, I, 509.

391) Walton, I, 377, 380, 383. Martiani, I, 294, 297, 351.

392) Walton, I, 374.

393) Zopf, Die spanische Successionsfrage, S. 63–72, 114. Walton, I, 64, 354, 382–92, 408; II, 357, 361.

394) Walton, II, 14.

395) Martiani, II, 32, 75, 393. Custine, I, 377. Löning, S. 363. Widdrington, Spain and the Spaniards, I, 431; II, 289 fg. Borrow, The Bible in Spain, I, XIX. Pecomas, II, 98, 112, 121.

396) Löning, S. 135, 228, 255.

c) Reise nach Dänemark, Schweden und Norwegen.

(1838).

Die meisten Personen, welche von Berlin aus den Norden besuchen wollen, gehen zunächst nach Hamburg, ohne Lübeck zu berühren. Mit Unrecht: denn diese Stadt war Jahrhunderte hindurch das Haupt eines Bundes, der seines Gleichen nicht in der Weltgeschichte hat, und den Beweis gab, zu welcher Höhe von Einsicht und Macht echtbürgerliche Thätigkeit führen kann. Könige und Fürsten haben die Hansa überflügelt (aus sehr verschiedenen, hier nicht aufzuführenden Gründen); Theilnahme für die Einen soll aber Mitgefühl für die Anderen nicht ausschließen: sowenig wie Hannibal's Werth und Größe verschwindet, weil die Römer ihn besiegten.

In neuerer Zeit hat sich Hamburg (schon durch seine Lage wesentlich begünstigt) an Größe und Handelsreichthum weit über Lübeck emporgeschwungen; doch zeigt diese Stadt eine höchst merkwürdige Eigenthümlichkeit, welche ähnlicherweise kaum irgendwo in Deutschland anzutreffen ist. Fehlen Zeugnisse rasch erworbenen, ungeheuern Reichthums, so tritt dagegen in Lübeck die Zufriedenheit genügenden Wohlstandes überall hervor, ohne die Kehrseite beklagenswerthen Verfalls; das Schicksal scheint eine glückliche Mitte herbeigeführt zu haben. Die Straßen meist gerade, mit Fußwegen versehen, reinlich. Die ehemaligen hohen Festungswälle zu angenehmen Spaziergängen und Anlagen umgewandelt (zum Theil nach Lenné's Vorschlägen), schöne Aussichten auf die Stadt und die wohlbebaute Umgegend. Ein erfreulicher Blick auf die fortdauernde Schifffahrt und Handelsthätigkeit. Sehr sorgfältig von Backsteinen erbaute Kirchen, insbesondere die Marienkirche mit zwei schönen Bildern von Overbeck, und der Dom mit einem vortrefflichen Bilde von Hemling. Das Rathhaus, geschichtlich sehr merkwürdig, der Rathskeller an altes Vorgerichen erinnernd; mehrere alte Denkmale, so ein sehr

eigenthümliches, der Erhaltung würdiges Stadtthor. Auf der Bibliothek interessante Drucke, Handschriften, Miniaturen, Trinkhörner, ein Bildniß Wullenweber's, der sein hartes Schicksal nicht verdient hatte und dem es an Lobrednern nicht fehlen würde, wenn ihm sein Plan gelungen und im Norden eine große übermächtige Handelsrepublik gegründet wäre. Briefe Karl's XII., unwichtigen Inhalts und meist an seine Schwester Ulrike gerichtet, erweisen seine äußerst schlechte Handschrift und daß nicht blos docti male pingunt. Ein sehr jugendliches Bildniß stellt ihn dar, schön, liebenswürdig, weich; gar keine Aehnlichkeit mit dem späteren bornirten Eigensinn.

Der Weg nach Travemünde meist mit großen Bäumen bepflanzt; daselbst ein schöner Park, ein Seebad, ein weiter Blick ins Meer.

Fast mehr als alles Andere zeigen die Häuser Lübecks eine große Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit. Während die breiten Vorderseiten neuerer Häuser und Straßen wagerecht und einförmig fortlaufen, sind in Lübeck die Giebel der Straße zugewandt, sich in Absätzen zum Dachforste zuspitzend. Hierdurch erhält jedes Haus eine eigene Physiognomie, einen eigenen Charakter; sie stellen sich dar wie Personen, von denen jede dem Beschauer etwas Anderes sagt.

Der erste Grund zur Verfassung von Lübeck ward schon von Heinrich dem Löwen gelegt. Seit dem 15. bis 19. Jahrhundert gehen aber Streitigkeiten über das Maaß der Rechte des Raths, und der lange von allem Antheil an öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossenen Bürgerschaft. Man wird, trotz aller Verschiedenheit, an die Kämpfe während der römischen Republik erinnert. Derlei Kämpfe hat das lübecker Staatsgrundgesetz vom 2[illegible]. Dezember 1851 durch Klugheit und Mäßigung hoffentlich auf lange Zeit beseitigt, während in Hamburg beklagenswerthe Streitigkeiten noch immer fortdauern. Den Einwohnern Lübecks ist mehr Einfluß als zuvor, jedoch nicht in solchem Maaße zugesichert, daß die Gefahr demokratischen Uebermuths zu besorgen wäre. Ständische Abgrenzungen und Berechtigungen sind verschwunden, und das Wahlrecht den gesammten Einwohnern des Freistaats zugestanden. Demgemäß ernennen sie aus ihrer Mitte 120 Männer, welche vorzugsweise die Bürgerschaft heißen und von denen alle zwei Jahre ein Drittheil ausscheidet. Diese 120, mit unseren Stadtverordneten zu vergleichen, erwählen zu gewissen Geschäften aus ihrer Mitte einen Ausschuß von 30 Personen, der sich bei uns nicht vorfindet. Die Regierung ist in den Händen von 14 auf Lebenszeit erwählten Senatoren. Die eine Hälfte der Wähler besteht aus Senatoren, die zweite aus Mitgliedern der Bürgerschaft. Jeder ist gezwungen, die Würde eines Senators

anzunehmen. Von den 14 Senatoren sollen acht dem Gelehrtenstande angehören (darunter sechs Rechtsgelehrte), von den sechs übrigen müssen wenigstens fünf Kaufleute sein. Der Senat ernennt aus seiner Mitte einen Bürgermeister auf zwei Jahre. Nur Fremde können einstweilen als Schutzverwandte aufgenommen werden. Die Juden sind den Christen gleichgestellt.

Unbequemlichkeiten, Scherereien und Gefahren, welchen Lübeck vom Norden her ausgesetzt sein dürfte, wird der Deutsche Bund hoffentlich mit Erfolg beseitigen.

Der Brand war allerdings ein großes Unglück für Hamburg, es ist indessen wie ein Phönix aus der Asche auferstanden; ja mehr, denn es hat sich erstaunlich verschönert. Aufs geschmackvollste sind die Brandstätten, Wälle und Gräben zur Anlage schöner Straßen und Gärten benutzt. Reizende Abwechselung von Hügeln und Thälern, glückliche Vertheilung von Bäumen und Blumen, Eröffnung mannichfaltiger Aussichten. Endlich das Alsterbassin, auf drei Seiten mit sehr schönen und großen Häusern besetzt, die vierte hingegen offen und den weitesten Ueberblick gewährend, ohne sich, wie Meeresaussichten, ganz physiognomielos ins Unendliche zu verbreiten. Eine neue Kirche ist schon der Vollendung nahe, und für das Rathhaus ein gleich vortrefflicher Plan entworfen und angenommen. Meilenweit an der Elbe die schönsten Landhäuser und Gärten.

Das Alles kann nur entstehen durch angestrengte, folgerechte Thätigkeit. Wer blos Binnenstädte gesehen hat, muß erstaunen ob der jährlich sich mehrenden Ueberzahl von Schiffen aus allen Gegenden der Erde, welche den Hafen von Hamburg füllen. Die Schranken mancher Auffassungs- und Betrachtungsweise fallen zu Boden, der Gesichtskreis erweitert sich, das Entfernteste tritt uns nahe und die Menschheit erscheint als ein großes Ganzes. Hamburg ist nächst London und Liverpool die dritte welthandelnde Stadt Europas, und Deutschland, dessen idealisirte Flotte man verlachte, kann sich freuen daß es durch die Kraft einer Bürgerschaft, wenigstens an einer Stelle ebenbürtig auftreten kann.

Wozu, höre ich einwenden, dieser Götzendienst mit dem Mammon? Geld und Geldgewinn ist der einzige Zweck alles hamburger Treibens, alles Geistige verschwindet vor der Herrschaft des gemeinsten Materialismus. Kann denn aber jemals das Materielle gedeihen ohne Belebung durch den Geist? Findet nicht zwischen beiden eine beständige heilsame Wechselwirkung statt? Und ließe sich dem Tadel jener Handelswelt gegenüber nicht auch eine ernste oder spöttische Kritik einer Beam-

ten, Soldaten und Parademelt aufstellen? Jedem das Seine! Auch darf man hoffen, Hamburg werde mit Erfolg daran denken, daß Athen nicht blos die erste Handelsstadt Griechenlands, sondern auch der glänzende Mittelpunkt für Kunst und Wissenschaft war.

Mit einer neuen Stadtverfassung ist man leider noch nicht zu Stande gekommen: Folge innerer Schwierigkeiten, leidenschaftlicher Aufregung und, wie man erzählt, fremder Einmischung. Guten Rath soll man dankbar benutzen, irrigen muthig und gründlich widerlegen und zurückweisen. Sehr leicht geräth man auf diesem Boden in Irrthum, wenn man über Besonderes ohne genaue Kenntniß aus ganz allgemeinem Standpunkte aburtheilt. Hamburg z. B. ist in fünf Kirchspiele zerfällt, von denen drei verhältnißmäßig wenig, zwei dagegen sehr viele Einwohner haben. Da nun in manchen öffentlichen Angelegenheiten drei Gesammtstimmen zwei überwiegen, so entscheiden die Wenigen gegen die Vielen. Scheinbar und arithmetisch ungerecht; in Wahrheit aber wohl nützlich, da in jenen drei minder zahlreichen Kirchspielen die gebildeteren, in den zwei anderen meist ungebildete Leute wohnen. Die in Hamburg jetzt erörterten politischen Hauptfragen betreffen das Maaß der Herrschaft des Senats, die Mitwirkung der Bürgerschaft, und inwiefern es rathsam sei, an die Stelle der zeitherigen Berechtigung einer sehr großen Zahl, eine Stellvertretung, etwa wie durch Stadtverordnete, einzuführen.

Die Gegend zwischen Hamburg und Kiel ist meist unbedeutend, heidig und torfig, erst in der Nähe der letzteren Stadt bessert sich der Anblick, bis die Aussichten auf das Meer, die größten Eichen und Buchen, sowie geschmackvolle Gartenanlagen überraschen und sehr erfreuen. So Heidenau, Bellevue, der große Schifffahrtskanal und Kuoop, das Gut eines Grafen Baudissin. Hier eine große Molkerei, unzählige Näpfe voll Milch, Fässer voll Butter, Gestelle voll Käse; überall die höchste Reinlichkeit, die reinste Luft.

In Kiel wird man lebhaft daran erinnert, welcher Gewinn es für eine kleine Stadt ist, die geistig belebende Kraft einer Universität in ihren Mauern zu haben. Zuletzt ist es am besten, diese Bildungsanstalten in große und kleinere Städte zu vertheilen. Hier sind die Professoren bestimmter auf ihren Beruf hingewiesen und minder der Gefahr ausgesetzt, ihre Zeit in unfruchtbarer Geselligkeit zu vergeuden, und die Studenten werden nicht verführt, die Wissenschaft blos wie eine melkende Kuh zu betrachten und zu behandeln. Von Kiel bringt ein Dampfboot nach Korsor, dann ein Dampfwagen durch unbedeutende Gegenden nach Kopenhagen.

Kopenhagen ist nicht blos eine große, sondern im Ganzen eine schöne wohlgebaute Stadt mit langen geraden Straßen, und die geringeren Theile den älteren in München und Hamburg nicht nachstehend. Ringsum eine Ueberzahl schöner grüner Bäume, nirgends etwas Kahles, Vernachlässigtes, und zwischendurch von etlichen Hügeln die schönsten Aussichten auf Land und Meer. Landhäuser, in noch größerer Zahl (wenngleich nicht schöner als bei Berlin, Hamburg und Frankfurt a/M.) bis zu dem entfernten Thiergarten und Charlottenlund. Einen schönern Buchenwald giebt es vielleicht nicht in der Welt; doch könnte man kritteind bemerken: eine einzige Baumart sei kein malerischer Gegenstand. Mehr als der Thiergarten wird jetzt das nähere Tivoli besucht. Kaum giebt es irgend einen Ort, der soviel sogenannte Vergnügungen darböte: Concerte, Schauspiele im Freien, Ringer, Tänzer und Tänzerinnen, wilde Thiere, Essen und Trinken, Kaufmannsbuden, Carrousels, Rutschbahnen, Kegelbahnen u. s. w. An einem gewöhnlichen Wochentage sah ich hier mehr Menschen versammelt als jemals in noch größeren Städten. Hierzu trägt der sehr geringe Eintrittspreis, etwa 3 Ngr. 9 Pf., gewiß bei; obgleich ernste Dänen die anwachsende Faulheit und Vergnügungssucht lebhaft beklagten.

Die königliche Bibliothek ist in großen Räumen zweckmäßig aufgestellt: viel indische und arabische Handschriften (welche kaum Einer liest), gleich ruhig stehende alte Theologen, nordische Geschichte am reichsten, einige Breviare mit Miniaturen, insbesondere eins, welches Karl dem Kühnen gehörte, vorn ein sehr schöner Christus, der an den Hemling's erinnert. Jede große Bibliothek macht einen niederschlagenden Eindruck: von 100,000 Büchern kann man kaum eins lesen, und Bücher schreiben heißt Tropfen ins Meer tragen. Doch soll jeder seinen eigenen, kleinen Beruf tragen.

Durch die lebenslang thätige Begeisterung des Conferenzraths Thomsen sind zwei höchst anziehende, wohlgeordnete Museen entstanden, das Ethnographische und das Nordische. Das letztere enthält in seiner ersten Abtheilung Waffen, Geräthe, Werkzeuge nur von Stein; in der zweiten jüngern herrscht (bei größerer Geschicklichkeit) die Bronze; erst im dritten Zeitraum erscheint, merkwürdig verändernd, das Eisen und die Runenschrift. Herr Thomsen glaubt, daß Einwanderungen jeden großen Unterschied herbeigeführt haben. Gewiß zeigt sich die Roheit und Schwierigkeit aller Anfänge und die Langsamkeit erheblicher Fortschritte.

In dem Ethnographischen Museum steigt man ähnlicherweise von Grönländern, Neuholländern, afrikanischen und amerikanischen Wilden

aufwärts nach China, Japan, Ostindien. Kleidungen, Waffen, Wagen, Schlitten u. s. w. geben ein Bild des anfangs sehr beschränkten, allmälig sich veredelnden Daseins: eine Weltgeschichte in aufgestellten Gegenständen. Sie bestätigt folgende Sätze:

1) Die Völker und Menschenarten haben durchaus nicht gleiche Anlagen und Entwickelungsfähigkeit;

2) Die angeblich offenbarte biblische Zeitrechnung reicht für die Geschichte der Menschheit nicht aus;

3) Wir wissen nichts mit Bestimmtheit über den Ursprung der Menschen, das Verwandeln oder Nichtverwandeln der Racen, einen oder mehrere Adams. Die Ansichten und Erfahrungen hierüber sind unabhängig von der Theologie.

Die Gemäldegalerie ist weit reicher an Niederländern wie an Italienern, besonders in Bildnissen und Landschaften. Vieles ist beglaubigt, Anderes mag zweifelhaft bleiben. Genannt werden fünf Landschaften von Everdingen, fünf von Ruisdael, Bilder von Mieris, Huysum, Weenix, Wouwermann u. s. w. Auf einem Bilde von Jordaens befinden sich drei angebliche Nymphen von der widerwärtigsten Häßlichkeit; warum malt man solche Scheusale, die nicht einmal komisch sind? Die neueren dänischen Maler zeigen vorzugsweise Anlagen für Genrebilder und Volksscenen. So ist eine Darstellung der Besuchenden aus Holberg's „Wochenstube" von Marstrand höchst ergötzlich. Desto trockener und gleichartiger manche Kriegsscenen.

Für den Freund der Kunst ist in Kopenhagen Thorwaldsen's Museum weit das wichtigste. Das Vermächtniß des Künstlers an sein Vaterland und die ergriffenen Maßregeln zur Aufstellung des Empfangenen sind gleich preis- und ehrwürdig. Daher mag ich das Gebäude nicht bekritteln und z. B. fragen, warum die Wandmalereien auf der Außenseite mehr an Aegypten als an Griechenland erinnern, warum sie fast nur das Fertigschaffen der zu Schiffe angelangten Kunstwerke darstellen? Warum eine Hälfte der Tragenden und Schiebenden rothe Jacken und gelbe Hosen, die andere gelbe Jacken und rothe Hosen trägt ꝛc.

Zuvörderst muß man erstaunen über Thorwaldsen's Fleiß und die Menge seiner Werke. Ein großer Künstler erzeugt reichlich: so Sophokles, Euripides, Shakspeare, Calderon, Michel Angelo, Rafael, Thorwaldsen, Rauch. Wer Jahre braucht, eine Bildsäule, ein Gemälde, ein Gedicht sich abzupressen, ist kein reich begabter Geist. Allerdings sind die zum Theil auch nur in Abgüssen aufgestellten Werke nicht alle gleich anziehend und vollendet; viele der Bildsäulen, Gruppen, Basreliefs zeigen aber eine solche Meisterschaft in Auffassung und Ausführung, daß

jeder bescheidene Künstler der neueren Zeit Thorwaldsen gern den ersten Platz einräumen würde. Nach dem Alterthume hingewandt ist besonders eine Venus und eine Trias der Grazien von der größten Schönheit, Konradin mit dem rührendsten Ausdruck gehört dem Mittelalter; am meisten ergreifen 13 zusammengehörige Bildsäulen über Lebensgröße: Christus und die zwölf Apostel, und ein Engel mit dem Taufbecken. Die marmornen Urbilder stehen in der Frauenkirche so vereinzelt, so weit von einander getrennt, daß keine Gesammtwirkung, kein Totaleindruck möglich ist: die engere Zusammenstellung im Museum zeigt erst das Verhältniß des Lehrers und der Schüler, das Zusammengehörige und Genossenschaftliche. Thorwaldsen hat jedem einen eigenthümlichen Ausdruck zu geben versucht und äußere Abzeichen zur Verdeutlichung beigefügt. Dies genügt jedoch um so weniger, da man, fast nur mit Ausnahme des Johannes, allen Aposteln ein hohes Alter beilegt, ohne hierfür hinreichende Beweise zu haben, da man von mehreren außer ihren Namen eigentlich nichts Erhebliches weiß. Bei diesem Mangel des objectiv Gegebenen muß der Künstler willkürlich hinzuerfinden, wodurch eine feste, leicht anerkannte Charakteristik kaum erreichbar ist. Anders bei den griechischen Göttern und Göttinnen, welche, obgleich sie nicht existirten, durch reiche Dichtungen und echte Künstler wie lebendige, nicht zu verkennende Personen vor uns stehen.

Aus rein künstlerischem Standpunkte betrachtet ist ein anderes reiches Werk vielleicht noch bewundernswürdiger: Johannes der Täufer, in der Mitte hoch stehend und predigend, zu beiden Seiten Männer, Frauen, Kinder in mannichfaltigen Stellungen und mit verschiedenem Ausdrucke zuhörend. Die Anordnung des Ganzen erinnert bestimmt an Niobe; Thorwaldsen wollte sie wohl auf einen andern religiösen Boden versetzen und veredeln. An der Vorderseite der Frauenkirche viel zu hoch aufgestellt, macht das Werk einen geringern Eindruck als im Museum. Jene hochgerühmte Kirche zeigt nur einen großen überwölbten Raum ohne Seitenschiffe und Säulenstellungen. Die Doppelchöre verdecken meist die Fenster und die kurzen, engstehenden Säulen des obern sind wenigstens ungewöhnlich. Mag sich aber auch Alles im Innern rechtfertigen lassen, so ist das Aeußere doch wohl ohne Zweifel sehr mangelhaft.

Wegen der verstorbenen großen Künstler soll man die lebenden nicht zurücksetzen oder vergessen. In der Werkstatt des Bildhauers Jerichau sieht man reizende Basreliefs zur Hochzeit Alexander's und Roxane's, mehrere gelungene Büsten, einen Jäger von einem wilden Thiere angefallen, einen gefesselten, trotzigen Sklaven, Tod und Auferstehung

stehung, zwei weibliche Gestalten, für ein Grabmal bestimmt: Alles gelungene Werke, und so hinan bis zu Adam und Eva und zur lebensgroßen Gruppe, welche zuerst seinen Ruf begründete. Würdig steht ihm seine Frau zur Seite mit mannichfaltigen Gemälden, von denen ich eine in Hausandacht begriffene Familie hervorhebe.

Um die Schauspielkunst nicht ganz zu verabsäumen, sah ich den „Aeltesten" nach Dubois Daneske, und konnte (obgleich meine Sprachkenntniß nicht hinreichte, Alles zu verstehen) doch bemerken, daß Alle sehr gut auswendiggelernt, Keiner (nach der jetzt nur zu häufigen Weise) bellte, schrie oder übermäßig accentuirte, und daß Rosenkilde ein ausgezeichneter Schauspieler ist.

Anziehender war es indeß, die Abende im Freien zuzubringen; denn wer zur rechten Zeit aus Deutschland nach Dänemark und Norwegen reiset, erlebt in demselben Jahre einen dreimaligen Frühling. Erwähnung verdient hier der große in der Stadt gelegene Rosenbergsgarten. Gut angelegt, gut erhalten, reizende Blumenbeete und vor allem Gruppen und Alleen der prächtigsten Linden und Kastanien.

Es ist in der Regel weit leichter, sich an den Gegenständen der Natur und Kunst zu erfreuen, als die Verhältnisse der Menschen kennen zu lernen, und überdies bleiben alle Aeußerungen die letzten betreffend, weit mehr Irrthümern und Widersprüchen ausgesetzt. Wiederum erscheint es als Feigheit oder Ziererei, das Anziehendste und Wichtigste gar nicht zu berühren. Obgleich es nun ganz unmöglich ist, über Dänemark und Holstein mit allgemeinem Beifall zu sprechen, will ich doch versuchen, einiges Thatsachliche und minder Verletzende zu erzählen, ohne es anmaßend zu beurtheilen.

Nach der Vertreibung Christian's II. minderte sich die Macht der Könige dergestalt, daß Geistliche und Bürger eine Verstärkung der königlichen Gewalt für nützlich und nothwendig halten mußten. Die Revolution von 1660 ging indessen über das anfänglich bezweckte mittlere Maaß weit hinaus und endete insofern mit einem staatsrechtlichen Vertrett, als man den Königen durch das sogenannte Königsgesetz die allerunumschränkteste Gewalt übertrug. Hierdurch ward die Vielseitigkeit der Entwickelung gewiß beschränkt; nie aber haben die Könige von ihrer Gewalt tyrannischen Gebrauch gemacht, und es ergab sich auch hier, daß staatsrechtliche Formen zwar nie gleichgültig sind, aber auch nie allein entscheiden.

Innere Gründe, die Französische Revolution und insbesondere die Begebenheiten des Jahres 1830 richteten auch in Dänemark die Aufmerksamkeit auf die Lage der öffentlichen Angelegenheiten und das

Staatsrecht. Es erschien unpassend, die entstandene Aufregung ganz unberücksichtigt zu lassen, und man begann, um die Pyramide nicht von oben zu bauen, mit Herstellung oder neuer Begründung von Land- oder Provinzialständen für Jütland, die Inseln, Schleswig und Holstein. Die Gesetze von 1831 und 1834 nahmen verständige Rücksicht auf das Oertliche und Landschaftliche, über welches man in den Versammlungen auch allein berathen sollte.

Die Stände waren in den großen Landesabtheilungen nicht ganz gleich gebildet: sie bestanden z. B. in Holstein aus Standesherren, Adel, Geistlichkeit, Abgeordneten der Städte und des platten Landes. Jedoch nicht von jeder Abtheilung gleichviel. Man stimmte ab nach Köpfen. In Schleswig fanden ähnliche Einrichtungen statt. Im Königreiche ernannte der König zwei Personen für die Geistlichkeit, eine für die Universität; alle anderen wurden von den großen und kleinen Landeigenthümern gewählt. Obgleich diese berathenden Landstände nur auf ihre Landschaft angewiesen waren, führten doch die zum Theil aus Finanznoth herrührenden Vorlagen der Regierung über diesen streng abgegrenzten Kreis der Thätigkeit hinaus, und immer mehr that sich, wo nicht die Neigung, doch das Bedürfniß kund, für den Gesammtstaat (mit oder ohne Holstein?) eine einheitliche Verfassung zu entwerfen. Es kam jedoch bei der Abneigung König Friedrich's VI. zu keiner weiteren staatsrechtlichen Veränderung, und erst unter Christian VIII., welcher 1839 den Thron bestieg und einst (1814) Norwegen die freieste Verfassung verlieh, rechneten Freunde der Neuerungen auf durchgreifende Maßregeln in ihrem Sinne. Er war aber nicht geneigt, über landschaftliche Versammlungen hinauszugehen.

König Friedrich VII. bestieg den Thron am 20. Januar 1848, und bald darauf erfolgten in mehreren Ländern Europas Umwälzungen, welche auch auf den dänischen Staat den größten Einfluß hatten. Es kam zu einer bejammernswerthen Fehde zwischen nahverwandten, lang verbundenen Stammgenossen, und obgleich man das Aeußerste der gegenseitigen Forderungen vertragsmäßig zurückgenommen hat, ist doch leider kaum Mäßigung, vielweniger aufrichtige Liebe zurückgekehrt. Anstatt jedoch diese Wunden näher zu untersuchen und wieder aufzureißen, genügt der hier folgende kurze Bericht.

König Friedrich VII. ernannte 50 Personen und ließ nach allgemeinem Stimmrechte 100 erwählen, um einen vorgelegten Verfassungsentwurf zu begutachten. Er ward nach einigen Abänderungen und Zweifeln am 5. Juni 1849 vom Könige vollzogen. Die seither schrankenlose königliche Gewalt ward allerdings durch den neugeschaffenen, zur

wesentlichen Theilnahme an der Gesetzgebung berechtigten Reichstag, nunmehr beschränkt oder geregelt. Er bestand aus zwei Kammern, dem Volksthing und Landsthing. Für jenes fand ein allgemeines unmittelbares Wahlrecht statt; für dieses eine Wahl in zwei Abstufungen, und zwar in erster Stufe von denselben Wählern und von Wahlmännern in der zweiten Stufe. Von den Erwählten zum Volksthing verlangte man keine besonderen Eigenschaften, während die zum Landsthing Erwählten 150 Thaler Steuer zahlen oder 900 Thaler Vermögen nachweisen sollten. Die Mitglieder des Volksthing wurden auf drei, die des Landsthing auf acht Jahre gewählt, von welchen Letztern die Hälfte nach vier Jahren ausschied. Der Reichstag versammelte sich jedes Jahr im Oktober, die Mitglieder erhielten Tagegelder. Jeder stimmte ohne besonderen Auftrag, nach eigener Ueberzeugung. Die Minister hatten Zutritt zum Reichstag und Stimmrecht, sofern sie zu Mitgliedern erwählt waren. Auf den Grund eines Glaubensbekenntnisses durfte Keinem der volle Genuß seiner bürgerlichen und politischen Rechte entzogen werden.

Obgleich Viele in dieser Verfassung einen Fortschritt aus dem schrankenlosen Absolutismus sahen, beseitigte sie doch keineswegs alle Zweifel und Einwendungen. Ja, zu denselben trat in Dänemark noch eine ganz eigenthümliche und schwierige Frage: über das Thronerbrecht. Da nämlich der König und sein nächster Nachfolger keine Kinder hatten, so stand das Aussterben des regierenden Hauses bevor, und die Ansichten über das fernere Erbrecht und das bevorstehende Schicksal des Reichs gingen weit auseinander. Die Einen behaupteten: Nach Gesetz und Herkommen stehe das Erbrecht der näheren und entfernteren Verwandten unwandelbar fest und müsse zur Anwendung kommen. Die Anderen entgegneten: Auf diese Weise werde die dänische Monarchie in mehrere Theile zersplittert, ein Schicksal, das jedem echten Freunde seines Vaterlandes entsetzlich und unerträglich erscheine. Durch Vertrag mit den Berechtigten müsse einer solchen Gefahr vorgebeugt werden oder, sofern dieser Ausweg Schwierigkeiten finde, müsse der König, zufolge des ihm laut des Königsgesetzes zustehenden Rechts, selbstständig und heilbringend entscheiden. Alle Berechtigten (nur mit Ausnahme des Herzogs von Augustenburg) entsagten freiwillig und großmüthig ihren Ansprüchen, und diesem ward entgegnet, seine Linie sei abgefunden, habe nach deutschem Lehnrecht und jenem Königsgesetze kein Erbrecht, oder sich dessen durch geringe Heirath und Felonie verlustig gemacht. Der Antrag des Königs von Dänemark und seiner einwilligenden Verwandten: alle Erbrechte auf den Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein Sonderburg-Glücksburg und seine männlichen Nachkommen zu übertragen, ward

von den europäischen Mächten in London angenommen und verbürgt, und dadurch jede Gefahr einer Zerstückelung der dänischen Monarchie nach verschiedenen Erbansprüchen beseitigt. Für den Fall, daß die Nachkommen des Prinzen Christian ausstürben, würden nach Rußlands Erklärung, welche der jetzigen Entsagung beigefügt ist, die Rechte der zwei jüngern Zweige des Hauses Holstein-Gottorp vorbehalten bleiben, oder wieder aufleben. Im Allgemeinen sagt das dänische Erbgesetz: wenn das Aussterben der neuen Linie bevorsteht, soll der letztregierende König für die weitere Thronfolge so Sorge tragen, daß die Integrität der Monarchie und die Rechte der Krone auf die am meisten sichernde Weise erhalten werden, in Uebereinstimmung mit dem zweiten Paragraphen des Londoner Protokolls vom 2. Mai 1851. Daselbst heißt es: „Die Mächte verpflichten sich, im Fall des Aussterbens der neuen Linie Christian's, die Eröffnungen in Betracht zu ziehen (à prendre en considération), welche der König von Dänemark ihnen vorzulegen für gut finden wird."

Durch dieses neue Erbgesetz war allerdings eine Hauptsorge und Gefahr hoffentlich auf lange Zeit beseitigt; wogegen viele Gründe und Ereignisse besonders in den Herzogthümern die Ueberzeugung hervorriefen, es könne die Verfassung von 1849 so nicht fortbestehen. Die Regierung legte deshalb ein neues Gesetz vor und der Reichstag gab einfach seine Zustimmung. Sonderbarerweise kommen die Bestimmungen der ältern Urkunde von 1849 nur noch für die Provinzialstände Jütlands und der Inseln zur Anwendung, und diese Provinzialstände führen den Namen Reichstag, während die durch die neue Verfassung vom 2. Oktober 1855 für das ganze Reich berufene staatsrechtliche Körperschaft Reichsrath genannt wird.

Diese neue Verfassung enthält, verglichen mit der von 1849, sehr wesentliche Veränderungen. So erweitert sie in mehreren Punkten die königliche Macht oder bestimmt doch ihre Grenzen genauer, sowie den Geschäftskreis der neuorganisirten Provinzialstände. Der Reichsrath besteht nur aus einer Kammer, zu welcher der König 20 Männer auf zwölf Jahre ernennt. 30 Mitglieder ernennen die Mitglieder der Provinzialstände auf vier Jahre, und wiederum 30 werden auf dieselbe Zeit durch unmittelbare allgemeine Wahlen erhoben. Von den durch den König ernannten Reichsräthen sollen (nach der Volksmenge berechnet) zwölf aus dem Königreiche, drei aus Schleswig, vier aus Holstein, einer aus Lauenburg sein. Von den 30 durch die Provinzialstände zu ernennenden Reichsräthen fallen 18 auf das Königreich (oder den sogenannten Reichstag), auf Schleswig fünf, auf Holstein fünf, auf Lauen-

burg einer. Durch unmittelbare allgemeine Wahl (ebenfalls nach der Volksmenge) auf das Königreich siebzehn, Schleswig fünf, Holstein acht. Jeder unbescholtene fünfundzwanzigjährige Mann ist wählbar; Wähler aber nur eine höhere Steuer Zahlende, oder Landbesitzer. Der König ernennt den Präsidenten und Vicepräsidenten des Reichsraths. Man spricht dänisch oder deutsch und führt die Protokolle in beiden Sprachen; aber die Beschlüsse werden nur dänisch ausgefertigt. Die Mitglieder des Reichsraths sind durch keine Vorschrift ihrer Wähler gebunden. Nur die Regierung hat die Initiative, kann aber nach der zweiten Lesung ihre Anträge ändern oder beibehalten, und zur Annahme oder Verwerfung im Ganzen, in Bausch und Bogen vorlegen. Bestätigt der König einen Gesetzentwurf nicht binnen drei Monaten, so fällt er und kann in derselben Sitzung nicht wieder eingebracht werden. Anträge auf Veränderung der Verfassung bedürfen wenigstens zwei Drittheile der Stimmen. Neben dem Reichsrathe bestehen auch Provinzialstände nach bestimmten Vorschriften und abgegrenzten Rechten. Die Verhältnisse Holsteins und Lauenburgs zum Deutschen Reiche erleiden keine Veränderung.

Die Urtheile über diese neue Verfassung vom 2. Oktober 1855 lauten sehr widersprechend. Gegner derselben behaupten: Die Aufgabe, für die ganze dänische Monarchie, ohne Zustimmung der Provinzialstände eine Gesammtverfassung zu entwerfen und einzuführen, ist ungerecht, verkehrt, unlösbar. Sprache, Sitten, Gesetze, Herkommen, Rechte, Neigungen, staatsrechtliche Verbindungen der einzelnen Theile sind so verschieden, daß ein solcher Versuch mehr Streit und Unzufriedenheit als Einigkeit erzeugen muß. Lasse man doch Holstein, Schleswig, Lauenburg ihre bisherigen Einrichtungen, ihre Selbständigkeit; denn die neu organisirten Landstände geben dafür umsoweniger Ersatz, als die wichtigsten Gegenstände (z. B. Finanzen und Kriegswesen) wesentlich dem dänischen Reichsrathe zugewiesen sind, in welchem die Abgeordneten jener Landschaften in einer steten, unwürdigen Minderzahl bleiben und von den Dänen hochmüthig überflügelt werden. Was zur Erhaltung und Erleichterung der einzelnen Theile vorhanden ist (so die Domänen), wird vom neuerfundenen und übermächtigen Mittelpunkt aus nach Belieben behandelt und unter großem Verlust der früher Berechtigten, zum Besten anderer Landschaften in den gemeinsamen Topf geworfen. Zuletzt versteckt sich hinter dem neuerfundenen Einkammersystem nur die Allgewalt der Bureaukratie mit zustimmenden Knechten. Unter dem Namen von Verwaltungsmaßregeln wird jeder heilsame und gesetzmäßige Antheil an der Gesetzgebung willkürlich und rechtswidrig bestritten und vereitelt.

Ja, hinausgehend über Alles, was die unumschränkten Könige Dänemarks, was die grausamsten Tyrannen gewagt und versucht haben, raubt man uns: die vollkommenere Sprache, die religiöse Belehrung und die menschliche Erziehung!

Hierauf wird von eifrigen Dänen entgegnet: „Es ist grundverkehrt, in einem und demselben Staate drei oder gar vier Körperschaften aufstellen zu wollen, deren Beschlüsse sich ohne Zweifel oft widersprechen und gegeneinander aufheben würden. Das Allgemeine (wozu ohne Zweifel zunächst Finanzen und Kriegswesen gehören) muß an Einer Stelle berathen und festgesetzt werden; das Landschaftliche dagegen ist unverkürzt den Provinzialständen überwiesen. Leider aber scheint es, daß diese Recht und Freiheit vorzugsweise in der Erhaltung ungerechter und schädlicher Vorrechte sehen. Daß die minder bevölkerten Theile nicht soviel Abgeordnete wählen wie die zahlreich bevölkerten, ist natürlich und gerecht; oder welchen andern Grundsatz der Vertheilung als die Bevölkerung will oder kann man aufstellen, ohne in Ungerechtigkeit oder Zerstückelung der Monarchie zu gerathen? Die schottischen und irländischen Abgeordneten bleiben im britischen Parlament stets in der Minderzahl, ohne hierüber Klage zu erheben. Daß der König seine wenigen Domänen, so wie schon früher auch fernerhin, in der ihm zweckmäßig erscheinenden Weise benutzen oder mit Zustimmung des Reichsraths vortheilhaft veräußern will, schließt keine Ungerechtigkeit in sich, und sowie die Herzogthümer (als Theile eines organischen Ganzen) dem übrigen Dänemark zu Hülfe kommen müssen, so werden auch dänische Einnahmen für jene verwandt werden. Nirgends wird die Ausrottung der deutschen Sprache bezweckt; im Gegentheil lernen viel mehr Dänen deutsch, als Deutsche dänisch, und nur da werden dänische Prediger und Schullehrer angestellt, wo die Zahl der Dänen überwiegt, oder doch zur Besoldung zweier Prediger und Schullehrer für zwei Sprachen die Geldmittel nicht zureichen.

Keineswegs sind Gesetze, Herkommen, Sitten u. s. w. so verschieden, daß eine engere Verbindung des gesammten Vaterlandes dadurch unmöglich würde: nur Der widerspricht, welcher sich zu dem Gedanken eines größern, gemeinsamen Vaterlandes nicht erheben kann oder will. Oder sollen wir, nachdem uns Norwegen entrissen worden, unser Vaterland nochmals nach Willkür dritteln oder viertheilen lassen? Für andere Staaten mögen zwei Kammern oder drei, vier Stände angemessen sein. In Dänemark fehlen dazu die Bestandtheile und ein Reichsrath genügt für die vorliegenden Zwecke. Daß aber die Abgeordneten nicht willenlose Knechte sind, zeigen die Verhandlungen und Abstimmungen zur

Genüge. Endlich hat der deutsche Bundestag, mit dessen Einwirkung man auch wohl droht, ja überall den Absolutismus der Fürsten in Schutz genommen und wird, wie bei allen europäischen Angelegenheiten, höchstens Worte geben, welche zu beantworten nicht schwer fallen kann." — So die eifrigen Dänen.

Es wäre unpassend, über diese kurzen Andeutungen hinaus hier in eine umständlichere Darlegung und Beurtheilung einzugehen. Unbefangene, welche außerhalb aller leidenschaftlichen Aufregung und Theilnahme stehen, werden erkennen, daß die in Dänemark vorliegenden staatsrechtlichen Aufgaben von der größten Schwierigkeit sind, und daß theilweises Mißlingen nicht maßlosen Tadel und unversöhnlichen Zorn hervorrufen soll. Möchten Alle, und insbesondere die Dänen, welche jetzt die Mächtigsten sind, sich dieser Macht mit aufrichtiger Mäßigung und Gerechtigkeit bedienen und hierdurch eine echte, preiswürdige Versöhnung herbeiführen.

Die Stadt Kopenhagen besitzt eine Städteordnung mit Bürgermeistern, welche die Regierung ernennt, und Stadtverordneten, welche die Bürgerschaft erwählt. Des Adels Stellung und Rechte sind in den verschiedenen Theilen der Monarchie nicht ganz gleich, die Steuervorrechte jedoch fast ganz und insbesondere für die Zukunft aufgehoben.

Viele Pfarrer verwalteten ansehnliche Grundstücke und gaben den Bauern ein gutes Beispiel, wurden aber hierdurch, wie Etliche meinen, zu sehr von allen wissenschaftlichen Beschäftigungen abgezogen. Ihre beweglichen Einnahmen sind meist abgelöset und in Geldrenten nach bleibenden oder Durchschnittspreisen verwandelt. Es giebt keine Zehnten mehr. Allgemein bezeugt man den Wohlstand der Bauern und die großen Fortschritte des Ackerbaues in den letzten Jahren.

Die Zünfte sind nicht ganz aufgehoben, aber ihre Mißbräuche beseitigt oder doch geregelt.

Ein Dampfboot fährt von Kopenhagen nach Gothenburg. Der Anblick auf jene Stadt und der Hinblick auf die jedoch meist kahlen Kullenberge in Schweden ist anziehend; überrascht aber wird man durch die schöne Lage und den reich besetzten Hafen Gothenburgs. Theils liegt diese Stadt in der Ebene, theils ist sie an Bergen (mit weiten Aussichten) hinangebaut. Gerade, breite Straßen, bequeme Fußwege, ungemein schöne Häuser, Kanäle hindurchlaufend voller Schiffe, zahlreiche steinerne Brücken mit Aufzügen in der Mitte, wohlangelegte öffentliche Gärten, überall Zeichen des Wohlstandes und des einträglichen Handels. Insbesondere hat Schwedens Ackerbau so zugenommen, daß Getreide nicht wie sonst eingeführt, sondern während der letzten

Jahre in großen Quantitäten ausgeführt ward. Als Gegensatz zu diesem Lobe kann man erwähnen, daß sich in der Nachbarschaft Gothenburgs auch sehr unfruchtbare, wüste Stellen finden, und die Bibliothek, mit etwa 100 Thaler jährlicher Einnahme, einige Kuriositäten abgerechnet, ganz unbedeutend ist. Hoffentlich werden die reichen Einwohner diesen geistigen Mängeln bald abhelfen.

Mit der Annäherung an Christiania, der Hauptstadt Norwegens, verschwinden die zahlreichen, aber ganz dürren Inseln; es erscheinen mannichfaltiger gestaltete, meist mit Nadelholz, jedoch keineswegs so üppig bewachsene, daß nicht kahler Felsen an mehreren Stellen hindurch geblickt hätte. Zu beiden Seiten des Fjord, bald näher, bald entfernter, Bergreihen mit Gipfeln, die nicht so wagerecht fortlaufen wie an den Ufern mancher Flußthäler. Christiania ist im Ganzen sehr regelmäßig gebaut, breite, gerade Straßen; nur wenige krumm, eng und schlecht gepflastert. Es macht den Eindruck mancher mittlern deutschen Stadt; doch haben diese keinen Seehafen, keine Straße wie die nach Karl Johann benannte, keine so reizenden und mannichfaltigen Umgebungen. Der Glanz des Frühlings ließ den langen Winter vergessen, und daß 10 – 20 Grad südlicher geistiges und leibliches Leben doch wesentlich erleichtert und verschönert wird. Während ein begeisterter Norweger dem Klima von Florenz keinen Vorzug vor dem Christianias zugestehen wollte, erzählte ein Anderer: Es giebt Häuser, wo man durch gewaltiges Heizen um Mitternacht 20 Grad in der Stube hat, und um 4 Uhr ist das Wasser vor dem Bette in festes Eis verwandelt.

Mit Recht liebt Jeder sein Vaterland und vertheidigt es in dem Maße mehr, als es mit Recht oder Unrecht angegriffen wird. Lassen wir aber die Zweifel über Wärme und Kälte, Berge und Thäler, Himmelsklarheit und Nebel zur Seite, uns zu Dem wendend, was als wichtiger Vorzug dem aufmerksamen Beobachter überraschend entgegentritt: das sind die öffentlichen Verhältnisse. Die Norweger hatten jahrhundertelang ohne alles Staatsrecht, ohne alle Einwirkung auf gemeinsame Angelegenheiten gelebt, als sie plötzlich im Jahre 1814 eine Verfassung erhielten, welche von allen bis dahin in Europa versuchten wesentlich verschieden war. Stimmberechtigt sind zufolge derselben alle großjährigen, seit fünf Jahren ansässigen Landbauern, Bürger mit einem Grundbesitz, 300 Thaler an Werth, wirkliche oder gewesene Beamte. Keiner kann zum Storthing erwählt werden, der nicht 30 Jahre alt ist und sich zehn Jahre lang in Norwegen aufgehalten hat. Höhere Beamte, Hofbediente und Pensionisten des Hofes sind nicht wählbar. Die Urwähler ernennen Wahlmänner und diese die Mitglieder des Storthing.

Derselbe zerfällt in zwei Theile, das Lagthing und das Odelsthing. Jenes entsteht dadurch, daß die Gesammtheit der Abgeordneten ein Viertheil aus sich erwählen; die dann bleibenden drei Viertheile bilden das Odelsthing. Können sich beide Kammern nach zweimaligen Versuchen nicht einigen, so tritt der ganze Storthing zusammen und entscheidet durch zwei Drittheile seiner Stimmen. Nur zweimal darf der König einen Gesetzvorschlag zurückweisen.

Norwegens Verfassung ist demokratischer als irgendeine in Europa und deshalb (so lautet das gewöhnliche Urtheil) unruhig, wechselnd, unbrauchbar. Und doch kennt diese Demokratie sowie schon seit früherer Zeit keinen bevorrechteten Adel, so keinen Pöbel und kein Proletariat; sie hat sich seit 42 Jahren aufs Aeußerste gescheut, an der Verfassung irgend etwas zu ändern, aus Furcht, es dürfte, wenn man einen Stein herauszieht, mehr nachfallen. Allerdings offenbarten sich mehrere male verschiedene Ansichten; aber sie wurden gründlich geprüft, das Beste durch Mäßigung aufgefunden und dann ohne Widerspruch vollzogen. Das äußerst selten eingelegte suspensive Veto des Königs reichte aus, und Norwegen ging in unzähligen Beziehungen auf erfreuliche Weise vorwärts. War dies allein Folge der staatsrechtlichen Form? Keineswegs. Entscheidend wichtig blieb die Natur des Volks und die Persönlichkeit der Könige. Versetzt die norwegische Verfassung nach Neapel und südeuropäische Herrscher nach Norwegen, und die Ergebnisse werden ganz anders und wahrscheinlich sehr schlecht ausfallen. Kein germanischer Stamm darf sich in Hinsicht auf rasche, gemäßigte, folgerechte, politische Entwickelung den Norwegern voranstellen. Was kann, fragen Etliche, aus so gemeiner Bauernherrschaft Löbliches hervorgehen? Einseitige, materielle Ansichten müssen verherrschen und alles Höhere vernachlässigt werden. Zur Prüfung und Widerlegung dieser Ansicht wollen wir die neugestiftete Universität zu Christiania ins Auge fassen. Jene geringgeschätzten Mitglieder des Storthing haben gleichwie ihre Wähler eingesehen, daß Geistiges und Materielles Hand in Hand geht und jede echte Bildung heilsame Früchte trägt. Sie haben mit Recht es als eine Ehrensache betrachtet, hier nicht hinter anderen Völkern zurückzubleiben. Durch ihre reichlichen Bewilligungen ist ein Universitätsgebäude errichtet worden, das Schönheit mit Zweckmäßigkeit verbindet: ein nordisches von der Natur kärglich begabtes Reich, das fast eine Million weniger Einwohner zählt als die eine Stadt London, giebt (alle außerordentlichen Bewilligungen, z. B. für Bauten, ungerechnet) jährlich an 100,000 Thaler für dieses eine Institut. Die Sammlungen und der schöne botanische Garten beziehen jährlich über 12,000 Thaler und über-

raschen bereits durch ihren Reichthum. Die bedeutende, zweckmäßig in schönen Räumen aufgestellte Bibliothek erhält jährlich 5250 Thaler. Die Professoren beziehen Gehalte von 1575 – 2025 Thalern, jeder Lector (außerordentlichen Professoren ähnlich) erhält 1025 Thaler. Einige lesende junge Männer sind Privatdocenten vergleichbar. Die Naturseite ist verhältnißmäßig reichlicher bedacht und versorgt, als die historisch-philologische.

Jeder Gymnasiast muß ein Zeugniß der Reife zur Universität mitbringen, wird aber nächstdem von den Professoren noch einmal examinirt, ehe er immatriculirt wird (examen artium). Nach 1—1½ Jahren folgt ein zweites Examen (examen philologico-philosophicum) für alle Studenten, um zu entnehmen, ob sie den zur allgemeinen Bildung nöthigen Wissenschaften obgelegen haben. Am Schlusse der Universitätszeit endlich ein letztes Examen über das erwählte Fach, wo einige Staatsbeamte mitstimmen, ohne jedoch selbst zu examiniren. Hingegen finden (mit sehr einzelnen Ausnahmen) gar keine Staatsexamina statt und ebenso wenig sind Zwangskollegia vorgeschrieben. Indessen werden Vorlesungen, worüber keine Prüfung stattfindet, oft vernachlässigt: so die Geschichte; doch sieht man in dieser Beziehung einer Besserung entgegen. Durch alle jene zahlreichen Prüfungen sind die Professoren sehr belästigt; es fehlt aber wohl noch an andern Männern, denen man sie übertragen könnte. Jede Fakultät erwählt jährlich ihren Dekan. Das Collegium academicum (der Senat) besteht aus dem Prokanzler, den Dekanen und zwei erwählten Professoren der philosophischen Fakultät. Alle Vorlesungen werden unentgeltlich gehalten, eine Einrichtung, welche noch mehr getadelt als gelobt wird. Man schenke den Reichen ohne Grund, locke Unfähige herbei, mache Professoren und Studenten gleichgültig gegen die Vorlesungen u. s. w. Die Zahl der Studenten beläuft sich auf etwa 500. Niemals finden unter ihnen Duelle statt; ein Beweis, daß sie nicht nothwendig zum germanischen Charakter gehören. Auch sind keineswegs andere Ungezogenheiten an ihre Stelle getreten. Jeder Student wählt sich unter den Professoren einen zum besondern Rathgeber und Beistand in wissenschaftlichen und andern Dingen.

Die Lehrer für die Realschulen und Gymnasien sind obigen Universitätsprüfungen unterworfen; Bischöfe und Geistliche sorgen dafür, daß sich nur taugliche Männer dem Berufe eines Schulmeisters widmen. Wenn der Volksunterricht noch mangelhaft erscheint, so bilden destomehr Lebensweise, Stellung in der Gemeine und im Staate und ein kräftiger Trieb, von innen heraus zu erwerben, was von außen nicht gegeben

wird. Eigenthümlich und aus norwegiſchen Verhältniſſen hervorgehend iſt die Einrichtung der umherreiſenden Schullehrer. Der zerſtreuten Wohnungen halber können die Kinder eine übermäßig entfernte Schule nicht beſuchen. Hierzu kommt, daß während des Sommers die Familien oft mit ihrem Vieh in die Berge hinaufziehen, oder die zuſammengedrängten ländlichen Arbeiten für den Schulbeſuch keine Muße laſſen. Die Ankunft des im Winter umherreiſenden, abwechſelnd bei Bauern einkehrenden Schulmeiſters wird als eine Art Familienfeſt betrachtet, und während des engen Zuſammenlebens lernen Aeltern und Kinder in kurzer Zeit oft mehr als dieſe in einer entfernten Schule.

Die Gemeinden haben ausgedehnte Rechte in Bezug auf ihre eigenen Angelegenheiten. Können ſie ſich untereinander über Gemeinſames, z. B. Anlagen von Straßen, nicht einigen, ſo geht die Berufung an höhere Behörden oder den Storthing.

Norwegen erhielt 1837 eine neue Städteordnung. Den Bürgermeiſter und einen bis drei mitarbeitende Beamte ernennt der König. Sie haben eigentlich nur die Gewalt des Vollziehens, wogegen Beſchließen und Geſetzgeben weſentlich in den Händen der Vormänner und Repräſentanten liegt. Beide werden von der anſäſſigen Bürgerſchaft und den ſonſtigen Beamten gewählt, und zwar mindeſtens vier, höchſtens zwölf Vormänner, welche vier Jahre im Amte bleiben und von denen jedesmal die Hälfte ausſcheidet. Die Zahl der auf gleiche Weiſe erwählten Repräſentanten iſt dreimal ſo groß als die der Vormänner. Dieſe bilden einen engen Ausſchuß, Jene einen größeren, welcher jährlich nur etwa fünfmal für die wichtigſten Angelegenheiten zuſammenberufen wird. Der Magiſtrat hat kein Veto gegen die Beſchlüſſe dieſer Körperſchaften. Ihnen wird über die Verwaltung Rechenſchaft abgelegt. Für beſtimmte Gegenſtände werden Kommiſſionen gebildet. In gewiſſen Fällen iſt eine Berufung an die Regierung erlaubt.

Man kennt in Norwegen keine Grund- oder Einkommenſteuer für den Staat, hebt aber in den Städten zuweilen eine Abgabe vom Häuſerwerth, und die Gemeinden beſteuern oft den Branntweinausſchank. Die Staatseinnahmen entſtehen faſt allein aus Zöllen und der ſehr hohen Branntweinſteuer, welche jedoch den Verbrauch nicht verminderte, wie man erwartete. Man giebt die Erlaubniß zum Brennen nur, wenn das Gewerbe einen ſolchen Umfang hat, daß täglich eine bedeutende Summe einkommt. In jeder Brennerei wohnen zwei genau beaufſichtigende Steuerbeamte.

Die Handelsflotte, Rhederei, Holzhandel u. dgl. hat in neuerer Zeit außerordentlich zugenommen; hierdurch aber auch Aufwand und

Theuerung, welche in Christiania besonders Diejenigen beläſtigt, welche von bestimmten Einnahmen leben. Trotz hoher Miethen, bringt das Häuserbauen des sehr hohen Tagelohns halber noch keinen Vortheil.

Juden werden jetzt mit Erlaubniß der Regierung im Lande aufgenommen. Der Uebertritt zum Mormonismus beruht meist auf der Neigung, auszuwandern; in Wahrheit wissen die Leute wenig oder nichts von dem neuen Lande und der neuen Religion. In Finnmarken hat sich (ohne äußere verbotene Abzeichen) eine Art von katholischer Mission angesiedelt, welche bisst auf die zum Theil bis zur Verrücktheit fanatisirten Bewohner Einfluß zu gewinnen.

In frühern Zeiten betrachteten sich die Schweden und Norweger fast nur als Feinde: diese alte Erinnerung schwindet vor den neuen Verhältnissen, und es bleibt nur Wetteifer, der weit mehr nützlich belebt als störend wirkt. Der verkehrte Gedanke, ein Reich dem andern unterzuordnen oder aus beiden einen Gesammtstaat zu erkünsteln, ist ganz beseitigt, und eine freiere, höhere Einigkeit durch Festhalten an der natürlichen Eigenthümlichkeit begründet. Auf dem entgegengesetzten Wege hätte man böse Feindschaft, ja vielleicht eine völlige Trennung herbeigeführt.

Die Versammlung der Studenten in Stockholm aus den drei skandinavischen Reichen wirkte heilsam zur Verständigung, und der König von Schweden bezeichnete sehr weise, welche große, gemeinsame Aufgabe zu lösen sei. Ein Täne, der, wie man mir erzahlt, zu Haß und Rache gegen die Deutschen aufforderte, verkannte, durch die Leidenschaft des Augenblicks verführt, den weit höhern, dauernden Standpunkt, fand aber keinen Anklang bei den Uebrigen. Auch giebt es in Norwegen keine in Irrthümer verlockende Demagogen, und selbst die Journalisten zeigen jetzt eine gemäßigte, würdige Haltung.

Zum Abend des 24. Juni 1856 war ein Fest für die große Zahl der aus Stockholm nach Christiania zurückgekehrten Studenten angesetzt.

Sie zogen geordnet zu einem baumreichen Studentengarten, welcher der Universität gegenüberliegt. Voran eine große Fahne, von den Damen Upsalas gestickt und ihnen geschenkt. Auf einem Platze im Garten viele Fahnen aufgestellt, noch mehr von Bäumen zu Bäumen aufgehangen, eine grün geschmückte Rednerbühne in der Mitte, gegenüber die Büste des Königs, dahinter die Reichswappen, daneben im Halbkreise die Büsten berühmter Skandinavier, so Holberg's, Oehlenschläger's, Thorwaldsen's. Alles heiter, zweckmäßig, geschmackvoll. Die Feierlichkeit begann mit einer Bewillkommnungsrede, ihr folgte eine Danksagungsrede, dann mehrere andere. Dazwischen wurden Lieder gut

gesungen. Zu meiner höchsten Ueberraschung vernahm ich, daß Herr Professor Munk über mich zu den Studenten sprechen wollte. Aus nahe liegenden Gründen suchte ich Dies, jedoch vergeblich, abzulehnen. Kaum aber hatte Herr Professor Munk seine Rede geendet, so erscholl ein allgemeines, fast betäubendes Hurrah. Ich mußte die Rednerbühne besteigen, und sagte etwa Folgendes: „Ich bin ungemein überrascht, daß Sie von der Anwesenheit eines unbekannten Fremden Kenntniß nehmen und bedauere sehr, Ihnen nicht geläufig in Ihrer Muttersprache danken zu können. Oft habe ich mit Schmerz gelesen, wie die nordischen Völker sich durch Krieg und Feindschaft aller Art zu Grunde richteten: um so größer ist meine Freude, heute zu sehen, wie durch Einsicht und jugendliche Begeisterung ein brüderlicher Bund emporwächst. Lassen Sie mich aber den Wunsch ausdrücken, daß dieser Bund sich auf alle germanischen Stammverwandte, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, ausdehnen möge. Norweger, Schweden, Dänen, Engländer, Holländer, Schweizer, Deutsche gehören zueinander. Sie haben, wenn sie einig sind, keinen Feind zu fürchten; ja, sie werden im Stande sein, endlich in Europa die würdige Stellung einzunehmen, zu welcher sie von Natur befähigt sind!!"

Bei meiner zweiten Anwesenheit in Gothenburg lernte ich die Umgegend noch genauer kennen. Sie zeigt Entgegengesetztes, scheinbar nicht zu Vereinigendes dicht nebeneinander. Wahre Wüsten, wo Urgebirge sich platt, faul, pflanzenlos hinlagert oder wild durcheinander geworfen gleichsam auf dem Kopfe steht und herabzustürzen droht. Von solch einem wüsten Bergkranze eingefaßt und gegen Stürme geschützt, dann eine reizende Oase mit Saaten, Wiesen und laubreichen Bäumen. Von den Höhen Aussichten auf dies Alles, auf Stadt, Land und Meer. Nicht unnatürlich gehen die Urtheile in Lob und Tadel auseinander: in der Eigenthümlichkeit liegt das Merkwürdige und Bedeutsame.

Aus sehr überwiegenden Gründen zog ich die Fahrt auf dem Göthakanal und durch die Seen dem viel unbequemeren Landwege vor. Die Koje oder das Stübchen war ein elegantes, fast regelmäßiges Viereck. An der einen etwas kürzern Seite die Thüre und gegenüber das vollkommen hinreichend erleuchtende Fenster. An den beiden andern Seiten zwei für die Nacht in Betten verwandelte Sophas. Hinreichender Raum für alle Sachen, Nägel und Haken zum Aufhängen und unter dem Fenster ein Waschtisch mit doppeltem Deckel, welcher herausgeklappt einen Schreib- oder Eßtisch bildet. Kurz, so viel Bequemlichkeit (comfort) als ein Schiff irgend bieten konnte.

Anfangs führt der Weg von Gothenburg aus durch zwei kahle

Vergreifen; wie man sich Trolhätta nähert, bessert sich die Gegend, bis der Anblick vieler treppenartig übereinanderstehenden Schleusen (wo die Schiffe wie vom Himmel herabsteigen oder zum Himmel hinaufsteigen, plötzlich in Erstaunen und Bewunderung versetzt. Es war ein überaus kühner Gedanke des Grafen Platen, solch Unternehmen nur für möglich zu halten, und die meisterhaft gelungene Ausführung ist des höchsten Lobes würdig. Ein solcher gemeinnütziger, so ausgedehnter, mit so vielen granitfesten Schleusen, unter so schwierigen Verhältnissen angelegter Kanal, bleibt einzig in der Welt.

Diesem gewaltigen Menschenwerke gegenüber bietet die Natur gleich großen Genuß, versetzt in gleiche tief ergreifende Bewunderung. Der, oder vielmehr die Wasserfälle bei Trolhätta sind durchaus eigenthümlich. Hier kein einzelner Sturz aus großer Höhe, sondern ein ununterbrochen brausender und über eine schiefe Fläche wohl 500 Schritt weit immerdar schäumender Fall, von Inseln unterbrochen und zu verdoppelter Kraft zusammengedrängt, dann ruhigere, grüne Stellen, wiederum durch Seitenfälle nochmals verstärkt und beschleunigt, — unvergleichlich und allein eine Reise werth.

Nach solchen Erscheinungen konnten die Ufer des ruhigen Kanals nur geringern Eindruck machen. Doch führt er erfreulich durch Hügel und Ebenen, Felder und Wiesen, beschränktere und weitere Aussichten und reiche Baumpflanzungen. Die großen schwedischen Seen (insbesondere der Wener- und Wetterse) stehen in Hinsicht auf malerische Schönheit hinter den schweizerischen und italienischen zurück; sie erinnern mehr an die amerikanischen, und erst der Mälarsee zeigt eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit. Unzählige Inseln sind am Wasserrande meist mit Laubholz und weiter hinauf mit Tannen bedeckt. Fast nirgends kahle Stellen, und wenn auch nicht von phantastisch-eigenthümlicher Gestaltung, doch keineswegs ganz einförmig. Endlich stieg Stockholm aus den Fluten empor.

Fast alle Städte erscheinen in den zahlreichen Abbildungen größer und schöner als sie wirklich sind; bei Stockholm hingegen findet das Umgekehrte statt. Alle Bilder bleiben hier weit hinter der Wirklichkeit zurück: denn entweder war der genommene Standpunkt zu hoch und stellt mangelhaft aus der Vogelperspective dar, oder er war zu entfernt, wodurch das Schönste und am meisten Charakteristische verschwindet. Es ist keine Uebertreibung, zu behaupten, daß wenige Städte so schön liegen wie Stockholm. Neapel z. B. hat eigenthümliche Vorzüge: das südliche Klima, die großartige Erscheinung des Vesuv, die sonderbar gestalteten Inseln Ischia, Capri, Nisida, Procida. Hingegen

kann ein eifriger Vertheidiger Stockholms behaupten: der Meerbusen von Neapel bildet einen einfachen Halbkreis und berührt die Stadt nur von Einer Seite, während hier die Ostsee und der Mälarsee von entgegengesetzten Seiten her mannichfach begrenzte Buchten bilden, in die Stadt eindringen, sie trennen und zugleich verbinden.

Ich habe die Stadt und die Umgegend von allen Seiten kennen gelernt und überall die gleiche Befriedigung gefunden. Die Gärten bei Haga und Drottningholm zeigen Geschmack in der Anlage und die schönsten Wald- und Wasserpartien. Der ungemein große Thiergarten überrascht außerdem durch Bergeshöhen und Granitfelsen. Die Inseln Skepsholm und Kastellholm, die Anhöhen von Hasselbake und Mosebake bieten die schönsten, mannichfachsten Aussichten und die Südseite der Stadt zeigt übereinandergebaut bis sieben Reihen Häuser. Wenn die Sonnenstrahlen gegen Abend deren Fenster erleuchten, so entsteht (von der Wasserfläche des Ostseebusens aus betrachtet) durch Schein und Gegenschein eine Illumination, die an Umfang, Schönheit und Glanz nicht ihres Gleichen hat. Diese Andeutungen mögen genügen, denn genauere Beschreibungen nähmen kein Ende. Ferner ist es bekannt, daß die Stadt selbst schöne Gebäude besitzt (etliche durch Schuld der Deutschen mit deutschem Gelde erbaut), Kunstdenkmale, ein Museum des Alterthums, eine Bibliothek, Gemälde-, Antiken- und zoologische Sammlungen, eine Rüstkammer (nach Art der dresdener) u. s. w.; Kirchen endlich, welche zwar aus der Ferne schöne Gesichtspunkte bieten, jedoch nicht zu denen ersten Ranges gehören. Das große hochgelegene Schloß bleibt der Mittelpunkt des Ganzen und beherrscht in der Nähe und aus der Ferne die übrigen Umgebungen.[1])

Eine höchst eigenthümliche, noch fortbestehende schwedische Einrichtung zeigt das angesiedelte Heer. In vielen Ländern Europas gab ehemals das Lehngut den Sold für den Kriegsdienst. Hiedurch entstand ein Kriegsadel, während für die Niedern (die Soldaten) gar nicht gesorgt war. Später wußte sich jener Kriegsadel von seinen Kriegspflichten zu befreien, behielt aber die Lehngüter und ließ sie meist in freies Allode verwandeln. Ganz anders in Schweden: hier sind Offi-

1) Alle Schönheiten und Denkwürdigkeiten der Natur und Kunst sind jedem Reisenden zugänglich und offenbar; Anderes (vielleicht das Wichtigste) erfährt man nicht ohne lebendige Mittheilung. Deshalb war es Hauptzweck meiner Reise, unterrichtete Männer kennen zu lernen; auch fand ich überall die freundlichste, belehrendste Aufnahme. Wenn ich diese meine befreundeten Wohlthäter nicht nenne und persönlich vorüberführe, so geschieht dies aus mehreren naheliegenden Ursachen, aber keineswegs aus Mangel an Gefühl und Dankbarkeit.

ziere und Soldaten auf Grundstücken angesiedelt, deren Ertrag den Sold vertritt. Dieser wird nur auf etwa zwei bis drei Wochen gezahlt, wo sie zur Uebung einberufen werden. Alle bleiben zeitlebens im Dienste, sofern man sie nicht Alters halber oder aus andern Gründen abfinden muß. Dann erhält ein Anderer das erledigte Grundstück, wozu sich in der Regel viele Bewerber finden. Womöglich werden die Offiziere in der Nähe ihrer eigenthümlichen Grundstücke angesiedelt und der Soldatenstand mit der Thätigkeit und dem Geschäfte des Landbaues verbunden. Durch diese alten Fundationen mindern sich die Kosten des Heeres ganz außerordentlich; wo jene aber fehlen, lassen sie sich heutigen Tags nicht plötzlich herbeischaffen. Die Garde und einige kleinere Theile des Heeres sind nicht angesiedelt. Vom Standpunkte der heutigen Kriegskunst mag sich gegen jene Einrichtungen viel einwenden lassen; bei einer Vertheidigung des angegriffenen Vaterlandes würden sie sich aber bewähren.

Wie die dänische und norwegische, verdient auch die eigenthümliche schwedische Städteordnung erwähnt zu werden. Bei weitem nicht alle Einwohner Stockholms sind Bürger. Nur diese erwählen (nach den in der Verfassung vorgeschriebenen Abtheilungen) die Reichstags-Abgeordneten, Bürgermeister und Rathmänner (Stadträthe). Aus einer dreifachen Zahl Vorgeschlagener bestätigt der König die Bürgermeister auf Lebenszeit. Funfzig ähnlich erwählte Aeltesten sind hinsichtlich ihrer Geschäfte unsern Stadtverordneten vergleichbar. Viele Rechtssachen werden von Abtheilungen des Magistrats entschieden, wogegen die Polizei einem vom Könige gesetzten Beamten untergeben ist. Der Magistrat und die Aeltesten verwalten das Vermögen und die Einnahmen, können aber keine neuen Steuern beschließen und auflegen. Sind diese zu neuen gemeinnützigen Einrichtungen (z. B. Schulen, Gasbeleuchtung, Wasserleitungen) nöthig, so werden die Kirchspielversammlungen in Thätigkeit gesetzt, wo auch die Nichtbürger und Beamten Zutritt haben. Können sie sich nicht einigen, so erwählen die Kirchspiele 60 Personen, welche ohne Theilnahme des Magistrats und der Aeltesten in letzter Stelle entscheiden und gegen welche man nur wegen Formfehler an den König berufen kann. Diese Einrichtung ist wohl nur daraus hervorgegangen, daß eine Erweiterung des Bürgerrechts zeither unübersteigliche Schwierigkeiten fand und man die Ausgeschlossenen beim Auflegen neuer Lasten nicht ganz übergehen durfte. So berief man in holländischen Städten neben der „Weisheit" den „Reichthum". Man hofft vom nächsten Reichstage die Bestätigung eines Antrags, wodurch Bürgerthum und Wahlrecht wesentlich ausgedehnt wird.

Alle Schweden sind gleichmäßig den mittelbaren (indirekten) Steuern unterworfen; einige adelige Güter aber ganz steuerfrei, andere mit leichteren oder schwerern Abgaben belegt. Auch die geistlichen Güter sind nicht ganz von Steuern entbunden.

Etliche Geistliche setzt der König unmittelbar ein, andere er oder das Konsistorium aus drei ihnen von der Gemeinde vorgeschlagenen Personen. Es giebt neben Gemeindewahlen auch adelige Patronate. Prediger und Schullehrer werden vor ihrer Anstellung sorgfältig geprüft; Journalisten und Zeitungsschreiber brauchen dagegen weder bestimmte Eigenschaften nachzuweisen, noch Kaution zu stellen. Man klagt, daß die Gesetze nicht ausreichen, Preßunfug zu verhüten und zu bestrafen, und daß etlichen bedeutenden Talenten ein reiner Charakter fehle. An einigen Orten hat man versucht, Volksbibliotheken einzurichten.

Die Reichsverfassung von 1809 hat das Wesentlichste, die Eintheilung in vier Stände, beibehalten: Geistlichkeit, Adel, Bürger, Bauern. Unser Staatsrecht, sagte mir ein Schwede, schützt zunächst gegen Tyrannei von oben und von unten, und wenn das geschichtlich Gegebene oft hemmt, so hat es auch eine erhaltende Kraft. Jene Viertheilung, entgegnete ein Anderer, bewirkt nur, daß jeder Stand eigennützig und unverständig seine eigenen Interessen im Auge behält und geltend macht. Hemmungen in Ueberzahl, fast keine Förderungsmittel. Norwegen, zur dänischen Zeit ganz ohne Staatsrecht, konnte sich jugendlich freier bewegen und Neues erschaffen, während wir in unserer alten, historischen, verrosteten Rüstung stillstehen. — Bei unbefangener Betrachtung zeigen sich unleugbare Mängel, zugleich aber auch wohl die Unzweckmäßigkeit, ja Unmöglichkeit, Alles auf einmal umzugestalten. Zunächst wird man hoffentlich den ungeheuer weitläufigen Geschäftsgang auf dem Reichstage vereinfachen. Der Bauernstand kann nur von Personen vertreten werden, die Bauergüter besitzen, der Bürgerstand nur von Bürgern. Man tadelt, daß gar kein wirklicher oder ehemaliger Staatsbeamter in den Reichstag eintreten darf; während deren Ueberzahl bei uns beklagt wird. Im Ritterhause behalten auch bankerotte Edelleute ohne Grundbesitz ihre Stimme, während Bürgerliche, die adelige Güter kaufen, ausgeschlossen sind. Arme Edelleute bleiben vom Reichstage weg, weil sie die Kosten des Aufenthalts in Stockholm nicht bestreiten können, oder sie übertragen ihre Familienstimme einem Dritten, verkaufen sie auch wohl in ungebührlicher Weise.

Sonderbar! Karl XII. ist noch beliebt in Schweden, obgleich er durch tyrannischen Eigensinn, durch hartnäckige Kriegführung in falscher Richtung und für verkehrte Zwecke, Schweden an den Rand des Ver-

derbens führte und über Europa Gefahren heraufbeschwor, die noch in keiner Weise verschwunden sind. Wiederum nennen Andere in thörichter Begeisterung den Theil des 18. Jahrhunderts eine Zeit der Freiheit, wo eine verdammlich eigennützige Oligarchie das Vaterland preisgab.

In beider Hinsicht haben sich die Verhältnisse wesentlich gebessert. Jene Königs- und diese Adelswillkür ist nicht mehr an der Zeit, nicht mehr möglich. Alle echten, gescheiten Skandinavier begreifen, welche großen Aufgaben ihnen im Innern und nach außen vorliegen; sie besitzen an Oskar I. einen König, der durch Eigenschaften des Geistes, Herzens und Charakters allgemeine Achtung und Liebe gewonnen hat, und der es versteht, seinem hohen Berufe in würdiger Weise zu genügen.

d) Zur neuern Geschichte Roms*).

1859.

Die Erinnerung an große Vorfahren und deren Thaten ist für den Einzelnen sowie für ganze Völker sehr heilsam; sofern sie ermuntert, stärkt und Wetteifer erzeugt. Sie kann aber auch schädlich werden, sobald sie Eitelkeit und Hochmuth bei eigener Nichtigkeit hervorruft; oder unter ganz veränderten Verhältnissen, zu falschen Hoffnungen und verkehrter Nachahmung Veranlassung giebt. Nirgends hat das letzte in solchem Maße stattgefunden als in Rom. Was schon zur Zeit des Julius Cäsar unmöglich war, wollten Arnold von Brescia, Cola Rienzi u. a. herstellen, oder neubegründen.

Arnold von Brescia war ein Schüler oder doch Verehrer Abälard's, von großen Anlagen, hinreißender Beredsamkeit und sehr strengem Wandel. Noch tadelnswerther als die herkömmliche Lehre erschienen

---

*) Bei Entwerfung dieses Aufsatzes sind von mir außer mündlichen Belehrungen, benutzt worden:

Balbo, Delle speranze d'Italia.
Ballenbier, Histoire de la révolution de Rome.
Boni, Il Papa Pio IX.
Bresciani, l'Ebreo di Verona.
Bresciani, Della republica Romana. Cibrario ricordi d'una missione.
Farini, Lo stato Romano.
Gioberti, Del primato degli Italiani.
Lubieneti, Guerres d'Italie.
Mailand und der lombardische Aufstand.
Martini, Studj alla politica moderna.
Mittermaier, Italienische Zustände.
Rusconi, La republica Romana.
Schönholz, Erinnerungen eines österreichischen Veteranen.
Solaro della Margarita, Memorandum.
Torre, Memorie storiche.

ihm die Sitten der Geistlichen, die Verfassung der Kirche und die übergroße Macht des Papstes. Gestützt auf Stellen der Schrift drang Arnold lebhaft auf viele Aenderungen und Besserungen und behauptete, kein Geistlicher solle Eigenthum, kein Bischof Lehn besitzen; alles irdische Gut gehöre allein der Obrigkeit und den Fürsten, und dürfe von diesen nur an Laien überlassen werden.

Zu diesen als ketzerisch bezeichneten Ansichten gesellte sich nun eine neue Lehre über das Verhältniß Roms zum Papst und zum Kaiser. Der Einfluß des ersten auf die Beherrschung jener Stadt sei durchaus ungerecht und ganz zu vertilgen; der des Kaisers aber, bei nur geringem Anrecht, sehr zu beschränken. Indem Arnold hierdurch den beiden weltbeherrschenden Mächten überkühn entgegentrat, während es ganz außer der Zeit und bei mangelnden Mitteln unmöglich war, in Rom eine mächtige Republik zu gründen, ward er das Opfer seiner Unternehmung; der eiligen äußern, erfolglosen Begeisterung der Römer fehlte zunächst die innere, aus Einigkeit, Zucht und Tugend hervorgehende Haltung, weshalb sie bald in Freveln frech hinüberschweiften, bald in schwächliche Sorgen zurücksanken. Arnold ward gefangen und im Jahr 1155 in Rom verbrannt.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts hatten die Kaiser in Rom gar keinen Einfluß mehr, und der des in Avignon abwesenden Papstes war äußerst verringert. Die Sehnsucht nach Wiederherstellung einer altrömischen Republik war jedoch nie ganz verschwunden, und besonders lebendig im Kopf und Herzen des durch Lesen der alten Schriftsteller doppelt befeuerten Cola di Rienzi. Die Römer gingen auf seine Ansichten und Lehren mit Begeisterung ein, und selbst Petrarca hoffte von hier aus auf eine Wiedergeburt Italiens. Zunächst aber fanden alle Freunde der Neuerungen Widerstand an dem römischen, zeither unbillig herrschenden Adel, und neben manchen verständigen Maßregeln gingen thörichte und gewaltsame her. Nach glänzender, in Hochmuth und Eitelkeit verzehrender Erhebung Rienzi's folgte anfangs Spott und Tadel, dann offener Aufstand. Im Jahr 1354, 199 Jahre nach dem Tode Arnold's von Brescia, ward Rienzi grausam ermordet, und von allen fröhlichen Hoffnungen ging keine in Erfüllung.

Gleichwie die Bestrebungen Arnold's und Cola's scheiterten alle in gleicher Hinsicht während des 18. und 19. Jahrhunderts gemachten Versuche. Es sei erlaubt, in höchster Kürze einzelnes über den letzten derselben vorzutragen, über die römische Republik des Jahres 1849.

Im Ablauf der Jahrhunderte waren die Päpste mehrere male in Gefahr gewesen ihr weltliches Besitzthum (Kirchenstaat genannt) zu ver-

lieren an mächtige Kaiser, eigennützigen Adel und unruhige Bürger. Sie hatten jedoch, über kurz oder lang, stets obgesiegt, und die neuesten und größten Besorgnisse schienen durch die Beschlüsse des Wiener Congresses für immer beseitigt. Diesem Congreß ward jedoch vorgeworfen: er habe für eine neue Belebung Italiens, für Begründung natürlicher, zufriedenstellender Verhältnisse durchaus nichts Genügendes gethan, vielmehr gerechte Keime steter Unzufriedenheit zurück gelassen. Ohne hier auf Untersuchung der Frage einzugehen: ob ihm hierzu Macht und genügende Mittel zu Gebote standen, war doch die natürliche Folge, daß bei dem Mangel allgemeiner, gesetzlicher Besserungen man zunächst die Hoffnung auf einzelne Personen richtete; und in der That half der Cardinal Consalvi manchem Uebelstande ab und eröffnete die Bahn zu weitern Fortschritten. Nach Leo's XII. Erhebung (1823) ward Consalvi jedoch entlassen, die 1816 von Pius VII. gegebene Verfassung beseitigt, vieles Frühere hergestellt und (trotz einzelner löblicher Maßregeln) neue Unzufriedenheit der Freigesinnten veranlaßt, auch durch harte Bestrafung Widersprechender eher vermehrt als beseitigt. Dies führte unter der Regierung Pius' VIII. (1829 30), nicht ohne Zusammenhang mit den pariser Ereignissen, zu politischen Verbindungen, woraus, nachdem Gregor XVI. (Capellari, 1831 46) Papst geworden, Unruhen in Bologna und der Romagna hervorgingen, die schon deshalb von den Oesterreichern leicht bezwungen wurden, weil man sie ohne Klugheit und Zusammenhang begonnen hatte. Dieser Erfolg konnte jedoch die Beschwerden nicht unterdrücken, welche immer lauter wurden über schlechte Verwaltung, hohe Steuern, leichtsinniges Schuldenmachen, drückendes Prohibitivsystem, Handelsmonopole und Schmuggelei, über die ausschließliche, unduldsame Herrschaft der Geistlichen, Mangel selbst an bürgerlicher und communaler Freiheit, Uebertragung des Erziehungswesens u. s. w. an die Jesuiten ꝛc.

Viele dieser Klagen erschienen auch außerhalb des Kirchenstaats so begründet, daß die fünf Großmächte Europas im Mai 1831 gemeinsam dem Papst eine Denkschrift überreichten, worin sie ihm die Nothwendigkeit vorstellten, in jenen Beziehungen manche Aenderungen und Besserungen vorzunehmen. Es geschah aber so wenig, daß die Geduldigen und Gemäßigten, von den Ungeduldigen und Kühnern überflügelt, wiederholte Unordnungen hervorriefen, aber wiederum durch die, ein zweites mal einrückenden, Oesterreicher beseitigt wurden. Nach diesen Ereignissen hielt es die herrschende klerikale Partei noch weniger für nöthig als zuvor, jene billigen Forderungen der Mächte und neue Klagen derselben (insbesondere Englands) zu berücksichtigen. Sie rühmte vielmehr[1]):

„Gregor XVI. ist unbesiegt geblieben im Kampfe gegen die Nachstellungen einer dem römischen Hofe feindlichen Diplomatie. Er hat den hohen Stand des Papstthums festgehalten und behauptet gegen katholische Herrscher, und muthig den Stoß und Andrang ketzerischer Regierungen bezwungen." Diese Thatsachen, weit entfernt die Unzufriedenen zu beruhigen und abzuschrecken, wirkten nur dahin, ihre Verbindungen und Hoffnungen allmälig über ganz Italien auszudehnen, und den Glauben zu erzeugen: man könne und müsse, da gesetzliche Wege zu Besserungen meist versperrt seien, durch Verschwörungen echte Freiheit begründen.

Obgleich diese Ansichten und Hoffnungen von der ganzen Geschichte widerlegt werden, erhielten geheime Verbindungen immer größeren Umfang und Bedeutung, und viele Personen, die ihnen nicht förmlich beitraten, befanden sich doch in einer Stimmung, welche darauf rechnen ließ, sie würden, sobald sich eine Gelegenheit darbiete, politische Unternehmungen der Verbündeten begünstigen. Selbst den Gelehrtenversammlungen in Pisa und Turin wurden, sehr natürlich, die öffentlichen Verhältnisse Italiens bald wichtiger als einzelne Zweige der Wissenschaft.*)

Keine der italienischen Regierungen war geneigt den angedeuteten oder laut ausgesprochenen Wünschen nachzugeben. So hatte Karl Albert, König von Sardinien, den Prätendenten Don Carlos gegen die Königin Isabelle unterstützt, und sein erster, einflußreicher Minister Solaro della Margarita sprach sich aus für Annahme der bis dahin zurückgewiesenen tridentiner Beschlüsse, Anlegung neuer Klöster, Beibehaltung alter Lehrmethoden in Schulen, Begünstigung römischen Kirchenrechts, Verbot protestantischen Gottesdienstes außerhalb der waldenser Thäler, Abweisung aller neuen, revolutionär gescholtenen Pläne, Unabhängigkeit des sardinischen Staats ohne irgend eine Erhebung oder Einmischung über seine Grenzen hinaus.*) So waren die Verhältnisse selbst in dem Staat, den die Liberalen am leichtesten zu gewinnen hofften, und gegen den sie im Jahr 1831 von Genf aus eine übereilte und rechtswidrige, und schon deshalb völlig mißglückte Unternehmung gewagt hatten.

Da trat ein Ereigniß ein, höchst unerwartet, und die glänzendsten Aussichten an der Stelle eröffnend, wo man seither den größten, beharrlichsten Widerstand gefunden hatte. Nach dem Tode Gregors XVI. ward am 16. Juni 1846 Pius IX. (Mastai Ferretti) auf den päpstlichen Stuhl erhoben, ein Mann milder, edler Gesinnung, bereit echte Fortschritte in jeder Weise zu befördern und von dem starren Festhalten am Alten zur Begründung neuer Zufriedenheit soviel als möglich nach-

zulassen. Zuvörderst verkündete er (unter Zustimmung Englands und Frankreichs, und unterstützt vom Kardinal Staatssecretär Gizzi) eine Amnestie für die, politischer Gründe halber Verwiesenen oder Verhafteten. Die natürliche Freude über diese große Bewilligung steigerte sich bald zu maßlosen Lobeserhebungen, welche insgeheim oder bereits öffentlich den Papst zu viel größern und umfassendern Bewilligungen stimmen und seinen Glauben an unverbrüchliche, ewige Dankbarkeit verstärken sollten. In Italien, ja in ganz Europa ward Pius gepriesen, und kaum irgendwo ein Zweifel gegen die Heilsamkeit und Mäßigung der weitern Entwickelung ausgesprochen. Wohl aber gab die Befreiung von alten Banden die Veranlassung, daß in Reden und Schriften unzählige Vorschläge und Rathschläge mit steigender Kühnheit ausgesprochen wurden, denen aber meist Uebereinstimmung, Zusammenhang und Besonnenheit fehlten. Das Volk (so wird berichtet) gewöhnt sich zu schwatzen und nichts zu thun.*) Alle glauben Politiker und Staatsmänner zu sein. Weiber, Fremde, geheime Gesellschaften haben großen Einfluß; die wirklichen Häupter der Sekte zeigen (man kann es nicht leugnen) Geschicklichkeit, Beharrlichkeit und Muth. Sie wissen, sie benutzen alles. Jede Waffe ist ihnen willkommen; sie wirken bei Tag, wachen in der Nacht und ermüden niemals.

Jene Anarchie des Redens und Schreibens, sowie diese gefährliche Thätigkeit wäre am besten durch rasches, folgerechtes Handeln bezwungen worden; allein die Frage, was zu thun sei, war um so schwerer zu beantworten, da Pius gleichzeitig von den Neuerern bestürmt und von den Anhängern des Alten gehemmt wurde. Mancherlei geschah, aber es war den einen zu viel, den andern zu wenig, und auch dieser Papst bestätigte daß guter Wille und edle Gesinnung, ohne Festigkeit und überlegene Kraft des Charakters, nicht hinreichen, um wahrhaft zu herrschen. Natürliche Bedenken führten zu getadelter Unentschlossenheit, entgegengesetzte Einwirkung zu mancherlei Widersprüchen; bis das Vertrauen zu des Papstes aufrichtiger Gesinnung verloren ging, und das fernere Lob von Bewilligungen abhängig gemacht wurde, welche mit dem Systeme der Kirchenherrschaft unvereinbar erschienen. Zur Erreichung geheimer Zwecke bildeten sich Clubs (circoli), welche mit Erfolg strebten, eine vom Papst unabhängige Macht zu gründen, ja sich über ihn hinaufzustellen. Männer des Volkes wie Ciceruvacchio wurden zum Anbahnen des Wegs vorgeschoben, vom Adel geschmeichelt und von der eingeschüchterten kirchlichen Partei mindestens geschont.

Zur Jahresfeier der Erwählung Pius' IX. (16. Juni 1847) wurden in Rom große Feste angeordnet, welche indeß nur kurze Zeit die

Unsicherheit aller Zustände und das Mißvergnügen sowohl der erhaltenden als der neuernden Partei verborgen konnten. Jene, so ward unwahr verkündet, habe eine große Verschwörung gegen den Papst und alle Freigesinnten angestellt; und diese Partei wußte (wider die Neigung von Pius) die Errichtung einer Bürgerwache durchzusetzen. Fast in allen neuern Revolutionen hat sich der Gedanke geltend gemacht, daß eine solche das beste und sicherste Mittel sei, Bestehendes zu erschüttern und Neuerungen zu befördern. Sie hat, hier und dort, im einzelnen und gegen bestimmte Gefahren sehr heilsam gewirkt, auf die Dauer jedoch nicht minder Unordnung und Faulheit herbeigeführt. Zucht und Ordnung fanden sich gewöhnlich erst ein, wenn man die Unruhigen und Untauglichen entfernte, und aus den Brauchbaren eine Landwehr bildete.

Zur Errichtung jener römischen Bürgerwache hatte die Besetzung Ferraras durch die Oesterreicher wesentlich mitgewirkt. In den wiener Verträgen ward eine solche Besetzung der *place* angeordnet; wogegen man aber päpstlicherseits nicht blos im allgemeinen protestirte, sondern auch behauptete: jenes Wort bezeichne blos die Burg und nicht die Stadt. Auf erhobene Beschwerden leugnete Oesterreich die Richtigkeit dieser Deutung, erwies, daß sie niemals zur Anwendung gekommen, und die neuen Anordnungen, über welche man so laute Klage erhebe, ganz unbedeutend seien. — Obgleich sich dies im wesentlichen nicht leugnen ließ, beharrte die bedrängte päpstliche Regierung dabei: die Maßregeln seien unzeitig und herausfordernd. Dieser Ansicht konnten auch Unbetheiligte beistimmen: wenn aber Oesterreich dessenungeachtet Tadel und Aufregung nicht scheute, so lag im Hintergrund die Besorgniß vor dem weitern Umsichgreifen revolutionärer Bewegungen und der Glaube an die Nothwendigkeit, selbst den Papst wider dieselben zu schützen.

Obgleich dieser Streit über Ferrara nach dem aufrichtigen Wunsche beider Regierungen bald freundschaftlich verglichen wurde, gab er doch zu vielen Veranlassungen eine neue: immer lauter und allgemeiner die Stimme für die Einheit und Unabhängigkeit (unità ed independenza) Italiens zu erheben. Es war unmöglich zu leugnen, daß Uneinigkeit und Abhängigkeit Italiens dem schönen Lande und dem geistreichen Volke unzählige Nachtheile gebracht hatte, und eine Abänderung dieser Verhältnisse jedem edelen Italiener Gegenstand lebhafter Wünsche und eifriger Thätigkeit sein mußte. Ueber jene Klagen und Wünsche hinaus wäre es aber sehr nöthig gewesen zu untersuchen: woher es komme, daß jene Uebel seit Jahrhunderten vorherrschten? Ob blos Unglück und äußere Gewalt, oder auch Natur und Sinnesart des Volks selbst sie herbeige-

führt; ob aus jenen Uebeln nicht auch Vortheile, etwa eine reichere Entwickelung und Geschichte hervorgegangen. Die Worte Einigkeit und Unabhängigkeit schienen so einfach und verständlich, und doch dachten z. B. etliche an Einigkeit der verschiedenen Staaten durch einen Bund, andere dagegen an Verschmelzung aller Staaten in einen einzigen. Ueberall offenbarte sich die größte Verschiedenheit der Auffassung und der Plane der Gegenwart und Zukunft, wobei fast alle vernachlässigten, über Wünsche hinaus Mögliches vom Unmöglichen zu scheiden. Abgesehen von denen, welche gar keine Veränderung wollten, gingen schon die Ansichten der besonnenern und gemäßigten Schriftsteller weit auseinander, wieviel mehr die der Regierungen.

Der edle Cesare Balbo drang in seiner Schrift über die Hoffnungen Italiens auf Ordnung und Mäßigung, widersprach allen Verschwörungen und gewaltsamen Umwälzungen, empfahl die Einigkeit zwischen Fürsten und Völkern, sowie das Ehren der Religion. Unpraktisch erschien ihm der Gedanke eines neuen Ghibellinismus durch Oesterreich oder Frankreich; ebenso der Gedanke, den Papst in einen Herrn Italiens zu verwandeln, oder, umgekehrt, seine Macht zu vernichten. Unmöglich die Herstellung vieler kleinen Republiken, sowie eine gewaltsame Vertreibung der Oesterreicher. Doch ließen sich für freiwillige Abtretungen in Italien, zum besten Piemonts, vielleicht türkische Landschaften als Entschädigung überweisen. Hiermit im Widerspruch stand aber die Erklärung des Fürsten Metternich, sein Kaiser sei entschlossen, von seinen italienischen Besitzungen nichts zu verlieren, und die bestimmte Antwort Palmerston's auf Metternich's Frage: daß die Festsetzungen des Wiener Congresses über die Landesgrenzen nicht ohne Zustimmung aller Großmächte geändert werden sollten*) — eine Antwort, über welche das junge Italien natürlich in großen Zorn gerieth.

Obgleich Balbo selbst in jenem Vorschlag schon über das wahrscheinlich Erreichbare hinausging, hatte er doch mehr als genügende Gründe zu klagen über die Träumereien der unreifen Rhetoriker, der Dutzendpoeten und der Politiker aus Kaffeehäusern.

Gioberti, vielgeehrt in seinem Vaterlande (obgleich selbst Italiener den Wechsel seiner Ansichten und die ermüdende Weitläufigkeit seiner Schriften nicht leugnen), behauptet in dem Buche über den Vorrang Italiens: eine gemäßigte Freiheit unseres Vaterlandes kann nicht durch Revolutionen, sondern nur dadurch bewirkt werden, daß man den Papst an die Spitze stellt. Er ist der Grund und Mittelpunkt der Einheit, des Friedens, des Rechts in der europäischen Christenheit und vor allem Italiens. Unduldsamkeit kann man der katholischen Kirche nicht zur Last

legen, und selbst das Heil und die Rettung Englands beruht auf dem Katholicismus. Italien ist Fürst und Haupt in der allgemeinen Anordnung der Wissenschaften, in Philosophie und Religion, in den mathematischen, beobachtenden, versuchenden Studien, in bürgerlichen Kenntnissen, Geschichte, schönen Wissenschaften und Künsten, Sprache und Redekunst. Italien ist Anfang und Ende der Geschichte, Inbegriff (sintesi) und Spiegel Europas:

Es mag gut sein, in einem niedergedrückten Volke Vertrauen zu erwecken und es aus Verzagtheit zu nutzbarer Selbsterkenntniß zu erheben; aber Selbstüberschätzung gibt keine wahre Kraft, und Hochmuth kommt vor dem Fall. Das erfuhr später Gioberti, als er in Turin für demokratische Wahlen und Erhebung des Krieges wider die Oesterreicher wirkte. Diese aus Italien zu vertreiben, ward (trotz der größten Verschiedenheit der Ansichten und weiteren Zwecke) der Hauptgedanke des jungen Italien; und seitdem man den König Karl Albert (im Widerspruch mit seinen feierlichen, an Oesterreich gegebenen Versprechungen) dafür gewonnen, durch allgemeine, scheinbar heldenmüthige Begeisterung fortgerissen hatte, schien das anfangs Unmögliche leicht und doppelt verdienstlich zu werden. Die Warnungen Frankreichs und Englands galten für um so bedeutungsloser und unwürdiger, da die großen Aufstände, welche (nicht ohne Mitwirkung geheimer Sekten) im Frühling 1848 zuerst in Paris, dann in mehreren Ländern ausbrachen, für Italien, ja für ganz Europa unerwartet eine neue Zeit verkündeten.

Zunächst gerieth der Papst hierdurch in große Bedrängniß. Aenderung der Minister, Bewilligungen hinsichtlich der Verwaltung, Verjagung der Jesuiten (28. März) u. dgl., waren mehr von ihm erzwungen als bewilligt worden; und als er nun (seiner Stellung als Friedensfürst eingedenk) keinen Krieg wider Oesterreich (April 1848) erheben, sondern nur die Grenzen des Kirchenstaats decken wollte, boten die begeisterten Neuerer ihren Ungehorsam gegen derlei Feigheit für gerechtfertigt, und die Befreiung Italiens für ihre höchste und edelste Pflicht. In dieser Zeit leidenschaftlicher Aufregung ward in Rom das österreichische Wappen abgerissen, an den Schwanz eines Esels gebunden und zuletzt verbrannt. Hierbei äußerten mehrere: zur Erreichung unserer erhabenen Zwecke ist jedes Mittel erlaubt. Die Freiheit Italiens bleibt unverträglich mit einer Priesterherrschaft, mit einem Kirchenstaate. Das Papstthum, diese Leiche, verpestet die Luft und ist der Tod unseres Vaterlandes.")

Zu diesem Uebergange aus glänzenden Träumen zu finstern Thaten, aus löblichem Bestreben zur Mißachtung des Bösen, Anpreisung des Gewissamen und Maßlosen, zum Verdrängen aller Besonnenern

ung niemand mehr bei, als der Genueser Joseph Mazzini. Alle Regierungen stürzen, und durch eine allgemeine Demokratie hindurch unausbleiblich eine Herrschaft eigener Willkür gründen, war ausgesprochener, oder geheimer Zweck. Mazzini's Proklamationen erinnern an die verdammungswürdigen der französischen Schreckenszeit, sein Einfluß ist nur erklärlich durch eigene Anmaßung, Fehler und Schwäche seiner Gegner, allgemeine Ueberspannung, Mangel an wahrhaft großen Staatsmännern und Charakteren. Zuletzt war aber Mazzini (wie alle solche Revolutionäre) nur mächtig im Zerstören, aber unfähig, wahrhaft Tüchtiges zu gründen.

Daß der Senator und die Stadtobrigkeit Roms (im März 1848) vom Papst eine repräsentative Regierung forderten, erschien den Eiferern als das wenigste, was man mit Recht verlangen könne; und nach Vertreibung der Oesterreicher aus Mailand steigerten sich die Hoffnungen und Forderungen für ganz Italien. Der allgemeine Gedanke von Einheit und Unabhängigkeit dieses Landes bedurfte aber nach den Siegen der Piemontesen einer bestimmten Gestaltung und Formulirung; wobei die traurigen Gegensätze sogleich in schroffster Weise hervortraten, das Ziel verrückten und verdunkelten. War doch z. B. Sicilien und Neapel in offener Fehde, und während eine Partei für den tapferen Karl Albert die Herrschaft über ganz Norditalien forderte und wünschte, drang eine zweite auf unabhängige Herstellung Venedigs, und eine dritte suchte in Turin (hinter dem Rücken des Königs) eine demokratische Republik zu gründen.

Seinerseits fühlte und erklärte der Papst (Ende April 1848), daß die Forderungen der Neuerer mit seiner kirchlichen Stellung ganz unvereinbar seien und er alles gethan, was die Großmächte im Jahre 1831 verlangt hätten. Dennoch sah er sich gezwungen darüber hinauszugehen. Am 5. Juni 1848 wurden zufolge eines neuen Gesetzes in Rom zwei Kammern eröffnet, die der Räthe (consiglio alto) und die der Abgeordneten. Diese Bewilligung genügte aber um so weniger, weil in der Stille die Macht derer wuchs, welche eine Verjagung des Papstes und aller italienischen Herrscher wünschten und bezweckten. Hiefür, sagt ein Journal, kann Italien eine Million Krieger stellen. — Die Rede, welche Mamiani bei Eröffnung der römischen Kammern hielt, war sehr liberal, aber wenig katholisch; was dem Papste natürlich mißfiel, wogegen die Minister eine von ihm entworfene Rede verwarfen. Als er ferner (wie man erzählt) von allen durch die Kammern vorgelegten Gesetzentwürfen nur einen bestätigte, sah dies um so mehr Veranlassung zu immer höher

steigendem Mißvergnügen, weil um dieselbe Zeit die Hoffnungen der Neuerer über Erwartung und aufs glänzendste in Erfüllung gingen.

Die österreichische Regierung war in Wien so kläglich, muthlos und kraftlos geworden, daß sie (23. Mai) die Abtretung der Lombardei unter sehr billigen Bedingungen anbot. Anstatt rasch mit beiden Händen zuzugreifen, veranlaßte man Zögerungen und forderte (trotz Palmerston's Warnungen und Widerspruch) im Siegesübermuth auch die Abtretung der venetianischen Landschaften, ja der Küsten Illyriens und Dalmatiens. Während die fanatischen und fantastischen Demokraten so alle Vorschriften der Klugheit und Vorsicht hintansetzten, erhob sich wider sie (und wider die schwächliche österreichische Regierung selbst) ein Mann, der zugleich die Besonnenheit und Festigkeit eines vorschauenden Staatsmannes, und den kühnen Muth eines erfahrenen Feldherrn besaß: Radetzky begann seine Kriegslaufbahn und rettete Oesterreich.

Als König Karl Albert auf seinem Rückzuge nach Mailand kam, erhob sich wider den, noch vor kurzem bis in den Himmel Erhobenen, ein frevelhafter Aufstand. Diejenigen, für welche er frühere Ueberzeugungen geopfert, ja den Vorwurf der Wortbrüchigkeit auf sich geladen und eine höchst gefährliche Unternehmung gewagt hatte, schalten ihn ohne allen Beweis und höchst undankbar einen Verräther, und er erging der wahrscheinlichen Ermordung nur durch die Flucht! Am 6. Aug. 1848 hielt Radetzky seinen Einzug in Mailand.

Diese Ereignisse und die dringenden Vorstellungen der Vertheidiger jener alten Kirchenherrschaft, veranlaßten den Papst die Kammern am 23. Aug. bis zum 15. Nov. zu vertagen. Eine solche Zwischenzeit hätten alle Parteien benutzen sollen, um zur Erkenntniß darüber zu kommen, was gerecht, möglich und nützlich sei. Die Kirchlichen mußten sich überzeugen, es sei unmöglich und schädlich, unbedingt am Frühern festzuhalten; die Gemäßigten, es sei nöthig sich eng aneinander zu schließen, um nach beiden gefährlichen Seiten widerstehen zu können; die Kriegslustigen, daß ihre übertriebenen Hoffnungen bereits vereitelt worden; die demokratischen Fanatiker, daß ihr Ziel in der vorgesteckten Weise jetzt unerreichbar sei. — Von dem Allem geschah leider nichts, und nur der Papst glaubte durch die Ernennung Rossi's zu seinem ersten Minister einen Beweis seines guten Willens und seiner Beharrlichkeit für gemäßigte Besserungen an den Tag zu legen.

Rossi war ein Mann von Geist und Charakter, gerühmt als Schriftsteller und Geschäftsmann, Gegner alles Uebermäßigen und Unmöglichen. Wie er aber auch war oder sein mochte, in jener Zeit

konnte Niemand allgemeinen Beifall gewinnen. Seine Gegner sagten: er ist hochmüthig, eigensinnig, unbeliebt, und schon deshalb seine Ernennung tadelnswerth. Er steht nicht auf der Höhe der Zeit, und wird für seine theoretischen Grillen keine Theilnehmer und Mitarbeiter finden. — Mit Recht fühlte Rossi, daß seine Tadler Personen geringerer Bedeutung waren, eine demokratische Regierung unzeitig und unmöglich bleibe, das Papstthum noch große Lebenskraft besitze und durch Krieg keine allgemeine Republik zu gründen, sondern zunächst ein italienischer Staatenbund anzustreben sei. Als demokratische Blätter nach ihrer Weise Rossi schmähten, sagte er: es giebt Lob, welches verletzt, und Tadel, welcher ehrt. Ansichten und Aeußerungen dieser Art erhöhten den Haß maßloser Eiferer, und jener verdammliche Grundsatz daß der Zweck die Mittel heilige, ward von ihnen geltend gemacht.

Rossi erhielt mehrere Nachrichten über die ihm drohenden Gefahren, ergriff aber keine Maßregeln sie zu beseitigen, es sei daß er sie für unnöthig, oder für unwürdig hielt. Am 15. November 1848 hoffte er bei Eröffnung der Kammern durch eine wahre und beredte Darlegung aller Verhältnisse, die Mehrheit der Stimmen für einen angemessenen und würdigen Gang der Regierung zu gewinnen. Indem er aber aus dem Wagen steigt, um die Treppe zu dem Sitzungssaal hinaufzugehen, trifft ihn tödtlich der Dolch eines Mörders. Dieser und seine nächsten Genossen sind ohne Zweifel arge Verbrecher; leider aber muß das Entsetzen über den ganzen Hergang sich noch weiter erstrecken. Der Präsident der Reichsversammlung, anstatt thätigen Abscheu über den ungeheuern Frevel und dessen unausbleibliche Folgen hervorzurufen, geht mit eiskaltem Pedantismus zur Tagesordnung über und läßt das Protokoll der Sitzung verlesen; nichts geschieht den Mörder zu entdecken, zu ergreifen, zu bestrafen; vielmehr ziehen blutgierig wilde Scharen durch die Straßen, bis vor die Wohnung der unglücklichen Wittwe des Ermordeten, singend und triumphirend ausrufend: Es lebe Brutus der Zweite! Kein Journal wagte den Mord und derlei Greuel zu mißbilligen!

Diesen großen, preiswürdigen Sieg, sprachen die Fanatiker, müssen wir eiligst benutzen und die Dinge zu einer allgemeinen durchgreifenden Entscheidung bringen. Sie ahnten nicht, daß die Sache des jungen Italien von hier ab (trotz alles scheinbaren Uebergewichts) in der That sinken, und die Nemesis auch die Unthätigen und Schweigenden ergreifen werde.[1]) „Am Tag nach Rossi's Ermordung", erzählt Boni, „erhob die Revolution feierlich ihre Fahnen, sie breitete ihre Majestät aus vor

dem Quirinal. Auf einer Seite stand die Sklaverei, auf der anderen die Freiheit, hier das Volk und das Leben, dort das Papstthum und der Tod." — Eiferer dieser Art vergaßen, daß ihre leidenschaftlichen Unterbreitungen von kirchlich Gesinnten (mit gleichem Recht oder Unrecht) leicht konnten in das Gegentheil umgewandelt werden: auf einer Seite standen Ordnung und Gesetz, auf der andern bloße Willkür; hier der Statthalter Christi und das Leben, dort Anarchie und der Tod. — Beschränken wir uns indeß auf Mittheilung der Thatsachen.

Am 16. November 1848 zogen Bürgerwache und Volkshaufen zum Quirinal, und der Papst ward von ihnen belagert, wie Ludwig XVI. am 10. August 1792. Zu seinem Schutz thaten die Kammern nichts, wohl aber fanden sich (mit Ausnahme der italienischen) alle Gesandten bei ihm ein, zum Beweis, daß sie seine Rechte anerkannten und das was geschah mißbilligten. Als die Schweizer gegen Andringende mit Recht die Thore schlossen, und der Papst Bedenken trug alle an ihn gerichteten Forderungen (ein neues Ministerium, Krieg wider Oesterreich, eine constituirende Versammlung) zu bewilligen, erhöhte sich der Lärm. Ein Schweizer, ward verkündet (ähnlich in anderen europäischen Städten), habe zuerst geschossen und das weitere veranlaßt. In der That kommt nicht viel darauf an, wer zuerst eine Flinte losschoß: gewiß waren die Massen um so weniger berechtigt, in solcher Weise einzugreifen, da der Papst in den Kammern eine Behörde gegeben hatte, auf gesetzlichem Wege etwaige Wünsche vorzutragen. Als die Gefahr für die Eingeschlossenen stieg, Monsignore Palma durch ein Fenster in dem Zimmer des Papstes erschossen ward und man Vorbereitungen zu einem allgemeinen Sturme zu treffen schien, gab Pius seiner augenblicklichen Rettung halber nach, entließ die ihn vertheidigenden Schweizer und ernannte ein demokratisches Ministerium.

Auf die Kammern, welche durch eigene Schuld bereits an Achtung sehr verloren hatten, nahmen die neuen Herrn wenig Rücksicht, oder fanden bei Feinden des Papstes, z. B. bei Bonaparte, Prinzen von Canino, bereitwillige Unterstützung.

Da entschloß sich Pius IX. (bedrängter als Innocenz IV. durch Kaiser Friedrich II.) am 24. November zur heimlichen Flucht. Sie gelang durch Hülfe einiger Getreuen, insbesondere des bairischen Gesandten, Grafen Spaur, und seiner so schönen als muthigen Gemahlin. Von Gaeta aus (wo ihn der König von Neapel ehrfurchtsvoll aufnahm) rechtfertigte Pius seine Entfernung und ernannte eine neue Regierungscommission; wogegen das römische Parlament des Papstes Erklärung

als unecht und verfassungswidrig verwarf und ihn durch Abgeordnete zur Rückkehr aufforderte. Als er, bei fortdauernden Gefahren, hierauf nicht einging, vielmehr am 7. Dezember beide Kammern vertagte, erklärten die in Rom Herrschenden alle seine Rechte für erloschen, ernannten aus eigener Macht eine neue Regierung und beschlossen (trotz eines ernsten päpstlichen Verbotes) eine neue bessere Verfassung zu gründen.

Diese Verhältnisse waren von der Art, daß sie unleugbar die ernstesten, vorsichtigsten Berathungen erforderten, welche aber durch die leidenschaftliche Thätigkeit der einen, und das ängstliche Schweigen der übrigen gleichmäßig verhindert wurden. Wie konnte man sich in Rom einbilden, daß der kleine Kirchenstaat fähig sei, derlei Umwälzungen ungestört durchzusetzen. Selbst die Protestanten nahmen Partei für den mißhandelten Papst, oder glaubten doch, daß seine etwaigen Mißgriffe und Irrthümer nicht in so gewaltthätiger Weise zu beseitigen seien. Von den Katholiken aber war die thätigste Mißbilligung zu erwarten: sie konnten und wollten nicht ohne den Papst leben, ihn nicht in einen von demokratischen Neuerern abhängigen Stadtpfarrer verwandeln lassen; sie würden mit Recht widersprochen haben, wenn Pius freiwillig oder gezwungen seinen Sitz in Paris, Wien oder Madrid aufgeschlagen hätte.

Nachdem der Papst (in welchem man das Haupthinderniß aller Freiheit sah) entfernt war, glaubten die Sieger, es sei an der Zeit, über den Kirchenstaat hinaus zunächst für ganz Italien eine neue, glücklichere Zeit herbeizuführen. Bald aber traten die alten Gegensätze der Wünsche und Ansichten noch schärfer als ehemals hervor*), und man war in der That entfernter von der Einheit Italiens als in ruhigeren Zeiten. Uneins blieben unter sich die Könige, uneins Priester, Aristokraten, Constitutionelle, Demokraten, Beförderer einer oder mehrerer Republiken. Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, die unvermeidliche, gefährliche Einmischung anderer Mächte vorherzusehen; es war eine große Selbsttäuschung, daß die neuerregte Begeisterung für allerhand Ideale alsdann durch Kraft und Dauer alle Hindernisse überwinden werde. Deshalb steigerte sich gleichzeitig die Hoffnung der jetzt Besiegten, daß der Ueberspannung Schwäche folgen und die Macht zu strafen und sich zu rächen in ihre Hände kommen werde.

Da selbst die eifrigsten Neuerer einsehen mußten, es sei in diesem Augenblick unmöglich, eine constituirende Versammlung für ganz Italien zu Stande zu bringen, ordneten sie (ohne Rücksicht auf ein neues päpstliches Verbot) die Wahlen nach allgemeinem Stimmrechte für eine rö-

mische Versammlung. Mehrere Abgeordnete der Kammern, welche, unzufrieden mit diesen und anderen Maßregeln, ihre Stellen niederlegten, erfuhren deshalb heftigen Tadel.

Am 5. Februar 1849 ward die neue Versammlung eröffnet: sie zählte 184 Abgeordnete, darunter 69 Advocaten. Die meisten waren voller Hoffnung und Muth, keineswegs aber stimmten alle in Ansichten und Plänen überein. Gioberti (und Anhänger der sogenannten Piemontesischen Schule) hatte den Rath ertheilt, die verfassungsmäßigen Rechte des Papstes anzuerkennen und Maßregeln für seine Sicherheit zu ergreifen, ohne welche eine Aussöhnung nicht denkbar bleibe. Man sei bereit, piemontesische Soldaten zur Unterstützung dieser (von Frankreich und England sicher gebilligten) Pläne nach Rom zu senden. Gehe man auf diese Vorschläge nicht ein, so sei fremde Dazwischenkunft unabwendbar. Sie wurden als unzeitig und unwürdig zurückgewiesen.

Mamiani (der demokratische Minister des 16. Novembr 1848) behauptete hierauf: Die Gründung einer römischen Republik sei ebenfalls unzeitig, werde nur die Gefahren vermehren, Italien noch ärger als bisher spalten und dem Kriege für die Unabhängigkeit großen Schaden bringen.

Unbekümmert um diese und ähnliche Bedenken, wiederholten die Demokraten (aufgereizt durch Mazzini's Lehren): Der Gedanke, mit dem Papste, dessen Regierung nie etwas getaugt habe, nochmals zu unterhandeln, sei thöricht und feig, die Fortdauer eines blos vorläufigen und einstweiligen Zustandes schädlich, die Gründung einer Republik nothwendig und preiswürdig. Am 9. Februar 1849 um 2 Uhr Nachts ward nach langen Berathungen mit 142 gegen 23 Stimmen der Beschluß gefaßt: Die Verfassung des römischen Staates ist rein demokratisch und der Papst durch die That und dem Rechte gemäß, der weltlichen Besitzungen verlustig. — Der Präsident der Versammlung, General Galetti, verkündete der ewigen Stadt, daß die neue Republik das alte Rom wieder ins Leben rufe. — Die Gegner der Maßregel schwiegen, die Beistimmenden riefen: Das Pontificat Pius' IX. ist eins der unglücklichsten für Italien, er sagte sich los vom Unabhängigkeitskriege und verdient schon deshalb die Absetzung. Die römische Republik ist patriotisch, italienisch, tapfer, einig: sie wird ewig und glücklich sein. — Am 6. März hielt Mazzini im römischen Parlament unter großem Beifall eine lange Rede, worin er unter anderm sagte: Nach dem Rom der Kaiser und der Päpste, kommt jetzt das Rom des Volkes. Die Republik ist ein glänzender ewiger Stern; wir haben nur Einen Feind, Oesterreich, wir werden es besiegen!

Wenn Oesterreich früher die italienischen Gefahren zu gering geschätzt hatte, so überschätzten seine Feinde jetzt ihre Kräfte und gewahrten nicht, daß jenes jetzt schon viel mächtiger war als im vorigen Jahre. Bedrängt von republikanischen, siegsgewissen Eiferern, kündigte Karl Albert gegen Frankreichs und Englands Rath am 16. März (10 Tage nach Mazzini's römischer Rede) den Waffenstillstand, ward aber schon am 23. März bei Novara völlig von Radetzky geschlagen. Mit großem Muthe hatte er auf dem Schlachtfelde den Tod gesucht, aber nicht gefunden. Von den Oesterreichern ward Karl Albert bezeichnet als wortbrüchig, von dem jungen Italien als unfähig; getäuscht in allen Hoffnungen fühlte der Unglückliche, daß seine Laufbahn zu Ende sei und übertrug seinem Sohne Victor Emanuel die Regierung. Aehnlicherweise hatte er in Novara schon 1821 seine liberale Regentschaft in die Hände des Königs Karl Felix niedergelegt. Seine Irrthümer standen in enger Verbindung mit edelen Absichten und Zwecken, und die, welche ihn verführten, haben ihn am undankbarsten verdammt und verlassen.

Nur die Rücksicht auf Frankreich hielt Radetzky ab, bis Turin vorzurücken; der rasch mit Sardinien abgeschlossene Friede brachte den Oesterreichern Ersatz der (auf 75 Millionen Franken abgeschätzten) Kriegskosten, sicherte ihre italienischen Besitzungen und erhöhte ihren Einfluß auf alle Nachbarstaaten.

Unterdessen hatte man viel, seit langer Zeit als Mißbrauch Angeklagtes in Rom beseitigt; so z. B. den Bischöfen die Leitung der Schulen, den Priestern viele Rechte und Einkünfte genommen, kirchliche Gerichtsbarkeit, Censur und Inquisition abgeschafft, Klöster aufgehoben, Anleihen ausgeschrieben ꝛc. Natürlich konnten Maßregeln dieser Art nicht allgemeinen Beifall gewinnen, und trotz des ernsten Bestrebens der Republikaner, persönliche Grausamkeiten zu vermeiden, blieben Strafen gegen Widerspenstige nicht aus. Noch übler, daß entfesselte Parteiwuth, trotz löblicher Gegenbemühungen, in den Landschaften zu vielen politischen Mordthaten führte.

Damit nun Ordnung erhalten oder hergestellt und die vollziehende Gewalt verstärkt werde, ernannte man drei Dictatoren mit unumschränkter Gewalt, Saffi, Armelini und Mazzini. Sie beharrten auf dem betretenen Weg; ungestört dadurch daß kein italienischer, kein europäischer Staat die Republik anerkannte, Neapel und Spanien sich gegen sie erklärten, und Oesterreich im Begriff war sie zu bekämpfen. In dieser Lage blieb die wichtigste Frage: wie sich Frankreich benehmen werde, wie es zu gewinnen sei. Nun war aber Cavaignac schon im November 1848 willens gewesen, Mannschaft zum Schutz des Papstes nach Italien zu

senden, und von Bonaparte konnte man in keiner Weise voraussetzen, er werde eine Demokratie gründen und beschützen. Jedenfalls ließ sich nach dem Geschehenen eine Einmischung fremder Mächte nicht mehr abhalten, und ganz verschwanden die Hoffnungen auf eine völlige, heilsame Unabhängigkeit und Selbständigkeit Italiens.

Am 25. April 1849 landete Oudinot mit Heeresmacht bei Civitavecchia und erklärte: wir kommen als Freunde, nur um (wie früher durch die Besetzung Anconas) für Frankreich den gebührenden Einfluß zu erhalten und Rom gegen Oesterreich, Neapel und Spanien zu schützen. Wir denken nicht daran uns in die inneren Angelegenheiten des Kirchenstaates zu mischen, eine Regierung aufzudringen oder den Papst herzustellen. Wir sind bereit mit den jetzigen Behörden zu unterhandeln. Aus Leidenschaft und auf den Grund mannichfacher Redereien hielten die römischen Machthaber diese Erklärung für unglaubwürdig, und protestirten gegen die Landung, obgleich ihnen keine Mittel zu Gebote standen sie zu verhindern. Umgekehrt irrte Oudinot, indem er hoffte, man werde ihn mit offenen Armen empfangen und eine große Reaction ihm zu Hülfe kommen. Er fand am 30. April so tapferen Widerstand vor den Thoren Roms, daß er sich zurückziehen mußte; was Mazzini (den Hauptförderer des Krieges) aus hochmuthigem Eigensinn und, im Widerspruch mit allen Besonnenen, zu dem thörichten Glauben veranlaßte, jener augenblickliche Erfolg werde Frankreichs Willen ändern und seine Macht brechen. Vielmehr ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, die Franzosen würden nach Ablauf des jetzt geschlossenen Waffenstillstands mit erhöhter Macht und verdoppeltem Eifer, aber mit einer weniger erfreulichen Bestimmung die Fehde fortsetzen. Bauern von Velletri, sagte Jemand im römischen Parlament, reichen hin, die Neapolitaner, und Sackträger von Bologna, die Oesterreicher, zurückzutreiben.

Als ein römischer Bevollmächtigter, Mariani, England für die Republik zu gewinnen suchte, gab Palmerston wiederholt und mit größter Bestimmtheit zur Antwort: „Ohne Heeresmacht ist eine Vermittelung Englands bedeutungslos, und nie wird das Parlament hiefür seine Zustimmung geben. Begnügt euch mit dem was möglich ist, unterhandelt und vertragt euch eiligst in diesem günstigen Augenblicke mit den Franzosen und dem Papst. Durch Zögern und Eigensinn verliert ihr unfehlbar alles, der Papst wird gewiß zurückkehren, von öffentlicher Freiheit euch aber nichts zu Theil werden." Den also lautenden Bericht Mariani's verbeißt Mazzini und beharrte ohne Rücksicht auf

Palmerston's weisen und weissagenden Rath auf seinem thörichten Wege.

Nachdem die Franzosen sich verstärkt hatten, begann am 3. Junius der Krieg von neuem. Während des Kanonenfeuers verlas man im Parlament Saliceti's Bericht über die künftigen Einrichtungen der Republik und sagte: wie Gott vom Sinai Gesetze gab, so auch wir; die neue römische Verfassung wird ewig sein gleich den Gesetzen Gottes. — „Wie erhaben!" riefen die einen; „wie unsinnig!" dachten die anderen.

Gewiß kämpften die Republikaner mit großer Geschicklichkeit und Tapferkeit, jedoch vergeblich. Am 3. Julius 1849 zogen die Franzosen in Rom ein, erklärten (ohne Rücksicht auf die durch den Krieg beseitigte erste Bekanntmachung Oudinot's) die Stadt in Belagerungszustand, schlossen die Clubs, lösten das Parlament auf, erlaubten die Herstellung des päpstlichen Wappens und gestatteten (wie Palmerston geweissagt hatte) der kirchlichen Partei eine Rückführung alles Alten, mochte es gut oder verdammlich sein. Als der Papst am 12. April 1850 seinen Einzug in Rom hielt, fehlte es nicht an Illumination und Beifallsbezeugungen; wohl aber (bis auf den heutigen Tag) an wahrer Beruhigung der Gemüther und allgemeiner Zufriedenheit. Viele Republikaner waren entflohen, oder wurden gefangen und hart bestraft, wenigen eine Amnestie bewilligt.

Vom Unrechtleiden ist der Uebergang so leicht zum Unrechtthun, und von Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten, welche man den Republikanern mit Recht vorwarf, hat sich die Kirchenpartei seit ihrem Siege keineswegs frei gehalten. Aus den großen Bewegungen dieser Jahre[9]) ist für Italien durch die Italiener leider fast nichts hervorgegangen, nichts von dem gegründet, was sie wünschten oder bezweckten. Deshalb sagt Cesare Balbo: In Italien ist Verstand und Einsicht weniger zur Hand als Phantasie, und die Phantasie weniger als die Leidenschaften.[10]) — Wir waren, schreibt Coletta[11]), nicht reif für freiere Einrichtungen. Sie gehen hervor aus den Sitten, nicht aus Gesetzen, nicht aus revolutionären Sprüngen, sondern aus Fortschritten echter Bildung. Deshalb ist der Gesetzgeber weise, welcher hiefür den Weg bahnt und die Gesellschaft nicht auf ein Ideal hintreibt, für welches die Einsicht der Köpfe, die Wünsche der Herzen und die Gewohnheiten des Lebens nicht passen. Bekennen und bessern wir, daß wenig sich schickt und wenig genügt den meisten Italienern; sie sind nicht genug oder zu viel gebildet (troppo civili) für die Unternehmungen der Freiheit.

Durch diese bitteren Wahrheiten und ernsten Warnungen wollten zwei vaterländisch gesinnte Italiener keineswegs zu völliger Verzweiflung oder zu fauler Unthätigkeit Veranlassung geben; sondern auf das hinweisen, was dem schönen Lande, dem geistreichen Volk wahrhaft fehlt und Noth thut. Nicht aus übereilten Umwälzungen, nicht durch leidenschaftliche, verblendete Schreier, oder rückläufige tyrannisirende Fürsten, Zionswächter und Beamte wird eine neue glückliche Zeit hervorgehen, sondern durch Unterordnung des eigenen Interesse unter das gemeinsame, durch lebendige Bewegung innerhalb gesetzlicher Schranken, Unterscheidung des Möglichen vom Unmöglichen und echter Freiheit von hochmüthiger, fantastischer Willkür!

Anmerkungen.

1) Bresciani, l'Ebreo di Verona, I. 15.
2) Solaro della Margarita, Memorandum, S. 171.
3) Derf., S. 208, 245, 311, 512.
4) Bresciani, l'Ebreo, I, 43.
5) Ballendier, Histoire de la révolution de Rome, Bd. I; Solaro, S. 111.
6) Boni, Il Papa Pio IX., S. 153.
7) Derf., S. 204.
8) „Immensa discordia", Cibrario, S. 213; „Ciascuno ebbe un idolo ed un interesse proprio", S. 225; „Quant à leurs plans, on peut dire qu'il y en a autant que d'individus", Rayneval's Bericht vom 14. Mai 1856.
9) Von späteren Entwickelungen, besonders in Piemont, sprechen wir an dieser Stelle nicht.
10) Speranze, S. 110.
11) Colletta, II. 15; Rayneval (Bericht vom 14. Mai 1856) sagt: „Partout intelligence, pénétration, conception vive, — mais manque d'energie, force d'âme, vrai courage civil."

e) Sicilien und Palermo.

(1863.)

Mein leider viel zu früh verstorbener Freund, Professor Guhl, hat im vergangenen Jahre an dieser Stelle eine nach Form und Inhalt ausgezeichnete, allgemeinen Beifalls würdige Vorlesung über Palermo gehalten. Doch war es ihm unmöglich, in einer Stunde den reichen Inhalt zu erschöpfen; weshalb ich um Erlaubniß bitte, heute noch mancherlei von ihm Unberührtes mitzutheilen.

Mit Recht wird von vielen Reisenden und in vielen Büchern begeistert gesprochen von Siciliens blauem Himmel, grünen Meereswogen, Myrten, Orangen u. s. w. Wenn man dagegen die Geschichte der menschlichen Entwickelung vorzugsweise im Auge behält, so erscheint daselbst keineswegs alles in rosenfarbenem Lichte. Es ist unmöglich, eine Unzahl hieher gehöriger Thatsachen in ungetrenntem Zusammenhange vorzulegen, oder eine lückenhafte, sprungweise Behandlung zu vermeiden. Möge der ernste, tragische Faden, welcher sich hindurchzieht, nicht ganz verschwinden. Auch hat ja die geehrte Versammlung zeither gebilligt, oder nachsichtig geduldet, daß in den hier gehaltenen Vorlesungen sehr verschiedene Tonarten und Taktarten angeschlagen wurden.

Obgleich der Hafen von Palermo kein vollkommen sicherer ist, besitzt er doch Vorzüge vor den Rheden der Südküste Siciliens, und schon Polybius nennt für die Zeit des ersten Punischen Krieges, Palermo die wichtigste Stadt innerhalb der Besitzungen Karthages. Sehr verschieden von dem heutigen Zustande bezeichnet Strabo die Umgegend als eine dichtbewaldete.[1]) Dessenungeachtet bleibt die Lage Palermos sehr ausgezeichnet, wenn sie auch der von Neapel und Konstantinopel nachsteht.

Mehrfache Belagerungen und Eroberungen durch König Pyrrhus, die Karthager, die Römer, müssen jedoch der Stadt ohne Zweifel großen

Nachtheil gebracht und wohl veranlaßt haben, daß die Römer eine Kolonie dahin sandten. Gewiß war Palermo zur Zeit der Normannen und Hohenstaufen die erste Stadt Siciliens, und Messina hat sie, trotz alles Wetteifers und politischer Gegensätze, nicht überflügelt. Diesen glücklichen Zeiten folgte die verabscheuungswürdige Tyrannei Karl's von Anjou. Abgeschmackte und unerträgliche Steuerhebungen, Güterein-ziehungen, grausame Verfolgung aller Anhänger der Hohenstaufen, Eigennutz und Hochmuth der siegenden Franzosen, Verletzung alles Herkommens, aller Rechte, Gebräuche und Vorurtheile des Volkes, mußten allgemeine Unzufriedenheit, allgemeinen Haß und, nach funfzehnjährigem Dulden, ein so furchtbares Ereigniß herbeiführen wie die Sicilische Vesper.

Der gewöhnlichen Erzählung zufolge brachte Johann von Procida, ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, durch Muth, Ausdauer und Geschicklichkeit, durch Unterhandlungen in Aragonien, Rom und Konstantinopel eine allgemeine Verschwörung zu Stande, welche den Sturz der französischen Herrschaft gleichzeitig in ganz Sicilien bezweckte, sowie die Erhebung König Peter's von Aragonien auf den sicilischen Thron. Peter war der Gemahl Konstanzens, der Erbtochter König Manfred's des Hohenstaufen.

Gewiß waren Wünsche solcher Art sehr verbreitet in Sicilien, und einzelnes zu ihrer Förderung versucht und geschehen; nach den neuesten, kritisch genauen Untersuchungen Amati's über diesen Zeitraum, fehlt es aber an genügenden Beweisen für eine lange vorbereitete, allgemeine Verschwörung: vielmehr ergiebt sich auch hier, daß, wo allgemeine Gründe, Stimmungen und Verhältnisse vorhanden sind, einzelne Veranlassungen und Gelegenheiten große Ausbrüche herbeiführen können; besonders bei einem lebhaften, zu leidenschaftlichem Auftreten geneigten Volke.

Obgleich an den beiden ersten Osterfesttagen des Jahres 1282 mehrere Einwohner Palermos wegen rückständiger Steuern, beim Herausgeben aus den Kirchen, unter verletzendem Spotte von französischen Beamten verhaftet wurden, hielt das Volk sich ruhig. Am Abend des dritten Feiertages (31. März) hatte sich dasselbe zu heitern Festen versammelt: Spaziergänger in großer Zahl, Spiele, Tänze. Es verdroß daß sich Franzosen, unter dem Vorwande Ordnung zu erhalten, in die Gesellschaften eindrängten und besonders gegen Frauen und Mädchen sich ungebührlich benahmen. Als endlich ein Franzose, Namens Droet, die Unverschämtheit gegen ein sehr schönes Mädchen (angeblich Waffen suchend) aufs höchste trieb, so daß sie ohnmächtig ihrem Bräutigam in

die Arme fiel, erhob sich der Ruf: „Tod den Franzosen!“ Droet ward niedergestoßen, und in einem Kampfe mit Waffen aller Art kamen an diesem Abend und am nächsten Tage an 2000 Franzosen ums Leben. Aehnliche Metzeleien erfolgten unter entsetzlichen Grausamkeiten fast in allen Theilen Siciliens. An eine Aussöhnung mit dem gleich grausamen, zeither übermächtigen König Karl war nicht zu denken, und ebenso viel Schwierigkeit fand der Gedanke, eine Republik durch Vereinigung der sicilischen Städte zu gründen oder sich dem Papste zu unterwerfen. Vielmehr mußte bald der Plan allgemeinen Beifall finden, den König Peter von Aragonien an die Spitze zu stellen. Dennoch entschieden seine und seiner Gemahlin Konstanze Erbansprüche nicht allein; erst als er alle Rechte und Freiheiten Palermos und Siciliens feierlich bestätigt hatte, schwur man ihm freudig Treue und Gehorsam.

In den weltlichen und kirchlichen Kriegen gegen die Könige von Neapel und die Päpste, zeigten die Sicilier Tapferkeit, Ausdauer und Sinn auch für religiöse Selbständigkeit. Neue, unerwartete Gefahren bedrohten aber Palermo und ganz Sicilien, als unter den Söhnen König Peter's, Jakob II. und Friedrich II., Streit entstand über Regierungsrechte und das Verhältniß Siciliens zu Aragonien. Schon Jakob II. bewilligte den Siciliern mehrere Wünsche und Forderungen hinsichtlich der Anordnung und Ermäßigung des Steuerwesens, der Unabhängigkeit bürgerlicher und peinlicher Gerichtsbehörden, der Münze, der Lehnsdienste, der Berechtigungen königlicher Beamten u. s. w. Die Gunst der Sicilier, welche König Jakob hiedurch für den Augenblick gewann, ging aber ganz verloren, als er bezweckte, für anderweite Vortheile, Sicilien den verhaßten Anjouinern abzutreten. An Jakob's Stelle wählten (im Januar 1296) die erzürnten, in Palermo zahlreicher und feierlicher als gewöhnlich versammelten Stände seinen in Sicilien erzogenen und einheimischen Bruder Friedrich zum König.[2]) Große Feste folgten diesem kühnen und erfreulichen Ereignisse; voraussehen ließ sich aber, daß die mächtigen Wähler alle aus solch einer Entscheidung hervorgehenden günstigen Verhältnisse benutzen würden, um sonstige Wünsche und Forderungen durchzusetzen. König Friedrich's Bewilligungen gingen weit hinaus über die der normannischen und hohenstaufischen Herrscher. Sie lauten im Wesentlichen: Der König wird sich von seinen Versprechungen nie durch den Papst entbinden lassen, und über Verträge, Bündnisse, Krieg und Frieden, oder Einführung neuer Steuern nie entscheiden ohne Zustimmung der im Parlamente vertretenen Nation. Das Parlament, bestehend aus Grafen, Baronen und Abgeordneten der Städte (die Prälaten sind nicht genannt), wird jährlich

berufen und giebt gemeinsam mit dem Könige die Gesetze, zu deren Aufrechthaltung und Beobachtung auch er verpflichtet ist. Die öffentlichen Beamten können vor dem Parlamente angeklagt und von ihm bestraft werden. Die Unabhängigkeit des hohen Lehnsgerichtshofes ward hergestellt, das Gesetz über Hochverrath und Gütereinziehungen eingeschränkt und gemildert; es ward Sorge getragen für Errichtung einer Bürgerwehr und für Gleichheit von Maß und Gewicht. Die Erwerbungen zur todten Hand erlitten eine Beschränkung, hingegen ward das Recht erweitert Lehngüter zu vererben und gegen Zahlung einer Abgabe zu veräußern. Alle Rechte der Städte und ihrer Bürgergemeinen erhielten eine neue Bestätigung, ja Erweiterung; Edelleute hatten zu denselben keinen Zutritt.

Gewiß sicherten diese Bestimmungen gegen einseitigen Mißbrauch königlicher Gewalt, nicht aber gegen Geistlichkeit und Adel, deren Einfluß sich allmälig über Gebühr erhöhte, das Volk tyrannisch bedrückte und seine Entwickelung hemmte. Nicht minder nachtheilig ward es, daß das sicilische Königshaus um den Anfang des 15. Jahrhunderts ausstarb und die Insel, ihre zeitherige Selbständigkeit verlierend, von Aragonien aus regiert wurde.

Später benahmen sich die spanischen Philippe aus mehreren Gründen etwas gemäßigter gegen Sicilien, als gegen Neapel und Mailand. Dessenungeachtet mußte das Sinken der spanischen Macht und die damit in untrennlicher Verbindung stehende schlechte Regierungsweise überall nachtheilig einwirken. Insbesondere gaben Steuererhöhungen sowie Eigennutz und Hochmuth der spanischen Beamten, Veranlassung zu gerechten Klagen und zu mehreren gesetzwidrigen Ausbrüchen.

Im Jahre 1647 ward Palermo durch eine ungünstige Ernte mit einer Hungersnoth bedroht, was die Stadtobrigkeit vermochte (um Unruhen zu vermeiden), das Brot unter dem Kostenpreise verkaufen zu lassen. Zur Deckung der hiedurch entstandenen Mehrausgaben wollte man (nachdem die Getreidepreise gesunken waren) den Brotpreis nicht sogleich geringer festsetzen oder das Brotgewicht erhöhen. Hierüber entstand ein so gewaltiger Aufruhr des geringern Volkes, daß der Stadtpräfekt entfloh, um sein Leben zu retten. Mit steigender Wuth wurden öffentliche Gebäude und Häuser verhaßter Beamten niedergebrannt, und Gefangene aller Art zur Mehrung des Uebels freigelassen. Der Vicekönig Las Velez, furchtsam und von keiner genügenden Macht unterstützt, bewilligte alle Forderungen der Aufrührer hinsichtlich der Brotpreise und einer neuen Organisation der Stadtbehörden; er bestätigte die Freilassung der Gefangenen und bewilligte Verzeihung für alles Geschehene.

Als deſſenungeachtet, beſonders unter Führung eines geringen Frevlers, Nino de Peloſa, der Pöbel Mord und Brand verübte, einigten ſich Geiſtliche, Adelige, Stadtobrigkeiten und wohlgeſinnte Bürger mit dem Vicekönig, wurden durch Gewaltmittel Herren der Aufrührer, ließen etliche aufhängen und ſchickten andere nach den Galeren.

Durch dieſe Strenge wurden manche eingeſchüchtert, andere erbittert. An die Spitze der letztern ſtellten ſich der Goldſchläger Joſeph d'Aleſſio und Peter Pertuſe. In einem geheimen Ausſchuſſe der Verſchworenen ward der letztere durch das Loos zum höchſten Anführer erwählt. Aleſſio jedoch, welcher dieſe Erloſung für eine ſchlechte Form, Pertuſo für untauglich und ſich für rechtswidrig zurückgeſetzt hielt, rief von ſeinen Freunden unterſtützt: „Fort mit den Spaniern! Herſtellung einer guten Regierung!“ Die verſammelte Menge antwortete: „Es lebe Aleſſio, unſer höchſter Hauptmann!“ In dieſem Augenblick erſchien Pertuſo und wollte ſein früheres Anrecht geltend machen; aber Aleſſio ließ ihn gefangen nehmen und enthaupten, denn er ſei ein Verräther gegen Vaterland und Volkswillen.

Aleſſio glaubte indeß ſeine Macht zu befeſtigen und der angeblich heilſamen Unternehmung zu nutzen, wenn er ſich gegen Beamte, Adel und Geiſtlichkeit gemäßigt benehme und Nützliches in Vorſchlag bringe. Auch ſtellten ſich viele auf ſeine Seite, theils aus Furcht, theils aus Argliſt. Denn jede wahre oder ſcheinbare Begünſtigung der Vornehmen minderte die Gunſt des Volkes. Ja als Aleſſio den Titel eines immerwährenden Syndikus von Palermo und ein jährliches Gehalt von 2000 Scudi annahm, als er ſich durch Eitelkeit und heuchleriſche Freunde verlocken ließ, in Prachtwagen, von Läufern und 100 Gardiſten begleitet, einherzufahren, ſteigerte ſich die Unzufriedenheit des Volkes und der Vornehmen bis zu offenem Kampfe. Nach vergeblichem Widerſtande floh Aleſſio, verſteckte ſich in einer Waſſerleitung, ward hervorgezogen, erſchlagen, verſtümmelt, ſein abgeſchnittenes Haupt auf eine Pike geſteckt und von den wilden Mördern triumphirend in der Stadt umhergetragen. Der rückkehrende Vicekönig, furchtſam zur Zeit der Gefahr, wurde grauſam nach dem Siege, und Aleſſio ſelbſt von denen verdammt, die er gegen Raub und Mord geſchützt hatte (1650).

Allerdings wurden Pöbelaufſtände dieſer Art hintennach von allen Beſonnenen, Einſichtigen, Verletzten mißbilligt: doch glaubten einzelne kühne Männer, es ließen ſich größere Zwecke verſtecken und durch ähnliche Mittel erreichen. Antonio del Giudice, ein höchſt geiſtreicher Rechtsgelehrter, entwarf mit gleichgeſinnten Freunden den Plan, bei dem nahe bevorſtehenden Ausſterben des ſpaniſchen Königsgeſchlechts einen

einen Sicilier auf den Thron zu ſetzen, ein unabhängiges Reich zu ſtiften und Verfaſſung und Verwaltung weſentlich zu verbeſſern. Der Plan fand jedoch gleich anfangs die größte Schwierigkeit, weil der zum König beſtimmte Graf von Mazzarino ihn weder klug und ausführbar, noch gerecht fand. Seine Ablehnung führte zu Zögerungen und dieſe zur Entdeckung der Verſchwörung. Die Häupter entflohen oder wurden gefangen und hingerichtet, ſo vor allen Antonio del Giudice. Die Abneigung gegen geſetzwidrige Aufſtände und Verſchwörungen war allmälig ſo geſtiegen, daß man ſich faſt darüber freute, als alles in das alte Geleiſe zurückkehrte. Die Hoffnung, es werde die Regierung nunmehr aus eigener Macht allerhand Uebelſtände verbeſſern, ſchlug (wie ſo oft) fehl; fragen aber kann man allerdings: woher es kam, daß Stände und Parlament in dieſen Zeiten ganz unthätig blieben und gar kein Lebenszeichen von ſich gaben? Vielleicht weil Adel und Geiſtlichkeit bereits ſo begünſtigt und im Vortheil waren, daß ſie fürchten mußten, bei jeder größeren Bewegung mehr zu verlieren als zu gewinnen.

Umfaſſender und gefährlicher als die Aufſtände in Palermo waren (1672–77) die Unternehmungen Meſſinas.[3]) Keine Stadt Siciliens hatte durch Herkommen und königliche Verleihungen ſo viele Rechte und Freiheiten wie Meſſina. Die natürliche Freude hierüber ſteigerte ſich nicht ſelten zu Stolz und Uebermuth; ſchlimmer jedoch war es, daß faſt nur die Vornehmen an jenen Rechten Theil hatten und von jenen Freiheiten Vortheile zogen. Die hieraus entſtehende Unzufriedenheit des Volks ſteigerte ſich, als der Oberbefehlshaber (stratico) der Stadt, Don Luigi del Hoja, daſſelbe durch Schmeicheleien und Wohlthaten für ſich und die königliche Regierung zu gewinnen ſuchte. Es iſt aber leichter Parteien hervorzurufen, als ſie zu regeln und zu beherrſchen; nach ſchrecklichen, blutigen Kämpfen innerhalb der Stadt ſiegten die Königsfeindlichen und ſchlugen alle Angriffe ſpaniſcher Soldaten zurück. Die Ueberzeugung, es ſei eine billige Ausſöhnung jetzt ſo unmöglich, als auf die Dauer erfolgreicher Widerſtand, führte zu dem Gedanken ſich der Herrſchaft des damals ſo hochgeprieſenen Königs von Frankreich zu unterwerfen. Nach ſeiner ehrſüchtigen Weiſe ſtellte Ludwig XIV. Bedenken über Klugheit und Recht der Unternehmung beiſeite und ſchickte Hülfsmannſchaft, welche in Meſſina mit Begeiſterung aufgenommen wurde. Da aber die übrigen Theile der Inſel ruhig blieben, Palermo den Franzoſen mit Erfolg widerſtand und auch andere politiſche Rückſichten und Verhältniſſe ſich geltend machten, ſo verließen die Franzoſen Meſſina unter lautem Jammer der getäuſchten Einwohner. Dieſe erfuhren (gleichwie viele früher und ſpäter) daß fremde Herrſcher und

Völker (Römer, Franzosen, Russen) nie die wahre Freiheit bringen und die Wünsche, Bitten und das Vertrauen der Hülfsbedürftigen stets ihrem eigenen Vortheil unterordnen.

An die Stelle des milderen Gonzaga schickte die spanische Regierung den strengern Grafen Santo Stefano nach Messina. Seinem Befehle gemäß und auf Anreizung seines noch grausamern Gehülfen Rodrigo di Quintana wurden alle Rechte und Freibriefe der Stadt vernichtet, der nach Willkür besetzte Senat in seinem Wirkungskreise beschränkt, das Rathhaus niedergerissen, auf den Platz Salz gestreut und daselbst eine Bildsäule König Karl's errichtet. Man verlegte die Universität nach Catania, das Archiv nach Palermo, und strafte die Urheber der empörerischen Bewegungen womöglich noch strenger als in dieser Stadt.

Zu diesen Frevein und Leiden der Menschen gab die Natur ein furchtbares Gegenstück. Nach langer Ruhe erfolgte im Jahre 1669 ein Ausbruch des Aetna, welcher die ganze Umgegend verwüstete durch Feuerflammen aus der Höhe oder hervordringend aus dem Boden, durch glühende Wogen der Lava, durch Erdbeben der zerstörendsten Art.

Die nächsten großen Veränderungen betrafen die ganze Insel. Sicilien ward im Utrechter Frieden (1713), ohne die Bewohner zu hören oder zu befragen, an Victor Emanuel von Savoyen abgetreten. Es fehlte wie gewöhnlich, nicht an einhelenden Personen, Handkuß, Festessen, Erleuchtungen, geistlicher und weltlicher Musik u. s. w. Aber bald wurden Stimmen laut, welche klagten über die Vereinigung mit einem unbedeutenden Staate, über die Anmaßung fremder Beamten und Soldaten und die von den Sicilieru wesentlich abweichende Natur der Piemontesen. Nordländer verständen nicht südliche Völker zu regieren.

Diese Klagen wurden verändert und umgestimmt, als Sicilien im Jahre 1720 österreichisch, und wiederum, als es 1736 bourbonidisch ward.

König Karl (1735–59)[1] war einer der besten Herrscher aus diesem Geschlechte, und nebst seinem würdigen Minister Tanucci eifrig bemüht, vorhandene Uebelstände nach allen Richtungen zu verbessern; insbesondere nahmen die Kirche und das Lehnswesen seine Thätigkeit in Anspruch. Dort zeigte sich (wie so oft) Aberglauben mancherlei Art, sodaß man z. B. durch Vortragen des Armes einer Heiligen den Ausbruch des Aetna hemmen wollte; es fehlte aber auch nicht an Grundsätzen und Thatsachen verdammlicherer Art. Ein augustinischer Laienbruder Romuald und eine bigotte Schwester Gertrud stellten Behauptungen auf, welche allerdings der christlichen Dogmatik widersprachen. Daß beide aber nicht zurechnungsfähig waren, ergiebt sich, weil jener hinzufügte:

er sei ein unfehlbarer Prophet und habe Gespräche mit Engeln, die Gott ihm zusende. Noch weiter gehend, sagte Gertrud: sie erfreue sich eines unmittelbaren Umganges mit Gott und habe von der Jungfrau Maria gehört, daß gewisse sonst verbotene Sünden keine wären. Da die hiegegen angewandten Mittel, Gefängniß, Martern, Hunger, Durst u. dgl., den Wahnsinn nicht heilten, ward beschlossen das Todesurtheil mit höchster Feierlichkeit auf dem Hauptplatze Palermos am 6. April 1724 zu vollziehen.*) Die ungewöhnlich hohen Scheiterhaufen waren mit Altären umgeben, und ihnen gegenüber prachtvolle Tribunen erbaut, für die Inquisitoren, den Vicekönig, den Erzbischof, den Senat, den Adel, die Geistlichkeit, die Beamten, die Damen. Schon des Morgens früh setzten sich die Processionen der Mönche und die geputzten Zünfte in Bewegung nach den ihnen angewiesenen Plätzen. Ringsum stand das Volk, versammelt wie zu einem festlichen, heiteren Feste. Um 2 Uhr Nachmittags erschien Gertrud, angebunden auf einem von schwarzen Ochsen gezogenen Wagen, in schmutzigen Kleidern, mit herabhängendem Haar, auf dem Kopfe eine hohe papierene Mütze mit erklärender Inschrift und mit Feuerflammen bemalt. Ringsum, als Begleiter, Mönche aller Art, Fürsten und Herzoge auf schönen Pferden, die Inquisitoren auf weißen Maulthieren. Nachdem Gertrud an dem Scheiterhaufen festgebunden und mit brennbaren Stoffen gleichsam überzogen war, und einer der Inquisitoren den Rechtsspruch in lateinischer Sprache verlesen hatte, ward der Scheiterhaufen angezündet und stürzte, von den Flammen ergriffen, endlich unter dem schrecklichen Geschrei Gertrudens zusammen. Dies alles wiederholte sich bei der Verbrennung Romualds. Mit Ausnahme einiger Gefangenen der Inquisition, die man wohl der Abschreckung halber hingeführt hatte, zeigte niemand mitleidige Theilnahme. Feige, Unwissende Abergläubige, Fanatiker billigten, ja bewunderten den Hergang, und der Kanonikus Mongitor (ein sonst um die Geschichte Siciliens verdienter Mann) schrieb in seiner Verblendung ein großes Buch zur Verherrlichung dieses unchristlichen, grausam barbarischen Festes.

Als nun aber die Inquisition, ihres Sieges froh, fortfuhr nicht blos gegen wahnsinnige Thoren, sondern auch gegen unschuldige verständige Personen ihre einseitigen, verdammlichen Grundsätze geltend zu machen, änderten sich Ansichten und Stimmung dergestalt, daß der Vicekönig Caraccioli es in Uebereinstimmung mit der neapolitanischen Regierung wagen konnte, am 10. April 1782 die Inquisition ganz aufzuheben. Mit Mühe ward das Volk abgehalten, den Palast der Inquisition niederzubrennen; wohl aber befreite es ihre Gefangenen, vernichtete ihre Papiere und schlug die Bildsäule des heiligen Dominicus in Stücke.

Neben diesen und andern Neuerungen, welche die Macht der Kirche beschränkten, traten andere ein, welche dasselbe hinsichtlich des feudalen Adels bezweckten. An die Stelle der seltener berufenen Parlamente war manches Recht und Geschäft in die Hände einer aus zwölf Mitgliedern bestehenden, immerwährenden Deputation gekommen. Caraccioli setzte es durch, daß künftig nicht mehr der Adel in derselben ein entscheidendes Uebergewicht habe, sondern daß jeder Stand vier Mitglieder absende. Nicht die Abgaben an den Staat waren drückend in Sicilien, wohl aber die oft willkürlich gesteigerten oder mißbrauchten (z. B. das Jagdrecht) an den Adel. Nicht mehr sollte angebliches Herkommen hierzu berechtigen, sondern durch Urkunden ein Rechtstitel nachgewiesen werden. Aehnlichen Beschränkungen unterlag die Rechtspflege und Polizeigewalt des Adels. Mit großem Dank wurden viele Baue und sonstige Verbesserungen in Palermo aufgenommen, doch konnte Caraccioli (unbekannt weshalb) nicht durchsetzen, daß fernerhin wöchentlich zwei Märkte in der Stadt gehalten wurden.

Ernste Vorwürfe erhob der Adel darüber, daß man seinen letzten Besitzstand nicht genügend berücksichtige; andere tadelten, daß Caraccioli französische Schauspieler und Schauspielerinnen kommen lasse, mit ihnen umgehe, über religiöse Lehren leichtsinnig urtheile, die unbefleckte Empfängniß Maria's nicht anerkenne, sich gegen abweichende Urtheile zu unduldsam zeige und harte Maßregeln mildern Auswegen vorziehe. So, Lob und Tadel über einen dem 18. Jahrhundert angehörigen Mann.

Es ist mit Unrecht fast ganz vergessen worden, daß lange vor den Leiden und Freveln der Französischen Revolution viele ihr zugeschriebene Verbesserungen durch Deutsche, durch österreichische Herrscher in der Lombardei und in Toscana herbeigeführt und durchgesetzt wurden. Aehnliche Bestrebungen finden wir durch Tanucci und Caraccioli in Neapel, während alles in allem gerechnet, in der Insel Sicilien die Liebe zum Beharren über die Neigung zum Verändern die Oberhand behielt. König und Volk beschworen die alten Gesetze und herkömmlichen Einrichtungen, und nur sehr überwiegende Gründe ließen etwaige Neuerungen als weise und rechtlich erscheinen. Allerdings änderten sich Ansichten und Ueberzeugungen zum Theil durch die Französische Revolution. Die Wünsche und Forderungen der Völker steigerten sich nämlich ins Maßlose, und die Herrscher fürchteten Billiges einzuräumen, weil die Gefahr heilloser Uebertreibungen nahe lag.

Im Laufe der letzten hundert Jahre fanden in Neapel viel mehr Umgestaltungen statt als in Sicilien, was — wie immer — seine Licht- und Schattenseiten hatte. Die Frage nach der Verfassung ward aber

auch in Sicilien allmälig der Mittelpunkt aller Bewegungen. Seit Jahrhunderten bestand ein Parlament, und wenn es gleich seltener berufen und seine Wirksamkeit fast ganz auf mäßige Geldbewilligungen eingeschränkt war, kam es doch nie ganz außer Thätigkeit.

Es gab drei Arme (bracci) oder Kammern[6]): der adelige hatte 124, der geistliche 61, der domaniale königlicher Städte 46 Glieder: die letzten wurden von den Stadtobrigkeiten gewählt, aus Personen, die der Regierung zugethan. Jeder Arm rathschlagte und beschloß für sich, und zwei sollten entscheiden gegen einen. Da Adel und Geistlichkeit meist gleiche Interessen hatten und ihre Glieder zu denselben Familien gehörten, so gewannen sie ein entscheidendes und oft nachtheiliges Uebergewicht. Es werden z. B. eine Menge von alten Lehnsrechten aufgezählt, welche die niederen Klassen übermäßig bedrückten und mit fortschreitendem Ackerbau und erhöhtem Gewerbfleiß unverträglich blieben.

Wiederum war auch die Freiheit des Adels durch unzählige Majorate und Fideicommisse beschränkt. Die sehr bevorzugten erstgeborenen Söhne bewirthschafteten nicht selbst, sondern verpachteten ihre Ländereien unter harten Bedingungen auf drei, höchstens neun Jahre, und verschwendeten ihre bedeutenden Einnahmen. Die nachgeborenen Söhne hingegen waren, den Erbgesetzen zufolge, in dürftigen Umständen und die Töchter blieben in unangenehmer Abhängigkeit von der Willkür des ältesten Bruders, oder wurden unbefragt in Klöstern untergebracht. Bei diesen Verhältnissen fehlte es nur zu oft in den Familien an Liebe und Einigkeit.

Die Verwaltung der Städte war sehr abhängig von der Regierung und die Obrigkeiten blieben meist nur zwei Jahre im Amte. Gesetze, welche aus verschiedenen Zeiten und Völkern herstammten, konnten nicht geordnet und überall zweckmäßig sein. Verbesserung der Gefängnisse und Abschaffung der Tortur gehörten zu den unerfüllten Wünschen, während lobend zu erwähnen ist daß in Palermo ein botanischer Garten, eine Sternwarte, geschichtliche und naturgeschichtliche Sammlungen angelegt wurden. Volksunterricht hingegen blieb noch vernachlässigt, und die Geistlichkeit war nicht geeignet oder willig, diesem Mangel abzuhelfen.

Das Heer bestand meist aus geworbenen und oft schlechten Leuten; die Offiziere nahm man aus dem Adel.

Bei all diesen Verhältnissen konnten Wünsche, Hoffnungen und Forderungen unmöglich dieselben sein: nur in einem wichtigen Punkte waren alle Sicilier gleichen Sinnes: in der heftigen Abneigung gegen jede Oberleitung von Neapel aus und durch die Neapolitaner, sowie hin-

ſichtlich der ſeit Jahrhunderten geforderten und durchgeſetzten Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit ihres Königreichs und ihrer Nationalität. Dies ward der Mittelpunkt aller ſpätern Bewegungen.

Zunächſt entſtanden beſtimmtere Mißverhältniſſe zur Regierung, als dieſe durch Gründe mannichfacher Art in große Geldnoth gerieth. Unerwartet widerſprach das ſicilische Parlament ſchon im Jahre 1798 einer Erhöhung der (bis dahin nur mäßigen) Steuern, auf unbeſtimmte Zeit.[1])

Dieſer Mißton verſchwand vor dem loblichen Mitgefühl, der Theilnahme und Pietät, als die königliche Familie im Dezember 1798 ſich vor den Franzoſen nach Sicilien flüchtete. Die Aufnahme war begeiſtert und rührend.

Ganz anders war die Aufnahme nach der zweiten Flucht der königlichen Familie im Anfang des Jahres 1806. Viele politiſche, revolutionäre Anſichten waren unterdeſſen in Sicilien eingedrungen, und die furchtbare Grauſamkeit, mit welcher man wahre oder angebliche Gegner der Regierung in Neapel behandelt hatte, erregte ſelbſt bei Unbetheiligten gerechten Abſcheu.

Die nächſten Jahre verfloſſen unter vielfachen Streitigkeiten; insbeſondere weigerte ſich das Parlament im Jahre 1810, ſo viele Steuern zu bewilligen, als die Regierung zu nothwendigen, oder (wie andere glaubten) zu unnöthigen Ausgaben verlangte. Man konnte hoffen, daß dieſe Verhältniſſe ſich beſſern würden, als England Subſidien zahlte und Soldaten ſchickte zum Schutze gegen neapolitaniſche Angriffe. Der Oberbefehlshaber, Lord Bentinck, ſah ſich aber bald von den Parteien ſo angegangen und umdrängt, daß er ſich mit jedem Tage mehr in die innern Angelegenheiten Siciliens miſchte und über die eigentlichen Geſchäfte eines Geſandten (ſpäter wohl mit Zuſtimmung ſeiner Regierung) weit hinausging. Er zwang den König, übereilt verhaftete Gegner nicht blos freizulaſſen, ſondern an die Spitze der Regierung zu ſtellen, und zum Entwerfen der Verfaſſung von 1812 die Hand zu bieten. Dieſe ſei (nach den Behauptungen einer Partei) im weſentlichen nur eine Erneuerung der altſicilischen; ſie wich aber in der That ſehr von derſelben ab und erſcheint weit mehr eine Nachahmung der jetzigen engliſchen Verfaſſung, mit einem Oberhauſe und einem Unterhauſe. Wenn es nun ſchon ſehr ſchwierig geweſen wäre, Altſicilisches herzuſtellen, ſo mußte ſich bald noch beſtimmter ergeben, daß es unmöglich iſt, Verfaſſungen erfolgreich und ohne Widerſpruch in fremde Länder und in ganz anders oder gar nicht vorgebildete Völker zu verpflanzen.

Zuerst waren König und Königin natürlich sehr unzufrieden, daß sie von dem Gesandten einer verbündeten Macht so geringschätzig behandelt wurden; ja, die Königin — dies ward behauptet[8]), von ihr aber geleugnet — habe sich mit Bonaparte in Unterhandlungen eingelassen, um sich nur der anmaßenden Engländer zu entledigen. Lord Bentinck, nunmehr ganz rücksichtslos vorschreitend, hielt den König Ferdinand in Haft bis er seinem Sohne Franz die Regierung übertrug, und zwang die Königin Karoline (die Tochter der Maria Theresia), Land, Volk und Familie zu verlassen und sich über Konstantinopel nach ihrer Vaterstadt Wien zu begeben.

So schien der Sieg der constitutionellen Partei von 1812 vollkommen; bald aber entstanden große Spaltungen, hauptsächlich über die Frage, ob man die zahlreichen Majorate und Fideicommisse (neuern Ansichten gemäß) ganz abschaffen, oder zur Erhaltung des Adels und zur Gründung einer Pairskammer beibehalten solle.

Die Wahlen für das neue Unterhaus entsprachen keineswegs den heitern Wünschen und Hoffnungen, vielmehr sagen selbst Anhänger der neuen Verfassung buchstäblich Folgendes[9]): „Viele lebhafte und hitzige Geister, wenig Einsicht, keine Erfahrung, Unbestimmtheit der Meinungen, Uneinigkeit des Wollens — dies ist das Bild der neuen Versammlung. Kaum hatten sie die Fahne der Opposition erhoben, als sich die Zahl der Unzufriedenen vermehrte, an denen es ja nie fehlt. Hierzu kam ein Haufen anderer Neulinge in öffentlichen Geschäften, welche glaubten, ihre Talente und ihren neuen Patriotismus nicht glänzender an den Tag legen zu können, als wenn sie, verständig oder thöricht, sich der Regierung gerade entgegenstellten. Sie theilten den Irrthum, die echte Freiheit wachse jedesmal in dem Maße, als man die königliche Macht verringere.“[10]) So sprechen selbst Aceto und Palmieri.

Die berufenen Parlamente beschlossen infolge dieser oberflächlichen und zugleich leidenschaftlichen Ansichten, keine Steuern zu bewilligen, bevor nicht der König allen ihren noch nicht einmal ausgesprochenen Wünschen genüge. Der hieraus entstehenden schrecklichen Unordnung abzuhelfen, ergriff die Regierung nun auch ihrerseits, ohne Rücksicht auf das Parlament, eigenmächtige Maßregeln. So gehen Parteiung, Intriguen, Anmaßung und Willkür jahrelang in Sicilien unerfreulich nebeneinander.

In Neapel herrschten während dieser Zeit an Murat's Hofe Heiterkeit, Glanz, Zuversicht. Am Tage eines großen Festes in Portici erhielt die Königin Karoline Murat die Nachricht, ihre Gegnerin, die Königin Karoline Habsburg, sei am 8. September 1814 im 62. Lebens-

jahre rasch, vielleicht vor Schmerz gestorben über ungeheure Schicksale und völlig getäuschte Hoffnungen. Es führt nicht zur Wahrheit, ja es ist ungerecht, über diese merkwürdige Frau in Lob oder Tadel zu urtheilen, ohne Rücksicht auf die Gesammtheit ihrer Lebensverhältnisse. Sie kam nach Neapel voll jugendlich heiterer Anschauungen und Hoffnungen, begeistert für Fortschritte und Verbesserungen, nach Weise ihrer Brüder Joseph und Leopold, Freundin der Bildung und Wissenschaft, erfreut über den großen Wirkungskreis, welcher ihr (bei der Unbedeutsamkeit ihres Gemahls) natürlich eröffnet ward.

Aber welch dunkle Schatten lagerten sich bald über das anscheinend so glückselige Schicksalsgewebe! Ihre Schwester Marie Antonie, ihr Schwager Ludwig XVI. hingerichtet; so viele Getreue, Freunde, Verwandte mißhandelt, geplündert, verjagt, preisgegeben jeglichem Elend; Abtrünnige und Verräther dagegen bis in ihre Nähe.

Allerdings lautet das höchste Gebot: Liebet eure Feinde! allein es ist viel leichter nachgesprochen als befolgt, und Niemand übte es gegen die Königin Karoline. So legte sich allmälig ein dreifaches Erz um ihre Brust, und Gegner klagen sie an als ehrgeizig, verschwenderisch, doppelzüngig, gleichgültig in der Wahl der Mittel für ihre Zwecke, unerbittlich, grausam, rachsüchtig. Andererseits sagt ein ihr abgeneigter Schriftsteller[11], nach Bestätigung jener Anklage: „Sie hatte große und erhabene (sublimi) Eigenschaften, Großmuth, Freundschaft, Umfang und Kraft des Geistes, Thätigkeit, Muth, Ausdauer, Geschicklichkeit in Behandlung der größten Angelegenheiten, ein edles, die Herzen der Menschen gewinnendes Benehmen. Alle diese Eigenschaften können ihr selbst Feinde nicht absprechen. Nach ihrer Entfernung gingen die Sachen nicht besser; ja, als unumschränkte Königin würde sie heilsam und nützlich gewirkt haben." So Palmieri.

Gewiß ist die Königin Karoline würdig eines tiefsinnigen Geschichtschreibers, eines großen Dichters, um das furchtbare Trauerspiel ihres Lebens bis zu der Höhe zu erheben und es so darzustellen, daß die Leidenschaften gereinigt und zu wehmüthiger Theilnahme sowie zu ernster Lehre und Besserung erzogen werden.

Die Schicksale so vieler schuldigen und unschuldigen Königinnen von Neapel sind so entsetzlich, daß man in der ganzen Weltgeschichte kaum etwas Aehnliches findet; doch wozu den Jammer vergangener Jahrhunderte hervorrufen! Bietet doch die Geschichte unserer Zeit, bis auf den heutigen Tag, genug des bitteren Stoffes!

Nach dem Sturze Bonaparte's ließ sich der Murat's mit Bestimmtheit voraussehen. Im Mai 1815 entfloh mit ihm die Mutter

und die Schwester Bonaparte's, der Cardinal Fesch und wenige den Gefallenen treu gebliebene Personen. Die Königin Karoline Murat war die letzte, welche ein rettendes Schiff bestieg. Aufgehalten im Hafen durch mancherlei Hindernisse, sah sie den König Ferdinand triumphirend in Neapel einfahren, begrüßt von Freudenschüssen und dem Jubel der gedankenlosen, wankelmüthigen Menge. Kähne umschwärmten das Schiff der Königin, und wildes Geschrei und Gesänge des Spottes und Hohns folgten der früheren übertriebenen Schmeichelei und knechtischem Gehorsam.

Noch kein Jahr nach dem Tode der Königin Karoline aus dem Hause Habsburg suchte die Königin Karoline aus der Familie Bonaparte im Vaterlande jener, in Oesterreich, Schutz und Sicherheit! Sie lebte daselbst als Gräfin von Lipona bis zu ihrem Tode, 18. Mai 1839. Murat ward schon am 13. Oktober 1815 als Rebell erschossen!

Viele, selbst Lord Bentinck, glaubten, König Ferdinand werde sich nunmehr unterordnen und der mächtigsten Partei zu Willen regieren. Deshalb ward im sicilischen Parlament der Antrag angenommen, seinen weiteren Anordnungen unbedingt zu vertrauen. Demgemäß löste der König am 14. Mai 1815 das Parlament auf und verkündete später: Neapel und Sicilien sei nunmehr ein Reich, mit einem Parlamente und einer Verwaltung, an welcher die Sicilier nach Maßgabe der Bevölkerung theilnehmen würden. Diese Vernichtung des sicilischen Staatsrechtes, sowie Steuererhebungen ohne Berufung und Befragung des Parlaments, erregten natürlich große Unzufriedenheit, und nur durch treffliche Verwaltung hätte man vielleicht den Mangel einer Verfassung überdecken können. Auch geschah manches Wohlgemeinte und Nützliche; aber es blieb ganz vereinzelt oder ward durch Nebenbestimmungen vereitelt.

So mußte man die Aufhebung der Zollinie zwischen Neapel und Sicilien billigen; da aber die erlassene Staatssteuer (insbesondere vom Wein) in Neapel als Stadtsteuer erhoben und dann größtentheils in die königlichen Kassen eingezahlt wurde, so lief die angebliche Erleichterung und Verbesserung meist auf eine bloße, leicht durchschaute Täuschung hinaus.

Aber als ein wahres Ungeheuer in der Finanzgeschichte stellt sich das Monopol des für Sicilien höchst wichtigen Schwefelhandels dar, welches man Herren Zair und Genossen verlieh, angeblich um Gesetz und Regel hineinzubringen und eine leichtsinnige Erschöpfung der Schwe-

felvorräthe zu verhindern. Die Hauptbestimmungen dieser in ihrer Art einzigen Urkunde lauten:

1) Da die zu große Production des Schwefels alles Unglück in Sicilien erzeugt, soll dieselbe jährlich von 900000 Centnern auf 600000 hinabgebracht, also um ein Drittheil vermindert werden.

2) Der Durchschnittsertrag von 1834—37 bestimmt das Maaß der zwei Drittheile, über welche hinaus man künftig keinen Schwefel zu Tage fördern darf.

3) Der Preis, zu welchem die Gesellschaft einkauft und zu welchem sie verkauft, wird amtlich bestimmt.

4) Sie zahlt dem Könige jährlich 400000 neapolitanische Ducati.

5) Die Eigenthümer haben die Erlaubniß, ihren Schwefel nach Belieben zu verkaufen, vorausgesetzt, daß sie für jeden Centner der Gesellschaft 20 Carlini zahlen.

So baaren Unsinn wissenschaftlich zu widerlegen, ist überflüssig. Das Verarmen der brotlos Werdenden, zahllose Ungerechtigkeiten, Bestechungen, die durch Eigennutz und Betrug entstehende Verringerung der erwarteten Vortheile, die ernsten Verwendungen der englischen Regierung für ihre willkürlich behandelten Landsleute, zwangen freilich diese in Abgründe führende Bahn zu verlassen. Unbegreiflich aber bleibt es, daß nicht wenige, selbst aus den ersten Familien, dem Könige bei seiner Anwesenheit in Sicilien eine Danksagung überreichten für Gründung der Schwefelgesellschaft. „Mein Vater", sagte mir ein vornehmer Sicilier in bitterem Zorne, „hat sich mit Schmach bedeckt durch seine Unterschrift dieses Machwerks." Mag nun Unwissenheit, Irrthum, Feigheit, Schmeichelei, Eigennutz solch einen Schritt herbeigeführt haben: gewiß steht diesen thörichten Lobrednern kein Recht mehr zu, sich zu beklagen; oder die angegriffenen Machthaber werden ihnen ihre eigene Handschrift bohnlächelnd wie ein Medusenhaupt entgegenhalten! Kehren wir indessen zurück zu den politischen Ereignissen.

Die Kunde, daß ein Soldatenaufstand in Neapel den König gezwungen habe, die spanische Verfassung anzunehmen, erzeugte in Palermo die allgemeinste Freude; bald aber stellten sich in der Stadt und in ganz Sicilien zwei Parteien gegenüber: die eine für ebenmäßige Annahme der spanischen Verfassung, die andere für die Bevorzugung der sicilischen Verfassung von 1812. Ohne Ausnahme zürnten alle, daß man von Neapel aus über diese wichtigen sicilischen Fragen entscheiden wolle.

Die Obrigkeit und die wohlgesinnten Einwohner waren nicht im Stande, den von Augenblick zu Augenblick steigenden Aufruhr des Pö-

bels in Palermo zu zügeln; am 16. und 17. Juli 1820 kam es zu den furchtbarsten Straßenkämpfen, welche mit der völligen Niederlage der neapolitanischen Mannschaft endeten. Oeffentliche und andere Gebäude wurden geplündert und niedergebrannt, der Umsturz der königlichen Bildsäule versucht; den Fürsten Cattolica und Aci schlug man die Köpfe ab, die auf Pilen gesteckt und in der Stadt umhergetragen wurden. Aehnliches geschah in anderen Theilen Siciliens, und erst die aus Neapel herbeieilende Heeresmacht beendete die greuliche Anarchie.

Rasch aber kam die Nemesis über Sieger und Besiegte. Das neapolitanische Parlament hatte durch Fehler mancherlei Art sehr an Ansehen verloren, und jede Verbesserung der in vieler Hinsicht ganz untauglichen spanischen Verfassung unverständig und eigensinnig zurückgewiesen. Daher die Einmischung der europäischen Großmächte und ein Vorwand für den König, frühere Versprechungen, nach erfochtenem Siege, gar nicht zu berücksichtigen.

„In Sicilien", sagt ein sicilischer Schriftsteller [13]), „stieg durch dies alles der Abscheu gegen die Neapolitaner aufs höchste, und alle späteren Bewegungen und Aufstände (so der von 1848) bezweckten die Absetzung des Königs, die Wahl eines neuen Herrschers und die Gründung eines völlig unabhängigen Königreichs."

Diese seit Jahrhunderten mit höchster Ausdauer verfolgten Bestrebungen mißlangen so gänzlich, daß im Laufe des 18. Jahrhunderts für Italien mehreremal von einsichtigen Regierungen ein großartiger und umfassender Vorschlag gemacht wurde, nämlich: die verschiedenen italienischen Staaten, unter genauer Berücksichtigung der wirklich vorhandenen Verhältnisse, in einen großen Staatenbund zu vereinigen. Die Ausführung eines solchen Planes würde dem schönen Lande unsagliche Leiden erspart haben; allein auch er mißlang aus Gründen, wie man sie schon eigenliebiger und thörichterweise gegen einen ähnlichen heilsamen Vorschlag des Perikles in Hellas geltend machte.

So wuchs allmälig unter allen, welchen die vorhandenen Verhältnisse und Einrichtungen nicht genügten, der Gedanke empor, ganz Italien unter einem Herrscher zu vereinigen. Nur so lasse sich eine wahrhaft würdige Auferstehung und Wiedergeburt des edelen Volkes herbeiführen!

Ich darf nicht verschweigen, daß diesen gläubig Begeisterten gegenüber einige Zweifel und Fragen sind aufgeworfen worden:

1) Werden sich die zeither selbständigen oder beharrlich nach Selbstständigkeit strebenden Staaten ohne Widerspruch in untergeordnete Landschaften verwandeln lassen?

2) Wird die, zur Erreichung des vorgesteckten Zieles für nothwendig erachtete Hülfe einer fremden Großmacht, nicht große Opfer und unabwendbare Abhängigkeit herbeiführen?

3) Darf man um jenes großen Zweckes willen alle bisherigen Rechte, Gesetze, Verträge, Ueberzeugungen u. s. w. unberücksichtigt lassen? Darf man hoffen daß ohne diese festen, durch alle Zeiten hindurch fortwirkenden Grundlagen die so oft wechselnde, immer gleich anspruchsvolle Meinung des letzten Tages hinreiche, ein festes, sicheres Gebäude zu errichten? Wird sich nicht in dem Maaße, wie man das Recht verletzt, auch die Sittlichkeit verschlechtern?

4) Ist Eroberung und Bürgerkrieg jemals das rechte Mittel gewesen echte Freiheit zu gründen, und wie verhält sich der gerühmte Gewinn, etwa an politischem Einfluß, zu den nächsten, die Massen des Volkes drückenden Verlusten, zu der Vermehrung von Soldaten, Steuern und Schulden?

Es wäre sehr anmaßend, auf diese ängstlichen Fragen vor genauer Prüfung voreilig eine absprechende Antwort zu geben, oder gar über die weiteren Pläne der Vorsehung thöricht zu weissagen. Gewiß wünscht jeder Menschenfreund, daß durch Weisheit und Mäßigung bald alle noch obwaltenden Uebel in irgend einer genügenden Weise mögen beseitigt werden. Erlaubt aber sei es, zum Schlusse dieses Vortrages bescheiden an zwei Denksprüche, einen heidnischen und einen christlichen, zu erinnern, die seit uralter Zeit oft ausgesprochen und geltend gemacht wurden, ohne je ihre tiefsinnige Bedeutung für Herrscher und für Völker zu verlieren. Der heidnische lautet: „Lernet Gerechtigkeit, ihr Gewarnten, und scheuet die Götter!“ Der christliche sagt (sehr verständlich für jeden, der ihn verstehen will): „Du sollst den Teufel nicht austreiben durch Beelzebub, den obersten der Teufel!“

Anmerkungen.

1) Diodor, Fragmente, XXII, 304. Strabo, Buch 6. Polybius, I, 38.
2) L'art de vérifier les dates, II, 18, 230.
3) Pantaleone, Droits politiques de la Sicile, S. 27.
4) Vgl. Botta und Coletta.
5) Coletta, I, 26.
6) Aceto, De la Sicile, S. 59–70.
7) Pantaleone, S. 36.
8) Ebend., S. 41–61.
9) Aceto, De la Sicile, S. 126, 129.
10) Palmieri, Sulla costituzione di Sicilia, S. 134, 137.
11) Ebend., S. 171–172.
12) Ebend., S. 415.

f) König Jakob II. und Anna Hyde.

(1868.)

Eduard Hyde (später Graf von Clarendon und Kanzler von England), geboren den 18. Februar 1608, war einer der tüchtigsten und treuesten Diener König Karl's I. von England. Nach dessen Hinrichtung blieb er während einer zwölfjährigen Verbannung der stete Gefährte und Rathgeber seiner Söhne, der nachmaligen Könige Karl II. und Jakob II. Welche Leiden, Täuschungen, Hoffnungen, vergebliche Anstrengungen während jener Jahre; endlich im Jahre 1660 die Herstellung des Königthums in England. Alle früheren, zum Theil gerechten Beschwerden wider dasselbe waren in diesem Augenblick ganz vergessen; man gedachte nur der Leiden, Ungerechtigkeiten und Verbrechen, welche zur Zeit der Republik und Cromwell's stattgefunden hatten. Die maßlose Begeisterung für Karl II. setzte diesen selbst in Erstaunen, und auch Hyde (obgleich schärfern und umfassendern Blicks) sah doch im Anfange mehr das glänzende Licht als die seitwärts auflauchenden Schatten; er hielt die Bahn für geebneter als sie war. Es blieb unmöglich, allen Ansprüchen und Hoffnungen zu genügen, welche wahre oder erheuchelte Königsfreunde hegten, den Haß und Argwohn der besiegten und zum Theil bestraften Republikaner zu beseitigen, die gesteigerten Lasten zu vermindern, die fanatischen Religionsparteien zu versöhnen, Habsucht auszurotten, Verschwendung zu hemmen, die auswärtigen Verhältnisse zu ordnen u. s. w.

Ein großer König wäre aller dieser Schwierigkeiten wohl Herr geworden; aber einige untergeordnete, gesellige Talente abgerechnet, war König Karl's Privatleben unwürdig, seine innere Regierungsweise, seine Abhängigkeit von Ludwig XIV. verdammlich. Hyde, durch Geist, Kenntnisse und Redlichkeit ausgezeichnet, wirkte (besonders in den ersten Jahren) sehr heilsam; doch war er nicht frei von den damals allgemein

herrschenden religiösen Vorurtheilen, und es ward ihm (wie allen Ausgewanderten) schwer, die während ihrer Abwesenheit eingetretene Veränderung der Sinnesart und die nicht hinwegzuschaffenden Thatsachen zu begreifen und sich mit ihnen zu verständigen.

Bei diesen Verhältnissen sah sich der Kanzler mit vielen, oft unangenehmen Arbeiten überhäuft, fand indessen Trost und Erholung in seiner Familie. Von seiner zweiten Frau, einer Tochter des Baronets Aylesbury, hatte er mehrere Kinder, darunter eine von ihm vorzugsweise geliebte Tochter, Anna. Sie war gleich ausgezeichnet durch Schönheit, Geist und heitere Anmuth, und hatte auch deshalb am Hofe der Prinzessin von Oranien großen Beifall gefunden. Ihr Vater, eifrig besorgt, das Lebensglück seiner ältesten, geliebtesten Tochter zu begründen, glaubte für sie einen sehr würdigen Bräutigam aufgefunden zu haben und ließ sie aus den Niederlanden, wo sie die Stelle einer Hofdame bekleidete, nach England kommen, um das Nähere mit ihr zu verabreden. Daß sie sich nicht übereilte, dem Plane ihres Vaters beizustimmen, mochte er, gleichwie jeder, natürlich finden; doch konnte ihres Benehmens halber die Vermuthung nicht ausbleiben, daß irgend etwas ihr Herz sehr bedrücke. Keiner wußte was es sei, keiner hielt es für sehr erheblich, jeder glaubte, allmälig werde Anna's frühere Heiterkeit zurückkehren.

Da geschah plötzlich das Unerwartetste, Unglaublichste. Jakob, der Herzog von York, ging zu seinem Bruder, dem Könige, und erklärte: seit längerer Zeit stehe er in den genauesten Verhältnissen zu Anna Hyde, liebe sie unaussprechlich, könne sie am wenigsten in ihrem jetzigen Zustande verlassen und bitte den König zu genehmigen, daß er sie heirathe. Als dieser einige Bedenken erhob, fuhr Jakob fort: „Im Fall Ew. Majestät die Einwilligung verweigern, werde ich sogleich das Königreich verlassen und gezwungen sein, in fremden Ländern zu leben."

Bei der Gewißheit, daß Anna's Vater von dem ganzen Hergange gar nichts wisse, übertrug der König dessen Busenfreunden, dem Marquis Ormond und dem Grafen Southampton, ihn von der Lage der Sache vollständig zu unterrichten und über die nothwendigen Maßregeln zu berathen. Beide Männer erkannten theilnehmend die Schwierigkeiten dieses Auftrags, und ängstigende Gedanken mannichfacher Art drängten sich ihnen entgegen. „Ist Herzog Jakob ein Mann sicheren Charakters, oder leichtsinniger Aufführung? Wird seiner jetzigen Begeisterung nicht bald eine traurige Abkühlung folgen? Ist sein Beschluß verträglich mit Gesetz, Kronrecht, Regentenpflicht, Wohl und Ruhe des Landes? Wie

kann, wie muß der überraschte Vater urtheilen? Wird er, sich und seine Familie im Auge behaltend, darin ihre mögliche Erhebung oder ihren wahrscheinlichen Sturz erblicken? Oder wird er aus soeben angedeuteten allgemeinen Gründen den Herzog bitter anklagen und sich von seiner Tochter zornig lossagen? Steht nicht zu befürchten daß eine bedeutende Partei, daß echte Vaterlandsfreunde und schlechte Neider, die Heirath durch Mittel aller Art hintertreiben und den Kanzler mit seiner Tochter gleichmäßig preisgeben werden?"

Gefahr lag in jedem Verzuge. Beide genannten Freunde luden deshalb, einem königlichen Befehle gemäß, den Kanzler ein eiligst nach Whiteball, dem Palaste, zu kommen, wo sie ihm eine wichtige, unangenehme Entdeckung mittheilen würden. Vergeblich sann er, worin wohl diese Entdeckung bestehen könne; da er jedoch an Unangenehmes gewöhnt war, glaubte er auf alles und jedes hinreichend gefaßt zu sein. Als er nun das Erzählte erfuhr, brach es ihm das Herz, er verlor gänzlich die Fassung, gerieth nächstdem in den höchsten Zorn gegen seine Tochter und sagte: „Sobald ich nach Hause komme, werde ich sie ihres Wandels halber zum Hause hinauswerfen. Sie mag für sich selbst sorgen, ich will sie nie wiedersehen!" Jene Freunde erwiederten: „Ihre Leidenschaft ist zu groß, als daß man mit Ihnen vernünftig berathen könnte. Wir glauben, daß der Herzog mit Ihrer Tochter verheirathet ist, und deshalb sind Maßregeln anderer Art zu ergreifen, als die Ihnen Ihre übermäßige Aufregung eingiebt." Hyde ward aber durch diese Weisung keineswegs beruhigt, sondern entgegnete: „Ist das wahr, was sie soeben sagten, so weiß ich sehr wohl, was zu thun ist. Ich will lieber, daß meine Tochter des Herzogs . . ., als daß sie sein Weib sei. In jenem Fall kann mich niemand wegen meines obigen Beschlusses tadeln, denn ich bin nicht verpflichtet, eine Beischläferin für den größten Fürsten auf Erden zu halten, und was die Unwürdigkeit betrifft, welche mich angeht, so unterwerfe ich mich dem Willen Gottes. Ist aber die Rede von öffentlichen Maßregeln, so werden Sie, meine Freunde, hoffentlich dem Antrage beistimmen daß man die Schuldige in den Tower, ins Gefängniß schicke und durch Parlamentsbeschluß über sie aburtheilen lasse, wo ein Todesurtheil mir nicht zu hart erscheint."

In diesem Augenblick trat der König in das Zimmer und setzte sich an den Tisch. Da er sah, daß der Kanzler ganz außer sich und in Thränen gebadet war, so fragte er die Lords: „Was haben Sie ausgerichtet und beschlossen?" Der Graf Southampton antwortete: „Mit andern Personen muß man rathschlagen, denn dieser Mann ist nicht wohl gescheit und hat so außerordentliche Dinge vorgeschlagen, daß

mit ihm nicht weiter zu reden ist." Hierauf sagte der König mit großer Milde: „Kanzler! Ich weiß, wie sehr diese Angelegenheit Euch beunruhigen muß, deshalb habe ich zuvörderst zweien Eurer Freunde aufgetragen, mit Euch zu verhandeln, bevor ich selbst mit Euch spräche. Jetzt aber müßt Ihr die Euch beunruhigende Leidenschaft ganz bei Seite legen; denn diese Angelegenheit erledigt sich nicht von selbst, sondern kommt bald ans Licht. Deshalb muß man beschließen, was zu thun sei, bevor andere unberufene Menschen sich herausnehmen Rath zu ertheilen." Als der König hinzufügte, sein Bruder habe oft wiederholt, er könne unmöglich mit einem anderen Weibe leben, stand der Kanzler auf und sagte in großer Erregung: „Herr! Ich betrachte den Hergang mit so viel Abscheu, daß es mir nicht einfällt für mich und meine Tochter eine Vertheidigung zu unternehmen. Und obgleich ich gewünscht hätte, daß Ihr Bruder dies Unglück nicht über mich gebracht, will ich es doch lieber in aller Demuth ertragen, als daß es durch eine Heirath beseitigt würde: ein Gedanke, den ich so sehr verabscheue, daß ich meine Tochter lieber todt sähe, mit all der Schande, die ihre Anmaßung verdient. Ja, Herr! Bei all den Eiden, die ich geschworen Ihnen treulich zu rathen, bei all der Dankbarkeit, die ich Ihnen für so viele Wohlthaten schuldig bin, wiederhole ich den schon meinen Freunden gemachten Antrag, denn es ist der einzige, welcher Sie von den Uebeln befreien kann, welche sonst aus dieser Angelegenheit für Sie hereinbrechen werden. Aber freilich, nach so vieljährigem Umgange kenne ich Ihre Natur besser als andere Leute. Sie haben eine zu leichte und milde Natur, um mit den rauhen Beleidigungen zu kämpfen, welche die Willkür und Rechtlosigkeit der neuesten Zeiten über Sie gebracht haben. Die Meinung, welche man allgemein über die zu große Nachgiebigkeit und Schwäche Ihres Gemüths hegte, wird von allen Ihren wahren Freunden beklagt. Wenn Sie jetzt in einem Falle, der Sie und Ihren Bruder so nahe betrifft, die höchste Strenge zeigen, so wird Ihnen Ihre ganze künftige Regierung viel leichter werden und jeder sich hüten, Sie in unverschämter Weise zu beleidigen."

Als der Herzog von York jetzt ins Zimmer trat, sprach der König von einer anderen Angelegenheit und ging dann mit seinem Bruder hinweg. Der Kanzler aber eilte nach Hause und ließ seiner Tochter befehlen, nicht das Zimmer zu verlassen und keinen Besuch anzunehmen.

Anna war natürlich durch die mannichfachsten und entgegengesetztesten Gemüthsbewegungen aufs höchste erregt; Hoffnung auf ein glänzendes Schicksal, Aergerniß vor öffentlicher Schmach, Vertrauen der Treue des ihr bereits heimlich angetrauten Gemahls, Furcht vor der

Macht so vieler ihn beschränkenden Verhältnisse. Gewißheit über die große Liebe ihres Vaters und seine strenge Ansicht über sittliche und Kindespflichten. Nur darin lag eine Art Trost, daß ein so peinlicher, ungewisser Zustand nicht lange dauern könne.

Sobald Herzog Jakob von seinem Bruder, dem Könige, hörte, wie sich der Kanzler geäußert und welche Maßregeln er gegen seine Tochter ergriffen habe, gerieth er in großen Zorn und hielt auch sich für beschimpft, weshalb König Karl am nächsten Morgen den Kanzler rufen ließ und, ihn scheltend, verlangte daß er die übereilt ergriffenen Maßregeln sogleich aufhebe und die völlige Freiheit seiner Tochter herstelle. Unerschreckt erwiederte Clarendon: der König möge die ihm gegen seine fehlende Tochter zustehenden Rechte nicht beschränken, vielmehr seiner königlichen Pflicht gemäß die von ihm gemachten Vorschläge annehmen.

Dieser lebte der Ueberzeugung, daß seine Befehle über die strenge Haft seiner Tochter zur genauen Vollziehung kämen. Später ergab sich, daß die Wächter den Herzog täglich und nächtlich zu ihr gelassen hatten, und sie entschuldigten ihr Benehmen damit, daß Jakob und Anna bereits vermählt gewesen. Als König Karl dies dem Kanzler bestätigte, als die Zeit und neue Ueberlegungen beruhigten und im Publikum keine lauten Einreden erhoben worden, so schien ein friedlicher Ausgang bereits erreicht.

Unerwartet aber erhob sich eine neue, bedeutende Schwierigkeit. Sobald die Wittwe Karl's I. (die Königin-Mutter, Heinrich's IV. von Frankreich Tochter) von ihres Sohnes Heirathsplan hörte, nannte sie diesen in einem heftig zürnenden Briefe durchaus unwürdig. Als Jakob diese Warnung nicht berücksichtigte, schrieb die Königin-Mutter ihrem Sohne, dem Könige Karl: „Ich bin auf dem Wege nach England, um durch mein Ansehen eine so große Schmach und Verunehrung der Krone zu verhindern." Ja es verbreitete sich das Gerücht, sie wolle im Parlament gegen den Kanzler Klage erheben und auf die härtesten Strafen gegen alle Schuldigen antragen.

König Karl hielt es für wichtiger, seinen fest entschlossenen Bruder zu gewinnen, als den Entsetzenzweifeln seiner Mutter Gehör zu geben. Er war ferner von der Unschuld des tiefbetrübten Kanzlers so überzeugt, daß er ihm um diese Zeit, zum Zeichen königlicher, unverminderter Gnade, ein bedeutendes Geschenk machte und ihn zum Baronet ernannte.

Bei diesen Verhältnissen verlor der Widerspruch der Königin-Mutter an Gewicht, der Sturz des Kanzlers ward ganz unwahrscheinlich, und die Hindernisse der Heirath verminderten sich mit jedem Tage. Da trat

ein Ereigniß ein, welches niemand erwartet hatte, aber entscheidend einwirken mußte.

Charles Berkeley, ein Hauptmann von der Leibwache, welcher in großer Gunst und Ansehen bei dem Herzoge Jakob stand, erklärte diesem mit reuiger Theilnahme: „Mein Gewissen verpflichtet mich, Sie von einer Heirath mit einem Weibe abzuhalten, die Ihrer ganz unwürdig ist. Ich selbst habe verbotenen Umgang mit ihr gehabt und bin bereit, sie zu heirathen, obgleich ich weiß, in welchen Verhältnissen Sie mit ihr gelebt haben."

Dies bestimmte Zeugniß eines so lange gekannten und betrauten, sich selbst dadurch gewissermaßen preisgebenden Mannes, machte den größten Eindruck auf Herzog Jakob und seine Mutter. Jener erklärte seine Heirath für nichtig, ja er leugnete sie ab und gelobte, Anna nie wiederzusehen. Er bedrohte ihren Vater, wenn er sich beikommen ließe, im Parlament oder sonst irgendwo und wie Klage gegen ihn zu erheben, woran dieser übrigens gar nicht gedacht hatte.

Während so das Schicksal Anna's für immer auf das traurigste entschieden ward, lag sie in Kindesnöthen und gebar einen Sohn. Und zwar in Gegenwart der Marquise Ormond, der Gräfin Sunderland und einiger andern vom König hingesandten vornehmen Damen. Als diese und der eingetretene Bischof von Winchester sehr ernste Fragen an Anna richteten, antwortete sie aufs bestimmteste: „Nie habe ich mit einem anderen Manne in Verhältnissen gestanden als mit dem Herzoge, und er muß selbst davon überzeugt sein. Ich bin förmlich mit ihm verheirathet, und hiefür werden Zeugen auftreten, sobald es an der Zeit ist."

Daß jene Damen sich jetzt laut für die Unschuld Anna's aussprachen, gewann manche ihrer Gegner; doch war vorauszusehen daß in einer Angelegenheit, wo eigentliche Beweise fast nie herbeizuschaffen sind, böse Zweifel unausrottbar fortdauern würden. Da geschah wiederum etwas ganz Unerwartetes!

Der Hauptmann Charles Berkeley ging nämlich zu dem Herzog Jakob und erklärte: „Die allgemeine Meinung, daß Ew. Hoheit Heirath unpassend, tadelnswerth, unheilbringend sei, hat mich vermocht jedes Mittel anzuwenden, Sie davon zurückzubringen. Zu diesem Zwecke habe ich jene Anklage ausgesprochen, von der ich jetzt bekenne, daß sie durchaus falsch ist und daß ich von der Tugend Anna's vollkommen überzeugt bin. Deshalb bitte ich Ew. Hoheit mir meinen Fehler zu verzeihen, den ich blos aus Anhänglichkeit an Sie beging, und nicht zu

gestatten, daß ich von denen zu Grunde gerichtet werde, die ich so beleidigt habe daß ich mich schäme sie anzublicken."

Der Herzog war so erfreut über eine Erklärung, die ihn von seiner Hauptsorge befreite, daß er Berkeley umarmte und seinen Schutz versprach. Obgleich der Herzog ihm ebenfalls die Verzeihung des Kanzlers und seiner Tochter auswirkte, und selbst König Karl gleichwie der Herzog ihn allmälig in einer unbegreiflichen und unwürdigen Weise begünstigten, ward Berkeley dennoch fast allgemein wie ein abscheulicher Verleumder betrachtet.

Dem Könige schien dieser Ausgang sehr erwünscht: Anna's Ruf war fleckenlos hergestellt und ebenso das Verhältniß zu ihrem Gemahle. Nur dessen Mutter anerkannte zwar jetzt die Sittlichkeit seiner Gemahlin, widersprach aber nach wie vor aus Staats- und höheren Familienrücksichten der Gültigkeit jener Ehe. Mithin blieb es zweifelhaft, ob sie einen Sohn, oder beide für ihre Ansicht gewinnen werde. Plötzlich und wiederum unerwartet änderte sie diese Ansicht gänzlich, söhnte sich mit dem Kanzler aus und befreundete sich mit dessen Tochter. Insgeheim erzählte man sich, es sei ihr aus Frankreich die bestimmte Weisung zugekommen, nicht unter ihren Söhnen Zwist zu erregen und nicht auf den Sturz des verdienten und geehrten Kanzlers hinzuarbeiten.

Es versteht sich von selbst, daß dieser gleichwie seine Tochter mit diesem glücklichen Ausgange sehr zufrieden waren. Gewiß aber entstand zwischen beiden eine neue erhebliche Mißstimmung, als Anna (vielleicht aus Ueberzeugung, wahrscheinlicher aus Gehorsam gegen ihren Gemahl) katholisch ward. Ihr Sohn starb früh. Sie gebar später zwei Töchter, Maria (10. November 1662) und Anna (6. Februar 1664), welche beide nach König Karl's Weisung protestantisch erzogen und dereinst Königinnen von England wurden. Anna erlebte den Sturz ihres Vaters (Herbst 1687), aber nicht den ihres thörichten Gemahls. Sie starb den 10. April 1671, ihr Vater den 7. Dezember 1674 zu Rouen in der Verbannung.

Man ist fast gezwungen, von dieser merkwürdigen Familiengeschichte, auf das gesammte Herrschergeschlecht der Stuarts hinzublicken. Oft zeigt sich in ihnen Einsicht und Charakterkraft, und doch giebt es wohl keine Reihe von Königen und Fürsten, die, alles zu allem gerechnet, so beharrlich gegen ihr eigenes Interesse handelten, so wenig den begründeten Forderungen ihrer Völker genügten, so wenig den mächtigen Gang der Weltgeschichte begriffen, so eigensinnig oberflächliche, unbrauchbare Theorien vertheidigten. Die natürliche Folge war eine Unzahl tragischer

Ereigniſſe, welche, ſchon in der kürzeſten Aufzählung, einerſeits zu mitleidiger Theilnahme bewegen, andererſeits aber auch zu den herbſten Vorwürfen berechtigen.

Der Ahnherr von Maria Stuart, im ſechsten Geſchlecht aufwärts, König Robert III., hatte einen Neffen Alexander Stuart, welcher den Bruder der Königin, Malcolm Drummond, ermordete und deſſen Wittwe Iſabella mit ihrer Zuſtimmung heirathete (ein Gegenſtück oder Vorbild der Geſchichte Darnley's, Bothwell's und Maria's). Der Herzog von Albanien, König Robert's Bruder, warf deſſen Sohn, ſeinen Neffen Rothſay, ins Gefängniß und ließ ihn hungern, bis er ſich das Fleiſch von den Gliedern nagte und endlich ſtarb. Sobald Rothſay's Bruder, Jakob I., den Thron beſtiegen hatte, ſuchte und fand er Gelegenheit, alle Söhne Albaniens enthaupten zu laſſen, wofür er von andern ſeiner Verwandten überfallen und mit ſechszehn Wunden getödtet wurde. Jakob's Wittwe erſterte die Thäter den Manen ihres Gemahls in einer Weiſe, welche an die Blutrache der Königin Agnes für König Albrecht von Deutſchland erinnert. Jakob II. ließ zwei nahe Verwandte enthaupten, ermordete den dritten mit eigener Hand und kam bei der Belagerung von Roxburg gewaltſam ums Leben. Sein Sohn Jakob III., Maria Stuart's Großvater, gerieth zuerſt in blutige Fehde mit ſeinem Bruder dem Herzoge von Albanien, und dann mit ſeinem eigenen Sohne. Er verlor gegen dieſen die Schlacht bei Fauchieburn und ward auf der Flucht meuchlings ermordet. Jakob IV., Maria's Großvater, fand in der rechtswidrig gewonnenen Herrſchaft nicht das gehoffte Glück und ward in der Schlacht bei Flodden erſchlagen. Jakob V., Maria's Vater, verfiel aus Schmerz über Ungehorſam des Adels und getäuſchte Plane in Wahnſinn und ſtarb acht Tage nach der Geburt ſeiner Tochter. Deren Nachkommen: Jakob I., Karl I., Karl II. und Jakob II., vier Könige, von denen ſchwer zu ſagen iſt, ob ſie unglücklicher waren oder unwürdiger. Der letzte ließ, bevor die Stuarts zum zweiten mal und für immer die Herrſchaft verloren, ſeinen Neffen, den Herzog von Monmouth, hinrichten und ſchloß hiermit die dreihundertjährige Reihe blutiger Thaten und Schickſale des unſeligen Geſchlechts.

Wie ſoll man, dieſe Frage drängt ſich hier auf, Geſchichten vorſtehender Art, wie ſoll man überhaupt Geſchichte ſchreiben? In neueſter Zeit hört man gewöhnlich die Antwort: man ſchreibe **objektiv**. Ueberſetze ich dies ſachgemäß, ſo fragt ſich weiter: **was** iſt ſachgemäß? Faſſe ich die Antwort allgemeiner und ſage: **ſchreibe der Wahrheit**

gemäß, so fragt sich wiederum, was ist Wahrheit? Gewiß gehört zu dem Objektiven ein Subjekt, eine Person, die da erkennt, was sich gemäß, was die Wahrheit sei. Wie kommt man zu dieser Erkenntniß? Zunächst ohne Zweifel, wenn man unleugbare Hindernisse, Vorurtheile, Leidenschaften, Unwissenheit u. dergl. fern hält, oder überwindet. Zum hier löbliche Bestreben giebt es gar viele nützliche Regeln, welche aber hier nicht im einzelnen zu erörtern sind. Nur auf ein paar Punkte will ich aufmerksam machen.

Alle Geschichte liegt in der Vergangenheit. Ich kann sie betrachten wie sie zu der Zeit betrachtet ward, wo sie noch Gegenwart, oder sehr kurz vergangen war. Soll ich nun Perikles, Alexander, Karl den Großen, Gregor VII. darstellen, wie sie in ihrer Zeit aufgefaßt und beurtheilt wurden, oder soll ich berichten, wie sie in unserer Zeit erscheinen? Beide Methoden haben ihre Berechtigung, keine soll allein herrschen, sie lassen sich in billiger Weise verbinden.

Mithin erscheint das angeblich ganz einfache Objektive schon vermöge einer verschiedenen zeitlichen Auffassung so verschieden, daß dieselben Thatsachen deshalb keineswegs dieselbe Darstellung und Beurtheilung erfahren.

Hat man sich hierüber belehrt und verständigt, so treten neue Zweifel und Schwierigkeiten in den Vordergrund. Die oft ausgesprochene Forderung: man solle die Person des Geschichtschreibers in seiner Darstellung gar nicht erkennen, die Thatsachen sollten durch ihn ganz unverändert, wie durch einen Trichter hindurchlaufen, diese Forderung ist unnatürlich, es ist ihr nie vollkommen genügt worden. Vielmehr zeigen gerade die besten Geschichtschreiber eine eigenthümliche, leicht zu erkennende Auffassung und Behandlung. Dies ist ebenso löblich, als das große Maler denselben Gegenstand verschieden auffaßten und behandelten, daß große Tonkünstler zu denselben Worten verschiedene Melodien setzten.

Einige Geschichtschreiber halten indeß mit eigenen Urtheilen zurück, lassen sich auf Lob und Tadel fast gar nicht ein, scheinen aber den sittlichen Werth des Erzählten ganz gleichgültig zu sein; oder sie zeigen neben dem Guten so viel angeblich natürlichen Schatten, neben dem Bösen so viel Rechtfertigungen oder doch Entschuldigungen desselben, daß alles auf eins hinausläuft und, nach dem Sprichworte, mit einer weißen Salbe überstrichen wird.

Ein ganz entgegengesetztes Verfahren beobachten diejenigen, welche gar nicht müde werden stolz und von oben herab zu urtheilen und den Weltrichter zu spielen, welche ihre allzu kurze Elle als das allein

richtige Maß für die größten Männer und Ereignisse selbstgefällig anlegen. Um nicht in denselben Fehler zu verfallen, will ich zum Schlusse nur ein kurzes persönliches Glaubensbekenntniß wiederholen: „Sollte man in meinen geschichtlichen Schriften die höchste Höhe der kalten, politischen Gleichgültigkeit vermissen, oder tadeln daß ich dem Erfolge, der Nothwendigkeit, dem Zufalle (oder, wie die Götzen sonst heißen,) nicht unbedingte Ehrfurcht erweise, denen entgegne ich mit Godwin („History of the commonwealth of England", I, preface VII): Ich mag nicht, daß man von mir annehme, ich habe weder Empfindungen noch Gemüthsbewegungen, wenn Ereignisse von hoher Güte oder großer Schuld vor meinem Auge vorübergehen. Ich wünsche vielmehr, daß man mich für so fühlend, als denkend halte. Nennt man aber Unparteilichkeit, das Gute und Böse so zu behandeln, als sei dazwischen gar kein wesentlicher Unterschied, so weise ich derlei Unparteilichkeit von mir und verleugne sie."

g) Reiſe nach Konſtantinopel, Athen u. ſ. w.

1858.

Peſth den 9. Mai 1858, 8 Grad Wärme, Morgens 6 Uhr.

Ich finde die Lage von Ofen und Peſth ſo ſchön, wie im vergangenen Jahre. Der Blick nach dem in mehreren Straßenreihen übereinandergebauten Ofen, von hier hinab nach dem eben gelegenen Peſth, die mächtige Donau in der Mitte, die bewundernswürdige beide Städte verbindende Brücke, die Margarethe-Inſel zur Rechten, Alles ſehenswerth und ein ſeltenes Ganzes bildend.

Geſtern früh fuhren wir zuerſt mit dem Herrn Oberphyſikus Dr. Tormay nach den Schiffswerften der öſterreichiſchen Donau Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft. Kein Menſch kennt alle hieſigen Verhältniſſe ſo genau, wie der Statiſtiker Herr T. und kein Menſch kann dienſtfertiger ſein, als er. Jene, von einer Privatgeſellſchaft errichteten Werfte, ſind erſtaunenswürdig durch Umfang, Anordnung, Zweckmäßigkeit und Werth. Alles was zu einem Schiffe gehört wird hier mit Hülfe von Dampfmaſchinen und unzähligen künſtlichen Maſchinen anderer Art gefertigt. Sie reinigen z. B. den Hanf, und bereiten ihn weiter, bis er als Seil, Strick, Tau fertig erſcheint, getheert und aufgewickelt wird. So Baumſtämme zu Brettern aller Art geſchnitten und geglättet. Alle Arten Eiſen-, Schmiede- und Tiſchlerarbeiten. Vieler tauſend Menſchen Arbeit würde das nicht zu Stande bringen, was mit Hülfe jener Maſchinen in kurzer Zeit geleiſtet wird. Schelte doch Niemand thöricht auf Maſchinen und Mechanik: Der Geiſt hat ſie erſchaffen und weiß allein ſie zu benutzen.

Gubl (der da meinte in Peſth ſei gar nichts zu holen) ward von Herrn T. zu den dortigen Reſten einiger römiſchen Badeſtuben geführt und gerieth darüber in antiquariſches Entzücken. Mir war am ein-

leuchtendsten daß die alten Ziegel besser gebrannt wurden, als die meisten in unseren Tagen, und daß sie berührt einen hellen Klang von sich gaben. Alle erwähnten Werkstätten machten dagegen einen desto unmusikalischern, betäubenden Lärm.

Die barmherzigen Brüder zu besuchen fehlte es an Zeit. Ihr Beruf ist sehr gemeinnützig. Sie haben im vergangenen Jahre in Pesth 1768 Kranke verpflegt, in den österreichisch-deutschen und ungarischen Landschaften 20747 und zwar (höchst lobenswürdig) auch Griechen, Protestanten und Juden. In Pesth waren die an der Lustseuche Erkrankten am zahlreichsten, nämlich 225; doch starben davon nur 4.

Jetzt zu den Badequellen, über deren Wasserreichthum, Eigenthümlichkeit, Wärme, ich schon im vorigen Jahre berichtet habe. Das Bad für geringe Leute, in zahlreicher Gesellschaft, kostet nur 2 Kreuzer und ich begreife nicht, daß die übertrieben heißen am beliebtesten sind. Frauen- und Mädchen, die nackt auf Bänken saßen oder umherlagen, nahmen von uns nicht die geringste Notiz und uns hinderte die Hitze und der Dampf, längere und genauere Studien vorzunehmen. Suche man doch nicht das Maaß der Sittlichkeit in dem Einhüllen oder Nichteinhüllen des menschlichen Körpers. Klima, Verhältnisse, Gewohnheit entscheiden und die nackten Weiber im offenen Bade erschienen viel naturgemäßer, als verunstaltete Damen in Reifröcken. Das juste milieu ließe sich leicht finden, wenn das weibliche Geschlecht sich nicht sklavisch der unsinnigsten Mode unterwürfe.

Nach Tische (wieder unter Herrn T.'s) Leitung zum Museum. Ein schönes Gebäude von außerordentlichem Umfange, fast ganz durch freiwillige Beiträge errichtet, bestimmt für ungarische Natur, Kunst, Litteratur, Urkunden, Denkmäler. Mit Recht werden (schon der beschränkten Mittel halber) diese ungarischen Zwecke vorzugsweise im Auge behalten. So sind die erstaunlich großen Knochenüberreste urweltlicher Thiere sämmtlich in Ungarn gefunden, und beweisen allein schon die Unhaltbarkeit der von Theologen aufgestellten Zeitrechnung über das Lebensalter der Erde. In Gräbern ward reicher, geschmackvoller Schmuck aufgefunden, wovon mancherlei nach Rom und Byzanz hinweiset; ja Aegyptisches ist nach Ungarn gebracht worden. Dann Sammlungen von Inschriften, Steinen, Pflanzen, Eiern, eine sehr große Zahl von griechischen, römischen, byzantinischen, ungarischen und anderen Münzen. Die Bücher- und Gemäldesammlung, meist aus Geschenken entstanden. Unter jenen alte Handschriften und Drucke, unter diesen einige gute Venetianer (Copien?), ein angeblicher Correggio auf Schiefer gemalt, ein sehr schönes Bild, was an Eyk erinnert und, wenn nicht von ihm herrührt,

mir doch als das Beste der ganzen Sammlung erscheint. — Es würde Monate kosten das Museum im Einzelnen kennen zu lernen: im Allgemeinen kann man sich jedoch über das freuen, was geleistet ist, und wiederum bedauern, daß (wie man mir erzählt) die Geldmittel und die Zahl der angestellten Personen unzureichend sind.

Es ist nicht unnatürlich, daß die Ungarn ihre Sprache und Nationalität aufrecht zu halten wünschen; es ist aber (wie die Geschichte zeigt) ebenso natürlich, daß kleinere Sprach und Volksstämme sich an größere anschließen und ihnen unterordnen müssen. Nach dem Tode Carl's VI. hätten die Franzosen gar gern die österreichische Monarchie zerstückelt, um sie zu schwächen; mit Recht ging Friedrich II. nicht auf diesen eigennützigen Plan ein. 1848 sollte die Verehrung der Volksstämme zu gleichen Ergebnissen führen. Mähren, Böhmen, Oesterreich, Galizien, Ungarn, Slavonien, Italien: eine ganze Reihe kleiner, angeblich selbständiger, in Wahrheit in sich unzulänglicher, von Rußland oder Frankreich abhängiger Staaten. Das Gesammtdasein einer großen österreichischen Monarchie ist für Entwickelung und Freiheit Europas viel nützlicher und nothwendiger, als jene selbstgefälligen, zertheilten Stücke. Eine staatsrechtliche Verfassung paßt nicht für Alle, und es ist gewiß eine erstaunlich schwere Aufgabe den Zusammenhang des Ganzen festzuhalten und die freie Entwickelung der einzelnen Theile nicht übermäßig zu hemmen. Vorliebe für Revolutionen führt zur Rechtfertigung oder doch Entschuldigung der Tyrannei.

Dienstag den 11. Mai, Morgens 5 Uhr, zwischen Mohacz und Belgrad.

Der Carl Ludwig, welchen wir statt des Franz Joseph (des Erkrankten) betraten, war kein schlechtes, sondern schnell und ohne großen Lärmen fahrendes Schiff. Unsere Kabine (zu 4 Personen) hatte an den zwei kürzeren Seiten Thür und Fenster; an der Thür einen Spiegel, gegenüber einen Waschtisch, an den zwei längeren Seiten zwei große grün ausammtene Sopha, deren Lehne für die Nacht in die Höhe gelegt und so zwei neue hohe Betten zu den 2 unteren gebildet wurden. Da wir deren nur 3 brauchten, diente das vierte zur Aufnahme unseres Gepäckes. Das Wetter war gut aber so kalt, daß wir alle Kleider übereinander ziehen mußten. Die Verpflegung ist ausgezeichnet gut: erstes, zweites Frühstück (dies zu 3 Gerichten), Mittagbrot, Thee, guter Wein in Ueberfluß. Die Donau Ufer zwischen Pesth und Belgrad sind keineswegs malerisch, aber doch auch nicht wüst, sondern meist eingefaßt mit Wiesen, Sträuchern oder dichten Wäldern. Mohacz und Semlin

unscheinbare Orte; Belgrad hat durch seine Anhöhen eine etwas ausgezeichnetere Physiognomie, doch ist die geschichtliche Erinnerung die Hauptsache.

Landschaftlich ist Ofen und Pesth weit das Schönste was wir gesehen haben und alles Andere dagegen unbedeutend. Ein vornehmer Türke kam aus Wien auf unser Schiff, ein zweiter Pascha stieg mit zahlreichem Gefolge ein. Alle empfingen sich gegenseitig auf feierliche und zugleich freundliche Weise. Gegen diese asiatischen Physiognomien erscheinen die europäischen verflacht; unleugbar sind die Osmanen ein edler Stamm und bewahren unter den ungünstigsten Umständen eine merkwürdige Lebenskraft. Die Aufgabe des Sultans, sein Reich zu einigen und vorwärts zu führen, ist jedoch (besonders durch Rußlands liebevolle Sorgfalt für den kranken Mann) noch schwerer als die des Kaisers von Oesterreich. Von beiden Kaisern ist für die Freiheit und Entwickelung Europas nichts zu fürchten, wohl aber von den Russen. Seit mehr wie 100 Jahren sind die Türken in ihren Kriegen mehr im Rechte gewesen, als ihre nördlichen und westlichen Feinde. Maria Theresia erklärte sich anerkennend und dankbar über das löbliche Benehmen der Türken; Joseph II. dagegen ließ sich von den Russen zu seinem Schaden in eine irrige Bahn verlocken.

So eben fuhren wir vor Semendria vorüber, was sich hübsch an Hügeln hinanbaut und von ansehnlichen Ruinen römischer oder mittelalterlicher Befestigungen gedeckt ist. Die Donau ist hier so mächtig und breit, daß man den Einfluß der Morava kaum erkennen konnte. In der Ferne zeigen sich Berglinien, welche einen neuen und schönen Charakter der Ufer andeuten.

Mittwoch den 12. Mai, auf der Donau, östlich von Widdin.

Es ergab sich gestern Nachmittag, daß Cabouly Effendi, an den ich vom Professor Petermann einen Brief hatte, auf unserem Schiffe war. Er empfahl mir als eins der besten neuen Bücher Ubicini lettres sur la Turquie, und klagte über Mißverständnisse und Lügen sehr vieler neuen Reisebeschreiber. In dieser Weise sei ein Buch von Macaulay (nicht dem Geschichtschreiber) erschienen, nach dessen Werth ihn die Königin von England gefragt habe. Zur Antwort: ich war Jahre lang bei der Gesandtschaft in London, kenne aber kaum $^1/_3$ dieser Stadt und Ungenügendes vom Lande: wie will nun Jemand die ganze Türkei in wenigen Tagen kennen lernen und beurtheilen? — Gewiß wird dies Uebel dadurch erhöht, daß die Meisten sich gar nicht auf ihre Reisen vorbereiten und nicht einmal fragen lernen. Hiezu kommt,

daß die Reisehandbücher sich darin gefallen zu übertreiben, in lauter Superlativen und Hyperbeln zu sprechen und die angeblich geschmackvollen und begeisterten Touristen verleiten, dieselben Fraſen zu wiederholen und auszuposaunen.

Orsova war gestern der bedeutendste Ort unter den unbedeutenden, aber schon früher, bei Neumoldava, verschönerten sich die Ufer der Donau. Ihr Bett ward verengt durch die auf beiden Seiten hervortretenden Berge, bewachsen mit Bäumen und Strauchwerk im Frühlingsgrün. Senkrecht abgeschnitten oder gelehnt, Seitenthäler und mannigfaltige Höhenlinien. Der Natur nach (nur ist der schönere Theil für die ungeheure Länge der Donau sehr kurz) wohl dem Rheine gleichzustellen, aber fast ganz ohne Zeichen menschlicher Thätigkeit und keine Spur von Ritterburgen oder anderen geschichtlichen Zeugnissen. Nur von den dauerhaften römischen Werken sind noch einige Spuren vorhanden. Bei dem sogenannten eisernen Thore ist der Strom viel weniger verengt, als oberhalb Orsova, und die vielbesprochenen Gefahren waren (wenigstens bei dem jetzigen Wasserstande) sehr gering und mit den gewaltigen Stromschnellen des St. Lorenz nicht zu vergleichen.

Heute kamen wir bei dem unbedeutenden Kalafat vorbei, wogegen sich Widdin (mit 23 Minarets) aus der Ferne sehr schön ausnimmt. In der Nähe aber erschienen die Wohnhäuser ganz erbärmlich schlecht und eine Reihe Soldaten hatte auf einem ungeheuer großen Misthaufen Platz genommen. Interessant und eigenthümlich erschienen Gesichter und Kleidungen der Slaven, Walachen, Serbier, Bulgaren u. s. w. Ausdruck genug in den Gesichtern, aber nicht so vornehm wie bei den Türken. Kleidungen sehr mannigfaltig und zu gleicher Zeit überall Schmutz und Putz. Selbst Kohlenträger, welche ihre besudelten Hemden über die Hosen trugen und auf dem Rücken Löcher zeigten, fehlte irgend eine bunte Stickerei nicht an der Vorderseite jener Hemden.

Eben erzählt mir ein Ungar: die meist revolutionair gesinnten Städter wären von den siegenden Oesterreichern hart besteuert worden, die Bauern dagegen wesentlich erleichtert; daher klagten jene, während diese ihnen zugethan blieben. Gut, daß man das Prohibitivsystem aufgegeben habe; aber manche Fabriken gingen zu Grunde, weil man viele Dinge vom Auslande lieber wohlfeiler bezöge, als einheimische theurer bezahle. Fast alle gutsherrlichen Rechte haben in Ungarn ein Ende genommen, alle sind in die Hand der Regierung gekommen. Gewiß ist dadurch manches Uebel vertilgt, aber auch wohl mancher örtliche Lebensquell verletzt worden. Viele Ungarn hoffen jedoch auf eine verbesserte Auflage ihres theils löblichen, theils mangelhaften Staatsrechts. Diese

Gespräche wurden durch ein von der walachischen Seite hereinbrechendes Gewitter unterbrochen, welches jeden zwang das Verdeck zu verlassen. Wiederum werde ich aufgefordert auf der bulgarischen Seite das an Berglehnen hinangebaute Nikopolis zu besehen, wo Bajazet die Christen besiegte. Hätte ihn Timur nicht 1402 bei Ancyra gefangen, würde sein Fortschritt weit größer gewesen sein.

Von Nicopolis rief mich ab das erneute Geschrei des ungezogenen Kindes, das uns schon in der Nacht so gestört hatte; es lag zappelnd vor Bosheit und Eigensinn an der Erde und die albernen Wärterinnen kauerten daneben. Ich schrie es aber mit überlauter Stimme so lange und stark an, daß es augenblicklich still und artig ward.

Donnerstag den 13. Mai, auf der Donau.

Nach den starken Gewittern hatte es sich abgekühlt und das Thermometer zeigte heute Morgen nur 11½ Grad. Seitdem nimmt die Wärme sehr zu und an dem heiteren Himmel steigen neue Wolken auf. Zur linken dehnt sich die ungeheuer große walachische Ebene mit grünen, im Frühling überschwemmten Ufern aus. Rechts in der Ferne am Horizonte Theile des Balkan, im Vordergrunde Silistria, ein nur kleiner Ort, dessen Festungswerke gar nicht in die Augen fallen, aber mit größter Geschicklichkeit und Tapferkeit vertheidigt wurden.

Die Trachten werden immer bunter und mannigfaltiger: bulgarische Hirten sehen wilder aus als die amerikanischen Wilden. Männer in großer Zahl am Ufer, keine Frauen. Diese (sagt mir jemand) müssen in Bulgarien arbeiten, während die Männer wenig oder nichts thun. Folgen ungebildeter Zustände, bei Heiden, Christen und Muhammedanern.

Einige Male saß ich bei Tische bei einem gebildeten Juden, der mit bescheidener Anmaßung Alles am Besten wußte. Als er aber die Musik der Zauberflöte als schlecht tadelte, bei welcher er einschlafe, gerieth er in ein ihn zum Schweigen bringendes Kreuzfeuer.

Galatz den 14. Mai, Morgens ½6, 15 Grad.

So wäre der 77ste Geburtstag glücklich erreicht, obgleich die Mahnung, es werde der letzte sein, mit jedem Jahre dringender und unausweichlicher hervortritt. Sehr natürlich, daß ich mich also heute nach der Heimath sehne und die Reise als etwas unnöthiges und unpassendes erscheint.

Unter den unsinnigen Einfällen der neuern Diplomatie, ist wohl einer der tollsten, daß sich die ungebildeten Einwohner der Moldau und

Walachei durch allgemeine Abstimmung eine Verfassung aussuchen sollen!

Hirsewa ist ein erbärmliches Nest in langweiliger Gegend. Bei Braila dagegen lagen viel Schiffe und erwiesen einen lebhaften Handel mit dem schwarzen Meere. Meist ladet man Getreide für Konstantinopel.

In Galatz erwartete mich Ritter (der sich mit seiner Frau der besten Gesundheit erfreut) und bewies mir aus vielen Gründen der Oertlichkeit, des Anstandes, der Bequemlichkeit, daß ich durchaus bei ihm wohnen müsse, wozu hinreichend Platz und Alles vorbereitet sei. Da Frau Ritter sich ebenso bestimmt äußerte, gab ich dankbar nach.

Galatz ist bei weitem die ansehnlichste Stadt (seit Pesth) an der Donau und zeigt große alte Mängel, neben Beweisen von Fortschritten. Zu diesen haben ohne Zweifel die großen Ausgaben der Commission und ihre dringenden Vorstellungen beigetragen.

Ueber den sittlichen Zustand der Bevölkerung lauten Urtheile und Thatsachen sehr ungünstig. Man wird sie ohne strenge Zucht (durch überlegene Persönlichkeiten) nicht vorwärts bringen und selbst dann nur langsam.

Galatz, Sonnabend den 15. Mai, 15 Grad.

Lob und Tadel der Moldauer und Walachen mag theilweise begründet sein. Sie sind, sagen die Einen, von Natur so bildungsunfähig und durch tyrannische Willkür so abgestumpft, daß sie durch sich selbst nichts zu Stande bringen, sondern fremder Leitung bedürfen. Die Bojaren, welche den Massen gegenüberstehen, sind eigennützig, bestechlich, und der Schein ihrer Kultur erweiset keine wahre Bildung. Zuletzt befanden sie sich unter russischer Vormundschaft am besten, und allmälige strenge Erziehung ist heilsamer, als die Versuche durch Sprünge eiligst vorwärts zu kommen.

Hierauf wird erwiedert: „der Einfluß der Fremden hat bald in dieser bald in jener Richtung, jedoch immer nachtheilig, unpassend, veränderlich, widersprechend gewirkt. Nach Maßgabe des politischen Windes herrschten abwechselnd der russische, französische, österreichische, englische Consul; oder erhöhten durch gleichzeitige verkehrte Bestrebungen die Verwirrung und untergruben das Gute, was die sich selbst überlassenen Einwohner besser zu Stande gebracht hätten.

Insbesondere war die sogenannte, wohlwollende Vormundschaft der Russen nur eigennützige Gewaltherrschaft, das Land ward erschöpft, lediglich für russische Zwecke. Nicht blos für die Moldau und Walachei,

sondern für Europa ist es am Besten, wenn keine der Großmächte hier herrscht. Sie hindern, wohl organisirt, das kriegerische Zusammenstoßen der letzten, und werden sich aus dem Labyrinthe selbst herausfinden, wenn man sie nur nicht gewaltsam bald hierhin, bald dorthin zieht und drängt. Die Türken sind als die minder Mächtigen, auch die am wenigsten Gefährlichen, und werden die ihnen zustehenden Rechte und Ansprüche jetzt am wenigsten ungebührlich zu erweitern versuchen."

Die Bildung der Bojaren in den Fürstenthümern ist (so sagen Viele) nur eine ganz oberflächliche, ein bloßer Firniß. Sie bringen, ohne etwas gelernt zu haben, ihre alten Mängel zurück, vermehrt mit allen der frivolen jungen pariser Welt. Sehr schlimm, wenn derlei (obenein meist eigennützige und verschuldete Personen) an der Regierung theilnehmen wollen und sollen.

Konstantinopel, Dienstag den 18. Mai.

Die Fahrt von Galatz nach Konstantinopel auf dem Miromare kostet (ohne Verpflegung) 10½ Ducaten. Mir ward ganz allein eine Cabine für 2 Personen angewiesen; höchst angenehm, besonders für den Fall eintretender Seekrankheit. Obgleich das schwarze Meer wirklich schwarz aussah, war es diesmal gnädig; nur ein vornehmer moldauischer Bojare erkrankte und machte eine Beschreibung, der meinigen aus Gothenburg ganz ähnlich. Auf dem Verdeck war es sehr kalt, so daß Ueberrock, Paletot, Shawl und Kragen übereinander und in die Höhe gezogen wurden.

Von Galatz kamen wir zu dem besser gelegenen Tultscha, das leicht zu befestigen wäre. Die Eröffnung der Kiliamündung hat man aufgegeben: die Stimmen theilten sich zwischen dem St. Georgscanal (England, Oesterreich, Sardinien und wahrscheinlich die Türkei) und der Sulinamündung (Frankreich, Rußland, Preußen). Für jenen spricht die größere Wassermenge, sowie politische und militairische Gründe. Allein die Verbesserung und Einrichtung würde entsetzlich große Summen kosten, während die Sulinamündung viel schneller und wohlfeiler in Stand zu setzen ist, und auch jetzt schon ausschließlich befahren wird. Vielleicht entscheidet man jetzt in Paris; damit ist aber noch kein Geld gegeben. Die bisherigen, schon sehr großen Kosten, trägt die Türkei allein: — man sagt als Ehrensache!

In Sulina war ein gewaltiges Gedränge von Schiffen und Menschen vieler Völker in den mannigfachsten Trachten. Wenn ich des Morgens (der Erste) auf das Verdeck kam, fand ich Männer und Weiber

bunt und (um sich zu wärmen) sehr eng neben und übereinander liegen.

Das Durchfahren der Barre vor Sulina ist (bei hier rasch wechselndem Winde) sehr gefährlich: wir sahen unzählige Wracks und Masten aus der Tiefe hervorragen, ein wahres Todtenfeld, noch ärger als auf dem Mississippi.

Varna, wohin wir den 17. Morgens kamen, nimmt sich besser aus als alle Donaustädte sein Pesth.

Konstantinopel den 19. Mai (14 Grad)
Mittwochs.

Den 18. Morgens sollten wir in den Bosporus einlaufen. Schon vor Tagesanbruch war ich auf dem Verdeck, sah die Sonne im schwarzen Meere prachtvoll aufgehen, ihr gegenüber ein Halbkreis von Wolken (wie die Alpen bei Turin) und als sie sich zertheilten, erschien der asiatische Olymp. Das Meer zog sich zu einem Busen zusammen, rechts und links Wachtthürme und Festungen, und nun bis Konstantinopel eine Welt der bewundernswürdigsten Naturschönheiten, wie ich sie nie gesehen: Alles beisammen was sonst zerstreut ist, Fluß, See, Berge, Thäler, schöne Häuser und Paläste und Gärten, ohne Zahl, meist auf der europäischen Seite; auf der asiatischen Seite die Natur einfacher, und, ich möchte sagen, natürlicher, aber nicht minder schön. Ich mag nicht vergleichen, um, voll der neuen Bewunderung, nicht ungerecht über andere berühmte Gegenden zu urtheilen. Endlich Konstantinopel aus dem Wasser emporsteigend, links Skutari, gegenüber die Prinzeninseln, rechts die Spitze des Serails, die Moscheen der Sophie, Suleimans und Achmets, das goldene Horn, endlich die Landung bei Pera, unvergleichlich schön!! Nunmehr die Kehrseite zum Paradiese, Lärm und Prügelei in Menge, eine Visitation wie ich sie nie erlebt, bis auf aufwickeln des Barbiernapfes, der Zahnbürste, der Chininpulver.

Im Hotel de l'Europe erst morgen freie Stuben, bis jetzt ein klägliches Unterkommen im Nebenhause, ein Barbier für etwa ½ Thaler (heute habe ich das Geld selbst verdient), steile, enge, unglaublich schlecht gepflasterte Straßen, selbst in Pera.

Konstantinopel, Donnerstag 20. Mai, Morgens 5 Uhr,
14 Grad aber am Tage heiß.

Durch enge, steile, überfüllte Straßen gingen wir gestern zur ersten Brücke über das goldene Horn, welche Stelle eine sehr schöne Aussicht

darbietet; noch weit umfassender ist diese vom Thurm des Seraskier. Die Moschee Solymans ist von außen kein Gebäude reinen Styls, obwohl wie fast alle Moscheen eine Nachahmung der Sophienkirche. Im Inneren ein griechisches Kreuz und eine Kuppel getragen von vier Pfeilern. Alles groß und großartig.

Der Bazar, kein einzelner Gang, sondern in der That eine große, bedeckte Stadt, mit unzähligen Straßen, Buden, Gewölbe an Gewölbe, bloß Verkäufer, keine Verkäuferinnen, oft sehr schöne, alte und junge Männer. Alles erscheint wie der Mittelpunkt eines ungeheuer reichen und mächtigen Reiches. Das Gedränge größer als irgendwo; jedoch keine Läden von abendländischer Schönheit und Umfang. Die Weiber, halb verschleiert, meist häßlich, mit abscheulichen Füßen, die in großen gelben Pantoffeln stecken, ein dadurch veranlaßtes Schlurren, und ein wackeliger Gang.

Der Hippodrom: alle Pracht bekanntlich verschwunden, bis auf einen ägyptischen Obelisken und das merkwürdige Schlangendenkmal von Delphi, zum Andenken der Schlacht bei Platää. Doch fehlen die Köpfe. Ein zweiter aufgemauerter Obelisk war ganz mit bronzenen Kunstwerken bedeckt, welche sämmtlich verschwunden sind und ihn in jämmerlicher Blöße zeigen. — Der Garten des Serails: schöne Bäume, die vortheilhafteste Lage; aber Alles unordentlich und so vernachlässigt daß hohe Brennnesseln fast die Hauptrolle spielen.

Höchst eigenthümlich und merkwürdig sind die verschiedenen Völkerschaften und Kleidungen, welche im Abendlande nie vorkommen: Neger, Araber, Perser, Hindu, Zigeuner, Armenier, Türken, Bulgaren, Moldauer, Walachen u. s. w. Man bekommt eine neue Einsicht in die Natur des menschlichen Geschlechts.

Die türkische Janitscharenmusik gab gestern neumodische italienische Waare zum Besten. Das Theater (höre ich) sei schlecht, und die spät nach Hause Gehenden setzten sich oft der Gefahr aus angefallen zu werden.

Der heutige Tag war anstrengend, wie die gesterige Fahrt über das goldene Horn (zu Wasser) nach dem Serail. 3 Höfe, alle durch Verwendung des preußischen Gesandten zugänglich geworden. Ein Mischmasch von Gebäuden allerlei Art, ohne durchgehenden Styl, Haltung und Uebersicht. Alles leer stehend, weil der Sultan sich nach der asiatischen Seite übersiedelt hat, Ameublement wenig oder gar nicht: auch die Zimmer und Zellen der Weiber keineswegs so geschmückt wie die reicher Personen in Berlin. Ein zierlicher kleiner Garten in französi-

schem Style, rings von Mauern eingeschlossen. Diese Landspitze, diese schönste Lage der Welt, schlecht benutzt und eingerichtet, ja die meisten der herrlichen Aussichten verbaut und versperrt. Was ließe sich hier ausrichten, wenn Lenné Herr wäre. Eine lange kahle Gallerie mit schlechten, bunten französischen Kupfern ausgeschmückt, bei denen sich Einige viel zu lange aufhielten. Das Arsenal, meist alte Gewehre, die Schlüssel früher eroberter Festungen. Das sogenannte Museum, ärmlich im höchsten Grade, nur eine kleine Diana und ein Medusenhaupt bemerkenswerth.

Freitag 21. Mai, Morgens 5 Uhr, 12 Grad, am Tage heiß.

Zur Sophienkirche. Ohne Zweifel das merkwürdigste Gebäude in Konstantinopel und die älteste großartige Kirche der Christenheit. Von außen aber so versteckt, verbaut, angebaut, daß die Steinmasse gar keinen irgend erhabenen, oder schönen Anblick gewährt. Eine lange Vorhalle, dann der Eintritt in die Kirche selbst. Sie macht einen großen würdigen Eindruck, auch muß man nicht vergessen, wie kühn zu Justinians Zeit der Gedanke war, eine solche Kuppel in die Luft zu stellen. Sie steht in der That leicht, luftig, ja fast schwebend aus. Die Kuppel in Florenz ist hoch gezogen, birnenartig, in Rom eine Halbkugel, hier sehr flach und der Durchmesser viel größer als die Höhe. Ich halte die römische für die vollkommenste, auch ist St. Peter (ein lateinisches Kreuz) ohne Vergleich größer. Seitenschiffe fehlen bei der Sophia ganz; der äußere Bau theilt sich gewissermaßen in zwei Stockwerke und die ungeheuren Räume die, getrennt von der Kirche um sie herlaufen, sind eigentlich ein hors d'oeuvre. Dies ist mit Recht in der kleineren, in sich aber einigeren Solymansmoschee, weggelassen.

Es ist bloßes Geschwätz, daß man in Konstantinopel reiten müßte; dies ist viel mühsamer und theurer als das Gehen auf eigenen Füßen. Von 100 Personen gehen 99 zu Fuße; aber freilich geht es in engen, aufs erbärmlichste gepflasterten Straßen steil auf- und abwärts. Nur wenige Straßen machen eine günstige Ausnahme, und Alles zu Allem gerechnet ist das Innere von Konstantinopel besser, als das von Galata und Pera. So wie sich aber aus diesem Steinlabyrinthe eine Aussicht ins Weite eröffnet, ist Alles wunderschön. Wiederum bezeugen alle hiesigen Europäer, es sei unerträglich Jahre lang in Konstantinopel zu leben.

Konstantinopel, Sonnabend 22. Mai. Morgens kühl, Mittags sehr heiß.

Wir fuhren gestern gegen Mittag nach dem Arsenal, wo der Sultan in einer benachbarten Moschee seinen Gottesdienst halten sollte. Wir mußten lange warten und hatten Muße genug die versammelten Soldaten und die Kriegsvorräthe für die Flotte (Anker, Kanonen und dergl.) zu besehen. Endlich steckten die im goldenen Horne liegenden Linienschiffe und Fregatten unzählige bunte Fahnen auf, Musikchöre ließen sich hören, die Kanonen wurden gelöset, und große prachtvolle Barken nahten aus der Ferne, bemannt mit weiß gekleideten Ruderern, jedoch ohne Strümpfe. Allerdings auch militairische Ordnung, aber keineswegs so streng und steif wie bei uns, sondern nebenbei viel freiwillige Bewegung. Endlich stieg der Sultan aus und ging Allen voran zur Moschee. Ich war zu fern sein Gesicht beim raschen Vorübergehn zu erkennen. Die ihm näher kamen sagen: er habe eine milde und edle Haltung, sehe aber für seine Jahre doch schon abgelebt aus.

Von hier aus fuhren wir nach den sogenannten süßen Wassern, an einem Ende des goldenen Hornes. Die Barke war (wie hier alle) im höchsten Grade unbequem. Keine Bänke, man sitzt platt auf dem bretternen Fußboden, und kann kaum über die Seitenwände hinaus etwas von der Gegend sehen. Der Eine wischte seine Stiefeln ab an meinen Beinkleidern, der Andere an meinen Rockschößen, das Ziel der Reise die schlechteste Gegend bei Konstantinopel, auf beiden Seiten kahle Berge, unschöne Wiesen, ganz vereinzelt ein Schloß des Sultans mit einem Garten, den man jedoch nicht betreten darf.

So die Kehrseite! Weshalb begaben wir uns dann mit Mühe nach dieser Gegend? Sie ist das Stralau von Konstantinopel. In keiner Stadt sah ich aber jemals etwas, das sich mit diesem Volksfeste (am ersten Freitage nach dem Bairam) vergleichen ließe. Tausende von Barken in Bewegung, Unzählige saßen, lagen, gingen, ritten, fuhren. Ganz Asien schien seine Kleidertrachten vorzuführen, überall die glänzendsten Farben, blau, roth, grün, orange. Die Frauen allerdings halb verschleiert, und erbärmlich häßlich beschuhet oder bepantoffelt, gänseartig watschelnd, aber leuchtend wie aus Regenbogenstreifen gekleidet. Trotz des Redens von türkischem Phlegma ungeheures Geschrei durcheinander; aber trocken Brot, Wasser und dünne Limonade ausgenommen, nichts Eßbares oder Trinkbares. Fast übertriebene Mäßigkeit, aber auch gar kein Saufen und Besaufen. Wasser, Wiesen und Berge mit Menschen bedeckt.

buchstäblich hunderte von Frauen saßen im Grase, dicht an einander niedergekauert wie die Hühner. Viele Reiter keineswegs schulmäßig und regelrecht eingeübt, wie bei uns, aber kühn und fantastisch daherspreugend. Die Wagen, meist mit verschleierten Frauen besetzt, eng und unbequem, alte Formen, äußerlich lakirt und geschmückt. Die meisten mit einem Pferde bespannt, größere, offene hochschwebende Wagen feierlich von Ochsen gezogen.

Man hatte gesagt: es sei lebensgefährlich an diesem Tage in einer Barke zu fahren. Mir kam diese Besorgniß sehr unnütz vor, und der Plan einen Wagen zu nehmen, fiel gottlob dahin, als man für einen Einspänner auf einen Nachmittag 4 Napoleons forderte.

Heute Nacht war das Hundegebell und Geheul wiederum entsetzlich. Nach kurzer Unterbrechung beginnt gewöhnlich ein Solosänger von Neuem, und bald folgt ein ganzer Chor in allen Ton- und Taktarten.

Sonntag den 23. Mai, 6 Uhr, 14 Grad.

Gestern war B., seine Frau und ich, von Omer Pascha (aus Galatz) nach Bujukdere am Bosporus eingeladen. Wir gingen ½9 Uhr hinab (auf mühsamen Wege) zur ersten Brücke über das goldene Horn; überall ein unglaubliches Gedränge von Menschen und Eseln. Die originellsten Physiognomien, die buntesten Trachten, dazwischen Bettler in großer Zahl, — hier nicht in Folge der Fabriken. Nach langem Warten stiegen wir in das von Bujukdere soeben zurückkehrende Boot. In wenigen Minuten war es überfüllt, und die verschleierten, latschigen Weiber wurden in einem besonderen Raum beim Steuerruder eingepfercht.

Sonne und Luftzug scheute weil der zahlreichste Theil der Gesellschaft, ganz unbekümmert über alte Schönheiten des Bosporus. Nicht bloß über den Häuptern ward eine Decke aufgezogen, sondern auch auf beiden Seiten ein Vorhang herabgelassen, so daß man von der Gegend gar nichts sah. Sehr natürlich verging mir bald die Geduld, ich verließ unsern würdigen, gelassenen Wirth und verschaffte mir auf der Spitze des Bootes einen Platz, wo ich, eingehüllt in dem Paletot sehr gut sah und mich an den Schönheiten der Gegend nochmals erfreute.

Therapia ist fast Bujukdere vorzuziehn, und dort sind wieder die Gärten und Wohnungen des englischen und französischen Gesandten die Krone des Ganzen.

Auf dem Boote war ein Türke mit zwei 6- und 8jährigen Söhnen. Der eine ließ einen Pantoffel ins Meer fallen, und bekam dafür mit

dem zweiten erbärmliche Schläge, und der 2te Sohn etwa die halbe Portion in gepiefferten Maulschellen, weil er den Verlust nicht verhindert hatte. Ein Familienprügelsystem scheint also in der Türkei noch an der Tagesordnung zu sein.

In Bujukdere kehrten wir im Hôtel de l'empire ottoman bei Herrn Pierre ein und bekamen zuvörderst ein gutes Frühstück. Dann ward eine sogenannte Landpartie beschlossen, welcher ich mich natürlich anschloß. In 2 Wagen wurden wir eingepferchi. Schon der Anfang war schwer. Die Wagen haben nämlich keine Thüren, und man steigt ein wie durch das Kutschenfenster. Nur fehlen Fenster, und es hat die größte Schwierigkeit, die erhabenen Hindernisse mit seinen Beinen zu überwinden, und noch größer sind diese für Frauen wie für Männer. Endlich machte sich die Karavane auf den Weg. In seiner Art so einzig wie der Bosporus: halb aufgebrochenes Pflaster, Löcher, Pfützen aller Art, schiefe Flächen, rasches Abstürzen, neue Steinhügel u. s. w. Ich konnte die Prellerei nicht aushalten und begab mich (mit einem Obersten von Drigalski und 2 Bedienten) auf die Behendigkeit meiner Füße. Aber der Fußweg bot nicht geringere Schwierigkeiten wie der Fahrweg: ich kam aus der Scylla in die Charybdis, mit besonderen Zugaben von Dornen, Disteln, Ketten, Wurzeln, beweglichen Steinen, Pfützen u. s. w. u. s. w. Also wieder hinein in den Wagen nach starker Ermüdung. — Und was sah dafür der Geprellte? Ein grün bewachsenes Thal mit Seitenwänden ohne Felsen, den deutschen im Harz und Thüringen sehr nachstehend, ein Dorf aus Lehm und Bretterhäusern, schlechte Zäune behangen mit schmutziger Wäsche, Betteljungen in Ueberfluß; endlich eine Wasserleitung (wie ich mehrere sah) und die Wasserwerke Sultan Mahmuds. Diese allein großartig und des Sehens werth. Ein Thal ist durch Marmormauern gesperrt und oberhalb ein großer, mit schönen Bäumen eingefaßter See gebildet, aus welchem Konstantinopel und Pera versorgt werden. Das meiste ist gesammeltes Regenwasser. Die Rückfahrt mühselig wie die Hinfahrt; desgl. die Fußpromenade.

Omer Pascha erzählte mir unterwegs: unter 100 Türken hätten etwa 2 — 3 mehr wie eine Frau. Manche von diesen wären Circasserinnen, die es (gleich wie ihre Aeltern) für ein Glück hielten in das Haus eines angesehenen Türken zu kommen. Sie würden sehr gut gehalten und oft geheirathet. Diese Mischung der Stämme habe, selbst auf das Aeußere der Türken, einen sichtbaren, keineswegs nachtheiligen Einfluß gehabt. In Bujukdere ein glänzendes Mittagsmahl, so glänzend daß ich nur etwa von der Hälfte der Speisen und Weine essen und trinken konnte. Alles durchaus vortrefflich.

Eine Mondnacht auf dem Bosporus (hieß es) ist entzückend, bezaubernd! Aber der Mond guckte nur selten aus den dunkeln Wolken hervor, und die allgemeinen Umrisse der Ufer ausgenommen, konnte ich nichts erkennen. Doch leuchteten die Lichter, besonders auf der europäischen Seite, sehr ergötzlich herüber. Ich lag mit B. im Kaik lang ausgestreckt und dicht verhüllt. Beim Aussteigen wurden wir von einem fürchterlichen Tusch unzähliger Hunde begrüßt; doch kam es zu keinen Thätlichkeiten. Ungeduldiger haben die Franzosen viele todt geschlagen, und die übrigen in großen Schrecken versetzt.

Im Innern giebt es in ganz Europa keine häßlichere, unbequemere, langweiligere Städte als Konstantinopel und Pera. Nur vom Meere her, von außen eine, wohl einzige Pracht. Nirgends ein Spaziergang zum bequemen Versammeln und Hinausschauen; immer nur einzelne Durchsichten, die unerwartet anziehen. Die Weiber brauchten sich nicht zu verschleiern; man darf den Blick nicht vom Pflaster erheben, ohne in Gefahr zu kommen auf die Nase zu fallen. Außerdem die stete Gefahr einen Hund zu treten, welche des Tages mitten in den Straßen liegen, vor Keinem aufstehen, und gewöhnlich schlafen, um des Nachts (mit erneuten Kräften) ihre endlosen Konzerte aufzuführen. Pflasterer, Straßenkehrer, Hundefänger, Laternenanstecker erscheinen mir jetzt als Menschen, die man nicht genug verehren, gegen die man nicht dankbar genug sein kann: — der Hierarchie höherer Polizeibeamten vom Schutzmann bis zum Präsidenten nicht zu gedenken. — Die Hunde sagt man, reinigen die Straßen. Sie thun es so wenig wie bei uns; wenigstens habe ich Ratzen, Mäuse und Ratzen, ja ein Pferd liegen sehn, die sie verschmähten. Wenn man derlei Pappalien von Reformen zu beginnen, allzugleichgültig oder kraftlos ist, werden größere gelingen?

Ich soll Besuche abstatten. Das klingt so leicht und bequem. Aber hier! Keine Straßennamen, keine Hausnummern, kein Wohnungsanzeiger, natürlich unwissende Lohndiener, langes Suchen und nicht finden. Man antwortet: der Herr ist auf dem Lande, in Paris, nicht in Paris, er wohnt in der Richtung etwa ½ Stunde bergauf von hier, er ist schwer zu finden, er ist ausgezogen u. s. w. u. s. w. Da vergeht die Besuchslust, und die Empfehlungsbriefe trocknen zusammen. Es ist viel bequemer den ganzen Tag unsere Thürme auf guten Treppen auf und abzusteigen, als hier in solchen Straßen auf und ab zu gleiten und zu balanciren. Begreiflich daß, bei der unermeßlichen Theurung des Grund und Bodens, so viel elende Häuser stehen bleiben, oder abgebrannt, nicht besser aufgebaut werden, das Riesenimmondezajos bis in die Straßen

hineinschurren. Aber freilich eine schmale Baustelle in einer 4—6—8 Fuß breiten Straße, gewährt dem Gebildeten gar keinen Reiz.

Montag den 24. Mai.

Der gestrige Ruhetag war für mich sehr nöthig und willkommen; aber auch die beiden nächsten dürften um so weniger Ausbeute geben, da es kalt, naß (13 Grad) und der Himmel ganz grau ist. Nichts von balsamischen Lüften und Düften, azurblauem oder sternklarem Himmel. Nicht einmal so warm, wie um diese Zeit bei uns. Freilich, wenn die schon oft erwähnte Kletterei auf und ab beginnt, muß der Mensch heiß werden, von innen heraus.

Die Wirthshausfreuden geben hiefür keinen Ersatz: sehr mittelmäßiges Essen, schlechter Wein, nachlässige Aufwartung, hohe Bezahlung. Man kann streiten ob Konstantinopel oder Neapel von außen schöner sei, gewiß lebt es sich in Neapel ohne Vergleich angenehmer und bequemer. Höchst eigenthümlich und lehrreich bleibt indeß die Betrachtung der bunt gemischten Volksstämme, des asiatischen Treibens, der Bildung und Roheit, der sittlichen Tüchtigkeit, und in hohen Kreisen der eigennützigen Unsittlichkeit. Nicht die (nur in seltenen Ausnahmen eintretende Polygamie) erniedrigt die Stellung der Weiber, sondern daß die monogamen Männer, die nur *eine* Frau haben, dieselbe nur zu oft nicht als eine ihnen gleich begabte und berechtigte Person, sondern als eine geringere Kreatur betrachten, welche von oben herab zu beherrschen, sie berechtigt, ja verpflichtet seien. Und wiederum folgt hieraus in der That eine schlechtere Befähigung der Weiber, — Maschinen für Haus- und Kinderfabrikation. Allgemeine Betrachtungen und Behauptungen solcher Art sind indessen nie *ganz* wahr; Ausnahmen verstehen sich von selbst, und für Männer und Frauen, Kinder und Geschwister wird ein liebreiches Verhältniß immerdar *Regel* bleiben, wenn auch in verschiedenen Abstufungen.

Das hiesige Gasthofsessen verdirbt mir allen Appetit, daher freue ich mich heute nicht bloß auf die Gesellschaft bei Herrn v. Prokesch-Osten, sondern in der That auch auf gesundes und schmackhaftes Essen und Trinken. Der rothe Tischwein, angeblich aus Tenedos, den man im Wirthshause giebt, ist so schlecht, daß er (mit oder ohne Wasser und Zucker) kaum zu genießen ist. Ihr seht, daß in dem hochgerühmten Konstantinopel ganz ordinaire, materielle Gedanken nicht ausbleiben.

Dienstag den 25. Mai, 6 Uhr, 11½ Grad.

Ich habe viel lamentirt, und nicht ohne Grund, aber doch auch viel gelobt. Noch aber habe ich nicht erwähnt, was ich aus meinem Fenster sehe; gewiß mehr als man von der Zinne des Tempels in Jerusalem zeigen kann. Ganz zur Linken einen Theil des am Berge hinan gebauten Pera; jenseits des Ausgangs vom Bosporus Santari ähnlich erhöht, die Häusermassen von Cypressen unterbrochen, drüber hinaus eine Bergreihe, dann weiter rechts die asiatische Küste bis zu der in das Meer d. Marmora reichenden Landspitze des Serails mit Gebäuden und Gärten, S. Sophia (wenngleich ohne äußere Form, doch von unverkennbarer Bedeutung), die hohe Pforte, ein gewaltiges lang hingestrecktes Gebäude, der Sitz der meisten Behörden, mit einem großen Portal in der Mitte, die Moschee Sultans Achmets, ganz zur Rechten endlich die Moschee Solymans, die größte und schönste, meines Erachtens, wenn gleich etwas kleiner als Sophia, doch als bauliches Kunstwerk mehr aus einem Stück und ihr vorzuziehen. — Bei solcher Aussicht kann man wohl einmal zu Hause bleiben und bequem zum Fenster hinaus schauen, statt umher zu klettern und nichts zu sehn, oder bei weiteren Ausflügen in die Gefahr zu kommen seiner Gesundheit Schaden zu thun, oder gar den Hals zu brechen. — So die Fernsichten; ganz in der Nähe herrscht dagegen, Schmutz, Mist, ein Paar elende Kiffen, bewohnt von wenigen Menschen und vielen bellenden und heulenden Hunden. Nirgends Licht und Schatten so beisammen!

Konstantinopel den 25. Mai, Dienstag.

Ich ging heute die lange Perastraße auf und ab, mich durch Menschen aller Art, Packträger, Pferde, Esel und Kamele hindurchwindend, ein stetes buntes Gedränge, und zur Begleitung Geschrei aller Art von Ausrufenden, Warnenden u. s. w. Verkaufsläden nebeneinander; rechts und links Gassen steil aufwärts und abwärts führend, mit gräulichem Pflaster, im Durchschnitt etwa 4—6 Fuß breit. Zwischen den Urweibern der Stadt, diesen Enten des Orients, einzelne Crinoline, an denen sich auf beiden Seiten jeder nach Belieben abwischt, woran sich denn die Modenärrinnen gewöhnen müssen. Von Zeit zu Zeit hebt einer der Hunde sein Haupt in die Höhe und beschaut das Menschengekribbel mit Verachtung: gewiß, man werde vorsichtig neben ihm die Füße setzen, oder über ihn hinwegschreiten. Nachdem er sich einige Male gedehnt und gegähnt hat, legt er sich wieder auf die Seite, alle Viere von sich streckend. Sollte er aber in der Nähe oder Ferne

befreundete oder feindliche Töne hören, so setzt er sich auf die Hinterpfoten, die vordern als Pulpet gebrauchend und beginnt so zu solfeggiren, daß alle menschliche Virtuosen übertönt werden.

Größere Anstrengung vermeidend, begab ich mich wieder nach Hause, mit Brille und Fernglas die bewundernswürdige Gegend durchmusternd. Die Klarheit des Himmels und der Luft war so außerordentlich groß, daß ich auch das Fernste, so den schneebedeckten Olymp erkennen konnte, wodurch der Reichthum und die Mannigfaltigkeit von Land, Stadt, Landschaft und Wasser sehr erhöht wurden.

Mittwoch 26. Mai.

Um mir den Abschied von Konstantinopel zu erleichtern, haben die Hunde die Nacht hindurch so geheult, daß ich nicht schlafen, sondern nur die Glieder ausruhen konnte.

Freitag den 28., Mai am Bord der Italia vor Smyrna.

So viel ist vor meinen Augen vorübergegangen, daß die Verwirrung sich nothwendig auch in meinem Berichte abspiegeln muß.

Mittwoch 2 Uhr Nachmittags brachen wir aus dem Gasthofe auf, und glaubten sehr früh anzukommen auf dem Schiffe, fanden es aber bereits so überfüllt, daß man auf dem Verdecke des ersten Platzes nicht gehen, ja nicht stehen und sitzen konnte. Als ich aber eine Kabine für mich erhielt und nur ein Paar Personen das Recht hatten bis dahin vorzudringen, erneute sich Heiterkeit und Muth. Jener Andrang, meist von Pilgern für Jerusalem und Mekka, entstand daher daß 10 türkische Schiffe mit Beschlag belegt waren, um Soldaten nach Kandia und Montenegro zu bringen: alle jene Menschen also zu unserem Dampfboote hingedrängt wurden. Nach dem Bezwingen des ersten Gefühls der Unannehmlichkeit und Unbequemlichkeit, fanden wir diese bunteste aller Besatzungen sehr originell und interessant, Menschen aller Stämme, aller Farben, aller Kleidungen, jedes Alters, in den mannigfachsten, für Europäer unmöglichen Stellungen. Schon am Tage ein Gefühl sondergleichen: als ich aber gestern um 4 Uhr Morgens das Verdeck bestieg, ein Anblick der Schlafenden, sich Dehnenden, Ankleidenden, wovon sich gar keine Beschreibung machen läßt. Füße und Waden meist nackt, (meist mager und schlecht geformt) bunte Tücher um den Leib gebunden, oder unordentlich und meist schmutzig herabhangend, kahle Köpfe, Kopfbekleidungen nach Form und Farbe wie Blumentöpfe, oder wie schräge, abgestumpfte Zuckerhüte, dicke Turbane in allen Farben, Hosen weiter

wie Weiberröcke, Weiber in farbige, aber meist schmutzige dünne Mäntel gehüllt. Ein Türke hatte einige Sklavinnen bei sich, die er keines Wortes würdigte, wohl aber streng beaufsichtigte. Eine (trotz des Quasischleiers) von hübschem Gesicht, aber ohne Gestalt, ungratiös watschelnd. Sie schienen mir (nach dem Berliner Sprichworte) umsonst zu theuer. Einige Asiaten mit Lebensmitteln wohl versorgt. Andere sehr kärglich mit Brot, Käse, Datteln, Knoblauch; je erbärmlicher man die Wallfahrt vollbringt, desto größer das Verdienst!

In der Nähe von Smyrna stieg Geschrei und Verwirrung aufs Höchste, weil jeder wünschte zuerst auf das andere, nach Alexandria bestimmte Schiff zu kommen. So etwas läßt sich nicht zeichnen, nicht beschreiben; nie werde ich etwas Aehnliches sehen. An 450 Menschen wurden so ausgeschifft; vorher lagen Alle neben, ja übereinander und Kopf an Kopf. Jetzt keine Seele mehr auf dem Verdeck. Als ich gestern früh das Verdeck bestieg, waren wir mitten auf dem Meere di Marmora, die Insel gleichen Namens lag zur Seite, und der Paletot war noch unentbehrlich. Nahe den Dardanellen verschönerte sich die Gegend: der Rückblick auf Konstantinopel und den Bosporus ist aber ohne Vergleich weit vorzuziehen. Imbros und Tenedos, wahrscheinlich durch Feuersgewalt erhoben, jetzt kahle Inseln; Mitylene soll mit Oelbäumen besetzt sein. Lesbos lag zu fern; der Busen vor Smyrna sehr lang, meist von kahlen Bergen eingefaßt. Die hochgerühmte, hinaufpoetisirte Stadt, mag in der Nähe manchen hübschen Garten besitzen, sieht aber, wenn man vom Meere kommt, nach gar nichts aus, schlechter als alle großen, mit Recht gerühmten europäischen Städte. Den Hintergrund bilden Berge, welche bei angemessenem Lichte und Dufte sich schön ausnehmen mögen, an sich aber kahl sind.

Noch brauchten wir kein Insektenpulver, mehrere Pilger aber sah ich an, als sie sich sehr unbefangen die Läuse von allen Theilen des Leibes ablasen. Sie lächelten zu mir hinauf, denn ich hatte auf der Querbrücke des Schiffes einen sicheren Stand eingenommen. Wenn die Lauserei vorbei war, warfen sie sich (Männer und Frauen) zu Gottes Ehren mit dem Gesichte auf die Erde, und streckten das Hintertheil gen Himmel.

Als wir heute dem Lande nahten, ward ein Strick quer über das Hintertheil des Schiffs gezogen, und jeder hindurchgesteckt welcher ein Billet vorzeigen konnte. Allmälig rückt man weiter vor, und gewöhnlich wurden diejenigen ergriffen, welche sich durchschmuggeln wollten.

Sonnabend den 29. Mai am Bord der Italia, um 5 Uhr Morgens, 19 Grad in der Kabine, 13 Grad auf dem Verdeck, Mittags daselbst im Schatten 21 Grad.

Gestern Nachmittag fuhren wir auf schwebendem Boote nach Smyrna hinüber, und übergaben Leib und Seele (nothgedrungen) einem Lohnbedienten. Für bequemes Landen war nichts geschehen, vielmehr das Aussteigen sehr unbequem. Am Landungsplatze stand ein Kaffee-Haus mit einer allerdings löblichen Aussicht aufs Meer, daneben als Schmuck ein mit Kies belegter, mit kleinen Bäumchen besetzter, auf zwei Seiten mit Brettern eingefaßter Platz, etwa halb so groß wie unser Garten.

Später aßen wir daselbst Eis und tranken Limonade.

Nun vorwärts dem Lohnbedienten als Nachtreter nach, durch lange, schmale Straßen, besetzt mit meist schlechten Häusern, zwischendurch mit leeren höchst ungeordneten, liederlichen Bauplätzen. Gottlob, daß jene Straßen nicht bergauf und bergab liefen, wie in Konstantinopel.

Die Höfe vieler Häuser reinlich und mit kleinen hübschen Gärtchen versehen, im Durchschnitt aber nicht so groß wie der bepflanzte Fleck auf unserem Hofe. Keine Denkmäler des Alterthums und der Neuzeit, Kirchen unbedeutend. Der Bazar: enge Gassen, meist mit losen Brettern überdeckt, trotz gelassener Löcher allzu dunkel, die Läden nicht größer und reicher besetzt als die Buden unseres Weihnachtsmarktes. Kein einziger Laden, der nur von fern mit europäischen großer Städte zu vergleichen wäre; kurz Smyrna weit, weit unter meiner Erwartung. Fabelei von Glanz und Pracht des paradiesischen Orients; nur die häßlichen Kameele und die kleinen Gärtchen daran erinnernd.

Nach gutem Mittagbrote (7 Uhr) bestieg ich wieder das Verdeck, hinter schwarzen Bergen erhob sich der Mond sehr schön und überglänzte das Meer. Ich wiederhole, daß der Kreis von Bergen rings um den Busen von Smyrna für Freunde sogenannter Linien erfreulich ist; aber die Berge sind fast ganz wüst und kahl, während die neapolitanischen Höhen bebaut und mit Bäumen aller Art bis auf die Spitze geschmückt sind; während Konstantinopel, Pera, Skutari sich ohne Vergleich schöner und glänzender aufbauen.

Im Hafen von Konstantinopel liegen wohl 50mal mehr Schiffe als in Smyrna, und diese Stadt erscheint, mit jener verglichen, geschäftslos und leblos. Diese angebliche Perle und Blume Kleinasiens, dies Wunder Anatoliens, dies Paradies der Freuden ist, etwa Triest, Venedig, Marseille, Cadix, Bordeaux, Antwerpen, Hamburg (der engli-

schen Städte nicht zu gedenken) gegenüber gestellt, als Stadt nur ein unbedeutender Ort und einzelne fremdartige, vereinzelte Baue (die mir übrigens nicht sichtbar geworden) können das Wesen und den Inhalt des Ganzen nicht umgestalten.

Dennoch — und wäre das türkische Reich nicht nach Völkern und Religionen getrennt, nicht durch schwache und schlechte Regierungen herabgekommen; es hat von Natur immer noch ungeheure Kräfte und liegt auf der Erde viel günstiger als das russische Reich.

Ich habe so eben mit einem Fernrohre das ganze Panorama von Smyrna abgelesen und bestätigt gefunden, daß sich alles Orientalische (insbesondere die Städte) aus der Ferne besser ausnehmen, als in der Nähe. Ein anderer Zeitvertreib ist, dem Einladen und Ausladen zuzusehen, wo ungeheure Massen von Waaren aller Art in die Burgverließe des Schiffes hinabgelassen und herausgeholt werden. Heute Tausende von geflochtenen Körben, die nach allen Orten zerstreut und unter Anderen zum Tragen der Kohlen verwandt werden. So eben (2 Uhr) zeigt das Thermometer 25 Grad im Schatten und 35 Grad in der Sonne, und rechtfertigt meinen Vorsatz mich ihr nicht auszusetzen, sondern mich ruhig zu verhalten.

Obgleich unser Hauptzimmer (neben welchem sich unsere Kabinen befinden) verhältnißmäßig kühl ist, wird man doch schreibefaul. Heute um 4 Uhr brechen wir auf gen Syra, segeln zuvörderst den Meerbusen von Smyrna nordwestlich hinauf, dann zwischen dem Festlande und der Insel Chios hindurch, von der ich aber nichts sehen werde, da wir erst um Mitternacht auf kurze Zeit anlegen. Der Himmel ist klar, das grünliche Meer ruhig, und so werden wir bis zu dem heißen felsigen Syra wohl ohne Seekrankheit davon kommen.

Athen, 31. Mai, Montags, um ½9 Uhr in der kühleren Stube 15½ Grad, um 3 Uhr 17 Grad.

Gestern fuhren wir von Smyrna, näher oder entfernter, vorüber vor Chios, Tinos, Naxos, Mykone nach Syra. Alle diese Inseln zeigen bedeutend auf- und abwärts geschwungene Berglinien, in der Regel mit einer hervorragenden Anhöhe; wenig Vorland oder Ebene, die schroffen Berge meist ganz kahl; doch mag einiger Weinbau dem Auge des Entfernten unsichtbar geblieben sein, oder das angebaute Land lag auf einer anderen Seite. Gewiß sind diese Inseln ehemals viel fruchtbarer und angebauter gewesen, bis Faulheit die Pflanzenwelt vernachlässigte, Unverstand sie zerstörte, und Regen und Wind alle tragbare

Erde ins Meer warf. Auch Syras Berge sind erbärmlich kahl, Stadt und Schifffahrt hat sich aber in der neuesten Zeit sehr gehoben, weil hier der Kreuzpunkt für alle Schifffahrtslinien ist.

Syra sieht trotz seiner Kleinheit ansehnlicher und reinlicher aus als Smyrna, die vielen neuen Häuser sind hell abgeputzt, zwei länger gestreckte Seiten der Stadt steigen vom Ufer allmälig in die Höhe, in der Mitte aber erhebt sich dieselbe in der Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks regelmäßig bis zu der mit einer Kirche geschmückten Spitze.

Vermöge meiner dringenden triestiner Empfehlungen, war ich der Einzige mit einer Kabine ohne Gesellschaft beglückte. Heute war ich schon nach 3 Uhr auf dem Verdecke, sah von einer Seite den fast vollen Mond sich spiegeln im dunkelblauen Meere, dann den klaren Himmel sich im schönsten Farbenduste röthen. Sunium, Aegina, Salamis vorüber, eilte das Schiff zum Piräus.

Welche erhabene und zugleich wehmüthige Erinnerungen: Nicht durch falsche Wahl des Schlachtfeldes ging die Schlacht bei Salamis vorzugsweise für die Perser verloren, sondern wesentlich weil die Griechen geschickter und tapferer fochten. Sonst hätte die Uebermacht der Zahl sie allmälig erdrückt, oder ausgehungert.

Athen ist ohne Zweifel weit besser, als sein jetziger so oft sehr unwahr ausgesprochener Ruf. Seit der Selbständigkeit des Reichs sind allerdings viele Fehler begangen worden, Geldvergeudung, zweideutige Beamte, unangemessener Hof und Kriegsstaat; — deßungeachtet fallen aber die größten Fortschritte in die Augen. Der Piräus, sonst ein Paar Hütten, jetzt eine Reihe schöner Häuser wohlgeordnet am Ufer, eine treffliche mit Bäumen bepflanzte Chaussee bis zu dem eine Meile weit entfernten Athen, schöne bequeme Wagen, gute Kähne. Alles besser wie in Konstantinopel. Auf beiden Seiten des Weges zeigt das große breite Verland allerdings noch einzelne vernachlässigte Strecken, im Ganzen aber sorgfältigen Getreidebau, besonders von Gerste, Alles hellgrün von Weinstöcken, dunkeler grün von unzähligen Olivenbäumen. Es ist schlechterdings unwahr, daß die Gegend von Athen kein Grün und keine Bäume zeige; doch ist wohl keiner der letzten älter als 30 Jahre; ein erfreulicher Beweis von Thätigkeit und Geschmack. Die Stadt noch im Werden, aber ganze Straßen schon mit guten Häusern und Gärten versehen, wogegen die Smyrnas doppelt erbärmlich und winzig erscheinen. Der Palast des Königs ein übergroßes, im Ganzen mißlungenes Werk, aber ringsum Oleander, Aloe, vielerlei zum Theil südliche Bäume und selbst Palmen.

Wir wohnen mitten im sehr schönen Garten des Hotel d'Angleterre, haben Aussicht auf gute leibliche Pflege, und das Insektenpulver bleibt noch immer unangetastet.

Besuche abstatten ist hier so bequem als in Konstantinopel unbequem, ja fast unmöglich. Daher war ich bereits (allein oder mit den Anderen) beim preußischen Gesandten Grafen Goltz, dem gelehrten Herrn v. Velsen, Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rangabe, Minister des Cultus Christopulos, Banquier Stauros, österreichischen Gesandten Baron Prenner, Buchhändler Wilberg. Nur den letzten fand ich nicht zu Hause, mit allen Anderen anziehende Gespräche. Bis jetzt gar keine drückende Hitze. Ja heute früh auf dem Dampfboote hatte ich Sommerrock, Ueberrock und Paletot übereinander gezogen, so empfindlich kühl war die Luft.

So eben war Graf Goltz bei uns: er ist von einer liebenswürdigen Dienstfertigkeit sonder Gleichen, wovon ich noch viel berichten werde.

Athen, Dienstag den 1. Juni, Morgens 5 Uhr, in der Stube 16 Grad, vor dem Fenster 12½ Grad, ein ungewöhnlich kühles Jahr.

Der gestrige Nachmittag war allein eine große Reise werth, ich sah die Ueberreste des von Hadrian erbauten Tempels, des Theaters von Herodes Attikus, den Thurm der Winde, die Propyläen, bestieg die Akropolis, den Parthenon, das Erechtheum, überschaute die Lage von Athen in allen seinen Umgebungen, den Hymettus, Lykabethus u. s. w. Alle diese Dinge sind unzählige Male beschrieben, gezeichnet, in Kupfer gestochen worden. Immer ganz ungenügend, kleinlich, schwächlich, oder aufgebauscht, phraseologisirend. Böckh hat durchaus Unrecht zu glauben, diese Anschauung lasse sich durch Lesen und gelehrte Untersuchungen ersetzen, dieser Eindruck dadurch hervorrufen. Ich werde mich hüten dies ganz unnütz in einem Briefe zu versuchen. Nur so viel: Umfang, Kühnheit, Schönheit, Erhabenheit, Geschmack, Begeisterung, Genius, Macht, Ausdauer, dringt gleichzeitig so auf den Beschauer ein, daß Theilnahme und Bewunderung gar nicht höher kann gesteigert werden.

Wie klein das Land, wie gering die Menschenzahl, und doch welch Volk, welcher Stamm hat in kurzer Zeit so viel zu Stande gebracht. Die Meilen langen Mauern zum Piräus, große Flotten, die höchsten Werke der Kunst und Wissenschaft, welche Männer von Miltiades zu Perikles, Demosthenes, Platon, Aristoteles u. s. w. u. s. w. Aber auch

die Macht des gewaltigen Römerthums offenbart sich im Werke Hadrians, und ich begreife, daß und warum die Alten den allgemeinen Begriff eines allmächtigen Gottes individualisirten und gestalteten. Unsere Apostel und Heiligen sind nur ausnahmsweise zu Personen zu erheben, Gott Vater ist nur Michel Angelo gelungen, und der heilige Geist hat es nie weiter gebracht als bis zum Symbol der Taube. Wie muß Athen, wie die Akropolis erschienen sein, ehe der heillose peloponnesische Krieg und die rohen Spartaner in diese Wunderwelt zerstörend eingriffen! Aber selbst das Kleinste der unzähligen zerstreuten Ueberreste läßt die Meisterschaft der Urheber erkennen. —

Unter Leitung des Herrn v. Velsen besahen wir den hinter dem Schlosse belegenen Garten der Königin. Sie hat (allerdings mit großen Kosten) auf kahlem Felsboden, etwas sehr Geschmackvolles und Erquickliches geschaffen. Blumen und Bäume gleich mannigfaltig und schön, und dichte grüne, oben geschlossene Laubengänge, welche die Sonnenstrahlen abhalten.[1])

Nun zum angenehmen Mittagsmahle beim Grafen Gotty, dann unter seiner Leitung nach einem entfernten Gute der Königin, mit einer Art von Musterwirthschaft, und anderen gleichfalls löblichen Anlagen. Ein langer Spaziergang über mehrere Hügel zeigte die ganze Umgebung Athens: den Hintergrund bilden die Bergreihen des Parnassus, Hymettus, Lykabethus und die Akropolis, keineswegs so einförmig wie in Smyrna, Syra und den anderen Inseln. Eine wesentliche Verschiedenheit ist ferner, daß ein sehr großer Vordergrund von kleineren Hügeln und Thälern in mannigfacher Weise bebaut ist. Einzelne dürftigere Stellen bilden keineswegs die Regel, und anstatt unwahr zu sagen: nichts ist grün in und um Athen, kann man weit richtiger behaupten: Alles sei grün. Hiezu viele sehr hübsche Gärten in der Stadt, (so wohne ich ja mitten in einem solchen) wogegen die Duodezplätzchen in Smyrna sehr dürftig erscheinen. Die von einigen geblendeten Enthusiasten übertrieben gepriesene Campagna di Roma, ist (verglichen mit der Campagna d'Atene) kahl, niederschlagend, ängstlich, ungesund, langweilig. Man hat so oft gesagt: es sei ganz unbegreiflich, daß sich die Athener an einer so erbärmlichen Stelle niedergelassen hätten; sie ist aber gar nicht so erbärmlich, und war es früher gewiß weit weniger.

---

1) Noch zur Zeit des Gellius (noctes I, 2) Vorrath an Bäumen und Wasser in Athen.

Athen, Donnerstag den 3. Juni.

Gestern um 4 Uhr, Präsentation oder Vorstellung beim Könige und der Königin, durch den Grafen Goltz. Da der einstweilige Hofmarschall nur griechisch verstand, half er sich mit der Zeichensprache. Der König in griechischer Kleidung, gleicht seinem bairischen Bruder, sprach theilnehmend und freundlich über einzelne Gegenstände. Hierauf die Königin, welche ich wegen ihrer Schöpfungen aufrichtig loben konnte. Sie sieht für ihr Alter wohl und frisch aus, und steht in dem Rufe bestimmter Willens- und Charakterkraft. Ebenso höre ich des Königs Gutmüthigkeit und seine Kenntnisse loben, welche größer seien als die seiner Untergebenen. Er sagte, daß sein Bruder meiner Vorträge oft mit Theilnahme und Beifall erwähnt habe.

In den Schulen werden die alten Klassiker fleißig gelesen, da man aber nach dem Accente liest, und die prosodische Quantität ganz bei Seite setzt, klingen alle alten Gedichte (vom Homer an) wie gewöhnliche, unbeflügelte Prosa. Spondeen fehlen dem Neugriechischen, an ihrer Stelle häufen sich Daktylen. Gern möchte man alte Tragödien aufführen, müßte sie aber, um sie verständlich zu machen, in Neugriechisches übersetzen. Nach der Quantität zu lesen, die Silbenmaße festzuhalten, sei den Sprechenden und Hörenden unmöglich.

Die Nichte des englischen Gesandten Herrn Wyse, ein schönes Fräulein (welches meine Hohenstaufen kannte), hatte ihn mit den größten Anstrengungen und Entbehrungen auf einer Reise durch den Peloponnes begleitet. Sie war entzückt vom Lande und er rühmte manchen Fortschritt z. B. bei den Schulen. Die Frau des französischen Gesandten schalt dagegen sehr lebhaft auf Griechenland, überheiß, verdorrt. Als ich das Grün erwähnte sagte sie: kommen Sie nur nach 6 Wochen wieder und Sie werden nichts der Art finden. Deutschland pries sie dagegen, im Vergleiche mit Griechenland wie ein Paradies. — Der athenische Sommer wird von Niemand gerühmt und das jetzige Wetter als seltene Ausnahme bezeichnet.

So eben habe ich nochmals die Akropolis besucht, mit gleicher Bewunderung des einst Geschaffenen, und Erstaunen über die Masse des in der Zerstörung noch Schönen.

Sonnabend den 5. Juni, auf dem Erzherzog Johann, vor Patras im Meerbusen von Korinth.

Die Fahrt zum Piräus war angenehm wie die erste. Vor nicht gar langer Zeit war der Ort gleich Nichts: jetzt viele Häuser ein langer

Kay (wovon in Smyrna keine Spur ist), Schiffe und Thätigkeit. Engländer und Franzosen sollen zu diesen Fortschritten wesentlich beigetragen haben. Sehr weislich fuhren wir gegen Abend (und nicht des anderen Morgens vor Tage) nach dem Piräus, schliefen gut auf dem Schiffe und waren früh frisch und munter. Die Aussicht zurück nach Athen, vorwärts und seitwärts nach Aegina und Salamis war den Linien nach schön und geschichtlich merkwürdig, sonst sind beide Inseln sehr kahl und zeigen in der Ferne keine Kultur.

Sonntag den 4. Juni fuhren wir ab vom Piräus nach Kalamaki an der Landenge von Korinth. Daß wir in Attika immer bewölkte Tage hatten, minderte die Hitze, ward aber natürlich für eine seltene Ausnahme erklärt. Unser Kapitain sagte dagegen: die Rederei von dem stets klaren, wolkenlosen Himmel sei Fabelei.

In Kalamaki ein langer Aufenthalt zum Ausladen und zum Landtransport über den Isthmus nach Lutraki. Auf dem Erzherzog Johann erhielt ich wieder eine besondere Kabine. Neuer Aufenthalt beim Einladen.

Die Landenge von Korinth ist keineswegs eine Ebene, sondern durchzogen von Anhöhen, die da grün, aber doch nur mit Gestrüppe bekleidet sind. In Kalamaki und Korinth hatte das Erdbeben großen Schaden gethan. Selbst der letzte Ort ist nur unbedeutend. Nach der Morgenseite erscheint Akrokorinth wie ein vereinzelter, hoher, abgerundeter Berg; die Westseite zeigt seine Verbindung mit andern Bergen. Auf den höheren des Peloponneses und dem Parnaß lag noch Schnee.

Haben die Griechen ihre Aussprache wesentlich geändert, warum nicht auch ihre Kleidung? Die der Männer ist eigenthümlicher als die der Weiber. Eine rothe Mütze mit langer Troddel, eine Jacke mit gestickten Aermeln und Rückbeilen, hinten oft eine Art von Husarenpelz hängend. Vom Gürtel bis gegen das Knie ein weißer, in sehr viele Falten gelegter Weiberrock. Karmoisinrothe, hinten zugeknöpfte Kamaschen, über welche die Hose etwa einen Zoll breit am Knie hinabreicht. Die Kamasche geht über Knöchel und Fuß bis zu den Zehen. An der Stelle der Strumpfbänder dickes Brimborium von Zierrathen.

Ein Mitglied der ersten griechischen Kammer stolzirte mit maßloser Anmaßung, wolkenschnüffelnd in dieser Tracht auf und ab, unbekümmert daß der eine Schuh zerrissen war und niedergetreten, und die Kamaschen viele Löcher zeigten.

Von Neuem höre ich, daß die neuen Griechen die alte Metrik ganz als unnützen Luxus betrachten, oder vielmehr bei ihrer Lesemethode gar nicht kennen, oder sie völlig zerstören.

Welche Thorheit, jene Dichter wie schlechte Prosa herauszupiaffern. Ja auch die Prosa verliert Wortlaut, Maß und Numerus. Die neue Prosodie scheint den Alexandriner für das beste Versmaß zu halten; wenigstens sagt mir das ein Grieche. Von Kalamaki bis Patraki schrien unsere beiden Kutscher eine erbärmliche Litanei, in entsetzlicher Weise, durch die Nase: barbarische Volksmusik zum Verzweifeln. Ich wollte ihnen durch Mitschreien einen Wink zum Aufhören geben, sie aber lächelten und fuhren in derselben Methode fort.

Im Meerbusen von Korinth bleiben beide Ufer sichtbar, doch ist das südliche besser bebaut und fruchtbarer als das nördliche; — vorzugsweise Wein und Korinthen auf dem südlichen breiten Vorlande. Dahinter, in zunehmenden Entfernungen, mehrere Bergreihen, was die landschaftliche Schönheit erhöht.

Vostrizza (das alte Aigium) hat eine sehr hübsche Lage; noch pittoresker stellt sich Veranto dar. Patras ist die wichtigste Stadt des Peloponneses mit geraden Straßen, die sich in rechten Winkeln kreuzen.

Vom Minister des öffentlichen Unterrichts, Christopoulos, habe ich amtliche Nachrichten über den neuesten Zustand der griechischen Schulen erhalten, und theile daraus Folgendes mit. Der Unterricht in den niederen Primairschulen wird in der Regel auf Kosten des Staats ertheilt, allein der Gehalt der Schullehrer ist so gering, daß sich noch immer nicht genug mit hinreichender wissenschaftlicher und sittlicher Befähigung finden. Man denkt an Besserung dieser Zustände, und hat eine Anstalt für Bildung von Schullehrern gegründet. Ohne Zuthun der Gemeinen dürften aber die Staatsmittel nicht ausreichen, und ich halte es für irrig, allen Familien ohne Unterschied die Zahlung eines Schulgeldes abzunehmen. Die Methode des wechselseitigen Unterrichts hat man aus Ueberzeugung, aber auch wohl vorhandener Mängel halber angenommen. Die Zahl der Primairschulen hat sich allmälig sehr vergrößert. Die öffentlichen hatten 30,529 Schüler und 4753 Schülerinnen. Die von Privatpersonen 4580 Knaben und 1743 Mädchen. Außerdem sollen an 10,000 Schüler und Schülerinnen in Anstalten sein, welche durch Privatbeiträge erhalten werden. Hieraus und aus andern mitgetheilten Ziffern ergiebt sich, daß ungeachtet jenes allgemein ausgesprochenen Grundsatzes, der Staat nur etwa 98,000 Drachmen, die Gemeinen aber 287,000 beitragen zu den Primairschulen. Darauf folgen höhere, sogenannte hellenische Schulen, welche den Unterricht fortsetzen mit etwa 1400 Schülern und einem Staatsbeitrage von 236,000 Drachmen. Hierauf sieben öffentliche, drei Privat- und ein theologisches Gymnasium mit einem Staatsbeitrage von 186,000 Drachmen. Außerdem giebt es

eine Kriegsschule, eine polytechnische, eine landwirthschaftliche und eine für Hebammenkunst mit einem Professor und elf Frauen. — Die Universität ward 1830 in Athen gegründet. Sie zählt jetzt 650 Studenten, darunter 235 Ausländer, 22 Theologen (für welche noch besondere Anstalten und Stiftungen bestehen), 219 Juristen, 229 Mediziner, 42 Pharmaceuten, 79 facultés des lettres, 42 Professoren. Lehrer und Schüler unterliegen ernsten Prüfungen; vorzügliche Studenten erhalten Unterstützungen. In den Gemeinen sind Mittel angeordnet, zum Schulbesuch anzuhalten. Bischöfe, Geistliche und Klöster geben Beiträge, um den Unterricht der Geistlichen zu verbessern. Sonntags sollen die Gymnasiasten die Kirche besuchen, die Zahl der Fest- oder Faullenzetage ward aber beschränkt. Der philologische Unterricht hat das Uebergewicht, und es fehlt noch an nützlichen Realschulen.

Man muß, sagen mir gereiste Leute, Griechenland nicht nach den Küsten beurtheilen, welche sich viel schlechter ausnehmen als das Innere des Landes; eine Behauptung, die ich gern annehme. Weit vor dem denkwürdigen Navarin ist das Meer so flach, daß wir uns nicht nahen konnten, also nur sehr wenig sahen.

Soeben erzählt mir der Kapitain, daß der schon erwähnte beschnäuzige Grieche, welcher das erste Verdeck bestritt, als wären wir seine Knechte und nicht des Anhörens werth, gar kein Recht hatte, jenen ersten Platz zu betreten, sondern (seiner Bezahlung nach) nur den zweiten, wo er auch wie Ton Kanone in einem Winkel mit seinem Bedienten Brod und Zwiebeln gegessen hat.

Man sagt mir: zu Mittag werden sie sehen: Zante, fior di Levante. Der Reim giebt leicht den Gedanken.

Endlich erschien Zante, grüner, mannichfaltiger, besser am Meere und den Bergen hin aufgebaut, ordentlicher als die übrigen Inseln, Spuren englischen Einflusses. Aufenthalt 1 — 1½ Stunde. Ob ans Land fahren, um einige Straßen zu beschreiten? Ich antworte für mich mit Nein: weil das Ganze sich vom Schiffe weit am Besten ausnimmt, und weil 12 Uhr Mittags das Thermometer auf dem Verdeck und in der unausweichbaren Sonne 29 Grad zeigte!! — Ueber der Stadt strecken doch auch kahle Felsen ihre bleichen Angesichter hinaus, und ich würde nie meine Wohnung in dieser Blume oder Rose der Levante aufschlagen.

Eben kommt J. zurück und sagt: dies ist das letzte Mal, daß ich mich habe narren lassen. Diese Rose des Morgenlandes ist höchstens eine Sonnenblume, aus der Ferne täuschend. Zwischen weißen Mauern gingen wir halb gebraten hindurch, sahen einige Straßen u. s. w.

Die lange Seite von Zante, an welcher wir soeben hinfuhren, ist ebener und voller Oelbäume, die sehr einträglich, aber doch nicht schön sind.

Die Insel Cephalonia erscheint an ihrem fruchtbaren Theile so wohl angebaut, so bevölkert und mit Landhäusern bedeckt, daß gegenüberliegende kahle Felsen minder störend erscheinen.

Argostoli, die Hauptstadt, hat eine angenehme Lage und einen sicheren Hafen. — Ueberhaupt verdienen die sieben jonischen Inseln weit den Vorzug vor denen des ägeischen Meeres, sei es Folge größerer natürlicher Fruchtbarkeit, oder menschlicher Thätigkeit, oder der Weisheit und Leitung der Regierungen.

Zur Gesellschaft gehört ein Mann Childe, geboren in Nordamerika, studiert in Bonn, gereist im Morgenlande, Jahre lang gelebt in Paris: — das giebt eine eigenthümliche Mischung der Ansichten.

Prevesa (den Türken gehörig) erhält eine Merkwürdigkeit, weil hier, zwischen Actium und Nikopolis, die große Seeschlacht zwischen August und Antonius geliefert ward.

Dienstag, den 8. Juni vor Corfu auf dem Erzherzog Johann.

Endlich erschien gestern ein langer, unbedeutender Streif Landes, welcher zu Corfu gehörte. Bald aber änderte sich der Schauplatz. Zwei auf abgeschnittenen Bergen liegende Festungen stellten sich äußerst malerisch dar, und der gestrige Abend gehörte zu den schönsten und lohnendsten der ganzen Reise. Unter dem Schutze des höchst dienstfertigen Kapitains wurde zuerst die Reiseangelegenheit in Ordnung gebracht; dann zum Gouverneur, welcher auf dem Lande war, weshalb ich meine an ihn gerichteten Briefe nur abgeben konnte. Hierauf bis zum höchsten Punkte der Festung. Die Berge, trotz ihrer Schroffheit mit Bäumen, Kaktus, Erben überzogen, eben eine reiche, prachtvolle Aussicht nach allen Seiten. Neben der Natur Werke der Kunst, und überall die großartigsten Befestigungen angelegt, welche (bei tapferer Vertheidigung) eine Eroberung unmöglich machen. Jetzt nahmen wir einen Wagen und fuhren über den Spaziergang der Esplanade bis zu der Spitze der sogenannten one gun battery. Ueberall die reichste, wahrhaft südliche Pflanzenwelt, reizende und großartige Durchsichten zum Meere, eine vortreffliche Chaussee. Ueberall Schöpfungen der Engländer, zugleich groß, gemeinnützig und geschmackvoll. Die Ureinwohner sollten Gott danken, durch ein höher gebildetes Volk dem Zustande der Barbarei,

oder doch der Unthätigkeit entrissen zu sein. Ohne Zweifel ist Corfu der Glanzpunkt, die Krone und Blume aller Inseln.

Der Rückblick auf Corfu schön, die Fahrt zwischen befestigten Inseln und Albanien merkwürdig, die weitern Bergrücken Albaniens baum- und wohnungslos, erbärmlich kahl.

Endlich ist der letzte Tag unserer Seereise angebrochen. Welche Strecke von Pesth bis Triest? Nicht unnatürlich freut sich eine eingewohnte Landkreatur auf das Land. Bis jetzt ist die Reise ohne irgend einen erwähnungswerthen Unfall zurückgelegt, und der Zweck derselben in allem Wesentlichen erreicht worden. Wenn ich auch nicht so viel blauen Himmel sah, als die Reisebücher verkünden, mehrten Wolken und Gewitter die Mannigfaltigkeit und minderten die Hitze. Die Seekrankheit hat mich, gottlob, gar nicht ergriffen. Ich habe ungemein viel Neues gesehen und gehört, Schönes und Häßliches, Löbliches und Tadelnswerthes, wovon ich in der Heimath nie einen richtigen Begriff bekommen hätte. Meine Kenntniß von Welt und Menschen hat sich sehr gemehrt und berichtigt, wenn auch aus meinen Briefen wenig davon hervorgeht.

Breslau, den 14. Juni 1858.

Im Gegensatz zu all den gesehenen orientalischen Städten machte Triest den erfreulichsten Eindruck. Lange, breite, trefflich gepflasterte Straßen, sehr schöne Häuser, ringsum das ungünstige Land bebaut, veredelt, der Widerstand der Natur bezwungen, überall Zeichen von Thätigkeit, Verstand, Geschmack.

Die neue Eisenbahn geht zunächst dem Meere entlang, Wein und Oelbau ringsum, schöne Aussichten, reizend gelegene Landhäuser. Die wüste Höhe von Optschina bleibt ungesehen zur Seite; doch konnte man die Gegend nicht ganz vermeiden, wo das Steinreich sein todtes Uebergewicht zeigt; allmälig aber gewinnt die fruchtbare Erde und das Pflanzenreich wieder die belebende Oberhand. Unsere Touristen, welche so gern den Mund in Lob oder Tadel vollnehmen, haben von drei Flußthälern noch sehr wenig Kenntniß genommen, der Save, Drau und Mürz. Und doch ist innerhalb Deutschlands wohl kaum ein Land zu finden, was auf so großer Ausdehnung so mannichfaltige Schönheiten darbietet: Berge in den verschiedensten Gestalten hervortretend, oder sich übereinander aufbauend, tiefe Seitenthäler, rasche Wendungen, dann wiederum Landbau und Wiesen von höchster Fruchtbarkeit. Alles bis in die Spitzen der Berge reich bewachsen, belaubt und begrünt.

So brachte uns der erste Tag bis Marburg, 40 Meilen von Triest, und der zweite über die kühne, meisterhaft angelegte Straße des Semmering. Alles nicht minder genußreich. Diese beiden Tage gehören zu den schönsten der Reise; aber freilich konnten Vergleichungen nicht ausbleiben. Ich habe Athen wider Angriffe vertheidigt, die mir übertrieben erschienen; gegen diese Frische, diese Lebensfülle, diese Großartigkeit und Mannichfaltigkeit und Heiterkeit der deutschen Natur, erscheint die ganze Umgegend Athens dürr und dürftig, durstig und abgestorben; meist nur lebendig durch alte Erinnerungen und die allerneuesten, löblichen Bestrebungen.

Es ist ein Irrthum eine Reise zu tadeln, weil sie nicht an allen Punkten großen und gleichen Genuß gewährt; auch nicht weil sie Manchem wie ein Unsinn erscheint (z. B. nach dem Nordpol zu steuern, Sibirien zu durchstreifen, die Erde zu umkreisen, um Schmetterlinge zu suchen, oder einige neue Arten Ratzen und Mäuse, Wanzen und Läuse mitzubringen). Und doch thut jeder das Rechte, wenn er einen bestimmten Beruf ergreift und ihm treu bleibt. Und so weiß auch ich sehr bestimmt, warum ich mein Leben so — und nicht anders eingerichtet habe; bei dem mir oft empfohlenen Anders (so von Hardenberg) würde ich noch weniger vorwärts gekommen sein.

Vom Orient habe ich kaum eine Klaue gesehen, darf also nicht wagen, es irgend Jemand zu vertheilen. Reihe ich aber daran, was Andere berichten, ändere ich mit ruhiger, geschichtlicher Kritik, so stellen sich einige Ergebnisse immer deutlicher heraus. Ziehe ich eine Linie von Kairo, über Jerusalem, Damaskus, Aleppo, Ikonium, Brussa nach Konstantinopel, und nenne die eingeschlossenen Länder den Orient; so glaube ich weder, daß die vernachlässigte, verbrauchte Natur (mit Ausnahme einzelner, glänzender Oasen), sich jemals wieder zu früherer Fruchtbarkeit und Schönheit verjüngen wird; noch daß die dortigen dünn zerstreuten Menschenstämme berufen sind, eine wahrhaft neue und gesunde Entwickelung der Menschheit hervorzurufen. Alle Hoffnungen beruhen auf dem abendlichen Europa und dem nördlichen Amerika; verfehlen diese ihren erhabenen Beruf, so geht Alles rückwärts! Indien, China, Japan können uns nicht erziehen, es ist vielmehr ihr Glück, wenn sie sich der Einwirkung einer höheren Bildung nicht länger entziehen können.

Friedrich von Raumer an Rudolf Köpke.

Ein historisch-politischer Brief.

Honny soit qui mal y pense.

Sie glauben nicht, verehrter Freund, welche Masse von Gedanken und Erinnerungen Ihre Schrift über Kleinstaaterei in mir hervorgerufen hat. Meist schmerzhafter Art! Es sei mir verstattet, darüber Einiges zu beichten!

Seit meiner Jugend haben mich zwei Ansichten, Wünsche, Grundsätze, über die Natur und das Glück Deutschlands (mithin auch Europas) begleitet, oder beherrscht. Ich habe dafür mit Wort und Schrift unermüdlich zu wirken versucht. Durchaus vergeblich, erfolglos! Für eine aufrichtige, herzliche Einigkeit Oesterreichs und Preußens; für die Erhaltung und Belebung der kleinen Staaten, aus denen so oft eine seltene Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens hervorging, und zwar gleichmäßig in Italien und Deutschland.[1] Noch in meiner Jugend sah ich ein glänzendes Beispiel in Weimar, und eine genaue, persönliche Bekanntschaft mit dem trefflichen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau, veranlaßt daß mir die seitdem eingetretenen Rückschritte doppelt traurig erscheinen.

Als ich jetzt (nach 18 Jahren) meine, im Jahre 1848/49 aus Frankfurt und Paris geschriebenen und gedruckten Briefe zur Hand nehme, sehe ich, daß schon damals die Macht der Verhältnisse und Ereignisse, obige Ansichten, Grundsätze und Wünsche, wesentlich umgestaltete. Jene vereinzelten Töne deuten aber an, daß ich Ihre Schrift verstehe, und nach so vielen hinzugetretenen Thatsachen mir aneignen kann.

1) Der norddeutsche Bund und Herr von Bismarck wirken löblich für Erhaltung des Erhaltungswürdigen, und setzen voraus, daß die kleineren Staaten jetzt einsehen, wie nothwendig und heilsam ein deutscher Bund sei, der zu einer (bisher oft vernachlässigten) größeren Thätigkeit auffordert, ja erforderlichen Falls zwingt!

Zum Beweise erlauben Sie mir folgende Stellen anzuführen: „Gewiß ist für Preußen eine Erhebung seiner Macht nur dadurch möglich, daß es nicht den alten Partikularismus stützt und vertritt, sondern den Gedanken größerer deutschen Einheit und Macht sich aneignet und dadurch neue Bahn eröffnet (II. 157, 160). — Es giebt nur eine wahrhaft durch und durch deutsche Großmacht, nämlich Preußen. Dies übergehen, zurückstellen zu wollen, wäre so einfältig, als ungerecht, als unmöglich (171). Deutschland bedarf Preußen noch mehr als umgekehrt. Die zur Unthätigkeit und Nichtigkeit führende Zerstückelung Deutschlands darf nicht fortdauern; man darf sich nicht, im Widerspruch mit der ganzen deutschen Geschichte, auf eine unbedingte Souveränität beziehen, welche Napoleon (timeo Danaos dona ferentes) höhnisch den deutschen Fürsten darbot, um ihre Knechtschaft (sehr ungenügend) zu verdecken (177, 221). Ein vielköpfiger Fürstentag genügt dem inneren Bedürfnisse Deutschlands nicht, und noch weniger seinem gefährlichen Verhältnisse zum Auslande (244). — Ohne ein, das Ganze darstellendes und zusammenhaltendes Volkshaus, kann man in Deutschland nicht mehr auf die Dauer regieren; weder einer, noch 3, noch 5, noch 7, noch 34 (319). Es ist ein leerer Wahn, die alte Kabinets- und Bundespolitik könne sich wieder in den alten Großvater- und Schlafstuhl niederlassen, ohne jemals gestört zu werden (249). Man kann die Zukunft Deutschlands nicht aufgeben um der Zukunft Oesterreichs willen, das ganz deutsche Preußen nicht um alter Traditionen willen, gegen den buntgemischten österreichischen Staat (270). Es ist ein fast unlösbares politisches Räthsel, wie Oesterreich ein Gesammtstaat bleiben, oder werden könne, und doch der deutsche Antheil dem deutschen Bundesstaate einzuverleiben und zu unterwerfen sei. Noch weniger können alle nicht deutschen Bestandtheile des österreichischen Staates in den deutschen Reichstag aufgenommen und daselbst vertreten werden (170). In allen Erklärungen der Kleinkönige spricht sich nichts aus, als der Götzendienst mit ihrer eigenen Majestät und die Furcht vor einem Kaiserthum, das jeder gern annähme, aber Keiner dem Anderen gönnt (275). Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Handeln ist besser als verneinen, und wenn der große Churfürst vor der Schlacht von Fehrbellin, Friedrich II. im Jahre 1740, Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1813 sich nicht rasch und kühn entschlossen hätten, Preußen hätte keine größere Geschichte, als der übrige Ameisenhaufen kleiner deutscher Staaten (173)."

Sie wissen, wie und aus welchen Gründen die frankfurter Reichsversammlung bis zu einer Kaiserwahl vorschritt, und weshalb die Sen-

dung der Abgeordneten in Berlin mißglückte. In meinem, damals niedergeschriebenen, 1849 abgedruckten Berichte (Briefe aus Frankfurt und Paris) sind einige merkwürdige Stellen weggeblieben, welche aber zu veröffentlichen auch jetzt noch zarte Rücksichten verbieten.

Keinem Unbefangenen war es eingefallen, oder konnte es einfallen, daß der König die frankfurter Beschlüsse kurzweg unverändert annehmen und befolgen werde. Alle wünschten, daß er über erhebliche, zu berichtigende Punkte, die Initiative ergreife und mit einem neugewählten Parlamente (das erste sei verbraucht) die deutschen Angelegenheiten zu einem glücklichen, dauerhaften Schlusse führe. Unter diesen nothwendigen und heilsamen Bedingungen hätte auch der Prinz von Preußen dafür gestimmt, daß man die Anträge nicht ablehne, sondern vorläufig annehme und weiter verhandele.

Aus der Ferne auf jene Zeit zurückblickend, kann man jetzt nicht leugnen, daß die damals leitenden Persönlichkeiten zur Ausführung eines so großen, umfassenden Planes nicht fähig waren, daß die eingeschüchtert Beistimmenden bald würden die größten Schwierigkeiten erhoben haben; — wie ja selbst jetzt (nach so vielen bitteren und belehrenden Erfahrungen, bei Preußens dargelegtem festen Willen, bei der ihm zu Gebote stehenden großen Macht) — in mehren Theilen Deutschlands noch immer ein zahlreicher Chor ertönt von dem verschiedensten, aber gleich thörichtem Inhalte, und ohne alle Rücksicht auf die großen, vollendeten Thatsachen.

So bin ich nach langem, mit der Gegenwart und Zukunft jedoch in engem Zusammenhange stehenden Umwege, wieder bei Ihnen angelangt. Es ist durchaus nicht meine Absicht, Ihr Werk (es verdient diesen Namen) umständlich zu beurtheilen, oder das von Ihnen Gesagte verwässert zu wiederholen. Es genügt, mit meiner Ihnen bekannten Aufrichtigkeit zu versichern, daß ich jenes Werk nach Form und Inhalt anziehend, wortreich, lehrreich und vortrefflich finde. Es offenbart sich eine gründliche Kenntniß der Thatsachen, und eine Beredsamkeit der Einsicht, des edeln Ernstes, des männlichen und begeisterten Gemüths. Indessen darf ich wünschen, daß Sie diesen langen Brief als eine sehr beifällige Recension betrachten mögen. Man wird sie parteiisch nennen und Sie sind es, aber nur in dem Sinne der alten und neuen Meister, (von Demosthenes bis Burke) denen, als hohen Vorbildern und Mustern nachzustreben, auch für den Bescheidenen eine Pflicht und ein Lob ist.

Ich wünsche, daß Sie und Befreundete mir erlauben, einzelne Gedanken und Bemerkungen in bunter Folge vorzulegen, die sich mir beim

seien Ihrer Schrift aufdrangten. Mögen sie nicht zu trivial, oder auch zu sezerisch erscheinen.

Der Beschluß vom 14. Junius ist von so entscheidender Wichtigkeit, daß er nicht unerwähnt bleiben kann. Welche Thorheit ihn zu bezwecken, welche kindische Freude ihn absichtlich (um nichts Härteres zu sagen) herbeigeführt zu haben. Nur völlige Unwissenheit über die Persönlichkeit des Königs von Preußen und seines leitenden Ministers, nur eine ganz irrige Beurtheilung aller preußischen Zustände, konnte zu solch einem Mißgriffe führen. Man erwartete eine Wiederholung des dritten April 1849, ein zweites und drittes Olmütz, ein langes, feiges, abschwächendes Unterhandeln, oder einen kinderleichten Sieg, zufolge der statistisch materiel berechneten Uebermacht. Daß Preußen auf der Stelle und ohne allen Zeitverlust, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm, war (was auch geschehen mochte) eine großartige, über Gegenwart und Zukunft entscheidende That.

Wozu so viele große und kleine Gesandte in Berlin, wozu die sich euer aufblähende Diplomatie, wenn sie von den wahren Verhältnissen nichts wußte, oder sie falsch beurtheilte, oder gründliche Berichte in der Heimath weder Gehör noch Glauben fanden.

Ich kenne in der ganzen Weltgeschichte keinen König, der, so wie Wilhelm I., bis zur gewissenhaftesten Demuth Frieden wünschte und ihn unter den billigsten Bedingungen wiederholt anbot. Erst als man alle seine Anerbietungen höhnisch und mit verkehrter Hartnäckigkeit zurückwies, entschloß er sich ungern zum Kriege, führte ihn aber nunmehr mit kräftigstem Heldenmuthe.

Nie hat unser König, nie hat sein Volk die Größe und die Schwierigkeiten aller vorliegenden Aufgaben verkannt, nie die Gegner unterschätzt, nie eine leichtsinnig gehoffte Beute voreilig getheilt, nie in beschränkter Eitelkeit und thörichtem Uebermuthe ausgerufen: vae victis! nie geglaubt daß unwahre Berichte ein würdiges Kriegsmittel seien und zum Siege führten.

Ich halte dafür, daß der Beschluß vom 14. Junius ein Glück war für Preußen: es ward dadurch unabweislich genöthigt und berechtigt eine neue, große Bahn zu betreten, zu eigenem Heile, und zum Heile Deutschlands.

Ein zweiter großer Mißgriff, oder Irrthum Oesterreichs war die Abtretung Venedigs an Napoleon III. Mochte er es für sich behalten, oder (fast unausbleiblich) an Italien überlassen, immer blieb es eine Schwächung Oesterreichs, welche damals noch gar nicht nöthig war. Die etwanige Hoffnung, Napoleon werde dankbar dafür Preußen de

kriegen, war sehr übereilt und jedenfalls sehr undeutsch. Hat denn wirklich ein unbegründeter, übertriebener Haß gegen Preußen zu jenem unbegreiflichen Beschlusse getrieben? Konnten ihn die süddeutschen Verbündeten Oesterreichs billigen?

Vor dem Anfange des Krieges sagten in Süddeutschland angeblich wohlunterrichtete Männer: Preußen hat einen schwachen König, einen anmaßlich unrathlichen Minister, keine Feldherren, kein Heer, keinen inneren Frieden, keine Regierung, es ist vom Schicksale zu völligem Untergange bestimmt. Nach den siebentägigen in der Weltgeschichte einzig dastehenden Feld- und Siegeszuge, rief man laut und fast allgemein: Die Zündnadelgewehre haben ganz allein entschieden! Daß die Preußen besser bewaffnet waren, konnten die Oesterreicher und alle europäischen Mächte sen dem holsteinischen Feldzuge wissen; es ist aber durchaus falsch, daß allein jene Gewehre zum Siege führten, auch glaubt jetzt in Wahrheit Niemand mehr daran. Einen tieferen Blick erlaubt schon die Erzählung, daß ein höherer preußischer Offizier drei preußische Soldaten fragte: welches Standes und Berufes sie waren? Er erhielt die Antworten: „Ich bin Doctor der Philosophie, ich bin Assessor bei der Regierung, ich bin Schuhbirte." — Schon früher sagte Kaiser Napoleon III. in seinen Schriften:[1] „Die Preußen verstanden es, Nutzen aus ihrem Kriegsunglück zu ziehen: sie gründeten die schönste kriegerische Organisation, welche jemals unter gebildeten Völkern bestanden hat. — Neben der militairischen, hat diese Sache aber auch eine politische Bedeutung. Das preußische System löset diese Fragen materiell und moralisch, vernichtet den Gegensatz zwischen Bürger und Soldat, und macht es begreiflich, die erste Pflicht eines Jeden sei die Vertheidigung seines Vaterlandes."

Hoffentlich werden die Nichtpreußen und Neupreußen, welche jene erste Pflicht, als die entsetzlichste Last und Schmach bezeichnen, bald einsehen lernen, es sei ein Bildungsmittel für Leib und Seele, es sei eine Ehre Soldat zu werden.

Die besiegten Fürsten (insbesondere der König von Hannover) schwiegen über den 14. Junius und die großmüthigen friedlichen Anerbietungen König Wilhelms, so daß dieser, mit vollem Rechte, in seiner Anrede an eine hannoversche Botschaft daran nachdrücklich erinnerte. Manche der Besiegten stellen noch immer eigennützige, unverständige Forderungen, als wären sie die Sieger; sie klagen und schreien, als

1) Raumer, Litteraturgeschichte, III., 244.

hätten Revolutionen und Niederlagen nie zum Verjagen von Fürsten und zum Verluste von Ländern geführt, als gebühre ihnen die alleinige Entscheidung.'

Annektiren ist ein schlechtes Wort (warum nicht sich aneignen, vereinigen, einverleiben?), als aber Baiern und Hannover (ohne muthigen und edeln Sieg) allmählich annectirten Anspach, Baireuth, Bamberg, Würzburg, mehrere freie Reichsstädte, Hildesheim, Osnabrück, Ostfriesland; als Würtemberg die Mediatisirten abscheulich tyrannisirte, da fand man dies Alles sehr natürlich, und verspeiste selbstgefällig, was, meist bethörend und herrschsüchtig, von fremder Hand dargeboten ward.

Zwei oder dreimal zerfielen größere Reiche in kleinere: Macedonier, Römer, Araber. Seit Jahrhunderten herrscht die entgegengesetzte Richtung in Iranien, England, Frankreich, Italien, Skandinavien, Rußland, Deutschland. Preußen bewegt sich mithin in natürlicher Weise; sie wäre und würde nur untauglich und rühmlich, *wenn es* (was Gott verhüte) *jemals selbst die dazu nöthige Kraft und den Muth verlöre.*

Niemand verkennt (und Sie haben lebhaft daran erinnert) den Werth, welchen die kleinen italienischen und deutschen Staaten gehabt haben. Ergiebt sich aber, daß ihre Lebenskraft und Lebensdauer abgelaufen, so ist ihre Einverleibung in einen kräftigen gesunden Staat, ein *seliger Tod, eine Euthanasia.*

Das Lebenselixir des wiener Kongresses und der hergestellte invalide Bundestag (mit all seinen Mängeln, insbesondere der ungerechten Abstimmung) hat die Krankheit zwar verlängert, aber die Gesundheit nicht hergestellt. Die Krankheitssymptome (z. B. in Anspruch genommene unbeschränkte, ganz undeutsche Souverainität, Streben nach höheren Fürstentiteln, froschähnliches Aufblähen der kleinsten Ländchen, Ministerexcellenzen u. s. w. u. s. w.) herrschen noch bis auf den heutigen Tag, ein Gegenstand des *Spottes* für Einheimische und Fremde!

Jene Kranken ermüden aber nicht, die Preußen zu bezeichnen als Wenden und Obotriten, als barbarisch, ungebildet und unfrei, als dem Prügelsystem Ergebene und Unterworfene! Ja der Aberwitz ist verkündet worden: Sprache, Wissenschaft und Volksthümlichkeit Deutschlands habe mehr zu fürchten von Preußen, als von Frankreich! — Ungerecht wäre es indessen, derlei Aeußerungen einzelner Verblendeter, edeln deutschen Volksstämmen aufzubürden.

Sie sehen, ich suche milde zu erklären und zu entschuldigen, — aber Manches geht freilich über meinen Willen und meine Kräfte hinaus. — —

Sie haben, Ihrer Aufgabe gemäß, vorzugsweise von den auswärtigen Verhältnissen gehandelt, sich aber auch über die inneren lehrreich ausgesprochen. Dürfte ich nicht voraussetzen, daß dies Ihren Lesern im Gedächtnisse gegenwärtig wäre, so würde ich der Neigung kaum widerstehen können, mehrere Stellen (z. B. S. 76, 80) abzuschreiben. Erlauben Sie jedoch, etwas längere Randglossen beizufügen, welche (ich fürchte es) zum Theil leyerisch erscheinen werden.

Ich gehe sogleich auf den Kern der Sache ein und behaupte: die Verfassung ist der Hauptgrund unserer innern Streitigkeiten. Folgt daraus daß ich glaube, sie sei ganz vom Uebel und müsse abgeschafft werden? Keineswegs! Die Gegenwart erfordert so natürlich und unwiderstehlich Konstitutionen, wie das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert Konfessionen. Beide haben ihre Licht- und Schattenseiten. Nie sind sie unveränderliche Universalheilmittel, immer erhält die mehr oder weniger vollkommene Form ihre höchste Bedeutung erst durch die sie bewegenden Menschen.

Es giebt geistige, wie körperliche Gefahren und Krankheiten. Sind sie (wie die Pocken) fast unvermeidlich, so ist ihre Inokulation ein großer die Gesundheit befestigender Gewinn; ist hingegen (so bei einer andern bösen Krankheit) im Fall sittlicher Aufführung gar keine Gefahr vorhanden, so sind Verbeugungsmittel überflüssig, ja verwerflich.

Jede Zeit hat ihre Vorliebe, Neigung, Begeisterung, Abneigung in Bezug auf unbedeutende, wie auf wichtige Gegenstände. Dogmatische Spitzfindigkeiten in den alten Konfessionen regten auf bis zu Mord und Todschlag: jetzt erscheinen sie zum Theil gleichgültig, ja fast thöricht und lächerlich. (Ich erinnere z. B. an die heftigen Streitigkeiten über Kryptokalvinismus, die Ubiquität Christi, die unbefleckte Empfängniß und dergl.) Sollten nach Jahrhunderten einige konstitutionelle Streitigkeiten der Gegenwart über Verfassungsparagraphen, nicht Abgekühlten und Beruhigten in ähnlichem Lichte erscheinen?

Zwei äußerste Richtungen sind gleich gefährlich. Allzu häufiger Wechsel der Verfassung führt nämlich zu ihrer Werthlosigkeit und Abschaffung; zu eigensinniges Festhalten an dem, im Ablaufe der Zeit nothwendig Veränderlichen führt zu gewaltsamem Bruch, oder doch zu aufgezwungener künstlicher Umdeutung.

Der Aberglaube von dem Vorzuge der Wahlmonarchien vor den Erbmonarchien, von der Heilsamkeit einer allmächtigen Kammer, ist wohl verschwunden; dagegen bewegt sich unsere Zeit hinsichtlich der Wähler (es scheint fast unwiderstehlich) in einer ganz demokratischen Richtung. Ueberall nähert man sich dem allgemeinen Stimmrechte, und

hofft freudig: mit der Mehrung der Wählerzahl mehre sich mathematisch nothwendig auch Weisheit und Wahrheit. Dies ist aber, vor der Hand, ebenso eine Hypothese, als die entgegengesetzte: mit jeder Beschränkung der Wählerzahl komme man der Vollkommenheit immer näher.

Ueberall setzt man jetzt (mehr als jemals) bloß atomistische Quantitäten in Bewegung und läßt die Frage nach Qualitäten (z. B. Ansiedlung, Eigenthum, Steuerzahlung, Bildung u. s. w.) ganz zur Seite. Gewiß rechnet es sich leichter und bequemer mit unbenannten Zahlen, aber die Ergebnisse bleiben auch viel unbestimmter und zweifelhafter. Je größer die Zahl der Wähler, desto kleiner wird die Zahl der unentbehrlichen guten, oder schlechten Leiter.

Merkwürdig, daß die sonst überall in der Christenheit als erster Stand behandelte Geistlichkeit, jetzt fast ganz aus den politischen Versammlungen ausscheidet. Gewiß hat sie ihr Uebergewicht oft unduldsam fanatisch geltend gemacht; es ist aber nicht unnatürlich, daß sie nunmehr bisweilen auf Umwegen das zu erreichen sucht, was man ihr am Haupteingange verweigert. Clarendon (ein erfahrener Staatsmann) klagt in zorniger Uebertreibung (Vite I. 76): „Unter allen Menschen, die da schreiben und lesen können, verstehen die Geistlichen am wenigsten von menschlichen Angelegenheiten, und haben das verkehrteste Maaß für dieselben." — Man sagt: die Wissenschaften haben jetzt ein unendlich größeres Gewicht wie ehemals; ihre Vertreter, die Gelehrten sollen die Stelle der Geistlichen einnehmen. Die erste Hälfte des Satzes wird jeder gern einräumen; man darf aber behaupten, daß bisher aus den Gelehrten in Deutschland keine großen, wahrhaft brauchbaren Staatsmänner hervorgegangen sind. Mehr Früchte bringt der Stand eingeübter Beamten; obwohl ich beim Rückblick auf meine fünfundsechzigjährige Dienstlaufbahn, nur etwa vier Männer zu nennen wußte, die in Preußen als Staatsmänner dauernden Ruf verdienten und behalten.

Die Juristen (ruft man mir entgegen) sind die besten Abgeordneten, und es ist ein Glück daß sie so zahlreich in unserer zweiten Kammer verherrschen. Weber, entgegne ich, kommt es, daß der außerordentlich kluge Kardinal Richelieu die Juristen als untauglich zur Führung von Staatsangelegenheiten bezeichnet? — Man antwortet: es ist natürlich, daß der überall ungerechte Kardinal das Recht und dessen Vertreter haßte. — Dieser Streit bedarf wohl einer näheren Prüfung, und ich erlaube mir hinzuzufügen: die Grundlage für die Bildung unserer Juristen ist die römische Rechtswissenschaft, welche für das Privatrecht eine hohe Vollendung erreichte, das Staatsrecht aber ganz und gar vernachlässigte und beseitigte. Dem nachgebend und nachgebend, halten fast

alle unsere Juristen (Romanisten) lediglich am Standpunkte des Privatrechts fest, und haben von da aus auch manche germanische Einrichtung nicht weiter gebildet, sondern verkannt und verdorben. Sie vergaßen, daß (wie Montesquieu sagt) die Geschicke von Staaten und Völkern nicht wie ein Prozeß über eine Dachtraufe zu beurtheilen und zu entscheiden seien. Ja nach dem beengten Standpunkte des, für einzelne Privatpersonen allerdings gültigen Privatrechts, erscheinen Staats- und Völkerrecht entbehrlich, und fast alle großen, die Menschheit heilsam entwickelnden Weltbegebenheiten als unverständig, ja verdammlich.

Rom ist nicht in einem Tage gebaut, und die schwersten Aufgaben erfordern die längste Uebungszeit. Darum soll man nicht krittelnd tadeln, oder gar verzweifeln, sondern das Gute anerkennen, wo und wie es sich zeigt. Allerdings aber haben sich durch unsere Kammern und aus denselben noch nicht Geister und Staatsmänner ersten Ranges herausgebildet, die fähig und berechtigt wären, Alle dauernd zu begeistern und heilbringend mit sich fortzureißen.

Lehrreich sagt Kaiser Napoleon III. über das Wesen und die Wichtigkeit der Abgeordneten: „Wer nach einem öffentlichen Amte trachtet, ist zu einem mühseligen Lernen verpflichtet. Um also die Kriegskunst, die Heilkunde, um Jurisprudenz, um Theologie zu erlernen, muß man mehrere Jahre verwenden, sich strengen Prüfungen unterwerfen; jeder muß mit einem Worte erweisen, daß er würdig ist die Geschäfte zu führen, welche die Gesellschaft ihm anvertraut. Aber um die, ohne Zweifel schwierigste aller Künste, die Kunst des Regierens zu erlangen, dazu verlangt man gar keine Vorübung, keine Lehrjahre. Ist dies logisch, verständig? Wir glauben Nein! (Raumer, Litteraturgeschichte IV., 243)."

Leider ist bei unseren Abgeordneten von solchem Lernen, solchen Vorstudien, ja von einer Selbstprüfung über die eigene Befähigung, selten oder fast gar nicht die Rede. Hebt man aber die hierbei obwaltenden großen Schwierigkeiten hervor, so darf man doch erwarten, daß jeder zunächst nur das Seine thue, nicht über seinen Leisten anmaßlich hinausschreite, sondern sich den wahren Sachverständigen dankbar und lernbegierig anschließe.

Wo keine Gegensätze, keine Gegenwirkungen vorhanden sind und offenbar werden, da herrscht der Tod. In jeder politischen Versammlung muß also, natürlich und nützlich, eine Opposition stattfinden; nicht aber zersplittert in unzählige, haltungslose, eigensinnige Parteien, sondern den großen Standpunkten der Betrachtung wichtiger Gegenstände gemäß. Im lebendigen Leibe wirken die Lungen, Herzkammern, Arte-

rien, Beiden in entgegengesetzter Bewegung: niemals aber in feindlicher, zerstörender Weise, sondern harmonisch und befreundet, für einen großen Zweck.

In der Regel zeigt sich hier noch ein anderes schädliches Vorurtheil: daß nämlich jedes Opponiren an sich schon weiser, freigesinnter, sittlicher sei, als das Regieren: ein Vorurtheil, welches nur dann verschwindet, wenn die Opposition selbst einmal an die Reihe des Regierens kommt!

Bei meiner Geneigtheit, noch einige einzelne Punkte zu berühren, treten die Personen zuerst in den Vordergrund. Aber unser König, unsere Feldherren und Minister, stehen in so voller Beleuchtung da, bedürfen so gar keiner Kritik, wünschen durchaus keine verletzende Vergleichungen, daß es gerathen ist, scheinbar parteiische Lobreden zu vermeiden.

Nächstdem wäre wohl die Heeresorganisation zu besprechen. Aber auch hier ist es besser überlangen, unangenehmen Streit unerwähnt zu lassen, und dies um so mehr, da ihn die großen Thatsachen entschieden haben. Sollte ich jedoch das Vorgeschlagene und Beseitigte zwar nicht rechtfertigen, aber doch erklären und entschuldigen, so würde ich sagen: man rechnete auf einen vieljährigen Frieden, achtete es für heilige Pflicht, den Kriegsdienst und die Steuern möglichst zu erleichtern, und hielt die Andeutungen des Grafen Bismarck nicht für so wichtig, wie sie nachher befunden werden.

Kürzer und aufrichtiger: „wir haben uns geirrt!" Solch edles Bekenntniß ehrt den, welcher es (die großen Verhältnisse und Ereignisse im Auge behaltend) muthig ausspricht. Als in England bei ähnlichen Verhältnissen das Gleiche geschah, erzählt der Geschichtsschreiber Hughes (V., 1): „diese Staatsmänner, welche in beiden Häusern mit ihrer Opposition gegen die Regierung am entschiedensten gewesen waren, anerkannten jetzt ihre Weisheit und erfreuten sich über den Erfolg der Maßregeln, welche sie früher verdammt hatten." Und William Pitt sagte: „wer bei wesentlich veränderten Verhältnissen, dieselben Grundsätze und Maßregeln vertheidigt, ist entweder einfältig, oder ein Sklave seiner Eitelkeit." Ergeben hat sich bei dieser Gelegenheit, daß wohlwollende Dilettanten noch keine Sachverständigen sind; indeß hegen mit Recht auch Laien natürliche Theilnahme für so allgemein wichtige Dinge. Als mir schon vor mehreren Jahren, der damalige Prinz von Preußen einen umständlichen Aufsatz seiner Hand über die Heeresorganisation mittheilte, konnte ich (obgleich ein Laie) doch ohne alle Schmeichelei erkennen, daß die Form und Darstellung vortrefflich und der In

halt überzeugend lehrreich, — der Verfaſſer alſo ein wahrer Sachverſtändiger, und den Dilettanten überlegen war.

Zwei Sätze würde ich zu vertheidigen wagen. Erſtens, daß es unmöglich iſt, mit ſogenannten Milizen (das heißt uneingeübten, der Kriegszucht ungewohnten Perſonen) ein disciplinirtes Heer zu beſiegen. — Zweitens, daß Fälle eintreten können, wo das dringendſte Bedürfniß gebietet, auch minder Geübte nach ſehr kurzer Dienſtzeit gegen den Feind zu führen. — In der oben erwähnten Stelle empfiehlt der Kaiſer Napoleon III. eine längere als die preußiſche Dienſtzeit.

Wenn unſer Heer gerechten Ruhm erworben hat, ſo ſind unſere Finanzen ſo beſchaffen, daß ſie (von Madrid bis Petersburg, und von Wien bis Waſhington) alle an Maaß, Ordnung und Wohlſtand übertreffen.

Kirchen, Schulen und Univerſitäten, Landbau, Handel und Gewerbe erfreuen ſich gleichfalls einer löblichen, fortſchreitenden Bewegung. Dieſe ſo wichtigen, ſo glücklichen Verhältniſſe ſollen uns nicht verführen, träge die Hände in den Schooß zu legen, oder gegen wirkliche noch vorhandene Uebel die Augen zu ſchließen: wohl aber ſoll man Kleinigkeiten nicht böswillig unter das Vergrößerungsglas legen, einzelne Mißgriffe nicht als bezweckte allgemeine Verkehrtheiten rügen, gerechte Zufriedenheit nicht als geiſtige Beſchränktheit bezeichnen, nicht eine anmaßlich eitele Vorliebe hegen für Nergeln, Kritteln, Anklagen, Kopfſchütteln, Achſelzucken und andere Kümmereien, vor Allem nicht vergeſſen, daß Tadeln leichter iſt als Beſſermachen.

Schon vor achtzehn Jahren (ſiehe oben S. 4) habe ich mich über und für die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutſchen Parlamentes ausgeſprochen. Jetzt, wo dieſer Wunſch kühn in Erfüllung geht, werden (nicht unnatürlich) Zweifel erhoben hinſichtlich der Wahlformen und Beſorgniſſe ausgeſprochen, daß die Nichtpreußen und Neupreußen zeigen würden: herbe Abneigung, beſchränkten Partikularismus, unbegründete Furcht, ſchwächliche Sentimentalität, eigennützige Begehrlichkeit, ſelbſtgefällige Eitelkeit u. ſ. w. — Allerdings würde dies Alles die Erreichung des großen Zieles deutſcher Einigkeit und Macht ſehr erſchweren. Und doch iſt ohne Preußens Oberleitung, ohne gleichartige kriegeriſche Organiſation, ohne einen höchſten Feldherrn, ohne von einem Punkt geleitete Diplomatie gar nichts zu erreichen.

Wider alle jene bedrohlichen Uebel giebt es nur ein sicheres Hauptmittel: eine muthige, uneingeschüchterte, starke Regierung. Jede schwache Regierung richtet sich, Staat und Volk zu Grunde. Denn auch die politischen Körperschaften, welche die Regierung stützen sollen, schlafen alsdann entweder gleichmäßig ein, oder greifen in natürlichem Zorn unheilbringend über ihre Rechte und Befugnisse hinaus. Nur eine starke Regierung kann das Gute wahrhaft fördern, die rechte Freiheit erkennen, ehren und lieben, den muthigen treuen Gehülfen aufrichtig vertrauen. Und wiederum kann in unseren Tagen keine Regierung die volle, größtmögliche Stärke erlangen, ohne freundliches Verständniß mit den gegebenen politischen Körperschaften. Für Anerkenntniß dieser wechselseitigen Rechte, Pflichten und Förderungsmittel haben die preußischen Kammern und die Regierung die wichtigsten, erfreulichsten, hoffentlich dauerhaftesten Fortschritte gemacht.

Ich, verehrter Freund, werde bei meinem hohen Alter den Abschluß all dieser wichtigen Bewegungen nicht erleben; aber die unerwartet großen Ergebnisse des Jahres 1866 erwecken in mir die tröstliche Hoffnung und das heitere Vertrauen: Preußen und Deutschland gehen nicht dem gefürchteten, oder schändlich gewünschten Untergange, sondern einer herrlichen glücklichen Wiedergeburt und Zukunft entgegen. Und jeder wird es im preußischen und deutschen Parlamente für sein heiligstes Recht und seine erste Pflicht halten, auf der offen darliegenden edeln Bahn, unermüdlich, friedlich und in brüderlicher Einigkeit vorzuschreiten!

Berlin, 5. November 1866.

v. Raumer.

Sonſt und Jetzt.

(1866.)

Es iſt eine, unzählige Male ausgeſprochene und durch die Erfahrung beſtätigte Behauptung: daß alte Leute geneigt ſind die Vergangenheit zu loben und die Gegenwart zu tadeln. Ich hätte alſo für meine Perſon, wenn nicht eine Rechtfertigung, doch eine Entſchuldigung, im Fall ich mich derſelben Richtung hingäbe. Wiederum treibt mich mein geſchichtliches Gewiſſen zu einer näheren Unterſuchung: wie viel Wahrheit jenen, ſich widerſprechenden Anſichten zu Grunde liege. Ein an dieſer Stelle gehaltener lehrreicher Vortrag hat dieſe Frage hinſichtlich des Soldatenſtandes unterſucht; erlauben Sie, daß ich dieſelbe heute von anderen vaterländiſchen Standpunkten, jedoch in höchſter Kürze prüfe.

Zuvörderſt ſteht feſt, daß, weil Alles in der Welt einer Bewegung innerhalb der Zeit und des Raumes unterworfen iſt, Nichts für immer ſich unverändert erhalten läßt. Ohne Zweifel ſtirbt viel Gutes und Schönes ab in dieſem unwiderſtehlichen Weltſtrome; es geht, trotz aller wehmüthigen Klage und Theilnahme, unwiederbringlich zu Grunde. Demnach iſt Klage und Theilnahme, insbeſondere der rückwärts blickenden alten Leute, ganz natürlich, und es bleibt nur zu prüfen, ob ſtatt des untergegangenen Trefflichen, *eben ſo viel* des neuen Lobenswerthen entſtehe, oder *weniger*, oder *mehr*. Noch kurzer ausgedrückt: geht *Alles* in der Welt *vorwärts*, oder *rückwärts*? Zunächſt erhebt ſich hier ein Zweifel gegen das Wort *Alles*! Denn nähere Prüfung könnte ergeben, daß Einiges beſſer, Anderes ſchlechter geworden iſt. Gewiß muß die Prüfung ins Einzelne gehen um der Wahrheit näher zu kommen.

Der Leib. Beginnen wir mit dem *Leibe*. Hinſichtlich des natürlichen, geſunden *Landlebens* hat ſich im Vergleiche mit früheren Zeiten wenig geändert; wohl aber hat ſich die Zahl der Einwohner in den Städten außerordentlich vermehrt, und ſelbſt manche, ſonſt blos ſtädtiſche Gewerbe ſind auf das Land verpflanzt worden.

Landleute und Städter. Turnen. Die Lebensart der weit zahlreicher gewordenen Handwerker und Fabrikarbeiter iſt aber ohne Zweifel für die leibliche Geſundheit nachtheiliger, als die der Landleute, und es fragt ſich was iſt geſchehen, was kann geſchehen, um dieſem Uebelſtande abzuhelfen. Mit Recht ward der Werth der früher vernachläſſigten Leibesübungen hervorgehoben, und das Turnen iſt (nachdem es von Fratzen und Auswüchſen befreit worden) ein zweckmäßiges Mittel gegen die ſoeben gerügten Uebel. Neben dieſer, auf dem Lande weniger nothwendigen und anwendbaren Heilanſtalt ſteht aber eine allgemeinere, noch wichtigere und wirkſamere Einrichtung, der Kriegsdienſt. Wenn man die eingeſtellten Rekruten betrachtet und mit den eingeübten Soldaten vergleicht, ſo ſpringt die erſtaunliche, vortheilhafte Veränderung (faſt möchte man ſagen Verwandlung) in die Augen. Leib und Geiſt haben gleichmäßig gewonnen, ſind trefflich erzogen worden. Und wenn ſich bei den Turnern bisweilen noch einiges Ungemäßigte, Ungeſchlachte zeigt, ſo iſt daſſelbe durch Soldatendisziplin verſchwunden.

Kleidung. Zu einer Zeit, wo es verhältnißmäßig weniger Menſchen und mehr wilde Thiere gab, wurden mehr Pelze getragen als jetzt, wo ſie im Preiſe außerordentlich geſtiegen ſind. Doch kann man behaupten daß, Alles zu Allem gerechnet, die Menſchen ſich jetzt beſſer und wohlfeiler kleiden, als ſonſt. Hier alſo kein Rückſchritt; nur in alter wie neuer Zeit abgeſchmackte häßliche Moden, von Pluderhoſen und Schnabelſchuhen, bis zu den (ſelbſt von kunſtliebenden Damen vertheidigten) Reifröcken!

Wohnungen. Das Eigenthümliche und Poetiſche mancher alten Burgen läßt ſich nicht leugnen, doch fällt es Keinem ein ſich jetzt eine Wohnung in ähnlichem Style zu bauen, ſo viel hat man zugelernt in Hinſicht auf Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten aller Art. Weniger Veränderungen haben die einfachen Wohnungen der Landleute erlitten, während ſich die Städte zu einem früher ungekannten Glanze erhoben. Nur in einem Punkte ſteht das Mittelalter der Neuzeit voran, im Bau bewundernswerther, unerreichter Kirchen.

Nahrung. Kommen wir auf einen anderen höchſt wichtigen Gegenſtand: die Nahrung der Menſchen, ſo werden feine Kenner bedauern, daß das Wildpret allmälig immer mehr in den Hintergrund tritt; ſie werden leugnen, daß das Fleiſch kultivirter, d. h. gezähmter Thiere, den Vorzug verdiene. Und doch dürften ſie einräumen, daß man länger Rindfleiſch, als Hirſchbraten oder Rephühner eſſen könne.

Eſſen. — Kochen. Man darf, wo nicht tadeln, doch bemerken daß vom Staate, von einzelnen Behörden, von menſchenfreundlichen Vereinen, Anſtalten getroffen ſind zur Abhülfe vieler allgemeiner Bedürfniſſe; nur für *eines* der wichtigſten, für gutes, geſundes **Eſſen** iſt bis jetzt gar nichts geſchehen. Und doch wäre gut **Kochen**, für die Geſundheit und für heiteren Hausfrieden weit wichtiger, als manches angekünſtelte und dann bald vergeſſene Talent! Von allgemeinen, wohlfeilen Erziehungsanſtalten für Köchinnen iſt gar nicht die Rede, und jede unwiſſende Anfangerin macht Verſuche an ſich und Anderen, nach dem Sprichwort: fiat experimentum in corpore vili! Ein Plan des Präſidenten Hinkelden hier nützlich einzuwirken, iſt leider durch ſeinen Tod vereitelt worden.

Wie ſich die ältere *Küche* zur neuen verhält in Hinſicht auf Geſundheit und Wohlgeſchmack, iſt ſchwer zu entſcheiden; doch giebt es auch hier (wie bei der Kleidung) löbliche und tadelnswerthe Moden. Ferner verdient es eine genauere Unterſuchung, worauf ſich die verſchiedene Nahrungsweiſe bei verſchiedenen Völkern gründet, inwiefern ſich hier wahre Vorzüge oder Mängel offenbaren, was nachahmungswerth und was zu vermeiden ſei.

Gewiß giebt es eine allzugroße Einfachheit, welche aus Ungeſchick und Unwiſſenheit hervorgeht, und eine Verkünſtelung, welche der Geſundheit und dem Geſchmacke gleich nachtheilig iſt und leicht zu Unmäßigkeit und Schwelgerei verführt. Daß das Verpflanzen von Thieren und Pflanzen die nützliche Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel vermehrt, leidet keinen Zweifel, und ſelbſt Fichte ſah ſich gezwungen, dies in ſeinem durchaus verkehrten und unausführbaren Handelsſtaate zu berückſichtigen.

Trinken. — Wein. Was nun das *Trinken* anbetrifft, ſo war das Verdrängen des *Bieres* durch den *Branntwein* ein beklagenswerther Rückſchritt; doch hat die Herrſchaft des letzteren abgenommen, ſeitdem Warnungen und Erfahrungen ſeine große Schädlichkeit erwieſen, und die Brauereien ſich weſentlich vervollkommneten. — Auch die *Weinkultur* hat ſich gehoben und ſchädliche Miſchungen ſind außer Gebrauch gekommen. Ueberhaupt iſt es ein unleugbarer Vorzug der neueren Zeit, daß übermäßiges Trinken nicht mehr wie ſonſt (ſelbſt in vornehmen Geſellſchaften) für ein beneidenswerthes Talent gilt, oder für einen zu erſtrebenden Vorzug, ſondern für unſittlich und verächtlich. Insbeſondere verdienen die Teutſchen nicht mehr die ihnen ſonſt mit Recht gemachten Vorwürfe.

Lebensdauer. Nachdem wir so die vorzugsweise auf den Körper bezüglichen Verhältnisse (Leibesübungen, Kleidung, Wohnung, Nahrung, Essen, Trinken) in's Auge gefaßt haben, so fragt sich, ob, im Vergleiche mit früheren Zuständen, sich mehr Fortschritte oder Rückschritte zeigen? Es ist vorauszusehen, daß die Antworten verschieden ausfallen werden, weshalb es sehr erwünscht wäre wenn man eine allgemeine Thatsache fände, die als ein zur Wahrheit führender Prüfstein anwendbar erschiene. Ich glaube eine solche Thatsache liegt zu Tage in der jetzigen, im Durchschnitt höheren Lebensdauer der Menschen. Wenn gleich die von uns betrachteten Verhältnisse (Wohnung, Kleidung, Nahrung ꝛc.) hier nicht allein entscheiden, so sind doch ihre Mängel oder Vorzüge nicht ohne erheblichen Einfluß. Von anderen für den Fortschritt wesentlich mitwirkenden Verhältnissen (z. B. die Arzeneikunde) werden wir später sprechen, und erinnern hier nur daran daß selbst bei nicht verlängerter Jahresdauer des Lebens, doch der Inhalt desselben reicher wird und uns mehr erreichbar ist, als unseren Vorfahren. Wenn man z. B. jetzt eine Reise in so viel Stunden zurücklegt, als sonst in Tagen, so ist dies ein erheblicher Fortschritt und eine erfreuliche Lebensverlängerung.

Krankheiten. Sind denn aber (dies fragt man) nicht neue Krankheiten dieser Lebensverlängerung feindlich entgegengetreten, wie z. B. die furchtbare Cholera? Allerdings hat man noch kein irgend genügendes Mittel wider dieselbe aufgefunden; während z. B. Pest, Pocken und andere böse Krankheiten, wenngleich nicht ganz ausgerottet, doch wesentlich beschränkt sind; weshalb man annehmen darf, daß die Natur jetzt den Menschen nicht mehr Todesstoff aufdrängt als sonst, und die Wissenschaft, gleichwie eine vernünftige Lebensweise, ihn gewiß vermindert.

Landleute. Ackerbauer. Nach diesen Hinblicken auf vorzugsweise körperliche Verhältnisse kommen wir zu denen, wo das Geistige mehr in den Vordergrund tritt. Wie verhält sich der Zustand, das Leben und die Thätigkeit der großen Menschenmassen in früherer und in unserer Zeit? Beginnen wir mit der Klasse, welche ehemals und meist noch jetzt die zahlreichste ist, und für die wichtigste gehalten wird, den Landleuten oder Ackerbauern. Hier ertönen die lautesten Klagen seitens vieler Guts- oder Grundherren über die jetzigen Zustände. Sie sprechen: das heilige und heilsame, das patriarchalische Verhältniß der Herren zu den Unterthanen ist leichtsinnig und böswillig zerstört worden. Das gegenseitige Vertrauen, die Unterstützung, die Liebe hat ein Ende genommen, jene stehen sich feindlich und eigennützig gegenüber. Den

Werth der gebildeten Vormundschaft über ungebildete Minderjährige, will Niemand mehr anerkennen, und die gerühmte neue Selbstständigkeit ist in Wahrheit nur Rathlosigkeit. Kurz, Alles zu Allem gerechnet, verdienen die alten Verhältnisse weit den Vorzug vor den neueren.

Wir sind sehr davon entfernt, das Edle, Liebenswürdige, Gemüthliche dieser Schilderung zu verkennen, ja wir räumen ein daß dies Ideal im Einzelnen beglückend verwirklicht ward; daß aber im Ganzen und Großen jene früheren Zustände höchst mangelhaft und drückend waren, beweiset die gesammte Geschichte, insbesondere die der furchtbaren Bauernkriege.

Leibeigenschaft. Jeder Unbefangene muß in der Aufhebung der Leibeigenschaft (dieser halben Sklaverei) einen wesentlichen Fortschritt sehen. Niemand kann vernünftigerweise ihre Erhaltung, oder gar ihre Wiederherstellung wünschen. Zugeben muß man aber, daß sehr große Einsicht, Vorsicht und Geduld dazu gehören, eine so wichtige Veränderung mit Erfolg zu Stande zu bringen, und dennoch können Mißgriffe, Mißverständnisse und Unannehmlichkeiten dabei nicht ausbleiben. Weil aber Viele beim Eintritt ihrer Großjährigkeit sich unverständig benehmen, darf und soll man sie doch nicht zeitlebens (und ebenso ihre Kinder und Kindeskinder) unter Vormundschaft setzen. Allgemeine Gesetze sind zur Regelung dieser Befreiungen erforderlich, und auch wohl Vorschriften, um gewissenlose, oder betrügerische Vergeudungen des neugewonnenen Eigenthums zu verbieten.

Zwangsdienst. Gleich wie die Leibeigenschaft mußte auch Zwangsdienst des Gesindes und Zwangstagelohn ein Ende nehmen; denn dies ist so ungerecht, als wenn man den Gutsherren einen Zwangspreis ihres Getreides aufzwingen wollte. Also Landleute und Gesinde befinden sich jetzt in vielen, hier nicht genauer zu erörternden Verhältnissen, weit besser als ehemals. Und selbst der Grundherr, ist er wahrhaft betriebsam, so wird er ebenfalls keineswegs verlieren, sondern gewinnen, er hat in den letzten sechszig Jahren gewonnen. Wenn sich die Zahl der Städter außerordentlich und noch stärker als die der Landleute gemehrt hat, so folgt daraus daß auch der Landbau außerordentlich verbessert ward, und im Stande ist die erforderliche, mehr als verdoppelte Menge der Lebensmittel zu liefern.

Adel. Es sei erlaubt, an dieser Stelle einige Worte über den Adel beizufügen. Der Lehns- und Kriegsadel verlor längst alle Brauchbarkeit, und mit dem Wegfallen seiner Pflichten nahmen auch alle darauf gegründeten Rechte ein Ende. Theils durch eigene Schuld, theils durch die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse ward auch der politische

Einfluß des Adels meist vernichtet. Er kann jetzt so wenig im Staate, als die Geistlichkeit in den Wissenschaften, ein entscheidendes Uebergewicht fordern oder behaupten. Wohl aber ist in einem reich gegliederten Staate ein aristokratischer Bestandtheil so natürlich und unentbehrlich, als ein demokratischer und monarchischer. Diesen aufzufinden und neuzubilden, ist eine der größten staatsrechtlichen Aufgaben unserer Zeit. Zu ihrer Lösung, zur erfreulichen, passenden Wiedergeburt einer Aristokratie, müssen alle Anspruchserhebenden wesentlich beitragen durch höhere Bildung, Uebernahme ehrenvoller Pflichten, patriotische Opfer und Berichtigung einseitiger Ansichten.

Zunft. Aehnliche Klagen, wie über die Veränderung der bäuerlichen Verhältnisse, werden über die Abschaffung der Zünfte erhoben. Und nicht ganz mit Unrecht, denn sie waren nicht blos Burger- und Kriegervereine, sondern zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen bestand ein patriarchalisches, ein Familienverhältniß, wie es zwischen dem adeligen Gutsherrn und seinen Bauern sich unmöglich bilden konnte. Die Mitglieder der Zünfte unterstützten sich gegenseitig, befolgten löbliche Vorschriften über Ehre und ehrbaren Wandel, und bildeten sich durch die treffliche Einrichtung der Wanderjahre.

Woher nun, bei diesen unleugbaren Lichtseiten, der Haß gegen die Zünfte und ihr Untergang? Vor Allem durch Eigennutz, Neid, wechselseitige Verfolgung und monopolistisches Schließen der Zunft. Schuhmacher und Pantoffelmacher verklagten sich gegenseitig; wer eine Art Knöpfe machte, durfte eine zweite nicht fertigen; auf das Monopol einer Schuhbank wurden hypothekarisch Kapitalien aufgenommen, welche das Publikum in erhöhten Schuhpreisen bezahlen mußte. Vor 65 Jahren erlebte ich auf der damaligen Kriegs- und Domainenkammer eine Scene, die so charakteristisch ist, daß ich sie statt vieler, in gleicher Art beweisenden, hier erwähnen will. Ein junger Mann, der Maurermeister werden wollte, verklagte das Gewerk weil es ihm eine allzu schwere und unpassende Probearbeit aufgegeben habe. Der erschienene Vorsteher des Gewerks behauptete: die Zahl der Meister dürfte durchaus nicht vermehrt werden. Bei diesen Worten schlug sich der ungeheuer dicke Mann auf seinen gewaltigen Bauch und fügte hinzu: „Herr Präsident! Wir haben nicht das liebe Brod!" Dies erregte in der damaligen Kammer, was man jetzt in der zweiten Kammer eine allgemeine Heiterkeit nennt. — Und was war nun jene baukünstlerische Aufgabe: einen Palast zu entwerfen für drei fürstliche Familien, die sich nicht in die Quere kommen sollten, — und zwar auf einem fünfeckigen Platze!

Handwerke. Die Auswüchse und Mißbräuche der Zünfte sind vergessen, während man mit Recht dankbar an ihr Gutes erinnert. Dies läßt sich zum Theil erhalten und herstellen, und ist auch bereits hergestellt worden. Andere große Veränderungen sind durch den unabweislichen Weltlauf eingetreten, und man muß lernen, wie sie zu lenken und zu benutzen sind. Manche Handwerke können in der früheren, oft noch günstiger gewordenen Weise fortbestehen (z. B. Schneider, Schuster, Bäcker, Schlächter); andere lassen sich durch gesetzliche Vorschriften und technische Kunstmittel schlechterdings nicht in der früheren Weise erhalten oder verjüngen, z. B. das Spinnen und Weben.

Fabriken. — Maschinen. So sind wir bei einem Gegenstande angelangt, über den seit Jahren unendlich viel in Wort und Schrift verhandelt und gestritten ward; über Nothwendigkeit und Werth großer Fabriken und künstlicher Maschinen, über den Zustand der Fabrikarbeiter und der daselbst beschäftigten Kinder. Es ist gar nicht meine Aufgabe und mein Zweck, bereits Gesagtes zu wiederholen, zu begründen oder zu widerlegen. Es genügt, einige (allerdings bestrittene, oder bestreitbare) Sätze auszusprechen.

1) Die Entstehung großer Fabriken war unvermeidlich, und sie sind (trotz aller Schattenseiten) als ein erheblicher Fortschritt der geselligen Entwickelung zu betrachten.

2) Die Maschinen (vom Spaten, Dreschflegel und Pflug, bis zu den Spinn-, Webe- und Dampfmaschinen) haben, ungeachtet aller Einreden, für die geistige Erfindungskraft der Menschen ein glänzendes Zeugniß abgelegt, sich als fruchtbringend und heilsam bewährt, unglaublich viel Zeit, Kraft und Geld erspart und zugleich vermehrt; sie haben Erzeugnisse der mannigfachsten Art in unendlicher Menge hervorgebracht.

3) Die Schollenpflichtigen (glebae adscripti) besitzen wenigstens eine Scholle zu einträglicher Bebauung und sind dadurch besser gegen Noth und Hunger geschützt, als die Fabrikarbeiter, welche der Fabrikherr bisweilen aus unwiderstehlichen Handelsgründen entlassen muß. Mehr als irgendwo ist es mithin hier nothwendig daß der Staat, die Behörden, die Fabrikherren und die Arbeiter alle irgend möglichen Mittel anwenden, die drohenden erheblichen Gefahren, wo nicht zu beseitigen, doch wesentlich zu vermindern.

4) Eine große Theilung der Arbeiten ist unvermeidlich und nützlich. Damit aber der Mensch selbst nicht in ein bloßes Bruchstück von Maschinen verwandelt werde und verdumme, muß für die Erwachsenen und die Kinder, neben der bloß körperlichen Beschäftigung eine geistig bildende aufgefunden, und nöthigenfalls aufgezwungen werden.

Handel. — Absperrung. Heeren hat in seinem trefflichen Werke erwiesen, daß der Handel bei den Alten bedeutender war, als man früher glaubte oder vermuthete. Wie unendlich hat derselbe aber in neueren Zeiten zugenommen in Hinsicht auf den räumlichen Umfang, die Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die Zahl der Schiffe und ihre Bemannung, die Einwirkung auf das gesammte leibliche und geistige Leben der Menschen. Man kann sagen, der jetzige Handel habe Raum und Zeit überwunden, er sei das größte Völker verbindende, Frieden stiftende Mittel. Nichts ist deshalb so ganz außer der Zeit, ist ein so völlig überwundener Standpunkt, als die allzulange in unseliger Weise herrschende Lehre, von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit eines, die Völker vereinzelnden Absperrungssystems. Welchen Scharfsinn man auch anwenden möge, dasselbe aufzustutzen und von Neuem zu empfehlen; es bleibt dies eine vergebliche, ja man darf sagen thörichte Bemühung.

Stehende Heere. Wächst dann aber neben diesem friedlichen, Völker verbindenden, täglich sich ausdehnenden Handelssysteme, nicht gleichmäßig und gleichmächtig ein furchtbares Trennungssystem empor, das der stehenden Heere? Die friedliche Handels- und Fabrikthätigkeit kann nicht so viel erzeugen, als dieses verzehrt, fast überall sind neue Steuern, Anleihen, Schulden die unausbleibliche Folge; alle anderen Ausgaben und Zwecke treten vor diesem kriegerischen in den Hintergrund und drei Millionen Soldaten erweisen, daß in Europa bis auf den heutigen Tag wahrhaft christliche Staaten noch nicht vorhanden sind.

Dieser Hinblick auf eine große, noch immer steigende Gefahr, thut der Weisheit militairischer Einrichtungen, thut der Bewunderung und Dankbarkeit keinen Eintrag, welche der heldenmüthige Krieger für die edle Vertheidigung seines Vaterlandes und seiner Mitbürger verdient, und die ihm von Allen mit Kopf und Herzen freudig dargebracht wird.

Soldaten. Es war eine Zeit, wo es noch keine stehenden Heere gab; indessen fehlte es damals auch nicht an großen Uebeln, welche aufzuzählen und umständlich zu würdigen hier jedoch nicht der Ort ist. Jeden Falls haben wir Landfrieden statt der Raubritter, und menschlichere Kriege. Auch ist (wenigstens in Preußen) an die Stelle einer oft barbarischen Behandlung der Soldaten eine verständige und gerechte getreten; ja, während es sonst für eine Strafe und eine Schmach galt dem Kalbfelle folgen zu müssen, ist es jetzt für Alle, ohne Ausnahme, ein Recht, eine Pflicht und eine Ehre, Soldat zu sein.

Juriſten. — Jurisprudenz. Jede menſchliche Thätigkeit, auch die geringſte, erfordert eine geiſtige Mitwirkung; aber freilich in ſehr verſchiedenem Maße. Gewiſſe Beſchäftigungen und Berufsarten treten indeß mit den eigentlichen Wiſſenſchaften in engere Verbindung, und ihnen wollen wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit zuwenden.

Beginnen wir mit dem Stande der Richter, der Rechtskundigen, der Juriſten, ſo haben dieſe ſeit Jahrhunderten ihre Thätigkeit und Verehrung wenn nicht ganz ausſchließlich, doch (faſt wie die Theologen) vorzugsweiſe einem Buche zugewandt, nämlich dem Rechtsbuche des Kaiſers Juſtinian, dem Corpus juris civilis. Hat ein ſolches Werk unleugbare, große Verdienſte, ſo iſt es ein heilſamer Wegweiſer, und ſchützt gegen viele Irrthümer. Leicht führt es aber auch zu Einſeitigkeiten, beſchränkt den Blick und erzeugt eine Abneigung gegen nothwendige Veränderungen und heilſame Fortſchritte. Niemand kann leugnen daß, trotz aller Widerſprüche, in neueren Zeiten, die Rechtswiſſenſchaft und Rechtspraxis die erheblichſten Fortſchritte gemacht hat. Verſchwunden ſind Hexen- und Ketzerprozeſſe, Folter, ein grauſames Kriminalrecht, barbariſche Behandlung der Gefangenen, Abneigung gegen Geſetzbücher in der Landesſprache, und der Aberglaube daß ganze Zeiträume unfähig waren, ihre Geſetzgebung zu verbeſſern. Mit der Kenntniß des römiſchen Privatrechts vereinige ſich das Studium des Kirchenrechts, des Staats- und Völkerrechts.

Verwaltung. Die Vervollkommnung der Jurisprudenz ſteht in Verbindung mit erheblichen Verbeſſerungen in allen Zweigen der Verwaltung. Sie ſind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier einzelne Beweiſe vorzulegen. Dieſe größere Kenntniß geht weſentlich daraus hervor, daß man der alten Geheimnißkrämerei den Abſchied gegeben hat und z. B. die Forſtbeamten nicht mehr ſchwören läßt: „Die Geheimniſſe des Forſtetats mit in ihre Sterbegrube zu nehmen!“

Verfaſſungen. Der Uebergang von der Verwaltung zur Verfaſſung liegt ſo nahe, erſcheint in unſeren Tagen ſo unvermeidlich, daß ich über dieſen unerſchöpflichen Gegenſtand wenige und ſchon deshalb ungenügende Worte hinzufügen will. — Es war natürlich, daß beim Mangel faſt aller hierher gehörigen Kenntniſſe und Vorübungen, daß nach Jahrhunderten trauriger Vernachläſſigung, unzählige Verſuche plötzlich Verfaſſungen zu erſchaffen, völlig mißglückten: es war natürlich daß übertriebenen Hoffnungen, übertriebene Widerſprüche folgten und die ganze Verfaſſungsmacherei in Mißkredit kam. Dennoch, und mit Recht, ließ man ſich nicht abſchrecken, dem vorgeſteckten großen Ziele immer

wieder von Neuem nachzustreben; und wenn man daſſelbe auch nicht erreichte, ſo konnte man ſich ihm doch nähern. Daß dies unmöglich ſei, iſt ein Irrthum, gleich wie es irrig bleibt zu glauben, es laſſe ſich eine für alle Zeiten unabänderliche, vollkommene Konſtitution erfinden. Jede unterliegt Veränderungen und bedarf derſelben, gleichwie die theologiſchen Konfeſſionen. Jede Zeit, jedes Volk hat ein Recht auf eigenthümliches Daſein, und Uebereilen wirkt hier ſo nachtheilig wie Verſchleppen.

Gewiß ſind die Formen von erheblichſter Wichtigkeit; in der That aber werden ſie (gleichwie alle menſchliche Unternehmungen) erſt durch große Männer wahrhaft und heilſam belebt. Als dieſe fehlten, geriethen ſelbſt die Nordamerikaner in ſchreckliche Bürgerkriege, welchen die Verfaſſungsformen weder vorbeugten noch ſie beſeitigten.

Eine Verfaſſung bedarf (gleichwie jede höhere Organiſation) verſchiedener Glieder. Daß dieſe harmoniſch wirken, iſt Hauptkennzeichen und Beweis der Geſundheit. Das Ueberwachſen und das Verſchmachten einzelner Glieder führt ins Verderben und wird Vorbote des Todes. Zur Einſicht und Charakterkraft geſelle ſich dauernd nach allen Richtungen, Mäßigung, Nachgiebigkeit und Vertrauen; dann wird unſer Vaterland ſich wie einer glücklichen Gegenwart, ſo einer glücklichen Zukunft erfreuen.

Arzneiwiſſenſchaft. — Aerzte. Wenden wir uns jetzt wieder zu den vorzugsweiſe mit den Wiſſenſchaften beſchäftigten Menſchklaſſen und zwar zu den Aerzten. Es wäre gewiß irrig, wenn man die oben erwähnte Lebensverlängerung allein einer Vervollkommnung der Arzneiwiſſenſchaft zuſchriebe; aber es wäre gleich irrig, wenn man ihre heilſamen und wirkſamen Fortſchritte leugnete. Ein Hauptvorwurf, welchen man gewöhnlich den Aerzten macht, iſt der, daß ſie häufig ihre Syſteme, ihre Theorie und Praxis ändern; und allerdings ſind hier mancherlei Irrthümer, Mißgriffe und Uebertreibungen zu Tage gekommen, von Galenus bis zu Paracelſus, Sydenham, Herhave, Brown, Hahnemann u. A. — Wiederum iſt dieſer Wechſel ein Beweis von lebendiger Theilnahme und Thätigkeit; ja, nachdem das Mangelhafte abgeſtreift ward und zu Boden fiel, blieb immer von jedem Syſteme nicht wenig übrig, was unleugbare Fortſchritte in ſich ſchloß. Wie heilſame Arzneimittel ſind entdeckt, wie viele Uebertreibungen ſind ermäßigt worden; wie hat ſich (um wenigſtens einiges Einzelne anzuführen) vervollkommnet die Entbindungskunſt, die Behandlung der Irren, die Phyſiologie, und vor Allem die Chirurgie.

Philoſophiſche Fakultät. — Geſchichte. — Philologie. Gehen wir jetzt zu einer anderen Fakultät zur philoſophiſchen über, ſo umfaßt dieſelbe (nach der herkömmlichen Eintheilung) eine Welt von Gegenſtänden, Geſchichte, Philologie und Natur. Seitdem man nicht mehr zu behaupten wagt, die Geſchichte müſſe aus dem Standpunkte irgend einer Partei geſchrieben werden, kommt man ohne Zweifel der Wahrheit näher. Daß die Philologie nicht auf Grammatik und Syntax zuſammenſchrumpfen dürfe, wird von allen ächten Meiſtern anerkannt und von allen Freunden des Alterthums gewünſcht und gefordert.

Naturwiſſenſchaften. Nirgends ſind, bei einer Vergleichung mit früheren Zeiten, die Fortſchritte ſo unermeßlich und ſo anerkannt, als hinſichtlich der Naturwiſſenſchaften, und etwanige Irrthümer werden durch Beobachtungen und Verſuche leicht berichtigt.

Philoſophie. Daß in der eigentlich ſpekulativen Philoſophie gleich große Fortſchritte eingetreten ſeien, wird von den Deutſchen behauptet: während andere Völker daran zweifeln, oder doch zu ſehr abweichenden Ergebniſſen gekommen ſind. Es liegt mir nicht ob, dieſe großen Streitigkeiten zu entſcheiden; doch klagen einige Liebhaber der Philoſophie wohl mit Recht, daß manche deutſche Lehrer der Philoſophie (mehr wie die Franzoſen) Sprache und Form vernachläſſigten, und unverſtändliche Spitzfindigkeiten als tiefſinnige Weisheit verkündeten.

Schulen. Sowie Niemand die großen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften leugnet, ſo auch wohl keiner die großen Verbeſſerungen der Schulen; auch bleibt eine freundliche Behandlung der Schüler (ſobald der Lehrer tüchtig iſt) mit einer ernſtlichen Zucht vereinbar.

Univerſitäten. — Studenten. Keine der älteren Univerſitäten kann ſich einer heutigen (durch ſo viele wiſſenſchaftliche Inſtitute, Sammlungen und Bibliotheken bereicherten) gleichſtellen; ja, den jetzigen Studenten wird von den, faſt allzu zahlreichen Lehrern ſo viel dargeboten, daß eine verſtändige, zweckmäßige Auswahl ſehr erſchwert wird und deshalb bisweilen ganz unterbleibt.

Künſte. Den Wiſſenſchaften gegenüber ſtehen die Künſtler. Leicht wird man unbillig gegen dieſelben, wenn nicht jedes Jahr neue außerordentliche Meiſter hervortreibt. Gewiß können die höchſt thätigen und löblichen Künſtler der Gegenwart von den großen Meiſtern der Vergangenheit noch immer viel lernen: — denn jeder Menſch ſinkt, ſobald er nicht etwas Höheres über ſich anerkennt und verehrt.

Sonſt und Jetzt. Kehren wir (nachdem ſo viel Einzelnes in höchſter Kürze vor uns vorüber gegangen iſt) nochmals zu der ganz

allgemein gefaßten Frage zurück: wie verhält sich das Sonst und das Jetzt zu einander? — so müssen wir ohne Zweifel dem Jetzt den Vorzug geben hinsichtlich der Landbauer, Bürger und Soldaten, des Ackerbaues, des Handels, der Gewerbe und der Wissenschaften.

Sittlichkeit. Sind denn aber die Menschen durch alle diese Veränderungen, diese angeblichen Verbesserungen und Fortschritte, wahrhaft sittlicher und tugendhafter geworden? Eine sehr wichtige, unvermeidliche Frage, die eine ernste Prüfung fordert. Es giebt ein ABC der Sittlichkeit, wie der Sprache. Ohne ABC keine Worte, keine Rede keine Schrift, keine Litteratur. Das ABC der Sittlichkeit sind die zehn Gebote. Wer sie nicht übertritt, steht am Anfange, aber nicht am Ziele; doch leben wir der Ueberzeugung, daß (Alles zu Allem gerechnet) jetzt mehrere das ABC kennen und beobachten; — trotz verdoppelter Gelegenheiten und Versuchungen, wie sie die ausgebildeten geselligen Verhältnisse herbeiführen.

Wie kommt man indeß über das ABC hinaus? Ich will nicht kurzweg theologisch antworten: durch das Vater Unser; sondern eine andere wichtige Darlegung versuchen. Jeder anerkennt die Nothwendigkeit allgemeiner, gleichgeltender Gesetze, ohne welche die menschliche Gesellschaft gar nicht bestehen kann; viel weniger wird hingegen zugestanden, daß eine hierauf beschränkte Sittenlehre unvollkommen ist, daß die zweite gleich wichtige Hälfte der ethischen Vorschriften, das Persönliche, Individuelle ins Auge fassen und hervorheben soll. Oder: verschieden ist die Sittlichkeit eines Bauern und eines Königs, eines Geistlichen und eines Offiziers, eines Unwissenden und eines Gelehrten. Die rechte Lebenskunst und Lebensweisheit besteht also darin, die allgemeinen Gesetze mit den persönlichen Aufgaben zu verständigen. Wo sich ein entschiedenes Verwalten nach der einen oder der anderen Seite zeigt, fehlt die rechte Gesundheit, Thatigkeit und Harmonie.

Das römische Wort für Tugend (virtus), deutet hin auf das Dasein einer Kraft und wo eine Kraft vorhanden ist, kann und soll sie zur Thatigkeit führen. Müßiggang ist aller Unsittlichkeit Anfang. Welche frühere Zeit offenbart aber nach allen Richtungen eine so rastlose Thätigkeit wie die unsere?

Mit Recht sagt man, daß Noth und Unglück den Menschen oft erziehe und zur Tugend erhebe; aber Noth und Unglück führt mindestens eben so oft zum Bösen. Auch wird Niemand wagen zu fordern: man müsse die Tugend erschweren, um sie verdienstlicher zu machen.

Wenn nach unseren Ermittelungen der Leib der Menschen sich in vieler Beziehung jetzt besser befindet als sonst, und der Geist tausend

Gelegenheiten und Veranlassungen hat, jetzt mehr zu erkennen und zu erzeugen als ehemals, so muß dies auf Förderung des sittlichen Lebens mächtig und heilsam einwirken. Wer also in unseren Tagen bei dem ABC der Sittenlehre stehen bleibt, oder gar dagegen sündigt, verdient doppelte Vorwürfe.

Das stete Klagen und bittere Schelten über die entsetzliche, immer steigende Ausartung der Menschen mag wohlgemeint und im Einzelnen begründet sein: im Ganzen und Großen entbehrt es aber der Wahrheit, und (nach einer keineswegs verwerflichen Ansicht) deshalb auch der Sittlichkeit.

Religion. — Theologie. In diesem Augenblicke rufen zornige Ankläger mir zu: welch eitles, selbstgefälliges Geschwätz, welch platter Materialismus, ohne Gott, Religion und Christenthum! — Ich entgegne: gerade weil ich hierin das höhere, verklärende Lebensprinzip sehe, den Alles befestigenden Schlußstein des Ganzen, hatte ich mir vorgenommen davon zuletzt und mit Nachdruck zu sprechen. Dieser Erklärung muß ich jedoch (in Folge jener Anklage) sogleich aufrichtig hinzufügen, daß ich den, selbst in unseren Zeiten, zahllosen Zänkereien der Theologen, über Worte und deren Deutung, über dogmatische Spitzfindigkeiten, unverstandene und unverständliche Lehren, keinen Geschmack abgewinnen kann ja daß sie mir widerwärtig erscheinen, sofern sie der christlichen Milde und Liebe ermangeln.

Dieser tadelnden Stimmung tritt jedoch sogleich die Ehrfurcht vor der Wahrheit gegenüber und die Gewißheit daß eine völlige Ausrottung jener Gegensätze, den Tod in sich schließen oder doch herbeiführen würde. Endlich hat es gar keinen Zweifel, daß die Gegenwart (trotz ihrer Mängel) verglichen mit der Vergangenheit, unendlich milder, duldsamer, christlicher geworden ist, und nirgends sich größere Fortschritte zeigen, als auf diesem zugleich heiligen und gefährlichen Boden. Ich erinnere an die Verfolgung der Donatisten und Albigenser, die Barbareien der Kreuzfahrer, an Philipp II und die Inquisition, an Karl IX und die Bluthochzeit, den 30jährigen Krieg, Ludwig XIV und die Dragonaden, an den verdammlichen Eifer der Episkopalen und Presbyterianer in England und Schottland u. s. w. Auch die Reformatoren und die späteren protestantischen Theologen haben sich von derlei unchristlichen Thaten und Streitigkeiten nicht ganz fern gehalten. Ließ doch Calvin den Servet verbrennen, weil er die Lehre von der Dreieinheit nicht begreifen konnte, und Melanchthon (der mildeste aller Theologen seiner Zeit) billigte dies Verfahren.

Der fromme Planck sagt in seiner Geschichte des protestantischen Lehrbegriffes (jetzt Gottlob nicht mehr anwendbar): „Es hat keinen Zweifel, daß bei der Bildung unseres Lehrbegriffs, die Heftigkeit, die Uneinigkeit, die Ehrsucht, der Haß und der gegenseitige Neid derjenigen, welche dabei die ersten Rollen spielten, mehr als ein mal einen sichtbaren Einfluß hatten. — So reizend und anziehend die Beschäftigung ist, Gottes Hand und Gottes Leitungen, durch die Labyrinthe menschlicher Anschläge, Entwürfe, Thorheiten und Schwachheiten zu verfolgen, so hat sie doch eine Seite, von der sie höchst ermüdend und unangenehm ist. Es ist Leib und Seele verzehrende Arbeit, sich durch so viele Auftritte menschlicher Bosheit, Falschheit, Rachsucht und Blutgier durchwinden zu müssen, überall den Besseren, Sanftmuthigeren, den Aufgeklärteren verfolgt und unterdrückt, oder die unschuldige Schwärmerei von der schuldigen verdammt zu sehen." — So weit Planck.

Zukunft. Freuen wir uns der, bei einer Vergleichung mit der Vergangenheit, in so vieler Hinsicht lobenswerthen Gegenwart; hoffen wir, daß die uns unbekannte Zukunft, jetzt noch vorhandene Mängel, nach allen hier besprochenen Richtungen hin, verbessern werde.

Tadelt Jemand diese heitere und hoffnungsvolle Lebensansicht, den frage ich: in welchem früheren Zeitraume er lieber leben möchte, als in der Gegenwart? — Wie aber die Antwort auch ausfallen möge, Hauptregel bleibt: niemals verzweifeln, nil desperandum!

Den 29. Dezember 1866.

Bemerkungen zu Professor Erdmann's Grundriß der Geschichte der Philosophie.

(1866.)

Ne ruber ultra crepidam!

Soeben erhalte ich durch die Güte meines verehrten Freundes des Herrn Professor Erdmann, den zweiten Theil seines trefflichen, lehrreichen Grundrisses der Geschichte der Philosophie. Dies bringt mich zu dem Beschlusse, das ganze Werk (den ersten Theil zum zweiten Male) durchzulesen; — wenn die abnehmenden leiblichen und geistigen Kräfte es verstatten. Schon im voraus weiß ich, daß meine Liebe zur Philosophie groß, mein Talent für dieselbe aber gering ist. Beweise liefern alle die folgenden Bemerkungen!

1) Wenn die Philosophie nicht blos Werk des einzelnen Denkers, und in jeder Schule, jedem Systeme, ein Bestandtheil der Wahrheit ist, so muß zuletzt jede umfassende Philosophie auswählend, eklektisch sein (§. 2, 8.) Sie ist aber um deswillen nicht gleichgültig gegen höhere Grundsätze, gegen ein Prinzip, oder die systematische Form. Sie hat vielmehr ein größeres Bedürfniß das scheinbar Zerstreute (disjecta membra Philosophiae) im höheren Sinne zu ordnen, zu organisiren. Dasselbe geschieht bei allen lebendigen Geschöpfen, bei allen ächten wissenschaftlichen und Kunstwerken. Die dogmatische, skeptische und eklektische Richtung, lassen sich verständigen und (wie die Chemiker sagen) ternaire Verbindungen erzeugen. Niemals aber wird hiedurch das Eigenthümliche, Individuelle ganz aufgehoben (§. 8, 17.)

2) Allerdings sind die Philosophen (§. 3), die eigentlichen Zeitverständigen, oder sollen es sein; doch bestehen gleichzeitig wesentlich verschiedene Systeme; ein Beweis daß dieselben Zeitverhältnisse auf verschiedene Personen nicht gleichartig einwirken. Die wahren Genien

greifen indeß über ihre Zeit hinaus und bilden eine neue Zukunft, während Andere hinter ihrer Zeit zurückbleiben (§. 5) und Rückschritte veranlassen.

3) Ohne schaffende Geister kommt man nicht vorwärts; es läßt sich aber geschichtlich, a posteriori nicht nachweisen, a priori nicht erklügeln, daß, wann, wie und warum sie erscheinen (§. 11). Eine göttliche Gnadenwahl ist die geheimnißvolle Lösung des Räthsels, über das so oft unerwartete, erstaunenswürdige Auftreten der größten Meister.

4) Die erste Unparteilichkeit des Geschichtschreibers der Philosophie ist die Dinge so darzustellen, wie der Urheber selbst sie sah und beurtheilte. Dann folgt als nächster Kritiker allerdings der unmittelbarste Nachfolger (z. B. Aristoteles auf Plato, Spinoza auf Descartes §. 11); es ist aber kein Grund vorhanden entfernteren Nachfolgern Betrachtung und Beurtheilung zu versagen, oder dieselben zu tadeln, weil sie von verschiedenen, ja vielleicht entgegengesetzten Standpunkten ausgehen. Wie verschieden haben z. B. Schleiermacher und Hegel über Plato und Aristoteles geurtheilt.[1])

Man kann die Dinge (und auch die philosophischen Systeme) betrachten mit dem natürlichen Auge, durch Mikroskope und Teleskope; jedes hat seine Zeit und führt zu anziehenden lehrreichen Ergebnissen.

5) Bei dem Mangel fast aller Zeitrechnung, ist es unmöglich das Alter und die Reihenfolge aller philosophischen Schulen der Inder mit Sicherheit zu ermitteln. Neuere Untersuchungen haben indeß erwiesen, daß die indische Litteratur bedeutend jünger ist, als man früher annahm, und die Griechen ihre Wissenschaft und Dichtkunst dorther nicht holen konnten. Vereinzelt betrachtet finden wir in Indien, ich möchte sagen verschiedene Ansätze zu philosophischen Systemen, aber kein folgerechtes Ineinandergreifen, kein sich auseinander unvermeidliches Entwickeln, keine wissenschaftliche Vollständigkeit (§. 15).

6) Der Urstoff hilft nicht weiter als ein Urthier, oder eine Urpflanze; das Geheimniß bleibt die unleugbare, unermeßliche Mannigfaltigkeit, und das zugleich abgeschlossene Festhalten der Individualitäten (§. 20).

Welche „ausländische Weisheit", Thales benutzt haben könnte, weiß ich nicht anzugeben (§. 21). Er bezieht sich auf Griechisches, nicht auf Orientalisches. Wenn Anaximander (§. 24) ein „bei allen

1) Aristoteles von Schleiermacher unbillig verurtheilt. Plato's Uebersetzung 1, 1, 177.

Veränderungen Unveränderliches" annahm, so war er nahe bei der Lehre von den Atomen.

7) Eine abstrakte Metaphysik und eine abstrakte Physiologie ist gleich mangelhaft; daher (bis auf den heutigen Tag) viel unfruchtbare Quälerei (§. 36) mit Parmenides und Pythagoras. Ein bloßes Sein, ohne Bewegung, ist unendlich langweilig (§. 34). Es bleibt irrig immer nur die Sinne der Täuschungen anzuklagen, und zu vergessen daß die hochmüthige Vernunft nicht seltener irrt, und das angeblich unfehlbare a priori sich unter wesentlich anderen Verhältnissen ganz anders gestalten müßte. Nicht Religion, nicht Philosophie würde unverändert bleiben. — Der Satz: daß Gleiches nur durch Gleiches erkannt werde, (§. 32) läßt sich mit gleichem (einseitigem) Rechte umkehren.

8) Die qualitätlosen Atome mag man stellen, ordnen, bewegen, wie man will, sie geben immer nur quantitative Unterschiede (§. 47, 4) und erklären die Mannigfaltigkeit der Dinge auf keine genügende Weise.

9) Es ist, schon chronologisch unerweislich, daß der Eleatismus ein Nachklang des indischen Pantheismus sei (§. 48), und die persische Lehre (Dualismus, Ormuzd, Ahriman) bleibt wesentlich von der heraklitischen verschieden. Ferner ist mir die ägyptische Priesterweisheit ganz unbekannt, aus welcher Empedokles angeblich etwas entnehmen konnte.

10) Die Lehre des Anaxagoras löfete das Räthsel nicht, sondern gab ein neues auf; z. B. über die Schöpfung aus Nichts, oder einem (ungewiß, wie und woher) gegebenen Stoff (§. 51). Gewiß aber veranlaßte Anaxagoras weitere merkwürdige Entwickelungen. — Blieb es ihm zweifelhaft: „ob die Welt da sei uns zu nützen, oder dazu ihre Bestimmung zu erfüllen", so ist die natürlichste Antwort, daß Eines zum Anderen gehöre. Das Oder bezeichnet keinen vollen Gegensatz (§. 53). Daß Empedokles mehrere qualitativ verschiedene Urbestandtheile annahm, war gewiß ein bedeutender Fortschritt (52, 2).

11) Zwischen den alten Sophisten und den neuen Aufklärern zeigen sich allerdings Aehnlichkeiten, aber auch sehr große Verschiedenheiten (§. 55). Die Thätigkeit der ersten bezog sich zum großen Theil auf Sprache, Grammatik, Stylistik, Rhetorik; um welche Studien die letzten, wenigstens theoretisch, sich nicht viel kümmerten. Und so mangelhaft die Sittenlehre der Aufklärer auch sein mochte, haben sie doch nie behauptet (wie Protagoras) daß der Meinung des Einzelnen eine unbeschränkte Berechtigung zustehe; sie suchten vielmehr darzuthun daß ihre Ansichten Werth hätten, weil sie in Wahrheit die allgemeinen seien. Ebensowenig unternahmen die Aufklärer des 18. Jahrhunderts

Beweise für und gegen vorzuführen, und damit Wahrheit und Wissenschaft aufzuheben. Das scheinbar doppelt Positive der Sophisten, war in der That nur eine doppelte Verneinung (§. 58). Ebensowenig leugneten die Aufklärer ein allgemeines, natürliches Recht; sie suchten es vielmehr dem positiven gegenüber geltend zu machen (§. 61). (Vergleiche No. 79).

12) Der delphische Ruf: „Erkenne Dich selbst", — ist seit Jahrtausenden wiederholt, empfohlen, bewundert worden, und hat auch gewiß eine heilsame Bedeutung, insbesondere indem er von der, so häufigen Ueberschätzung zurückschreckt, und unzähligen Irrthümern vorbeugt (§. 64). Andererseits glaube ich, daß jener Spruch auch zu Irrthümern Veranlassung geben konnte, und gegeben habe. Man findet nämlich Leute, die gar nicht müde werden sich selbst zu beschauen; was bisweilen zur Melancholie, öfter zu einer Eitelkeit führt, welche von der unendlich reicheren Welt gar keine Kenntniß nimmt. Indem man größere Naturen kennen lernt, sie erforscht, aus ihrem Reichthume dankbar sich etwas aneignet, lernt man zugleich die eigene Natur am Besten kennen, und auf ihr bescheidenes Maaß zurückführen.

13) Daß alles Lernen nur ein Erinnern sei, ist einer der angeblich philosophischen Einfälle, für den jeder Beweis des Wissens, oder Fühlens fehlt. Und woher kommt denn das Erste, dessen man sich erinnern soll? Daß die Form des Gesprächs keineswegs die einzige ist, philosophische Wahrheiten aufzufinden, wußte schon Aristoteles (§. 64, 2). Seine reichhaltigen Werke, in platonische Dialogen auseinander gezogen, wären endlos langweilig geworden.

Die Behauptung: „Niemand könne wissentlich böse sein", erhält nur Sinn durch die Deutung: das Wissen des Bösen, sei eben kein rechtes Wissen. Die Verschiedenheit von Wissen, Fühlen, Glauben, Meinen, ist noch nicht hinreichend aufgeklärt.

14) Ich lese: (§. 65) „dem Sokrates Nahestehende, wie Euripides und Alcibiades, haben das Heilige entweiht." — Wo hat dies Euripides gethan? Er ist vielmehr auf dichterischem Boden eine ebenso eigenthümliche, reiche, prophetische Natur, wie Sokrates auf philosophischem Boden.

15) Die Naturseite, welche Sokrates gering schätzte, und Plato (ohne Versuche und Beobachtungen) keineswegs befriedigend behandelte, hat erst in Aristoteles einen vielseitigeren und beobachtenden Vertreter gefunden (§. 64).

16) Der Behauptung (§. 70) „daß die Mathematik den Zweckbegriff ausschließe": — könnte man wohl die entgegenstellen, daß sie

ihn nie verfehle. Er liegt für alle Zweige der reinen Mathematik, ganz innerhalb ihrer Wissenschaft: mit dem Beweise ist der Zweck erreicht; und die angewandte Mathematik bietet eine Ueberzahl von vorgesteckten und erreichten Zwecken.

17) Wenn Niebuhr (§. 74) von dem geringen Patriotismus Platos spricht, so verlangt er keineswegs daß dieser gegen die Mängel der athenischen Demokratie die Augen verschließe. Wohl aber kann man tadelnd bemerken:

1) daß Plato nicht (wie z. B. Thrasybul und Demosthenes) zur Abstellung jener Mängel begeistert mitwirkte.

2) daß er Sparta und das Dorische übermäßig lobte, (jedoch minder in den Gesetzen) und die argen Schattenseiten verschwieg.

3) daß er über die großen Staatsmänner Athens hart und einseitig urtheilte, z. B. im Gorgias.

4) daß er, sein Vaterland vernachlässigend und es zu gering schätzend, vorzog sich mit den beiden Dionysen unnütz abzumühen.

18) Keineswegs sind alle Dialogen Platos von „mimisch dramatischer Schönheit:" (§. 75) vielmehr sind etliche ermüdend spitzfindig, und durch breites, nicht fortschreitendes Hinundherreden langweilig, oder durch den Mangel, sowie durch das Verschweigen fester Ergebnisse keineswegs genügend und beruhigend. Auch tritt das gerühmte Poetische bisweilen da ein, wo das wissenschaftlich Philosophische ausgeht, so daß man einen Theil der Lehre Platos auch noch eine träumende nennen konnte.

19) Platos Physik mußte bei dem Mangel an Beobachtungen, ja bei seiner Geringschätzung derselben, sehr unvollkommen bleiben. Mit dem Timäus quälen sich indeß Philologen und Philosophen, wie die Theologen mit der Offenbarung Johannis (§. 78).

Daß seine burgerrechtlichen und staatsrechtlichen Vorschläge, seine Güter- und Weibergemeinschaft, seine kastenartigen Zerstückelungen des Menschen, seine Vielregierei u. s. w. ganz untauglich sind, bedarf keines Beweises (§. 79, 4).

20) Gewiß hat Aristoteles von Plato viel gelernt, gewiß aber auch viele Wissenschaften wesentlich weiter geführt. Seine Kritik der platonischen Ansichten geht nie hervor aus undankbarem Neide, sondern beruht auf scharfsinnigen Gründen (§. 85).

Platos Ideenlehre (diese, zwischen Himmel und Erde unsicher schwebende, überkunstliche Erfindung, womit sich Philologen und Philosophen noch immer grübelnd abquälen) hat schon Aristoteles einer gründlichen und verständlichen Prüfung unterworfen (§. 87, 6).

Zu den logischen, physischen und ethischen Standpunkten des Aristoteles, kommt man nebst den ästhetischen, als den vierten hinzuzugehen (§. 25, 3).

Giebt es denn, außer der Mathematik, für alle Kreaturen eine ganz allgemeine und ganz nothwendige Erkenntniß? Was bleibt unantastbar, wenn selbst die Lehre von Ursach und Wirkung, das Causalverhältniß, so mächtig angezweifelt ward? (§. 85, 1).

21) Des Aristoteles Lehre von Materie und Form wiederholt sich gewissermaßen in der Lehre Reils von Mischung und Form; (87, 6) und wenn jener die Naturwissenschaft als die vom Qualitativen bezeichnet, so tritt er der Atomistik bestimmt entgegen, und begründet erst wahrhaft die Mannigfaltigkeit und Individualität.

22) Da die Persönlichkeit des Einzelnen bei Aristoteles mehr ins Gewicht fällt, wie bei Platon, so liegt darin eine Verstärkung der Unsterblichkeitslehre, aber so wenig ein voller Beweis, als in Platons Phädon (§. 88, 6).

23) Wenn die reine Mathematik blos das Quantitative begreift, (im Gedanken) so konnte sich Gott mit ihr vor der Schöpfung beschäftigen. Erst mit der Schöpfung begonne die qualitative, angewandte Mathematik; — oder die Welt ist ewig (§. 88, 7). Die Lehre von der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, ist viel einleuchtender bei der Mathematik, als bei der Philosophie.

24) Wenn Aristoteles praktische Thätigkeit, Lust, Tugend und Weisheit zu vereinigen und zu verständigen weiß, so liegt darin ein überaus großer Fortschritt, im Vergleich mit vielen früheren und späteren Systemen (§. 89, 1).

Ebenso ist des Aristoteles Politik, (gleichwie die nikomachische Ethik) ein Werk so reichen Inhalts, scharfsinnigen Urtheils und klarer Darstellung, daß bis auf den heutigen Tag, kaum irgend ein anderes ihm kann gleichgestellt werden (§. 89, 2).

25) Da Aristoteles sich so anhaltend und erfolgreich mit dem Materiellen beschäftigte, kann man nicht behaupten, daß es ihm „unwerth", erschienen sei (§. 112).

26) Herr Erdmann sagt (§. 129): „daß nicht mehr, wie im Alterthum, in weltlichen Angelegenheiten erfahrene Männer, daß später unpraktische Stubengelehrte, oder Geistliche ihre Philosopheme entwickeln, gehört zu den bedeutsamen Unterschieden zwischen alter und mittelalterlicher Philosophie." — Die Behandlung und Darstellung alter Philosophie hat sich jetzt so ziemlich bis zur Unabhängigkeit durchgearbeitet; für spätere Zeiten herrscht bald dieser, bald jener theologisch-confessionelle

Standpunkt vor, und bei der gewöhnlichen Eintheilung in Orthodoxe, Heterodoxe und Ketzer, werden die eigentlichen Philosophen in der Regel parteiisch eingeschlossen, — oder ausgeschlossen (§. 122)!

27) Setzt die Lehre von der Versöhnung voraus, daß vorhergegangen sei eine Zeit des Streits, des Krieges, der Gottlosigkeit; so ist für mich gar kein Bedürfniß einer Versöhnung vorhanden. Ich habe mich in keinem Augenblick meines Lebens in einem so unsinnigen, widerwärtigen Zustande befunden. Ebensowenig kann ich mich in die Lehre von einer stellvertretenden Genugthuung hineindenken, aber hineinfühlen (§. 116).

28) Die Umdeutungen Homers sind allerdings thöricht; ich kann aber nicht finden daß die künstelnden Umdeutungen, die alles willkürlich und geschmacklos übertreibenden Ausschmückungen, des einfach erhabenen Christenthums verständiger sind. Wenn es hierdurch nicht ganz zu Grunde gerichtet wurde, so ist dies ein Beweis seiner unvertilglichen Lebenskraft (§. 127).

29) Allerdings ist die Lehre von der Dreieinigkeit von vielen Theologen und Philosophen als der Mittelpunkt und Glanzpunkt, als die geheimnißvollste (und darum wichtigste) Offenbarung der christlichen Religion dargestellt worden. Der Erklärungen giebt es eine Unzahl; denen gegenüber, welche den hohen Werth der Trinitätslehre eben darin setzen, daß sie unerklärlich sei. Es taugt mir nicht zu, mich an dem Scharfsinn zu ergetzen, welcher auf diese Lehre verwandt (oder verschwendet) ward; ein Gräuel ist mir der Fanatismus und die Grausamkeit, mit welcher man sie geltend machte (Calvin und Servet, unzähliger Anderer nicht zu gedenken) (§. 139—140). Es dürfte nicht schwer werden, den maßlosen Lobpreisungen des Athanasius und Augustinus gegenüber, einmal die Schattenseiten dieser Männer, für Unbefangene nachzuweisen, und welchen Schaden ihre und der Kirchenväter einseitige, oder übertriebene Lehren, den heiligeren, beseligenden, großartigen, liebevollen Wahrheiten des ächten Christenthums gebracht haben. Es ist nicht meines Amtes diese unangenehme, ohne Zweifel fast allgemein verketzerte, herkulische Arbeit zu übernehmen.

30) „Daß Augustinus alle Punkte des (damaligen) Glaubens bis in die schärfsten dogmatischen Bestimmungen hinein, erörtert"; (vorzüglich in seinen Predigten) (§. 144, 1) ist einseitig, und wäre gewiß von Christus nicht gebilligt worden. Wenigstens sind die traurigen Folgen unleugbar und weltkundig.

De civitate Dei, keine Theodicea, sondern eine Theorie der Theokratie, mit Unterjochung jedes weltlichen Staates.

31) Kein vernünftiger Mensch hat (vor, oder nach Augustin und Descartes) an seinem Denken und Sein jemals ernstlich gezweifelt. Mit dieser trivialen Gewißheit, sind aber unzählige, wichtigere Zweifel keineswegs gelöset und beseitigt (S. 144, 2).

32) Wenn jemand sagt: Gott ist ohne Quantität und Qualität u. s. w., er wird am Besten durch Verneinungen beschrieben u. s. w.; so quäle ich mich nicht derlei künstliche Grübeleien ins Klare zu bringen. Ich erstaune und erbaue mich an dem Gotte der Psalmisten, — den Jesu Christi nicht zu erwähnen (144, 2, und ähnlich 154, 4).

33) Ich glaube nicht daß das, was unveränderliche Lehre für alle Zeiten bleiben soll, bereits gefunden sei; — damit hätte alle Religions- und Kirchengeschichte ein Ende (S. 145).

34) Es war keineswegs immer „Impietät", wenn der Staat (die weltlichen Herrscher) sich nicht allen Forderungen der Kirche unterwerfen wollten (S. 149).

35) Es war eine unnütze, unnatürliche Aufgabe, das ganze System der künstlichen und verkünstelten Dogmatik, dem „natürlichen, unverkünstelten Verstande roher Völker annehmbar zu machen" (S. 150). — Man konnte sie betäuben, fanatisiren, aber nicht wahrhaft erleuchten.

36) Als ich vor 65 Jahren anfing mich mit den Scholastikern zu beschäftigen, waren sie fast ganz unbekannt, und schon deshalb verachtet. Ein vereinzelter, lobender Ausspruch Leibnitzens hatte keine Aufmerksamkeit erregt. Wolf und Kant blieben ihnen fern, Fichte fehlte es ganz an historischer Gelehrsamkeit, und Hegel (der sie niemals las) spricht von den Scholastikern mit der größten Geringschätzung. Die erste Schwierigkeit beim Studium derselben bietet die Form, die Sprache; und doch ergiebt eine weitere Forschung, daß sie für neue Gedanken und Begriffe eine neue Sprache bilden mußten. Leugnen läßt sich freilich nicht, daß sie auf Kunst und Schönheit der Darstellung gar kein Gewicht legen, was sich eben durch Vernachlässigung ihrer Werke straft. Indeß zeigen sich auch in dieser Hinsicht große Verschiedenheiten und Abstufungen, z. B. von Anselm von Canterbury bis Duns Scotus. Und selbst bei diesem überzeugt sich der geduldige Forscher, daß er es nicht zu thun habe mit leerem Wortkram, sondern eigenthümliche Gedanken, Unterschiede, nähere Bestimmungen zu Grunde liegen, welche erst dem angestrengten, geschärften Auge sichtbar werden.

Bei meiner Uebersicht der Scholastiker in meiner Geschichte der Hohenstaufen kam es gar nicht darauf an tiefsinnige Geheimnisse aufzuklären und vorzulegen, sondern das Ansprechendste, Verständlichste auszuwählen für einen gebildeten Kreis von Lesern; — nicht für Philosophen

von Fach. Mögen die Meister nicht theilnehmende, fleißige Dilettanten verurtheilen, sondern mit ihnen Geduld haben.

37) Ich hatte es für unmöglich, „die völlige Einheit der gesammten orientalischen und occidentalischen Dogmatik, mit dem was der Verstand erforscht", nachzuweisen. Auch möchte ich Erigena nicht den, Neues und Dauerhaftes schaffenden Geistern ersten Ranges beizählen (§. 153).

38) Allerdings stellen viele Scholastiker Gründe und Gegengründe nebeneinander; jedoch nicht um skeptisch abzuschließen, sondern um das kirchlich Feststehende zu bekräftigen. Ich finde nicht daß dieser Zweck in Abälards Sic et non, sich deutlich ausspricht, und wenn hier eine Ansicht ungefähr eben so sehr ins Gewicht fällt, wie die andere, so liegt der Zweifel, die Skepsis sehr nahe. Bernhard von Clairvaux hatte dies ganz richtig ausgespurt, und hatte nur darin Unrecht, daß er auch wohl begründete Skepsis von seinem (damals vorherrschenden) Standpunkte aus, unduldsam verletzerte (§. 161, 3). Bernhard beruhigte sich, „bei der kirchlichen Autorität", nicht so Abälard. Des letzten Erklärung und Deutung mehrerer Dogmen, so der Dreieinigkeitslehre, galt keineswegs für rechtgläubig, für orthodox. Ebensowenig seine billige Würdigung und Beurtheilung der Heiden. Allerdings finden wir bei Abälard (wie bei Sokrates) den Kern, die Anlage zu verschiedenen Richtungen und „Wer eine solche Persönlichkeit nicht zu fassen vermag, muß an ihr irre werden" (§. 162).

39) Petrus Lombardus Sentenzen galten sehr lange für das beste und vollständigste Lehrbuch der Religionswissenschaft. Natürlich konnte er diesen Bau nicht ohne Berücksichtigung und Benutzung Anderer aufführen; doch läßt er sich auf endlose Grübeleien nicht ein, und nennt z. B. die Dreieinigkeitslehre ein unerklärliches, unbegreifliches Geheimniß (§. 169).

40) Es ist ein merkwürdiger Ausspruch des Alanus de Insulis: „der Glaube steht über der Meinung und unter dem Wissen." Wenn er aber, aus Materie, Form und deren Einheit, die drei Personen in der Gottheit ableitet, so darf man bemerken daß alsdann jeder einzelne Mensch eine Trinität darstellt, ohne in drei Personen zu zerfallen (§. 170).

41) Wie Innocenz III. (allerdings der größte unter den Päpsten) seinen Herrscherberuf auffaßte, ließ sich eine Verständigung der Welthierarchie und Weltmonarchie für möglich halten; nicht so nach der Theorie und Praxis von Innocenz IV., Bonifaz VIII. u. A. (§. 178).

42) Es ist gar nicht nothwendig daß ein gemilderter Pelagianismus zu einem verkehrten Cäremonialdienst führe, oder zu einem anmaßlichen Geltendmachen eigener Verdienste. Die strenge Lehre von Gnadenwahl und Prädestination, bietet Veranlassung zu viel gefährlicheren Abwegen (§. 179).

43) Gewiß übertrifft Thomas von Aquino seinen Lehrer Albert in Hinsicht auf Sprache und Styl, wogegen die Kenntnisse des letzten viel umfassender sind (§. 203, 2). Dies war zum Theil wohl eine Folge der Ansicht des Thomas: „die Lehren der Philosophie müßten nur studirt werden im theologischen Interesse und zu kirchlichen Zwecken" (§. 202, 1). — Daher trat die, bei Albert so ungewöhnlich und sorgfältig erforschte Naturseite, bei Thomas in den Hintergrund; während dieser glaubt das Vernunftgemäße aller Dogmen erweisen zu können (203, 3). Wenn ihm Wunder solche „Erscheinungen sind welche die Natur allein nicht bewerkstelligen kann;" (§. 203, 6) so mußte man annehmen, daß Gott nicht in den Naturgesetzen herrsche, und diese gegen seinen Willen allerhand zu Stande brächten; ohne Zweifel eine sehr materialistische Auffassung.

Wenn die Scholastik wirklich, „die Wahrheit aller kirchlichen Lehren aus den Prinzipien der Weltweisheit bewiesen hat;" (§. 205) woher dann unzählige Zweifel und Streitigkeiten bis auf den heutigen Tag? Der scholastische Standpunkt genügte nicht für alle Zeiten.

44) Gottlob daß Lullins große Kunst, das Denken nicht ganz ersetzen kann; man würde statt dessen wohlfeile Denkmaschinen anfertigen und kaufen können (§. 206, 12).

45) So lange Philosophie und Religion Geheimniß bleibt, ist sie unvollkommen und nur im engeren Kreise wirksam. Nun giebt es allerdings ein flaches, geistloses und geisttödtendes Popularisiren; aber das ächte Popularisiren ist ein dem Morgenrothe folgender Sonnenaufgang. Sind doch selbst die tiefsten Geheimnisse der höheren Mathematik, zur Belehrung aller Menschen und zu Ehren Gottes, popularisirt worden (§. 209).

46) Daß der heilige Geist die gesammte Kirchenlehre (Dogmatik) erfinde, oder bezeuge, ist eine Voraussetzung, eine petitio principii, und Aristoteles war gewiß ein größerer Geist, als viele Theologen alter, mittlerer und neuerer Zeit (§. 211). Es war ein Fortschritt sich mit der Welt zu beschäftigen und nicht wie bisher sie als gottlos zu betrachten. Das „gesteigerte Verlangen die Welt zu erkennen und in ihrem wissenschaftlichen Erfassen Befriedigung zu finden," ist löblich und keineswegs unchristlich, wie noch jetzt bisweilen behauptet wird.

47) Man kann zugeben, daß sich bei und durch Roger Bacon und Duns Skotus Vieles anders richtet und gestaltet, als in der früheren Scholastik; ich möchte jene Männer aber nicht als Theilnehmer und Beförderer einer Verfallsperiode aufführen. Der hiermit ausgesprochene (oder doch leicht mißverstandene) Tadel, scheint mir das verdiente Lob zu sehr zu verdecken. Roger Bacon hat, für seine Zeit, mehr gesehen und entdeckt, als Franz Bacon; er war viel bescheidener, und ein edler Märtyrer der Wissenschaft, während Franz Bacon tiefer sank, als je ein Mann hoher Begabung (§. 213).

48) Duns Skotus gehört gewiß nicht zu den populärisirenden Philosophen (besonders nicht nach Sprache und Darstellung); und wiederum ist es vielumfassend und ächt populär, daß „der Geist welcher die Kirche leitet und die Philosophie erzeugt", fortschreiten könne und fortschreiten solle, und daß Philosophie und Theologie nicht ganz zusammenfallen, oder diese berechtigt sei, jene unbedingt zu beherrschen. Dies stimmt freilich nicht zur alten Scholastik, ist aber nicht sowohl Beweis des Verfalls, als Zeichen eines neuen, lebenskräftigen Aufschwunges (§. 24, 3. 4).

49) Wenn Occam „der Entfernung manches Wustes aus der Dogmatik vorgearbeitet hat" (§. 216, 9); wenn er behauptet: „daß viele der wichtigsten kirchlichen Lehren den anerkannten Sätzen der Vernunft widersprechen" (§. 216, 7), so kann man sich nicht wundern daß in Paris verboten ward nach seinen Lehrbüchern zu lehren (§. 217). Der Nominalismus gab allem Individuellen eine neue und viel größere Bedeutung, führte (lange vor Franz Bacon) zur Beobachtung und Naturforschung, und gründete, unabhängig von der Schultheologie (nicht unabhängig von wahrer Religion) ein unermeßliches Reich der Wissenschaft. Die Sonne stand nun nicht mehr stille im Thale Josaphat, die Sonnenfinsternisse dauerten nicht mehr viele Stunden, und die Erde bewegte sich, obgleich unwissende Thoren, Galilei einsperrten. Die tyrannische Centralisation der Wissenschaft war gesprengt (§. 217, 4), neben der kirchlichen, mußte sich eine natürliche Theologie entwickeln, und das Irrige und Vergängliche ausscheiden von dem Wahren und Dauerhaften (§. 221).

50) Der Beginner und Abschließer der Scholastik, Erigena und Cusa sind niemals abgeklärt und zu ächter, weitwirkender Popularität erhoben worden (§. 225).

51) Der so viel geschmähte Kaiser Friedrich II., war keineswegs überall im Unrecht; auch ist es unwahr daß zu seiner Zeit und an sei-

nem Hofe ein Buch de tribus impostoribus entstanden sei. Friedrich ist ein Prophet der Zukunft, wie Sokrates und Euripides (§. 227).

Es war heilsam und nothwendig daß dem kirchlichen, cosmopolitischen Heere, ohne Familie und Vaterland, ein häusliches und nationales gegenüber trat (§. 227).

52) Leider sind die Gottesweisen oft weltvergessend, und die Weltweisen oft gottvergessend: Eines gehört zum Anderen (§. 228).

53) Eine weitverbreitete, wirksame Popularität wird erst möglich beim Gebrauch der Landessprachen; nur liegt die Gefahr nahe, alsdann die Wissenschaft zu verschmähen (§. 229), und bei den Mystikern schleicht sich neben der Demuth, leicht der Hochmuth ein von Visionen und Offenbarungen.

54) Des Thomas a Kempis Buch de imitatione Christi hat großen gemüthlichen Werth; doch legt er übertriebenes Gewicht auf die Abendmahlslehre, und der Standpunkt eines Mönchs ist ungenügend um Christi Vorbild für die ganze Menschheit zu entwerfen und zu schildern (§. 232, 4).

55) Wie mehrere berühmte Philosophen von Fach sich bemüht haben die kirchliche Dogmatik (oft nicht ohne Gewaltsamkeit) ihrem Systeme anzupassen, so haben sie es auch mit mancher Mystik (zu eigenen Ehren) versucht (§. 234, 6).

Von tiefer Melancholie angeregt, beschäftigte sich Tieck viel mit Böhm, ja er ward eine Zeit lang fast ganz von ihm beherrscht. Ich war mit jener Anregung nicht geplagt und mit wichtigen Geschäften so überhäuft, daß mir für ein genaues Studium Böhms keine Zeit blieb. Hiezu kam daß mich die Form der Darstellung bald zurückschreckte, und mir die Ausbeute der großen Mühe nicht werth schien.

56) Allerdings mußte jeder, welcher den scholastischen Standpunkt unverändert fest halten wollte, als ein Zurückgebliebener, als ein unphilosophischer Kopf erscheinen. Die Versuche, alle Systeme der alten Philosophie wieder zu beleben, waren jedoch, fast ohne Ausnahme, einseitig und ungenügend. Sie führten in endlose Streitigkeiten, welche zu gleicher Zeit unphilosophisch und gemein waren. Auch bleibt des Aristoteles Verehrung durch die Scholastiker viel löblicher und begeisterter, als wenn Ramus in eitler Anmaßung behauptete: Alles was jener Riesengeist gelehrt habe, sei falsch (§. 239, 3). — Mit Recht erbitterte der (angebliche) Gegensatz von Aristoteles und Vernunft, die unphilosophische Welt. Ebenso ungenügend ist des Taurellus Gegensatz von Erkenntniß und Liebe Gottes, als führe nicht Eines zum Anderen.

und erhalte erst den rechten Sinn durch natürliche und angemessene Verbindung (§. 239, 4).

57) Wenn viele Theologen, die Natur ganz vernachlässigten, in verlegerten (und selbst F. H. Jacobi gesteht, daß sie ihm Gott verberge) darf man sich kaum wundern, daß Paracelsus die Theologie von ihr ausschloß (§. 241, 2). Bedenklicher ist schon die Behauptung: daß Philosophie und Theologie ganz auseinander fallen, sie zeigt daß der ergriffene Standpunkt ein zu niedriger ist, oder daß beide krank sind.

58) Besser als das allgemeine Verdammen des Aristoteles durch Ramus, sind die, meist auf Beobachtungen sich gründenden Widerlegungen des Einzelnen, durch Telesius. Natürlich bezogen sie sich meist auf die Physik (§. 243). Wäre aber (wie Ramus behauptet) auch Alles irrig im Aristoteles, so behielte er doch (gleichwie Galen trotz aller Angriffe des Paracelsus) in der Geschichte der Wissenschaft, eine außerordentlich große Bedeutung.

59) Unter den zur dritten, der Uebergangs-Periode gehörigen Philosophen, ist Bruno wohl der eigenthümlichste und bedeutendste (§. 247). Wenn Calvin aber den Servet (im Widerspruch mit aller protestantischen und reformatorischen Freiheit) verbrennen ließ, so war die katholische Kirche, von ihrem Standpunkte aus weit mehr veranlaßt, Bruno so grausam zu bestrafen. Beide Confessionen bekennen sich zu gleichem Frevel. Wenn Bruno „durch Zerbrechen der Sklavenketten allerdings noch nicht frei ward", so läßt sich hinsichtlich Luthers und Calvins u. s. w. ohne Zweifel dasselbe behaupten, (desgl. Beza, Knox u. A.) (§. 248).

60) Die Schilderung Montaignes (§. 248, 2) ist sehr richtig und gelungen. Gewiß kann man ihn nicht den blos verneinenden, kalten Skeptikern beizählen; vielmehr stand er höher als die unduldsamen Eiferer seiner Zeit (§. 248, 5).

61) Ueber Fr. Bacons unedles Benehmen gegen Essex ist Macaulays gründliche Schrift nachzulesen. Seine schwere, erwiesene Schuld konnte er nicht ableugnen, ein unbegreiflicher Hochmuth aber ist es, wenn er hinzusetzt: „doch hat England vor mir noch nie einen so redlichen Lordkanzler gehabt" (§. 249, 1). Derselbe Hochmuth zeigt sich, wenn er die Geschichte der Philosophie mit sich anfängt, Aristoteles gering schätzt und sich anstellt als habe er zuerst Beobachtung und Induktion erfunden und zuerst angewandt. Daß es mit seinen physischen und mathematischen Kenntnissen schwach stand, ist jetzt erwiesen; von Poesie wußte der nicht viel, welcher von seinem großen Zeitgenossen Shakspeare

gar keine Kenntniß nimmt und das Lehrgedicht an die Spitze aller Dichtungen stellt. Daß Bacon sich hütet mit unduldsamen Theologen in Streit zu gerathen, wird man nicht unnatürlich finden, hätte er nur nicht die ächtesten Grundlehren des Christenthums gröblich übertreten. Daher sagt Macaulay mit Recht: „Bacon liebte Vieles mehr als die Tugend, und fürchtete Vieles mehr als die Schuld."

62) Wenn Bacon sagt: „ein größerer Widerspruch als zwischen den Lehren des Christenthums und der Vernunft, ist kaum denkbar" (S. 249, 3) so urtheilt er verkannt ohne Gründe und Beweise anzugeben. Er wirft Ausartungen künstlicher Dogmatik und ewige Wahrheiten durcheinander; er that nichts um das Unvernünftige zu beseitigen, und trennt Philosophie ganz von Religion und Theologie, in falscher Demuth, oder anmaßlichem Hochmuth. Der viel wiederholte und gerühmte Satz: „die Teleologie (die Lehre von den Zwecken) gleiche einer unfruchtbaren Jungfrau;" — ist falsch. Sie würde ihn, von allgemeinen Bemerkungen, zu fruchtbaren Experimenten geführt, sie würde ihn gelehrt haben die außerordentlichen Leistungen seiner Zeitgenossen gebührend zu würdigen, die er geringschätzt, oder gar nicht kennt (S. 250).

Dies Alles ist nicht gesagt als Geringschätzung Bacons, sondern als Nothwehr gegen seine Anmaßung, und die Ueberschätzung eines Mannes, der neben sehr ausgezeichneten Verdiensten, nicht blos große sittliche, sondern auch wissenschaftliche Mängel zeigt.

63) Daß Luther das ganze Kirchenrecht verbrannte, war ein leidenschaftliches Gegenstück zum Verbrennen seiner Schriften. In Wahrheit enthielt das Corpus juris canonici mancherlei Unentbehrliches, was im Corpus juris civilis fehlte. Ueberhaupt war der juridische Standpunkt Luthers und Melanchtons einseitig und nicht immer folgerecht. Während sie z. B. sich zu den größten Revolutionen berechtigt hielten, schalten sie sehr, daß die Bauern die Leibeigenschaft und andere (angeblich rechtliche) Bedrückungen nicht geduldig ertragen wollten (S. 252, 2).

64) Abgesehen von allem gewöhnlichen und gerechten Tadel Machiavels, hat dieser ganz übersehen, daß schlechte Mittel niemals auf die Dauer zu löblichen Zielen führen. Dies beweiset zunächst sein Held Cäsar Borgia (S. 253, 3).

Auch ist es irrig, daß sich das ächte Christenthum nicht mit Mannhaftigkeit und Vaterlandsliebe vertrage (S. 253, 4).

65) Ueber Bodinus, Grotius und Hobbes siehe meine geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Ueber den ersten urtheilt Jsambert: Bodin n'a point d'idées et encore moins de principes, ou les principes qu'il établit sont

de toute fausseté. Tableau des progrès du droit public. S. 9). — Von Hobbes sagt der ehrliche Jöcher: „Hobbes ist von Natur, und sonderlich bei zunehmendem Alter so morös gewest, daß er jedermann contradiciret." — Grotius Werk würde ohne den Ueberschwall zweckwidrig angebrachter Gelehrsamkeit, minder langweilig sein.

66) Mit Descartes, sagt man (und „er sagt es ja selber") fängt die neue Philosophie an, und ebenso rühmt sich Bacon, von einem wesentlich verschiedenen Standpunkt ausgehend. Als Beweis und unschätzbares Zauberwort gilt Descartes: cogito ergo sum. Ich will hiegegen nicht das Witzwort der Xenien anführen: „ich war oft, ohne zu denken;" soll denn aber der ganzen nichtdenkenden Welt das Sein abgesprochen werden, oder soll dasselbe davon abhängen, daß es Menschen giebt welche die Gefälligkeit haben Einiges über die Welt zu denken. Gewiß hat es keinen Zweifel, daß chronologisch das Sein (für den Menschen), dem Denken vorangeht. Auch dürfte der Satz des Sanchez: „Je mehr ich denke, um so mehr werde ich zweifelhaft;" — und der des Descartes: „um so mehr bin ich meines Seins gewiß," — für künstliche Argumentationen fast gleich ins Gewicht fallen (§. 267, 1).

Uebrigens läßt Descartes jenen hochgerühmten, meines Erachtens trivialen, Satz bald ganz zur Seite liegen, mit großer Kühnheit weiter schließend. Leugnet man, daß alle Menschen von jeher ihres Daseins gewiß waren, und erst ein Philosoph jene außerordentliche Entdeckung machen mußte, so hat Wilhelm von Auvergne lange vor Descartes buchstäblich gesagt: Non est possibile homini intelligere, animam suam non esse. Patefactum est, nullam animam rationabilem, vel aliam substantiam intelligentem intelligere posse vel credere, vel etiam dubitare se non esse. Unicuique animali rationali notum est suum esse et nota ipsi sibi notitia certissima qua certitudine nulla major. De anima, opera II, 68, 72. Gesch. der Hohenst. VI. 404.

Es ist nicht wahr, daß das Wesen des Menschen lediglich im Denken besteht, und es der beste Weg sei das eigene Wesen zu erkennen, an der Außenwelt zu zweifeln. Ich bin vielmehr Hamanns Meinung, welcher sagt: „ich sehe den Philosophen mit Mitleid an, der erst von mir einen Beweis fordert, daß er einen Körper hat und daß es eine materielle Welt giebt."

Das Dasein Gottes ist viel gewisser, als mein eigenes Dasein; denn ich kann mich hinweg, nicht seiend denken (vor der Geburt und nach dem Tode) keineswegs aber Gott (§. 267, 3). — Jahrtausende lang hat die angeblich unfehlbare Vernunft Dinge für wahr gehalten,

die es nicht waren. Es ist ein kühner Sprung, hiefür Gott eine Schuld aufzubürden. Oder wenn in Gott viel sogenannte attributa sind, warum sind uns deren nur zwei zugänglich: Ausdehnung und Denken? (§. 267, 4).

Es ist irrig, daß die sinnlichen Eigenschaften der Dinge nur in uns, im Empfindenden vorhanden wären; — also gar nicht da sein würden, wenn es (unglücklicherweise) an einem hilfreichen Empfindenden fehlte. Ansichten solcher Art waren der Physik, der Beobachtung nicht günstig (§. 267, 5).

67) Ich zweifele sehr, daß der Naturalismus des Alterthums, und die Theologie des Mittelalters im Cartesianismus zu ihrem vollen Rechte kommen. Gewiß spricht er geringschätzig von beiden (§. 268, 1).

68) Es heißt (§. 269): „der Ausgangspunkt des Cartesianismus führt mit Nothwendigkeit zu einem extremen Dualismus, bei dem eine Einwirkung des Geistes auf den Körper und umgekehrt, eine Unmöglichkeit ist." — Diese Behauptung widerspricht dem unmittelbaren Bewußtsein und muß aufgegeben werden, wenn man zu irgend einem sicheren, erfreulichen Endergebniß kommen will.

Nachklänge dieser, und späterer ähnlicher Lehren, spuken noch in den Theorien mancher Irrenärzte.

69) Malebranches Lehrsatz: daß wir alle Dinge in Gott schauen, wird niemals populär verständlich werden. Mit diesem Esoterischen hängt wohl zusammen, daß er das Studium der Geschichte für gering und überflüssig hielt, und die schönsten Gedichte ihm Langeweile machten. Raumer Vitg. I, 223; IV, 341 (§. 270).

70) Auf dem Gymnasium war mir einige Kenntniß und eine große Verehrung Kants beigebracht worden. Eigenes Studium der Philosophie begann mit Plato. Die Anfangs schrankenlose Bewunderung ward durch das Gedehnte und Trockene einiger Gespräche etwas gemindert; noch weniger sagte mir die Naturphilosophie im Timäus zu, und die ganz unpraktischen Lehren über Staat und bürgerliche Einrichtungen. In so schwankendem Zustande befangen, mußte das ernste Studium der Werke Spinozas den größten Eindruck auf mich machen. Nicht Gotteskeugner ward ich, sondern, dem Meister folgend, gleichsam gottrunken; und erst allmälig drängten sich Zweifel hervor, ob mir nicht alle Individualität abhanden komme, eine Welt angeblich ohne Zwecke erfreulich und begreiflich sei, ob mathematische Analogien ausreichten u. s. w.

Zweifel an der alleinigen und unbedingten Wahrheit des Systems schmälerten meine Verehrung der Person Spinozas in keiner Weise.

Verfolgt von Juden und Christen, von Philosophen und Theologen, ist er ein edler Märtyrer für eine ernst erworbene Ueberzeugung.

Welch ein Unterschied der inneren Entwickelung und des äußeren Lebens zwischen Spinoza und Leibnitz. Die ernstesten Forschungen des ersten verketzert, die sonderbarsten Einfälle des letzten bewundert; jener höchst einfach in seinem Stübchen, Lebensunterhalts halber Brillen schleifend, dieser in der weit verbreitetsten Thätigkeit, von Gelehrten bewundert, von Theologen geschmeichelt, von Königen und Fürsten gesucht, geehrt und reichlich belohnt! — Nun suum cuique (§. 272).

71) Als ich nicht wußte, wie der Pantheismus Spinozas folgerecht mit irgend einem Individualismus zu vereinigen sei, als Schleiermacher mir sagte: „Jacobi habe den Spinoza nicht verstanden," — verlor ich Stümperdilettant Lust und Muth weiter zu grübeln, und die von umfassenden Arbeiten mir übrig bleibende, für philosophische Studien bestimmte Muße, verwandte ich in reichlich lohnender Weise, auf Aristoteles, insbesondere seine ethischen und politischen Schriften.

Oft aber war mir zu Muthe, als machten mich diese Studien immer unfähiger manche neuere Entwickelung zu begreifen. Insbesondere hielt ich die Forderung: „mich unbedingt einem realistischen, oder idealistischen Systeme anzuschließen," für verkehrt, da meiner Ueberzeugung nach, beide zueinander gehörten, und jedes einen Bestandtheil der Wahrheit in sich trägt. Mithin konnte ich denen nicht beistimmen, welche (wie meist in Deutschland) Lockes Lehren, von oben herab, ganz geringschätzig behandelten; und eben so wenig denen, welche (wie meist in Frankreich) darin eine allumfassend, ewig gültige Offenbarung sahen. Am schlimmsten gerieth ich ins Gedränge, als mir Eberhard, Leibnitzen als den Vernichter alles Irrthums und als den Erlöser von allem Bösen anpries. Mir erschienen seine Monadologie und seine prästabilirte Harmonie nur als curiose Einfälle, und seine Theodicee keineswegs als eine genügende Beantwortung einer noch immer ungelöseten Frage. — Doch, ich kehre von diesen persönlichen Berichten und Vorausspringen, zu meinem Führer Erdmann zurück.

72) Gewiß haben die Skeptiker Recht, daß der menschliche Geist nicht alle herbeigewünschten Wahrheiten aus sich selbst schöpfen kann, und nicht unnatürlich sucht er Hülfe bei einer göttlichen Offenbarung in der Schrift. Aber auch der Gläubigste findet hier nicht Antworten auf alle Fragen, und es hat keinen Zweifel daß die Außenwelt zu Hülfe kommen müsse, um jener „Armuth" abzuhelfen (§. 276). Merkwürdig nur daß bei so häufiger Berufung auf die Offenbarung, diese (als sei sie das Dunkelste) auf so erstaunlich verschiedene Weise

gedeutet wird, und selbst Skeptiker (wie Bayle) behaupten: je vernunftwidriger ein Lehrsatz erscheine, desto verdienstlicher sei es ihn zu glauben (§. 277, 5). — Ganz natürlich mußten diese von jeher oft wiederholten sonderbaren Behauptungen, in noch schärferer Weise die entgegengesetzten hervorrufen.

Bürgertugend hat unter der Herrschaft der verschiedensten Religionen bestanden. Ist dies nicht möglich, so liegt die Schuld entweder an den bürgerlichen Forderungen, oder an den religiösen Forderungen. Beispiele von Verirrungen finden sich auf beiden Seiten (§. 277, 5).

73) Man mag die Wahrheit bei der äußeren Welt, oder in einer Offenbarung suchen und finden, immer ist man nicht bloß ein demüthiger Almosenempfänger: sondern es gehört dazu auch eine eigene Selbstthätigkeit (§. 278). Deshalb bleibt es einseitig (mit Poiret) den lediglich empfangenden Verstand, über den thätigen hinaufzusetzen und zu behaupten, daß man durch Vernunftgebrauch zum Philosophen hinabsinke (§. 278, 4).

74) Bei der Lehre von angeborenen Ideen hat man viel leeres Stroh gedroschen. Die Hauptsache ist, daß die Fähigkeit Ideen zu erzeugen und aufzunehmen dem Menschen angeboren, den Thieren aber versagt ward. Keineswegs ist der Mensch beim Empfangen von Eindrücken ganz leidend: er ist nicht ein unbeschriebenes Stück Papier, sondern der, das Gegebene Niederschreibende und Fortbildende, und jeder zeigt eine andere Handschrift (§. 281, 2).

75) Wenn man von unklar denkenden, holperig schreibenden Philosophen zu Shaftesbury kömmt, so ist es als wenn man von einem durch unfruchtbare Gegenden führenden Knüppeldamme, auf einen durch schöne Gegenden kunstreich durchgeführten Weg käme. — Ich leugne daß sich in diesem (von den ausgezeichnetsten Mannern so überaus hochgeschätzten) Schriftsteller „eine heidnische Sinnesart" offenbare (§. 281, 5); er spricht nur gegen einige verkünstelte Dogmen und den unchristlichen Fanatismus unduldsamer Eiferer.

Wenn Hutcheson sagt: „wir sollen unserem moralischen Gefühle folgen, und sind dies thuend, tugendhaft": — so mag dies mit dem echten Christenthum verträglich sein, aber gewiß nicht mit der Konkordienformel (§. 281, 6).

76) Das Maß seiner Skepsis giebt Hume selbst an, wenn er sagt: „sie sei nur ein bescheidener Versuch, den Verstand auf das Gebiet zu beschränken, in dem er etwas erreichen kann (§. 282, 5). Und von hier aus zeigt sich die Einwirkung auf Kant.

77) Mit Recht tadelt Bonnet: „daß die Einen Alles materialisirten, die Andern spiritualisirten" (§. 283, 7). Auf diesem Wege bekommt man nur disjecta membra; beschränkt auf anatomisiren und chemisiren, ist eine lebendige Physiologie unerreichbar, und das breite, wortreiche, inhaltarme Philologisiren wird langweilig. Eigenthümlich und bedeutsam sagt Bonnet: „Die Religion habe nicht die Philosophie zu fürchten, sondern sich vor der Theologie zu hüten, die sie verderbe" (§. 283, 7). — Die Gefahr entsteht wesentlich daher, daß die Philosophen als Menschen auftreten, die Theologen aber meist (sehr zuversichtlich und anmaßlich) im Namen Gottes auftreten und reden.

78) Eben weil die Moral der schottischen Schule (neben streng wissenschaftlichen Mängeln und Lücken): „so viel idealen und sozialen Inhalt hat (§. 284, 1)"; darf man ihren Werth nicht zu gering anschlagen, oder vergessen wie heilsam sie in Frankreich, einer schlechteren Lehre gegenüber wirkte. Und selbst in dieser, könnte ein bestellter Vertheidiger, Besseres an den Satz des Helvetius anknüpfen: „daß man Vortheil hat, wenn man den Vortheil der Anderen befördert (§. 284, 5)." — Wenigstens schließt dies den kurzsichtigen, gemeinen Egoismus aus.

79) Man wird ungerecht gegen die sogenannte Aufklärung, wenn man die mächtigen Verhältnisse unter denen sie entstand und wirkte, nicht vollgewichtig in die Wagschale legt, wenn man vergißt welchen Wust von Verkehrtheiten aller Art sie siegreich bekämpfte. Allerdings ging hiebei manches Gute und Löbliche in die Quiste. Dies ist jedoch im Ablaufe der Zeit wieder auferstanden, während die meisten der, jene Zeit herbe Kritisirenden, gar nicht wissen, warum es sich damals handelte (vergl. Nr. 11). Die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit wurden nicht als werthlos zur Seite geworfen, sondern von den Besonnenern nur gefragt: ob man sie beweisen könne, wie einen mathematischen Satz (§. 285, 1). — Ist dies Ketzerei, so hat Kant sie tiefer aufgefaßt, als alle Aufklärer. Uebermäßigem Lobe ist übermäßiger Tadel gefolgt und das rechte Maß noch immer nicht gefunden. Mit der billigen Beurtheilung Voltaires (siehe meine Litteraturgeschichte) bin ich einverstanden; die Bolingbroke's würde ich milder fassen (§. 285, 1), auch nicht behaupten: „daß jener Nichts geleugnet, Alles untergraben habe (§. 285, 2)."

80) Holbach sagt: „man soll nie nach einem Wozu? fragen, sondern nur nach einem Warum und Wie?" Diese Fragen schließen aber das Wozu schon in sich, oder die Frage nach einem Zwecke (§. 286, 3). Allerdings langt diese materialistische Schule, bei der Un-

philosophie und Irreligion an; aber ihre Gegner, die Idealisten, kommen auf ganz anderen Wegen, (wenigstens theilweise) zu gleich verkehrten Ergebnissen (§. 286, 5).

81) Leibnitz ist der erste, der nach mehr als 2000 Jahren, in Hinsicht auf umfassende Kenntnisse und weit verbreitete Wirksamkeit mit Aristoteles verglichen werden kann. Als Mathematiker (sein dauerhaftestes Verdienst) steht er diesem gewiß weit voran; wogegen sich in allen anderen Beziehungen wohl das Gegentheil behaupten läßt. So würden Leibnitzens geschichtliche Arbeiten schwerlich so gewichtige Bedeutung haben, als des Aristoteles leider verlorenes großes Werk über die Staatsverfassungen seiner Zeit. Wie mangelhaft auch dessen sogenannte Metaphysik auf uns gekommen ist, erscheint ihr Inhalt doch anregender und mannigfaltiger, als des Leibnitz bald scharfsinnige, bald willkürlich wunderliche Spekulationen. Die Natur ließ Leibnitz fast ganz zur Seite liegen, während des Aristoteles Forschungen, in ungünstiger Zeit, erhebliche Fortschritte zeigen. Für Logik, Rhetorik, Aesthetik ist Aristoteles ein Schöpfer, und seine Ethik und Politik gehören nach Form und Inhalt noch immer zu den Werken von unvergänglicher Trefflichkeit. Den abgerundeten Schriften des Griechen gegenüber, finden wir bei Leibnitz viel Eigenthümliches, Geistreiches; aber zerstreut, vereinzelt, ohne streng wissenschaftlichen Zusammenhang und unleugbare Einheit. Aristoteles bedurfte keines Freiherrn v. Wolf, um seine Lehren zu ordnen und zu organisiren. Aber selbst dies Organisiren hat das Zusammenbrechen vieler einst beliebter und bewunderter Lehren Leibnitzens nicht verhindern können; es haben die Bemühungen einzelner, begeisterter Jünger, keine Auferstehung bewirkt.

82) Gewiß ist der Freiherr v. Wolf früher überschätzt, später zu gering geschätzt worden. Er war keineswegs bloß Leibnitzens Repetent, oder ein sogenannter Abklatsch desselben. Vielmehr hat er Lücken ausgefüllt, Eigenthümliches hinzugefügt und manche geistreiche Spielereien Leibnitzens (lusus ingenii) möglichst (wenn der Ausdruck erlaubt ist) zu Verstande gebracht, oder doch verständlich gemacht. Gleich lobenswerth ist sein Bemühen gutes Deutsch zu schreiben; aber die Form seiner Demonstrationen veranlaßt eine erschreckliche Breite, und eine unerträgliche Langeweile.

83) Man sollte glauben, daß die Ergebnisse aller Wissenschaften (also auch der Philosophie) in dem Maße als man der Gegenwart näher kommt, verständlicher werden müßten; es müßte leichter sein sie sich anzueignen und zu behalten. Mir geht es nicht so. Immer mehr kommt mir meine philosophische Beschränktheit zum Bewußtsein; die phi-

leserbischen Wogen schlagen, mich betäubend, über meinem Haupte zusammen, ich werde willenlos in kartesianische (oder andere) Wirbel fortgerissen. Ich verstehe besser, oder bilde mir ein eher den Aristoteles als Hegel, eher Spinoza als Schelling und manchen ihrer Schüler folgen zu können. Doch dem sei wie ihm wolle, ich werde in meines Freundes Werke weiter aufsuchen, was mir nicht zu fern und über meinen Horizont hinaus liegt; ich werde acht haben daß meine Bemerkungen, in dem Maße meiner abnehmenden Kräfte nicht länger, sondern kürzer werden.

84) Wenn Malebranche: „bis an die Leugnung der Körperwelt hinanstreift" (§. 291, 2); — so verdient er das Mitleid, welches Hamann (Nr. 64) über Philosophie solcher Art aussprach. Gottlob daß ich zu Quälereien dieser Art nicht die geringste Anlage habe, auch gar nicht erschrecke wenn jemand sagt: meine Seele sei materiell. Was heißt dies anders: als sie erscheine, sie sei in Zeit und Raum. Und wo wäre sie denn sonst? Ich bin nicht der ewige, allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden; und selbst dieser muß, wenn er auf die Welt einwirken will und soll, nothwendig innerhalb des Räumlichen und Zeitlichen thätig werden. Leugne ich dies, so bleiben zuletzt nur lauter verneinende Bestimmungen für einen Gott, mit welchem mir in keiner Weise etwas geholfen ist. Meine Seele lebt in und mit mir an einem bestimmten Orte und zu einer gegebenen Zeit, und wenn die Physiologie erweisen konnte, welche Gestalt sie hätte, wie sie entstände, wo sie säße, in welcher Weise sie wirkte u. s. w., so würde ich mich darüber sehr freuen. Warum soll das Geistige nicht in Verbindung mit dem Materiellen, und dessen Urquell, oder höchste Blüthe sein? Entsteht denn erst wahres Leben, wenn ich das Geistige aus der ganzen sichtbaren Welt hinausweise, und dann nicht weiß, wo und wie ich es ansiedeln könnte?

85) Zu dem, was Herr Erdmann über Friedrich II. gesagt hat, füge ich nur Weniges hinzu.

a) Bei Beurtheilung seiner religiösen Ansichten, muß man die verschiedenen Zeiträume seines Lebens unterscheiden. Er hatte zugelernt; aber freilich keinen genügenden Beweis der Unsterblichkeitslehre gefunden, ohne deshalb unglücklich, oder seinen Pflichten ungetreu zu werden. Eines künstlichen Beweises für das Dasein Gottes bedurfte er nicht: dies war ihm unmittelbar über allen Zweifel gewiß. Wie hoch er Christi Lehre stellte und sie duldsamer anwandte als unzählige Theologen, dafür zeugen seine Schriften und seine ganze Regierung.

b) Friedrich ging gar nicht darauf aus, einen Widerwillen gegen alle Schranken einzuimpfen, vielmehr forderte er strengen Gehorsam. Auch war er kein Feind aller Korporationen, sondern hatte große Geduld mit ihren Mängeln, z. B. denen der Zünfte, der Städte u. s. w.

c) Der Gegensatz von Gewordenem und Gemachtem ist zu scharf ausgedrückt (S. 293, 6): alles Gemachte ist auch geworden, und alles Gewordene gemacht.

d) Zur Jugendzeit Friedrichs II. gab es keine lesenswerthe deutsche Litteratur: über ihre Zukunft hat er mit prophetischer Begeisterung gesprochen.

e) Die Fabel von einem wirksamen Kaiserreich deutscher Nation, zieht sich bei wohlwollend Leichtgläubigen durch Jahrhunderte hindurch. Und doch war dasselbe in Wahrheit schon mit dem Untergange der Hohenstaufen ebenfalls zu Grunde gegangen. Erst durch die Hohenzollern entstand ein neuer deutscher Kern, ein frisches der größeren Entwickelung fähiges Leben, ein Gegensatz zur Nachäfferei des Französischen, ein Zurückdrängen der atomistischen Kleinstaaterei. Es war das Höchste von verkehrter ungeschichtlicher, unpatriotischer Ansicht, noch bis zum Juli 1866 in der Zerstückelung Preußens eine glückliche Wiedergeburt Deutschlands zu sehen!

f) Es bleibt ein großer und wesentlicher Fortschritt, die grundlose Mannigfaltigkeit willkürlicher Rechtsgewohnheiten, und die Besprenkelung mit justinianischen fremden Brocken zu beseitigen, und den gleichartigen, staatlich Verbundenen, ein einfaches, gemeinsames, verständliches Gesetzbuch in deutscher Sprache einzuhändigen. Kein Unbefangener bezweifelte, daß es einer Fortbildung bedurfte, und sie ist ihm mehr zu Theil geworden, als den symbolischen Büchern.

86) Wenn Basedow die Unsterblichkeit daraus folgerte daß man alsdann glücklicher sein werde, so wird dies allgemeiner und erfreulicher einleuchten, als wenn er sagt: die Seele ist unsterblich, weil sie einfach ist (S. 293, 7).

87) Alle geheimen Gesellschaften führen nur zu leicht in Irrthum und Tyrannei: aber die neuere Geschichte zeigt auch öffentliche Verbindungen, welche allgemeiner, gefährlicher und verdammlicher waren, als jene ersten (S. 293, 8).

88) Ich kann mich noch immer nicht überzeugen daß alles Eklektische, Synkretistische, nothwendig unsystematisch sein müsse. Aristoteles nahm Vieles auf von Plato, Spinoza von Descartes, Wolf von Leibnitz, Fichte von Kant u. s. w. unbeschadet dem gelungenen Bestreben nach systematischem Zusammenhang. Jede höhere Organisation kann chemisch

oder anatomisch zerlegt werden, war aber dennoch zuvor ein einiges, lebendiges Ganzes (§. 293, 9), (Nr. 1).

89) Es war ein natürliches und löbliches Bestreben die Philosophie weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und sie nicht in eine abstruse, esoterische, spitzfindige Künstelei der Schule, in nochmalige Scholastik ausarten zu lassen. Die Scholastik der Neuzeit (die sich trotz alles Widerstrebens noch immer anmaßlich breit macht) ist aber allerdings von der alten Sophistik und der Scholastik des Mittelalters wesentlich verschieden (§. 294). — Lassen wir die Frage über den inneren Werth und das Verhältniß der Schul- und Weltphilosophen in diesem Augenblick ganz bei Seite, so kann man doch behaupten daß diese (z. B. Mendelssohn, Garve, Engel) besser deutsch schrieben, als jene: — ein Vorzug an welchem die damals französisch schreibenden Mitglieder der Berliner Akademie nicht Theil nahmen. Wenn jene Männer die gesammte Dogmatik jener Zeit in ihr Credo aufgenommen hätten, so mußten sie zugleich ihren philosophischen Standpunkt aufgeben und sich ins zwölfte Jahrhundert zurückversetzen.

90) Ich habe in meiner Jugend einige Thorheiten begangen, die ich (sofern mich mein Gedächtniß nicht ganz verläßt) nie vergessen werde. Dies ist eine ewige Strafe, wenngleich keine Höllenstrafe. Aber annehmen daß, wegen eines Vergehens, wofür mich ein irdischer Gerichtshof kaum in fünf Thaler Strafe nehmen dürfte, mich eine ewige Strafe aus Dantes liebenswürdig milder Hölle treffen sollte, ist (wie man auch eine Erklärung herbeikünsteln möge) Unsinn und Gotteslästerung (§. 294, 13).

91) Die Erzählung von den Ringen im Nathan zeigt mir ihren Zweck so deutlich, daß ich gar kein Bedürfniß fühle sie weiter zu deuten und umzudeuten; und ebensowenig habe ich Veranlassung zu forschen und zu vermuthen was Nathan meine und glaube. Viele denen die große, weithistorische Wichtigkeit und Bedeutung des Werkes ungelegen ist, möchten es durch angeblich scharfsinnige in Wahrheit unpassende, kleine Zweifel herabziehen und verkümmern (§. 294, 15).

92) „Man soll die Offenbarungswahrheiten allmälig in Vernunftwahrheiten verwandeln (§. 294, 16)." — Warum nicht, wenn es geht. Ich kann mit den gewöhnlichen Erklärungen und Begriffen von Offenbarung und Wundern nicht auskommen; sie sind mir viel zu enge. Ich sehe überall Offenbarungen und Wunder!

93) So bin ich denn, nicht durch eigene Kraft, sondern fortgetragen auf dem sicheren Schiffe meines Freundes, bis zu dem „Alles zermalmenden Kant" gekommen. Die ergötzliche, eklektische Dilettanten-

philosophie reicht einem Systeme gegenüber nicht mehr aus, welches so umfassend, ineinandergreifend, folgerecht, seit dem großen Aristoteles nicht da war. Wenn einerseits diese Eigenschaften das Verständniß erleichtern mögen, so fanden sich selbst für ausgezeichnete Männer der Schwierigkeiten so viele, daß es gar nicht nöthig ist von mir zu sprechen. Ob die späteren, meist nach einzelnen Richtungen über Kant hinausforschenden und lehrenden Männer die Wissenschaft im Ganzen wirklich weiter gebracht haben; dies zu entscheiden hat kaum irgend Einer das Recht; ja es prüfen geht schon über meine Kräfte hinaus. Kant würde gewiß die Fortschritte der späteren, unter sich uneinigen Schulen leugnen; oder ein Verehrer desselben fragen: ob sich vielleicht seine Nachfolger und Berichtiger analog zu ihm verhalten wie Stoiker und Epikureer zu Aristoteles (§. 296, 4).

94) Die Frage: „Sind synthetische Urtheile a priori möglich", scheint mir eine Variation zu der Frage über angeborene Ideen zu sein; oder, ganz materiell ausgedrückt: giebt es im Menschen ein selbständiges, von innen heraus erzeugendes Organ? (§. 298, 1).

95) Fortschreitend (298, 2) kommt meine philosophische Unfähigkeit niederschlagend zu Tage. Die Frage: wie ist Mathematik, wie ist Naturwissenschaft möglich, kümmert mich so wenig als die: wie bin ich möglich. Und neben dieser erkünstelten kolossalen Skepsis geht nebenher die sich selbst ungemein vertrauende Dogmatik, von der Allgemeinheit und Nothwendigkeit aprioristischer Erfindungen und Lehrsätze. „Die Seele", heißt es, „muß unsterblich sein"; ob aber 4 und 3 sieben sei, läßt sich durch sogenannte Analysis nicht herausbringen.

Daß Raum und Zeit erst durch das Denken der, sehr spät erschaffenen Menschen in die Welt gekommen, daß sie nach dem Aussterben dieses Denkens aufhören würden, ist mir völlig unbegreiflich. Künstliche Deutungen, Erklärungen daß ich gar nicht verstehe was Kant lehre, haben mich noch immer nicht aufgeklärt.

Hätten wir Augen wie ein Mikroskop, oder wie ein Teleskop, so würden wir Augen unserer jetzigen Beschaffenheit für mangelhaft und täuschend erklären. Kann es nicht Geschöpfe geben, denen die angeblich unfehlbaren Ergebnisse unserer aprioristischen Forschungen gleich mangelhaft und täuschend erscheinen?

Der ungemeine Scharfsinn, welcher sich bei Entwickelung der sogenannten Antinomien zeigt, erweiset zuletzt doch nur daß wir sehr Vieles, und höchst Wichtiges, nicht wissen und nicht wissen können (§. 300, 3).

Daß, nachdem die eine Hälfte der Vernunft (die theoretische) bankerott gemacht hat, die zweite Hälfte (die praktische Vernunft) die Schulden bezahlen und Kapitalien sammeln soll, ist doch nur eine escapade und steigert das Vermögen nicht über den ursprünglichen Besitzstand hinaus. Diese doppelte Buchhaltung mag die Rechnungen erleichtern und ordnen, der Gesammtbestand der halbirten Kassen wird dadurch nicht größer. Im Vergleiche mit einer bloß sinnlichen und genußsüchtigen Sittenlehre, ist die kantische ernst, großartig und erhaben. Reicht es denn aber aus lediglich zu erfahren, „was sich über das Handeln der Menschen a priori feststellen läßt?" Fehlt denn nicht die inhaltreichere, täglich sich aufdringende zweite Hälfte des a posteriori? Ist eine allgemeine Regel genügend für alle Persönlichkeiten, Berufsarten, Bildungsstufen u. dgl.? Genügt eine abstrakte Formel für alle konkrete Fälle? Weiset die oft ausgesprochene Lehre: „trachte nach Vollkommenheit", nicht schon hin, auf die Nothwendigkeit einer mannigfaltigen Untersuchung und Thätigkeit? (§. 300, 6). Es ist sehr schwer zu entscheiden, was für alle Menschen allgemeines Gesetz sei, ob es für einzelne Personen, für einzelne Fälle zu modifiziren, näher zu bestimmen sei. Die Vorschrift: „was ihr wollt das euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch", ist verständlicher und führt sogleich zu Untersuchungen über das unmittelbar Anwendbare. Man soll weder dem Belieben des Einzelnen allgemeine Gültigkeit beilegen, noch mit dem angeblich allgemein Gültigen, die Verschiedenheit des Individuellen todtschlagen wollen, oder dasselbe doch als unwürdig und werthlos zur Seite werfen. Gewisse sittliche Vorschriften und Beurtheilungen können z. B. niemals für Geistliche und Offiziere ganz dieselben werden. Ich kann nicht finden daß Kant hier „die Macht des Einzelnwesens sehr hoch stellt" (§. 301, 1). (Siehe den Artikel Kant in meiner Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik und meine Litteraturgeschichte.)

Die Hoffnung „daß alle Streitigkeiten über Philosophie durch Kant's System ein Ende nehmen würden (§. 303, 1)", konnte und sollte nicht in Erfüllung gehen.

96) Soll Schiller mit einem der griechischen Tragiker verglichen werden, so steht ihm der philosophirende und rhetorisirende Euripides weit näher als Sophokles (§. 303, 4).

Unter allen bedeutenden Philosophen war Fichte gewiß der Ungelehrteste und in allen seinen, die Wirklichkeit betreffenden Vorschlägen, völlig unbrauchbar. Gilt dies doch auch von seinen spätern populären Schriften, z. B. dem Handelsstaate, den Erziehungsplanen, dem lederneu Weltgelde, dem politischen Ephorate, den Landvertheilungen u. s. w.

Auf die Spitze seiner Idealistik hinaufzuklettern, habe ich weder Neigung, noch Bedürfniß; und käme ich hinauf, so würde ich sogleich wieder herunterfallen. Schärfer als ich urtheilte ein viel bedeutenderer Mann, nämlich Schleiermacher (Lebenserinnerungen 1, 84). — Daß Fichte ein Mann war von edelem Charakter, wird allgemein anerkannt; über seine Anmaßung a priori, und seine geringen Kenntnisse a posteriori klagte Johannes Müller bitterlich. Dies Alles unbeschadet seiner großen Verdienste um unser Vaterland.

97) Je weiter man in H. Erdmanns Geschichte hineinliefet, desto frober muß man werden; denn jeder neue Meister überbietet den anderen und bringt „den Fortschritt nothwendig zu einer höheren Stufe" (§. 316, 1). Man vergißt ganz, daß die Dinge in der Welt gewöhnlich einmal kulminiren, und nach dem Steigen auch wohl ein Sinken eintritt. Störend aber wirkt es, daß unter den thätigen Meistern und Schulern nicht bloß Mannigfaltigkeit wissenschaftlichen Forschens eintritt, sondern auch unwissenschaftliches, keineswegs humanes Gezänk. Es ist nicht bloß keineswegs meines Amtes, tantas componere lites, sondern schon mir ganz zuwider, sie genauer kennen zu lernen. Erlebt habe ich deren aber freilich nur zu viel, und ich erinnere beispielsweise an Kant und seine Gegner, Fichte, Schelling, Hegel, Neander, Schleiermacher, Fries, Herbart, Schopenhauer, — anderer dii minorum gentium nicht zu gedenken.

In Beziehung auf Schleiermacher darf ich an Bemerkungen erinnern, die ich ihm mittheilte um Belehrungen zu erhalten (Lebenserinnerungen 1, 84); ferner wagte ich eine populäre Recension von Hegels Encyclopädie zu entwerfen, welche er prüfte und billigte (abgedruckt in meinen vermischten Schriften).

Wenn Reinhold und Fichte Verwandlungen erfuhren, dann Schelling nicht mindere. Dem naturphilosophischen Flügelkleide, folgte eine theologische Verpuppung; jedoch erst nach langem, unthätigen Zwischenraume.

98) „Wenn die Wissenschaftslehre keine Natur statuirt", so ist sie gewiß nicht eine hohe, oder gar die höchste Stufe philosophischer Entwickelung, und Schelling konnte seine breitere Lehre nicht daran anknüpfen. Eben so wenig ist er verantwortlich für alle Ueberschreitungen und Thorheiten von manchem seiner Schüler. Im Allgemeinen läßt sich aber nicht leugnen, daß trotz allem Reden von Natur, die meisten Naturphilosophen von der gesammten Wirklichkeit nichts wußten, oder sie doch nicht gehörig berücksichtigten, und deshalb bei echten Physikern bis auf den heutigen Tag, in dem schlechtesten Kredit stehen. Wenn jedoch

Schelling selbst den Grundsatz annimmt: „daß die quantitativen Unterschiede der Materie, aus dem verschiedenen Verhältniß der Repulsions- und Attraktionskraft abzuleiten seien (§. 317, 1)", so kommt er wohl über quantitative Verhältnisse nicht hinaus, und jede Mannigfaltigkeit der Welt geht verloren. Auch stellt alles „Polarisiren" dieselbe nicht wieder her. Eben so wenig hat Schellings spätere mythische Theologie eine neue Verbindung mit einer besser erkannten Natur knüpfen können. Die Lehre von der Freiheit ist durch Schellings Schrift nicht wesentlich weiter gebracht worden: sie bleibt ein offenbares Geheimniß.

Sonderbar: wenn ein Philosoph ein neues System in die Welt setzt, so wird es meist von begeisterten Freunden gepriesen als rechtmäßig, unausbleiblich, nothwendig. Kaum aber hat es einen Taufnamen erhalten, so schreit man von vielen Seiten: es sei ein Wechselbalg, und eine neue Zeugung und Geburt an der Zeit.

99) Es ist auffallend daß die Franzosen (dies beweglichere Volk) Alles zu Allem gerechnet, länger an einer bestimmten philosophischen Ansicht festhalten, als die Deutschen. Dies hängt wohl damit zusammen, daß, im Durchschnitt, die französischen philosophischen Werke lesbarer und verständlicher geschrieben sind, als die deutschen. Die Annahme: die letzten seien um deswillen tiefsinniger, ist eine bloße Voraussetzung, eine petitio principii. Gewiß erlangen jene eine größere, wirksamere Verbreitung, das philosophische System geht in das Leben, in Handlung über, man erkennt in dem Leben und Handeln die mächtige Einwirkung des Systems. Hingegen geben manche wortreiche inhaltleere, abstruse, spekulative Lehren der Deutschen, fast nie eine nota characteristica für ihre Bekenner und Besitzer. Man merkt keinen entscheidenden Einfluß auf Ernst oder Heiterkeit, Genießen oder Entsagen, Tugend oder Laster; der Philosoph existirt neben seiner, ihn weder tröstenden, noch beunruhigenden Philosophie.

100) Es kann dem Laien ein Trost sein, wenn auch ein Meister (wie Herbart) Kants Lehre von Raum und Zeit verwirft (§. 321, 2). — Das Wesen der Dinge liegt, unabhängig von menschlicher Betrachtung in ihnen selbst; sie kommen nicht erst dadurch zu Verstande, daß wir unseren Verstand an ihnen üben (§. 321, 4).

Der Ausdruck: „qualitativer Atomismus", verbindet in Wahrheit Qualität und Quantität.

101) Warum soll in den sogenannten individualistischen Systemen, „kein Platz für das sein was der religiöse Mensch Gott nennt?" (§. 321, 8). Nur als Person kann ich mich zu dem Gedanken Gottes erheben, ihm vertrauen, auf ihn hoffen. Verschwimme ich im Ganzen, so verschwindet

mindeſtens der perſönliche Gott und höchſtens bleibt ein bewußtloſes Weltall.

102) Ich habe ſoeben über die Dunkelheit mancher deutſchen philoſophiſchen Schriftſteller geklagt. Manche Hauptſätze Schopenhauers leiden nicht an dieſem Fehler; z. B. wenn er ſagt: „wenn die denkenden Weſen wegfielen, gäbe es weder Sinnenwelt, noch Natur (§. 321, 10). — Ich leugne was der Religioſe Gott nennt. — Alles Einzelne iſt Täuſchung, Maja, Schein. Unſterblichkeit iſt Wahn u. ſ. w. (§. 321, 11). — Die völlige Nichtigkeit des Einzelweſens ſteht mir feſt (§. 321, 1)." — Und doch war der Mann ſo außerordentlich eitel!

103) Daß Solger ſo früh ſtarb, war nicht bloß ein Verluſt für ſeine Freunde, ſondern auch für die Wiſſenſchaft. Eine ſolche Verbindung klaſſiſcher und philoſophiſcher Bildung iſt ſehr ſelten. Ich habe viel von ihm gelernt und mich viel mit ihm geſtritten, z. B. über die Ironie. Gewiß brauchte er und Tieck das Wort in einem höheren, ganz außergewöhnlichem Sinne. Aber eben deshalb war es unglücklich gewählt, und Mißverſtändniſſe und Streitigkeiten ließen ſich vorausſehen (S. 543).

104) Steffens (§. 322, 4) hat wohl ſo viele Wandlungen durchlebt, als Reinhold, oder Fr. Schlegel; ein Beweis eigenthümlicher Lebenskraft. Variationen eines Themas, ſchließen aber nicht nothwendig in ſich den Beſitz und das Beherrſchen vieler, mannigfaltiger, zuſammenhängender und zuſammengehöriger Melodien.

105) Der wahre Nationalismus, das heißt auf deutſch: die Vernunftgemäßheit, kann nie unwiſſenſchaftlich und vernunftlos ſein (§. 325, 9).

106) Wenn man von „abſchließenden Syſtemen" (§. 326) in der Mehrzahl ſpricht, ſo ſcheint darin die Hindeutung zu liegen, daß es über denſelben noch ein höheres, letztlich abſchließendes Syſtem geben, oder dieſes ſich entwickeln müſſe. Nehme ich an, daß das Hegel'ſche Syſtem dieſer Forderung unbedingt genüge, ſo iſt ein weiteres erhebliches Fördern der Philoſophie eigentlich unmöglich, oder die ganze Bewegung beſchränkt ſich auf einiges Beſſern, — oder verſchlechtern, innerhalb des, von Rechtes wegen herrſchenden Syſtems. Gegen den ſich hier anreibenden Vorwurf ungebührlicher Anmaßung ließe ſich anführen daß Hegel (abweichend von vielen Philoſophen) jedem früheren Syſtem einen Antheil an der Wahrheit, daß er ihm verhältnißmäßig Lebensrecht und Lebenskraft zugeſteht, mithin eine Ausſöhnung mit ſeinem Syſtem wohl für möglich hält.

Bei aller Vorliebe für Hegel hat Hr. Erdmann einige Schwächen des Hegel'schen Systems, z. B. die Physik und Naturphilosophie nicht unberührt gelassen. Ich erinnere mich daß hier Sprache und Inhalt vor Jahren mich so erschreckte, daß ich diesen ganzen Theil mit Stillschweigen überging.

107) Hr. Erdmann hat die höchst mühsame und dankenswerthe Arbeit übernommen, die deutsche Philosophie nach Hegels Tode zu schildern. Wahrscheinlich aber werden (aus vielen Gründen) eine große Zahl der charakterisirten (oder nicht charakterisirten) Schriftsteller keineswegs mit ihm zufrieden sein. Er wird das Schicksal dessen erleiden, der in einen Ameisenhaufen tritt, oder in ein Wespennest sticht. Ich stehe außerhalb dieser Gefahren, und kann mich entfernen sobald das Summen mir den Kopf zu sehr einnimmt.

108) Wenn man die große Zahl von Schriftstellern betrachtet, welche sich nach Hegels Tode mit Philosophie beschäftigten, so muß die Theilnahme, die allgemeine Bildung erfreuen, welche sich dadurch unleugbar offenbart. Andererseits drängt sich die krittelnde Besorgniß auf: jene große Zahl deute hin auf eine durchschnittliche Mittelmäßigkeit und den Mangel eines überlegenen, herrschenden Chorführers. Abgesehen von der versteinernden Lehre: daß irgend eine Philosophie für alle Zeiten fertig sei, und keine weitere Entwickelung mehr stattfinden könne, kommt man doch auf die Vermuthung, daß, wo neue erzeugende und erschütternde Offenbarungen fehlen, selbst die löblichste Thätigkeit sich (wie gesagt) nur auf Berichtigen des bereits Gegebenen erstrecken könne.

109) Allerdings hat Hegel sich bemüht die Philosophie und die Dogmen zu einigen (§. 331); indeß kommt es mir vor, als habe er bisweilen beide zugleich, oder abwechselnd, auf das Bett des Prokrustes gebracht.

Kants allgemein verpflichtender kategorischer Imperativ, ist sehr weit entfernt von einer übertriebenen Individualisirung, wie sie etwa Protagoras behauptete. Die Lehre von der Bedeutung eines größeren sittlichen Organismus, steht also mit Kant nicht im Widerspruch, sondern im Einklange mit demselben.

Manche Anklänge aus der französischen Revolution in Kants Systeme, sind aber jetzt allerdings als verschollen zu betrachten.

110) Nicht von bloßen Berichtigungen, Widerlegungen, Bestätigungen eines deutschen Systems handelt es sich, wenn der „einst von Hegel aus Berlin weggedrängte Beneke sagt: „In der wahren Philosophie, die mit dem Bruche mit der Scholastik beginnt, sind die Engländer und Franzosen, ja selbst die Italiener uns weit voran, die

deutsche Philosophie steht noch in ihrer Kindheit" (§. 334). Es genügt nicht diese kühne Behauptung zu leugnen, vielmehr wünsche ich daß Hr. Erdmann die Philosophie jener Völker ebenso wie die der Deutschen behandele, darstelle und zugleich erweise: jedes Volk müsse seine eigene Philosophie haben, wie seine eigene Sprache.

111) „Wenn die Frage nach logischer Begründung und dialektischer Entwickelung bald als völlig gleichgültig erschien (§. 335, 1)", — so scheint mir dies ein Beweis zu sein daß es an unbedeutendem Wortkram nicht gefehlt, daß man viel leeres Stroh gedroschen hatte.

112) Hat sich „die trinitarische Frage in der modernen Theologie, zu der nach der Persönlichkeit Gottes umgestaltet" (§. 335, 3), so ist diese Theologie und eine ihr beistimmende Philosophie wohl einleuchtender und vernünftiger, aber keineswegs im alten Sinne orthodox.

113) Anstatt umständlich über diejenigen Schriftsteller zu sprechen, welche Staat, Religion, Ehe, Eigenthum, Nationalität abschaffen wollen (§. 340, b, 341), lasse ich mich am Schlusse, heiter und dankbar, durch die Hrn. Voyc und Trendelenburg zu einer mir verständlicheren keineswegs revolutionairen Philosophie zurückführen.

Diese persönliche Bemerkung bringt mich zu einer allgemeineren. In unseren Tagen hält man es nicht für einen tiefsinnigen und nothwendigen Standpunkt, die Philosophie mit sich selbst zu beginnen (wie im Wesentlichen Descartes und Bacon); sondern man glaubt mit Recht, daß wahrhaft dauernde Blüten und Früchte, nur aus dem alten überreichen Stamme der Geschichte der Philosophie hervortreiben können. Dieselbe soll aber nicht (wie manche berühmte Rechtsgeschichte) persönliche Nachrichten, Büchertitel und Ausgaben vorzugsweise im Auge behalten, vielmehr den gesammten Geist der Vergangenheit ergreifen, entwickeln, darstellen; wodurch man unausbleiblich auch Neues vorbereitet und zu Tage fördert. So wird die Philosophie der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein Ganzes, welches in Stücke zu zerfallen keineswegs größeren Reichthum erzeugt, sondern Stillstand, ja Rückschritt herbeiführt.

Wenn man mir vorwirft, das in meinen Schriften (und auch hier) über Philosophie Ausgesprochene sei flach und unbedeutend, so antworte ich mit den Chemikern: gleichwie sich Körperliches mit Körperlichem nur in gewissen Quantitäten (Aequivalente) verbindet, und alles darüber hinaus Dargebotene ungenutzt zur Seite liegen bleibt; — so auch im Geistigen — so auch in mir.

Theologisirende Briefe aus Meran.

(1850.)

I.

Das neue Testament soll kein Geheimgut eines bevorzugten Standes, oder sogenannter Gelehrten, sondern ein Gemeingut aller Christen sein. Es ist aber keineswegs überall so klar und leicht verständlich, daß nicht Mißverständnisse und Mißdeutungen (selbst unter Theologen von Fach) unausbleiblich wären. Gewiß bleibt es nützlich, daß auch Laien und Uneingeweihte sich bestreben zu klarer Einsicht zu gelangen, und daß sie, selbst ihre verkehrten, Bedenken offen aussprechen, um für Belehrungen zugänglicher zu werden. Ich nehme diese heilsame Berechtigung auch für mich in Anspruch.

In verschiedenen Lebensaltern und Lebensverhältnissen macht das neue Testament einen verschiedenen Eindruck; und was man in dieser Beziehung über große Schriftsteller (z. B. Thucydides und Tacitus) bemerkt hat, findet hier noch bestimmtere Anwendung.

Welch Buch (fragt man oft) würden Sie unter allen auswählen, wenn sie in voller Einsamkeit, etwa auf einer wüsten Insel, leben müßten? Der eine nennt Homer, der zweite Dante, der dritte Göthe u. s. w. Ich würde (ganz abgesehen von streng theologischen Beziehungen) schon deshalb das neue Testament wählen, weil es mehr als irgend ein Buch zu Gedanken anregt. In ihm ist aller Glaube und aller Zweifel vorhanden, Stoff für die abgeschlossenste Dogmatik und die ausgedehnteste Skepsis, für die umfassendste Arbeit und Reinigung des Geistes.

Vier Evangelisten. Warum nur vier? nicht mehr, nicht weniger aus so vielen? Daß Gott es in seiner Weisheit aus zureichenden Gründen so gewollt, ist eine Antwort die auf alle Dinge und Ereignisse in der Welt paßt, die aber keine eigentliche Einsicht und Erkenntniß gewährt. So hat Gott auch den Untergang der Trauerspiele des Sophokles

und der Bücher des Livius gewollt; was aber die Frage oder den Wunsch nicht unterdrückt, daß lieber unbedeutende Schriftsteller möchten verloren sein.

Die Zahlenmystik, welche Manche in jener Vier gefunden, oder vielmehr gesucht haben, erscheint mir ganz willkürlich und noch weniger bedeutsam als die Zahlenlehre der Pythagoräer.

Ueber Ursprung, Alter, Wechselwirkung u. s. w. der vier Evangelien sind allmälig so viel Hypothesen aufgestellt worden, als jene Zahl Versetzungen und Umstellungen erlaubt: es wäre ganz unpassend und ginge über meine Kräfte hinaus, hierüber umständliche Prüfungen anzustellen. Gewiß ist man noch zu keinem bestimmten Ergebniß gekommen; und ebenso ungenügend ist unsere Kenntniß über die Personen der vier Evangelisten. Gott muß auch seine Gründe gehabt haben uns in dieser Unwissenheit zu lassen; — mir wäre, aufrichtig gesagt, ein genaueres Wissen viel lieber, und auch die Theologen würden es zuletzt gern sehen, wenn jemand im Stande wäre diese Räthsel zu lösen und die Dunkelheit aufzuhellen.

Evangelium Matthäi.

Man hat in neueren Zeiten zu beweisen gesucht die Einleitungen zur Ilias und Odyssee wären später hinzuerfunden und vorgesetzt. Wie dem auch sei, ich halte sie für zweckmäßig und vortrefflich. Meines Erachtens ist das Geschlechtsregister Christi (wie das mancher, zur Herrschaft gekommenen Familien) hintennach (und abweichend im Lukas 3, 24) erfunden worden, und Joseph der Zimmermann hat sich schwerlich träumen lassen, daß er vom Könige David abstamme, und ein herabgekommener Sprosse des legitimen Herrscherhauses sei. Wozu aber das ganze Geschlechtsregister, wenn Joseph nicht der Vater Christi ist? Jenem zu Ehren wird es doch nicht aufgestellt: und am wenigsten bedarf es dieser, wenn er, höheren als davidischen Ursprungs, wenn er vom heiligen Geiste erzeuget war. Mir erscheint das ganze Geschlechtsregister, als eine unzweckmäßige Erfindung.

Christi Persönlichkeit ist von der aller anderen Menschen so verschieden, er besitzt einen so ganz eigenthümlichen höheren Geist, daß jedenfalls für Eingebung desselben eine göttliche Einwirkung nöthig ist: — mag nun dabei ein menschlicher Vater hinzugedacht, oder hinweggedacht werden. Wenn aber dieser menschliche Vater beseitigt wird, warum nicht auch die Mutter, und dann eine unmittelbare Schöpfung wie die Adams?

Möglich, daß ein Traum den Joseph bestimmte Maria nicht zu verstoßen, und daß hier Gründe wirkten und Bedenklichkeiten beseitigt wurden, welche wachend größer erscheinen mochten: warum aber Träume und wunderbare Engelerscheinungen da häufen, wo der gesunde Menschenverstand ausreichte einen angemessenen Beschluß zu fassen? (8, 20; 9, 12, 13, 19, 22 u. s. w.)

Daß Joseph mit Maria später Kinder zeugte, ergiebt sich aus mehreren Stellen (1, 25; 12, 46; Marc. 6, 3) und die Deutung es sei hier nicht von Blutsverwandten die Rede, erscheint wohl unhaltbar, da sie Jesus selbst (Vul. 8, 21) von denen unterscheidet, welche er im höheren allgemeineren Sinne seine Brüder und Schwestern nennt. Diese Wahrheiten oder Zweifel machen aber einen unangenehmen, herabziehenden Eindruck, und ich finde es sehr natürlich, daß man sie hinweg zu deuten sucht.

Manche Ansichten und Ausdrücke stehen in wesentlicher Verbindung mit mangelhafter Kenntniß der Natur, und der heutige Forscher wird z. B. schwer begreifen, woher ein Stern kam und wo er blieb, nachdem er den Weg bis Bethlehem gezeigt hatte. Ebenso bezieht sich die Angabe: der Himmel that sich auf, und Aehnliches, auf eine Meinung von einem Himmelgewölbe, das nicht vorhanden ist. (Vgl. Offenb. Joh. 6, 13. 7, 1.)

II.

So wie man die Evangelien in die Hand nimmt, treten uns Wunder aller Art entgegen, für Viele der Grund festen Glaubens an die Wahrheit der Thatsachen und der Lehre; — für Andere der Grund lauten Tadels und unlösbarer Zweifel. Nur um der Wunder willen halten jene das Christenthum für beglaubigt; nur um der Persönlichkeit und der Lehre Christi willen, möchten diese gern die Wunder sich gefallen lassen und sie unbezweifelt mit in den Kauf nehmen. Wenden wir, ohne diese Rücksicht auf Christi Persönlichkeit, die gewöhnlichen Grundsätze der Kritik an, so erscheinen Beweis und Zeugniß für die evangelischen Wunder nicht größer als für viele andere, die wir verwerfen.

Daß die schaffende Allmacht, welche die Gesetze für die Natur aufstellte, auch Ausnahmen und Unterbrechungen derselben könne eintreten lassen, wird niemand leugnen; aber nur leichtgläubiger Aberglaube erfreut sich an Ausnahmen, ich möchte sagen um nichts und wieder nichts. Daß auf Bitte, oder Befehl thörichter Juden die Sonne (oder die Erde) still stehe, oder es Jahre lang nicht regne, ist ein so absurdes

Wunder, daß es eher zur Gotteslengnung, als zur Verehrung seiner Weisheit und Allmacht führen könnte.

Gottes Vorsehung, sagten vor Kurzem Viele, hat sich darin wunderbar offenbart, daß er Seseloges Hand und des Königs von Preußen Arm so lenkte, daß dieser nicht erschossen ward. Ich bin weit entfernt zu bekritteln, daß man bei so ernsten Veranlassungen, des höheren Waltens gläubig und dankbar gedenkt; wäre denn aber der Glaube an die göttliche Vorsehung erschüttert, wenn der König das Leben verloren hätte? Oder war sie ohnmächtiger, als Ravaillac den besten König Frankreichs wirklich ermordete?

In den Actis Sanctorum sind zahllose Wunder, durch unzählige Zeugen erwiesen. Ich bedarf ihrer nicht zur Befestigung meines Glaubens an Gott und Vorsehung; dafür sind unendlich größere Beweise zur Hand.

Daß binnen so vielen tausend Jahren, von so unzähligen Blinden, Lahmen u. s. w. nur ein halbes Dutzend in einem Winkel der Erde geheilt wurde; könnte zu der Frage führen: warum nur diese, warum so wenige, warum keine Hülfe für alle übrigen bis auf den heutigen Tag, warum überhaupt keine Abhülfe für so vieles Elend und ungetröstleten Jammer? Wer keinen festeren Boden des Glaubens hat, kann sich leicht auf diesem Wege zum Atheismus hinüber grübeln.

Dem bloßen Verstande (erwiedert man) ist Vieles unbegreiflich, wobei sich die höhere Vernunft leichter beruhigt.

In Allem was ich sehe, höre, denke, fühle, erkenne ich die allergrößten erstaunenswürdigsten Wunder. Nur die Gewohnheit konnte dagegen abstumpfen, und die Aufmerksamkeit auf Dinge hinlenken, welche, damit verglichen, nur kleinliche Kuriositäten sind. Alles ist ein Wunder; nicht sofern es die göttlichen Gesetze aufhebt, sondern dieselben offenbart, und durch Demuth der Gottheit näher bringt.

Die Zeugung des Menschen, Leben und Tod, die Ordnung und Bewegung des Weltalls, die Unsterblichkeit der Geschlechter, das Festhalten der Individualität von Thieren und Pflanzen, die gleichartig wiederkehrenden Farben, Sehen, Hören, Denken, Fühlen: — Alles ist ein Wunder, rein erfreulich, unbezweifelbar, den Glauben befestigend, zum Forschen und Erkennen antreibend.

Aufgehend in diesen unendlichen Reichthum der Größe und Allmacht; bedarf ich keines Mikroskops um irgend ein kleines, bezweifeltes Wunder aufzusuchen, und darin Stoff für Glauben, oder Zweifeln zu finden. Mein Wunderglaube ist unerschöpflich, allumfassend, und

in seinem Reichthum froh, zuversichtlich und demüthig zugleich. Meran, 27. August 1850.

III.

Wer sich (wird man sagen) mit den Wundern des neuen Testamentes so leichtsinnig abfindet, was bleibt dem für ein Beweis seiner Göttlichkeit? — Ich antworte: die Bergpredigt, das Unservater, und so viele Sprüche wie: richtet nicht, liebet eure Feinde, was ihr wollt daß euch die Leute thun sollen, liebe deinen Nächsten wie dich selbst u. s. w. u. s. w.

Diese Worte und Lehren erschallen wie ein ungeahnetes Wunder durch die Jahrhunderte, aus ihnen erwächst, oder soll erwachsen eine neue, heiligere Zeit; — und wenn dies nicht geschieht, so ist der Mangel des rechten Glaubens daran Schuld, welcher vorzieht mit Aberglauben Götzendienst zu treiben.

Wenn Christus sagt: er sei gekommen die Menschen gegeneinander zu erregen; so dachte er nicht an bitteren Zank und grausame Verfolgungen um dogmatischer Spitzfindigkeiten willen; sondern an Durchführung jener großen, welterlösenden Grundsätze. Nur in dieser richtigen Beziehung ist sein Joch sanft und seine Last leicht; — nicht aber wenn die sich widersprechenden Ausgeburten mancher theologischen Schulen hinzugethan werden.

Der einfache gesunde Menschenverstand ist gesicherter gegen überkünstliche Auslegungen und Mißdeutungen, als der Scharfsinn der haarspaltenden Schulweisen; doch giebt es auch Gesammtrichtungen der Zeit, welche in der Schrift Bestätigung ihrer einseitigen Ansichten suchen und finden.

So konnten die viel gescholtenen und verspotteten Bettelmönche allerdings behaupten, daß die Grundlage ihrer Regel im Evangelio ausgesprochen und anempfohlen sei (10, 9—10). Ihre Entsagung des Eigenthums trat unmittelbar Niemandem zu nahe, und für freie Dienstleistungen mochten sie freie Gaben empfangen. Kein Wunder, daß aber in unseren Tagen auch Socialisten und Kommunisten sich auf das Evangelium beziehen und Christus, wo nicht als Urheber ihrer Lehren, dann doch als nothwendig ihnen beistimmend bezeichnen. Ihr Haß gegen Kapital und Kapitalisten stimme ganz überein mit den sehr harten Ausdrücken des Evangelii wider die Reichen, und Aeußerungen: „wer dir den Mantel nimmt, dem wehre auch nicht den Rock;" — wiesen auf die Heilsamkeit einer gleichen Vermögenstheilung hin. Ja, der Spruch:

„wer dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder;" — sei eine deutliche Kriegserklärung wider das Eigenthum und eine Unschuldserklärung für arme Diebe. (Lukas 6, 29. Matth. 5, 40.)

Die Kirchengeschichte zeigt: wie oft man Ungerechtigkeit, Gewalt und Verbrechen durch die Bibel zu rechtfertigen versuchte; und in derselben Richtung liegt der Wahnsinn, daß man Christus mit Marat und Robespierre auf eine Linie stellte und ihnen gleichzeitig ein Lebehoch ausbrachte.

Sehr bestimmt ergiebt sich hieraus die Nothwendigkeit einer wahrhaft verständigen Bibelauslegung: Manches scheinbar Unverständliche erlaubt jedoch eine höhere Erklärung und Deutung. Wenn Christus z. B. in der Bergpredigt sagt: (5, 5) „selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen;" so ist die erste Hälfte des Satzes für sich wahr, die letzte aber scheint durch unzählige geschichtliche Thatsachen widerlegt zu sein. Und doch sind nicht die gewaltthätigen Eroberer, sondern die Friedliebenden und Sanftmüthigen im höheren Sinne die wahrhaft Besitzenden. — Christus sagt ferner: er sei nicht gekommen das Gesetz aufzulösen (5, 17); versteht man hierunter das mosaische Gesetz, so hat er es in sehr wesentlichen mangelhaften Punkten aufgehoben und abgeschafft; das Gute aber beibehalten, und mit neuem Stoff und Inhalt preiswürdig erfüllt. Die Pharisäer fühlten jedoch so richtig wie die Römer: das Christenthum vertrage sich nicht mit ihren kirchlichen und Staatseinrichtungen.

Es heißt weiter: (5, 18) „ich sage euch, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe." — Nehme ich an es sei hier nicht von der mosaischen, sondern von Christi neuer Gesetzgebung die Rede, so drängen sich allerhand Fragen hervor. Z. B. sind denn wirklich in den vorhandenen, auf uns gekommenen Quellen, alle Gesetzbestimmungen enthalten, und nicht mit so vielen Quellen bereits verloren gegangen? Da Christus selbst nichts niederschrieb, sondern aus mündlicher Ueberlieferung erst die Schrift erwuchs, so fehlen uns ohne Zweifel nicht blos Buchstaben, sondern unzählige bedeutende Worte, die Christus während seines Lehramtes aussprach. Insofern besitzen wir nur ein unvollständiges Christenthum, dessen Lücken unzählige Geistliche und Laien auszufüllen versuchten (Joh. 21, 25).

IV.

Die Betrachtung und Prüfung der vier Evangelien erzeugt mehr Bedenken und zeigt mehr Schwierigkeiten, als wenigstens in früherer Zeit die Betrachtung und Prüfung aller klassischen Schriftsteller. Es gab um alle diese Noth und Sorgen zu beseitigen, in der That kein kürzeres Mittel, als die Theorie der Inspiration. Je folgerechter man dieselbe aufstellt, je eigensinniger und umfassender man sie vertheidigt, desto unnützer und gottloser erscheinen alle Bedenken, Zweifel und Einreden. Mit doppelter Gewalt aber brechen sie herein, sobald die Gründe für jene Theorie unzureichend erscheinen und der Glaube nicht genügte, sie (ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Gegengründe) hinreichend zu unterstützen.

Betrachtet man die vier, oder zunächst die drei ersten Evangelisten als gewöhnliche Schriftsteller (mit Zurückstellung von Werth oder Unwerth des von ihnen Mitgetheilten) so ist viel an ihnen auszusetzen. Sie sind weder Meister der Sprache und Darstellung, noch entdecken wir ein vorherrschendes Prinzip für die Anordnung und die Aufeinanderfolge des Erzählten. Das Chronologische ist zwar berücksichtigt, aber doch nur zum Theil; und es finden sich in und unter den Evangelisten viele Sprünge und Abweichungen, deren Gründe schwer nachzuweisen sein dürften. Ebensowenig herrscht eine gegenständliche, sachliche, oder begreifliche Anordnung. Mag dies als Zeugniß gelten für ihre Einfachheit, Unbefangenheit, Wahrhaftigkeit; unter den Gesichtspunkt gewöhnlicher Schriftsteller gebracht, kann es ihnen nicht zu Gute gerechnet werden.

Gewiß standen ihnen mehrere Quellen (mündliche und schriftliche) zu Gebote; Einer (wie es auch mag geschehen sein) schöpfte aus dem Anderen und benutzte ihn; man ließ weg man setzte hinzu. Begeisterung, Gefühl, Neigung, Richtung mag hierbei eingewirkt und vorgewaltet haben; von dem aber was man geschichtliche Kritik nennt (deren kein eigentlicher Geschichtschreiber entbehren kann) zeigt sich keine Spur. Selbst Lucas, der von seinem Quellenstudium spricht, dürfte für Aufnehmen und Weglassen schwerlich erschöpfende Gründe anführen können.

Hier und dort ist offenbar, daß Einer den Anderen (oder eine uns unbekannte Quelle) buchstäblich abschrieb; warum fehlen (bei Einem oder dem Anderen) dennoch Hauptsachen wie der bethlehemitische Kindermord, die Flucht nach Aegypten, die Bergpredigt, die Einsetzung des Abendmahls u. s. w.

Waren die Evangelisten in der That fähig, Christus in jeder Beziehung richtig zu verstehen? Waren sie gesichert gegen jede einseitige, falsche Auffassung? Stimmen ihre Auffassungen wirklich überall zu einander? Ist es nicht nothwendig sie untereinander (wie verschiedene weltliche Geschichtsschreiber) zu verständigen, und das Uebergewicht der Wahrheit (oder des Irrthums) hier oder dort zu suchen und zu finden?

Manche schroffe Aeußerungen bedürfen z. B. nicht sowohl einer Abschwächung, als einer höheren Verklärung, z. B. (Lucas 14, 26): daß der rechte Jünger Christi, Vater, Mutter, Brüder u. s. w. hassen müsse. Desgleichen die Ausdrücke über Reichthum, Armuth, Entsagung des Eigenthums, Nichtarbeiten und Sorglosigkeit, über den ungerechten Haushalter u. s. w.

So wie Sokrates anders im Plato als im Xenophon erscheint, so auch Christus und Christenthum in den verschiedenen Schriften des neuen Testaments. Die auffassenden und niederschreibenden Geister waren ungleich, und nicht unbedingt geleitet von einem unfehlbaren Geiste.

„Wer Euch höret (sagt Christus seinen Jüngern) der höret mich, und wer Euch verachtet der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat" (Luc. 10, 16). — Die Jünger selbst aber hatten schon nicht gleich gehört und verstanden, und später machten hochmüthige herrschbegierige Geistliche diese Worte auch für sich geltend, zur Knechtung unzähliger Christen.

V.

Die Deutung: daß das Besessensein von Teufeln nur idealisch für geistige Schwächen und Sünden zu nehmen sei, widerspricht den bestimmten Worten der Schrift. Daß sich aber damals nur in jenem kleinen Landbezirke so unzählige Teufel ansiedelten und deren sieben allein in der armen Maria Magdalena steckten (Lucas 18, 2), erregt sehr natürlich so große Zweifel, als daß erst in unseren Tagen ähnliche Erscheinungen in einigen schwäbischen Dörfern vorkommen sollen.

Wenn in jener Welt das Freien und sich Freien lassen aufhört (Matth. 22, 30, Luk. 20, 34), so soll doch damit das thierische Verhältniß behufs der Fortpflanzung aufgehoben sein. Welch geistigere Weise wird denn nun aber an jenes Stelle eintreten, oder soll alle Mehrung der einmal vorhandenen Geschöpfe um so eher aufhören, als der Tod die Bejahrteren nicht mehr hinwegrafft, Ersatz also nicht nöthig

erscheint. Nimmt Zeugung und Geburt aber ein Ende, so entbehrt der geschlechtliche Gegensatz eines erheblichen Bestandtheils; oder soll derselbe ganz aufhören und (wie angeblich bei Engeln) Geschlechtslosigkeit eintreten? Ich kann in diesem Quasihermaphroditenwesen keinen wahren Fortschritt erkennen, keinen Fortschritt in dem Mischen und Zusammenrühren männlicher und weiblicher Eigenschaften. Die Getrenntheit bewirkt eine höhere Vereinigung und wechselseitige Erziehung.

Auf eine Kritik der Erzählungen, von Christi Auferstehung kann und will ich mich hier nicht einlassen; es sei mir indessen verstattet zu so vielen weitläufigen Erörterungen, ein Paar kurze Bemerkungen hinzuzufügen.

1) Beträfe die Erzählung einen gewöhnlichen Gegenstand, so würde man sie als hinreichend beglaubigt betrachten, und die geringen Abweichungen der Berichte leicht übersehen. Stimmten diese aber auch buchstäblich überein, so würde Mancher dennoch seiner Zweifel nicht Herr werden können, sondern sich den Juden zugesellen, welche behaupteten: der Leichnam sei von den Jüngern hinweggenommen worden (Matth. 28, 15). Oder er würde sich mit Pilatus (Mark. 15, 44) verwundern, daß Christus wirklich so schnell gestorben sei.

2) Wissenschaftliche theoretische Beweise für die Auferstehung der Menschen (von Plato bis Mendelssohn) geben keine volle Befriedigung, und mit Recht haben Gläubige ihre Ueberzeugung und Trost aus der christlichen Offenbarung hergenommen. Nur würde aus der Thatsache, daß Christus auferstanden sei, an sich noch nicht folgen, daß nun auch jeder gewöhnliche Mensch auferstehen werde. Ferner dürften die schon auf Erden hochbegnadigten Geister auch jenseits rascher vorrücken, und nicht alle und jede in dieselbe Klasse eingefügt werden. Später Sterbende können jene rasch vorgerückten, früher Gestorbenen schwerlich jemals einholen? Als auf Verschiedenheiten hinsichtlich der Zukunft und Auferstehung hindeutend, lassen sich die Worte Christi auffassen (Lukas 20, 35), wo er von denen spricht, die würdig sind jene Welt zu erlangen und die Auferstehung von den Todten. — Giebt die Fähigkeit die Ewigkeit zu denken, nicht eine Art von Anspruch, oder Bürgschaft ihrer theilhaft zu werden?

Mag Beweis, Weissagung, Zeugniß über die Fortdauer hinreichend, oder nicht hinreichend erscheinen; für das irdische Leben, für Pflichten und Handlungsweise der Menschen, bleibt deshalb kein erheblicher Zweifel; und was durch Grübeln nicht kann ins Klare gebracht werden, ist eben für des Menschen Sein und Wirken nicht unbedingt nothwendig.

Man harre in Demuth bis die Zeit des Schauens und der Erfüllung eintritt.

Auch über die Himmelfahrt Christi mag ich mir nicht unnütze Sorge machen; doch hängt die ganze Auffassung mit einer Meinung von oben und unten, Erde und Himmelsgewölbe, beides unbeweglich, zusammen, welche mit wahrhafterer Naturkenntniß nicht mehr übereinstimmt, mithin eine andere Betrachtungsweise erfordert und erlaubt.

Kopernikus ist ein Prophet christlicher Demuth, und indem das Weltall wächst, muß auch die Gotteserkenntniß an Wahrheit und Tiefe zunehmen.

Man kann fragen warum Christus vor Gericht auf natürliche Fragen nicht deutlich widerlegend antwortete; aber die Berichte von Marcus (15, 5) und Lucas (23, 3, 9) sind wohl unvollständig, und erhalten aus Johannes (18, 20, 37) schon ein besseres Licht.

Es bleibt mir undeutlich, worin der Verrath des Judas Ischarioth eigentlich bestand, und was die Priester durch seine Erkaufung bezweckten. Christi Person war allgemein bekannt, sein Aufenthalt kein Geheimniß, oder höchstens für wenige Stunden. Sich lange zu verstecken hätte seinem großen Berufe ganz widersprochen, und daß ihn auch die Kriegsknechte kannten, bezeugt Johannes (7, 45).

Kein Gebot Christi ist deutlicher, öfter, bestimmter ausgesprochen, als das der *Liebe*; daran soll man seine Jünger erkennen, daß sie Liebe untereinander haben (Joh. 13, 35; 15, 12, 17), und keines ist öfter verletzt worden. Alle Dogmatik, alle Sittenlehre, das ganze Christenthum fällt zu Boden, und verliert Werth und Bedeutung, wo jenes Gebot in dummer Gleichgültigkeit, oder wilder Leidenschaft zurückgesetzt und übertreten wird.

Theologisirende Briefe.

Fortsetzung.

1.

Den 18. Mai 1868.

Sie wünschen, verehrter Freund, daß ich im Jahre 1868, die im Jahre 1850 begonnenen theologisirenden Briefe fortsetzen möge, und ich bin dazu in der Voraussetzung bereit, daß Sie dieselben (trotz abweichender Ansichten) mit verdoppelter Nachsicht aufnehmen. Manches Frühere werde ich, mit Ihrer Erlaubniß, wiederholen, Anderes berichtigen, oder neu hinzusetzen. Keineswegs ist mein Zweck zu belehren, sondern mich belehren zu lassen und mich über wichtige Dinge zu orientiren. Ist, trotz ernsten Gegenbemühens, Verletzendes stehen geblieben, so bitte ich deshalb um Verzeihung, und daß man mich menschlicher Schwächen und Irrthümer halber, nicht verketzere, — wie ich von derlei strengen Urtheilen weit entfernt bin. Das Ihnen Mitzutheilende entbehrt so alles wissenschaftlichen Zusammenhanges, daß ich außer Stande bin es gebührend zu ordnen. Es sind zerstreute Einfälle, deren Einheit lediglich in meiner Persönlichkeit liegt.

Soll ich einen Mittelpunkt angeben, um den sich alle religiösen Gedanken bewegen, so ist es Christus, nicht als Begriff, nicht als Mythe, sondern als Person. Wenn ich diese von allem, allmälig hinzugetretenen Schmuck späterer Dogmatik entkleide, so erscheint er mir nicht geringer und ärmlicher, sondern bewundernswerther, als ihn spekulirende und mystische Theologen darzustellen vermögen. Er steht selbst dann noch höher, als die übrigen Religionsstifter.

Keine populäre Religion läßt sich aus Begriffen, Allegorien, Symbolen u. dgl. aufbauen; sie bedarf schlechterdings der Thatsachen und

Personen. Diese, und nicht die Massen, schaffen und leiten in Religion, Kunst und Wissenschaft. Das Christenthum (die edelste aller Demokratien) hebt diese Regel, diese Erfahrung nicht auf. Aber auch die größten Geister erzeugen nicht Alles aus sich selbst, sondern Zeit und Umgebung wirkt ebenfalls auf sie ein. Niemals aber sind, oder werden sie bloße Reflexe umherschwebender Gedanken. Das von ihnen Gegebene kann und wird sich in den Empfängern niemals ganz gleichartig abspiegeln.

Die Schriften des neuen Testaments sind fast die einzige Quelle, aus welcher wir das Christenthum kennen lernen. Man hat dieselben, als geheiligt, jeder Kritik entziehen wollen: allein so willkürlich diese auch oft aufgetreten ist, kann sie doch nie die Wahrheit zerstören, sondern muß sie zuletzt fördern. — Wo der einfache Wortverstand der Schrift unverständlich, mangelhaft, irrig erschien, nahm man (mit Unrecht und ohne Erfolg) seine Zuflucht zu allegorischen und mystischen Deutungen. Allgemeiner und tiefsinniger stellt sich die Lehre von der Inspiration dar, schob aber (in ihrer Uebertreibung) menschliche Widersprüche und Irrthümer der Gottheit zu, und ist von Unbefangenen wohl aufgegeben worden.

Was nun (ich gehe etwas ins Einzelne) die drei ersten Evangelisten betrifft, so haben sich dieselben (nach meiner Meinung) untereinander nicht abgeschrieben, sondern wurden geleitet, 1) von einer mannigfaltigen Tradition, 2) von einer, oder mehreren uns unbekannten schriftlichen Quellen, 3) von ihrer persönlichen Auffassungskraft, 4) von einer mitwirkenden Fantasie.

Schon in dem ersten halben Jahrhundert nach Christi Tode, entstanden Verschiedenheiten innerhalb der Christenheit. Christus selbst bleibt überall schöpferischer Kern und Quell der Wahrheit, dann folgen a) die drei ersten Evangelisten, b) Johannes, c) Paulus, d) Jacobus, e) Petrus. Sie haben sich bis jetzt erhalten, und werden auch künftig fortbestehen; sie zeigen zu gleicher Zeit Uebereinstimmung und natürliche Verschiedenheit.

Schrieb Johannes sein Evangelium selbst hebräisch, übersetzte es ein Anderer ins Griechische, diktirte er, redigirte später ein Dritter nach mündlichen Mittheilungen, sind nach so vielen Jahren nicht Gedächtnißfehler vorauszusetzen, oder idealisirende Veränderungen eingetreten? Jedenfalls offenbaren sich dogmatische, mystische, spekulative Bestandtheile, und eine Einwirkung der philoxerbischen Schule von Alexandrien. Willkürliche Zusätze und Interpolationen sind keineswegs unwahrscheinlich, aber nicht vollständig zu erweisen.

Der Anfang des vierten Evangelii ist für mich nicht klar und einfach, sondern unklar und vieldeutig, eben ein Bruchstück alexandrinischer Philosophie.

Es giebt ein Lichtbild (eine Photographie) von Christus, ähnlich und doch sehr verschieden von dem Christus der Synoptiker.

Wenn Johannes sein Evangelium auch buchstäblich niederschrieb, wie wir es besitzen, so zeigt doch nicht daß Christus es unbedingt würde bestätigt und unterschrieben haben. Johannes (und ebenso Paulus) hat durch die Kraft seines Geistes und seiner Fantasie, Christus bereits in mehrfacher Hinsicht verwandelt. War dies ein Fortschritt, oder ein Anfang, eine Veranlassung zu größeren, gefährlichen Abweichungen?

Es hat sehr große Schwierigkeiten die Offenbarung und das Evangelium Johannes, einem Verfasser zuzuschreiben. Man behauptet, jene Schrift sei die ältere und das Evangelium erst in späterer Zeit entstanden. Fast unglaublich und doch wahr, daß die Offenbarung als Schlußstein des Ganzen in die Reihe der heiligen Schriften der Christen aufgenommen ward, und daß seit Jahrhunderten unzählige Männer sich abquälten, diese willkürlichste aller Visionen, auf die mannigfaltigste, widersprechendste Weise zu deuten.

Der Brief Jakobi wirkt heilsam gegen Mißverständnisse der Behauptungen Pauli, und der Hebräerbrief (Kap. 11) erfaßt die Lehre vom Glauben großartiger und allgemeiner.

Wären auch alle Briefe Pauli verloren, so ergeben doch schon die drei ersten Evangelien, daß die Lehre Christi alle partikularistischen Fesseln sprengen mußte. Gedanken und Sprache sind viel schwieriger und unklarer im Paulus, als in den drei ersten Evangelien. Daher so viel mehr Mißverständnisse und Mißdeutungen in Hinsicht auf Paulus, als auf Christus.

Der Hymnus Pauli auf die Liebe übertrifft weit die unzähligen lyrischen Versuche anderer Dichter. Zu dieser Höhe einer heiligenden Dogmatik hat sich die Christenheit in der Praxis noch nicht erhoben.

Die Frage: ob man den Eintritt in das Christenthum erleichtern, oder erschweren solle, ist unter verschiedenen Verhältnissen verschieden beantwortet worden. Wir finden zu großen Leichtsinn und übertriebene Strenge.

Es ist natürlich und kein Tadel, daß in dem einen Christus die göttliche Begabung und die jüdische Nationalität zu Tage kommt. Wie würden sich die Dinge gestaltet haben, wenn Sokrates in Jerusalem, und Christus in Athen geboren wäre?

2.

Den 27. Mai '[illegible]

Kein Studium ist einerseits so lehrreich und erfreulich, und anderer seits so abschreckend und traurig, als das der Kirchengeschichte. Sie angemessen zu schreiben, muß man innerhalb der Entwickelung stehen, und sich für sie interessiren; und wiederum einen Standpunkt über allen Parteien einnehmen und festhalten. Schon deshalb sind fast alle von Geistlichen geschriebene Kirchengeschichten einseitig und mangelhaft. Der Eine z. B. behandelt fast alle dogmatischen Streitigkeiten mit Vorliebe und Umständlichkeit, begreift aber nichts von Kirchenverfassung und Kirchenrecht; der Zweite erfreut sich an Schilderung der Personen, der Dritte hingegen betrachtet diese als Nebensache und verkehrt deste mehr mit Allgemeinheiten, Allegorien, Philosophemen, Begriffen, Symbolen u. s. w. Es ist eine sehr schwierige und weitläufige Arbeit, sich aus diesen unzusammenhangenden, oft widersprechenden Werken, eine genügende Gesammtübersicht zu verschaffen. Hätte sich indeß die Kirchengeschichte unbedingt nach der Schablone irgend einer dogmatischen, oder philosophischen Sekte entwickeln müssen, so wäre wohl manches Uebel, mancher Auswuchs vermieden; aber das Ganze wäre viel inhaltloser und langweiliger ausgefallen.

Die Kirchengeschichte beginnt eigentlich schon vor Christi Geburt; denn nicht bloß die Juden hatten Propheten, sondern auch bei den Griechen finden sich tiefsinnige Andeutungen der Zukunft.

Jene jüdischen Propheten vertraten allerdings oft die gute Sache, und die Rechte des Volkes; aber nicht minder griffen sie anmaßend und störend ein in die Staatsangelegenheiten.

Die gar mannigfache Behandlung der griechischen Mythologie zeigt wie schwer es ist, sich in die damalige Sinnesart hinein zu denken und zu fühlen. Jetzt vorherrscht gewöhnlich die artistische Behandlung und die Beurtheilung nach Schönheit der Formen. Creuzer war in die entgegengesetzte metaphysisch mystische Richtung gerathen. — Die Griechen hatten keinen eigentlichen Naturdienst, aber Menschenvergötterung; keine Götter mit Thierköpfen, wie die Aegypter, keine indische Incarnationen.

Die Kirchenväter suchen allerdings die Keime der neuen Weltentwickelung zu pflegen, geriethen aber (vor Allen die Byzantiner) in so viel Grübeleien, Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien, daß sie ihre Zeit mit verdammlichem Streit erfüllten, und auf spätere Jahrhunderte nachtheilig und verdunkelnd wirkten. Der Gedanke, durch sie die Klassiker

ganz aus den Schulen und dem Kreise der Bildung zu verdrängen, hat mit Recht keinen Eingang gefunden.

Der Zweck, das Ziel der Gnostiker: „zu wissen, zu erkennen", ist würdig und löblich; aber ihre Wege waren willkürlich und irrig. Die Scholastiker sind systematischer, folgerechter, philosophischer, als die Kirchenväter. Ja die scholastische Weltansicht des 12ten und 13ten Jahrhunderts war allerdings mangelhafter, aber viel mehr aus einem Stück, als die heutige. Die Baukunst jener Zeit erscheint als ein Gegenstück (ein Pareil) der Scholastik; beide wurden nicht selten mit Schmuck überladen.

Jene Zeit war reich an Männern, die den Namen eines Heiligen wohl verdienten; indem man aber das Wunderthun zur Vorbedingung machte, konnte man die Mischung mit Unwahrem und Lächerlichem kaum vermeiden.

Jede größere Genossenschaft (also auch die Kirche) bedarf zu ihrer Erhaltung und Fortbildung einer Verfassung. Man kann und hat, in Hinsicht auf ihre Form (wie im Staate) gewisse Unterschiede und Abtheilungen aufgestellt, nach der Zahl der Regierenden. Die quantitativen Bestimmungen geben aber, ohne qualitativen Inhalt, noch gar keine Entscheidung über Werth, Unwerth und Ausartung. Sie sind jedoch vereinzelt, oder in Verbindung zur Anwendung gekommen.

Geringer zeigte sich fast überall die Hinneigung zu allgemeinem Stimmrechte, als zur einheitlichen Gestaltung. Denn die Geistlichkeit, welche, was sie spricht gewöhnlich in Gottes Namen ausspricht, gewinnt meist eine Vorliebe für absolutistische Herrschaft. Die Laien, welche nur in eigenem Namen sprechen, werden von den mächtigeren, gefährlicheren Gegnern in den Hintergrund gedrängt, oder ganz beseitigt. Selbst da, wo wie bei den Presbyterianern, das Demokratische vorherrscht, macht sich eine strenge Regierungsgewalt geltend. Im Allgemeinen darf man behaupten, daß der Absolutismus im Staate, und vielleicht auch in der Kirche, für einzelne gefährliche Augenblicke ein Retter sein kann; aber nicht für immer und nicht für gewöhnliche Zustände taugt.

Alleinherrschaft des Papstes, sowie die Herrschaft der aristokratischen Bischöfe und Synoden, haben sehr große Schattenseiten gezeigt, und den Gedanken hervorgetrieben, ob (wie in den Staaten) eine Verbindung jener Elemente eine vollkommenere Verfassung erzeuge? Auch hier sind jedoch (nach Maßgabe der verschiedenen Verhältnisse) die verschiedensten Abstufungen und Verbindungen möglich, ja nothwendig, und es ist eben

so verkehrt und unausführbar für alle verhandenen Kirchen, wie für alle Staaten, nur eine und dieselbe Verfassung zu verlangen.

Zur Zeit Innocenz III zeigt sich (trotz seiner persönlichen Ueberlegenheit) eine sehr merkwürdige Verbindung von monarchischen, aristokratischen und demokratischen Bestandtheilen; bald entartete aber diese wohlgeordnete Form in arger Weise. Ein Vorzug blieb es jedoch, daß die christliche Geistlichkeit sich nie in eine erbliche Kaste verwandelte.

Wenn in der Kirchenregierung einheitliche Einflüsse nie ganz auszuschließen sind, so macht sich das Aristokratische vorzugsweise in den Häuptern der Wissenschaft geltend und das Demokratische in der sittlichen Heiligung Aller.

Je mehr Länder und Völker eine Kirche umfaßt, desto mehr tritt das einzelne Vaterland und die Vaterlandsliebe in den Hintergrund.

Solange dieselben Personen Mitglieder von Staat und Kirche sind, lassen sich diese beiden nicht ganz trennen. Sie treten aber nothwendig in sehr unterschiedene, mannigfache Verbindungen. Eines schickt sich nicht für Alle. Wo man den Staat beseitigte, entstand unduldsame Tyrannei, wo man die Kirche beseitigte, folgte oft Herrschaft der Demagogen und Litteraten. Die Ueberflügelten, Zurückgesetzten hatten dann durch eine völlige Trennung von Staat und Kirche an Macht zu gewinnen, würden aber nur aus der Scylla in die Charybdis gerathen.

Noch nie sind die Rechte der Fürsten, der Staaten, der Geistlichkeit, der Gemeinen innerhalb der Christenheit harmonisch geordnet und zu allgemeiner Zufriedenheit dauernd anerkannt worden. Daher so viele Versuche das Mangelhafte und Mißfällige zu beseitigen.

Wie die Verfassung, hat sich auch das Kirchenrecht mannigfaltig ausgebildet. Zunächst wurde aus der mosaischen Gesetzgebung Mehreres aufgenommen, Anderes (aber wohl noch nicht genug) mit Recht beseitigt. Im Corpus juris canonici bleibt Vieles, selbst für Protestanten noch brauchbar und heilsam. Luthers Verbrennen desselben, war nur ein leidenschaftliches Gegenstück zum Verbrennen seiner Bücher.

Es ist streitig, in wiefern langer Besitz, lange Gewohnheit ein Recht begründet, oder inwiefern sich darin eine Verkehrtheit, ein abzuschaffendes Unrecht offenbart. Ich erinnere an Irland. Leicht führt es zu Ungerechtigkeiten, wenn man gegen die Kirche gar keine Verjährung gestattet.

Es versteht sich von selbst daß die Kirche nicht bestehen kann ohne Eigenthum und ohne Steuern. Irrig aber ist die Meinung: Reich-

thum oder Armuth müsse die Kirche nothwendig gut oder schlecht, heilig oder unheilig machen: am ersten wirkt ein Uebermaß nach beiden Seiten hin schädlich. Mit Recht tritt der Staat allzugroßen Erwerbungen der Kirche in den Weg; besonders wenn damit die Forderung der Steuerfreiheit verbunden ist, oder gefordert wird.

Die Kirche besteuert sich natürlich selbst, aber auch die Laien dürfen Beiträge nicht verweigern. Gesetz und Gebrauch müssen (wie überall im Steuerwesen) verhindern daß hiebei kein unbilliger, oder gar ungerechter Druck eintrete. Gewiß findet dieser statt, wenn man Ansprüche für andere Bekenntnisse durch neue Beschlüsse geltend macht, oder alte Einnahmen bei ganz veränderten Verhältnissen unangemessen verwendet werden. Man soll nicht Pflichten auflegen, wo man Rechte verweigert, und nicht Rechte verlangen, wenn man Pflichten zurückweiset. Wird der Zweck für welchen das Kirchenvermögen bestimmt war, unerreichbar (ausgestorbene Orden); oder ändert sich die gesammte Weltansicht (über Klöster), oder erscheint eine Besteuerungsart theoretisch und praktisch unbrauchbar und schädlich (Zehnten); so können neue Bestimmungen hinsichtlich des Kirchenvermögens nicht ausbleiben. Es giebt indessen wie im Staate, so auch in der Kirche, heilsame und tadelnswerthe Enteignungen (Expropriationen).

Der Mangel richtiger staatswirthschaftlicher Einsicht, hat der Kirche nicht selten großen Schaden gebracht, z. B. bei Erbverpachtung von Grundstücken, und nicht minder den Laien, bei angeblich religiösen Zinsverboten. Viele hieher gehörige, ungemein wichtige Fragen sind sehr verschieden, in rechtlicher, oder gewaltsamer Weise, beantwortet worden: z. B. Soll man Staats- und Kirchensteuern ganz trennen? oder ist bei gemeinsamer Hebung, eine Theilung des Ertrages möglich und rathsam? Berechtigt ein Austritt aus der Kirche zur Versagung der Steuern? Darf man die Zahlung von Kirchensteuern, gleichwie die der Staatssteuern erzwingen? u. s. w.

3.

Es ist schlechterdings nicht meine Absicht über Werth und Unwerth, oder Ausartung des Katholicismus, über die Nothwendigkeit und Heilsamkeit, sowie über die Schattenseiten der Reformation eine Darstellung zu versuchen und ein Urtheil zu fällen. Die Aufgabe ist so unermeßlich groß und schwierig, daß ich nicht einmal fähig bin ihren Umfang und Inhalt gehörig zu begreifen, viel weniger sie zu beantworten und zu lösen.

Erlauben Sie mir wenige zerstreute und unzusammenhängende Bemerkungen auszusprechen, ohne ihnen anmaßlich ein Gewicht beizulegen.

Das Papstthum ist mit so ungemeiner Klugheit und Folgerichtigkeit aufgebaut, daß ein Angriff auf die schwachen und ausgearteten Theile keineswegs hinreicht und hingereicht hat, es zu stürzen.

Der Katholicismus hat in seiner abgeschlossenen Kirchenverfassung ein formales Mittel weiterer Gesetzgebung und Entwickelung, welches dem Protestantismus fehlt. Der Katholicismus scheut sich aber von jenem Mittel Gebrauch zu machen, während der Protestantismus sich trotz dieses Mangels bewegt. Durch seine endlosen Streitigkeiten, seine Kreuz- und Querſprünge gewinnt er auf die Dauer aber nicht so viel Boden, wie der Katholicismus durch sein oft unmerkliches, aber regelmäßiges, ununterbrochenes Fortschreiten. Die Organisation der katholischen Kirche verhält sich zur Organisation der protestantischen, wie ein streng disziplinirtes stehendes Heer, zu einer mobilen Nationalgarde.

Von zwei irrigen entgegengesetzten Grundsätzen: „nie nachgeben und immer nachgeben", hat sich der päpstliche Hof den ersten angeeignet, und dadurch zwar Manches erhalten, aber noch mehr eingebüßt. Jeder Staat (auch jeder katholische) und jedes Volk, das allen Forderungen der römischen Curie nachgiebt, verliert seine Unabhängigkeit und eigenthümliche Entwickelungsfähigkeit. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob die Geistlichen als Bestandtheile der großen Staatsgesellschaft eine Mitwirkung ausüben, oder ob ein fremder Herrscher (der Papst) die Entscheidung beansprucht. Man vergleiche England, Oesterreich, Rußland und seine griechische Kirche. Ein päpstlicher Nuntius ist und wird in Berlin etwas ganz Anderes, als ein preußischer Gesandter in Rom.

Wäre im Protestantismus wirklich Alles ganz subjektiv und im Katholicismus Alles rein objektiv, so bezeichnete dies tadelnswerthe Einseitigkeiten. Die Gefahr der Anarchie liegt dem Protestantismus, die der Tyrannei dem Katholicismus näher. Es ist irrig, in unseren Tagen das ganze Christenthum innerhalb des gesetzlichen Katholicismus und Protestantismus zu suchen und zu finden. Unzählige sind weder dem ganzen katholischen, oder lutherischen, oder reformirten Bekenntnisse zugethan. Wer aber dem Spruche folgt: „Prüfet Alles und das Gute behaltet", wird verketzert.

Unter den zur Zeit der Reformation hervorragenden Männern war Erasmus der größte Gelehrte, Luther der am kräftigsten Handelnde, Melanchthon der gründlich forschende milde Vermittelnde, vielseitig Leh-

rende, Zwingli der umsichtigste Geist, Calvin der folgerechteste Denker und ungerechteste Praktiker.

Luther hat mit großem Muthe viel Verderbliches gestürzt, aber auch manches des Erhaltens Würdige beseitigt und anderes Irrige und Mangelhafte nicht angetastet. Er zeigte sich unbillig gegen Erasmus, unfreundlich eigensinnig gegen Zwingli, grob gegen den König von England, hart und einseitig gegen die gedrückten Bauern. Allerdings wirken aber übermächtige Geister nicht in weichen Handschuhen, und mit Rosenwasser macht man keine Revolution. Selbst ihre Irrthümer entspringen oft aus einem sehr ehrenwerthen Kern und sind mehr werth als matte, oberflächliche und doch anmaßliche Rederei unbedeutender Leute. Wie weit überbieten endlich katholische Maßregeln und Strafen, alle Ungebühr Luthers. Auch Gregor VII. war ein solcher gewaltiger, umgestaltender Geist und hätte eine seiner Umwälzung entgegengesetzte Richtung, zur Zeit Luthers vielleicht gebilligt und befördert.

Die sogenannte Humanität ward (bei größerer Freiheit) durch die Reformation allerdings befördert, aber durch das Vorherrschen des Theologischen auch sehr gehemmt.[1]) Zum Stillstand kam die Reformation hauptsächlich dadurch, daß die meisten protestantischen Geistlichen, neben pedantischem Hervorheben und Uebertreiben von Kleinigkeiten, doch im Großen nicht fortschritten, sondern sich immer in denselben Kreisen bewegten.

Wenn Luther im Streite gegen Erasmus die menschliche Freiheit leugnete, und ebenso Werth und Bedeutung eigener Werke, konnte er der Lehre von der Vorherbestimmung (der Prädestination) schwerlich entgehen. Läßt sich aus Luthers Lehre ein Faden des Zusammenhangs nachweisen, bis zu Amsdorfs Behauptung, „gute Werke sind schädlich zur Seligkeit" und der des Flacius: „die Erbsünde bildet, oder ist das Wesen des Menschen" — Der unbedingte Gehorsam der Jesuiten gegen ihre Oberen wirkt auch wie eine Art Prädestination.

Keine Kirche kann der Symbole entbehren; sie sind aber nie so wichtig wie das Symbolisirte, und in Vergleich mit demselben nur ein Nothbehelf. Vieler menschlichen Bestandtheile halber bleiben sie (wie Alles was in der Geschichte hervortritt) unausbleiblichen Veränderungen unterworfen, und es ist kein Grund vorhanden sich auf einer Bulle,

1) Die Geistlichkeit der neuen Richtung entstammte zum großen Theil den niedrigsten und ungebildetsten Klassen, und die Ausbildung der Geister wurde von ihr nicht nur nicht gefördert, sondern vielfach niedergehalten. Wunderlich, Geschichte der Medizin, S. 82.

einer Synode, einem Jahresbeschlusse für alle Zeiten festzustehen. Aenderte doch schon Melanchthon an der von ihm entworfenen Augsburgischen Konfession. Weder die alten, noch die versuchten neuen Symbole genügen den religiösen Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart und Zukunft. Wenn neue Bekenntnißschriften (gleichwie die alten) Unveränderlichkeit und unbedingte Gültigkeit verlangen, so sind sie eben so unduldsam und unterliegen natürlich neuem Tadel. An die Stelle der nationalen Abgeschlossenheit der Juden, ist bei den verschiedenen christlichen Sekten nur zu oft konfessionelle Abgeschlossenheit getreten. Und doch sind in jeder allmälig entwickelten Religionslehre Bestandtheile der Wahrheit und des Irrthums.

Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß ist kein Bekenntniß der Apostel, und noch weniger Christi. Anderer sehr bedenklicher, später entwickelter Lehren nicht zu gedenken, fällt es auf, daß nur von der Allmacht und nicht von der Liebe, ja von der gesammten, umgestaltenden Sittenlehre Jesu nicht die Rede ist. Sagten doch schon die Heiden: deus optimus, maximus.

4.

Den 27. Mai 1858.

So bin ich durch meine Betrachtungen in die gefährlichste aller Gegenden, bis zu einem noli me tangere (rühre mich nicht an) gerathen, wo großen Schaden zu nehmen, ja verdammt zu werden fast unvermeidlich ist. Diese Gefahr wird nicht abgewandt, wenn man bescheiden um die Erlaubniß bittet, zu 99 Meinungen die 100ste vorzuschlagen. Die 99 wenden sich gegen den hundertsten Eindringling, und verurtheilen ihn sämmtlich.

Ich rede von der christlichen Dogmatik.

Daß jede religiöse Gesellschaft ihre eigene Dogmatik hat, erscheint natürlich, was aber dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig, und jede in Anspruch genommene natürliche Eigenthümlichkeit, führt unausbleiblich zu Verschiedenheiten. So lange dogmatische Ueberzeugungen nicht in andere Kreise des Rechts und der Sitte eigenmächtig eingreifen, soll man sie in keiner Weise beschränken, verketzern, bestrafen, und eben so wenig sie Abgezwungen aufzwingen. Daß sie sich im Abflusse der Zeit ändern, berichtigen, daß kein einzelner Lehrbegriff für alle Zeiten und Völker annehmlich, belehrend, wirksam bleibt, erweiset die gesammte Geschichte.

Diese Unsicherheit (sagt man), dieses schlechte Wechseln wird aufgehoben und vernichtet durch die Offenbarung. Nicht unnatürlich ist

die Gegenfrage: stehen der biblischen Offenbarung (deren hohen Werth niemand leugnet) keine Offenbarungen des menschlichen Geistes und der Natur wohlberechtigt zur Seite? Und warum nennt man vorzugsweise den Theil der Religionslehre offenbart über den sich die Theologen seit 1700 Jahren unablässig streiten?

Man antwortet: unser großer Kampf richtet sich gegen den verdammlichen Unglauben. — Die christlichen Glaubensbekenntnisse widersprechen sich aber in wichtigen Punkten; keines lautet wie das andere, und wenn diese Verschiedenheiten schon verketzert werden, so ist für Juden, Muhamedaner und Buddhisten keine Rettung möglich, sie sind auszurotten.

Gegen Aberglauben zeigt sich die (oft selbst angesteckte) Geistlichkeit in der Regel duldsamer, als gegen das, was sie Unglauben zu nennen beliebt. Die Annahme: daß Aberglaube die Menschen in bequemer Weise erziehe und bändige, wird durch die Geschichte nicht bestätigt. Zur Popularisirung, zur Verbreitung des Aberglaubens, reicht gewöhnlich die Dummheit hin; der Unglaube bedarf dazu vielen Scharfsinns. — Ob sich bei manchen christlichen Sekten mehr Aberglaube eingeschlichen habe, als bei Juden und Muhamedanern, will ich hier nicht untersuchen.

Das was man weiß, ist kein Gegenstand des Glaubens. Es wäre eine wunderliche Rede zu sagen: ich glaube daß ein Dreieck drei Seiten hat, daß 2 mal 2 vier ist. Für den Glauben ist es kein Verlust, wenn sich seine Kreise durch Steigerung des Wissens verkleinern: Denn es bleibt noch unendlich viel übrig, wo unser Wissen nicht hinreicht und Glauben ein unerläßliches Bedürfniß wird. Jeder wahrhaft Wissende bedarf des Glaubens, und jeder ächt Gläubige des Wissens. Nur das rechte Wissen, verbunden mit dem rechten Glauben, hilft gegen Aberglauben und Unglauben. — Poesie ist jedoch oft anziehender, als geschichtliche Wahrheit, — und dies gilt auch auf religiösem Boden. Es giebt ächte Propheten des Wissens, wie des Glaubens; beide sind natürlich und unentbehrlich, und als ihre Gegner kann man diejenigen bezeichnen, welche selbstgefällig ausrufen: credo quia absurdum!

Die Nachfrage nach Wundern und der Glaube an dieselben nimmt ab in dem Maße, als die Naturkenntniß wächst. Das Hauptwunder daß es eine anbetungswürdige Weltordnung giebt, drängt sie in den Hintergrund und macht sie, wenn nicht unmöglich, doch unnöthig.

Das größte Unglück, das einem Menschen widerfahren kann, ist wenn er nichts Höheres über sich anerkennt. Jede Selbstvergötterung

ist Atheismus. Freigeister giebt es in Menge, freie Geister sehr wenig. Der sogenannte Irreligiöse hat Recht, wenn er willkürliche, abergläubische Menschensatzungen geringschätzt, oder bekämpft; er hat Unrecht, wenn er sich nicht über dies bloße Verneinen zu einem ächten positiven Inhalt erhebt. Ungenügend aber bleibt es, wenn man diesen Inhalt allein im Erkennen, oder Fühlen, oder Handeln sucht.

Uebertriebene Neuerer erzeugen Verehrer des Früheren. Ein Rückschlag ist natürlich, kann aber Abgelebtes und Ueberwundenes nicht auf die Dauer herstellen.

Da es unendlich meine Kräfte und meine Neigung übersteigt ganze Bände mit dogmatischen Erörterungen anzufüllen, so muß ich erwarten ob man es bescheiden, oder doppelt anmaßend finden wird, wenn ich dertei schwierige Dinge in wenigen Zeilen berühre. — Doch es sei gewagt!

Jedes Bekenntniß, welches die vorherbestimmte, ausschließende Gnadenwahl annimmt, entsagt der Hoffnung, man werde ihm dereinst allgemein beistimmen. Die eben so strenge und übertriebene Lehre von der Erbsünde, darf man wohl ebenfalls ein Erbübel der christlichen Dogmatik nennen. Der Mensch wird erlöset durch Anerkenntniß der erhabenen Persönlichkeit Christi und durch Befolgung seiner, den Menschen heiligenden Gebote.

Glaube ich an Austreibung der Teufel durch den Exorcismus, so kann ich der Folgerung nicht entgehen, daß sich die Ausgetriebenen anderswo ansiedeln: die einfachste Rückkehr zu Hexenprozessen.

Kann man wirklich unter dem jüngsten Tage verstehen wollen, das Ende aller Zeit und den Untergang der Welt. Ist dies nicht ganz unverständlich?

Im Vergleiche mit Christi so reichhaltigem, großartigem Leben, bleibt sein späteres Wiederauftreten leer und unbedeutend, und das „Aufgefahren gen Himmel", ist bei dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften sehr schwer zu erklären und zu begreifen.

Gleich schwer bleibt es, genügende Beweise für die persönliche Unsterblichkeit des Menschen aufzufinden; ist es aber nicht eben so erstaunlich, daß die höchste aller Organisationen, die Seele, ganz verschwinden soll? Man möchte umgekehrt geneigt werden (mit Stahl, dem Naturforscher) der Seele alle Bildungs- und Erneuungskraft zuzuweisen. Jedenfalls ist die beste Vorbereitung für die Ewigkeit, eine unermüdlich bildende, heilsam wirkende Thätigkeit im zeitlichen Leben. Der Hinblick auf die Ewigkeit hat gewiß oft sehr heilsam für die Sittlichkeit gewirkt, aber auch Manchen unwillig und untauglich gemacht

für sein Leben in dieser Zeitlichkeit. Leibliche Kasteiungen sind keine sittliche Vorübung; doch wäre es anziehend und lehrreich, einmal die Systeme der körperlichen und geistlichen Heilkunde nebeneinander zu stellen und nach ihrem Werthe zu vergleichen, z. B. Geißelungen und Hungerkuren, Wallfahrten und Badereisen. Viele Leute plattiren sich mit Frömmigkeit, um den mangelhaften Kern zu verstecken.

Die Trinitätslehre wird von den Juden verworfen und hat den Muhamedanismus erzeugt. Die Aufgabe von den drei Körpern ist eine der schwersten in der Mathematik; ist die von der Dreieinheit leichter zu lösen? Beseitigen läßt sich jene nicht, wie die Unitarier es mit dieser gethan haben.

Allerdings giebt es, wie in der politischen, so auch in der Kirchengeschichte, unleugbare Krankheiten; aber jede politische Partei, sowie jede Konfession hat eine irrige Neigung, überall kranke pathologische Zustände zu sehen, wo doch nur eine andere Art von Gesundheit sich geltend macht.

Sekten entstehen a) durch natürlichen Widerstand gegen Druck, b) durch Hinneigung zu unbeschränkter Selbstbestimmung. — Da es in Nordamerika wesentlich nur eine Art (konfessionelle) Schulen giebt, aber einige 40 religiöser Sekten, so ist es natürlich daß der Staat für jene (hauptsächlich durch Landvertheilung) sorgt, diesen hingegen überläßt für sich selbst zu sorgen. Eine Sekte, welche allgemeinen Landesgesetzen und Pflichten widerspricht, hat kein Recht auf unbedingte Bewilligung ihrer Forderungen.

Trotz seines einfachen Kerns zeigt der Muhamedanismus zahlreiche Sekten. Es ist jedoch unmöglich, über Abulfedas Leben Muhameds so viel Bedenken zu erheben, so viel Zweifel auszusprechen, wie über die vier Evangelien.

Ernste Forschungen zur Auffindung der Wahrheit und zur Widerlegung des Irrthums, sind löblich und wesentlich verschieden von leidenschaftlichem, unsittlichen und unchristlichen Streite. Es giebt in der ganzen Weltgeschichte kaum etwas Unerfreulicheres, ja Widerwärtigeres, als die zahllosen, unglaublich leidenschaftlichen, unverständigen Streitigkeiten vieler protestantischer Theologen.[1]) Dadurch, daß ich diese Erscheinung als natürlich betrachte, als unvermeidlich bezeichne, verwandele ich sie noch nicht in Gesundheit. Unter allen Streitigkeiten der vier Fakultäten haben allein die der theologischen zu Barbareien aller Art geführt. Darin, daß die Streitschriften gewöhnlich am schnellsten in

1) Dasselbe bezeugt Planck in seiner Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs.

Vergessenheit gerathen, liegt eine Aufforderung zum Frieden. Während die Concordienformel, mit falscher Demuth, Gott allein zu ehren scheint, setzt sie die nach seinem Bilde geschaffenen Menschen auf eine irreligiöse, verletzende Weise, unter die Thiere hinab.

5.

Den 31. Mai 1865.

Die Frage: wie verhält sich die christliche Lehre zur Naturforschung und zur Philosophie? ist so wichtig und unabweisbar, daß ich sie berühren muß. Nimmt man mit Recht an, daß das Christenthum die Entwickelung alles Wahren und Guten fördern könne und fördern solle, so muß dies auch für Naturforschung und Philosophie gelten; oder man muß rundweg annehmen, diese beiden Richtungen seien vom Uebel. Vorwürfe, welche hier gegenseitig ausgesprochen werden, erfordern eine nähere Prüfung.

Zuvörderst also tadeln die Theologen, daß ihre Gegner danach trachten die Schöpfungskraft Gottes zu beschränken, und die ganze Welt in eine geistlose Maschine zu verwandeln. — Es fehlt an allen Beweisen, daß die Schöpfungskraft (mag man sie einem persönlichen Gott, oder der sogenannten Natur zuschreiben) irgendwie abgenommen habe; auch soll man keineswegs vergessen, daß alle unsere Maschinen vom Geiste erfunden wurden und in Bewegung gesetzt werden. Gilt dies nicht auch für das Weltall?

Jeder Fortschritt in der Erkenntniß der Natur wird auch zu einem Fortschritt in der Erkenntniß Gottes und der Religion. Ist die neugewonnene Erkenntniß so unleugbar, wie es erwiesene physikalische und mathematische Wahrheiten in der That sind, so ergeht mit Recht eine Forderung an die unbewegliche Dogmatik, ihre damit unverträglichen Grundsätze und Lehrsätze zu modificiren. Denn der gelehrteste Theolog darf so wenig der erwiesenen Naturforschung widersprechen, als diese das wahrhaft geistige Gebiet der Theologie verleugnen.

Jeder, welcher jetzt von den Naturwissenschaften nichts weiß, oder sie gar kurzweg (wie selbst hochgerühmte Kirchenlehrer thaten) verdammt, ist kein rechter Theolog für das 19. Jahrhundert. Die Naturforschung reicht nicht über den Gesichtskreis des Verstandes hinaus, sie hat diesen vielmehr unendlich erweitert. Weit mehr abmüht sich die Theologie mit Fragen und Aufgaben, welche in dieser Zeitlichkeit unlösbar sind.

Reichen wirklich die alten Dimensionen Quantitäten und Qualitäten unserer Dogmatik hin, bei der neu entdeckten unermeßlichen Ausdehnung des Weltalls. Je weniger manche Theologen von der Natur wissen und

wissen wollen: desto mehr Gebrauch oder Mißbrauch findet statt, mit dem Worte, oder dem Begriffe: übernatürlich! Ebenso hat man Allerlei übervernünftig genannt was untervernünftig war. Leider verhindern aber vollständige Beweise von Unwahrheiten, Irrthümern, Weissagungen, Betrügereien, sehr selten deren Wiederkehr; sie finden von neuem Glauben.

Sobald manche tyrannische Fesseln der Dogmatik glücklicherweise gesprengt sind, gewinnt das wahrhaft Erhaltungswerthe eine desto festere Begründung. Deshalb hat es keine erheblichen Schwierigkeiten daß besonnene Naturforscher und Theologen sich freundschaftlich verständigen. Freilich, wenn oberflächliche Naturforscher sich in Gottesleugner (oder Menschenleugner) verwandeln, oder fanatische Theologen einen Mann wie Humboldt, Seelenmörder schelten, so eröffnet dies keine Aussicht auf allgemeinen Frieden.

Bei den Griechen hat die Dogmatik niemals die Philosophie beherrscht. Unter den Christen hat es hingegen Zeiten gegeben, wo die Theologie die Philosophie tyrannisirte, und dann Zeiten wo sie sich gegenseitig fast nur langweilten und deshalb trennten; endlich bemächtigte sich ihrer in anderen Augenblicken eine solche Ueberspannung und Trunkenheit, daß sie ganz Eins werden wollten, sich aber (sobald dies mißglückte) doppelt eifrig bekämpften. Bald steckten sie die Grenzen der menschlichen Erkenntniß zu eng, bald versuchten sie über die wirklichen Grenzen weit hinaus zu geben. Immer war es ein Glück daß es keinem Fürsten einfiel eine Landesphilosophie, wie ein Landescredo vorzuschreiben; und soviel die nichtbeschränkten Philosophen auch stritten, hielten sie doch kein Auto da Fé.

Unermeßlich ist die Zahl der theologischen und philosophischen Schriften zur Erklärung selbst des Unerklärlichen, und einzelne Punkte werden zur Ergötzlichkeit, oder zum Kreuze, mit Vorliebe immer wieder besprochen und bearbeitet z. B. die Schöpfung, Raum und Zeit, Platos Ideenlehre und sein Timäus, das hohe Lied Salomons, die Offenbarung Johannis, sowie andere dogmatische Unbegreiflichkeiten. — Wird der allgemeine Gedanke, die Idee, nicht mit lebendigem, besonderen Inhalte ausgefüllt, so bleibt sie meist nur ein tönendes Erz, und das sogenannte: „in den Gedanken erheben," vertreibt alle Gedanken. Ebenso sind es leere hochmüthige Fantasmen, wenn man sagt: „du sollst dich von Allem abziehen was du nicht selbst bist, denn du bist ein absolutes Subjekt, besitzest eine unendliche Innerlichkeit, erschaffst dir selbst Welt, Raum und Zeit."

Ausdrücke, wie das Absolute, der Urgrund, die Substanz u. dgl. welche Viele tiefsinnigst zur Schau tragen, sind (Anderen zufolge) undeutliche, abgeblaßte, physiognomielose, trostlose Worte, welche im kleinlichen Großhandel die Stelle des lebendigen Gottes vertreten sollen.

Verschiedenheiten der Auffassung und Darstellung neutestamentlicher Schriften, sind gering im Vergleich mit den Umgestaltungen, Verlängerungen, Verkürzungen, welche das Christenthum auf dem Bette des Prokrustes mehrerer der neueren philosophischen Schulen erfahren hat. Der Gläubige findet hier, trotz des angeblich neuen Lichtes, keinen Weg, und der Verständige verzweifelt an seinem Verstande!

6.

Den 31. Mai 1809.

Wie bei der Theologie und Philosophie bewegen sich auch die Ansichten hinsichtlich der Religion und Kunst, zwischen zwei irrigen Aeußersten: der abergläubigen Bilderverehrung und dem jüdisch-muhamedanisch-puritanischen Verdammen der Kunst.

Wo das Nackte der menschlichen Gestalt für unschicklich, oder gar für unsittlich gilt, verschwindet in der Kunst die Schönheit, oder wird doch anderen Begriffen untergeordnet: z. B. Bedeutung, Charakter, Ausdruck, Allegorie, Symbol, Kostüm u. dgl. mehr.

Die zwölf großen Götter Griechenlands bieten der Kunst mehr Stoff und Mannigfaltigkeit, als die 12 Apostel. Ueberhaupt erfreuten sich die Griechen an der Beweglichkeit und Bildungsfähigkeit ihrer Mythen und belebten die ganze Natur; welches wenigstens poetischer ist, als wenn man sie in todte Atome und Elemente auflöset. — Eben so läßt sich die Kunst nicht auf den Ausspruch beschränken: Gott ist ein Geist.

Vor Allem lebt die Musik in größter Harmonie mit der Religion und J. S. Bach hat den tiefsinnigsten und ergreifendsten Commentar zur Leidensgeschichte Christi geschrieben.

Jetzt zu etwas ganz Anderem.

Bei allen Betrachtungen haben wir bisher die Möglichkeit des Andersein, neben dem Sein, vorausgesetzt und als unbestritten angenommen daß die Menschen von Natur weder ganz gut, noch ganz schlecht sind, sondern mittelst ihnen gegebener, und doch eigener ihnen überlassener Thätigkeit ein Raum für freie Bewegung verbleibe. Und doch ist keine Frage streitiger, und entgegengesetzter beantwortet, als die über die menschliche Freiheit. Ohne mich auf diesen Kriegsschauplatz zu begeben, wünsche ich daß man nachweise die Uebereinstimmung und

Verschiedenheit der Lehren von Freiheit und Vorherbestimmung bei Augustinus, Pelagius, Muhamed, den Scholastikern, Calvin, Luther, Erasmus, Melanchthon. Ferner ist zu prüfen, ob das Leugnen menschlicher Freiheit für die Sittlichkeit nicht noch gefährlicher ist, als alle Zweifel an der persönlichen Unsterblichkeit? Niemand kann die Freiheit, oder Unfreiheit des Menschen streng *erweisen*; besitzt aber nicht jeder gewissenhafte, aufrichtige Mensch, *vor* allen Beweisen, eine für sein Handeln genügende Gewißheit, welche Augustinus, Muhamed, Calvin, Luther u. A. umzustoßen außer Stande sind.

Von diesem Standpunkte aus läßt sich auch die Ungerechtigkeit der *Sklaverei* darthun, nicht aber, daß aus der Gleichheit der Menschenrechte, nothwendig die völlige Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte folge.

Man hat unzählige Male theoretisch und mit Bestimmtheit behauptet, daß die christliche Religion fähig und berechtigt sei, die allgemeine Religion der Menschheit zu werden. Woher kommt es nun, daß trotz der ernstesten und mannichfaltigsten Bemühungen, seit mehr als 1000 Jahren der Erfolg, aller (jetzt höchst löblich erneuten) *Bekehrungsversuche* verhältnißmäßig ein so geringer geblieben ist? Die Schuld (wenn man es so nennen will) tragen erstens die zu *Bekehrenden*. Sie waren, und sind theilweise von der Natur so wenig begabt, daß es deshalb fast unmöglich ist, ihnen geistige Begriffe und sittliche Grundsätze beizubringen. Andere, kräftigere Stämme zeigen eine solche, von ihnen verehrte Wildheit, daß sie die dargebotenen geistigen Gaben gewaltthätig zurückweisen. Völker endlich die auf einer höheren Bildungsstufe stehen, hatten sich gesellige Gewohnheiten, sittliche Grundsätze und religiöse Ansichten, seit Jahrhunderten so fest angeeignet, daß es unmöglich blieb sie davon loszurütteln, und für angeblich höhere gesellige Verhältnisse und für das Christliche zu gewinnen.

Eine andere Reihe von Gründen des Mißlingens findet sich bei den *Bekehrenden*, den *Missionaren*. Abgesehen von dem Aberglauben daß Abwaschen mit dem Taufwasser den unbelehrten Heiden plötzlich und wunderbar in einen Christen verwandele, vergaß man sehr oft daß alle Erziehung nur allmälig erfolgen kann, daß der Erzieher berücksichtigen muß Zeit, Volk, Bildungsstand u. s. w., daß man nicht plötzlich aus der niedrigsten in die höchste Klasse versetzen kann. Nur auf Bäume verwandter Art kann man edlere Reiser pfropfen. Jede fähige Wurzel treibt mannigfaltige Zweige, Blüthen, Früchte, welche man nicht um trockener, abstrakter Vorurtheile willen hemmen, unbedingte Gleichartigkeit nicht als höchstes Ziel aufstellen soll.

Das dritte Hauptbindernis liegt in dem christlich Dargebotenen. Anstatt mit den Belehrungen einer höheren, allgemeineren Bildung, und der verständlichen und heiligenden christlichen Sittenlehre zu beginnen, legte man allen Nachdruck auf die überkünstliche, unverständliche sich obenein fast immer zankende Dogmatik, welche alles Bisherige, Vorgefundene herbe tadelte, verletzte, verdammte. Diese Dogmatik konnte höchstens fanatisiren, nicht wahrhaft belehren, und gab nur zu oft Veranlassung zu plötzlicher, grausamer Vernichtung des scheinbar Gelungenen. So verdarb das schroffe, mönchisch beschränkte Verfahren der eifernden (oft von den Päpsten unterstützten) Bettelmönche, Alles was die Jesuiten mit größerer Klugheit und abwartender Billigkeit vorbereitet hatten, und das in China und Japan wo nicht zum Ziele geführt, doch die Bahn offen erhalten hätte.

Es ist eine traurige Erscheinung daß so viele Theologen und theologisirende Laien, allmalig ihre Kreise immer mehr verengen, und immer ungerechter gegen Alles werden, was von ihren eigenen Ansichten abweicht. Nicht minder sind bloße Verstandesmenschen und überbegeisterte Mystiker in der Regel gleich unduldsam, obwohl in entgegengesetzter Richtung.

Die Rechte, Pflichten, Geschäfte, Funktionen der Einzelnen, der Familien, der Gemeinen, des Staates, der Kirchen sind verschieden, und sollen nicht unter die ertödtende Formel eines allgemeinen Gesetzes eingezwängt werden.

Unduldsamkeit führt nie zu aufrichtiger, fördernder Einigkeit, sie ist bis auf den heutigen Tag ein Hauptübel, eine Hauptkrankheit der Christenheit, sie führt zu Haß und gewaltsamen Widerstand der Verfolgten und Verketzerten; — wogegen Milde und Freundlichkeit erzieht, und die Gemüther für die Wahrheit eröffnet. Immerdar ist es unverständig, ungerecht, verdammlich, wenn man religiöse Ansichten, welche die bürgerliche Gesetzgebung nicht verletzen, mit weltlichen, oder geistlichen Strafen belegt: — und dies gilt vom Ausschließen von Beschäftigungen und Grundbesitz, bis zu dem Gräuel der innerhalb der Christenheit gefallenen Menschenopfer!

7.

Es ist eine psychologische Merkwürdigkeit, daß das Unbegreiflichste der Dogmatik zu unzähligen Deutungen und Streitigkeiten Veranlassung gab, während das Sonnenklare und Belebende der christlichen Sittenlehre nicht blos in Hinsicht auf wissenschaftliche Bearbeitung, sondern

selbst in den Bekenntnißschriften, mit unverantwortlicher Nachlässigkeit hintangestellt ward. Dort fand man den Beden für selbstgefälliges Fantasiren und Argumentiren; hier trat die strenge Forderung des gewissenhaften Handelns in den Vordergrund.

Schon Aristoteles verstand (besser als die meisten Philosophen) Tugend und Glückseligkeit in harmonische Uebereinstimmung zu bringen, und noch weit trostender, beglückender, heiterer waren die christlichen Lehren. Statt sich hieran zu erfreuen und eine löbliche Thätigkeit damit zu verbinden, erfand man (scheinbar demüthig, in Wahrheit gottlos), die Lehre: wir lebten auf Erden in einem bloßen Jammerthale und Zuchthause.

Einzelne Aeußerungen Christi, z. B. über Eigenthum, Armuth und Reichthum, müssen allerdings besonnen ausgelegt werden; aber die sonnenhellen, welterleuchtenden Hauptgrundsätze der christlichen Sittenlehre, sind von Keinem mit Erfolg bestritten, hingegen von sehr Vielen übertreten worden.

Mehr als irgendwo hält jene Sittenlehre fest am allgemeinen Gesetze, ohne die Rücksicht auf das Besondere auszuschließen. Sie giebt jeder Persönlichkeit die ihr zukommenden Rechte, lehrt aber nirgends, daß jemand in seiner vereinzelten Persönlichkeit, „unbedingte volle Befriedigung" finden könne.

Die sittlichen Vorschriften Christi sind ohne Vergleich einfacher, verständlicher, praktischer, als die künstlichen Formeln vieler Philosophen: z. B. lebe der Natur gemäß, vervollkommne dich, handele so daß dein Verfahren ein allgemeines Gesetz werden könne, u. dgl. m.

Die Naturforschung lehrt: ohne Wärme keine Bewegung, ohne Bewegung keine Wärme. Dem analog behaupten wir: wo Bewegung, Mannigfaltigkeit, Fortschritt fehlt, herrscht der Tod. Was den Fortschritt in der Erkenntniß und Entwickelung hemmt, ist Unwissenheit oder Aberglaube. Diejenigen welche sich am lebhaftesten nach der Vergangenheit zurücksehnen, sind die bestimmtesten Prophezeten einer unausbleiblichen Zukunft.

Nicht bloß das Geringe und Unbedeutende bedurfte einer Erziehung und Läuterung, sondern auch die wichtigsten Begriffe und Gedanken sind allmälig gereinigt und verklärt worden, z. B. Gott, Gottesdienst, Opfer, Sittlichkeit, Arbeit, Familie, Sklaverei u. A.

Es fehlt nicht an litterarischen und praktischen Erscheinungen, welche den Blick trüben und die Aussichten verdunkeln konnten, aber ein unbefangenes, vielseitiges Umschauen und das Vertrauen zu einer höheren Weltregierung, widerspricht solch einem tragischen Abschlusse.

Ja durch die mannigfachsten, streng kritisirenden Werke wurden Wahrheiten von Irrthümern, ächtes Erz von Schlacken allmälig immer besser geschieden. Es hat sich (trotz alles Ungewissen, Mangelhaften, Tadelnswerthen, trotz der unzähligen, wechselnden Wolkengestalten der Theologie) dennoch erwiesen: Allem liege ein fester, bis jetzt unerschöpfter, unverwüstlicher Kern des lebenspendenden Christenthums zum Grunde, mithin sei keine Veranlassung vorhanden, in diesen Regionen unbedingt zu verdammen, oder zu verzweifeln.

Möge (wie ich vor 18 Jahren aus Meran schrieb) die Ueberzeugung täglich wachsen, daß allein die Befolgung des Hauptgebots Christi (das Gebot der Liebe) den Einzelnen, wie die gesammte Menschheit fördern, entwickeln, beglücken könne! — Diesen Schluß bestätigend wiederhole ich, was Sie als vieljähriger treuer Freund wissen: daß ich nämlich weit entfernt bin, von meinen Ansichten abweichende Ueberzeugungen so vieler trefflicher Männer und Frauen zu verketzern, oder auch nur parteiisch zu tadeln. Ich halte sie vielmehr (sobald sie sich vom verfolgungssüchtigen Fanatismus fern halten) für natürlich und nothwendig, ja für heilsam. Gewiß kann und soll (wie gesagt) nicht allen Bäumen eine Rinde wachsen und eine freie, werthvolle Entwickelung wird unmöglich, sobald man die verschiedensten Pflanzen auf [illegible] Weise verbindet.

Berlin, Druck von C. T. Müller aus Zabo, Wilhelmstraße 122.

Litterarischer Nachlaß

von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Band.

Der ganze Ertrag ist für die Berliner Volks-Bibliotheken bestimmt.

Berlin, 1869.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
Königliche Hofbuchhandlung.
Kochstraße Nr. 69.

Universitäts-
München
Bibliothek

Mit Vorbehalt des Uebersetzungsrechts.

Vorrede.

Ich bin auf höchst unerwartete und erfreuliche Weise veranlaßt, meinen Lebenserinnerungen Nachstehendes hinzuzufügen.

Am 14. Mai 1869, meinem 89. Geburtstage, erschienen bei mir Herr Ministerial Direktor Bitter, Herr Professor Köpke, Herr Direktor Ranke, Herr Buchhändler Dr. Toeche, Herr Professor Weber.

Herr Direktor Ranke sagte etwa Folgendes: „Hochverehrter Freund, unbefangen und gleichsam im Hauskleide sind wir sonst an Ihrem Geburtstage in Ihr gastliches Haus eingetreten, um unserer Liebe und Verehrung Ausdruck zu geben und die innigen Wünsche auszusprechen, die wir für Sie im Herzen tragen.

Heute sehen Sie uns feierlicher in der Mitte der theuren Ihrigen erscheinen, in einer gehobenen Stimmung, weil wir die Beweise in den Händen haben, daß viele treffliche und edle, viele hochstehende Männer und Frauen in und außer Berlins denselben Mann in hohen Ehren halten, an dessen stiller Geburtstagsfeier wir alljährlich haben Theil nehmen dürfen. Und wie viel mehrere hätten heute hinter uns stehen und von uns vertreten sein wollen, wenn wir unsere Absicht hätten laut werden und durch die öffentlichen Blätter verkünden lassen dürfen!

Im eigenen Namen wiederholen wir Ihnen, wie sehr wir uns Ihnen für Ihre bewahrte Freundschaft, Ihre Theilnahme an unserem Ergehen, Ihre Offenheit und Geradheit, Ihre belehrenden Gespräche, in denen die unbedingteste Freiheit im Austausche verschiedener Ansichten herrschen darf, zur herzlichsten Dankbarkeit verpflichtet fühlen. Zugleich aber entledigen wir uns eines besonderen Auftrages, dem wir eine freundliche Theilnahme Ihrerseits wünschen.

Doch Sie ahnen noch nicht, was wir bringen. Gestatten Sie denn freundlichst, daß Herr Professor Köpke die Adresse verlesen dürfe, in welcher wir Ihnen unsere gemeinsame Bitte vorzutragen uns erlaubt haben."

Hierauf Herr Professor Köpke: „Hochverehrter Herr! Der 14. Mai pflegt seit einer langen Reihe von Jahren Ihre näheren Freunde um Sie zu versammeln, denen es Bedürfniß geworden ist, den herzlichen Wünschen, mit welchen sie Ihrer stets gedenken, an diesem Tage einen besonderen Ausdruck zu geben. Heute hat sich denselben ein zahlreicher Kreis ferner stehender Freunde und Verehrer angeschlossen, die Ihnen ihren freudigen Glückwunsch zu dem uesterischen Alter, von dessen Höhe Sie herabschauen, aussprechen mochten, zugleich mit der tiefgefühlten Anerkennung eines so arbeitsfrischen und inhaltsreichen Lebens.

Auf dem beifolgenden Blatte, welches wir beauftragt sind Ihnen zu überreichen, werden Sie nächst dem Namen der erlauchten Frau, deren Gunst schon lange Ihnen wie ein heller Stern leuchtet, und neben den Namen Ihrer näheren Freunde und Freundinnen, auch die von Männern vereint finden, mit denen Sie in bewegter Zeit zusammengestanden haben in Rath und That, zum Heil und Wohl des Vaterlandes, wie unserer Stadt, oder mit denen Sie nahe Berührungen gehabt, in den Fragen der Wissenschaft und Forschung, in den Darstellungen der Kunst und in Allem, was den Menschen erhebt und den höchsten Zielen bildend entgegenführt.

Alle diese Freunde haben sich zum heutigen Tage vereinigt, um Ihnen außer ihrem herzlichen Glückwunsch auch noch die Bitte vorzutragen, daß es Ihnen gefallen möge, einem hervorragenden Künstler die Ausführung Ihrer Büste in Marmor zu verstatten und diese Büste dann als Zeichen inniger Verehrung von ihnen anzunehmen.

Ihre langjährige und vielseitige Thätigkeit, in der Sie sich als ganzer Mann bewahrt haben, hat Ihr geistiges Bild in festen Zügen klar und dauernd hingestellt. Jetzt bitten wir, uns auch das sinnliche Abbild nicht zu versagen, damit auch dieses der Nachwelt zur Erinnerung erhalten bleibe.

Berlin, am 14. Mai 1869."

Ueber den weiteren Hergang berichtete Herr Professor Weber in der Spenerschen Zeitung, Nr. 112, 16. Mai: „Am 14. Mai, als dem Geburtstage (1781) Fr. v. Raumers, pflegt sich seit einer langen Reihe von Jahren der Kreis seiner näheren Freunde zur Darbringung ihrer herzlichen Glückwünsche um ihn zu versammeln. Die diesmalige Feier dieses Tages trug aber noch einen ganz besonderen Charakter. Die Besorgnisse nämlich, welche im Winter durch eine schwere Krankheit v. Raumers, von der er indessen glücklich wieder genesen ist, bei seinen Freunden erregt worden waren, hatten bei einer Anzahl derselben den lange gehegten Wunsch von Neuem wachgerufen, die vergönnte Frist zu nutzen, um noch bei Lebzeiten des hochverdienten Mannes seine Büste in Marmor herstellen zu lassen. Sie wandten sich daher, unter dem 13. April d. J., mit einem gedruckten, vertraulichen Aufrufe an den weiteren Kreis seiner Verehrer, mit der Bitte, sie in dieser Absicht durch Beiträge zu unterstützen, so daß demselben zu seinem am 14. Mai bevorstehenden 89. Geburtstage ein Verzeichniß der Beitragenden überreicht und Namens Aller die Bitte vorgetragen werden könnte, er möge einem namhaften Künstler die Ausführung seiner Büste verstatten und dieselbe dann als Geschenk von ihnen annehmen.

Wir heben aus diesem Aufrufe folgende zur Charakterisirung der hohen Bedeutung v. R.'s bestimmte Stelle hervor:

„Noch immer ist er in wahrhaft seltener Weise in Rede und Schrift mit Erfolg thätig. Noch vor Kurzem hat er mehrere Semester hindurch in den Reihen der Studirenden gesessen, um sich auch auf Gebieten des Wissens, welche ihm ferner liegen, wieder zu orientiren. Nichts ist seinem theilnehmenden und forschenden Geiste fremd geblieben. Allbekannt ist, was er seit mehr als 60 Jahren als Historiker, als Staatsmann, als preußischer, als deutscher Patriot gewesen ist und gewirkt hat. Durch die Gründung des wissenschaftlichen Vereins hierselbst und die dadurch hervorgerufene Stiftung der Volksbibliotheken, von denen jetzt bereits die zehnte vorbereitet wird, hat er sich um die Fortbildung der verschiedensten Klassen der Bevölkerung Berlins für alle Zeiten bleibende Verdienste erworben."

Der Erfolg dieses Aufrufs war ein glänzender. Der allererste

(und zwar sehr ansehnliche) Beitrag, welcher einging, kam von Ihrer Majestät der Königin, welche auf die erste private Kunde davon „Sich den Freunden Friedrich v. Raumers, die ihm zu seinem 89. Geburtstag ein Zeichen ihrer Verehrung überreichen wollen, sehr gern anschließen" zu wollen geruhte. Sodann gewährten die Vertreter der hiesigen Stadt-Kommune, in richtiger Würdigung der hohen Verdienste v. Raumers um die Gründung der Volksbibliotheken, einen erheblichen Beitrag. Durch die bereite Vermittelung des Präsidenten des Norddeutschen Reichstags Dr. Simson traten die früheren Mitglieder der Frankfurter National Versammlung, zu der v. Raumer ja ebenfalls gehörte, herbei. Und dazu traten denn weiter die Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften, deren Sekretär er längere Zeit gewesen, und der Universität, deren Senior er ist, sowie der sonstige große Kreis von Männern wie Frauen, mit denen er während seiner langjährigen und vielseitigen Thätigkeit in Bezug gekommen. Auch von außerhalb trafen zahlreiche Beiträge ein. — Wie sich v. Raumer stets als ganzer Mann bewährt und sein geistiges Bild in festen Zügen klar und dauernd hingestellt hat, so möge er — das war der Wunsch Aller — nun auch ein sinnliches Abbild durch die Hand des Künstlers gestalten lassen, damit auch dieses der Nachwelt zur Erinnerung erhalten bleibe.

Mit diesem Auftrage traten dann heute die Unterzeichner des Aufrufs vor den hochverehrten Mann hin und überreichten ihm, dem auf diese improvisirte Huldigung gänzlich Unvorbereiteten, ein Album mit den Namen Derer, welche diese Bitte an ihn richteten. Nach einer kurzen einleitenden Ansprache durch Direktor Ranke, verlas Professor Kerle die Adresse. Stadtschulrath Fürbringer überbrachte die Glückwünsche des Magistrats, Professor Gneist diejenigen der Stadtverordneten, welche aus „inniger Hochachtung und Verehrung" für ihren einstigen Kollegen und hochgeschätzten Mitbürger, außer dem Kommunal Beitrage, auch noch eine gleiche Summe innerhalb ihrer eigenen Versammlung gezeichnet hatten. Präsident Dr. Simson, Professor Treitzschke, Delenburg und viele andere Freunde von fern und nah brachten, mündlich und brieflich, ihre herzlichsten Glückwünsche dar.

Der Jubilar — so darf man ihn ja wohl nennen, wenn es auch heute gerade kein solennes Jubiläum gewesen ist — war tief gerührt und ergriffen. Zwei Jubiläen, das 50jährige wie das 60jährige, waren beide, seiner anspruchslosen Weise entsprechend, ungefeiert geblieben; um so weniger hatte er eine dergleichen Feier am heutigen Tage erwartet. Siebzig Jahre sind es bald, daß er in den Staatsdienst getreten (am 8. Dezember 1801)! Möge ihm seine geistige und körperliche Frische, in der er drei Generationen hindurch als ein Muster geleuchtet, noch lange erhalten bleiben."

Bei der Unmöglichkeit, so vielen Freunden und Freundinnen einzeln zu danken, schrieb ich jenen fünf Unternehmern des Festes: „Sie wissen, hochverehrte Herren und Freunde, daß Ihre Botschaft mich an meinem 80. Geburtstage so überraschte, erfreute und rührte, daß ich unfähig war, dies in vielen Worten äußerlich kund zu geben. Und noch jetzt muß ich bitten, (da es mir unmöglich ist, jedem Einzelnen zu danken) daß Sie dieses für mich, in angemessener Weise, gütigst übernehmen.

So ermunternd mir das von Freunden ausgesprochene Lob auch ist, weiset es mich andererseits zur Selbstprüfung und Bescheidenheit an und erinnert mich, wie viel ich im Leben „„Anderen schuldig geblieben bin."""

Berlin, 16. Mai 1868.

v. Raumer."

Herr Professor Drake hat die schwierige Arbeit der Anfertigung einer Büste des so hoch bejahrten Mannes gütigst übernommen und vortrefflich ausgeführt.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

	Seite
Vorrede.	
Randglossen eines mehr als neunzigjährigen Studenten zu naturwissenschaftlichen Studien (1861—1865)	1
An den schönen Wissenschaften gehörig	29—118
Briefe an Tieck, über das Theater (1824)	29
Marie, eine Erzählung (1825)	64
Unabgesendete Briefe eines Thoren (1853)	95
Der griechische Roman (1857)	119
Proben deutschen Stils (1856—1857)	131
Kaumers Briefwechsel	139
Gedankenspäne (1858—1859)	244—321
Die Erde	244
Die Pflanzen	247
Die Thiere	249
Der Mensch	250
Zur Länder- und Völkerkunde	252
Sitten, Gebräuche, Aberglaube	259
Einzelne Personen	262
Staat	287
Bemerkungen über einzelne Lebensverhältnisse	291
Kunst	295
Arzneikunde	303
Wissenschaft	305
Anhang	312
Religion und Theologie	313

Randglossen

eines mehr als achtzigjährigen Studenten zu naturwissenschaftlichen Studien.

In dem Beitrage zu meiner späteren Lebensgeschichte habe ich mich über Veranlassung und Art meiner naturwissenschaftlichen Studien ausgesprochen. Ich füge nur hinzu, daß es keineswegs meine Absicht ist, hierüber und über die in hohem Alter wiederholt gehörten Vorlesungen eine Art von Studentenheft zu entwerfen, sondern nur Einzelnes niederzuschreiben, was mir gerade einfällt.

Astronomie.

Allerdings verstehen weit die meisten Menschen gar nichts von den tiefsinnig wissenschaftlichen Wegen, welche die Astronomen eingeschlagen haben. Warum glauben dennoch alle Unbefangenen an die aufgestellten Ergebnisse? Weil man weiß daß sie nicht willkürlich erfunden sind, sondern auf gründlicher wissenschaftlicher Einsicht beruhen. Sehr verdienstlich aber bleiben die Bemühungen der Eingeweihten, ihre Wissenschaft für weitere Kreise zugänglich zu machen; so Bode in früherer, Kaiser in neuer Zeit. Des letzten Sternenhimmel ist ein Meisterstück ächter Popularität; und wenn Mädler und Littrow mehr Kenntnisse voraussetzen, so gaben sie dafür die allerneuesten Entdeckungen.

Dennoch bleibt auch das Anerkannteste, Unleugbarste, in mancher Beziehung noch immer ein Geheimniß: so die letzte Ursache der Schwere, der Anziehung und Abstoßung. Auch berichtet die höhere, astronomische Mathematik fast nur von Quantitäten, äußerst wenig von Qualitäten.

Es ist doch Schade (sagen Etliche) daß die Astrologie ganz und die Himmelsmedizin fast ganz abgekommen ist. Zur Zeit Bodes enthielten die Kalender gar mannigfache Weisungen: gut purgiren, gut Ader

lassen u. s. w. Der tüchtige Astronom wollte zu derlei Narrentheidungen nicht mehr die Hand bieten und es ward gedruckt „ein Kalender ohne Aberglauben". Da ihn das Volk nicht kaufte, kehrte man, auf Betrieb des Stempelfiskus, zur alten Thorheit zurück. Weil aber Bode sich schlechterdings weigerte das Herausgeworfene wieder hineinzusetzen, so übernahmen dies einige heitere Mitglieder der Familie und weissagten insbesondere für alle hohen Feste äußerst schlechtes Wetter.

Noch in unseren fortgeschrittenen Tagen halten mehrere Kalender noch immer das (nie beobachtete) 100jährige Wetter in Ehren, lassen die Welt nach Calvisius vor 5806 Jahren erschaffen u. dgl. mehr. Ja außerhalb aller Kalenderweisheit und Thorheit herrscht noch mancherlei Aberglaube über Mond- und Witterungswechsel, Abreisetage, Zahl der Tischgäste, Haare verschneiden u. s. w., — nicht klüger als anderes Verspottete, oder Verehrte — wie das bewegliche Osterfest. Noch eines, meist von weiblichen Stimmen erhobenen Einwandes muß ich erwähnen, daß nämlich die wissenschaftliche Astronomie aller Himmelspoesie ein Ende gemacht habe. Ist Wahrheit und Wirklichkeit der Gegensatz ächter Poesie, und erlaubt diese keine Erneuungen und Verwandlungen, wenn jene ein neues Licht verbreiten? Zunächst behalten Werthers Leiden und Tiecks Mondsüchtigen ihren poetischen Werth, trotz aller astronomischen Entdeckungen. Es gab aber eine schwächliche, unmännliche Sentimentalität, welche auf ein natürliches Maaß vermindert werden mußte.

Wenn zwei Liebende sich verabreden an einem bestimmten Augenblick in den Mond zu sehen, damit ihre Gesichtsstrahlen sich innig kreuzen; so findet dies nicht allein althergebrachte Schwierigkeiten an den Wolken, sondern noch größere an der Mondbewegung und der schwierigen Zeitbestimmung. Ueberhaupt hat die Wissenschaft allerdings dem Monde am ehesten mitgespielt und ihm mit der Atmosphäre alle Musik, in alle Mittheilung durch Rede abgesprochen. Der erhebende, begeisterte Gedanke einer dereinstigen Wanderung durch alle Welten, findet neue Schwierigkeiten; wenigstens kann kein Mensch (mit seiner jetzigen Organisation) auf dem nächsten Weltkörper leben; — wie viel weniger auf den entfernteren.

Prognose.

Wenn die Kenntniß des Weltalls sich ungeheuer vergrößert hat, so konnte die Kenntniß der Erde, der Geologie nicht zurückbleiben. Daher ruft Herr Schoedler (Chemie S. 7) freudig aus: „Die Geologie hat jetzt die volle Sicherheit und die Grundlage erhalten, von der aus

sie sich zur abschließenden allgemeinen Betrachtung erheben konnte." [1]) Den richtigen Weg (insbesondere sorgfältiger Beobachtung) hat man eingeschlagen, steht das letzte Ziel aber nicht noch immer in weiter Ferne? Die Beobachtung fand zeither nur an sehr wenigen vereinzelten Stellen statt, und war überall auf die äußerste Oberfläche beschränkt. Manche einseitige Betrachtungsweise (z. B. der ausschließlichen Neptunisten und Vulkanisten) hat umfassenderen Ansichten und sehr zahlreichen Unterabtheilungen Platz gemacht; jedoch sind die Meister des Faches noch heute über wichtige Punkte uneinig und die unleugbaren Thatsachen und Erscheinungen bleiben mit gar vielen Hypothesen durchzogen, für welche eine genügende Beglaubigung wohl noch immer fehlt.

Wenn die Wärme (der Erde?) in Sibirien einst tropischen Thieren genügte, konnte da Lebendiges unter dem heißeren Aequator ausdauern? Wie verträgt sich hiemit die hypothetisch eingeschobene Eisperiode, und wo ist das Wasser geblieben, welches die größten Steinblöcke vom Pole bis nach Deutschland getragen hat? Wenn sich Länder und Bergrücken erheben, wie sollen sich Spalten und Höhlungen? Ist der unermeßliche Kohlenvorrath lediglich ein Erzeugniß des Pflanzenreichs? — Doch genug der Fragen eines Unwissenden.

Gewiß hat die Erde ihre eigene, täglich durch Fleiß und Scharfsinn immer mehr erkundete Geschichte, mit Zeiträumen unendlicher Länge. Adam gehört hienach zur neuesten Geschichte!

Botanik.

Mit dem Pflanzenreich beginnt die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, und jeder der eine neue Spezies auffindet, glaubt sich dadurch verewigt zu haben. Es wäre wohl an der Zeit, gegenüber diesen zahllosen, die Kraft des Gedächtnisses übersteigenden, oft kleinlichen Theilungen, immer wieder an ein organisirendes Zusammenfassen des Vereinzelten zu denken, und sich dadurch Verdienst und Ruhm zu erwerben. Wie die Geologie weiset auch die Botanik der Vorwelt auf erstaunlich lange Perioden der Erdgeschichte hin und zeigt eine allmälige fortschreitende Entwickelung. Nicht unnatürlich hat man nach dem ersten Anfang gefragt, ihn aber noch nicht aufgefunden. Eine hypothesirte Urpflanze erklärt in der That nichts. Man verfährt dabei bloß verneinend, streicht alles Positive und treibt Götzendienst mit einer höchst dürftigen Zelle, einem gestaltlosen nicht zu unterscheidenden Keime, der es unbegreiflich läßt, wie aus demselben und dessen unsichtbarer

1) Sind die geologischen Grundsätze für den Mond zureichend?

Kraft, die ganze unendlich mannigfaltige Pflanzenwelt hervorgehen könne. Die Natur ist von Hause aus keine dürftige Bettelanstalt, sie spendet überreich, und ist nicht darauf beschränkt, an einer einzigen Stelle, nur ein einziges Samenkörnchen auszustreuen. Die Pflanzenchemie zeigt eine Reihe von Urstoffen, die in den Pflanzen gefunden wurden, ist aber außer Stande nachzuweisen wie, warum, und wodurch das chemisch Gleichartige sich so unendlich verschieden und eigenthümlich gestaltet. Sie ergreift immer nur die unlebendigen, todten, oder ertödteten Bestandtheile.

Physik.

Meine Lehrer waren Euler, Hube, Gilbert, Brandis, Pouille, Müller, Magnus! Welch erstaunliche Fortschritte, welch unermüdliches Bemühen durch fleißige, scharfsinnige Beobachtung, früher unvermeidliche Hypothesen zu berichtigen und neue wichtige Wahrheiten zu entdecken!

Chemie.

Nicht jede Wissenschaft ist für den Anfänger gleich schwierig. Botanik und Zoologie kann man durch Lesen, und durch Beschauen von Abbildungen leichter und unterhaltender studiren, als Chemie. Hier bleibt Alles unsichtbar bis der Versuch hinzutritt. Und selbst dieser zeigt weniger sichtbar die Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit der Stoffe und Gegenstände an sich, als in ihren Wirkungen.

Es mag nothwendig sein, daß der Chemiker von Fach die ungeheure Zahl von Stoffen und Verbindungen u. s. w. sich einpräge; will man aber den Kreis der Liebhaber nicht zurückschrecken, sondern erweitern, so muß man von jenen Forderungen mancherlei nachlassen.

In jeder Wissenschaft giebt es Dinge, Lehren, welche für den Anfänger schwer begreiflich sind, z. B. vielleicht Wasserpresse, latente Wärme, Kristallwasser, Hydrate u. s. w. Hier muß der Lehrer die Geduld nicht verlieren, bis Zweifeln, in Sehen und Wissen übergeht. Dies ist in der Physik und Chemie möglich; ob auch in der dogmatischen Theologie?

Nichts macht dem Anfänger in der Chemie mehr Noth, als die jetzt herrschende Zeichensprache. — Dem Laien erscheint sie wie eine Art Stenographie, die aber (wenigstens durch den Gedanken) in Worte übersetzt werden muß.

Wenn für verwandte Körper (z. B. Aether und Alkohol) dieselbe Formel auszureichen scheint, so macht dies allerdings auf Analogien und Aehnlichkeiten unzlicherweise aufmerksam; zugleich aber ergiebt sich daß dieselbe Formel noch nicht ausreicht, die Verschiedenheiten und

das Individuelle vollständig nachzuweisen und zu erklären. Die neuere Typenlehre hat einige der sich hier offenbarenden Lücken vereinfachend ausgefüllt; wird man aber mit Gewichtsmengen (Quantitäten) und mathematischen Formeln jemals die Qualitäten auffinden und charakterisiren können?

Allerdings forscht und entdeckt die Chemie vorzugsweise auf der Erde; sie ist aber (wie die neuesten Erfahrungen beweisen) nicht bloß tellurisch, sondern auch kosmisch. Sie findet sich auf allen Weltkörpern und ist unentbehrlich. Da jedoch die Dichtigkeit, Rotation, Lichtstärke u. s. w. der Weltkörper äußerst verschieden sind, wird die tellurische Chemie dereinst viel Neues erfahren. — Wenn unbekannte Sterne plötzlich erscheinen, oder Licht und Farbe wechseln, oder die Erde aus einem gasförmigen in einen festeren Zustand übergegangen ist, so hat die Chemie dabei gewiß eine Hauptrolle gespielt. Kann sie die großen Ereignisse mit kleineren Versuchen erläutern und nachahmen?

Ungeachtet unermeßlicher Wichtigkeit und Wirksamkeit der Chemie, wird sie niemals neue Stoffe aus *Nichts erschaffen*, wohl aber aus den gegebenen Stoffen Unzähliges, auf höchst verdienstliche Weise, neu *bilden*, oder *verwandeln*.

Man lehrt: „Die Zunge der Wage ist die höchste entscheidende Instanz bei allen chemischen Prozessen." — Es war sehr natürlich, daß nach langer Vernachlässigung *quantitativer* Untersuchungen, die glänzenden neuen Ergebnisse eine Vorliebe für dieselben erzeugten; allein eben so nothwendig ist die Erforschung der *Qualitäten*; schon deshalb weil jede Qualität auch ihre bestimmte Quantität hat, und gleiche Quantitäten oft die verschiedensten Eigenschaften zeigen. Beherrscht die Wage auch die Imponderabilien?

Man soll aber die Untersuchung *wieviel* etwas wiegt, nicht zu erforschen vergessen *was* man wiegt. Wenn nun gar Körper bei gleicher Zusammensetzung verschiedene Eigenschaften haben, und man z. B. organische Säuren nicht aus ihren Elementen künstlich darstellen kann, so eröffnet sich hier ein neues Feld lehrreicher Untersuchungen.

Lange Zeit legte die Botanik und Zoologie fast ausschließendes Gewicht auf die äußere Form; wird die Chemie nicht veranlaßt die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen?

Ganz natürlich trachtet der Chemiker nach dem Einfachen; er ist Atomistiker durch seinen Beruf. Das *Atom* soll (nach der strengsten antiken Ansicht) das kleinste untheilbare Ding sein; weil aber auf diesem Wege zunächst alle Mannigfaltigkeit fast unerklärt blieb, mußte man sich in neuern Zeiten manche Abweichungen von jener alten Lehre erlauben.

Leibnitzens Monadenlehre, dieser Versuch die ganze Atomenlehre zu vergeistigen, war nur ein ungenügender Einfall und ward bald verlassen.

Nimmt man an daß alle Atome rund seien, so bleiben bei ihrer Zusammensetzung leere Räume und wenn ich sie durch Wärme ausdehne und vergrößere, so sind sie nicht mehr das untheilbar Kleinste. Noch verwickelter wird die Lehre durch die Annahme, daß jedes Atom, den Ueberzieher einer Wärmehülle angelegt habe. Werden die Körper kleiner, treten die Atome näher aneinander, sobald man jene Hülle erkältet? Wenn Wärme Bewegung ist, so müßten sich diese Betrachtungen jedoch anders gestalten. Sobald jedes Atom eine untheilbare Einheit darstellt, so kann ich es nicht in Bruchtheile zerlegen, und diese Bruchtheile nicht mit anderen Atomen oder Gegenständen verbinden. So betrachtet, zeigt sich die scheinbar unbegreifliche Lehre von den Multiplen natürlich und nothwendig. Die Praxis erweiset, daß es für verschiedene Gegenstände, verschiedene Grenzen der Theilung giebt, Gewicht und Volumen zeigen was jeder werth ist. Dies führt zur Lehre von den Aequivalenten. Lege ich Kräfte in die Atome, so habe ich die Dynamik der Atomistik zugetheilt. Woher aber beide stammen, bleibt zu erforschen. Hic Rhodus, hic salta! Das Auffinden der Atome ist nicht das letzte Ziel; bald ergiebt sich daß das Positive, Mannigfaltige, Inhaltreiche nur in der entgegengesetzten Richtung zu suchen und zu finden ist.

Können nicht verschiedene Bestandtheile dieselben Gestalten, dieselben Bestandtheile verschiedene Gestalten annehmen? Reicht eine Formel für beides aus? Hängt die verschiedene Cohäsion der Körper ab von ihrer verschiedenen Gestalt, oder davon ganz unabhängig von ihren sonstigen Eigenschaften? Ich lese: „Physikalische Verschiedenheiten beruhen nur auf der Ungleichheit in der Anordnung der Atome." — Ich glaube nicht daß die bloße Anordnung hinreicht, die Verschiedenheiten herbeizuführen und zu erklären. Finden wir wesentlich verschiedene Eigenschaften, bei angeblich ganz gleichen Bestandtheilen, so ist gewiß noch etwas Unentdecktes übrig geblieben. Entscheidet überall die Anordnung der Atome, so wird die Mathematik Herrin der Physik und Chemie.

Die Lehren von den Atomen und den Elementen sind nahe verwandt; die letzte hat sich aber in neueren Zeiten noch mehr umgestaltet, als die erste. Statt der alten vier Großmächte, Feuer, Wasser, Luft und Erde, werden uns über 60 Herrscher vorgeführt, denen allen man die gleiche Souverainität zugesteht. Neben dieser anmaßlichen Kleinstaaterei haben sich aber bereits vier Großmächte gebildet, welche in Wahrheit herrschen und sich um die winzigen Kollegen gar nicht kümmern,

wohl aber an die vier alten, gleichsam wieder auferstandenen Elemente erinnern. Unter den neuen Herrschern treten in den Vordergrund, der Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die meisten der Titularelemente über kurz oder lang werden mediatisirt werden; ja ein gefährlicher Feind rückt ihnen schon jetzt unerwartet auf den Leib, — die Elektricität. Weniger befürchten die Elemente vielleicht von der Chemie: Wenn diese aber bereits jetzt, natürliche Dinge fast ununterscheidbar nachahmt, so kann selbst die, durch unzählige mißlungene Versuche ganz in Mißkredit gekommene Alchemie, vielleicht einmal wieder zu Ehren kommen.

Die vielen kleinen Elemente füllen keine Lücke in dem wissenschaftlichen Systeme, wie allerdings die kleinen Planeten in der Astronomie; deshalb haben jene auch nur geringe Bedeutung und Lebenskraft. Wenn die Chemie aber neue ganz eigenthümliche, nicht weiter aufzulösende Stoffe auffindet, so haben auch diese gerechte Ansprüche auf eine eigenthümliche wissenschaftliche Bezeichnung. Wenigstens giebt sich die Sprache dazu her, um des guten, eigenthümlichen Geschmacks willen gewisse Auszeichnungen zu bewilligen. Wir haben schon so viele „Ine": warum nicht auch ein Bausein, Entein, Fasain, Lerchein, Krammetsvogelin, Hammelin, Schweinein u. s. w.

Wir sahen daß sich in der Chemie eine demokratische und oligarchische Richtung kund giebt; es zeigen sich aber auch Hinneigungen zum Monarchischen z. B. wenn man alle Säuren aus einer Ursäure hervorgehen läßt. — Was hat den Vorrang: das Schwerste, oder das Leichteste? Platina, oder Wasserstoff? Sind sie die Hauptrepräsentanten des Realen und Idealen? Stehen die Imponderabilien (Aether, Licht) dem Geistigen näher als die schweren Metalle? Oder giebt es hier gar keine Analogien und Uebergänge?

Die an Mineralien, Pflanzen und Thierstoffen angestellten chemischen Versuche, zeigen in den Ergebnissen weit mehr Aehnlichkeiten, als in den Gegenständen irgend vorhanden sind. Das wahrhaft Eigenthümliche, Lebendige entweicht unbemerkt; — man operirt mit dem bereits Erstorbenen. Auch ist dies Alles nur die kleinere Hälfte der gesammten Wissenschaft: die Lehre von Auferstehung, Wiederbelebung, oder Wiederherstellung der zersetzten Körper, ist ein Hauptkapitel in der chemischen Dogmatik.

In der Logik finden sich Analogien, zu den binairen und ternairen Verbindungen der Chemiker. Es giebt eine, noch nicht genügend ausgebildete Chemie des Geistes. Manche Menschen sind nur einer binairen Verbindung fähig, und die Formel würde für viele sein: „er lebte,

nahm ein Weib und starb." — Auch Substitutionen finden hier Platz, und statt des Weibes kann man einschieben: ein Spiel Karten, oder eine Weinbouteille. Nicht minder giebt es geistige Analogien der chemischen Aequivalente. Ueber eine gewisse Quantität von Gedanken, Empfindungen, Beschlüssen, können die Menschen weder mittheilen, noch empfangen. Auch ihr Multiplum ist immer nur dasselbe noch einmal. Ganze Völker haben ebenfalls ihre Aequivalente und Multipla.

Die Lehre von den Aequivalenten hat Schwierigkeiten für den Anfänger, zum Theil wohl, weil das Wort nicht gut gewählt ist: — doch weiß ich kein besseres. Weil sich die Aequivalente beziehen auf Verbindungsfähigkeit, Gewicht und Volumen, erweisen sie (im Widerspruch mit der alten Theorie) die Verschiedenheit der Atome.

Es war ganz natürlich, daß man mit der unorganischen Chemie begann, und zu der verwickeltern organischen fortschritt. Die Verschiedenheit liegt aber nicht bloß darin, daß sich hier mehr Verbindungen zeigen und man mit zahlreichern Aequivalenten zu thun bekommt. So lange man das rechte, genügende Aequivalent für die geheimnißvolle, organisirende Kraft nicht gefunden hat, werden die schwierigen Räthsel keineswegs verschwinden, oder gelöset werden. — Man sagt: „in die Abtheilung indifferente organische Stoffe, bringt man vorläufig Alles unter was keinen rechten chemischen Charakter dokumentirt": — vorläufig vielleicht auch was darüber hinausliegt.

Manche Stoffe (z. B. Sauerstoff und Chlor) drängen sich dem Chemiker so auf, daß er ihnen gar nicht entgehen kann; während man den ruhigern Stickstoff vernachlässigt, obgleich ihm eine sehr wichtige Rolle in der Atmosphäre und in allen lebendigen Geschöpfen übertragen ist. — Ein Pareli. Ruhige, geletzte Männer, welche begnügt mit einem edlen, nützlichen Berufe, sich nicht überall vielgeschäftig einmischen, werden in der Regel vernachlässigt und als unbedeutend bezeichnet: — wogegen Andere nach allen Seiten hin Thätige, unruhig Einwirkende, zur Partei der Bewegung Gehörige, große Aufmerksamkeit erregen, und jener ersten Klasse weit vorgezogen werden.

Lessing sagt: „Das Schnellste ist der Uebergang vom Guten zum Bösen." — Fast dasselbe sehen wir in der Chemie, bei Verwandlung des Heilsamen in Gift. Woher entsteht so plötzlich das entsetzliche Gift in menschlichen Leichnamen? Kochsalz ist gesund, ein ausgeschiedener Theil desselben (Chlor) ist giftig. — Wesen und Wirkung der Gifte, ist noch nicht genügend aufgeklärt: der Begriff ist relativ: es kann etwas für eine Kreatur Nahrung sein und für die andere Gift.

Die Diätetik ist sehr unvollkommen und bedarf neuer und genauer Forschungen. Aussprüche über die Nahrungskraft vieler Gegenstände sind insofern oft einseitig und ungenügend, als die zweite Hälfte der Untersuchung erst derjenige darbietet, welcher sich ernähren will, oder soll. Braucht jeder Acker, jede Pflanze, andere Salze und Säuren, so auch jeder Mensch, jeder Magen, seine eigenthümlichen Quantitäten und Qualitäten. — Wenn ein Volk lediglich von Vegetabilien, oder allein von Fleisch lebte, so würde dies Einfluß haben nicht bloß auf die körperliche, sondern auch auf die geistige Entwickelung.

Basen und Säuren. Der alte hier an Geschmack und Färbung anderer Stoffe geknüpfte, angeblich so große und wichtige Gegensatz, ist mir stets um so unwissenschaftlicher erschienen, als er oft ineinander läuft, oder das ganz verschwindet, worauf sich die Eigenthümlichkeit gründen soll. Dieser chemische Gegensatz erinnert mich an den psychologischen von Kopf und Herz, wo man sagt: der Kopf des Mannes ist gut, wäre nur sein Herz besser; oder sein Herz ist trefflich, wäre nur der Kopf nicht schwach. Eins gehört aber zum Anderen und die geschiedenen Theile bilden kein lebendiges Ganzes.

Düngung. Es ist erwiesen, daß verschiedene Pflanzen, dem Boden verschiedene Stoffe entziehen, deren Ersatz nothwendig erscheint. Hierauf gründet sich die Lehre und Praxis von der Wechselwirthschaft und Düngung. Gegen Liebig ward nicht erwiesen, daß auch ohne diese Hülfsmittel, der volle Ersatz jener Verluste aus dem Innern der Erde emporstiege.

Da es unmöglich ist Menschenknochen aus den Leichnamen zu nehmen und als Düngungsmittel zu verbrauchen, so fragt sich: sind die Knochenstoffe (insbesondere der Phosphor) für immer begraben, oder dringen sie durch die Erddecke und kommen (nur auf Umwegen) doch in den Acker?

Der stete Tabocksbau in Virginien und der Runkelrübenbau in Deutschland, bestätigt Liebigs Lehre. Wenn dereinst Intelligenz und Kapital, bei Gewinnung des Rohrzuckers und Rübenzuckers gleich stehen, so wird der erste den letzten überfliegen. Dies durch Steuerverschiedenheiten hindern zu wollen, ist unzweckmäßig, oder doch gewiß sehr schwierig.

Die Sinne spielen bei den chemischen Erscheinungen bedeutende Rollen, um zu vollständiger Erkenntniß zu gelangen; nur das Gehör wird (so scheint es) weniger in Anspruch genommen und in Thätigkeit gesetzt. Dies ist vielleicht möglich, wie es in neuerer Zeit hinsichtlich der Pathologie (Perkussion, Auskultation) auf erfolgreiche Weise geschehen

ist. — Hallucinationen des Gesichts und Gehörs, haben einen materiellen Entstehungsgrund und beruhen auf Veränderungen, sind also Gegenstände chemischer Untersuchungen. — Könnten nicht neben den Lichtwellen im Weltraume, zufolge der Lehre des Pythagoras, auch Tonwellen ihren Platz finden? Die Grundlage der Musik steht mathematisch fest, und wenn wir die Harmonie der Sphären nicht hören, so läßt sie sich doch leicht denken.

Könnte man nicht, sowie chemische Abtheilungen auf den Geschmack gegründet wurden, sie auch auf den Geruch gründen. Als Kennzeichen mancher chemischen Präparate wird angegeben: „es habe einen übelen Geruch." Was ist denn aber ein unangenehmer, übeler Geruch?

Für das Auge giebt die Lehre von den Proportionen eine nützliche Richtschnur, für das Ohr erweiset die Mathematik, was eine Konsonanz und was eine Dissonanz sei. Obgleich nun die Geruchsatome von einer außerordentlichen Kleinheit sind, weiß der Techniker sie doch anzuhäufen, oder zu zerstreuen, und der wissenschaftliche Chemiker könnte wohl regelnde Formeln auffinden und aussprechen. Die Urtheile vieler Menschen legen jedoch große Hindernisse in den Weg. Denn obwohl niemand findet daß eine Rose übel rieche, giebt es noch viele Kenner, welche stark riechende alte Wildbraten, Knoblauch, faulen Käse u. dgl. zu den Wohlgerüchen zählen, oder doch diese Dinge den geruchlosen Gegenständen vorziehen. Läßt sich Wohlriechendes und Stinkendes nicht gegeneinander aufheben (wie Säuren und Basen), um einen neutralen, geruchlosen Gegenstand zu erzeugen? Wenn Chlorwasser dies durch Zerstörung bewirkt, so wird nähere Forschung ergeben, welche Gründe, Gegenstände, Verbindungen, erzeugen angenehme, oder unangenehme Gerüche.

Jede Kristallisation zeigt einen Versuch sich dem Lebendigen, Organischen zu nähern. So lange aber die mathematische Form herrscht, giebt es noch keinen Organismus. Ob alles Unorganische, nicht Kristallisirte, es einst war, oder werden wird, ist uns unbekannt.

Wir finden daß Menschen (wie Mineralien) in ihrer Bildung gestört werden, oder sich übereilen, und dann keine harmonische Gestalt gewinnen, sondern unreif bleiben. — Mineralogische Kristalle, und Kristalle erzeugt im menschlichen Körper, haben allerdings große Aehnlichkeit, aber die Werkstatt und die Hülfsarbeiter sind doch sehr verschieden.

Bedenken entstehen mir, wenn ich lese: „Die unbelebte Materie folgt keiner Wahl, sondern einem Gesetze." Denn die belebte Materie folgt auch bestimmten Gesetzen, und so schwer die freie Wahl der

Menſchen zu begreifen bleibt, ſo iſt doch die Erklärung, ſie ſei rein willkürlich und zufällig, gewiß nicht genügend und erſchöpfend.

Auffallend erſcheint es, daß Verwandtes oft gar nicht geneigt iſt ſich zu vereinigen, und was ſich vereinigt iſt oft gar nicht verwandt. Sauerſtoff und Waſſerſtoff bilden friedlich das Waſſer. Wenn man ſie abſcheidet und trennt, ſo ſollte man glauben, die beiden getrennten Stoffe würden ſtreben, ſich eiligſt liebevoll wieder zu vereinigen. Statt deſſen ſtellen ſie ſich fremd, und ſchwellen mit einander, laſſen ſich jedoch richtig behandelt, ſchnell wieder verſöhnen. — Aus Schwefel und Queckſilber bildet ſich ein neuer Körper, Zinnober. Die neue Verbindung trennt ſich aber auch bald, ſobald das Eiſen mächtiger eingreift. Aehnlich werden unter den Menſchen getrennte Anlagen und Richtungen vereint und wieder getöſet. Dies gilt ſelbſt von Völkerverbindungen, ſogenannten ewigen Bündniſſen u. dgl. Wiederum geiſtige Chemie, mit oft ſehr materiellen Einwirkungen.

Maſſen ſich alle Stoffe, nach Maßgabe ihrer Aequivalente, miteinander chemiſch verbinden? Oder kann einer ſagen: ich trachte nach keiner Verwandtſchaft, will für mich allein, unverehelicht, im Cölibat bleiben. Für geiſtige Elemente findet kein Verbindungszwang ſtatt; das Verwandte, welches ſich anziehen, verbinden könnte, oder ſollte, bleibt oft vorſätzlich auseinander und getrennt. — Wir finden daß Menſchen (Mann und Frau) nach Vereinigung ſtreben, dann gleichgültig gegeneinander werden, und ſich nach eigenem Beſchluſſe, oder durch fremde Einwirkung trennen. Geſchieht Aehnliches in der Chemie?

Göthe hat den Titel ſeines Romans: „Die Wahlverwandtſchaften" mit beſtimmter Hinſicht auf den Sprachgebrauch der Chemie gewählt, ihn aber auf ein weſentlich verſchiedenes Gebiet verpflanzt. Der Menſch iſt ſittlichen Geſetzen unterworfen, hat Pflichten zu erfüllen die aus ſeiner Natur hervorgehen, ſich auf ſeine Freiheit gründen, ihn einer moraliſchen Zurechnung unterwerfen. Eine chemiſche, unbedingt gebietende Wahlverwandtſchaft iſt für ihn nicht vorhanden, und ſoll nicht vorhanden ſein. Im Fall ſie ſich aber dennoch einfindet, ſo wird ſie, obwohl nicht gerechtfertigt, doch erklärt und entſchuldigt, wenn gewaltige Charaktere, erhabene Leidenſchaften hervortreten; nicht aber wenn Schwächlinge, Naturgeſetze für ſich geltend machen. Die Wahlverwandtſchaften in der Chemie ſind ganz in der Ordnung, ſtiften kein Unglück und unterliegen keinem Tadel; — was Alles geſchieht wenn man ſie (nach irriger Analogie) auf moraliſche Weſen verwendet.

Nirgends zeigt ſich Anziehung und Abſtoß deutlicher als bei der Elektricität. Doch iſt die Bezeichnung poſitiv und negativ, dem

gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht ganz angemessen, sofern dieser annimmt, positiv sei eine inhaltreiche Bejahung, negativ hingegen eine Leere, ein kraftloser Mangel. Wenn indeß (wie man behauptet) die positive Elektricität sich weit öfter zeigt, als die negative, so scheint allerdings kein volles Gleichgewicht beider Arten vorhanden zu sein.

Die elektrischen Bewegungen gelten für schneller als die des Lichts. Angenommen zwei Weltkörper wären von derselben Elektricität durchdrungen, müssen sie sich alsdann abstoßen, und im entgegengesetzten Falle anziehen? — Daß man glaubt aus diesem einfachen, ja dürftigen Schema elektrischer Gegensätze, die unendliche Mannigfaltigkeit des menschlichen Denkens, Fühlens, Wollens u. s. w. erklären, oder gar hervorbringen zu können, ist ein großer Irrthum. Der höchste Triumph in der Chemie wäre allerdings die Erzeugung des Lebendigen!

Wenn die Chemie dies noch nicht vermag, so fragt sich: woher entsteht alles Organische, Lebendige? Fast allgemein wird jetzt behauptet: „es entsteht aus Samen, aus Eiern, es giebt keine generatio aequivoca." — Hiemit ist aber die alte bedeutsame Frage nicht beantwortet: was war eher: das Ei, oder die Henne? Jene Behauptung mag eine gute Regel geben für die Gegenwart, löset aber keineswegs das Rathsel für den Anfang. Dieser kann die schöpferische Kraft Gottes (oder, wie Andere sagen, der Natur) nicht entbehren. Es ist aber keineswegs erwiesen daß die Kräfte jetzt schwächer wären, als zuvor. Auch nehmen Geologen an, daß verschiedene Geschöpfe in verschiedenen Zeiträumen entstanden sind. Thiere ohne Pflanzen nicht leben können, der Mensch später erschaffen ward, manche Geschlechter ganz ausgestorben u. s. w. Dies Alles stimmt aber gar nicht mit der Behauptung, daß keine neue Pflanze, kein neues Thier, und, über den Menschen hinaus, kein vollkommneres Geschöpf entstehen könne. Sie weiset den Schöpfer (Brama) nicht bloß für einen Tag, sondern für immer zur Ruhe. Ihm bleibt bloß das Erhalten (Wischnu), bis das Zerstören (Schiwa) die Oberhand gewinnt!

Man sagt (ebenfalls ohne Beweis): alle Pflanzen, Thiere, Menschen, stammen ab von einem Samenkorn, einem Paare. Läßt sich diese Lehre analog auch auf die unorganische Natur anwenden u. s. w.? Oder finden ähnliche Schöpfungen (sonst und jetzt) und Bildungen an unzähligen Stellen statt: — so wie die Chemie überall aus Schwefel und Quecksilber, Zinnober herstellen kann.

Sonderbar, daß durch ein sehr einfaches thierisches Geschäft, lebendige Geschöpfe erzeugt werden, und alle Kunst und Wissenschaft, alle geistige Wechselwirkung dazu nicht hinreicht. Wenn jemand gar nicht

wüßte wie Menſchen entſtehen, ſo könnte man es ihm vielleicht wahrſcheinlicher, plauſibler machen, daß dies in einer Retorte, als im Mutterleibe geſchehe. Aehnlich glaubte Condorcet: die Fortſchritte der franzöſiſchen Revolution würden bewirken, daß die Menſchen gar nicht mehr ſtürben! Iſt in dem kleinen menſchlichen Ei ſchon unabweislich vorgebildet das Geſchlecht, jedes Organ, jede geiſtige Anlage, Geſundheit, Krankheit u. ſ. w.? Und wenn nicht, durch welche (materialiſtiſche, oder geiſtige) Operation kommt es hinein?

Iſt es mathematiſch erweislich, daß der unermeßliche Weltraum ſo groß ſein mußte, wenn ſich die Sonnen, Planeten, Kometen darin vorſchriftsmäßig bewegen ſollten? Konnte er nicht kleiner ſein? Hätten nicht noch mehr Weltkörper darin Platz? Iſt jener Raum ſchlechthin leer, eigenſchaftslos, unthätig, ohne alle Bildungsfähigkeit und Veränderung? Der Sitz unermeßlicher Nichtigkeit und Langeweile — oder ein Sitz körperloſer Geiſter?

Es iſt wahr, daß ſich alle Beſtandtheile organiſcher Körper (nach gehörigen Vorbereitungen) mehr oder weniger verbrennen laſſen und vielerlei Stoffe enthalten. Hiemit iſt aber nichts erwieſen und erklärt über die eigenthümlichen Geſchäfte der Leber, der Lungen, der Nieren, der Hoden u. ſ. w., welche in ſo unmittelbarer Nähe, ſo ungeheure Verſchiedenheiten zeigen, daß dagegen, etwa der Gegenſatz von Säuren und Baſen, unbedeutend, gewiß unlebendig erſcheint.

Ich habe in vorſtehenden meiſt chemiſchen Bemerkungen allerdings viel gefragt, aber für einen ſchwachen Schüler immer noch zu viel docirt. Darum will ich es mir jetzt bequem machen und Alles beſcheiden in die Form der Frage bringen.

Bewegt ſich das Licht im geſammten (ob gleichartigen?) Weltraum gleich ſchnell? Könnte nicht eine Farbe des Lichts alle anderen überholen, oder dahinter zurückbleiben, und ſo die verſchiedenen Farben der Sterne veranlaſſen? Bewegen ſich die Sonnen und Sonnenſyſteme im Univerſum gleich ſchnell; könnte nicht eine bei dieſem Wettrennen den Preis der größeren Schnelligkeit und Beweglichkeit gewinnen? — Können, wenn der Weltraum mit einer hemmenden, reibenden Materie angefüllt iſt, durch Töne Harmonien der Sphären entſtehen? Läßt ſich die Mathematik der Töne, nicht analog auf die Farben anwenden? Können große chemiſche Revolutionen auf den einzelnen Weltkörpern, jemals aſtronomiſche bemerkbare Folge haben? Erzeugt die ungeheuer ſchnelle Achſendrehung des Jupiter keine Bewegungen im Innern und nächſtdem Wärme? Würde die Temperatur der Erde wachſen, wenn ihre Bewegung der des Jupiter gleich geſtellt würde? Darf man die Wärme

jedes Planeten lediglich nach seiner Entfernung von der Sonne abschätzen, und die Langsamkeit, oder Schnelligkeit seiner Bewegung ganz außer Acht lassen? Haben die entfernteren Planeten größere natürliche Wärme von innen heraus, wie angeblich einst die Erde? Erzeugt die Bewegung der Erde im Weltraume Wärme, oder wird sie erkälter? Giebt Bewegung ohne Reibung Wärme? u. s. w. Sie sagen und mit Recht: ein Aber u. s. w. Deshalb verurtheile ich mich zum Stillschweigen!

Physiologie.

Als Sokrates sich gegen das Uebergewicht der Naturphilosophie seiner Zeit erklärte, gewann er Boden für die ethische Richtung; die Naturbetrachtung ward aber vernachlässigt, bis Aristoteles ihre Nothwendigkeit und ihren Nutzen geltend machte. Anders gestalteten sich die Dinge in unseren Tagen: dem Kampfe gegen einseitige Spekulationen über, und fast gegen die Natur, folgte deren eifrigste Erforschung, selbst mit völliger Zurücksetzung der spekulativen Seite.

Und doch hatten geistreiche Männer zu erweisen gesucht, daß das Höhere nicht hervorgehen könne aus dem Niedrigeren, daß die organische Welt edler sei als die unorganische, der Geist über den Wassern der Materie schwebe und die Seele den Leib bilde.

Wenn ich bedenke wie viel Gestaltungen (Phasen) die Physiologie durchlaufen hat, von Reil bis Dubois-Reymond (ich hörte Vorlesungen bei beiden), so erfreue ich mich des Scharfsinns, der Thätigkeit, der Ergebnisse: kann mir aber doch nicht verhehlen, daß Bewegung und Wechsel zwar Lebenszeichen sind, aber kein genügendes, letztes Ziel bereits erreicht ist. Ja es erheben sich Bedenken ob dies Ziel richtig vorgesteckt war, und die Sonderung der Physiologie von der Psychologie weniger einen Sieg, als eine Art von Bankerott anzeigt. Rudolphi sagt (Physiol. 1, 7; 2, 242): „Die Psychologie ist der wichtigste Theil der Philosophie; sie ist zugleich ein wesentlicher Theil der Physiologie. Ohne Psychologie ist die Physiologie dürftig und die Medicin geistlos." — Valentin (S. 477) entgegnet: Die Physiologie kann fast gar keine sichere Anhaltspunkte der Psychologie darbieten. — Ferner sagt Lehmann: Die Physiologie werde sich bald lediglich auf Physik und Chemie stützen, und Fick meint, sie werde bald nur ein Zweig der Mechanik sein. — Milne Edwards (1, 5) erklärt sich lebhaft gegen diese Lehren und der Chemiker Chevreul fügt hinzu: il y aurait peu de raison à supposer que celui qui aurait expliqué la digestion,

l'assimilation, la respiration, la circulation et les excrétions, serait en état d'expliquer la vie.

Wie erfreulich, rufen etliche Physiologen, wenn wir Leid und Leben lediglich nach den Grundsätzen der Mechanik erklären, und wie eine Maschine lenken und beherrschen könnten! — Irrige Wünsche, falsche Hoffnungen! Meine Maschine ist thätig von innen heraus, sie wird in Bewegung gesetzt von außen und durch fremde Kräfte; sie entwickelt und gestaltet sich nicht von selbst, und am wenigsten erhebt sie sich jemals zu eigenem Bewußtsein. Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie können bis jetzt das Lebendige nicht erzeugen, ja nicht einmal vollständig erklären; es bleibt immer etwas Incommensurabeles übrig.

Ich finde daß Physiologen nicht selten auf die Teleologie schelten; und gewiß haben sie Recht, so mancher grundlosen und lächerlichen Ansicht gegenüber; dessungeachtet bleibt eine verständige Lehre von den Zwecken natürlich, würdig, unentbehrlich. Darehne gerath man in die Lehre vom bloßen Zufall, was denjenigen am wenigsten genügen kann, die gern Alles einer unbedingten Nothwendigkeit unterwerfen möchten.

Es giebt allerdings Analogien zwischen Menschen und Thieren, aber zuckende Nerven todter Frösche, schließen das Geheimniß des Lebens nicht auf. Alle chemischen, alle elektrischen Versuche, Säuren, Basen, Ströme, Aneden, Kateden, Elektrotonus u. s. w., sind erfreuliche, lehrreiche Beweise des Fleißes und Scharfsinns; aber sie sind außer Stande die Eigenthümlichkeit eines einzigen Nerven, für Sehen, Hören u. s. w. genügend nachzuweisen und zu begreifen. Die Elektricität wirkt anders auf Metalle, Pflanzen, Thiere; das eigenthümlich Erscheinende liegt außerhalb derselben, und das gleichartig Erscheinende ist nur das Untergeordnete. Am wenigsten reichen elektrische Ströme aus, wahres Leben zu schaffen und zu erzeugen. In der Nervensubstanz hat man gefunden (Fick 15): Olein, Oelsäure, Cholestearin, Cerebrinsäure, Oleophosphorsäure, Glycerinphosphorsäure u. s. w. Hat man durch diese lange Todtenliste, das Leben, die Natur, die Wirksamkeit des Nerven ergriffen und begriffen? Es ist erfreulich daß die Wissenschaft bis zu den Imponderabilien verdrang, warum nun die oft sich zeigende Scheu sich mit dem Psychischen zu befassen; und doch steht Denken und Wollen nicht auf einer Stufe mit Licht und Aether.

Der Ausdruck Lebenskraft ist jetzt verpönt und in Verruf gethan; mit Recht, sofern Etliche glaubten durch dies Wort sei Alles erklärt und jedes Geheimniß offenbar worden. Aber *Archeus*, pneuma, aura, enormon, archeus, anima, Bildungstrieb, Nervenagens, Aether, Naturkraft u. dgl. sind sämmtlich untereinander verwandt; sie bezeichnen

das Geheimniß ohne es zu lösen, sie suchen eine Handhabe ihm erklärend beizukommen.

Aber nicht bloß der Ausdruck Lebenskraft ist in Mißkredit gekommen, sondern auch der uralte Begriff, Seele, auf den Aussterbeetat gebracht worden. Statt Seele, sagt eine der neuesten Terminologien, Funktion, und die Psychologie (die Seelenlehre) wird also künftig Funktionologie heißen. Man mag nun sagen: die Seele ist eine Funktion, oder hat eine Funktion; immer wird sie als Kommissionsverrichter (ein alter Dessauischer Titel) erscheinen, ohne daß wir erfahren wer das Kommissorium ertheilt, und worin es besteht. Es heißt: andere Theile des Leibes (Lunge, Leber, Nieren, Hoden, Mastdarm u. s. w.) würden sich beschweren und einkommend behaupten, daß ihnen der Titel Funktion, oder Funktionarius von Rechts wegen ebenfalls gebühre.

Gewiß hat das Mikroskop sehr anziehende Thatsachen dargeboten, keineswegs aber schon zu vollkommen genügenden Ergebnissen geführt. Welche Freude z. B. über die Entdeckung, daß die Urzelle für Pflanzen und Thiere ganz gleich erscheine. Beweiset denn aber diese Erscheinung nicht: eben das Wesentliche bleibe noch unentdeckt und unerklärt? Nämlich die unendliche Mannigfaltigkeit der weitern Gestaltungen und Entwickelungen. Warum und wodurch wird denn aus dem mikroskopisch Gleichartigen, Ununterscheidbaren, hier ein Moos, dort ein Eichbaum, oder ein Thier, oder ein Mensch?

Der angeblich wissenschaftliche Sprachgebrauch mehrt die Schwierigkeiten, statt sie zu beseitigen. Einmal heißt es: die Atome bleiben ewig unverändert; ja nichts Materielles kann sich wesentlich verändern. Woher nun die schöpferischen Veränderungen in der lebendigen, ja schon in der unorganischen Welt? Woher die geheimnißvollen, nicht zu umgehenden Verschiedenheiten in den Molecülen, Zellen, Fasern, Geweben; — denn sie müssen da sein, wenn auch unsichtbar für das Auge und das Mikroskop. Aus angeblich gleichen Urbestandtheilen und durch dieselben entsteht Blut, Galle, Samen, Nerven, Sehnen u. s. w.; aus einer bloßen Summirung des Gleichartigen kann aber Individuelles nicht hervorgehen.

Wie verhält sich denn die bewegliche, veränderliche Zelle zu dem einfachsten unveränderlichen Atome? Man berichtet wie Zellen veralten, zu Grunde gehen und neue entstehen, man berichtet von ihren Kernen und Krümeln, und wie sie Veranlassung geben zur Bildung von Elementartheilen, welche wiederum veralten können. Reicht die verschiedene Stellung und Anordnung von Atomen hin zur begrifflichen Erklärung der Pflanzen- und Thierwelt und welche Kräfte sind die wahrhaft

schaffenden? — Es ist (so scheint es) noch viel zu thun, bevor man über die einfachsten Urverhältnisse und die zahllose Mannigfaltigkeit des Entwickelten zur genügenden Erkenntniß kommt!

Geisteskrankheiten.

Es ist merkwürdig daß das Studium der Geisteskrankheiten (wie das der Geschichte der Medizin) so häufig vernachlässigt wird, und die Blätter mancher wichtigen, davon handelnden Bücher, in den Bibliotheken noch aneinander kleben. Und doch sind mehrere Fächer der Arzneiwissenschaft minder wichtig und lehrreich, und die an einen Arzt der Geisteskrankheiten zu machenden Forderungen, fast die größten. Er muß nicht nur die Medizin inne haben, wie jeder andere Sachverständige, sondern vor Allem einheimisch sein in dem geheimnißvollsten Theile derselben; er muß Beobachtungsgabe, Mäßigung, Geduld, Besonnenheit, Charakterkraft, Festigkeit in höherem Grade besitzen, als zu einer gewöhnlichen Praxis nöthig ist.

Bei diesen Verhältnissen darf ein Laie gar nicht mitsprechen; ich gehe ja aber nur darauf aus mich selbst zu orientiren. Hier erscheint es zuvörderst sehr erfreulich, daß die Behandlung der Irren im Verhältniß zu dem Unverstande, der Grausamkeit und Barbarei früherer Zeiten, ungemein viel milder, zweckmäßiger, erfolgreicher geworden, und auch der Wahnsinn außerhalb der Irrenhäuser z. B. die Verfolgung der Hexen, abgestellt ist. Dennoch reichen die bestehenden Anstalten nirgends aus, und es bleibt die dringende Pflicht der Kommunen und Staaten, für die unglücklichsten aller Menschen mehr zu sorgen.

Allerdings haben sowohl die öffentlichen, wie die Privatanstalten ihre Licht- und Schattenseiten; gewiß aber erziehen und fördern sie sich wechselseitig und mindern das Uebel. Daher gewinnt auch die Ueberzeugung täglich mehr Boden: es sei angemessen die irre Werdenden nicht in ihren Privatverhältnissen zu lassen, es sei fast immer rathsam sie sobald als möglich einer wohlgeordneten Anstalt anzuvertrauen. Anstatt die hiefür überwiegenden Gründe zu wiederholen, will ich nur einige Zweifel über die Richtigkeit hieher gehöriger statistischer Nachrichten aussprechen. Man hat behauptet die Zahl der Irren mehre sich in neueren Zeiten, hiebei aber vergessen daß jetzt weit mehr Kranke zur Kenntniß der Statistiker kommen, welche sonst zerstreut und ungekannt in ihren Familien lebten, oder bei Befreundeten in der Stille untergebracht wurden. — Mit der Civilisation (sagt man ferner) mehrt sich der Wahnsinn. Zugegeben daß einige Gründe und Veranlassungen hiedurch eintreten, so schwinden auch andere, und jene würden vorzugsweise

geistiger Art sein müssen. Ueberall fehlt es an frühern Zählungen, an zureichender Kenntniß der Zustände ungebildeter Völker, an genauer Rücksicht auf deren geringe Zahl und die zerstreute Bevölkerung.

Nützlich ist es ohne Zweifel in statistischen Tabellen zu bemerken, wie sich die Zahl der Alten und Jüngeren, der Männer und Frauen, der Berufsarten, der Volksstämme u. s. w. zu einander verhalten; aber auch hier sind die Ergebnisse noch unsicher und lückenhaft, und Vorsicht nöthig um nicht zu rasch daraus allgemeine Schlüsse abzuleiten.

Die Sachverständigen haben mehr oder minder zahlreiche Abtheilungen von Seelenkrankheiten entworfen, und selbst Gegner aller Theorien und Systeme überzeugten sich, in die Unzahl einzelner Erscheinungen müsse durch den Gedanken, Uebersicht und Ordnung gebracht werden. Wiederum zeigen die Krankengeschichten so viel Mannigfaltigkeit, so viel Uebergänge, Abweichungen, Störungen, Ueberraschungen, daß die größte Aufmerksamkeit nothwendig, und die schärfste Beobachtungsgabe auf diesem schwankenden Boden unentbehrlich ist. Ein Anhänger des Brown'schen Systems könnte vielleicht sagen: die Geisteskrankheiten wären sthenisch, oder asthenisch; aber nicht unbeweglich, sondern sehr oft in Uebergängen von einem zum andern begriffen.

Fragt man nach den Ursachen der Geisteskrankheiten, so erfolgen die mannigfaltigsten, oft sich widersprechenden Antworten. Heben wir zunächst aus, was fast allgemein anerkannt ist. Jedes Organ des Leibes kann (da alle in Wechselwirkung stehen) wenigstens mittelbar Veranlassung geben zu Geisteskrankheiten; doch wird das Gehirn als derjenige Theil betrachtet, welches am häufigsten leidet, oder zu Leiden Veranlassung giebt. Wiederum wirken dieselben Krankheiten der einzelnen Organe nicht gleichmäßig auf das Gehirn; sie können Geistesstörungen zur Folge haben, oder auch nicht. Das Irresein dauert indeß bisweilen fort, nachdem das ursprünglich erkrankte Organ hergestellt ist. Oft findet sich die Wurzel des Uebels nicht da, wo sie gesucht wird, oder bloß symptomatisch erscheint. Die nämlichen Ursachen haben nicht selten verschiedene Wirkungen und umgekehrt; gewiß reicht eine einzige Ursache nicht hin, alles und jedes Irresein zu erklären. Oefter tritt es allmälig, selten plötzlich ein.

So weit geht und lautet Alles gut und verständlich, bald aber beginnen größere Sorgen, Zweifel und Widersprüche. Haben alle Erscheinungen bloß körperliche, oder auch geistige, psychische Gründe? Giebt es eine vom Körper unabhängige Seele, oder existiren nur körperliche Organe und lediglich physikalische Mittel zur Hervorbringung geistiger Thätigkeiten und Erscheinungen? Ist die Verbindung der Seele mit

dem Körper wirklich eine beklagenswerthe Sklaverei, und ist eine allen äußeren Sinneseindrücken enthobene Seele wirklich freier, inhalts-, gedanken- und thatenreicher? Kann eine mit dem Leibe in enger Verbindung stehende erkranken, oder ist sie über derlei Leiden erhaben? u. s. w.

Niemand wird diese und ähnliche Räthsel vollständig lösen, es ist aber ein naheliegendes Bedürfniß darüber nachzudenken.

Seit Auffindung und Behandlung der Imponderabilien, hätte man eine Analogie zwischen ihnen und der Seele hypothesiren können; gewiß hat man in der neuesten Zeit sich weniger bemüht ihren eigentlichen Sitz und Wirkungsplatz aufzufinden. Gall's ganz unlogische, willkürliche Zerfällung derselben konnte nicht ausreichen, da die Einheit des Bewußtseins und der Persönlichkeit sich immer wieder geltend machte. Von Plato bis Mendelssohn und Kant hat man sich bemüht Dasein, Wesen und Unsterblichkeit der Seele wissenschaftlich zu erweisen; aber allen Beweisen, Wünschen und Hoffnungen, haben sich immerdar Zweifel und Widerlegungen entgegengestellt, und die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit des Untergangs, der in der Zeit entstandenen Seele ist nicht selten behauptet worden. Deshalb erklärten fromme Christen: die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sei nicht auf spekulativem Boden zu begründen, sondern ein Gegenstand der Offenbarung und des Glaubens. Dies giebt Veranlassung und Gelegenheit, die Kirchenväter über diesen Gegenstand in höchster Kürze zu vernehmen.

Mehrere dachten die Seele nicht als einen körperlosen, sondern als einen aus feinerem ätherischen Stoffe bestehenden Genius, wie die Engel und Dämonen. Etliche betrachteten die Seele als eine Emanation aus der Gottheit; was aber z. B. Clemens von Alexandrien als unrichtig und dieser unwürdig bestreitet. Tertullian läßt die Seele mit dem Körper erzeugen, und alle stammen von der, welche Gott Adam einhauchte. Hingegen widerspricht er der Seelenwanderung, weil kein Thierkörper für die menschliche Seele passe und von Strafe, beim Mangel an Bewußtsein, nicht die Rede sein könne. Gleichwie Origenes, behauptet Tertullian die natürliche Unsterblichkeit der Seele; jener vertheidigt indeß lebhaft das frühere Dasein, die Präexistenz derselben. Nach Laktantius ist die Unsterblichkeit nicht Folge der Natur, sondern nothwendig um die Tugend zu belohnen; wogegen Arnobius meinte, allgemeine Unsterblichkeit würde das Laster befördern. Hieronymus widerspricht der Lehre von der Präexistenz und Fortpflanzung der Seelen; jede werde von Gott neu geschaffen. Die Meisten schelten es Ketzerei, daß die Seele derselben Substanz wie die Gottheit sei: wir sind nicht seiner Natur und Kraft, sondern nur seiner Hände Werk. Augustinus

setzt das Ebenbild Gottes in die geistig verständige Natur des Menschen; geht aber auf manche hieher gehörige Fragen nicht näher ein.

Wie man über alle diese Dinge auch denken möge, so hat doch jede Seele (oder ihr Organ) ihren bestimmten Ort, und die meinige ist in mir, und nicht in dem Kopfe eines Anderen. Jedenfalls bleibt die Psychologie, eine eigene, lehrreiche Disziplin, welche man nicht anderwärts unterstecken und eskamotiren kann.

Schoedler spricht in seiner trefflichen Chemie der Gegenwart von dem Verhältniß dieser Wissenschaft zur Mineralogie, Botanik, Landwirthschaft, Physiologie, Philosophie; — erwähnt aber die Psychologie nicht besonders in eingehender Weise.

Was in der Chemie die auflösenden Stoffe sind, sind in der Psychologie die Leidenschaften. — Die unbemerkten, verborgenen Schätze des Gedächtnisses sind eine Art von geistiger, latenter Wärme. Ist psychologisch, Denken Wärme, und Handeln Bewegung? Wenn sich die Quantitäten auf Erden nicht ändern, dann doch die Qualitäten: z. B. durch das Entstehen von vielen Millionen Seelen und Seelenorganen.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zurück zu der Lehre von den Seelenkrankheiten. Jacobi, ein ausgezeichneter Irrenarzt, sagt: „die Seele kann nicht erkranken, weil sie nicht sterben kann." — Hiebei wird die Unsterblichkeit der Seele vorausgesetzt als erwiesen und nicht zu bezweifeln; was Andere (wie gesagt) als irrig bezeichnen. Wenn wir aber jenen Lehrsatz von der Unsterblichkeit auch zugeben, so ist die Folgerung daß die Seele nicht erkranken könne, nicht minder unerwiesen, oder doch mehr theologisirend, als naturwissenschaftlich. Wie verträgt sich aber damit die Lehre vom Abfall der bösen Geister, von der Erbsünde, der Ewigkeit der Höllenstrafe, von dem Wurme der nie sterben wird, von Tugend und Laster, von sittlicher Besserung und Verschlechterung?

Nimmt man an: es gebe über das körperliche Organ hinaus keine andere Seele, so kann jenes Organ ohne Zweifel erkranken; lebt aber darüber hinaus eine höhere, geistigere Seele, so muß sie ja durch die Krankheit ihres Organs nothwendig berührt, gestört, verletzt werden. Wo befindet, wo zeigt sich, wie wirkt denn die unabhängige, angeblich durchaus gesunde Seele des Wahnsinnigen? Sie ist abhängig von ihrem körperlichen Organ, und das Geheimniß ihrer Krankheit und erhofften Herstellung nicht im Geringsten durch den Machtspruch aufgeklärt: sie kann nicht erkranken!

Die Seele, sagt Jacobi ferner, steht in keiner unmittelbaren Verbindung mit der Organisation. — Mir unverständlich! Eine Verbin-

dung läßt sich doch gar nicht leugnen; und wo ist denn ein ganz anderes Organ, eine zeither unbekannte copula, um eine mittelbare Verbindung zu Stande zu bringen? Giebt es aber eine solche, so kann die Rückwirkung des erkrankten leiblichen Organs auf das geistige gar nicht ausbleiben. Von hier aus liegt die Umkehrung jener Lehren ganz nahe: nämlich daß eine erkrankte Seele, auf ihr leibliches Organ nachtheilig einwirken kann.

Nur die sorgfältigsten, scharfsinnigsten Beobachtungen unzähliger Erscheinungen und Thatsachen, werden hierüber zwar kein volles Tageslicht verbreiten, aber doch vielleicht eine Morgenröthe heraufführen und die Beantwortung anziehender Fragen erleichtern. Zum Beispiel: ob die Seele ihr körperliches Organ zu Grunde richten, ob sie sich abnutzen könne, ob der Stoffwechsel zu ihrer Erhaltung und Erneuerung nothwendig ist. Allerdings stehen derlei Fragen mit materialistischen Ansichten in Verbindung; man muß sie aber nicht kurzweg abweisen, sondern prüfen und, wo möglich, widerlegen.

Am wenigsten giebt es Licht wenn (jener Behauptung von steter Gesundheit der Seele gegenüber) ein Sachverständiger kühn sophistisirend sagt: es giebt keine Krankheit des Leibes! — Während ferner Mehrere alle psychischen Ursachen des Wahnsinns leugnen, behauptet ein anderer gewiegter Irrenarzt, sie wären weit die häufigsten. Derlei sich widersprechende Behauptungen, könnten auch den lernbegierigsten Laien zurückschrecken, wenn nicht die gesammte Geschichte der Arzneikunde zeigte, daß die Talentvollsten und Begeistertsten, sehr oft in irgend einer neuen Richtung über das verständige Maaß freudig hinausgingen, jedoch allmälig zur rechten Mitte zurückkehrten.

Derlei Richtungen machten sich auch in der Seelenheilkunde geltend. Ein natürlicher Wunsch allgemeine Heilmittel, Specifica, aufzufinden, ließ nicht selten aus einzelnen Erfahrungen umfassende Schlüsse ziehen, welche bei fortschreitender Erkenntniß erst bezweifelt, dann widerlegt und aufgegeben wurden. Deshalb empfiehlt niemand mehr Ketten, Prügel, Trehstühle u. dgl., die doch einst auch für nothwendig galten. Nicht minder hat sich ergeben, daß dieselben milderen Mittel, trotz lauter Empfehlungen, nicht überall nützlich und anwendbar, sondern zahllos verschiedene Verhältnisse zu berücksichtigen sind. Aderlaß, Eselkuren, Brechmittel, gewaltsame Speisung, Einsperren im Dunkeln, Douchebäder, Digitalis, Opium u. s. w. verlieren alsdann ihre ausschließende Wichtigkeit, ohne daß der sorgfältig beobachtende Arzt sie deshalb ganz verwirft.

Als Gegenstück zu der früheren tyrannischen Härte, hat man aus Menschenfreundlichkeit später wohl alle Zwangsmittel verworfen. Mit Unrecht: sie sind doch bei ungezogenen Kindern und eigensinnigen Kranken unentbehrlich; wie viel weniger bei Wahnsinnigen, die ihre Zerstörungswuth gegen alles sie Umgebende, ja gegen sich selbst richten. Ja Veuret behauptet, er habe mehrere Kranke durch die Furcht vor Douchebädern von thörichten Hallucinationen geheilt. Sehr viele Erfahrungen beweisen daß bestimmter Widerspruch und Strafen keineswegs kurzweg den Wahnsinnigen heilen; wohl aber ist es eine Hauptsache, daß der Arzt wo möglich dem Kranken imponire, ihm Ehrfurcht und Vertrauen einflöße. Andererseits hat ein beifälliges Eingehen und Zustimmen zu allen Narrheiten, fast nie zum erwünschten Ziele geführt.

Ob ein Gegensatz zwischen physischen und psychischen Mitteln stattfinde, ist bei Verschiedenheit der Grundansichten streitig geblieben; aber selbst die welche nur ein körperliches, materielles Organ für alle Geistesthätigkeiten annehmen, können nicht leugnen, daß jenes Organ (und kein anderes des menschlichen Körpers) Gedanken, Empfindungen, Beschlüsse, erzeuge, und daß wenn es nach außen wirke, man auch durch Gedanken, geistige Anregungen und Eindrücke, auf dasselbe nach innen wirken könne. So wäre die, von den Meisten gebilligte Unterscheidung zwischen physischen und psychischen Heilmitteln, noch immer festzuhalten. Electricität und Magnetismus können in der Welt geistiger Erscheinungen und Thätigkeiten nie Alleinherrscher werden. Zu den chemischen und chirurgischen Mitteln, treten die psychischen als das dritte Drittel hinzu.

Für diejenigen welche die menschliche Freiheit leugnen, und eine unbedingte Nothwendigkeit annehmen, besteht eigentlich keine Wissenschaft der Heilkunde, sie können höchstens eine bewußtlose Naturheilkraft wirken lassen. Stellen wir dies Aeußerste einer einseitigen, dem unvertilgbaren Bewußtsein widersprechenden Spekulation zur Seite, so tritt die Frage nach Schuld, Unschuld und Zurechnung unabweislich hervor. Gewiß war es einseitig und unwahr, allen Wahnsinn als Folge der Sünde zu bezeichnen; hieraus ergiebt sich aber nicht daß aller und jeder Wahnsinn ganz unverschuldet sei. Wenn der Hochmüthige überschnappt, der falsch Demüthige sich thöricht anklagt, der Säufer tobsüchtig wird, der Onanist verdummt, so sind sie keineswegs unschuldig; — sonst ließe sich jeder unsittliche Ausbruch der Leidenschaften und Verbrechen rechtfertigen.

Der Anfang mancher Geisteskrankheit mag von geringern Organen ausgehen; plötzlicher Wahnsinn, aus Schreck, Aerger u. dgl. beginnt aber im Gehirn, in der Seele, — und ebensowohl in der Regel die langsamer sich entwickelnde Geistesstörung.

Sittenlosigkeit richtet Leib und Seele zu Grunde, wenn auch nicht immer Wahnsinn, oder schwere Verbrechen daraus hervorgehen.

Der Richter und der Arzt haben bei der Frage nach der Zurechnungsfähigkeit ein gemeinsames, wichtiges, sehr schwieriges Geschäft: Keiner darf den Anderen zurückweisen, oder willkürlich überflügeln. Beide sollen sowohl das Geistige, wie das Leibliche ins Auge fassen, sie sollen den Einzelnen, die Familie, das Gemeinwesen berücksichtigen. Jedenfalls müssen Verbrecher und Wahnsinnige, Zurechnungsfähige und Nichtzurechnungsfähige unschädlich gemacht werden: jene kommen ins Zuchthaus, diese ins Irrenhaus!

Eine andere wichtige Frage ist: ob und auf welche Weise den Geistlichen eine Einwirkung auf die Irren zu gestatten sei. So lange man eine Seele neben dem Leibe, ein Psychisches neben dem Physischen annimmt, kann der Arzt kein Monopol des Einflusses verlangen, wohl aber bleibt er in allen Irrenhäusern die Hauptperson. Gewiß könnte der Seelenarzt neben ihm nützlich werden, sobald er von allen Verhältnissen der Kranken durch den Arzt in Kenntniß gesetzt ist, und sobald er nicht, von einer meist terroristischen Dogmatik ausgehend, die Heilung nur stört und erschwert, nicht aber befördert und erleichtert. Der religiöse Wahnsinn wird in manchen Ländern durch überspanntes, in Wahrheit unchristliches Benehmen der Geistlichen nur zu sehr befördert, und die zahlreichen Klagen der Irrenärzte über ihren schädlichen Einfluß, sind gewiß nicht ohne allen Grund. Ist der Geistliche aber ein wahrhaft einsichtsvoller, milder Seelsorger und Tröster, geht er mit dem gleichgesinnten Arzte Hand in Hand, so können die trefflichsten Wirkungen nicht ausbleiben. Das heißt, natürlich nur in Bezug auf heilbare Kranke.

Dazu kann man die Cretinen leider kaum rechnen; wenigstens hat die löblichste Sorgfalt, ihres fast thierischen Zustandes kaum jemals Herr werden können. Unwillkürlich wird man hier an das strenge Gesetz Spartas erinnert, welches derlei Geschöpfe nicht als lebenswürdige Menschen betrachtete.

Die Thatsache daß sich Krankheiten vererben können, läßt sich nicht leugnen; wie dies aber möglich sei, bleibt ein unerklärtes Geheimniß, — wie jede Zeugung überhaupt. Gewiß liegt der Grund nicht allein in der hiedurch stattfindenden Uebertragung, sondern noch mehr in anderen davon unabhängigen Verhältnissen, Beschäftigungen und Leidenschaften.

Die Leichenöffnungen geben reiche, jedoch noch immer nicht hinreichende Belehrung über die Ursachen des Wahnsinns. Denn das

Gehirn findet sich oft verletzt, ohne daß diese traurige Krankheit eintrat, und an dem Leibe manches Irren zeigt sich kein augenfälliger Grund seines Zustandes. Giebt es eine mens insana in corpore sano? Sind Aenderungen im Gehirn, Ursachen, oder Wirkungen des Wahnsinns? Gewiß haben gleiche körperliche Leiden nicht gleiche Folgen für die Seele, und gleiche geistige Leiden, nicht dieselben Folgen für den Körper. Wendet man ein: wir sprächen (den neuesten Entdeckungen zuwider) noch immer von einer Seele; so läßt sich entgegnen: es werden die unerklärten Geheimnisse nicht dadurch offenbar, daß man statt jenes altlegitimen Wortes und Begriffs, das neu aufgekommene, Organ, oder Funktion setzt.

Gerichtliche Arzneikunde.

Ich hatte Anfangs die Absicht, über die vielen Bücher welche mir bei meinen naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien durch die Hände gingen, Beurtheilungen niederzuschreiben, überzeugte mich aber bald daß theils meine Kenntnisse dazu nicht hinreichten, theils bei der Aehnlichkeit der Richtung und des Inhalts nicht über jedes einzelne Werk, in höchster Kürze etwas Eigenthümliches auszusagen sei. Doch geben sie mir Veranlassung zu einigen allgemeineren Bemerkungen.

Keineswegs nämlich waren alle Werke für mich von gleich großem Interesse, oder gleich belehrend und verständlich. Wo mit Scharfsinn und Genauigkeit angestellte Beobachtungen mitgetheilt wurden, konnte der Nutzen für mich (wie für jeden) nicht ausbleiben; wo entgegengesetzte Theorien theologischer und materialistischer Art (wie bei der Lehre von den Geisteskrankheiten) hervortraten, hoffte ich die richtige Mitte auffinden zu können. Am wenigsten behagten mir dagegen diejenigen Bücher, wo ungenügende Erfahrungen, mit angeblich philosophischen Formeln gestutzt (oder vielmehr zugestutzt oder aufgeputzt) waren und behauptet wurde: Alles sei hiedurch in die höhere Regien des Gedankens erhoben. Mir erschienen vielmehr die Erfahrungen nicht mannigfaltig, die allgemeinen Theorien nicht tiefsinnig, die Verbindung beider nicht fest und sicher genug. Engländer und Franzosen bleiben meist fern von diesem vornehm sich anstellenden Flickwerk; die Deutschen halten dagegen oft das Unverständliche gutmüthig für verehrungswürdige Weisheit!

Regelmäßig in meiner Leserei vorschreitend kam ich von den Geisteskrankheiten zur gerichtlichen Arzneikunde, und fand in Caspers Werke einen solchen Schatz von genauen Beobachtungen, scharfsinnigen Urtheilen und lehrreichen Ergebnissen, daß der Einwand: „Sie verstehen hievon

Nichts!" — mich gar nicht stören, oder umstimmen konnte. — Allerdings verstehe ich von Vielem — Nichts; und darüber hinaus fällt es mir nicht ein, in Lob oder Tadel zu urtheilen: — aber des allgemein Verständlichen und Lehrreichen bleibt nicht weniger übrig, und die Popularität thut der Wissenschaft keinen Eintrag.

Mit großem Rechte verlangt Herr Casper daß die Gerichtsärzte vor den Geschworenen sich nicht unverständlicher Worte bedienen, nicht wähnen sollen hiedurch ihr Ansehen zu erhöhen. Sie sollen kurz, deutlich, bestimmt sprechen und schreiben: nur dann werden Richter, Geschworene und Publikum ihnen ihr Recht widerfahren lassen. Ferner sollen Aerzte nicht vorwitzig in das Gebiet der Gesetzgeber und Richter eingreifen, nicht statt genauer Naturbeobachtungen, bald philosophische Theorien aufstellen. „Man gebe doch (sagt Casper II, 257) neben den positiven Lehren der Schule, auch dem gesunden Menschenverstande Ehre, der ja bei jeder ärztlichen, und so auch bei der gerichtsärztlichen Thätigkeit, die Grundbedingung alles Gelingens und richtigen Urtheils ist. Man hüte sich (S. 614) vor einer subtilen Skepsis, die ihr letztes Ziel im Verneinen sucht."

Vor Allem zog mich in Caspers Werke das an, was auf Geisteskrankheiten Bezug hat; — und vielleicht nun so mehr, weil ein so außerordentlich erfahrener Mann hier Grundsätze ausspricht, welche mit dem übereinstimmen, was ich Laie kaum in der Stille zu denken wagte. Ich gebe Beispiele. Band I, S. 330 heißt es: „Aus den neuesten anatomischen Untersuchungen des Gehirns und Rückenmarks, aus den Elementen der Nervenphysiologie hat man versucht die psychischen Thätigkeiten zu erklären. Die Berechtigung der Wissenschaft zu solchen Hypothesen und Schlußfolgerungen kann nicht in Abrede gestellt werden, kein Unbefangener aber wird bezweifeln wollen, daß jene Versuche nicht nur bis jetzt völlig verunglückt sind, sondern auch daß auf diesem Wege das Ziel nie und nimmer zu erreichen ist, und ganz abgesehen von den höchst bedenklichen Ergebnissen, zu denen sie führen müssen und geführt haben." — „Es giebt (S. 402) bekanntlich kein einziges (nicht angeborenes) somatisches Merkmal, dessen Befund auch nur an sich mit einiger Sicherheit den Rückblick auf das Bestehen einer psychischen Störung gestattete, wie es umgekehrt Hunderte von Fällen von unzweifelhaft vorhandenen Geistesalienationen giebt, die sich nicht im Entferntesten durch ein sinnlich wahrnehmbares körperliches Moment verrathen. Die entscheidende Hauptsache für den Arzt bleibt daher die psychologische Diagnose, die sich aus der Kombination aller derjenigen Umstände ergiebt, welche das frühere Leben und Treiben, den Charakter, die

Gemüthsart, das Benehmen des Angeschuldigten betreffen. — Leidenschaften und Affekte (S. 197) sind eine häufige Quelle von Verbrechen, aber auch eine häufige des Wahnsinns."

Mit Nachdruck vertheidigt Casper die Freiheit, und eben deshalb auch die Zurechnungsfähigkeit des Menschen (I, 395). Welcher Unbefangene kann leugnen, daß es nach einer Seite hin eine erhabene, bewundernswürdige Tugend giebt, und nach der anderen eine nicht zu bezweifelnde Verruchtheit des Lasters. Hierauf bezüglich sagt Casper (I, 429): „Es giebt Hunderte von Subjekten (mehr Männer als Weiber), welche die Arbeitshäuser, Hospitien, Aufbewahrungsanstalten anfüllen; die durch unstetes Vagabondiren, Arbeitsscheu, Nachtlager unter freiem Himmel, geschlechtliche Ausschweifungen, schlechte Ernährung, durch ein längeres, liederliches, verzettelles Leben, Anfangs oft in einen schwierig zu beurtheilenden, sich noch auf der Grenze haltenden Geisteszustand, endlich aber in nicht zu verkennende Geisteskrankheit versinken."

Wenn Verbrecher (gleichsam romantisch sentimentalisirend) erzählen: „eine Stimme sagte mir, da mußt das thun"; so ist dies nur Beweis, daß sie der gleichzeitig ertönenden höheren, sittlichen Stimme kein Gehör gaben, wofür sie (wenn nicht voller Wahnsinn in anderer Weise erwiesen ist) unleugbar Strafe verdienen. Dennoch hat man in neuern Zeiten mit den Schuldigsten oft am meisten gebätschelt, und zu ihrer Rechtfertigung eine große Zahl sogenannter Manien erfunden. In einem gewissen Sinne ist allerdings jedes Verbrechen ein Wahnsinn, von welchem sich aber der nicht zurechnungsfähige Wahnsinn wesentlich unterscheidet. So beredt, als wahr sagt Casper (I, 610): Man hat leider in überwiegender Mehrzahl der medizinisch schriftstellerischen Meinungen, zu Nutz und Frommen der schwachen Menschheit, die unwissenschaftliche unhaltbare und mit Stumpf und Stiel auszurottende Theorie der krankhaften Triebe und ihrer zu Verbrechen zwingenden Macht in die gerichtliche Medizin und in die forensische Praxis eingeführt. — Erfindungen wie die einer amentia occulta, mania sine delirio u. dgl. sind in ihrer Gefährlichkeit nicht in Vergleich zu stellen mit der Erfindung, welche die gemeinsten Verbrechen unter den Schirm eines dazu im Angeschuldigten liegenden krankhaften Triebes stellt, der hiernach zum Dieb, Brandstifter, Nothzüchtiger, Mörder geradezu prädestinirt war!"

Herr Casper erklärt sich gegen die zahllosen Abtheilungen, Speziesvarietäten und Subvarietäten in welche man die Geisteskrankheiten zerfällt hat, und hält die von den Gesetzgebern ausgesprochenen Hauptunterschiede der Exaltation und Depression, des Wahnsinns und des Blödsinns (I, 489) praktisch für vollkommen genügend. Jene Neigung

des übermäßigen Zerfällens offenbart sich heutiges Tages bei vielen Wissenschaften, und doch kann sie nur nützlich werden, sobald ihr die Geschicklichkeit des Vereinens und Zusammenfassens gegenübersteht.

Wenn Wahnsinn lange kann verheimlicht werden, so ist dies ein Beweis des rügenden Bewußtseins, dessen Kraft durch psychische Mittel sich wahrscheinlich verstärken läßt (I, 540). Gewiß sind bei der Frage über die Strafbarkeit von Verbrechen, welche in trunkenem Zustande begangen wurden, die einzelnen Verhältnisse (I, 580) aufs schärfste ins Auge zu fassen; denn wenn sie an einer Stelle als Milderungsgründe erscheinen, so kann maßlose Trunksucht doppelt unsittlich und strafbar sein.

Herr Casper berichtet daß in Berlin während dreier Jahre (1852 bis 1854) 358 Selbstmorde begangen wurden. Dies eröffnet eine Aussicht in eine der trübsten Regionen menschlicher Verhältnisse, deren Beurtheilung jedoch sehr verschieden lautet. Vom theologisirenden Standpunkte aus, werden alle Fälle als gleichartig und als Verbrechen bezeichnet: denn der Mensch habe kein Recht seinem Leben ein Ende zu machen. Er dürfe nicht verzweifeln, sondern müsse Gott vertrauen und ihm auferlegte Leiden demüthig ertragen. Diese Lehre hat ihren guten Sinn: dennoch bleibt ein gewaltiger Unterschied zwischen den einzelnen Fällen: ob z. B. sich jemand umbringt, um einer entsetzlichen, unheilbaren Krankheit ein Ende zu machen, um den Untergang seines Vaterlandes nicht zu überleben; — oder aus Mangel an sittlicher Kraft, oder um der Schande und Strafe für begangene Verbrechen zu entgehen.

Jeder Mensch weiß, welch Schicksal seinem Leichnam bevorsteht; Herr Casper beschreibt indeß die vielen Stufen der Auflösung, Fäulniß und Verwesung mit solcher Genauigkeit und Anschaulichkeit, daß auch ein menschlich und christlich auf den Tod Gefaßter sich des Schauders kaum enthalten kann. Das Schönste binnen so kurzer Frist verwandelt in das Scheußlichste; das Haupt einst der Sitz der erhabensten Gedanken und der tiefsten Kenntnisse, die Quelle bewundernswürdiger Werke der Wissenschaft und Kunst, die edelsten Geister und die blödsinnigsten Thoren gleichmäßig zerstört und der widrigsten Vernichtung preisgegeben. Woher das plötzliche Erscheinen von Schimmel und Pilzen, woher die Maden, welche mit entsetzlicher Thätigkeit jede Spur des früheren Organismus vertilgen? Hat der Mensch deren Keime lebenslänglich schon mit sich umhergetragen und beginnt ihr siegreiches Leben mit seinem Tode; oder sind sie, im letzten Augenblick entstehende, Erzeugnisse der gährenden Natur; oder sind sie, die Beute witternd herbeigeeilt durch Särge und Hüllen unwiderstehlich hindurchdringend? Wird die materielle Seele

von dem Ungeziefer mit aufgefressen, oder woher und warum ihre wirkungslose Ohnmacht, im Fall sie höheren Ursprungs und ewigen Daseins ist? Es geht über menschliche Kräfte hinaus diese furchtbaren Räthsel zu lösen, diese Geheimnisse aufzuklären!

Außer dem höchsten Trost, welchen die Religion gegen diese unerfreulichen Ergebnisse und Aussichten giebt, dürfen wir uns zunächst nochmals wenden von der Leibeslehre zur Seelenlehre, von der Physiologie, zur Psychologie. Diese (behauptet man) hat seit Aristoteles, mit Ausnahme einiger anatomischen Erläuterungen, fast gar keine Fortschritte gemacht; ein Beweis daß dieselben, daß weitere Entwickelungen unmöglich sind. — Auch die Logik (kann man antworten) hat seit Aristoteles keine wesentliche Fortschritte gemacht; ist sie deshalb unsicherer und zweifelhafter als andere, beweglichere Wissenschaften? Ist dies nicht vielmehr ein Beweis der Festigkeit und Unwandelbarkeit des Gefundenen und Dargebotenen? Stehen die Thatsachen des Bewußtseins, des Denkens, Wollens, Empfindens nicht so bestimmt, ja noch bestimmter vor Augen, als die Thatsachen der Blutbereitung und Verdauung? Wozu Streit über ihre Natur und ihr Wesen? Jedes Organ erfüllt, nach höherer Anordnung seine Bestimmung, sie gehören zusammen und das erfreulichste Ziel ist eine gesunde Seele im gesunden Körper. Auch jene kann erkranken, sich sündlich vom Guten zum Bösen wenden, und die Ausrede daß irgend ein Theil des Leibes dazu gezwungen habe, wird auch den Frechsten (sofern er nicht wahnsinnig ist) keineswegs beruhigen und von Zurechnung entbinden.

Der Mensch hat über viele Theile seines Leibes keine unbedingte Herrschaft, ja kaum eine erhebliche Mitwirkung und die Hypothese daß die Seele den Leib bilde und gleichsam erschaffe, findet wenig Anklang: aber eben so gewiß ist dieser todt, sobald die Thätigkeit und Mitwirkung der Seele, oder ihres Organs aufhört.

Der sterbliche Mensch lebt nur nach Gottes Willen und durch seine Gnade, und dafür soll er dankbar und zufrieden sein: wenngleich ihm in seiner Beschränktheit noch Unzähliges verborgen bleibt, dessen Offenbarung keineswegs durch Klagen, oder ungestüme Forderungen beschleunigt wird. Wenn die Sonne noch nicht aufgegangen, vertraut man der Morgenröthe, und erst allmälig lernen die Augen das volle Licht ertragen!

Zu den schönen Wissenschaften gehörig.

Bemerkungen über das Theater, Briefe an Ludwig Tieck.[1])

(1824.)

Erster Brief.

B—n, den ....

Mein verehrter Freund!

Sie verlangen von mir, daß ich Ihnen über das hiesige Theater einen umständlichen Bericht erstatte, weil alles das, was Sie darüber in so vielen Blättern des Tages lesen, oder auch nicht lesen, von so verschiedenen, in sich widersprechenden Standpunkten ausgehe, Abneigung oder Vorliebe für das Ganze oder für einzelne Personen zeige, auf jeden Fall aber nur immer die Erscheinungen des letzten Tages berücksichtige. Ich, als ein alter Liebhaber des Schauspiels, solle, diese Fehler vermeidend, Sie in den Stand setzen zu urtheilen, ohne selbst zu sehen. Indem Sie aber die Aufgabe so hoch stellen, wie sie gestellt werden soll, schrecken Sie mich von der Lösung derselben zurück und bringen mich in einen Gegensatz zu anderen Berichterstattern, mit welchen Fehde zu suchen mir gar nicht einfällt. Deshalb erkläre ich von vorn herein: daß ich vielleicht gar keinen Standpunkt, auf jeden Fall aber gar mancherlei Vorliebe und Abneigung habe, und durch keine Kritiken zu der vollkommenen Indifferenz gekommen bin, mit welcher manche aus ihrem aristophanisch sokratischen Hühnerkorbe auf alles hieher Gehörige herabsehen.

Sie nennen mich einen alten Liebhaber und mit Recht; ich weiß aber selbst nicht, ob dies zur Empfehlung oder Herabsetzung gereicht.

---

1) Aus der Dresdener Abend-Zeitung.

Es giebt nämlich hier alte Liebhaber, die mit rhetorischem Eifer davon sprechen, wie vortrefflich das Schauspiel vor 20 Jahren gewesen und wie schlecht es jetzt sei. Ich weiß, und Sie wissen noch weit besser, welche ungemeine Vorzüge das Theater damals hatte; allein wenn mancher darüber spricht, gemahnt es mich nicht selten, als hörte ich schnell ergraute Philister über ihre vermeintlich poetische Universitätszeit Commersbbmmen anstimmen, und nicht weniges was damals ihre angebliche Begeisterung erregte, möchte, wenn die Sachen übrigens noch eben so ständen, jetzt, wo nicht bei den Hauptschauspielerinnen, doch bei den Statistinnen zu finden sein.

Diese negativen Verehrer haben also nur das Geschäft der Geister und Leiber, die da verneinen. Hingegen giebt es eine andere Klasse von Theaterfreunden, an Jahren auch schon hinreichend begabt, aber durch schwere Mittagbrote so verjüngt, daß sie gleichgültig gegen den Comedienzettel und im Vertrauen auf le Beaus ästhetische Vorschule, immer finden, was sie suchen und bezwecken. Und müßte nicht Aristoteles selbst zugeben, daß bei solcher Gemüth- und Leibes-Stimmung manches neueste Produkt ein besseres Reinigungsmittel der Leidenschaften sei, als König Oedip, oder König Lear?

Diesen beiden Arten von älteren Theaterfreunden kann ich mich, nach aufrichtiger Prüfung, nicht beizählen: denn ich bin zufriedener mit der Gegenwart als die ersten, und kann mich zu den letzten, die natürlich im ersten Range sesshaft sind, ohne Anmaßung nicht erheben.

Will ich mich aber den jüngeren Theaterfreunden anschließen, so geht es mir nicht besser. Zuvörderst weisen mich die liebenswürdigen Kinder zurück, welche bei vier Fuß Leibeslänge und zweifüßigem Stimmregister aus Himmelshöhen herabrufen: „Herr Krüger vor, Herr Crüsemann rauser!“ — Mit ihrer Polichinellpfeife geben sie dem Publikum den höchsten Ton an, zu dem es sich hinaufschwingen soll, und stehen auf ihren Beinchen so fest, als wären sie die wahre Stimmgabel der Kritik. — Am entgegengesetzten Pole, in möglichst großer Entfernung von jenem Paradiese, finden wir auf festem Boden, das heißt im Parterre, ältere Brüder jener Kinder, denen nicht blos die Kopfhaare so gewachsen sind, daß man sie für legitime Merovinger halten könnte, sondern die auch schon Haare auf den Zähnen haben. Einige von diesen Jünglingen tranken nämlich gegen das Jugendfieber der Begeisterung die abkühlende Tisane der Kritik in so großen Quantitäten, daß sie sich gedrungen fühlten, davon etwas dankbarlichst in die silbernen Schalen der Tagblätter zurückzugießen. Nicht unnatürlich, sondern ganz dem Schiller'schen Ausspruche angemessen: „Ach, was haben die Herren“ u. s. w.

Weit besser als mit den ästhetischen Zionswächtern, denen alles anekelt ehe sie es nur gekostet haben, die uns weiß machen möchten sie hätten viel tiefsinnigere Gedanken im Kopfe und zartere Gefühle im Herzen, als von der Bühne herab ausgesprochen werden, die auf ein Haar wissen, ob der Schauspieler an der rechten oder falschen Stelle Athem geholt, ein Bein ausgestreckt, oder den Arm an sich gezogen hat; weit besser möchte ich mich mit denen vertragen, die zum Zeugniß frischer Jugend von dem allen nichts sehen und hören, sondern ohne viele Anstalten und Recensentenbrimborium sich den Eindrücken hingeben und ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Ueppige Zweige, welche der Baum in fruchtbarem Boden treibt, lassen sich dereinst beschneiden; wo man aber das dürftige Reislein mit kritischer Lauge begießt, kann es da anders, als getrocknet aufkeimen? Bisweilen sehe ich sehnsuchtsvoll von meinem Sperrsitze nach jenen begeisterten Jünglingen des freieren Parterres. Einige Muhmen und, was noch wichtiger ist, meine Frau, behaupten nämlich: es schicke sich nicht für einen reputirlichen Mann, in anständiger Gesellschaft seinen Beifall oder sein Mißfallen laut auszudrücken. Da warte ich denn ungeduldig, daß irgend ein Musensohn mit einer Stimme, der 32fußigen Orgelpfeife vergleichbar, den Ton angebe, wo ich dann, einem alten Resonanzboden ähnlich, viel unbemerkter mittönen oder mitbrummen kann, als wenn ich in das dreigestrichene a, b, c der oberwähnten kleinen Paradiesvögel hineinfistuliren wollte.

Doch wozu, wendet man ein, diese Aufzählungen kleinerer Genossenschaften, die sich innerhalb des größeren Theater-Publikums verlieren; der Begriff des letzten ist höher und allgemeiner zu fassen. Mit Recht! es mag also das Publikum das Unterhaus sein, zu dem Oberhause der Bühne; oder das Geschwornengericht bei dieser öffentlich-ästhetischen Rechtspflege; oder die constitutionelle Seite, der administrativen zur Kontrolle gegenüber gestellt, oder was man sonst im Ganzen und Großen meint und will: immer dürfte aber die Theaterverfassung, gleich den Staatsverfassungen in den letzten 20 Jahren, manche bedeutende Abänderung erlitten haben. Zuvörderst zeigt sich in Hinsicht des Finanzwesens daß oft, wie in manchen Staaten, erst die Ausgabe und hintennach die Einnahme bestimmt worden ist, was manchmal zu bösen Schulden, in der Regel aber zu Verschwendung vielfacher Art, und endlich zu neuen Steuern, das heißt hier, zu bedeutender Erhöhung der Eintrittspreise geführt hat. Dadurch ist das Schauspiel ein Institut für reiche Leute geworden, und nicht blos das Volk in weiterer Bedeutung, sondern eine große Zahl von Familien des Mittelstandes ausgeschlossen, bei denen gewöhnlich am meisten Geschmack und Kunstsinn

zu finden ist. Und besuchten nur die Reicheren noch das Theater im Verhältniß ihres Geldvorraths; aber in den besten Schauspielen und Opern sehen wir oft den ersten Rang leer, während schlechtere Stücke oder ganz äußerliche Nebenrücksichten die Zweiguldenmänner und Frauen herbeilocken.

Daß die Schauspieler und Schauspielerinnen so viel Geld nehmen, als sie irgend bekommen können, verdenke ich ihnen keineswegs, auch läßt sich bei einem an sich unschätzbaren Talente kein Maximum oder Minimum der Bezahlung festsetzen. Wohl aber kann man einem zu viel, dem andern zu wenig geben, Lücken unbesetzt lassen und Lücken bisher in zu großem Vorrathe haben. Weit bedenklicher jedoch, als bei den Ausgaben für die Personen, sieht es aus mit denen für die Sachen. Da wird eher für Triumphwagen, als für einen Triumphator gesorgt; da sind die Kosten für den ledernen Elephanten so groß, daß wir uns auch mit einem ledernen Helden begnügen müssen, da giebts Kleider in Unzahl, aber sie machen trotz des Sprichworts immer noch keine Leute. Weit entfernt, den verdienten Theatersubjekten etwas abzuziehen, würde ich aus den bei den Objekten zu machenden Ersparungen Zulagen bewilligen und der Olympia z. B. den besagten Elephanten, der Gräfin Margarethe von Flandern ihren Prachtschimmel verehren und den Königen Antigonus und Kassander mehrere Personen ihres Gefolges zuweisen, damit sie, sans décoration als Menschen, ihnen das Holz klein machten oder die Kleider ausklopften. — Hierbei müßte die kostspieligere Oper dem Schauspiele zu Hülfe kommen, und ich halte es z. B. für angemessen, dem Percy Heißsporn für sein ungemeines Feuer etwas von der wilden Jagd des Samiel zu schenken, und der Donna Diana die Feuer- und Wasser-Probe aus der Zauberflöte zuzubilligen.

Fragt man: wer trägt die Schuld dieses Aufwandes, welcher in dem Maße wächst, als die wahre Kunst in den Hintergrund tritt? so schieben sich Direktion, Schauspieler und Zuschauer wechselseitig die Schuld zu, während in Wahrheit alle die verderbliche Richtung begünstigen und sich darin gefallen. Von allen muß man deshalb fordern, daß sie in sich gehen und anstatt von Jahr zu Jahr neue Uebertreibungen darzubieten und zu bewundern; diese Aeußerlichkeiten auf die untergeordnete Rolle zurückführen. Wer die entgegengesetzte Ansicht hegt, sollte wenigstens damit nicht hinter dem Berge halten, sondern rund heraus erklären, was er eigentlich im Schauspiele sucht und vorzugsweise verlangt.

Weit entfernt, diese Liebhaberei der Pracht und des Aeußern unbedingt zu verdammen, behaupte ich daß sie noch weiter getrieben, auf

eine höhere Stufe der Vollkommenheit gehoben werden kann; sie sollte aber dann für reiche Leute von der, diese langweilenden Schauspielkunst ganz getrennt werden. Einen Sonnenuntergang im lauterbrunner Thale sehe ich sehr gern als ein Viertelpanorama, fühle mich aber unfähig, zu gleicher Zeit tragische Verse mit gehöriger Aufmerksamkeit sprechen zu hören. Echte Kunstwerke bedürfen solcher Schönpflästerchen nicht, das beweiset z. B. Shakespeares König Johann, der mit höchst lebenswerther Einfachheit in die Scene gesetzt ist: was soll man aber endlich von den Künstlern sagen, die da selbst glauben, durch allerhand Brimborium jener Art könne ihren Werken eine echte Lebensdauer eingeflößt werden, die eitel den Zulauf des großen Haufens für würdigen Beifall halten, oder zwischendurch mit dummer Aufrichtigkeit etwa die Musik in einer Oper für Nebensache erklären.

Hoffentlich wird das in Berlin jetzt entstehende zweite Theater, schon aus finanziellen Gründen, diese Richtung vermeiden, den Nachdruck auf ganz etwas anderes legen und höchstens durch Parodiren die Lächerlichkeit manches Prachtspektakels zeigen.

Eine andere wichtige Veränderung der Theaterverfassung besteht darin, daß man die Lehre von einer Kammer, d. h. eines großen Parterre, aufgegeben, und statt dessen viele Kämmerchen, genannt Sperrsitze, eingeführt hat. Allerdings ist das einkämmerige System in der Politik, seit der athenischen Volksversammlung bis auf die spanischen Cortes, höchst mangelhaft erfunden worden; allein im Theater schien mir durch Parterre und Logen der Gegensatz nicht blos zweier Kammern, sondern eine noch reichere ständische Verfassung bereits gegründet zu sein. Jetzt ist das Parterre so beschränkt und in den Hintergrund gedrückt, daß es Verstärkung nicht selten ganz oben im Himmel sucht, während die Sperrsitzer in einer schädlichen, aber oft nothgedrungenen Neutralität dasitzen. Denn in dem freieren Raume des Parterres fanden sich die Befreundeten und Gleichgesinnten leicht zusammen, es entstanden wohlbegründete Ansichten, es fand Austausch der Gedanken und Gefühle statt, und die wahrhaft Gebildeten bekamen einen wichtigen Einfluß auf die Aeußerungen des Beifalles oder Mißfallens. Jetzt dagegen entscheidet der kleinere und schwerlich bessere Theil, und nur gar große Anregungen bewegen zu allgemeinerer Theilnahme beim Klatschen, Pochen oder Herausrufen. Dazu kommt, daß man in dem Sperrsitze zwischen Unbekannte eingeklemmt, kaum wagt, Hand oder Fuß zu rühren, und ich selbst habe durch Zeichen des Beifalles wie des Mißfallens meinen Nebenmenschen nicht selten großen Anstoß gegeben, weil diese einmal zu den Gegnern, das andere Mal zu den Vettern und Muhmen des beurtheilten Schau-

ſpielers gehörten. Ueberhaupt iſt das Publikum aus allerhand zureichenden Gründen allmälig zahmer geworden. Aus ſeiner Sprache ſind die Verneinungen faſt ganz herausgeſtrichen; ſeine Worte ſollen niemals Nein, Nein, immerdar Ja, Ja ſein, und die Unzufriedenheit dadurch ausgedrückt werden, daß es ſtatt zwei Mal nur ein Mal Ja ſagt, oder höchſtens ſtockſtill ſchweigt. Und doch ließe ſich zwiſchen dem engliſchen Uebermuthe, welcher den Schauſpielern faule Aepfel oder gar Flaſchen an den Kopf wirft, und der erzwungenen Ruhe oder natürlichen Indolenz, die auch das Bewundernswürdigſte unbemerkt, das Erbärmlichſte ungerügt vorübergehen läßt, ein richtiger Mittelweg auffinden. Vor allem ſollten die Schauſpieler dem Publikum mehr Lebhaftigkeit und Freiheit wünſchen: denn nur wenn das Urtheil aus den Händen der vielen Kinder und Unwiſſenden wieder in die eines würdigen Parterres übergeht, wo ſtimmfähige Männer laut und rückſichtslos ihre Stimme abgeben, nur dann haben ſie ihre gute Zeit. Die Paar Recenſenten, und ſtellten wir ſie noch höher, als ſie ſich ſelbſt ſtellen, können jenen Mangel nie erſetzen. Auch wäre allein mit dem Wegwerfen der Sperrſitze den Mängeln keineswegs abgeholfen; denn ich ſelbſt könnte dafür, daß ich hier den weiſen Mann ſpiele, bei meiner Leibesbeſchaffenheit nicht härter beſtraft werden, als wenn man von mir verlangte, daß ich im Parterre ſtehen ſollte. Kritiſiren, ohne beſſer zu machen, iſt indeß jedem Theaterfreund erlaubt — ſofern er, wie ich, kein Freibillet hat. —

Zweiter Brief.

Sie tadeln, daß ich in meinem vorigen Briefe von gar mancherlei Dingen rede, während mir, als gutem Kevaliſten und nach dem Sprichworte: a Jove principium, obgelegen hätte, zuerſt von der Direktion zu ſprechen, von ihrer Stellung und Macht, von ihren Eigenſchaften und Vorzügen, u. ſ. w. Können Sie denn aber, theurer Freund, hier irgend etwas anderes, als Tadel, erwarten? Haben Sie jemals einen Theaterdirektor, einen Polizeipräſidenten, einen Univerſitätsrektor loben hören? Es iſt das weſentliche Kennzeichen und Attribut derer, welche dieſe Würden bekleiden, daß ſie wirkliche geheime und öffentliche Märtyrer ſind, weshalb mir aus Menſchenliebe ſchon oft [illegible] gefallen iſt, jene drei Aemter einem anzuvertrauen und dieſen einen, ſtatt der drei, als enfant perdu, oder Allerweltſündenbock dem Publikum als Speiſe- und Trank-, Brand- und Sühn-Opfer preiszugeben. Durch natürliche Wahlverwandtſchaft kommen dieſe Männer ſchon jetzt in gar mancherlei

Berührung, nur hat es der Universitäts-Rektor (wiederum ein Beweis der Schwäche häufig wechselnder Wahlmonarchen) noch nicht bis zu Freiplätzen im Theater bringen können. Dagegen hat er allerdings den Vorzug, daß sein Leiden nicht zu hohen Jahren kommt, sondern nach Jahr und Tag ein Ende nimmt. Aber der Theater-Direktor:

Wie trug er wohl der Zeitung Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, der Thoren Forderungen,
Versagter Rollen Pein, des Spielens Aufschub,
Den Uebermuth X—o und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweis't,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen dürfte,
So wie der Rektor soll —

O, mein Freund, wenn ich dieses und so vieles, vieles andere bedenke, so erscheint mir ein Schauspieldirektor, der in seinem Amte aushält, wie ein Heros, den man nicht genug ehren und bewundern kann. Zwar haben Etliche, sein Verhältniß zu dem weiblichen Theile seiner Heerschaar, bisweilen beneidet; allein Sachverständige versichern mir mit großer Bestimmtheit: es sei für einen Feldherrn mit weniger Gefahr verbunden, wenn er auf eine feindliche Batterie losgehe, als wenn der Schauspieldirektor in Liebe einer Schauspielerin nahe. — Abgesehen von allen anderen möglichen Folgen, habe dann alle Subordination ein Ende.

Doch wozu, so schelten Ernstere, diese ungebührlichen Abschweifungen, wir verlangen etwas Gründliches über die Art und Weise, wie eine Theater-Direktion zu konstituiren, zu organisiren, und welche überhaupt die Beste sei? Gegen diese strenge Forderung könnte ich mich zunächst mit Pope's Ausspruch über die Staatsverfassungen verwahren: daß nur Narren über die beste Form streiten und die am besten verwaltete eben die beste sei. Da nun aber allerdings doch irgend eine Form nöthig ist, und bei gewissen Formen gar nichts Gutes gedeihen kann, so muß ich der Sache wissenschaftlich näher treten und sage: die Theaterdirektion ist entweder genommen aus dem Publikum, oder den Schauspielern, oder gesetzt von der Regierung. — Und für welche, höre ich rufen: erklären sie sich: — Für keine, für alle, wie man will. Denn so ins Blaue hinein, ohne Rücksicht auf Land und Staat, Volk und Zeit, läßt sich über Staatsverfassungen so wenig, als über Theaterverfassungen etwas festsetzen. Ich habe unter jeder der obigen drei Grundformen Jahre lang gelebt und ihre guten wie schlechten Seiten so kennen gelernt, daß ich billigerweise keine unbedingt verherrlichen, oder verdammen kann.

Wo das Publikum mit regiert, meinen Viele, ist zweifelsohne die beste und freieste Verfassung; aber dieser Antheil steht gewöhnlich mit den Theater-Finanzen in enger Verbindung. Aktionaire, welche pünktliche Verzinsung für die höchste Kunst halten, bilden statt der echten Kunstfreunde die gesetzgebende Versammlung; die vollziehende Gewalt wird einigen reichen Kaufleuten in die Hände gelegt, und nach mancherlei schwankenden Versuchen, bei welcher Quantität von Kunst sich die Kasse am besten stehe, ergreift man zuletzt das letzte Mittel, und überläßt die ganze Anstalt dem, welcher das Meiste bietet, — unbekümmert darum, ob und was er leistet.

Nach der allgemeinen Regel, jedes Geschäft Sachverständigen anzuvertrauen, scheint das zweite Verfahren, welches einen trefflichen Schauspieler an die Spitze des ganzen Theaterwesens stellt, zweifelsohne das Zweckmäßigste und Heilbringendste zu sein. Doch wurden selbst Vertheidiger dieser Einrichtung die Schattenseiten derselben nicht ganz leugnen können, und sich erinnern daß Vorliebe und Abneigung, Anmaßung und Neid, falsche Kennerschaft und irrige Nachgiebigkeit gegen das Publikum eintreten und unter einander abwechseln können. Sehr viele von diesen Mängeln fallen hinweg, wenn der Theater-Direktor weder in seinem, noch in anderen Namen den Mammon, statt des Apolls, zu seinem Gott und Schutzherrn erwählen muß; wenn er, herausgerückt aus dem Kreise der Mitspielenden, allen dahingehörigen Kabalen und Vorwürfen entgeht; wenn seine Kennerschaft nicht durch ganz persönliche Wünsche und Zwecke einseitig gelenkt wird, und er nicht nöthig hat, allen, auch den verkehrtesten Launen des Publikums nachzugeben. Aus diesen und ähnlichen Gründen haben nicht Wenige diese Form der Theaterherrschaft für die unbedingt beste gehalten, während Andere sie doppelt lebhaft angreifen, weil sie die gegenwärtige ist, und Mängel der Gegenwart immer am größten erscheinen, während man die der Vergangenheit verkürzt und in schwächerem Lichte sieht. Im wesentlichen dürften zwischen die Anklagen folgende sein. Sobald das Theater eine von der Regierung in besonderen Schutz genommene Anstalt wird, hat alle unmittelbare Wechselwirkung zwischen den Künstlern und den Zuschauern ein Ende, oder wird doch so unbedeutend, daß Vernachlässigung von einer und Gleichgültigkeit von der anderen Seite, fast unausbleiblich eintreten. Nicht die Liebe und Bewunderung des Publikums bleibt das Ziel des Schauspielers, sondern sichere Einnahme, lebenslängliche Pensionen; und sind ihm diese erst vertragmäßig zugesichert, so steht er, nach den jetzigen humanen Grundsätzen, unverletzlich da, wie ein römischer Volkstribun, oder der gehörnte Siegfried. Gibt endlich

den Zuhörern doch einmal die Geduld aus, so ziehen sie immer den Kürzern, denn die Haupttrommler werden in die Wache geschickt, während der Schauspieler höchstens einen Thaler von tausend seines Gehaltes, als Ordnungsstrafe, lachend hinwirft. Und wenn die Kunst nicht mehr die höchste Göttin des Künstlers ist; wie sollen die Zuhörer, welche jetzt weit strenger gezogen werden, als jene, sich dafür nutzlos aufopfern? Nicht Wenige endlich lassen sich aufreden: die bedeutenden Geldzuschüsse, welche die Regierung dem Theater giebt, machten es möglich, die besten Künstler zu versammeln; die Gutmüthigen bemerken nicht, daß keineswegs das Geld Maßstab des Verdienstes ist, oder immer den Verdienstlichsten gegeben wird, daß sich vielmehr der schlechthin persönliche Beruf des Schauspielers, in einen Stand, ja in eine Erbkaste verwandelt, und das Publikum an Kindern und Kindeskindern größer, wie mittelmäßiger Schauspieler, die Tugenden der Geduld und Dankbarkeit zu üben Gelegenheit erhielt; was ja vor Gott mehr werth ist, als aller zuletzt eigennützige Kunstgenuß! Und in guten Grundsätzen nicht zurückbleibend, streben die Schauspieler nicht darnach, mit revolutionairer Anmaßung Helden und Könige darzustellen, ja sie streben überhaupt nicht darnach, auf dem Theater etwas zu scheinen, sondern außerhalb desselben wirklich zu sein, geduldige Gatten, zärtliche Väter und Mütter, edle Jünglinge, keusche Jungfrauen u. s. w. Wer kann leugnen, daß nach diesem höchsten Maßstabe unser Theater große Fortschritte gemacht hat; oder sollten wirklich noch einige Schauspieler vorhanden sein, die zu Hause den Betrunkenen noch natürlicher darstellten, als auf der Bühne; sollte es Schauspielerinnen geben, die zu Hause noch besser schelten, eifersüchteln u. s. w.?

Wendet man ein: persönliche Verhältnisse wären hier nicht zu untersuchen; so fahren die Tadler mit der Bemerkung fort: daß die Zuschüsse aus anderen Kassen, die Theaterkasse schon um deswillen nicht bereichern, weil sich die Forderungen an dieselbe mindestens in gleichem Maße erhöhen und vor allem die oben gerügten sachlichen Ausgaben ungemein gesteigert werden. — Auf diesem Wege verwandelt sich also der begeisterte Künstler in einen phlegmatischen Rentier, das Schauspiel in eine löbliche Geduldschule, und noch übler ergeht es wo möglich dem Direktor. Für ihn giebt der in einen unentlaßbaren Staatsdiener verwandelte Schauspieler keinen Deut, Anmaßung und Eigensinn steigen ins Unglaubliche und die höchst gefährlichen, fast immer ansteckenden Krankheiten nehmen Jahr ein, Jahr aus kein Ende. Was hilft es, ein großes Heer zu haben, wenn die Hälfte erklären darf, sie werde nicht fechten; wenn jeder vorschreibt, wann, wo, auf welchen Posten er sich stellen

wolle; wenn der Lahme kühn behauptet, er sei der beste Läufer; der Siebzigjährige, ihm gebühre seit unvordenklicher Zeit die Rolle des ersten Liebhabers; wenn der Hans Narr, der sich zufällig einmal auf den Königsthron setzte, nun wähnt, er sei legitim für Königsrollen!

Hierauf wird erwiedert: Das Theater, nächst der Kirche das mächtigste Mittel auf das Volk zu wirken, darf den Regierungen nicht gleichgültig bleiben, und wir gesellen uns immer noch lieber zu denen, welche es begünstigen, als zu denen, welche es verfolgen wollen. Allerdings kann jene Begünstigung andererseits mit so vielen Beschränkungen und übeln Folgen verbunden sein, daß sie sich in größeren Verlust verwandelt; allein diese Möglichkeit ist doch keine unbedingte Nothwendigkeit. Zu der Zeit z. B., wo die Universitäten von den Regierungen weniger unterstützt wurden, waren sie allerdings in mancher Beziehung unabhängiger; wollte man aber jetzt plötzlich die Professoren lediglich auf die Einnahme von den Studenten verweisen, so würde sich ohne Zweifel die ganze Anstalt sogleich auflösen, und es dürfte viel Zeit vergehen, ehe sich etwas anderes bildete, was dem Zerstörten gleich zu stellen wäre. In denjenigen Orten, wo die Regierung nichts für das Schauspiel thut, ist es keineswegs besser damit bestellt, die Mängel sind zwar anderer, aber nicht geringerer Art. Wie kann man ferner es Schauspielern und Sängern verdenken daß sie bei der Gewißheit, ihr Talent dauere nicht in gleicher Vollkommenheit bis zum höchsten Alter, für dies Alter und ihre Familie Sorge tragen? Werden sie sich, um diesen Zweck zu erreichen, nicht weit mehr anstrengen, als wenn man den hartherzigen Grundsatz aufstellt: sie müßten beim ersten Abnehmen ihrer Kräfte nach kaufmännischer Berechnung als unbrauchbar abgelohnt werden? Lassen sich denn die Verdienten hierbei nicht von den Verdienstlosen scheiden, und werden nicht jene am liebsten dahin ziehen, wo man sie dankbar und menschlich behandelt? Finden sich denn etwa keine unbrauchbaren Personen bei den auf andere Weise geleiteten Theatern? Oder haben die kleinsten und ärmsten Bühnen Ausgaben vermieden, welche in großen Häusern weit weniger tadelnswerth und abgeschmackt sind, als dort in ihrer lächerlichen und kläglichen Unvollkommenheit? Ist's endlich einem unpäßlichen Schauspieler sehr übel zu nehmen, wenn er nicht Lust hat, in einem vom Direktor ausgewählten todtkranken Stücke sein Talent preis zu geben? oder um einer sinnlosen Lärmeyer willen in wenigen Abenden seine Stimme fürs ganze Leben zu verderben? Ist's nicht zu entschuldigen, wenn ein Bejahrter sonst gut gespielte Rollen ungern abgiebt, sobald er sieht, wie bei mancher ganz neuen Besetzung junge Invaliden in das erste Glied treten?

Ungeduldig über diese Einreden erheben jene Tadler wieder ihre Stimme und fahren fort: die schlechte Wahl der Stücke, die schlechte Besetzung ist eben eine Folge der verkehrten Theaterverfassung. Was kümmert sich der, höheren Orts eingesetzte, vom Publikum ganz unabhängige Direktor, um dessen Beifall oder Mißfallen. Er, obgleich in Wahrheit einem einzelnen Liebhaber kaum gleich zu stellen, kommt ganz natürlich zu dem Aberglauben, er sei allein weise und unfehlbar, und klagt höchstens, daß der Hof ihn bisweilen in dieser Ansicht störe und sehr mit Unrecht entscheide und befehle.

Diese Behauptungen, erwiedern die anders Gesinnten: haben großen Schein für die nicht genau Unterrichteten; nähere Prüfung zeigt aber die Sachen in so verschiedenem Lichte, daß man den Direktor, wenn nicht bewundern, doch bemitleiden muß, auf keinen Fall aber anklagen darf. Welch Leiden verursacht zunächst die über ihn einbrechende Fluth unbrauchbarer Schauspiele! Und wenn seine Antworten auch mit attischer Feinheit gestellt sind, wenn er wie ein Proteus die Entschuldigungen vervielfältigt; jeder, dessen Werk er nicht auf die Bühne bringt, hält ihn für einen Dummkopf, für einen Mörder seines unsterblichen Theiles. Giebt er aber einmal, gegen eigene Ueberzeugung, nach, und das Stück fällt durch; so schilt der Verfasser nicht weniger und schiebt alles auf irrige Besetzung, Vernachlässigung des Aeußern und dergl. Läßt aber der Direktor, noch müder, Dekorationen malen und Kleider fertigen, dann schreit das Publikum: wie kann man so viel Geld an so dummes Zeug verschwenden. — Geben wir indeß zu, was in der Natur der Sache liegt, daß die erste Auswahl der Stücke zunächst vom Direktor und nicht vom Publikum abhängt, und es vorzugsweise jenem zur Last fällt, wenn sie elend sind; so haben die Zuschauer ein Veto gegen deren Wiederholung und es ist lediglich ihre Schuld, wenn das Schlechte sich auf der Bühne erhält. Beispiele und Berechnungen über das Maaß dieser wechselseitigen Verschuldung gehören nicht in diese allgemeinen Betrachtungen, wohl aber der Versuch, die Ansichten über den Einfluß der Fürsten und Könige auf die Bühne zu berichtigen. Wenn irgend ein General, ein Kammerherr, ein Geheimrath, ein Bankier u. s. w. dies oder jenes Stück zu sehen wünscht; so wendet er sich deshalb ohne Scheu an die Direktion, in der Hoffnung, sie werde den verständigen Wunsch eines so angesehenen Mannes berücksichtigen; wenn der Ansuchende auf einen Sperrsitz oder gar auf eine Loge abonnirt hat, so glaubt er von Rechtswegen Ansprüche solcher Art machen zu können; ja ein einzelner Liebhaber, welcher weder zu jenen Standeshäuptern gehört, noch ein Abonnement erschwingen kann, zürnt, im Fall Stücke die

er mit seinen guten Freunden sehen möchte, lange nicht gegeben werden. Alle ohne Ausnahme endlich behaupten: sie wären Verkündiger und Verfechter des guten Geschmacks. Angenommen nun, ein König wäre nicht König, sondern nur Kammerherr, Geheimerath oder Bankier; man würde ihm selbst dann noch seiner wichtigen Stellung im Staate, seines freigebigen Abonnements und seines fleißigen Besuches halber, so wie wegen der auch ihm nach den droits de l'homme zustehenden Ansprüche auf Geschmack, nach einer mittleren Durchschnittberechnung höchst wahrscheinlich noch mehr Einfluß zugestehen müssen, als er wirklich ausübt. Auf jeden Fall ist es höchst ungerecht, wenn einige die Mängel der Repertorien kurzweg den Königen zuschieben möchten: schon aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie nicht an demselben Abende gleichzeitig zwei Darstellungen in zweien Häusern sehen wollen und können.

Blicken wir jetzt nach so manchem Hin- und Herreden auf die von mir aufgestellten drei Hauptformen der Theaterverfassung zurück: so würde ich keine, schlechthin getrennt von der anderen, unbedingt empfehlen, sondern eine Mischung derselben in der Art vorziehen: daß in unabhängiger, gebildeter Mann das Ganze leite, sachverständige Schauspieler und Sänger berathend als Regisseure zur Seite stehn, dem Publikum aber die Kritik durch Hand, Mund und Feder, wenn nur unleugbare Unanständigkeiten vermieden werden, durchaus unbeschränkt bleibe. Auf diesem Wege kann die wechselseitige Erziehung und Reinigung der Mängel und Leidenschaften fast nicht ausbleiben, wenigstens wird man weiter kommen, als wenn man die Hülfe in gewaltsamen, oder doch höchst einseitigen Mitteln sucht.

Dritter Brief.

Allerdings, mein Freund, muß ich Ihnen für das Theater, wie für den Staat, zugeben, daß mit dem Auffinden einer leeren, allgemeinen Form der Verfassung gar nichts, und mit dem Feststellen der örtlich und zeitlich passendsten, keineswegs Alles gewonnen ist. Was hilft, wenden Sie mir ein: Ihr Intendant, als konstitutioneller Theaterkönig, Ihre berathende Parthei von guten Vätern, zärtlichen Liebhabern und brummenden Bassisten, Ihr klatschendes oder pochendes Haus der Gemeinen, Ihr Areopagus von Recensenten, wenn alle, ohne Ausnahme, verdienten auf Reisen in das Land des guten Geschmacks geschickt zu werden? Dies führt uns zu der ernsteren und größeren Frage über das Steigen und Sinken der Bildung in einem Volke. Geht man hiebei von dem Grundsatze einer unabänderlichen Nothwendigkeit aus,

so ist man mit der Untersuchung schnell am Ziele; oder vielmehr es bedarf gar keiner, und das, dem ästhetischen faulen Rechenknecht entnommene, Sprichwort: de gustibus non est disputandum, wird von jedem anmaßlichen Stümper dem Warnenden oder Tadelnden, wie ein Medusenhaupt, entgegengehalten. Etwas milder lauten die Behauptungen einer anderen Partei. Die Entwickelung eines Volkes, so sprechen sie: ist der des einzelnen Menschen vergleichbar; jeder hat seine Jugend, sein männliches Alter, — keiner entgeht der Hinfälligkeit und dem Tode. Alle Bemühungen die Zeit der höchsten Blüthe für immer festzuhalten, oder sich über das Ziel zu erheben, welches die natürlichen Kräfte vorschreiben, sind vergeblich. Dieser Vergleich ist zwar nicht schlechthin zu verwerfen, er bedarf indeß mancher Berichtigung und näheren Bestimmung. Zuvörderst sehen wir daß Einzelne, wie Völker, gleiche Anlagen hier vernachlässigen, dort bis zu einer unerwarteten Höhe ausbilden, ihr Leben verlängern oder sündhaft verkürzen, auf richtigen, wie auf falschen Bahnen wandeln. Ferner wissen wir zwar, daß der Einzelne sein Leben, wenn es hoch kommt, nur auf achtzig Jahre bringt, aber schon für die Dauer einer Familie, eines Geschlechts fehlt es an ähnlichen Bestimmungen und noch weniger läßt sich im Allgemeinen über die Lebensdauer eines Volkes etwas festsetzen. — Zu der noch immer unerschöpften Kraft physischer Erneuung treten die lebenverlängernden Mittel bürgerlicher Einrichtungen, wissenschaftlicher Anstalten, religiöser Ueberzeugungen hinzu, dergestalt, daß niemand sagen kann: dies Volk ist todesreif, es muß sterben. Wenn berechnende Politik kranken Staaten auf solche Quacksalbereizeugnisse den Todesstoß gab, so war dies Mord und nichts anderes. Das esto perpetua eines edlen, begeisterten Vaterlandfreundes ist mehr werth, als das niederschlagende Pulver aller herzlosen Tagesweisen aller Zeiten. Welch Volk hat nicht mehr Zeitpunkte gehabt, wo man es nach diesem Lebensmesser hätte aufgeben müssen? Frankreich zur Zeit der Orleanisten und Burgundionen, der Ligue, der Revolution; England zur Zeit der normannischen Eroberung, der Bürgerkriege, der Rebellion; Deutschland beim Falle der Hohenstaufen, im dreißigjährigen Kriege, und in unseren Tagen. Es ist aber eine solche unerschöpfliche, unsterbliche Kraft in jedem echten Volksthume, daß hier das Unglaublichste zu glauben, und in den verzweifeltsten Umständen nicht zu verzweifeln, Pflicht- und Gewissenssache ist. Und Alles, was hier für den Staat und das öffentliche Leben gilt, findet auch Anwendung in Sachen des Geschmacks und der Kritik.

In jedem Zeitraume stehen sich über Wissenschaft und Kunst zwei Ansichten widersprechend gegenüber; nach der einen hat man so eben den

höchsten Gipfel, das sogenannte goldene Zeitalter erreicht, nach der anderen liegt dies in der Vergangenheit, und man ist im Innern begriffen. Ich möchte keine dieser Ansichten ganz verdammen; die erste ist wenigstens ein Zeichen lebhaften Antheils und giebt muthige Zuversicht; und die letzte schützt gegen Hochmuth und Vernachlässigung. Herrscht dagegen die erste allein, so verwandelt sich die Theilnahme und das Streben bald in faulen Wohldienst; liegt die letzte ob, so nimmt mürrische Verzagtheit überhand. Es ist unendlich schwerer als man meint, den Zustand und die Richtung der wissenschaftlichen Bildung zu erkennen und anzugeben; oft geschieht das Ueberraschendste, Unerwarteste, und die muthmaßlichsten Berechnungen, welche auf unzähligen kleinen Gründen und Erscheinungen beruhten, werden zu Schanden, wenn der gütige Himmel geliebten Völkern Männer, wie Dante, Cervantes, Calderon, Shakespeare und Göthe schenkt. Und umgekehrt, wer hätte wohl vorhergesehen, daß nach der glänzenden deutschen Dichtkunst im schwäbischen Zeitalter die lange Dürftigkeit, nach den gerühmten Meistern in Italien und Spanien, der Schwulst Marino's und Gongora's hereinbrechen, daß Shakespeare's Genius der Beschränktheit der Puritaner und der Zuchtlosigkeit Späterer unterliegen werde? Weit entfernt, aus diesen Erscheinungen das Alles verneinende Ergebniß abzuleiten: man müsse die Dinge eben gehen lassen, wie sie gehen, und sich alles Urtheils enthalten, dringe ich darauf, daß man mit verdoppeltem Ernste prüfe und forsche, damit man zur wahren Einsicht komme. Allein wie Wenige kennen nun wieder auf das Schauspiel zurückzukommen) Lessings Dramaturgie anders, als vom Hörensagen; und die, welche behaupten, mit ihr vertrauter zu sein, scheinen nur den Grundsatz herausgelesen zu haben: ein Schauspiel sei in dem Maße trefflicher, als es ihm an aller und jeder Einheit mangele. Schlegels lehrreiches Werk hat unserem Publikum noch immer nicht zu einer größeren Uebersicht der Entwickelung dramatischer Kunst geholfen; obgleich hier nicht die Entschuldigung eintreten kann, Form und Inhalt sei schwer und abschreckend. Denn unter diesem Vorwande lehnen selbst Männer, die Dramen und Kritiken über Dramen schreiben, die Forderung ab, Selgers Erwin zu lesen, und in der That, so kann man ihn nicht lesen und zur Seite legen, wie diese, meine Redensarten, wenn sie etwa in Vieler Hände kämen. Nimmt sich endlich ein Meister die Mühe, einen Anfänger, dem er nur sagen sollte: Gehe, lerne etwas! gründlich zu belehren, so wird dieser ungeduldig, stellt sich auf seine Theaterfetzen, als wären sie der wahre Kothurn, und wirft den eben herab, als habe er den ersten Platz im Theologeion.

Freilich thut es die Kritik nicht allein, vielmehr muß die Bekanntschaft mit den Meisterwerken verbürgen; allein der Heeren nicht zu gedenken, welche andere wichtige Abtheilung haben, wie unzählige Frauen und Mädchen, die das dümmste Zeug in unglaublichen Quantitäten zu sich nehmen und ohne Schaden oder merkbare Veredelung wieder von sich geben, haben nicht sie viel Kraft, Ruhe und Geschmack, um einen Band Shakespeare's durchzulesen, und den himmelweiten Unterschied auch nur zu ahnen. Diese Erscheinungen überzeugen mich, wie nothwendig es ist, schon die Kinder streng von allem Geschmacklosen fern zu halten, ihnen nur das Trefflichste in die Hände zu geben, damit sie gebarnischt und unverletzbar durch all das Gemeine hindurchschreiten, was der Strom des Tages auf sie zutreibt.

Stimme ich aber meine Ansprüche nothgedrungen herab und verlange weder Begeisterung mehr für die Meisterwerke, noch Scharfsinn für die Kritik, so bleibt doch die billige Forderung übrig, man solle da glauben, wo es an allem Wissen fehlt. Daß aber die Bewunderung, welche die größten Männer, die Achtung, welche ganze Jahrhunderte den echten Kunstwerken schenkten, vor den Augen und Ohren so vieler Theaterfreunde auch so ganz und gar kein Gewicht haben, daß sie den Kothkäfer des letzten Tages einem Vogel Phönix gleichstellen, das ist zweifelsohne der dümmste Hochmuth und die hochmüthigste Dummheit.

Wendet man ein: sollte denn das einfache, rohe Gefühl, welches sich ehrlich ausspricht, nicht mehr werth sein, als Eure künstlichen Rücksichten, unsere niemand verletzende bequeme Willkür nicht vorzuziehen Euren Schnürstiefeln, Eurer ästhetischen Tyrannei? so kann und muß man einräumen: es giebt einen Hochmuth und eine Dummheit der Kritik, die noch größer und sträflicher ist, als die unbefangene Verkehrtheit; wenn indeß jene Kritik nicht aus dem Götzendienste mit eigner subjektiver Weisheit hervorgeht, sondern die Meisterwerke aller Jahrhunderte als Zeugen und Urtheiler für sich aufrufen kann, so ist sie von der bezeichneten Ausartung in allem Wesentlichen verschieden; und eben so wenig soll der wirklich unbefangene Irrthum, mit jenem frechen Unglauben auf dieselbe Stufe gestellt oder gleich streng verurtheilt werden.

Auf anderem Boden mögen manche der wichtigsten Fragen nicht völlig zu lösen sein; wer aber in der Kunst mit treuem Glauben an das Höchste beginnt, der wird bald auch die Einsicht gewinnen, er wird zum Schauen gelangen und es ist der heitere, erfreuliche Beruf des Dichters, Schauspielers und Beurtheilers, hierfür einträchtig nach Kräften zu wirken.

Vierter Brief.

Ich mache mir Vorwürfe, geliebter Freund, daß ich Ihnen bereits drei lange Briefe geschrieben, darin aber nichts von alle dem berührt habe, was Sie eigentlich wissen wollen. Ist die erfreuliche Voraussetzung wahr, daß ich aber die wesentlichen Grundsätze mit Ihnen einig bin; so erscheint es überflüssig, ihrer fragmentarisch zu erwähnen; ist dies irrig, so geziemt es mir zu schweigen und Ihre Belehrung zu erwarten. Nur dem muß ich widersprechen, als könne eine volle Einigung stattfinden, wenn man es umgeht, die ersten Grundsätze zu berühren, aber wenn diese von einander abweichen. So kann man sich oft an den geistreichen Äußerungen eines Mannes erbauen, seinen Scharfsinn ehren, seine Talente bewundern; wenn jedoch das Gespräch mehr in die Tiefe geht und es zu Tage kommt, wie seine Kunst- und Welt-Betrachtung auf einer wesentlich verschiedenen Grundansicht beruht, da muß man, wenn auch nicht die Unfähigkeit des Begreifens, doch des Umgehens bekennen; die Wege scheiden, ja es ergiebt sich, daß die vermeintlich Einigen bisweilen mehr neben, als mit einander gegangen sind. Denn wenn auch das Urtheil über die äußerliche Erscheinung zusammen fällt, so kommen doch die Wurzeln und Gründe derselben aus ganz anderen Gegenden. Dichter und Geschichtschreiber sollen keineswegs ohne Philosophie bleiben, sie ist ihnen vielmehr durchaus unentbehrlich; aber sie kommt anders an sie, sie wirkt anders auf sie, als bei den Philosophen selbst. Doch mögen verschiedene Grundansichten derselben mit der Dichtkunst und Geschichtschreibung verträglich sein, nur von der Fichteschen möchte ich dies unbedingt leugnen: entweder ist die dichterische Anlage vorherrschend, dann wird ihr durch jene doch leicht des Gedankens Blässe angekränkelt, oder der Fichtianismus führt die Regierung, dann wird die Dichtkunst zur Magd, ja es sind weit wesentlichere Gründe vorhanden, sie ganz zu verbieten, als bei Plato. Denn so böse sich dieser auch gegen sie anstellt, er spielt nur den gutherzigen Polterer, damit die Geschichtung ihm nicht über den Kopf wachse; nach Fichteschen Grundsätzen kommt dagegen in den zärtlichsten Augenblicken nicht einmal eine Ode zur linken Hand zu Stande. Die Kunst und das Schöne spielt bei Fichte eine so untergeordnete und klägliche Rolle, wie die Frau in seinem Ehrrechte; jene, wie diese, sind ihm nur Mittel zu einer anderweiten, in der That sehr unpoetischen Entwickelung, nur Mittel zu höheren Zwecken. Könnte man aber nicht, statt in dem Schönen nur eine Verlobung zum Guten zu sehen, mit gleichem Rechte das Gute als Verlobung der Schönheit verlangen und diese für die

höhere Verklärung gelten lassen? In Wahrheit zeigen sich jedoch beide Ideen in dem Maße einiger und wirksamer, als sie selbstständig und gleich hohen Ursprungs sind; und ich habe nichts dagegen, wenn, von diesem höheren Standpunkte, eine häßliche Tugend und eine unsittliche Schönheit geleugnet wird. Es giebt ein altes Bild, wo Plato die Dichter aus seinem Lande hinausjagt, aber, ohne es zu spüren, von jenen mit einer Schnur umschlungen ist, so daß er, wohin sie sich auch bewegen, immer mitten unter ihnen bleibt. Fichte hingegen gleicht einem Manne, der mit großer Anstrengung die Dichter als brauchbare Waare in sein Reich hineinziehen will, aber nicht bemerkt, daß er Rhetoren, Sittenlehrer und allerlei ehrenwerthe Leute an seinem Stricke hat, nur keine Dichter. Wenn sich jemand, der fähig ist, auf eigenem Boden und in eigener Bahn den Reigen anzuführen, freiwillig den Getreuen anschließt; so mögen wir seine Dankbarkeit und Gemüthlichkeit loben, ohne die Heilsamkeit des Beschlusses einzuräumen. Wo das eigene Ich schlechthin vorwaltet, die übrige Welt zu mattem Abscheine oder zu einer Hülf-Anstalt subjektiver Entwickelung hinabsinkt; da kann die Auffassung und Darstellung nicht zu völliger Freiheit und Unbefangenheit gelangen, die Begeisterung darf, ohne die Vorschriften der Schule zu verletzen, nicht bis zu völligem Versenken in das fremde Dasein gesteigert werden. Aus des Dichters Gemüth erheben sich in glänzender Mannigfaltigkeit die Gestalten, und anstatt sie nach geringhaltigen Regeln zu ordnen, zu messen, zu schnüren und zu stutzen, wachsen sie empor und werden selbst zur Regel und zum Maßstab für den Zuschauer und Beurtheiler. Der Geschichtschreiber ergreift die von gleichgültiger Vergessenheit Bedrohten und führt sie zurück in die Gegenwart, weit entfernt, an ihnen drehen und deuteln zu wollen. Fichte's Philosophie stellt den Begriff in den Vordergrund und möchte über ein gegebenes Knochengebäude Menschen bilden und dies Geschäft Dichten nennen; sie will allerdings, daß der Geschichtschreiber wahrhaft sei, legt aber dann vermöge ihrer Hoheitrechte die Helden auf ihre philosophische Marterbank, bis sie aussagen, was a priori als auszusagend bereits feststand. Daher die sonderbaren und haltungslosen Theorien und Erfindungen der Zeitalter, des geschlossenen Handelsstaates, der großen Erziehkasernen und dergl., welches alles schon jetzt in die Kammer philosophischer Antiquitäten gewiesen ist. Wer verkennt das Verdienst Fichte's, eine Ansicht bis auf die höchste Spitze ausgebildet zu haben; aber er selbst mißfiel sich auf jener einsamen Höhe, schlug in späteren Schriften andere Wege ein und ward inconsequent. Wenn ich ihm dies zum Lobe anrechne, dann noch weit mehr seinen Schülern. So scheint mir z. B.

Fichte's Ehrecht nur begreiflich und annehmbar, wenn man eine grundhäßliche Frau hat; wird es deshalb Gewissenspflicht für einen Anhänger jenes Meisters, keine schöne Frau zu heirathen, oder will man es übel nehmen, wenn eine Schöne die Poesie zur Herrin erhebt und die Schnürstiefeln der Schule in den Winkel werfen läßt? Die Jahre der Freiheit würde ich vielmehr von da an rechnen, wo diese Scheidung des zum Dichter Geborenen eintritt.

Bis sie aber eintritt, können sich die Folgen nicht blos in eigenen Werken, sondern auch in den Beurtheilungen anderer Werke zeigen. Wo der Dichter, der scharfsinnige Beobachter spricht, folgen wir beide, mein Freund, mit Theilnahme und unter großem Beifalle; so bald aber jenes System durchblickt, gerathen wir in Unruhe und können unsere Abstimmung um so weniger unterdrücken, als eine mit ungemeiner Gewandtheit und überwiegendem Geiste durchgeführte Ansicht, ganz andere Aufmerksamkeit und Würdigung verdient und erfordert, als alle grund- und beziehungslos zusammengewürfelte Redensarten über Kunst und Künstler. Allein nicht mir, sondern Ihnen, mein Freund, kommt es zu, hierüber gründlich und ernst zu verhandeln, und ich will, als ein Feind jedes Streites, lieber nichts gesagt haben und mich bescheiden zu den Leuten zurückziehen, welche nichts von Philosophie wissen.

Sollte es aber nicht möglich und anziehend sein, deren Urtheile auch bis zu den höchsten Ansichten zurückzuführen, in aufsteigender Linie die unbekannten Verfahren und Erzeuger jener letzten Tagesblattern aufzusuchen und die Sprecher mit dem wohlbegründeten Zeugnisse zu erfreuen, sie wären auch in einer Philosophie seßhaft? Wo z. B. findet sich der philosophische Brunnquell folgender Aeußerungen: Die Oper ist unnatürlich, ich besuche sie nicht. Das Theater soll mich erheitern, keineswegs durch Trauerspiele in unangenehme Stimmungen versetzen. Lustspiele mag ich nicht sehen, sondern lieber selbst erleben und aufführen. Die Tragödie zeigt mir die Größe des Menschen und erzieht mich zur Tugend. Unser Schauspiel ist eine wahre Schule der Laster. Habe ich keinen bequemen Sitz im ersten Range, gehe ich nicht hinein, es mag gegeben werden was da will. Jeder Sitz ist mir recht, wenn nur die — mitspielt. Ich komme, wenn das Ballet angeht u. dergl.

Sollten sich an diese, aus den unbekannten Tiefen der Philosophie bis zur äußersten Oberfläche aufsteigenden, in die Welt hineinblickenden Zeitungen oder Lustblasen, nicht Gespräche über das Schöne und die Kunst weit bequemer und ansprechender knüpfen lassen, als auf dem von unserem Freunde Selger befolgten Wege, der in der Tiefe so lange hin und her rumort, bis alles trübe wird und den Leuten die Sinne ver-

geben. Auf jeden Fall müßte aber das letzte Ergebniß dahin lauten, daß alle ohne Ausnahme Recht hätten: die in das Schauspiel Gehenden, damit sie, nach wie vor, auf tödtliche Weise ihr und der Kasse Wohlbefinden fördern; und die Wegbleibenden, damit sie nicht Theaterfreunde werden und das Gedränge beim Billetverkauf noch mehren. Man soll nämlich (und diese Behauptung läßt sich auch auf eine Fundamentalphilosophie zurückführen) so wenig jemandem, der das Schauspiel verschmäht, dafür Geschmack beizubringen suchen, als Kostverächtern den Geschmack von Austern, Caviar und Rheinwein: — aber freilich, wenn diese Verschmähender, statt den Liebhabern ruhig das Monopol jener Genüsse zu überlassen, sie unbedingt für Sünde erklären, so stellt sich die Sache anders und verdient eine nähere Betrachtung. Davon in meinem nächsten Briefe.

Fünfter Brief.

Ohne Zweifel ist eine philosophische Schule der Kunst günstiger und zuträglicher, als die andere; weil aber Alle, ohne Ausnahme, dieselbe wollen, ihr Dasein und ihre Rechte zu begründen streben, so hatte ich nicht in verkehrter Ordnung von ihnen zuerst sprechen, sondern mich vorher gegen diejenigen erklären sollen, welche die Schauspielkunst unbedingt verwerfen. Ich erinnere mich nicht, daß bei den Griechen eine solche Ansicht wäre aufgestellt worden; denn dem Ausschließen der Frauen von der Bühne lag, sofern es stattfand, gewiß nicht die obige Meinung zum Grunde, und der Behauptung: die große Verehrung der Schauspielkunst sei damals eben eine Folge der schlechten hellenischen Sittenlehre gewesen, ließe sich immer noch die Frage entgegenstellen: ob es nicht vielmehr Folge einer höheren Kunstentwickelung und reineren Kunstbetrachtung war? Beruft man sich hier wiederum auf Plato, so antworte ich nochmals: keine Philosophie ist der Kunst und dem Schönen in ihren höchsten Grundsätzen günstig: und eine, hauptsächlich der Republik entnommene, entgegenstehende Ansicht, erschöpft keineswegs die ganze platonische Kunstlehre. Eben ließe sich mit gleichem Rechte, oder vielmehr Unrechte darthun: Plato sei ein unbedingter Vertheidiger der Gemeinschaft der Frauen, des Ehebruchs und der Hurerei.

Von Aristoteles schweige ich heute, weil ich mir vorgenommen habe, über ihn und seine Poetik ein andersmal umständlich zu sprechen; auch räume ich, um unnütze Winkelzüge zu vermeiden, sogleich ein: die Frage über die Sittlichkeit des Schauspiels müsse nach den höchsten,

das heißt ohne Zweifel, nach christlichen Grundsätzen, entschieden werden. Allein was nun die wahren Grundsätze des Christenthums in dieser Beziehung seien, darüber stimmen die Einzelnen und die kirchlichen Gesellschaften keineswegs überein. In Ständlins Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels, finden Sie eine sehr anziehende und übersichtliche Zusammenstellung aller Ansichten, von Solon bis auf Pustkuchen. Lesen Sie selbst nach, mein Freund, wie oft man die trefflichste und die schlechteste Bühne gleichstellt, und nach dem Ausgearteten ein unbedingtes Verdammungsurtheil ausgesprochen hat. Was aber ließe sich, bei diesem Verfahren, auf Erden wohl von der Verdammniß erretten? Eine umständliche Erzählung und Prüfung gehört indeß nicht hieher, und ich beschränke mich auf folgende Bemerkungen.

In den ersten Jahrhunderten waren die Christen allerdings den Schauspielern feindlich gesinnt, jedoch aus Gesichtpunkten, die jetzt fast gar keine Anwendung mehr finden. Damals sah man nämlich in dem Beinchen des auf Verherrlichung der heidnischen Götter gerichteten, obendrein schrecklich ausgearteten Schauspiels, Bekenntniß und Theilnahme des Irrthums; allein wenn jetzt Dina, Venus u. s. in den Wolken erscheinen, so weiß jeder es ist nur Spaß, und höchstens eine liebenswürdige Verherrlichung deutscher Temperamente in bengalischem Feuer. — Zweitens verabscheuten die ersten Christen, und mit vollem Rechte, alle Fechterspiele; die jetzigen Christen können sich dagegen mit der Gewißheit beruhigen, daß unsere heutigen Kämpfer (Zenithen und Mexikaner nicht ausgenommen) so wohlgezogen und selbst in den größten Aufwallungen ihrer Leidenschaft so besonnen sind, daß höchstens ihre Leiber einige blaue Flecke und ihre Kleider einige Löcher davon tragen. Endlich verschmähten jene Christen die Thierkämpfe; und dieser Punkt erscheint selbst jetzt noch bedenklich, denn die Macht und der Einfluß des Viehes hat auf unseren Theatern seit 20—30 Jahren außerordentlich zugenommen und Besorgtere meinen, nach den ewigen und untrüglichen Gesetzen der Schwere, lasse sich am ästhetischen Barometer ein Sinken nachweisen, vom Schauspiele durch die Oper hindurch zum Ballet, und die nächste Stufe weiter abwärts, wären ohne Zweifel Thierkämpfe nach antiker Weise. Zeichertei Unglückspropheten verdienen indeß so wenig Gehör, wie Cassandra.

Im Mittelalter verschwand die weltliche Schauspielkunst ganz, und die Mysterien hatten einen so verschiedenen Boden und Zweck, daß man von hier aus weder für ein in den Kirchen jetzt zu gründendes geistliches Drama, noch für eine Darstellung des Heiligen auf unserer welt-

lichen Bühne etwas Erbauliches folgern kann. Selbst das Wohlgemeinteste war damals gewiß höchst mangelhaft und erbaute wohl weniger, als es zum Spotte reizte. In den Fast- und Narrenfesten brach dieser mehr denn lustig, er brach frech hervor; und wie die Kirche sich mit Recht dagegen erklärte, ist auch seitens der Kunst kein Grund vorhanden, die Entwickelung des Lustspiels auf ähnlichem Wege zu versuchen.

Als sich die dramatische Kunst im 16. Jahrhunderte mit verjüngter Kraft emporhob, und die Reformation von der religiösen Seite her alle Gemüther in Bewegung setzte, kam es zu neuen Erörterungen über das Wechselverhältniß der Bühne und des Christenthumes. Am lebhaftesten erklärten sich innerhalb der katholischen Kirche die Jansenisten wider jene, und wenn man auch nicht die laxe Sittenlehre mancher Jesuiten über sie hinaufsetzt, so möchte doch der katholischen Kirche das verständige und gemäßigte Urtheil des heiligen Thomas von Aquino mehr gelten, als die leidenschaftlichen Angriffe des Herrn Nicola. Eine Aufzählung dessen, was Puritaner, Independenten, Levellers gegen das Schauspiel gesagt haben, erscheint, aus dem Zusammenhange ihrer ganzen Lehre und Thätigkeit herausgerissen, dem Unkundigen als geschichtliche Wahrheit und sittliches Bestreben; die folgende zweite Hälfte der Darstellung zeigt jene aber auch als Bilderstürmer, Zerstörer von Kirchen und Klöstern, als Feinde der bürgerlichen Ordnung, und nicht Wenige, in ihren Predigten, wie in ihren Werken, als arge Heuchler und sündige Schauspieler. — Sagen sie doch in einer Vorstellung an Karl II. (Clarendon XI. 261), nach anderen sehr schweren Anklagen von sich selbst: „Und damit unseren Sünden keine Verschärfung mangele, um sie über alle Maßen sündig zu machen, haben wir zu Allem Heuchelei hinzugefügt, und nicht allein gleich der frechen Hure, unsere Mäuler abgewischt und uns gerühmt daß wir nichts Uebles gethan hätten, sondern auch in der Mitte aller unserer Nichtswürdigkeiten (die zu arg sind, um unter den ärgsten Heiden erwähnt zu werden), hat uns nicht die Unverschämtheit gemangelt, zu sagen: der Herr sei gepriesen, Jesus Christus sei erhöht, das Königreich möge bluhen, das Evangelium sich verbreiten, die Rechtschaffenheit begründet werden!"

Mit diesen überstrengen Christen stimmt Neustrau in seinen Angriffen auf das Schauspiel überein, und ich würde nicht mit Ständlin (S. 218) sagen: „das war ein rechter Gegenstand für diesen großen Geist, für diesen tiefen Weltweisen, für diesen glänzenden Redner und Dichter;" — sondern erstaunt fragen: wie kommt Saul unter die Propheten? — Sein oberflächlicher, sophistischer Brief läßt sich widerlegen,

ohne ein großer Geist, tiefer Weltweiser u. s. w. zu sein, und, wie bei den Independenten, müßte hier gezeigt werden, daß die Angriffe jener humanen Philosophie nicht beim Schauspiele stehen blieben, sondern folgerecht zu einer Verwerfung aller Bildung fortschritten und mit der Einladung endigten: zu dem uranfänglichen Naturstande der Unschuld zurückzukehren, das heißt, auf allen Vieren mit den Bestien in den Wäldern umherzulaufen.

Lassen Sie uns aber, abgesehen von den geschichtlich hervortretenden, meist sehr einseitigen Meinungen und Entwickelungen, den Versuch machen, allgemeinere Fragen aufzustellen und zu lösen. Und da ist die erste: giebt es eine christliche Kunst, und verträgt sich das Christenthum mit der Kunst? Diejenigen, welche hierauf kurzweg mit Nein antworten, sollten doch bedenken, daß sie die mahammedanische Ansicht vertheidigen und folgerecht mit der Kunst auch die Wissenschaft, wenigstens ihren Hauptheilen nach, verwerfen, oder als unnütz bezeichnen müssen. Sie verwandeln diese beschränkten Eiferer das Christenthum in eine Religion der Rohheit und Barbarei, — während sie ihren Herrn mit der Lehre von der unbedingten Vorherbestimmung und damit beruhigen konnten, daß Gott die Künstler und Wissenschaftlichen durch seinen unerforschlichen Rathschluß zur Verdammniß bestimmt habe.

Berichtigt man jene unbedingte Behauptung dahin: einige Künste seien mit dem Christenthume verträglich, andere dagegen verwerflich: so entgegnen wir: alle Künste haben eine gleichartige wesentliche Grundlage und Natur, weshalb sie eben Künste sind; und das Christenthum muß entweder mit diesem Wesentlichen in keinem Widerspruche stehen, und dann allen Künsten die Aufnahme verstatten, oder das Wesentliche verdammen, was wieder in die erste barbarische Ansicht zurückwürfe. Wird hierauf geantwortet: einige Künste sind der Ausartung mehr, andere weniger unterworfen, und diese billigt der Geist, während er jene verwirft, so bemerke ich: das mehr oder weniger giebt keinen Grund unbedingter Billigung oder Mißbilligung. Ferner ist keine Kunst, als solche, schlechthin gegen Ausartung geschützt; denn, um der scheinbar frömmsten zu erwähnen, es giebt auch eine liederliche Malerei und eine nichtswürdige Musik. Endlich müßte das Christenthum die, einer Reinigung am meisten bedürftigen Künste nicht von sich weisen, sondern am eifrigsten unterstützen und vom Verderben zu retten suchen. Denn darüber ist kein Zweifel, daß die heutige Kunst in vielen Stücken eine andere als die heidnische sein müsse, und keine sich der christlichen Verklärung entziehen dürfe.

Wenn wir, antworten die Gegner, dies alles in der Hauptſache auch einräumen, ſtellt ſich unſer Einwand doch von neuem ſo: es giebt vermeintliche Künſte, die aber mit Unrecht dieſen Namen tragen, von den echten zu ſondern und keiner chriſtlichen Veredlung fähig, vielmehr dem Weſen nach zum Böſen gewandt und verwerflich ſind. Eine ſolche iſt vor allen die Schauſpielkunſt.

Soll hiermit, frage ich zunächſt, auch die dramatiſche Dichtkunſt verdammt werden? Wer dieſe Frage mit Ja beantwortet, muß folgerecht ebenfalls die epiſche und lyriſche Dichtkunſt verurtheilen, und von hier aus iſt es leicht, ihn bis zu der erſten Verdammung aller Künſte zurückzudrängen, wonach nicht blos die Bühne zerſtört, ſondern Kirchenmuſik eine Orgelei des Teufels und Bilderſtürmerei ein Triumph guter Chriſten iſt. Antwortet man aber, Nein; ſo müſſen wir näher darüber ſprechen, warum die Darſtellung der Dramen verwerflicher ſein ſoll, als das Drama ſelbſt; der Schauſpieler kein Künſtler, oder unwürdiger als andere Künſtler? Der Einwand: jener ahme blos nach, was ein anderer geſchaffen habe und ſei ſchon um deswillen kein Künſtler, dürfte in ſo weit alle Künſtler treffen, als ſie, mehr oder weniger, Werke der Natur oder der Kunſt nachahmen. Nun laſſen ſich allerdings dieſe beiden Hauptarten der Nachahmung trennen und die Eigenthümlichkeiten jeder aufzählen; wer indeß die eine unbedingt der anderen unterordnet, kommt dahin, das elendeſte Contrefei eines häßlichen Angeſichts über die trefflichſte Copie eines Raphael oder Correggio, die jämmerlichſte Originalzeichnung über den trefflichſten Kupferſtich hinaufzuſetzen und alle muſikaliſchen Virtuoſen aus der Kunſtwelt hinauszuweiſen, während der dümmſte Komponiſt für ſich einen Ehrenplatz verlangt. Die weitere Unterſuchung dieſes anziehenden Punktes gehört indeß um ſo weniger zu meiner Aufgabe, da der Schauſpieler keineswegs blos Nachahmer, wenigſtens im minderen Grade iſt als der Kupferſtecher oder muſikaliſche Virtuoſe. Ja, um ſo lauter die Gegner auf ihn ſchelten, um ſo mehr geſtehen ſie ihm ſchöpferiſche Kraft zu: denn im Fall die Schauſpielkunſt an dem Drama gar keine Veränderung hervorbrächte, oder keine größere, als wenn man daſſelbe in ſeinem Lehnſtuhle für ſich läſe, ſo wären alle Leſer auch Künſtler und Schauſpieler.

Der obige Einwand kann alſo für beſeitigt gelten, oder die Frage muß wenigſtens ſo geſtellt werden: ſind die Veränderungen, welche die Schauſpielkunſt an dem Drama hervorbringt, vortheilhaft oder nachtheilig? und wie wirkt dies Verändern auf die Schauſpieler und auf die Zuſchauer? Laſſen wir bei dieſer Betrachtung zuvörderſt die ſchlechten Schauſpiele und Schauſpieler aus dem Spiele (Stümper ſind nirgends

Künſtler und Stümperei niemals Kunſt), ſo wird keiner leugnen: daß die Wirkung des Trauerſpiels und Luſtſpiels durch die unmittelbare Darſtellung tüchtiger Künſtler außerordentlich erhöht wird. Gegen dieſe Erhebung, dieſe gewaltige Wirkung richtet ſich aber gerade der Tadel nicht weniger Leute. Sie wollen gewiß damit nicht ſagen: eine mittlere Schläfrigkeit, eine bequeme Gleichgültigkeit hervorzubringen ſei Ziel der Kunſt; ſie wollen gewiß wenigſtens laut nicht behaupten, eine lebendige Aufregung des Geiſtes ſei vom Uebel. Ebenſo kann ihre Einrede nicht blos gegen leeren Schwulſt, unbändiges Geſchrei, tolles Haudtbieren gerichtet ſein; denn das vertheidigt niemand. Im Fall ſie aber Alles dies nicht ſagen oder ſagen wollen, ſo ſagen ſie überhaupt nichts. Denn wenn ſich die Unſchuld in ihrem vollen Glanze, die Tugend in ihrer wahren Größe, das Laſter in ſeiner abſchreckenden Verruchtheit zeigt und die Wirkung ſo geſteigert wird, daß die Leidenſchaften nicht, wie man irrig ſagt, blos erregt, ſondern gereinigt werden; geſchieht da nicht den ſtrengſten Forderungen ihr Recht, und ſind die Schauſpieler nicht die mächtigſten Sittenlehrer? — Wenn aber umgekehrt das Laſter liebenswürdig und die Tugend zweideutig dargeſtellt wird; dann ziehen entweder die Schauſpieler das Beſſere in den Kreis platter Gemeinheit hinab, und wir geben ſie gern der ſtrengen Rüge preis; oder es liegt der Fehler an der Unſittlichkeit des Drama's ſelbſt, wo dann Vorwürfe mit Recht den Dichter treffen, aber keineswegs die Verwerflichkeit der dramatiſchen Kunſt erweiſen.

Der Einfall: das Böſe ſoll überhaupt nicht dargeſtellt und mitgetheilt werden, beruht auf denſelben ſchon gerügten Mißverſtändniſſen und verdient um ſo weniger eine genauere Erwägung, als dann auch die Weltgeſchichte und ſelbſt die Bibel in allen Theilen beſchnitten werden müßte. Nicht minder iſt die Meinung, als werde der, welcher Tyrannen ſpielt, dadurch wirklich ein Tyrann, wo nicht im Staate doch in ſeinem Hauſe, der, welcher Geizige darſtellt, dadurch geizig u. ſ. w. durch die tägliche Erfahrung widerlegt. Auch ſtellt das, bei Beſetzung der Rollen oft befolgte Syſtem, das etwa verlorene moraliſche Gleichgewicht weiſe wieder her: wer nämlich heute als Sultan tyranniſirt hat, wird morgen als Bedienter ausgeprügelt; wer heute Liebeleien nachhing, hinkt morgen als Podagriſt; wer geizig war, verſchwendet; wer ſich eiferſüchtig anſtellte, wie der Mohr, läßt ſich am nächſten Abend alles gefallen u. ſ. w.

Doch genug für diesmal: denn die bedenkliche Unterſuchung über die Sittlichkeit unſerer jetzigen Bühne läßt ſich beſſer an die Ent

wickelung einzelner Stücke anreihen; über die Sittlichkeit der Schauspieler selbst will ich Ihnen aber meine, von der gewöhnlichen abweichende, Ansicht im nächsten Briefe mittheilen.

Sechster Brief.

Bei der allgemeinen Untersuchung über die Sittlichkeit der Bühne und die Zulässigkeit des Schauspiels, sah ich mich veranlaßt, den überstrengen Gegnern auf mehreren Punkten zu widersprechen; bei der Frage über die Sittlichkeit der Schauspieler, treibt mich dagegen meine Ueberzeugung, den Kampf auf einer ganz anderen Seite zu beginnen. Viele nämlich erklären rund heraus: der Schauspieler könne und solle nicht sittlich sein. Dies *könne* und *solle* darf ich aber keineswegs unbesehen durchlassen. *Könnte* nämlich der Schauspieler, als solcher nicht sittlich sein, *müßte* er nothwendig unsittlich werden, so würde unbedenklich daraus folgen, daß jener Beruf verwerflich sei, weil man um keines Kunstwerkes oder Kunstgenusses willen die sittliche Würde, das zeitliche und ewige Wohl auch nur eines Menschen vorsetzlich preisgeben und opfern darf. — Eine solche Unmöglichkeit sittlichen Daseins läßt sich aber für den Schauspieler weder von vorn herein, noch aus der Erfahrung beweisen; sondern die Sache läuft in Wahrheit darauf hinaus, daß dieser Beruf, wie jeder, seine eigenthümlichen Gefahren und Verführungen habe. Diese dürften, wenn wir das oben Widerlegte von der ansteckenden Kraft der Rollen aus dem Spiele lassen, hauptsächlich zweierlei Art sein: erstens Eitelkeit und Neid erzeugende übermäßige Abhängigkeit von fremdem Urtheile; zweitens übertriebener Leichtsinn, hinsichtlich der Geschlechtsverhältnisse. Könnte aber ein Schauspieler auf diese Anklage nicht etwa erwiedern: ich gebe zu, daß unsere beiden Hauptschwächen richtig angegeben sind, aber abgesehen davon daß Mancher ihnen widersteht, und Andere sich den Zuschauern so gegenüberstellen, als besäßen sie nicht einen Gran von Eitelkeit, frage ich: ob wir allein diesen Gefahren ausgesetzt, oder ob sie ohne allen Zweifel größer sind, als die, welche andere Stände bedrohen? Leben die Gelehrten, die Offiziere etwa ohne Eitelkeit, Neid und Hochmuth? Ist unsere vermeintliche Heuchelei verschiedener Charaktere nicht ein Scherz im Vergleiche mit der Versuchung, die den Geistlichen zur Heuchelei treibt? Steht unsere Seligkeit mehr in Gefahr, durch verschwenderische Wirthschaft, als die des ehrenwerthen Mannes, der zeitlebens nur Geld zählt, berechnet und aufhäuft? Sind endlich die Theaterliebschaften schlechter, als die, welche ohne alle geistige Beziehung

und Erregung, tagtäglich von Leuten aller Stände auf Bühnen eingeleitet werden, wo die Leidenschaften zu reinigen auch nicht einmal bezweckt wird?

Mit einem so sprechenden Manne habe ich nichts zu streiten, da die genaue Abwägung der sittlichen Verhältnisse aller Stände nicht hieher gehört, und es mir genügt, wenn eingeräumt wird: der Schauspieler könne nicht blos, er solle auch sittlich sein. In der That ist es sehr befremdend, wenn angebliche Theaterfreunde die Schauspieler mit einem Freibriefe der Unsittlichkeit beschenken wollen; jeder Schauspieler, jeder Mensch muß ein solches verdammliches Vorrecht mit Zorn zurückweisen.

Diese Darstellung, wenden Mehrere ein: beruht auf einem groben Mißverständnisse. Nicht von einem Rechte, unsittlich zu sein, ist die Rede, sondern nur davon, daß man die Sittlichkeit der Schauspieler von ihrem Berufe trennen müsse, und niemand sich um jene zu bekümmern habe. Heißt dies „sich bekümmern", einer verwitzigen Neugierde, einer Neigung zu gemeiner Klatscherei nachhängen, oder gar boshafte Freude am Unsittlichen hegen, so bin ich damit nicht blos einverstanden, sondern dehne jene Behauptung ganz allgemein dahin aus: man solle, in diesem Sinne, sich um keinen Menschen bekümmern und über ihn richten. Wächst aber jene Ansicht aus dem irrigen Grundsatze hervor: der Beruf sei ein, vom sittlichen Charakter des Menschen ganz getrenntes Ding, gehe unabhängig von diesem seinen eigenen, sicheren Gang; so muß ich mich aufs bestimmteste dagegen erklären. Diese anatomische Weisheit zerschneidet den Menschen bei lebendigem Leibe und treibt Abgötterei, bald mit diesem, bald mit jenem Fetzen. Da gilt der Faulpelz, seiner schönen Redensarten halber, für einen Heiligen; und umgekehrt soll jede irgend in's Auge fallende Thätigkeit alle sittliche Haltung entbehrlich machen. Auf niederen Stufen der Betrachtung und Entwickelung wattet bald die geistige, bald die sittliche Bildung, (wie etwa beim Schriftsteller der Gedanke, oder die Gewandtheit des Ausdruckes) vor; auf der höheren Stufe durchdringt sich beides und wird eins. Freilich erreichen sehr wenige Naturen dies höchste Ziel; aber es ist doch thöricht, den Anfangspunkt für das Ziel erklären, oder sich einbilden, die beste Regel vorwärts zu kommen, sei, wenn der Mensch mit einem Fuße laufe und mit dem anderen stehen bleibe.

Mindestens wird uns jeder, zum Theil mit Rücksicht auf das Obige, einräumen: es könne und solle keinen Beruf geben, dessen Erfüllung durch Unsittlichkeit leichter und vollkommener werde, oder, um bei unserem Gegenstande zu bleiben: es wird niemand meinen, nur der

Geizige könne den Geizigen, der Säufer den Trunkenen darstellen. Denn wollten wir auch das Sittliche daran geben, so würden jene nur sich selbst und ihre eigene Rolle spielen, mithin zu dem proteusartigen Berufe des Schauspielers gar keine Anlage besitzen.

Die hinsichtlich der geistigen und sittlichen Bildung allgemein an jeden Menschen zu machenden Forderungen, erhalten aber allerdings durch den Beruf nähere Bestimmungen und Eigenthümlichkeiten, und was bei dem einen als Hauptsache in den Vordergrund tritt, kann bei dem anderen minder nothwendig und bedeutend erscheinen. Des Kriegers Kardinaltugend z. B. wird die Tapferkeit, des Richters die Gerechtigkeit, des Staatsmannes die Weisheit, des Geistlichen die Mäßigung; ohne daß hiemit gesagt sein soll, eine dieser Richtungen dürfe und könne ganz von der anderen getrennt werden.

So müßte nun auch eine genauere Untersuchung alle Fragen über die Sittlichkeit des Schauspielers lösen, von der höchsten bis zu der niedrigsten. Ja, weil fast niemand in gewisser Hinsicht so sehr ein öffentlicher Charakter (public character) ist, als der Schauspieler, wirkt sein Wandel mehr, als bei den meisten Berufsarten, auf die bessere oder schlechtere Erfüllung seines Berufes. Anstatt also dem Publikum (aus Gleichgültigkeit, oder aus leidenschaftlicher Vorliebe für die in Rede stehenden Personen) das Recht abzusprechen, die Sittlichkeit der Schauspieler vor seinen Richterstuhl zu ziehen, behaupte ich, es sei, schon aus ästhetischem Standpunkte und in Hinsicht der Schicklichkeit und des Anstandes, dazu berufen. Was hinsichtlich Tausender uns unbekannt bleibt, außer unserem Bereich oder für uns ohne Folgen ist, tritt beim Schauspieler so unmittelbar auf uns ein, daß wir zu urtheilen gezwungen sind. Trinkt jemand zu viel und geht nach Hause, so mache er die Sache mit seiner Frau aus: kommt aber der Schauspieler angetrunken auf die Bühne, so stellt er seinen Fehler allgemeinem und gerechten Tadel bloß. Zieht sich ein Mädchen zu leicht an und erkrankt, so werden Eltern und Verwandten die nöthigen Weisungen innerhalb der eigenen Wände ertheilen: wird aber eine Sängerin durch jenes Versehen heiser, sie kann sich über vielfache Anklage nicht wundern. Begeht eine Ehefrau einen Fehltritt, sie mag im Stillen büßen: so lange man aber Wasser aus dem Lethe nicht wie Röhrwasser holen kann, muß es stören wenn eine Thekla oder Julie von einer Frau gespielt wird, deren Wandel das Gespräch des Tages geworden ist. Der Angetrunkene wird wieder nüchtern, die Heisere wird stimmfrei, und über andere Fehltritte wächst auch Gras, aber für gleichgiltig soll man diese und ähnliche Dinge nicht erklären, und das sittliche Gefühl des Publikums

nicht von einem Standpunkte meiſtern wollen, der gewiß der einſeitigere und geringere iſt.

Siebenter Brief.

Sie haben Recht, mein Freund, daß meine bisherigen Unterſuchungen zu tadeln ſind, indem ich ſie eigentlich nur auf Trauerſpiel und Luſtſpiel bezog und höchſtens die Oper ſtillſchweigend mit inbegriff; von derjenigen Kunſt, die an Glanz wie an Feſtſpieligkeit darüber hinausreicht, ſich durch alle Hinderniſſe hindurch gearbeitet hat, jetzt den Reigen anführt und des höchſten Beifalls erfreut, von der Tanzkunſt aber, aus Nachläſſigkeit oder Einſeitigkeit, noch gar nicht geſprochen habe. Alle Fragen über das Weſen, die Zuläſſigkeit, die Sittlichkeit dieſer Kunſt u ſ. w. müßten noch einmal vorgenommen werden, ja ich müßte auf mein Gewiſſen rund heraus erklären: ob ich ſie für eine Kunſt halte? Am liebſten, mein Freund, ſchöbe ich Ihnen alle dieſe Fragen zu: mögen Sie die Hand ſelbſt an das kitzliche Geſchäft legen, die Kohlen aus dem Feuer holen und auf Ihr Haupt ſammeln. Weigern Sie ſich aber deſſen, ſo ſehe ich mich nach anderen Bundesgenoſſen um und ſuche zuerſt Rath bei den Philoſophen. Allein auf die übrigen Fragen, insbeſondere über die innere Nothwendigkeit und den unabhängigen, ſelbſtändigen Boden der Tanzkunſt finde ich wenig Aufſchluß, und der Umſtand daß ſie da iſt, wird von ihren Freunden für einen vollkommen genügenden Grund ihres Daſeins gehalten. — Aber die Kochkunſt iſt auch da, und hat ebenein größere Nothwendigkeit, einen ſelbſtändigeren Boden, eine allgemeinere Anwendbarkeit und ſo zahlreiche Anhänger und Bewunderer, daß ein Ortolan à la Provençale viele pas de Basque aus dem Felde ſchlägt. Noch gefährlichere Anſprüche, eine legitime Kunſt zu ſein, macht die Reitkunſt ſeit Kaſtor und Pollux, durch die Turniere des Mittelalters hindurch, bis auf Franconi, und ich ſehe nicht ein, warum das Fußvolk der Tänzer vor ſeinen reitenden Vettern einen unbedingten Vorzug verlangt.

Ruft man zürnend: all' dem ſchalen Gerede liege ein ſchlecht verſteckter und ſchlecht geführter Angriff auf die Tanzkunſt zum Grunde; ſo bekenne ich laut und ohne weitere Tortur: daß es meines Amts nicht iſt, über die Möglichkeit einer Tanzkunſt zu grübeln, daß mir aber die jetzt vorhandene, tagtäglich getanzte keine echte Kunſt, ſondern höchſtens die Ausartung einer Kunſt zu ſein ſcheint. Berufe ſich doch niemand auf die Griechen; alle Nachrichten ſtimmen überein, daß die in ihrer beſſeren Zeit von Muſik und Poeſie nie getrennte Tanzkunſt auf

einem ganz anderen Gipfel der Vollkommenheit stand, und die unzähligen Abbildungen von Tänzerinnen auf alten Gemälden, Basreliefs und geschnittenen Steinen zeigen auch nicht eine von den fratzenhaften Stellungen und Verrenkungen, welche jetzt für den Triumph der Meister gelten und den großen Haufen in leibliche Begeisterung setzen.

Um aber meine volle Unparteilichkeit zu beweisen, theile ich vor näherer Prüfung des Gegenwärtigen, den wesentlichen Inhalt einer Rede mit, wodurch ein eifriger Verehrer der Tanzkunst, bei Lucian einen Gegner derselben zu bekehren sucht. „Die Tanzkunst (so heißt es daselbst) steht weit höher als das Trauerspiel und Lustspiel; sie ist das größte Gut des Lebens! Wer sie anklagt, klagt das Vergnügliche, Sittliche, Nützliche, Göttliche, das von Göttern Geübte und zu ihren Ehren Eingesetzte an; wer sie verachtet, muß aus der Gesellschaft aller ehrbaren Leute hinausgejagt werden. Unter allen Künsten ist sie die älteste, und steht mit der Bewegung der Weltkörper und dem Sphärentanze im genauesten Zusammenhange. Tänzer und Tänzerinnen zeigen überall zugleich Schönheit und Trefflichkeit des Geistes und Leibes. Sie müssen, nach Homers Ausspruch, alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige kennen! Mithin den Zustand des Chaos, die traurige Mißhandlung des Uranus, den Ursprung der Venus, die Hochzeit des Aegyptus, die Schliche der Rhea, die Wehen der Latona, die Doppelgeburt des Dionysos, den Raub der Helena, die wohl bewahrte Jungfrauschaft der Danae, den Achill in Weiberkleidern, die betrunkenen Centauren, die starken Glieder des Atlas, die Ochsen des Geryon, alle Arbeiten des Herkules, alle Liebschaften und Verwandlungen der Götter und Helden. Die Tänzerin sei (denn vom Tänzer versteht es sich von selbst) von scharfsinniger Ueberlegung, tiefer Gelehrsamkeit, vor allem aber von menschlich mildem Gemüthe. Sie wissen alles nachzuahmen, zu zeigen und das Verborgene sichtbar zu machen! (τῶν ἀφανῶν σαφηνιστική)."

Jeder sieht leicht ein, daß diese Rede dem Ideale nachstrebt und es darstellt. Demungeachtet bleiben die damaligen Forderungen weit hinter dem zurück, was man in unseren Tagen verlangt, ja erreicht. Denn billigerweise läßt sich voraussetzen, daß ein heutiger Tänzer von der Zukunft genau so viel kennt, als ein damaliger; wie viel mehr weiß aber jener von der, seitdem so ungemein angewachsenen Vergangenheit. Auch wähne man nicht, es sei ihm die Kenntniß mancher der aufgezählten Gegenstände erlassen; er muß nicht blos die Urformation, sondern auch alle Uebergangformationen und Verwandlungen bis auf den heutigen Tag kennen. Die wohlbewahrte Jungfrauschaft der Danae z. B. scheint ein verlegener, unbrauchbarer Stoff zu sein; ist sie indeß nicht

in der fille mal gardée erneut und in integrum restituirt. Unter den Arbeiten des Herkules hielt ich einige, so die Reinigung der Ställe des Augias, zu künstlerischer Behandlung untauglich; und doch sah ich in Neapel, daß Tänzer ähnliche Geschäfte vornehmen mußten, weil eine halbe Schwadron Pferde vorher auf der Bühne mitgespielt hatte.

Mit der gründlichsten Kenntniß der griechischen Götterlehre ist der Tänzer überhaupt nur ein Alphabetaschütze; jetzt muß er auch die isländische, peruanische, mexikanische, baktrische, kaschemirische und Gottweiß welche andere Mythologieen durchforschen, und nicht blos weltbekannte Personen kennen, wie etwa den Jupiter und die Juno, sondern auch Thor und seine Frau Siß: nicht blos die Aurora, sondern auch die Ragnarokr und Vallarukh: nicht blos die Amalthea, sondern auch die Ziege Haidrun; nicht blos das Chaos, sondern auch die Ginnungagap: nicht blos Himmel und Hölle, sondern auch Gorodman und Tuzakh; ferner Ormudz und Ahriman, die Brahminen, Kschetrias, Waischias und Parias, Wischnu und Pierrot, Schiwa und Pantalon, die Mahakali und Kolombine, den blau angelaufenen Krischna und den bunten Harlekin, den Pantomimengott Harpokrates u. s. w. u. s. w.

Im Fall aber Tänzer und Tänzerinnen dies mythologische Kreuz auch noch redlicher und umfassender auf sich nähmen, als Creutzer: sie sind nicht am Ziele, seitdem auch die allgemeine Weltgeschichte getanzt wird: und außer den Geschichtswerken müssen sie, der Sitten und des Kostums halber, ebenfalls alle Reisebeschreibungen, ja die Gesetzbücher lesen, um z. B. aus dem des Menu zu lernen: daß eine schöne indische Jungfrau den Gang eines jungen Elephanten haben soll: was keine Tänzerin voraussetzen konnte, woraus wiederum die Nothwendigkeit der, von Lucian verlangten, gründlichen Gelehrsamkeit hervorgeht.

Wenn ich, mein Freund, diese nur angedeuteten, keineswegs umfassend dargelegten Forderungen und andererseits eine junge Tänzerin ansehe, so kann ich mich oft des Gedankens nicht erwehren: man übertreibe es mit dem Ideal, und es sei nicht nöthig, eine Jungfrauenbrust mit diesem dreifachen Erz der Gelehrsamkeit zu verpanzern; anstatt aber bei dem Großkophta aller neueren Tänzer, Noverre, einen billigen Nachlaß zu finden, ruft er mir entgegen: sie sollen, außer dem Allem, auch Musik und Malerei, Anatomie und Geometrie verstehen.

Stellen Sie sich, mein werthgeschätzter Laie, so werde ich unterbrochen: nur nicht zu ernst und gründlich an: Sie wissen, oder sollen wissen, daß dies alles im Scherz oder cum grano salis, das heißt so zu verstehen sei, wie wir Sachverständige es eben verstehen. — Wenn Lucian und Noverre hiemit zufrieden sind, muß ich noch weit

mehr die Zurechtweisung hinnehmen; indeß kann ich nicht leugnen, daß mir im Obigen Scherz und Ernst verbunden zu sein scheint. Wenn der Tänzer aus dem Takte kommt, unmalerische Bewegungen macht, die Glieder verrenkt, die Quadratur des Cirkels beweiset, kommt es mir vor, als meine es Noverre mit seinen Forderungen ernstlich. Oder haben die vermeintlichen Sachverständigen auch Recht, wenn sie nicht minder die Hauptregeln übertreten, welche er überall mit größtem Nachdrucke und unleugbarem Ernste einschärft? „Es ist eine Schande", dies lehrt er, daß die Tanzkunst dem Einflusse und der Herrschaft entsagt, welche sie über die Seele hat, und nur danach trachtet, den Augen zu gefallen. Es ist frostig, unangenehm und langweilig, Ballete in Opern hineinzudrehen, welche mit den Gegenständen nicht zusammenhängen, nicht daraus hervorgehen, und nach elender Musik, die nichts sagt, künstlerisch tanzen zu wollen. Wo es an Inhalt, Verwickelung, Entwickelung und Auflösung fehlt, ist nur ein Tanzvergnügen, keine Tanzkunst vorhanden. Aber unsere Ballete sind von der Art daß man, ohne das erklärende Buch in der Hand zu haben, nicht das geringste begreift, und es nöthig wäre den Tanzenden, wie auf alten Gemälden, lange beschriebene Papierstreifen aus dem Munde hervorgehen zu lassen. Um des Niedrigsten, der Mechanik des Tanzes willen, wird das Höchste zurückgesetzt und vergessen. Man bildet sich ein, alles bestehe in der Beweglichkeit der Beine, in hohen Sprüngen u. dgl. allein mit den Beinen kann man nicht malen und darstellen, und so lange die Füße nicht von der Einsicht des Kopfes geleitet werden, bleiben sie in der Irre und bloße Maschinen. Entsagt den Kapricten, den Entrechats, den verwickelten Pas, befleißigt euch des Tragischen, der edlen Pantomime, dieser Seele euer Kunst, damit die Ballete welche nichts sind, sich zu echten Gedichten erheben. Ich verlange große Massen, Gruppen, Gemälde, Schönheit, Ausdruck, keineswegs eure kleinlichen Beinkünste. Wenn der Balletmeister alle seine Aufmerksamkeit auf die ersten Tänzer und Tänzerinnen richtet, wird die Handlung frostig, nichts rückt von der Stelle, und die Aufführung ist ohne Wirkung. Jeder Tanzende muß, nach Maßgabe seiner Geschicklichkeit und des Gegenstandes, mit den Hauptpersonen in steter Verbindung stehen und eine Reihe von Abstufungen der Kunst, des Ausdruckes und der Theilnahme stattfinden. Während aber die Verständigen schweigen, oder in der Stille über die Verderbniß des Geschmackes seufzen, verschwenden die Unwissenden und Thoren ihren Beifall an der unrechten Stelle, beklatschen mit Wuth die Kapricten unserer Tänzer und die Minauderien unserer Tänzerinnen

und verführen Alle zu dem Hochmuthe, es sei schon jegliches abgethan und das Ziel der Kunst erreicht".

Diese Aeußerungen, welche ich ohne eigene Zusätze den Schriften Noverres entnahm, zeigen daß er bei seiner Reform der Tanzkunst das Richtige bezweckte; wie weit aber sind wir von dem Ziele entfernt, welchem er nachstrebte. Denn wenn auch Manches, z. B. das Kostüm, besser geworden, und Reifrock und Allongenperrücke wohl für immer verschwunden ist, so werden doch jene Grundlehren des Meisters augenscheinlich nur zu oft übertreten. — Das Ballet der Scythen in der Iphigenia, und die mit Tanz begleiteten Gesänge in der Alceste sind z. B. in ihrer Art die höchsten Muster und ganz, im Sinne Noverres, aus der Sache hervorgehend, und zu ihr gehörig. — Und doch legt man ein jämmerliches Pyramidarum von Tanzmusik in die letzte Oper ein und hat die Kühnheit, Glucks dazu verfertigte Tänze großentheils wegzulassen. Aber freilich, dessen reichere Rhythmen fallen, wie man sagt, nicht so ins Ohr und sind keine Drehorgel für gleichartige Bewegungen.

Noch immer werden die ersten Tänzer und Tänzerinnen, gegen Noverres Vorschrift, zu sehr begünstigt und hervorgehoben. Die endlosen Solo's entbehren aller Mannigfaltigkeit noch weit mehr, als die ihnen vergleichbaren Bravourarien, und das Niedrigste der Tanzkunst, die Sprünge, Kapriolen und Minauderien, gelten dem großen Haufen, jetzt wie vormals, für den Triumph der Kunst. Mag eine Tänzerin noch so anmuthig, die andere noch so plump tanzen; dieser bleibt der Sieg, wenn sie nur im Stande ist, sich einmal öfter auf einem Beine umherzudrehen. Die Urtheile über das Verdienst der Tanzenden scheinen auf untrügliche mathematische Vorschriften zurückgebracht. Zähle, so lautet die einfache Regel: die Umdrehung dieser Windmühlen; je öfter und je schneller, desto größer Schönheit, Erhabenheit, Gefühl, Charakter. Erst bei 90 Grad Elevation beginnt die echte Kunstbetrachtung der Beine: was darunter ist, fällt der gewöhnlichen Menschheit anheim; was darüber ist, beweiset die aus der Beschränktheit zur Vollkommenheit des Unglaublichen entwickelte natürliche Anlage. Der Kräusel und der Hampelmann sind die beiden Ideale vieler Tänzer und Beurtheiler: Pantomime und tragischer, wie komischer Tanz scheint ihnen eine unnütze Weitläufigkeit und Abschweifung. Aber freilich möchte Noverre gegen die Behandlung dieser Zweige noch mehr einzuwenden haben, als gegen die Ueberschätzung des Mechanischen. Jetzt beginnt eine Musik, als ginge die Harmonie der Sphären zu Grunde, als bräche der jüngste Tag herein. Ganz hinten steht ein Tänzer fünf

Minuten lang unbeweglich und ſtreckt Beine und Arme in die weite Welt. Dann macht er plötzlich einen Satz, wie ein Kater, dem man einen Erbſenſack an den Schwanz gebunden hat, ſteht wieder ſtill, dreht ſich langſam um, als wollte er beſagten Erbſenſack haſchen, beſchleunigt, als dies vergeblich bleibt, allmälig ſeine Bewegung, fährt auf dem Theater hin und her und zuletzt in eine Couliſſe hinein. Dies heißt das erhabene Genre, und gilt jetzt in allen Kunſtzahlungen für voll!

Verſtändlich ſind unſere Pantomimen jedem, der ſie auf obige mathematiſche Grundregeln und den Doppelgänger des Ideals, den Kräuſel und Hampelmann, zurückgeführt, um alles Andere hingegen ſich nicht bekümmert. In Florenz hatte ich Unglücklicher kein erklärendes Buch bekommen, und bei der höchſten Aufmerkſamkeit war es mir und meinen Begleitern durchaus unmöglich, den Gegenſtand des ſtundenlangen Ballets zu errathen, ob wir gleich Gibbon und andere Autores darüber geleſen hatten. Man tanzte den Untergang des weſtrömiſchen Kaiſerthums!

Verwickelte Aufgaben dieſer Art ſind ohne Zweifel thöricht; andererſeits wendet man aber, weder bei Ernſt noch Scherz, alle Mittel an welche zu Gebote ſtehen, um Charakter, Leidenſchaften, Begebenheiten, Geſinnungen auszudrücken. Wie Treffliches leiſtete z. B. die Schütz in der edlen Pantomime: als Niobe (um des Religiöſen beim Theater nicht zu gedenken), als Hagar wußte ſie die ganze Tonleiter theilnehmender Empfindungen, von der freudigſten Bewunderung bis zu Thränen des Schmerzes aufzuregen und anzuſchlagen. — Tänzer und Tänzerinnen würden es indeß ſehr übel nehmen, wenn man ihnen jene Frau als Muſter vorſtellte, und doch zeigt auch jetzt eine andere Frau, die keinen Entrechat machen kann, am trefflichſten was edle Haltung ſei; und nicht blos meine Wenigkeit, ſondern die namhafteſten Maler und Bildhauer erfreuen und erbauen ſich an den Bewegungen und Stellungen, welche ſie ungeſucht, anſpruchlos und doch künſtleriſch entwickelt. Nicht blos als Sängerin, ſondern auch als Mime iſt unſere Alceſte und Iphigenia (die Milder) bewundernswürdig; und wenn Noverre wieder aufſtände, würde er der Oper gern ein halbes Schock Balletbeine abtreten, um dieſe Frau zu gewinnen, obgleich ihre Beine nur die natürliche, untergeordnete Rolle dieſer Gliedmaßen ſpielen. — Ob aber ein Trennen der Pantomime von Wort und Dichtkunſt überhaupt zuläſſig ſei, oder ſchon im Alterthume und eine Ausartung des Helleniſchen war; darüber ließe ſich viel beibringen und ſtreiten, wenn Raum und Ort es erlaubte.

Marie.

(1828.)

I.

In einer der angesehensten Städte des nördlichen Deutschlands lebte ein Mann, dem wir den Namen Adalbert geben wollen. Er war in den Jahren, die man um so lieber die besten nennen hört, als sich das Gefühl aufdrängt, es möchten gar bald diejenigen folgen von denen es heißt: sie gefallen uns nicht. Eine zufriedene, obgleich kinderlose Ehe, wenige, aber sichere Freunde, und rege Theilnahme für Wissenschaft und Kunst, boten indeß (so schien es) hinreichende Bürgschaften für die lange Dauer eines heiteren und zufriedenen Daseins. Derjenige Abschnitt unseres Lebens, sagte Adalbert oft, mag wohl der reizendste und glücklichste sein, wo wir rückwärts unseren Eltern und einem früheren Geschlechte noch theilnehmend die Hand reichen können, und Kinder gleichzeitig schon unseren Blick für die Zukunft schärfen. Nur wenige Begünstigte erhalten sich längere Zeit auf dieser Höhe des Lebens; mit dem Tode der Eltern kulminiren wir, und der Morgenglanz welcher die freundlichen Gesichter unserer Enkel umgiebt, ist zugleich unsere eigene Abendröthe.

Mit dieser mathematisch-chronologischen Betrachtungsweise, war Adalberts Frau nicht einverstanden. Der Mensch, entgegnete sie, lebt sein Leben nicht ab, wie eine Uhr, oder andere Maschine, mancher ist alt in der Jugend, mancher jung im Alter. Gilt dies, fragte Adalbert, für Lob oder Tadel? — Es kann Beides sein, antwortete sie, und ich finde es gar nicht poetisch, daß man wie eine Magnetnadel immer nach einer und derselben Stelle hinsehe, immer auf der geraden Straße durchs Leben fahren müsse, und (Gott weiß aus welchen moralischen Gründen) Mond und Sterne, Berg und Thal zur Seite, nicht

betrachten oder beſuchen dürfe. — Beruhige Dich, liebe Frau, erwiederte Adalbert, ſelbſt die Magnetnadel hat ihre Deklinationen und Inklinationen; — wie die charakterfeſten Männer, fiel jene ein, und auch Du würdeſt ſchwerlich alle Seitenwege verſchmähen, wenn die Mannigfaltigkeit Deines Lebens dadurch erhöhet und das Kulminiren etwas aufgehalten würde. — So hätte ich ja, bemerkte Adalbert, für ſolche Fälle im voraus Deine Losſprechung? — Schon um Recht zu behalten, dürfte ich ſie Dir nicht verſagen, doch wiederhole ich meine Warnung: nur diejenigen Männer haben Glück bei den Frauen, welche entweder ganz von ihrem Verſtande beherrſcht werden und mit deſſen Hülfe auch unſer Geſchlecht kalt, aber ſicher bezwingen; oder die ſich ganz ihrem Gefühle hingeben und dann jede Art der Unterjochung leicht für höhere Freiheit halten. Wer ſich hingegen, wie Du, in der vielleicht ſonſt überall glücklichſten und weiſeſten Mitte hält, weſſen Kopf und Herz in ſteter Wechſelbewegung und Wechſelwirkung ſteht, wird mit Weibern Nichts, oder nur Trauriges erleben. — Da brächeſt Du ja den Stab über unſere eigene Ehe? — Mit nichten: vielmehr bin ich überzeugt, daß Du erſt nach langem Wogen und Schwanken zu dem Gleichgewicht gekommen biſt, das einem guten ruhigen Ehemanne gebührt. — Du magſt ſo unrecht nicht haben, wogegen ich verſichern kann, daß wenn ich mich nochmals verheirathen ſollte, ich aus allen Weibern und Mädchen zum zweitenmal Dich erwählen würde. Kannſt Du mir wohl eine ähnliche Verſicherung ertheilen? — Das kann ich nicht, ſchon weil ich weniger Männer kenne und beobachtet habe, als Du vielleicht Weiber und Mädchen; wogegen ich Dir verſpreche es nicht übel zu deuten, wenn Du einſt doch noch finden ſollteſt, daß ich nicht den Inbegriff aller Vortrefflichkeiten des ganzen weiblichen Geſchlechts allein beſitze.

II.

In dem Hauſe, welches Adalbert bezogen hatte, lebten noch mehrere Familien, und unter andern bei einer verſtändigen, wohlhabenden Wittwe zwei Mädchen, die von ihr als entfernte Verwandte, Freundinnen oder Geſellſchafterinnen betrachtet und behandelt wurden. Die eine, Friederike, eine bewegliche, zierliche Blondine, gehörte zu denjenigen Schönheiten welche den allgemeinſten Beifall finden, weil ihr Benehmen, ihre Freundlichkeit und angenehme Heiterkeit gar nicht erlauben, die Formen des Körpers künſtleriſch ſtreng zu beurtheilen, oder den geiſtigen Werth ſolcher Naturen im Vergleich mit anderen kritiſch abzuſchätzen.

Fast das Gegentheil war ihre Freundin Marie, größer, voller, edler, schwarze Haare, dunkele Augen, scharf gezeichnete Augenbrauen, eine gebogene Nase, Zähne wie Perlen, und überhaupt ein ernster Kopf der eher italienisch, als deutsch zu nennen war.

Daß Adalbert, wenn er diesen Mädchen im Hause begegnete, höflichst grüßte, versteht sich von selbst; auch wird sich Niemand wundern, daß er bald Gespräche anzuknüpfen suchte, auf welche Friederike mit heiterer Gewandtheit einging, und die, ohne je eine gründliche Wendung zu nehmen, oder einen eigentlichen Inhalt zu haben, doch (wie sich aus der häufigen Wiederkehr ergab) beiden Theilen als eine sehr angenehme geistreiche Unterhaltung erschienen. Nicht selten war Marie hiebei gegenwärtig, doch wollte es Adalberten nie gelingen, sie in das Gespräch zu ziehen, sie blieb einsilbig und kalt. Ja einige Male, als sie ihn mit ihren dunkeln Augen von der Seite ernst anblickte, verlor er den Faden seines Gesprächs; denn sie schien ihm zu sagen: euer nichtiges Hin- und Herreden erscheint mir läppisch, ja verächtlich! — Diese Pedanterie des Ernstes, welche unserem Freunde von jeher zuwider gewesen war, dies abgebrochene, kurz angebundene Wesen, welches sich gar zu gern als etwas Höheres und Edleres geltend zu machen sucht, erzeugte in ihm eine Art von Widerwillen gegen Marie, und die Neigung ihr bei sich darbietenden Gelegenheiten zu widersprechen, damit sie fernerhin seine Gespräche mit Friederiken nicht störe. Insbesondere quälte er sie einst mit Entwickelung seines Lieblingssatzes: daß es keinen rechten Tiefsinn ohne Heiterkeit, und keine ächte Heiterkeit gebe, durch die sich nicht ein Faden edler Melancholie hindurchziehe.

Diese zurechtweisenden Fingerzeige verfehlten aber ihre Wirkung: Marie schien seitdem öfter ihre Freundin zu begleiten, und deren Gespräche mit Adalbert absichtlicher zu vernichten; so daß er gleichsam aus Nothwehr sich gegen Marie wandte, und Friederike in schweigender Erwartung daneben stand, bis das ernstere Gespräch ein Ende nahm, und ein heiterer Anhang scheinbar Frieden und Gleichgewicht herstellte. Doch war und blieb Adalbert nur zu Friederiken in einem ruhigen, heiteren Verhältnisse, während ihm das Sonderbare in Mariens Natur ein Räthsel blieb, welches zu lösen, eben nicht der Mühe verlohne.

III.

Wie alle Mädchen in unseren Tagen, lasen auch diese beiden, und Adalberts reiche Büchersammlung ward um so mehr in Anspruch genommen, als die mütterliche Freundin, oder Tante, bei der sie sich

aufhielten, weder Bücher besaß, noch in Lesegesellschaften eintreten wollte. Die Auswahl ward unserem Freunde aber doppelt schwer, indem Marie die geliehenen Werke in der Regel ohne weitere Bemerkungen zurückgab, und Friederikens Urtheile zeigten, daß sie sich am meisten über solche freute, welche viele Thatsachen und Verwickelungen wie ein buntes Schattenspiel an der Wand dem Auge vorüberführen. Und mit solchen Romanen war die Sammlung unseres Freundes gerade am wenigsten reich versorgt. So kam denn allmälig manches Buch an die Reihe, welches Adalbert anfangs für unpassend gehalten hatte. In dem Maße aber, als Friederikens Leselust abzunehmen schien, wuchs die Mariens, und was jene schnell zurückgegeben hatte, erbat sich diese wohl zum zweiten Male. Ich möchte wissen, sagte sie einst bei Rückgabe eines Buches, was Sie von dieser Stelle urtheilen. Sie lautete wie folgt: „wir werden auf der Erde mehrere Male geboren, und sterben mehrere Male. Jede ächte Freundschaft, jede wahre Liebe, jede neue Erkenntniß in Natur, Wissenschaft und Kunst, ist eine Wiedergeburt, von wo ab ein neues, anderes Leben beginnt. Solche Wiedergeburten verschmähen, heißt überhaupt nicht leben. Sie sind aber unmöglich ohne ein mehrfaches Sterben. Wer nicht seine unreifen Freundschaften, seine schwächlichen Liebschaften, seine Lieblingsvorurtheile in Wissenschaft und Kunst muthig zu Grabe tragen kann, wird von ihnen selbst in das Grab gezogen, und seinem Leichensteine gebührt die Inschrift: er war dem Richtigen treu im Leben und bis zum Tode."

Liebe Marie, sagte Adalbert, die erste Hälfte dieser Stelle scheint mir sehr deutlich und richtig; — ja wohl, unterbrach sie ihn, aber die letzte? — Die letzte mag im Allgemeinen eben so wahr sein; bei der besonderen Anwendung dürften aber freilich Zweifel und Schwierigkeiten nicht ausbleiben. Das Neue, das uns schön, wahr und gut erscheint, ergreifen wir in der Regel mit freudiger Sicherheit; wenn aber die Bewunderung, welche wir für einen Schriftsteller hegten, abnimmt, eine Jugendfreundschaft sich auflöset, die Rosengluth der ersten Liebe erbleicht, so muß jeder denkende und fühlende Mensch eine Zeit lang an sich und Anderen irre werden, und das Hinsterbende kann nicht ohne Schmerz und Wehmuth geopfert, das Neue nicht darohne geboren und ergriffen werden. — Muß denn aber jedesmal, fragte Marie, das Neue den Untergang des Aelteren in sich schließen? Soll ich Schiller nicht mehr achten, seit Sie mich mit Shakespeare bekannt machten, muß ich meine Jugendfreundschaften aufgeben, weil sie mir nicht mehr Alles in Allem sein können? — Keineswegs, fiel Adalbert ein, ein wahrhaft tüchtiger Mensch kann und darf nie den Faden seiner Entwickelung so

willkürlich und gewaltsam abreißen. Gleich wie aber auf einer Reise die Gegenstände, denen wir uns nähern, an Größe zunehmen, und sobald wir an ihnen vorüber sind, wiederum kleiner werden; so stellt sich auch in den verschiedenen Abschnitten unserer Lebensbahn dasselbe verschieden an Größe, Werth und Wichtigkeit, und dadurch im rechten Lichte und richtiger Perspective dar. — Nur das Unermeßliche, Ewige, unbedingt Wahre ist über diesen Wechsel des Erscheinenden erhaben; aber selbst am Himmel muß sich der Mond demselben unterwerfen und nur Sonne und Sterne stehen sicher und fest da, ohne Wandel und Veränderung.

Ob ich da oben etwas ändern oder nicht ändern soll, bemerkte Marie, kümmert mich wenig; wenn aber eine Bekannte mir vorwirft, daß ich sie nicht so oft wie sonst besuche, eine andere, daß ich ihr seltener schreibe, da kann ich abwechselnd recht wehmüthig und recht zornig werden, und ich weiß selten was ich sagen, oder nicht sagen soll.

Sagen Sie, erwiederte Adalbert, so viel als irgend möglich die Wahrheit! Diese Regel, erwiederte Marie mit großer Lebhaftigkeit, klingt sehr schön, wüßte man nur immer was die Wahrheit, und wieviel möglich sei! Können Sie denn immer genau angeben, ob und wieviel Sie jemand lieben, oder hassen, oder ob Ihnen jemand gleichgültig ist? Und wenn Sie es für den gewöhnlichen Lauf des Lebens wissen, können nicht außerordentliche Umstände, Ereignisse plötzlich darüber Zweifel erregen, Offenbarungen herbeiführen, und Ihnen trotz alles Denkens, Fühlens, Prüfens und Grübelns völlig die Sinne über die Frage vergehen, ob und was möglich oder unmöglich sei?

IV.

Je mehr sich Adalbert gewohnt hatte, die beiden Mädchen fast täglich zu sprechen, desto unangenehmer war es ihm, als er einst in mehreren Tagen keine zu sehen bekam. Endlich faßte er ein Herz, klingelte, gerieth aber in einige Verlegenheit, als die Tante (um die er sich seither nicht allzuviel bekümmert hatte) die Thür öffnete und fragte: was ihm gefällig sei? Auf die erfundene Antwort, daß die Nichten ein Buch geliehen und noch nicht zurückgegeben hätten, ward Adalbert hineingenöthigt, wo sich dasselbe trotz alles Suchens natürlich nicht fand, die Stube der Mädchen aber so sehr gut aufgeräumt war, als werde sie gar nicht bewohnt. Meine Nichten, sagte die Tante, als sie Adalbert zum Sitzen nöthigte, hätten nicht bloß alles Geliehene zurückgeben, sondern sich auch vor ihrer Abreise bei Ihnen bedanken und von

Ihnen Abschied nehmen sollen. — Sind, fiel jener ein, Ihre Nichten verreiset? — Ja, antwortete sie, nach ihrem Geburtsorte; wo Marie in diesen Tagen heirathen, mich dann mit ihrem Manne besuchen, und sich hierauf in B. niederlassen wird. — Und wer ist, fragte Adalbert bewegt, der Bräutigam? Er heißt Rudolph, und übernimmt von seinem Vater ein kleines Gut, das er mit Marien zu bewirthschaften denkt. — Mehr als Name und Beschäftigung interessirt es mich, zu wissen, ob Marie ihren Bräutigam liebt, und mit ihm glücklich sein wird? — Mein theurer Herr, ich weiß mehr von den Verhältnissen als Namen und Beschäftigung, und kann Ihnen diese Frage doch nicht kurzweg beantworten. Wenn Sie aber, wie es scheint, an dem Schicksale meiner jungen Freundinnen Antheil nehmen, so will ich Ihnen mit wenigen Worten Auskunft geben. — Nachdem Adalbert lebhaft für dies Zeichen ihres Vertrauens gedankt hatte, fuhr sie fort: Sie verzeihen, wenn ich meine Erzählung von mir selbst beginne. Ich bin die Wittwe eines Mannes, der sich durch Verstand und Thätigkeit aus einer bedrängten Lage zu einem nicht unbedeutenden Wohlstande emporarbeitete und mich, ein Fräulein aus einem armen Hause, heirathete. Bevor meine Verwandten darüber versöhnt, oder wir mit Kindern gesegnet wurden, starb mein Mann, und ich reisete nach dem sehr entfernten Orte seiner Herkunft, um zu erforschen, ob und welche hülfsbedürftige Verwandte er etwa hinterlassen habe. Es fanden sich deren keine, die irgend auf sein (mir ohnehin überwiesenes) Vermögen hätten Anspruch machen können, und nur der Vater Friederikens, Rektor der Stadtschule in L., konnte eine entfernte Vetterschaft nachweisen. Er hatte nach Kräften für die Erziehung seiner Tochter gesorgt; auch machte die Heiterkeit ihres Wesens, ihre leichte Art, sich im Gange des täglichen Lebens zu benehmen, auf mich einen so wohlthuenden Eindruck, daß ich den Vater bewog sie mir anzuvertrauen. Nie hat mich dieser Beschluß gereut, und in welch anderes Verhältniß Friederike auch einst treten mag, sie wird sich glücklich finden und ihr Möglichstes thun Andere glücklich zu machen. Nach diesen Worten schwieg die Tante, und sah Adalbert mit einem Blicke an, als wenn sie von ihm die Bestätigung ihres Lobes erwartete; er aber, dies nicht bemerkend, fragte: und Marie? Marie, hob die Tante mit einem halb unterdrückten Seufzer wieder an, war die Jugendgespielin Friederikens. Ich nahm sie mit hieher, weil diese sich auf keine Weise von ihr trennen wollte. — Ein Beschluß, fiel Adalbert ein, der Sie gewiß nie gereut hat, so sehr gehören beide Mädchen zu einander. — So scheint es allerdings, fuhr die Tante fort, was der Einen fehlt, besitzt die Andere, aus beiden ließe

ſich ein Ideal aller Vollkommenheiten zuſammenſetzen; — und doch auch nicht: denn das Eigenthümliche einer jeden würde gewiß geſtört, und die Miſchung wäre unnatürlich und haltungslos. Mariens Vater hatte ſich als Feldwebel im Kriege ausgezeichnet, ein Ehrenzeichen erhalten und ſich der Hoffnung höherer Beförderung hingegeben. Nach geſchloſſenem Frieden mußte er aber, da Herkunft und Geſundheit eine weitere Laufbahn verſperrten, ſich glücklich ſchätzen, als man ihm in der Vaterſtadt Friederikens ein kleines Amt beim Steuerweſen anvertraute. Zum Theil aus dieſen Erfahrungen hatte ſich bei ihm der Grundſatz entwickelt, Marien auf keine Weiſe eine Erziehung zu geben, die über ihren Stand hinausgehe, und in dieſer Beziehung war ihm ihre genaue Bekanntſchaft mit der Aelterstochter eigentlich ungelegen, obgleich er Bedenken trug ſie gewaltſam aufzulöſen. Nach ſeinem Tode wollte Friederikens Vater ſich der Bildung der Verwaiſeten ernſtlicher annehmen; aber jetzt ſchien Marie an den Grundſätzen ihres Vaters feſtzuhalten, auch folgte ſie mir lieber, bevor die Zeit erlaubte ſie auf die Stufe zu heben, welche Friederike bereits erſtiegen hatte.

Seitdem, ſagte Adalbert, haben Sie, verehrte Frau, gewiß Alles gethan, dieſe Lücken auszufüllen. — Gethan, und auch nicht gethan! Das Herbe, bald Kecke, bald Melancholiſche, bald ſchweigſam Beſcheidene, bald ſcharf Abſprechende ihres Weſens, war mir oft unbequem, ja ſelbſt zuwider, weil ich weiß daß der Menſch nur durch das Gleichmäßige und Harmoniſche ſeiner Entwickelung Ruhe und Glück auf Erden erlangt. — Sie wollten aber, ſagte Adalbert, Mariens Eigenthümlichkeit nicht vertilgen und müſſen doch alſo noch Seiten an ihr entdeckt haben, die keineswegs ſo tadelnswerth ſind, als die bezeichneten. — Wie hätte ich nicht, rief die Tante, allein gerade da liegt die Wurzel wie meiner Bewunderung, ſo meines Kummers, und Sie, mein Herr, haben beigetragen, dieſen zu erneuen! Wie ſo? fragte Adalbert beſtürzt. Daß Sie, erwiederte die Tante, Friederiken Bücher liehen, war mir ganz angenehm; als aber Marie (welche anfangs keins in die Hand nahm) allmälig immer eifriger und eifriger las, ward ich von Neuem bange, das mühſam feſtgehaltene Gleichgewicht ihres Geiſtes werde dadurch verloren gehen, und irgend eine Richtung ſchädlich überwachſen. Ja, mein Herr, wem es, wie endlich mir, gelingt durch den eiſernen, kalten Harniſch, in den dies wunderbare Mädchen ſich vorſätzlich hüllt, hindurchzuſchauen, der muß erſtaunen über die Schärfe ihrer Gedanken, die Tiefe ihrer Gefühle, und eine Kraft der Begeiſterung, welche alles mit ſich fort, oder zu Boden reißt. Zu dem dunkelen Bewußtſein eines ſolchen anerſchaffenen Reichthums, war ſie gleichgültig gegen das, was

man gewöhnlich zur Bildung eines jungen Mädchens rechnete, verschmähte die kleinen Talente, welche in unseren Tagen jede besitzen will, und die über Gebühr hoch angeschlagen werden; und Bewunderer, welche ihre große Schönheit herbeizog, schienen ihr nur willkommen, um sie zu mißhandeln und in ihrer geringhaltigen Blöße darzustellen.

Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte Adalbert: wenn einer so reichen Natur der Zutritt eröffnet wird zu dem Edelsten der Kunst und Wissenschaft, wenn ihr Herz sich würdigen Freunden und Freundinnen eröffnet, wenn sie im Garten der Poesie und Liebe die höhere Verklärung erhalten hat, was kann ihr zum höchsten Glücke, ja zur Seligkeit noch mangeln, die irgend auf dieser Unterwelt erreichbar ist.

Wohin, unterbrach die Tante, versteigen sie sich mit ihren Träumen! Haben Sie denn vergessen, daß Marie fortgereiset ist um sich zu verheirathen? Seit den Kinderjahren hat sie den Wunsch der beiderseitigen Eltern, daß sie Rudolphs werden solle, festgehalten und nach ihrer Weise in Gedanken ausgebildet. Leichten Scherz, ob sie zu dem Aengstlichen, sehr Verletzbaren passe, wies sie lebhaft zurück und Hindeutungen: ob die Verschiedenheit ihrer Bildung nicht zu groß sei und ihre künftige Lebensweise ihr zusagen werde, konnten sie, besonders in der letzten Zeit, fast krampfhaft aufregen. — So liebt, fragte Adalbert, Marie ohne Zweifel ihren Bräutigam, und diese Liebe verbürgt ihr künftiges Glück? — Ich muß es glauben, antwortete die Tante, obgleich mich bisweilen die Sorge beschleicht, daß die Leidenschaftlichkeit ihrer Aeußerungen aus dem Bestreben hervorgeht, etwas mit allen Kräften des Geistes und Herzens festzuhalten, was ihr zu entweichen droht.

V.

Zwei Tage nach diesem Gespräch hörte Adalbert: Friederike und Marie seien in Begleitung eines Herrn wieder angekommen, der aber für einen jungen Ehemann viel zu alt aussehe. Ohne auf die letzte Aeußerung Nachdruck zu legen, suchte sie Adalbert doch mit dem früher Gehörten in Verbindung zu setzen, und ward ungeduldig, als der Antrittsbesuch der Zurückgekehrten länger ausblieb, als er erwartete und wünschte. Endlich erschien Friederike, aber allein, was Adalbert veranlaßte, sie scherzhaft dafür zu loben, daß sie ihrer alten Freunde besser eingedenk sei, als die Neuvermählten. Ehe er indeß diese Worte ausgesprochen hatte, stürzte Friederiken ein Thränenstrom aus den Augen, und sie rief: neuvermählt! Mariens Bräutigam ist todt, und sie selbst

von mir und meinem Vater kaum lebendig wieder hierher gebracht werden! Erst nach geraumer Zeit konnte sich Friederike fassen und Folgendes erzählen:

Auf dem größten Theile unserer Hinreise war Marie still, was mir in dem Augenblicke, wo sie einen Entschluß ausführen sollte, welcher ihrem ganzen Leben eine andere Gestalt und Richtung geben mußte, so natürlich erschien, daß ich nicht wagte sie mit meinen Einreden zu stören. Erst als wir uns E. näherten, schien sie aus tiefem Nachdenken zu erwachen, und sprach nun mit großer Lebhaftigkeit darüber, wie sie ihr Hauswesen einrichten, und ihrem Leben trotz aller scheinbaren Hindernisse einen geistigen Inhalt geben, ihres Bräutigams Natur richtig würdigen, und so fühlen und handeln wolle, wie er es wünsche und wie es zu seinem Glücke erforderlich sei.

Meine Zwischenbemerkungen schien sie kaum zu hören, und von häuslichen Betrachtungen hob sich der Strom ihrer Beredsamkeit bis zu Visionen über das Glück ihrer Zukunft, denen ich kaum zu folgen vermochte, so gern ich sie auch anfangs begleitet hatte.

In E. empfing mein Vater mich, Rudolph, Marien, keiner hatte Zeit den andern zu beobachten. Abends lag ich schon im Bette, als Marie von einem langen einsamen Spaziergange mit Rudolph zurückkehrte. Sie beugte sich über mich hin, sah mich lange ernst an, bis ihr große Thränen in die Augen traten, sagte dann schnell gute Nacht, und eilte das Licht auszulöschen.

Am andern Morgen ging ich mit Marien zum Frühstück in das Zimmer meines Vaters, der allerhand Vermuthungen für das künftige Hauswesen an den Umstand anreihte, daß der Bräutigam später zur Stelle sei als die Braut, und meinen Vorschlag ihn zu wecken und herbeizurufen, verwarf, bis ich endlich entwischte und an Rudolphs Schlafkammer tüchtig, aber vergebens anklopfte. Dies veranlaßte mich, meines Vaters Vermuthungen zu widerlegen und zu behaupten: Rudolph sei gewiß am frühesten aufgestanden, und werde erst nach getaner Arbeit uns Lässige aufsuchen. Daß aber heute die Arbeit den Vorrang vor der Braut habe, wollte meinem Vater und, so schien es, auch Marien nicht gefallen und die herbeigerufenen Dienstboten versicherten: er sei noch nicht aufgestanden und ausgegangen. So kamen wir von Scherz zu Zweifeln, Sorgen, Angst, und als endlich die Thür der Schlafkammer mit einem Nachschlüssel geöffnet ward, sahen wir Rudolph völlig angekleidet auf seinem Bette liegen. Mein Vater, der voranging, sagte: wie fest er schläft, und wie finster er aussieht! Bei diesen Worten

trat Marie näher, ergriff Rudolphs Hand, und rief: sie ist eiskalt, er ist todt!

Wir thaten alles Mögliche, der ohnmächtig Niedersinkenden Hülfe zu leisten, und Rudolph ins Leben zurückzurufen. Das letzte blieb vergebens und der Arzt erklärte, da man gar keinen Grund des Todes entdecken konnte: er sei an einem Nervenschlage gestorben.

Als Marie wieder zu sich gekommen war, saß sie schweigend da, einer marmornen Bildsäule vergleichbar. Ihre Züge schienen noch größer und edler geworden zu sein, nur durchzog das Ganze ein unnennbarer Schmerz, und der Tiefsinn ihrer dunkelen Augen grenzte an Wahnsinn. Als mein Vater, der lange vor ihr stand, endlich, die Hände faltend, ausrief: sagen Sie wie ist das zugegangen? antwortete sie erschreckt und bedeutsam: „Sagen Sie so wenig als irgend möglich!" Seit diesen unerklärlichen Worten hat sie, aller erdenklichen Mittel ungeachtet, keine Silbe mehr gesprochen und die Aerzte geben uns Namen und entwickeln uns Heilmethoden, die auch dem Unkundigen die traurige Ueberzeugung aufdringen, der Geist der Unglücklichen habe gelitten und sei, wenn Gott es segne, nur durch geistige Mittel herzustellen.

VI.

Drei Monate verflossen, ohne eine Spur der Aenderung und Besserung. Adalberts Frau hatte sich der Kranken mit liebevoller Theilnahme angenommen, ihr jedoch so wenig als Andere ein Wort zu entlocken vermocht. Endlich, eines Tages, ergriff Marie wehmüthig ihre Hand, hielt sie lange fest und sagte endlich: „Rudolph ist todt!" — Als ihre Freundin bei diesen Worten vor Rührung schwieg, fragte sie, bewegt die Hand zum Herzen führend: ist Adalbert auch todt? Nein, war die Antwort, und sie fuhr fort: so soll er mir etwas vorspielen!

Seit diesem Tage rückte die Heilung, zwar langsam, aber regelmäßig vorwärts, Marie ging und fuhr aus, und schien so sehr an Musik Gefallen zu finden, daß Adalbert gern den Bitten der Tante nachgab und sie zu sich einlud, um ihr etwas vorzuspielen. Der Versuch sie durch heitere Tonstücke heiterer zu stimmen, schlug ganz fehl, während die großen Fantasien Sebastian und Philipp Emanuel Bachs tiefe Wirkung auf sie zu machen schienen. In der Regel verlangte sie indeß, daß Adalbert ihr selbst etwas vorfantasire, und als er deshalb einstmals erörterte, wie Unrecht sie habe, solch Gefasele ächten Kunstwerken vorzuziehen, gab sie, bewegter und gesprächiger als je seit ihrer Krankheit, zur Antwort: doch müssen Ihre Fantasien einen bestimmten

Charakter haben, denn ich kann sie, von Allem was sie sonst spielen, genau unterscheiden. Auch brauchte ich gar nicht hieher zu kommen und Sie zu bitten, wir hören ja in unserer Stube jede Note, die Sie auf dem Fortepiano anschlagen. Da habe ich denn in meiner stillen Einsamkeit immer gedacht, so viel Minuten fantasirt Adalbert für mich, und so viel für Friederiken. Wenn nun das, was auf meinen Antheil kam, mir besser, schöner, inniger erschien als was auf Friederiken fiel, so war ich nach meiner Weise heiter und zufrieden für den ganzen Tag; wars aber umgekehrt, wandte sich Ihre Freude, Ihre Theilnahme, Ihre Wehmuth zu ihr, während bloß höfliche musikalische Redensarten an mich gerichtet wurden, so stieg mir das Blut aus dem Herzen aufwärts, alle meine Pulse schlugen heftiger, mein Kopf schwindelte, und der Arzt, welcher mich einige male in diesem Zustande traf, ließ mir eiligst und öfter als sonst kaltes Wasser über den Kopf gießen. War ich dann hiedurch so weit abgekühlt, daß ich nichts mehr dachte und fühlte, so galt ich für gesunder und der Arzt freute sich seiner schnellen Beobachtungsgabe und seines kalten Mittels. — Sie aber, mein Freund, werden mich noch für sehr krank halten! Mit diesen Worten eilte Marie aus dem Zimmer und ließ Adalbert in einer Stimmung zurück, die ihn unfähig machte über eigene oder fremde Gesundheit oder Krankheit ein besonnenes Urtheil zu fällen.

VII.

Bei ruhiger Ueberlegung sah Adalbert ein, daß Eitelkeit (über welche er völlig erhaben zu sein glaubte) ihm einen bösen Streich gespielt und er Mariens Worte irrig für einen Beweis lebhafter Zuneigung gehalten habe, während des Arztes Deutung und Behandlung der noch sehr Kranken, allerdings die allein richtige gewesen war. Er bemühte sich, in weiteren Gesprächen mit Marien alles zu vermeiden, was sie irgend aufregen und überreizen könne; täglich ward diese indeß gesunder und schöner, und ihr edles Angesicht drückte so wunderbar und verklärt alle Bewegungen ihres Innern, alle Abstufungen des Schmerzes und der Freude aus, daß Adalbert, wenn er ihr gegenüber saß und spielte, oft in wehmüthigem Schmerze äußerte: dies sei die einzige Weise, wie er verstehe, Noten vom Blatte zu lesen.

Eines Tages fand sie ihn unter seinen Papieren und sagte: wie können Sie es nur aushalten, immer mit Verstorbenen und ebenein nur mit verstorbenen Männern umzugehen, die Lebendigen und die Frauen aber so hintenansetzen. — Ich dächte, antwortete Adalbert, daß

mich neben all den edlen Todten, die Lebendigen und insbesondere die Frauen eher zu viel als zu wenig beschäftigten. — Zu viele mögen sie beschäftigen, ob zu viel, bezweifele ich; denn wenn irgendwo, gilt doch wohl hier das Wort: Alles, oder Nichts. — Vergessen Sie aber nicht, liebe Marie, daß, wer Alles giebt, leicht Alles verlangt, und die meisten Frauen vor dieser unbescheidenen Bedingung zurückschrecken würden, weil eine heitere, bequemere Hälfte ihnen nach dem alten Ausspruche lieber ist, als ein unbequemeres, drückendes Ganzes. — Und mit Recht, sobald sich das Ganze nur dadurch kund giebt, daß es unbequem und drückend wird. Woher kommt es denn aber, daß die Liebenswürdigkeit der Männer fast immer verschwindet, wenn sie über ein gewisses Stückwerk hinausgeht, und sich im Ganzen und Großen recht für voll ausgeben will? — Vielleicht von angeborner Unliebenswürdigkeit, vielleicht weil ihre Natur und ihr Beruf sich darin nicht, wie bei den Weibern, erschöpft, sondern darüber hinausgeht. — Die erste Hälfte dieser Erklärung ist so bescheiden, als die zweite anmaßend. — Und doch, fiel Adalbert ein, passen sie aneinander und geben erst die volle Antwort. Oder könnten Sie einen Mann lebenslang aus vollem Herzen lieben, der nichts wäre, als was man so gemeinhin liebenswürdig nennt. — Gewiß nicht, weil meine Liebe etwas ganz anders sein würde, als was man so gemeinhin Liebe nennt. — Doch lassen wir das, und sagen Sie vielmehr, woher es kommt, daß ich heute unter Ihren Papieren so viel Verse erblicke? Es sind Kleinigkeiten, antwortete Adalbert, die mir zufällig in die Hände fielen, und mich festhielten, weil ich mich dabei lebhaft an manches Vergangene erinnere. Das Blatt, was Sie ergriffen haben, dürfte uns aber auf unser voriges Gespräch zurückführen. Marie las:

Frage-Sonett.

Ob Liebe mehr der Freuden mir gegeben,
Ob sie der Schmerzen mehr mir aufgedrungen?
Das zu enthüllen ist mir nicht gelungen,
Doch schuf sie mir ein buntes, reiches Leben.
Wär' hier nur viel und guter Saft der Reben,
Und hätten ihr erst hübsch was vorgesungen,
So wollt ich beichten als wär' ich gedrungen;
Wer wird vor dem, was er erlebt, erbeben!
Zwiefaches brachte mir oft Mißbehagen,
Doch welches sei verdrießlicher zu leiden
Das mögt ihr Kennerinnen selbst entscheiden:
Wenn, reizlos, uns mit Liebe Mädchen plagen,
Wenn, liebenswürdig, sie sich zu uns neigen
Aus falscher Sitte doch beharrlich schweigen?

Das Sonett, sagte Marie lebhaft, ist anmaßend und übermüthig. Haben Sie es gemacht und wann, und bei welcher Gelegenheit? — Ich habe es bereits vor zwanzig Jahren gemacht, und bei keiner Haupt- und Staatsgelegenheit, sondern eigentlich in fremdem Sinn und Namen und bei Betrachtung dessen, was täglich um mich geschah. — So kurzweg sollen Sie meine Neugier nicht beseitigen, sondern mir heute auch ohne Redensart hübsch deuten: Zuvörderst wie Sie die am Schluß aufgestellten Fragen selbst beantworten. — Liebe Marie, sagte Adalbert, diese Fragen liegen mir jetzt so unendlich fern, daß ich nicht die geringste Veranlassung habe sie aufzuwerfen, oder zu beantworten. — Ich gebe Ihnen ja, entgegnete Marie, eine unabweisbare Veranlassung: erläutern, beantworten Sie nach zwanzigjährigen Erfahrungen das, was Sie damals als Räthsel Andern vorzulegen für gut fanden.

Da mußte ich jedes Wort des verlauten Gedichts zur Untersuchung und Rechenschaft ziehen. Was heißt denn Freude, was Schmerz? Was ist denn ein buntes, reiches Leben? Wie oft schilt der leichtsinnige Jüngling das Mädchen reizlos, deren edler Geist, deren tiefsühlendes Herz, seinen flachen Worten nicht Rede stehen will, und wie oft nennt er liebenswürdig, was nur übertünchte Nichtigkeit ist. Ich bin, werthe Freundin, in spätern Jahren viel aufmerksamer und duldsamer gegen die verschmähten Gemüther geworden; während ich, unter einem Haufen verliebter Leute nicht mehr, wie wohl sonst, die ewige Harmonie der Geister und Herzen zu vernehmen glaube, sondern mich eine Angst ergreifen kann, wie wenn ich in die Werkstatt eines Uhrmachers trete, und das unermüdliche Geklapp seiner Räderwerke mich betäubt, welche sich wohl auch einbilden, eins, harmonisch und aus eigener Kraft einen gehaltreichen Lebenslauf durchzudenken, durchzufühlen und durchzusprechen.

Nach einer Pause sagte Marie: ich möchte über jene Zuneigungen, welche die Jugend hervortreibt, wie der Frühling die Blumen, nicht so streng urtheilen, so sehr ich sie auch von dem zu unterscheiden weiß, was nicht aus dem Zeitlichen stammt, und in ihm kein Maß findet. Dies ist, erwiederte Adalbert, auch meine Meinung, wir sollen uns der Blüthen freuen, wenn sie gleich nicht immer Früchte bringen, und es ist ein Trost, daß das Bedeutungslose und Nichtige des Lebens der meisten Menschen wenigstens durch Tage und Stunden eines höheren Daseins unterbrochen wird und ihnen eine Ahndung oder Erinnerung dessen bleibt, was sie festzuhalten und auszubilden nicht Kraft und Muth besitzen. Nur einem Aberglauben, dem auch reicher begabte Naturen sich bisweilen hingeben, muß ich widersprechen. Die früheste Bewunde-

rung eines Schriftstellers, das früheste Werk in Wissenschaft und Kunst, die erste Freundschaft, die erste Liebe haben zweifelsohne eine ganz eigene Bedeutung und Eigenthümlichkeit; allein die Meinung in ihnen und mit ihnen sei nothwendig jedesmal das Höchste gegeben und ein Frevel sich davon loszumachen und darüber hinauszustreben, halte ich für irrig, ja für äußerst gefährlich, weil sie ringsum das Lebendige versteinert und eine Art von geistigem Selbstmord in sich schließt. Wie dem aber auch sei, darin möchte ich den letzten Worten meines unreifen Sonetts treu bleiben, oder besser, dahin möchte ich sie bestätigend erklären: Verbergen der Liebe, vorsätzliches Ertödten der tiefsten, herzlichsten und edelsten Empfindungen, stelle verbotener Weise das erleuchtende und erwärmende Licht unter den Scheffel und wandele die theilnehmenden Thränen der Freude erst in feuchte Nebel trüber Novembertage, und dann in Eisspitzen welche das eigene Herz, wie das aller Umgebungen, erkältend durchbohren.

So sind wir, sagte Marie fast ängstlich, ich weiß nicht wie auf das zurückgekommen, was wir am letzten Tage vor meiner Abreise mit einander besprachen, und was mir seitdem Kopf und Herz weit mehr bewegt hat, als es wohl sein sollte. Können Sie, mein Freund, denn im Ernste fordern, daß wir mit unseren Empfindungen immer so auf offenem Markte sitzen und sie den Leuten gleichsam an den Kopf werfen sollen? Wird diese Wahrheitsliebe nicht zu einem zweischneidigen Schwerte, was den ertödtet, der auf unsere Liebe rechnete, und nun erfährt daß er sich täuschte; was sich wider uns selbst wendet, sobald unsere dargebotene Liebe kalt oder gar höhnisch verschmäht wird? — Sie haben Recht, antwortete Adalbert, daß angeblich ganz unbedingte Lehrsätze, ganz allgemeine Regeln, für wirkliches wahrhaft lebendiges Leben nie ausreichen, vielmehr das Hauptgeschäft wahrer Sittlichkeit darin besteht, sie mit Rücksicht auf alle Verhältnisse zu individualisiren, und dann mit freudiger Festigkeit zu handeln. So viel muß man jedoch zugeben, daß Wahrheit, selbst in Uebertreibung und Verzerrung, doch eher Grundlage des Lebens sein kann und soll, als Heuchelei, welche sich oft hinter dem Namen der Besonnenheit, Selbstbeherrschung, oder guten Lebensart versteckt. Die kurzen, heftigen Krisen, die uns auf jenem Wege ergreifen, sind heilsamer, unausweichbarer, als die schleichenden, aushöhlenden Fieber, die wir uns auf diesem selbst akkuriren.

— Sie bleiben, sagte Marie, nach beiden Seiten hin innerhalb der allgemeinen Formen und Formeln, die, tritt der einzelne Fall mächtig entgegen, gar nichts sagen und ein elender Balsam für ein wundes Herz sind. Damit würden, damit werden Sie mich niemals heilen, niemals,

und ich hatte doch einst den Glauben, Sie wären ein guter Arzt! — Liebste Marie, entgegnete Adalbert, erneuern Sie nicht krampfhaft die Schmerzen über Vergangenes. — Vergangenes, fiel Marie ein; nichts ist vergangen, was je einmal wahrhaft gegenwärtig war, und rede ich denn nicht auch von der Gegenwart, von der Zukunft? Sie deuteten jeden Ausdruck meines Gesichts und ließen die Schweigende in Tönen reden, so daß ich glaubte Sie verständen mich ganz: jetzt scheinen mir Worte oft schlechtere Fadenfaden, als Mienen und Töne; das Senkblei, was Sie nach mir auswerfen, drückt mir nur das Herz, und meines fällt auf Felsen und zeigt der Unglücklichen keinen Ankergrund. — Zürnen Sie nicht, theure Freundin, sagte Adalbert, wenn ich Sie mißverstehe, und sein Sie überzeugt, daß nur die Furcht Sie zu verletzen, mich abgehalten hat auf Einzelnes und Persönliches überzugehen. Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, ich werde mich dessen nicht unwürdig zeigen.

Bei diesen Worten stand Marie auf, ging, die Stirn mit beiden Händen bedeckend, mehrere male die Stube auf und nieder, setzte sich dann von Neuem und sagte zu Adalbert, seine Hand ergreifend: so will ich denn reden, damit längeres Schweigen mich nicht tödte! Meine Mutter habe ich nie gekannt, sie starb früh; meines Vaters tüchtige Natur habe ich mehr geahndet als begriffen; gegen Friederikens Vater fühlte ich herzliche Dankbarkeit für die Mühe, die er sich mit meiner Bildung gab, doch schien das was er so nannte, mir nicht der Mühe werth, die man darauf verwenden mußte. Statt mein Wesen von innen heraus zu entwickeln, ging das Bestreben des Erziehers darauf hin, mir von außen gar vielerlei beizubringen, was mir bald bedeutungslos, bald fremdartig erschien und mich mehr belästigte und ängstete, als stärkte und vorwärts brachte. Friederiken zu Liebe ward ich indeß fleißiger, und wußte zuletzt manchmal sogar mehr als sie; nur schaltete sie heiter und geschickt mit den neugewonnenen Kenntnissen, während ich sehr selten aus dem todten Gestein — Feuer hervorzulocken verstand. Wenn der Gegensatz unserer Naturen mich zu meiner liebreichen Freundin hinzog, so glaubte ich mich doch oft besser zu verstehen wenn ich mit Rudolph zusammentraf; auch hätte uns schon die Schwierigkeit, gewisse Dinge zu lernen, und der darüber ausgesprochene gleichlautende Vorwurf zu einander führen können. Sein stiller Ernst schien mich ohne Worte zu begreifen, und ich wußte nicht ob ich ihn schelten, oder ihm Recht geben sollte, wenn er lebhaft über Friederiken zürnte, daß sie mich nicht ganz allein und ausschließend liebe. Und doch ward er doppelt finster, wenn der Schein entstand als sei dies der Fall, und

als räume ich der Freundin neben ihm einen Platz in meinem Herzen ein. Es konnten auf diesem Wege kleine Mißverständnisse des Kopfes und Herzens nicht ausbleiben; was aber ließe sich nicht vergeben, oder vielmehr verwandeln, wenn man aufrichtig liebt. — Wir glaubten beide unser Glück fürs ganze Leben gefunden zu haben, als wir uns nach den Wünschen unserer Anverwandten verlobten.

Bald darauf kam die Tante nach C. und erbot sich, mich mit hieher zu nehmen. So wenig dieser Vorschlag Rudolph auch willkommen war, scheute er sich doch laut zu widersprechen, und was er mir dagegen sagte, eignete sich am wenigsten meinerseits hervorgehoben zu werden. In seinen ersten Briefen wünschte er mir noch Glück zu neuen Erfahrungen und Kenntnissen, und berührte die Hoffnung, dereinst auch dadurch erneut zu werden; bald aber wurden seine Aeußerungen ängstlicher, schroffer, ja bitter. Ueberall sah er nur Gefahren für meinen Geist und mein Herz, was ich ohne ihn erwarb und genoß, schien ihm ungerecht erworben und sündlich genossen, wie er in mir allein die Welt sehe und von nichts außer mir wissen wollte, so sollte ich lediglich nur seiner gedenken, nur ihm leben; — das sei die ächte, höchste Treue. Ich konnte mich, meiner Natur nach, leicht in diese Gedankenfolge finden, nur waren die verdeckten Vorwürfe um so unverdienter, als mir die Lobpreisungen und süßen Redensarten hiesiger Bewunderer so mißfielen, daß ich durch mein Benehmen schnell zurückscheuchte, und meinen Bräutigam allen in jeder Beziehung vorzog. Mit meiner Rückkunft nach V., darüber hegte ich keinen Zweifel, würde Rudolphs Trübsinn gänzlich entweichen, und ich ging auf die Beschleunigung unserer Heirath um so eher ein, als Zögerungen welche die Tante herbeizuführen suchte, aus Zweifeln gegen mich und meinen Bräutigam zu entstehen schienen.

Am Abend nach meiner Ankunft in C. forderte er mich zu einem Spaziergange auf, den ich gern in der Hoffnung annahm, mich sogleich und völlig mit ihm zu verständigen. Doch fühlte ich mich allerdings sehr gestört in dem Plane, wie ich ihm mein Herz ausschütten wollte, als er feierlich anhub: Marie, kannst Du noch mit gutem Gewissen meine Frau werden? — Würde ich sonst, antwortete ich etwas verletzt, zu Dir hierher geeilt sein? — Dies ist, fuhr er fort, kein Beweis: vielleicht suchst Du Dir nur selbst zu entfliehen, und giebst mir nicht Deine Hand aus voller Seele und von ganzem Gemüthe, sondern greifst nach ihr wie der Schiffbrüchige in der Angst nach einem Brette, um dem sonst unabwendbaren Verderben zu entgehen. Hast Du mir nicht selbst geschrieben daß Viele Deine Schönheit priesen, Dir den Hof

machten? und Du wärest das erste Weib, was dergleichen ohne Theilnahme und ohne Schaden angehört hätte. — Habe ich Dir, wandte ich ein, nicht zugleich geschrieben, wie die Nichtigkeit dieser Vielen nur dazu diente, Deinen Werth hervorzuheben, und meine Sehnsucht nach Dir zu erhöhen? Auch wußtest Du mich gar nicht kennen, wenn Du glaubtest, daß viele kleine Leute gleichzeitig und in gleichem Maße meinen Kopf einnehmen und mein Herz besitzen könnten. — Darauf, sagte Rudolph bewegter, wollte ich eben kommen: nicht Viele, das glaube ich Dir gern, haben gleichzeitig Dein Herz unter sich getheilt, sondern Einer ist herrschend eingezogen und hat mich daraus vertrieben. Einer hat Dir den Tempel der Wissenschaft, den Garten der Poesie, die Haine der Kunst eröffnet, er hat Dir gezeigt, wie Du seither nackt warest und bloß, und hat Deine Augen aufgethan und Du hast nun eingesehen den Unterschied zwischen ihm und mir, hast ihn erhöhet zum Herrn Deines Kopfes und Herzens, und meine Seele hingeopfert auf dem Altare der Eitelkeit und Sünde! — Bei dieser mißfälligen Betrachtungsweise, entgegnete ich, konnte Deine eifersüchtige Laune auch auf Kinder und Greise, auf Frauen und verheirathete Männer verfallen. Verheirathet also, fiel er ein, ist Dein neuer Agent, und das sagst Du mir mit einer Gleichgültigkeit, als wäre für solche Treulosigkeit gar kein Bewußtsein mehr in Dir vorhanden. Du bist krank, lieber Rudolph, erwiederte ich, sehr krank, es soll meine Aufgabe sein, Dich ganz, ganz gesund zu heilen. Ich bin, antwortete er, schon geheilt, durch Deine, durch Friederikens deutliche Briefe, durch Deine eigenen Worte; ich versichere Dir, dies ist, dies war meine letzte Krankheit! Marie trocknete ihre Thränen und fuhr dann fort:

Das Uebrige ist Allen bekannt, aus dem aber, was ich Ihnen, und Ihnen zuerst und allein erzählte, werden Sie begreifen, daß in mir die Ueberzeugung entstehen mußte, Rudolph habe sich selbst den Tod gegeben, und daß mein Schmerz bis zum Wahnsinn steigen konnte.

Ihre Erzählung, meine edle Freundin, sagte Adalbert nach einer Weile, hat mich tief bewegt, und ich begreife nicht bloß Ihren Schmerz, sondern auch, wie nach dessen Verzweiflung Ihr Herz Ihnen so leer, die Welt so abgestorben sein muß. Leer, abgestorben? fiel Marie ein. Wäre das mein Gefühl nach Rudolphs Tode gewesen, so hätte ich mich ja bald zu kalter Gemüthsruhe ermannen müssen: nein, ein ganz anderes Gefühl, eine ganz andere Lebenslust brach nach diesem entsetzlichen Ereigniß mit Sturmesgewalt aus meinem tiefsten Innern hervor: was ich nie zum Vergnügen gebraucht hatte, stand nun in unbezwinglicher Wahrheit vor mir. Rudolph kannte mich besser, als ich mich selbst; seiner

unbedingten Forderung, in ihm allein die Welt zu sehen, konnte ich nicht mehr genügen, sondern mir eine neue aufgegangen war. Ich hatte ihn getäuscht, wie ich mich getäuscht hatte, und ohne diese rasche, entscheidende Wendung, würden wir an den kleinen, erniedrigenden Qualen des täglichen Lebens zu Grunde gegangen sein. — Wenn Sie, sagte Adalbert, dies behaupten, kann kein Anderer widersprechen; doch scheinen Sie zu streng sich anzuklagen, während doch das Unheil wesentlich von Adelheids Beschränktheit ausging. Sie haben Recht, mein Freund, es mangelte ihm allerdings die Freiheit des Geistes, ohne welche wir mit unserem Gefühl, wie der Maulwurf, nur am Boden und im Dunkeln umhertreiben; und doch erhöhte wiederum eben jene Beschränktheit die Schärfe seiner Beobachtung, und er drang tiefer in die Geheimnisse meiner Brust, als ich mit aller Selbsterkenntniß, — und Sie trotz alles Scharfsinns!

Adalbert schwieg, sein Haupt auf seine Hand gestützt und wie in Gedanken verloren. Da hob Marie nach einer Weile wieder an: Gott weiß ob mir die Kraft, der Wille dieses Tages, dieser Stunde jemals wiederkehrt, und ich will wenigstens Ihnen gegenüber Ihre eigenen Ehren und Verhältnisse nicht verletzen. Sie, mein Freund, hatten sich meiner Seele so bemächtigt, mein Herz so erfüllt, daß allerdings für meinen Bräutigam nicht der Raum blieb, den er fordern konnte, ja mußte. In jenen ersten Tagen unserer Bekanntschaft, die freilich Friederiken und nicht mir galt, schlug ich Sie nicht höher an, als die Meisten, welche ich in dieser Hauptstadt Unbedeutendes hatte mit Selbstgefälligkeit sprechen hören, und ich machte mir fast ein Geschäft daraus, Sie und Friederiken in diesem, wie es mir schien nichtssagenden Treiben zu stören. Auch die Romane, welche Sie ihr anfangs verschafften, brachen mich mit ihrem nur scheinbaren Reichthum so wenig an, daß ich den besten Glauben hegte, in meiner eigenen Brust liege weit Größeres und Tiefsinnigeres verborgen. Eines Tages entwickelten Sie, offenbar um mich zurechtzuweisen, wie der wahre Ernst und die ächte Heiterkeit stets Hand in Hand gingen. Dies ergriff mich weit mehr, und anders, als Sie denken konnten; von diesem Tage an verwandelten sich unsere Gespräche, und ich drängte mich, schon eifersüchtig auf Friederiken, in den Vordergrund. Werke von ungrabender Vollendung kamen durch Sie in meine Hände, was ich dunkel gefühlt, unausgebildet in mir umhergetragen hatte, war hier mit unerreichtem Tiefsinn und wunderbarer Klarheit ausgesprochen, und in Ihrem hellen Geiste, Ihrem theilnehmenden Herzen fand ich vertrauliche Hülfe und die Morgenröthe eines neuen Lebens. Daß dies Alles Adelheiden zu nahe

treten, ihn verleihen konnte, fiel mir in meinem neuen Reichthume gar nicht ein; bis die Blicke der Tante mir Zweifel erregten, dann aber den Vorsatz bewirkten, jenen wichtigsten Umschlag meines Lebens mit treuer Festigkeit durchzuführen. Erst Rudolphs Worte und sein Tod öffneten mir ganz die Augen. Wollte ich sein Bild mit aller Kraft des Geistes festhalten, wandte ich mich flehend an meinen verstorbenen Vater, suchte ich in Gedanken Hülfe bei der himmlischen Freundin; nach wenigen Augenblicken verwandelten sich alle Bilder in das Ihrige, ich war, ich bin keines anderen Gefühls, keines anderen Gedankens mehr fähig, als daß ich Ihnen und durch Sie, geliebtester Freund, allein lebe, und leben mag.

O Marie, rief Adalbert mit bebender Stimme, so war es doch keine ganz leere Täuschung thörichter Eitelkeit, als ich Dein Herz dem meinen näher verwandt, als ich Deine Liebe zu mir zu erkennen wähnte! — Und wenn Du dies ahndetest, fiel Marie ein, wie konntest Du mich so mit Deiner zurückhaltenden Kälte martern, wie mich zwingen Dir endlich zu gestehen, was ich, ohne mich selbst zu verachten, nicht länger verschweigen konnte? — Hierauf, sagte Adalbert, ließe sich gar viel und Erhebliches entgegnen, z. B. daß ich nicht jung bin, nicht schön, nicht liebenswürdig, unbemittelt, mit zweifelhaftem Schicksale behaftet, und was sonst noch. Doch findet man gegen solche einzelne Zweifel gar leicht und gern überwiegende Gründe und Widerlegungen; was mich mehr als [illegible] mich selbst zurückgehalten hat, ist die seit der ersten Jugend in mir festgewurzelte Ueberzeugung, daß kein weibliches Geschöpf mich je einer Liebe würdigen werde und lieben könne; da habe ich denn gelernt, mich heiter und ohne Murren mit der Hälfte zu begnügen und, aller übertriebenen Ansprüche ledig, sicher durchs Leben zu gehen. Und selbst jetzt, holde Marie, erklingen mir Deine Worte noch wie ein wunderbarer Traum, der urplötzlich die Wahrheit vieljähriger Erfahrungen in Täuschung verwandeln und mir eine höhere Wahrheit von Seligkeit offenbaren will, nach der mein Innerstes oft kleinmüthig grübelte, die aber immer wieder in Nacht und Nichtigkeit versank.

VIII.

Seit dem Tage jener wechselseitigen Geständnisse begann für Adalbert und Marie ein neues Leben, und zwar nicht in dem geringhaltigeren Sinne, wonach die meisten Liebenden mit unbestimmten Gefühlen, mit Schmachten, Schwelgen und Sehnen sich selbst ausbilden, ermatten, und alle ihre Umgebungen übermäßig langweilen, sondern jenes neue

Leben verdoppelte die Kraft ihres Geistes, den Reichthum ihrer Gedanken, den Umfang und die Tiefe ihrer Gefühle. Mit erstaunenswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit lernte Marie englisch, italienisch und spanisch, und Adalbert hatte, so schien es ihm, noch nie mit solcher Anstrengung und solchem Glücke gearbeitet. Beide befeuerten sich wechselseitig, und Marie, die in den häuslichen Kreis Adalberts aufgenommen worden, belebte ihn auf eine neue, höchst erweckende Weise.

Der klare Verstand und die heitere Ruhe ihres ganzen Wesens, wodurch sich Adalberts Gattin auszeichnete, hinderte sie keineswegs, Mariens ganz verschiedene Natur richtig zu würdigen, und sie stimmte den Lobeserhebungen ihres Gatten unbefangen und aus vollem Herzen bei. Doch sagte sie einst: „Marie ist ein tragischer Charakter, ihre erste Liebe hat Rudolph getödtet, eine zweite könnte dereinst vielleicht sie ins Verderben stürzen. Ich wollte, ich könnte ihr etwas von meiner Gemüthsruhe abgeben."

Diese Worte fielen zentnerschwer auf Adalberts Brust. Zwar hatte er sich keines Treubruchs in dem Sinne schuldig gemacht, den unsere Gesetze vorzugsweise hervorheben; allein je einseitiger und untergeordneter ihm dieser Sinn erschienen war, desto bitterer mußte er sich tadeln daß er es an der, von ihm so hoch gerühmten Aufrichtigkeit gegen seine Gattin hatte fehlen lassen, daß er sich im höheren Sinne ihr entfremdet hatte. Die sehr wahrscheinliche Vermuthung, sie wisse und sehe Alles ohne Bekenntniß, stellte ihn in ein desto beschämenderes Licht, und die Meinung daß geistige Verhältnisse der Art den ehelichen keinen Eintrag thäten, schien ihm jetzt nur insofern vollen Grund zu haben, als sich keine Sinnlichkeit einmische, und fürs ganze Leben ein, beide Theile sicherüber Boden gefunden sei. Nun aber fühlte Adalbert bei ernster Prüfung, wie großen Eindruck auch Mariens Schönheit auf ihn mache, und für die Frage: was soll endlich daraus werden? fehlte ihm eine irgend genügende Antwort. Mußte dies Verhältniß Marien nicht von aller unbefangenen Würdigung anderer Männer abhalten? Konnte er ihr zeitlebens einen Gatten ersetzen? durfte er eigenliebig und eigennützig dies nur wünschen? Und wie, wenn Marie selbst über ihre Lage in inneren Zwiespalt geriethe, wenn sie dieselbe zu spät ungenügend, ja verdammlich fände? Nach langem, schweren Kampfe kam Adalbert endlich zu der Ueberzeugung, er müsse sich jetzt von Marien trennen, in der Hoffnung es werde, nach Beruhigung der Gemüther, eine Zeit kommen, wo sie sich zu treuer, schuldloser, lebenslänglicher Anhänglichkeit wiederfinden würden. — Mehre male, als Adalbert hierüber mit Marie sprechen wollte, schwand ihm der Muth; endlich glaubte er nicht länger

zögern zu dürfen. Sie hörte ihn schweigend an und sagte endlich, blaß und während ihr große Thränen über die Wangen rollten: Sie haben Recht, Sie sind es sich und Ihrer Gattin schuldig!

IX.

Durch eigene Anlagen und Fleiß, so wie durch Rath und Hülfe ihres Freundes hatte Marie solche Fortschritte gemacht, daß man sie den gebildetsten Frauen beizählen konnte, und gern als Gesellschafterin in das Haus der Gräfin B. aufnahm. Diese galt, und mit Recht, für eine kluge und ehrenwerthe Frau, obgleich sie für die vielen und zahlreichen Gesellschaften, welche zu geben sie durch Reichthum und andere Umstände veranlaßt wurde, natürlich keine strenge Auswahl nur der klügsten und sittlichsten Männer treffen konnte. Doch verließen ganz Unbedeutende bald einen Kreis, wo man mindestens eine gewisse Leichtigkeit und Gewandtheit des Umganges verlangte. Diese Leichten und Gewandten nun fanden Marien doppelt anziehend, weil ihr Scherz und ihr Ernst, ihr Schweigen und ihre Beredsamkeit so sehr von dem abwich, was ihnen Gebrauch und Mode des Tages täglich darboten.

Unterdeß begann auch Adalbert seine neue Laufbahn mit festem Muthe. Er suchte durch angestrengte Beschäftigung aller andern Gedanken und Gefühle Herr zu werden, und stärkte sich in seinem Beginnen durch das Zeugniß: sein Kampf sei ein edler, nothwendiger, und er handele den höchsten Grundsätzen der Sittlichkeit gemäß. Wenn er aber auch diese Ueberzeugung mit dem ganzen Gewicht, welche ernste Philosophie ihr giebt, in die Wagschale legte, so füllte sich doch hiedurch auf keine Weise die große schmerzliche Lücke, welche Mariens Entfernung in seinem Kopfe und Herzen erzeugt hatte, und er gerieth in die peinliche Untersuchung, ob ihn noch heimliche Liebe zum Unrechten beherrsche, oder die ihn leitenden Grundsätze nicht die höchsten seien? Verließ er deshalb diesen Boden, wandte er sich in religiöser Demuth an Gott, so lösete sich Alles, was er als fest und gewiß hinstellte um seine Beichte daran zu knüpfen, seine Schuld anzuerkennen, seine Lossprechung zu erflehen, allmälig auf, es verflüchtigte sich und ganz verschiedene Gestalten, Gedanken, Gefühle, Hoffnungen, Ereignisse stiegen in seinem Geiste auf und nieder. Eine andere Wahrheit und Schönheit, eine andere Weisheit und Liebe, schien sich aus diesem Chaos gebären zu wollen: in dem Augenblick aber wo er sie, dem Strahle folgend, zu ergreifen trachtete, schwanden seine Kräfte, und er sah sich in die Gegend seines Ausgangs zurückgeworfen. Wo hier der rechte Weg, wo der

Irrweg sei, darüber konnte er zuletzt gar nicht mehr forschen, weil er ringsum nur eine und dieselbe Wüste sah.

Ein ganz äußeres Mittel sollte endlich, nach dem Vorschlage des Arztes, Adalberts Melancholie vertreiben, eine Reise nach Italien ward beschlossen, und ihr Antritt auf alle Weise beschleunigt. Nur darüber konnte er mit sich nicht einig werden, ob er Marien, die er seither streng vermieden hatte, vorher noch einmal sehen sollte, oder nicht. Mehrere male war er schon auf dem Wege, und immer kehrte er aus Furcht um, es dürfte Liebe und Wehmuth sie von Neuem, und zu stark angreifen.

Eines Morgens ging er so früh vor die Stadt hinaus, um ein auf die Reise bezügliches Geschäft abzumachen, daß er noch keinen fand und gebeten ward, er möge in einer halben Stunde wiederkommen. Da der Rückweg in die Stadt zu weit erschien, wandte Adalbert seine Schritte zu einem großen Garten, der, bei aller Schönheit, nur wenig, und am wenigsten in dieser Stunde besucht ward. Die Einsamkeit erhöhte seine Wehmuth, und er versank in Gedanken, bis ihm, wie es wohl zu gehen pflegt, alle Gedanken schwanden. In diesem Augenblicke schritt, auf einem Seitenwege kommend, eine weibliche Gestalt rasch vorüber und Adalbert glaubte, so entfernt sie auch von ihm war, Marien zu erkennen. Schmerzlich mußte er lächeln, denn seit seiner Trennung von ihr hatte er sich wohl schon hundertmal auf ähnliche Weise getäuscht. Und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, ruhig seinen Weg fortzusetzen, sondern eilte mit ängstlicher Vorsicht der Unbekannten nach, bis er von einem einsamen Platze her Stimmen zu vernehmen glaubte. Leiser schlich er hinzu, bog langsam die Zweige auseinander und sah Marie, seine Marie, Hand in Hand sitzend mit einem Offizier, dem Baron E. Ob er die Zweige mit Geräusch fahren ließ, ob er aufschrie, ob er bemerkt ward, wußte er nicht; ihm war als sei sein Herz mit einem zweischneidigen Schwerte durchstoßen worden, kaum konnte er, zitternd und schwankend, seine Wohnung erreichen. Er nahm ein Blatt, schrieb darauf mit unsicherer Hand: „o Marie, Marie!“ schickte es ihr durch einen Unbekannten, und verschloß sich dann, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, in seine Stube. Hier saß er, von Liebe, Eifersucht und Schmerzen aller Art gequält, bis zur Dämmerung; da drückte jemand leise die Klinke seiner Thür nieder, und als er abndungsvoll öffnete, trat Marie herein. Nach einigem Schweigen sagte sie: dies Blatt ist von Dir, und die unsichern oder verstellten Züge Deiner Schrift haben mich, gleichwie der wiederholte, schmerzliche Ausruf, gegen Abrede und Verlaß zu Dir hieher getrieben. Was willst Du von

mir? — Und das fragst Du, rief Adalbert, das sagt Dir Dein Herz nicht? — Mein Herz, antwortete Marie ruhig (das war unsere Abrede), sollte ewig schweigen, stumm gegen Dich sein und bleiben. Ich habe, Gott weiß unter welchen Qualen, mein Wort gehalten. — Gegen die Qual, antwortete Adalbert, hat sich bald ein Trost gefunden: wer die Morgenstunden so gut zu benutzen weiß, dem kann die Heiterkeit für den ganzen Tag nicht fehlen! — So habe ich mich nicht getäuscht, sagte Marie, als ich Dich heute im großen Garten zu sehen und zu hören glaubte. Wärest Du nicht so schnell davon geeilt, ich hätte Dir meinen Bräutigam, den Baron G., vorgestellt. — Deinen Bräutigam, rief Adalbert erschreckt aus, so bin ich, so bist Du für immer verloren!

Ich verstehe Dich nicht, antwortete Marie, hast Du mir nicht selbst, und wie oft gesagt: so allein könnte ich nicht durchs Leben gehen, wünschtest Du mir nicht einen Gatten, um Glück und Ruhe zu finden? Warum wirfst Du mir jetzt vor, daß ich Deinen Rath befolgt und einen Bräutigam gefunden habe. Tadele ich Dich doch nicht, daß Du verheirathet bist. — Aber warum diesen, dessen Hauptruhm ist, Mädchen zu verlocken und dann ihrer zu spotten! — Es hat auch seinen Reiz, einen Flattergeist zu fesseln, einen von vielen Bewunderten ganz für sich zu gewinnen. Und besitzt der Baron nicht alles das, was Du oft als Mangel an Dir bezeichnetest und höher anschlugst, als ich. Ich habe mich von Dir belehren lassen: er ist schön, jung, reich, überall gekannt und bewundert, und von meiner Tante und der Gräfin B. an, hat mir bis jetzt noch jeder Glück gewünscht. Du machst die einzige Ausnahme. — Aber, sagte Adalbert bewegt, liebst Du denn den Baron? liebt er Dich? — O des unseligsten aller Worte, rief Marie, des verwirrendsten aller Begriffe! liebte ich nicht Roderich und er mich, und was war es denn, als gerade ein hoffnungsloses Sehnen; darauf liebte ich Dich und Du bildetest Dir ein, mich zu lieben, was ist daraus entstanden als Jammer und Elend? Jetzt schwebe ich freilich in ähnlicher Gefahr, wer aber lebt wahrhaft, der nicht wagt sein mit Leben und Tod zu spielen? — Unglückliche Marie, seufzte Adalbert, wie kommst Du zu solchen Ansichten, nicht einer Braut, sondern einer Verzweifelten! — Keineswegs einer Verzweifelten, antwortete Marie, wenn vielmehr alle Bräute sich recht deutlich vorhielten, daß jede Ehe ein Spiel auf Leben und Tod ist, würden sie gefaßter, sicherer durchs Leben gehen. Roderich liebte mich, so gut er es vermochte, der Baron vielleicht auch so viel als ihm gegeben ist; hier wäre also kein Grund wahren Schmerzes, und ich strebe zu bleiben in einer Art des Gleichgewichts, sofern ich etwa so viel gebe, als empfange. Mein Verhältniß

zu Dir war ein anderes: als Du Dich kalt von mir wandtest, als ich Dich aus meinem Innersten ausreißen sollte, da war Grund zu verzweifeln! Seitdem ist aber mein Herz so blutlos geworden, daß ich am gebrochenen Herzen nicht mehr zu Grunde gehen kann! — Soll ich Dir wiederholen, sagte Adalbert, welche Gründe mich und auch Dich bestimmten? — Wiederhole sie nicht, erwiederte Marie, ich habe sie bei näherer Betrachtung so leer und nüchtern gefunden, daß ich ihrer kaum gedenken mag. Die Hindernisse lagen nicht in mir oder Deiner Frau, sie lagen in Dir, und Du begrubest gern Deine angebliche Liebe mit Pracht und äußerlichen Ceremonien. Hatte ich denn dem Leibesmonopol, was in der Ehe oft als die einzige Liebesbürgschaft gilt, irgend Eintrag gethan? Doch fühlte ich allerdings, daß ich aus einem meiner Küsse, wohl hundert kalte glatte Silberlinge hätte prägen können, womit so Viele ihre Herzensschulden bezahlen und wechselseitig ausgleichen. Und nun die Anhänglichkeit, die rückständlose Hingebung meines Geistes, wem that sie denn Eintrag, warum mußte sie wie Unkraut aus Deinem angeblichen Paradiese hinausgeworfen werden. Wenn ich mich durch Dich neu belebt, wiedergeboren fühlte, war dann Dein Geist so überreich daß von mir aus gar keine Rückwirkung stattfinden konnte, und mußte ich mich nicht an die Aermeren wenden, wenn die Reichen mich verschmähten? So schöpfe ich unermüdlich bei Tage und bei Nacht aus dem Borne meines Inneren, und obgleich ich fühle daß er, ohne Zufluß, auf diese Weise erschöpft werden kann, ja muß, so erkenne ich eben darin mit ruhiger Besonnenheit mein Schicksal, welchem entfliehen zu wollen, zugleich thöricht und unwürdig ist. Vielleicht lerne ich, gleich wie Du, mich heiter und ohne Künstelei mit der Hälfte dessen begnügen, was ich einst anmaßlich ganz in Anspruch nahm!

Als Marie hierauf schwieg, war Adalbert lange außer Stande vor grenzenlosem Schmerze Worte zu finden. Endlich sagte er: geliebteste Marie, wie gern trüge ich alle Deine Vorwürfe, sähe ich nur, daß daraus für Dich irgend ein Vortheil hervorginge. Vielleicht hätten sich die Sorgen und Bedenken, die ich in unserem Verhältnisse sah, noch auf eine andere Weise heben lassen; daß ich aber keine Trennung, sondern nur eine ruhigere, dauernde Wiedervereinigung bezweckte, sollte für Dich keinen Zweifel haben. Wie konnte ich aber diese Wendung voraussehen, wie soll jemals der gemüthlose Leichtsinn des Barons milde versöhnend zwischen uns auftreten und zwei Familien zu einer vereinigen. Bisweilen dachte ich mir, oder träumte doch von einer höheren, allgemeineren Vereinigung liebender Seelen, wo das Freien und sich Freien lassen nicht stattfinde, oder doch nur der Durchgangspunkt für den

Gewinn höherer Freiheit und Innigkeit sei; aber mit so irdischen Elementen läßt sich Himmlisches nicht auferbauen. Daher ergriff mich heute der tiefste Zorn und Schmerz, als ich Dich Hand in Hand mit dem Zerstörer meines, Deines Glücks so zufrieden, oder bedeutungslos sitzen sah. — Das war Eifersucht, sagte Marie, über die Du Dich erhaben wähntest, und ehemals würde ich darin einen Beweis Deiner Liebe gesehen haben. Ehemals, wo auch ich eifersüchtig war auf Deine Frau, ja in Augenblicken sie hassen und verachten konnte, da sie meiner Meinung nach Dich nicht liebte, weil sie nicht eifersüchtig zu sein schien. Das sind jetzt für mich abgethane Irrthümer. Jede Eifersucht ist nur ein Beweis ärmlichen Hochmuthes, hochmüthiger Armuth. Deine Gattin war in ihrer edelen Ruhe reicher als wir leidenschaftlich Bewegten: denn nicht der ist reich, welcher mühsam außer sich die Liebe sucht, sondern der sie in sich trägt und heilig bewahrt, oder freigebig spendet. Tiefsinniger als mancher Nachsprechende wähnt, sagt der Dichter: „wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an." Bin ich denn so arm geworden, daß ich mir nicht einen Bräutigam erschaffen könnte, so macht- und kraftlos, daß alle Schätze des Geistes und Herzens, die von Dir auf mich übergegangen, mein eigenstes Eigenthum geworden sind, mir durch ein kaltes, dürftiges Wort Deiner bloßen Willkür entrissen werden könnten? Du bist Deiner selbst nicht so gewiß, als ich Deiner gewiß bin. Nicht darauf kommt es an, was der geliebte Gegenstand an sich ist, sondern wie ich ihn sehe, begreife, bilde, verwandele, mir aneigne: nur auf diese Weise erklärt sich natürlich und genügend, wie das Edelste verschmäht, das Geringe mit Begeisterung gepriesen werden kann.

Liebe Marie, sagte jetzt Adalbert, wenn ich auch Deine Ansicht ohne Widerspruch und Berichtigung billigen wollte, so würdest Du doch einräumen müssen, sie finde in der Liebe, der Freundschaft, ja in allen Dingen der Beurtheilung und Aneignung nicht blos für einen, sondern für beide Theile statt. Dann sind zwei reiche Gemüther, die sich finden, doppelt reich, zwei arme doppelt arm, und wenn der Hochbegabte oder Unwürdige seine Schätze vergeudet, so geht er rückwärts und wird zu spät den Irrthum entdecken, der ihn zu Grunde richtet. Möchte dies, geliebteste Freundin, nicht Dein Schicksal sein! — Hättest Du Dich nicht, antwortete Marie, ganz von mir zurückgezogen, hätte ich mich Deines täglichen Umgangs und Raths erfreut, vielleicht wäre manches anders gekommen, vielleicht hätte ich mich falschen Hoffnungen oder falscher Resignation nicht so hingegeben. Jetzt ist der Baron mein Bräutigam; ich kann, ich will nicht umkehren, und ginge es auch statt zum Traualtar — zum Grabe. — Adalbert schwieg und stützte sein

Haupt mit beiden Händen, um ſeine Thränen zu verbergen. Nach einer Weile trat Marie zu ihm und ſagte, indem ſie ihre Hand auf ſeine Stirn legte, mit dem mildeſten Tone: lieber, lieber Freund! Als aber dies ſeine Faſſung eher ganz vernichtete, als herſtellte, erhob ſie ſich und ſprach, ihren Arm gegen ihn ausſtreckend, mit dem herrſchenden Tone tragiſcher Kraft: Adalbert, ſei ein Mann! Wer hat mehr Leiden zu ertragen, Du oder ich? — Als Adalbert, aufblickend, die edle Geſtalt in ſolcher Hoheit vor ſich ſtehen ſah, das Antlitz bleich, die dunkelen Augen unverwandt auf ihn gerichtet, glaubte er eine Viſion aus einer anderen Welt zu ſchauen. Sie reichte ihm endlich ſchweigend die Hand und verließ ſein Zimmer.

X.

Je unangenehmer und unzeitiger Adalberten die beſchloſſene Reiſe nach Italien erſchien, deſto mehr trieben ihn ſeine Freunde dazu an, und einer, welcher ihn begleiten wollte, übernahm, da jener ſich um nichts bekümmerte, alle Einrichtungen. Nur daran erinnerte Adalbert mehrere male, daß Tieck's Reiſegedichte eines Kranken nicht ſollten vergeſſen werden. Tirol, das ihn einſt ſo jugendlich friſch angeregt, Trident und Roverede, wo ihn der Süden zuerſt ſo milde angeblickt hatte, erſchienen ihm fremdartiger als bei ſeiner früheren Reiſe; dagegen glaubte er erſt jetzt Venedig ganz zu verſtehen und alle die Leiden mitzufühlen, welche eigene und fremde Schuld, ſowie das Schickſal, das die ganze Erde beherrſcht, über dieſen hinſterbenden, hingeopferten Staat gebracht hatten. Es giebt, ſagte er zu ſeinem Freunde, nur zwei Städte, die einen wahrhaft tragiſchen Eindruck machen, Rom und Venedig. Denn die ganz von der Erde verſchwundenen, wie Babylon, Ninive, Egbatana, haben nur noch ein geiſtiges Daſein durch die Erinnerung; andere, die in Entwickelungen, obgleich krankhafter Art (wie öfters Paris) begriffen ſind, rechnen wir noch zu den Lebendigen; und wo nicht der reiche, große, nothwendige Gang der Weltgeſchichte, ſondern weit mehr Willkür das Steigen und Sinken herbeigeführt hat, wie etwa bei Madrid, gerathen wir eher in eine ärgerliche, verdrießliche, als in eine erhabene, tragiſche Stimmung. — Nur eins, antwortete der Freund, bleibt, ſich immer erneuend, in Rom und Venedig jung und ſchön, Frauen und Mädchen. Die Urbilder, welche jene großen Maler des ſechszehnten Jahrhunderts für die Ewigkeit hingeſtellt haben, ſcheinen von der Staffelei herabgeſtiegen zu ſein und den Lebendigen, ſelbſt lebendig die Hand zu reichen. Du ſcheinſt indeß Deinen ehemaligen

Grundſatz: das Verſtändniß der Kunſt und Natur gehe Hand in Hand, vergeſſen zu haben, und über jene mehr zu brüten, als Dich daran zu erfreuen, dieſe aber ganz zu vergeſſen. — Mir fehlt, antwortete Adalbert, das Geſpräch mißgelaunt abbrechend, dazu ſowohl die Ruhe, als die Begeiſterung.

Sein Lieblingsſpaziergang war die Straße der Sklavonier, den Lagunen entlang, bis zu dem neuangelegten Garten. Als er eines Abends einſam zurückkehrte und durch die Säulen des großen Dogenpalaſtes zur Piazetta einbog, ſchritt, vom hellen Mondſtrahl beleuchtet, ein Mädchen raſch an ihm vorüber, was ihn zu begrüßen und zu winken ſchien. Marie, rief er laut, geliebte Freundin! und das Mädchen winkte, den Lagunen zueilend, noch einmal, er folgte; in dem Augenblicke, als er das Ufer erreichte, verbarg ſich der Mond, die Geſtalt war verſchwunden und er hörte nur ein Geräuſch, als wenn etwas ins Waſſer fällt oder ein Kahn raſch vom Ufer abſtößt. Die angeſtrengteſten, mehrere Tage fortgeſetzten Bemühungen durch Gondeliere, Lohnbediente, Beamte, irgend etwas über die Verſchwundene zu erfahren, blieben ohne Erfolg, und während Adalberts Freund das Ganze für eine bloße Täuſchung erklärte, ſaß er faſt ununterbrochen an dem Fuße der Säule des heiligen Markus, die Wiederkehr der Erſchienen ängſtlich erwartend.

Eines Abends überreichte ihm ſein Freund, der ihn hier gewöhnlich aufſuchte, nicht ohne einige Aengſtlichkeit einen Brief aus der Heimath. Adalbert erkannte beim helleren Lichte des ſüdlichen Vollmondes die Handſchrift ſeiner Frau, öffnete und las:

P., den . . .

Lieber Adalbert! Ich habe Dich in Gedanken auf Deiner Reiſe mit der Hoffnung begleitet, Du werdeſt in der ſchönen Natur Deine Geſundheit und das edele Gleichgewicht des Gemüths wiederfinden, welches Dich vor Vielen ſo ſehr auszeichnete. Könnte ich Dir nur aus der Heimath erfreuliche Nachrichten mittheilen; indeß iſt es beſſer, Du erfahrſt das Bittere von mir, als von andern minder Unterrichteten, oder minder Wohlwollenden.

Am Tage nach Deiner Abreiſe kam Mariens Tante zu mir, mehr wohl unter dem Vorwande, Abſchied zu nehmen, als weil ſie P. wirklich ſchon mit ihrer Nichte verlaſſen wollte. Meinen Glückwunſch zur Verheirathung Mariens nahm ſie ängſtlich auf, und erwähnte mit noch größerer Vorſicht, wie ſehr dieſe Dich liebe, Deine Entfernung ſie ſchmerze u. ſ. w. Ich antwortete hierauf ſo deutlich, daß die Tante einſehen mußte, mir ſei Alles beſſer bekannt als ſie, Marie, und Du

wohl glaubteſt. Hierdurch ermuthigt, fuhr ſie fort: Auch ich hielt die einſtweilige Trennung Mariens von Ihrem Gemahle für nothwendig, und die Aufnahme in das Haus der Gräfin B. für ein Glück. Hier lernte ſie Baron L. kennen und faßte zu ihr eine ſolche Zuneigung, daß er endlich um ihre Hand anhielt. Von ſeinem Leichtſinne wußte Mancher zu erzählen, ſonſt aber ließ ſich nichts Nachtheiliges von ihm erweiſen und die Gräfin hoffte, gleich mir, eine ſo ſtarke Natur, wie die Mariens werde ihn feſtzuhalten und zu leiten wiſſen. — Daß Mariens Zuneigung nicht den Charakter ihrer früheren Liebe zu Rudolph und zu Ihrem Gemahl annahm, hielt ich für natürlich und angemeſſen; doch ſchien ſie nicht unempfindlich gegen ſeine Schönheit, ſeinen Reichthum und manche Lebensausſicht, die ſich daran knüpfen ließ. Die Urtheile über ihre bevorſtehende Heirath lauteten natürlich ſehr verſchieden und während Einige ſagten: der Baron verdiene ein ſo treffliches Mädchen nicht, wiederholten Andere den alten, ſchlechten Witz und erklärten beide für ebenbürtig, da ſein Vater General und ihrer Korporal geweſen ſei. Durch Friederiken ward ihr manches hievon bekannt und ſie nahm es nicht mit der überlegenen Sicherheit auf, die ſie ſonſt gern feſtzuhalten pflegte. Seit Ihres Gemahls Abreiſe iſt ſie nun aber in einen Zuſtand gerathen, deſſen hohe Leidenſchaftlichkeit ſich gar nicht verkennen läßt.

So weit war die Tante in ihrer Erzählung gekommen, als Friederike eintrat und ſie aufforderte, ſchleunigſt heimzukehren, weil Marie einen Brief von dem Baron erhalten habe, der ſie ganz außer ſich bringe. Ich begleitete beide, wir fanden Marie in unbeſchreiblicher Aufregung, der Brief lautete:

Meine werthe ſte Demoiſelle! Ich habe leichtſinnig gelebt und dafür vielleicht nur die Entſchuldigung, daß ich mich wenigſtens nicht für beſſer ausgab, als ich war. Ihre Bekanntſchaft brachte mich dahin, auf den Rath älterer Freunde zu achten, die da verlangten, ich ſollte (wie man ſagt) ein ordentlicher Menſch und verſtändiger Hausvater werden. Daß ich Ihnen ſtatt einer erſten Liebe nur allerhand andere Dinge bieten konnte, wußten Sie; auch hörte ich, daß Sie ebenfalls mit Herzensangelegenheiten nicht ganz unbekannt wären, hielt mich indeß für liebenswürdig genug, einen verſtorbenen Bräutigam leicht in völlige Vergeſſenheit zu bringen. Auf lebende Nebenbuhler war ich dagegen nicht gefaßt und mußte bei meinen Erfahrungen augenblicklich einſehen, daß ein unbekanntes Mannsgeſicht Sie im großen Garten nicht ſo ganz außer Faſſung gebracht haben würde, bloß weil es Sie und Ihren Bräutigam auf einer Bank ſitzen geſehen! Sie werden meine weitere Neugier

natürlich finden, und billigen, daß ich nach deren hinreichender Befriedigung, den Wünschen meiner Verwandten gemäß, alle Verhältnisse zu Ihnen abbreche, und dies Land verlasse, um Sie der Verlegenheit zu überheben, mir über die Abendbesuche Rechenschaft abzulegen, mit denen Sie verheirathete Männer beglücken.

Nachdem Marie den ganzen Hergang aufgeklärt hatte, suchten wir sie durch alle nur denkbaren Trostgründe zu beruhigen, und die Trennung von dem Baron als ein Glück darzustellen. — Glaubt Ihr denn, fiel sie ein, daß dieser Verlust der größte, daß allein von ihm die Rede ist? Zum dritten male im Leben ist mir Geist und Herz so auseinander und in Stücke gebrochen, daß die Scherben, nicht einmal einer tönenden Schelle vergleichbar, wild zerstreut umherliegen! Wer kann dies wieder zusammensetzen, ausheilen und den Sang und Klang hineinbringen, der in dieser Welt allein verlangt, gehört und geschätzt wird? — Wir brachten Marien zu Bett und schieden alle in der Hoffnung von ihr, der heftigste Anfall des Schmerzes sei vorüber, und die Zeit werde Linderung gewähren.

P., den . . .

Mein theurer Adalbert! Wie sehr haben wir uns getäuscht! In der Nacht, dies hörte die lauschende Tante, stand Marie wieder auf, ging unruhig in der Stube umher und rief abwechselnd Deinen Namen, und dann: o Marie, o Marie! Des folgenden Tages ließ sie sich nicht sehen, und verließ erst Abends das Haus unter dem Vorwande sich durch einen Spaziergang zu zerstreuen und dann eine Freundin zu besuchen. Friederike eilte, diese von den Verhältnissen zu benachrichtigen, wartete aber vergebens auf Marien und fand sie auch nicht zu Hause bei der Tante. In dem Augenblicke, als Anstalten getroffen werden sollten sie aufzusuchen, hörte man ein Geräusch vor der Thüre, mehrere Männer setzten eine verdeckte Trage nieder, und, als man das Tuch abhob, lag auf ihr Marie — aber todt! — Von der Stelle des Ufers bei der Brücke, wo wir so oft beisammensaßen, war sie in den Strom hinabgesprungen. Ein Vorübergehender, welcher das Geräusch vernahm, glaubte erst es stoße ein Fahrzeug vom Ufer ab; dann erblickte er bei halbem Mondschein ihr Gewand und hörte den Ruf der Angst und des Schmerzes. Alle Rettungsmittel kamen zu spät. In einer Kapsel, die an ihrem Halse hing, fand man eine Haarlocke und einen Brief, der nur die Worte enthielt: o Marie, Marie! An dessen Aufschrift hatte man sie erkannt und zu ihrer Tante gebracht.

XI.

Adalberts Freund that alles Mögliche, ihn zu trösten und zu neuer Lebenslust aufzuregen. Es war, sagte er ihm, ja so natürlich, daß Du Mariens herzliche Liebe nicht kalt von Dir stießest, so rechtlich, daß Du Dich von ihr trenntest, so löblich, daß Du sie vor der Verbindung mit einem Unwürdigen warntest. Ihre Persönlichkeit zu ändern stand nicht in Deiner Gewalt, und was der Zufall, den redlichsten Absichten zuwider herbeiführte, darfst Du Dir nicht zur Schuld anrechnen. Für die edelsten, großten Gemüther ist die Liebe eine Dissonanz, welche aus einer höheren Welt in dies niedere Dasein hinabtönt, damit sie nicht vorzeitig hier abschließen, sondern eine ewige, unbezwingliche Sehnsucht nach einer anderen harmonischen Lösung sie ergreife und von dieser Erde hinwegnehme.

Dies Alles, antwortete Adalbert, darf ich gewissermaßen einräumen, aber doch war meine Liebe zu Marien nicht ohne Ueberreizung der Leidenschaft, meine Trennung von ihr mehr erzwungen, als die Folge höherer Reinheit und Kraft, und meine Warnung nicht ohne Beimischung von Eitelkeit und Eifersucht. Ihre Persönlichkeit wollte und sollte ich nicht ändern, ich hoffte nur sie zu entwickeln; aber an diesen Erziehungsversuchen ist sie zu Grunde gegangen und das Werk des Zufalls (wenn wir es so nennen dürfen) ergreift deshalb mit Recht auch mich und zieht mich zu Boden. Weltliche Gerichte können mich freilich nicht verurtheilen, in mir selbst trage ich aber Schuld und Strafe so schwer, daß Selbstmord, wäre er erlaubt, mir als eine Erleichterung erscheinen müßte.

Damit jene allgewaltige Dissonanz der Liebe, von der Du sprichst, nicht die Herzen aller Menschen zersprenge, hat Gott auch in unseren Tagen Naturen geschaffen, welche dieselbe mildern, und erweisen daß zwischen Erde und Himmel kein unbedingter Gegensatz ist, sondern auch hier schon in Liebe und Freundschaft sich ein Wohllaut, eine Harmonie offenbaren kann, die für ein höheres Dasein am besten vorbereitet und erzieht. Diesen Glücklichen, reich und mild Begabten gegenüber, stehen aber allerdings Andere, in deren Innerem unaufhörlich ein Räthsel wiedertönt, das die alte Welt nicht kannte und der Muhamedanismus als bedeutungsloses zur Seite wirft. Für dieses Räthsel, welches Kopf und Herz, Liebe und Haß, bürgerliche Einrichtungen und nationale Vorurtheile, das Edelste und das Verwerflichste geheimnißvoll und wunderbar ineinanderschlingt, werden Dichter und Philosophen viele Lösungen versuchen, vor einer tiefsinnigeren Heiligung der Menschheit aber das rechte Wort nicht finden.

Ich kann diese Lösung und Heilung nicht mehr in der Welt, sondern nur auf einem Wege suchen, den unsere Zeit übereilt ganz allgemein verworfen hat.

Adalbert begab sich, nachdem er die Zustimmung seiner Frau erhalten hatte, für immer zu den Mönchen, welche in dem Kamaldulenser Kloster bei Neapel, trotz der ausgesprochenen Aufhebung, fortlebten.

Theilnehmende Gemüther fanden seinen Entschluß erklärlich und billigten ihn, während die Unliebenswürdigen und Ungeliebten, welche früher am lautesten seine Gemüthszustände und sein Benehmen verdammt hatten, auch durch diese Buße nicht mit ihm versöhnt wurden.

Unabgeſchickte Briefe eines Thoren.

Epiſode eines unvollendeten Romans.

(1852.)

Erſter Brief.

Der Dichter ſagt: „wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an?“ Ich füge hinzu: wenn ich Briefe an Dich ſchreibe, ſie aber nicht abſende, was geht es Dich an?

Wozu aber überhaupt ſchreiben? Wozu derlei Fragen? Da ich ſie ſelber aufwerfe, muß ich ſie jedoch in meiner Einſamkeit auch ſelbſt beantworten. Ich ſchreibe weil ich es nicht laſſen kann. — Sie ſchreiben (höre ich rufen) weil Sie ein Thor ſind. — Iſt es denn unerlaubt, ein Thor zu ſein? Trete ich jemand zu nahe, wenn ich den beſchränkenden, verdunkelnden, erſtickenden Schleier angeblicher Weisheit und Schicklichkeit auf eine Zeit lang abwerfe? Verwende ich nicht mein Papier, meine Feder, meine Tinte, meine Zeit, meine Gedanken? Wenn ich thörichte Gedanken habe, ſo muß ich mich beſtreben ſie los zu werden, Schreiben iſt eine Art von Entäußerung, oder Veräußerung, ohne daß ein Dritter zahlt, — oder angeſteckt wird.

An wen ich ſchreibe? Wer hat danach zu fragen? Ich ſchreibe an irgend jemand, der mich verſtehen würde, wenn er ein Thor wäre, wie ich. Ich bin in keiner Weiſe ſo thöricht dies zu verlangen, ſondern ſpiele Solo auf meine eigene Hand.

Ein jeder, heißt es, muß ſich ſeinen Helden als Vorbild wählen. — Ich habe es nicht unterlaſſen mir Helden auszuwählen; wenn auch nicht als Vorbilder um ein Held zu werden, ſondern um ſie in ihrem edeln, urſprünglichen Glanze zu erkennen und ihnen lebenslang zu dienen.

Sie haben meine Dienste nicht verschmäht. Dies hat mein Leben beglückt und ausgefüllt. Doch lebt der Mensch nicht vom Heldenthum allein, und in den bleibenden Lücken siedelt sich die Sehnsucht an, welche sich zuweilen bis zur Thorheit steigert.

Meine Helden sind todt: sie schweigen und geben mir keine Antwort. An die ich schreibe, sie schweigt auch; schon deshalb weil sie nicht weiß, daß ich an sie schreibe, — vielleicht nicht glaubt, daß ich an sie denke. Sollte ich mich bemühen auch dies zu unterlassen, damit gleich mit gleich ausginge, und Wind und Meeresstille einträte?

Leib und Seele lebt aber nur in der Bewegung, und Sturm ist besser als Fäulniß.

Man sagt: „das rechte höchste Ideal ist nie in der Wirklichkeit anzutreffen, reicht über alle Wirklichkeit hinaus. Je mehr man sich von dieser entfernt, sie zurücksetzt, — desto erhabener werden Gedanken, Gefühle, Begeisterung." Dummheiten, Schwebler, Nebler, Wolkensammler, Flickschneider: Nichts auf Erden findet Gnade vor ihren Augen, Alles wollen sie verändern, verbessern; während sie (nichts begreifend, nichts verehrend) Alles zerstören. Ihre fratzenhaften, zusammengestümperten Mannequins, stehen weit hinter der geringsten Wirklichkeit zurück; und die von den größten Dichtern erschaffenen Personen, erfreuen sich der schärfsten, festesten Wirklichkeit, bis zu welcher sich der Kunst schwächlicher Idealisten nie erheben kann.

Wer jemand nicht zu lieben vermag, wie er ist, der liebt überhaupt gar nicht. Lieben heißt diesen Verbesserern, ringsum schnitzeln und hobeln; sie spannen ihre Geliebten auf das Bett des Prokrustes, und bedienen sie dann mit süßen Redensarten.

Wäre eine Freundin nach euren Rathschlägen verändert, nach euren moralisch ästhetischen Bemerkungen durchcorrigirt; ich würde die Unglückliche nicht wiederkennen, vor ihr erschrecken. Kein Haar ihres Hauptes will ich anders, keinen Blick ihrer Augen, keine Wendung ihres Halses, keinen Ton ihrer Stimme, keinen Ausdruck ihres schönen Antlitzes! Heißt Euch dies thöricht, götzendienerisch; nun gut, so bekenne ich mich zu dieser Thorheit, diesem Götzendienste! Oder ist es nicht besser ein Werk Gottes zu verehren, als ein pädagogisches Stümperwerk ungeschickter Schulmeister?

Ich breche ab, um meine glückseligen Visionen nicht durch die Frage zu stören, warum es nur Visionen sind und warum sich doch zuletzt Alles in dieser Zeitlichkeit ändert und ändern muß.

Zweiter Brief.

Wie fällt wieder ein Dichterspruch ein: „wer Begeisterung recht zu sparen weiß, braucht die ganze nie, und kaum die halbe.“ — Setzt man das Wort Liebe an die Stelle des Wortes Begeisterung, so ist der Satz wohl noch wahrer.

Oder glauben nicht die Menschen, sie seien auf dem Gipfel aller Gefühle, aller Entwickelung angekommen, wenn sie sich verlieben? Und wie bettelhaft wenig echte Liebe gehört dazu, um Jünglinge und Jungfrauen, ja auch alte Männer und alte Frauen, in diese geistige Seekrankheit zu stürzen.

Die bedenkliche, fast überall Schlechtes und Unvollkommenes andeutende Vorsetzsilbe: Ver; sollte warnen und zu tieferer Einsicht führen.

Jeder Narr und jede Närrin kann sich verlieben.

Bei gewissen leiblichen und geistigen Temperaturen ist dieser Zustand fast unvermeidlich; bei eintretendem Temperaturwechsel erlischt das Irrlicht; der Schwulst folgt Kälte, und wo nicht Haß, doch Langeweile.

In jedem Verlieben liegt ein Irrthum, eine Ueberschätzung, welche nur zu leicht in das Gegentheil umschlägt.

Die angeblich Scharfsinnigsten sagen: nur durch dies auf und ab kommt man zur richtigen Mitte; sie haben ihr Vergnügen daran zu sehen, wie die Verliebten abwechselnd in russische und Eisbäder springen; und darauf folgende negative Ermattung und Gleichgültigkeit, gilt für Lebensweisheit. Je früher jemand zusammengetrocknet und verholzt dabei anlange, — desto besser! Wie viele edle Gemüther gehen zu Grunde, weil sie die Goldbarre echter Liebe, in werthlose Scheidemünze ordinärer Verliebtheit umsetzen, oder austauschen. Ich habe mit tiefster Wehmuth oft gesehen, wie die bewundernswerthesten Knospen, von diesem Mehlthau befallen, vor der Blüthe dahinstarben. Der angebliche Sonnenblick des Daseins ertödtete, statt zu entwickeln.

Das Alltägliche verträgt am Besten jegliches Tages Lust und Last, es bleibt fern von beheren Freuden und tieferen Leiden.

Heirathen, heirathen wird von Quacksalbern beiderlei Geschlechts als Universalmedizin angepriesen. Wer dadurch geheilt wird, war nicht krank. Gottlob, wenn Viele so ihre Gesundheit nachweisen und bewähren. Beruht die Heirath auf Verliebtheit, so entsteht daraus gewöhnlich eine lange Krankheitsgeschichte. Wahrlich ein dürftiger Liebesbeweis,

wenn er durch Heirathen nach allen Richtungen erschöpft wird. Pauluslehre hat mit dieser nichts gemein.

Für gewisse Tugenden schreibt Aristoteles ein mittleres Maß vor, nicht aber für die höchsten der Erkenntniß. Man sollte glauben auch die Liebe bedürfe keiner begrenzenden Zaunpfähle: dieser Meinung sind aber nicht die Zionswächterinnen. Sie vergeben eher Spott, Tadel, Lüge, Verleumdung: als eine Liebe die nicht nach ihrem Maße zugeschnitten ist.

Lieben ist mehr als geliebt werden, und wer recht liebt, liebt eigentlich nie unglücklich. Auch die Geliebte, welche mir nichts geben will, spendet mir überreichlich. Ich sehe, höre, bewundere sie, wenn ich den Saum ihres Kleides, die Spitze ihres Fingers berühre, so habe ich mehr empfangen, bin reicher geworden, als wenn sie einem Unempfindlichen, ich weiß nicht wie viel bietet. Trifft mich (ohne daß sie meiner gedenkt) ein Blick ihrer Augen, so sprossen Gedanken und Gefühle aus meinem Innern in Ueberzahl hervor, und das scheinbar Kleinste, Nichtige wird mächtiger, fruchtbringender, als das Größte wenn es auf harten, steinigen Boden fällt.

Dies Paradies unerschöpflicher Freuden habe ich mir nicht errungen um Nichts und wieder Nichts: sondern durch Kämpfe der bittersten Art, durch Thränen und Nachtwachen, durch Verzweifeln an mir und vielem Geliebten.

Wer nichts darbietet und nichts darzubieten hat, lebt gelassen von einem Tage zum anderen, oder glaubt höchstens durch Austausch von Nichts gegen Nichts (zwei leere Herzen) ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Wer da meint echtes Gold darzubieten und es wird als unecht, als plattirte Waare verschmäht und zurückgewiesen, muß zu der Erkenntniß durchdringen, daß er sich irrte, oder die, welche seine Gabe nicht mochte. Beide Ergebnisse sind gleich bitter und die Gefahr nahe, in Menschenhaß und Verachtung ein schützendes Schild zur Selbsterhaltung zu finden.

Es ist keine Kunst zu lieben, wenn man geliebt wird. Wer aber nie ein Echo seines Kopfes und Herzens vernimmt, wer zu der festen, wohlbegründeten Ueberzeugung kam, er sei in seinem ganzen Leben nie wahrhaft geliebt worden, wer durch dies furchtbarste, entsetzlichste Fegefeuer unzerstört hindurch kommt, es überdauert, — der ist feuerfest, unzerstörbar, und was die Welt Thorheit nennt, ist für ihn die einzige, wahre Weisheit.

So kann ich maßlos, grenzenlos lieben, so wäre ich glücklich für die Geliebte (die es nicht ahndet) mich freudig zu opfern. Sie weiß

es nicht daß sie Lebenskräfte in mir erschafft, fühlt, denkt; und mit Freudenthränen der Wehmuth kann ich wiederholen: wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an!

Dritter Brief.

Wer kennt nicht die schönen Worte der Prinzessin in Göthe's Tasso:

Wenn's Männer gäbe die ein weiblich Herz zu schätzen wüßten u. s. w.
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen konnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft u. s. w.

Läßt sich denn aber dieser Satz nicht mit gleichem Rechte umkehren: wenn's Frauen gäbe die ein männlich Herz zu schätzen wußten u. s. w.

Jetzt steht das Ende der Welt eigentlich so, daß die Liebesperiode auf die Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit beschränkt, für die übrige Lebenszeit aber nur der Butterfrauentrab conventioneller Höflichkeitsformen erlaubt wird. Wer, nachdem sich das erste graue Haar auf seinem Kopfe zeigt, noch Freude hat an der Schönheit, noch Gefühl für Offenbarungen jugendlichen Geistes, noch treue Begeisterung für alt gewordene Freundinnen, der heißt ein Thor, und zu dieser Thorheit bekenne ich mich wiederholt.

Meine Thorheit geht aber noch viel weiter. Es genügt mir nicht, was der Dichter von den Tulpen sagt: „im Beete vermischt sieht euch das Auge mit Lust." Sondern ich fühle eine nähere Wahlverwandtschaft zu einer Blume; sie wird Gegenstand meiner Gedanken, ich rede mit ihr, sie antwortet, ich führe mit ihr nicht einen Roman auf (das wäre zu gering, und vergänglich); vielmehr wird das Zeitliche zum Ewigen, das Schöne zum Unvergänglichen, und Blüthen und Früchte, Freude und schmerzliche Wehmuth, regnen wie vom Himmel herab, auf den, welcher wagte Kopf und Herz noch nicht auf Befehl eines alten Taufzeugnisses zu mumifiren.

In der Wirklichkeit hat es gar keine Gefahr daß ein junges weibliches Herz ein altes männliches Herz zu schätzen wüßte; denn Heirathen beweisen hiefur wenig, oder gar nichts. Wohl aber zeigen sich auf diesem Wege zwei Gefahren anderer Art: entweder, daß das junge Mädchen ein Vergnügen daran findet, den bejahrteren Verehrer zum Besten zu haben; oder daß dieser im verkehrten Vertrauen auf seine Liebenswürdigkeit sich selbst etwas weiß macht.

Unter den herrlichen Sonetten Bürgers hat keines einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als das welches mit den Worten schließt: „Herz, ich wollte, du auch würdest alt.“ Das Land kalter Gleichgültigkeit, worin so viele allgemach wie in einem Eldorado einher spazieren, war bisweilen das Ziel meiner Wünsche; nie aber habe ich es erreicht, oder betreten, weder in Hinsicht auf Kunst, noch Wissenschaft, noch Politik, noch Religion, noch Frauen und Mädchen.

Nicht schön zu sein, ist meist ein sehr geringer Mangel, oder Verlust; das Schöne nicht zu erkennen hingegen eine wesentliche Lücke in der Lebensentwickelung. Wer in dem Schönen nicht eine herrliche Offenbarung des Göttlichen sieht, dem fehlt der rechte Standpunkt für die Beurtheilung, das rechte Maß für Werth und Würdigung.

Aber auch dieser sonnenhellen Lichtseite, steht eine sehr dunkele Nachtseite gegenüber, in welche man nur zu leicht hineingerathen kann. Unsere Sitten verbieten, daß sich das Schöne ganz unverhüllt zeige; oder wo dies geschieht liegt der Schmutz der Unsittlichkeit sehr nahe; — wenigstens bei den Lebendigen, wenn auch nicht bei den Kunstwerken. Offenbart sich im Lebendigen neben der Schönheit nicht der Geist, so wird sie sehr bald langweilig und bedeutungslos. Der reiche Geist bedarf des Trägers und Fürsprechers der Schönheit nicht, er überflügelt allen Materialismus. Ein Herz, welches am Geistigen festhält, braucht nicht alt zu werden, wird nicht alt; junge Herzen welche nur leiblich leben, können dem Alter nicht entgehen, sie haben sich der vergänglichen Zeitlichkeit hingegeben und geopfert. Sie haben ihren Lohn dahin; die Vergangenheit ist verblaßt, es giebt für sie keine Gegenwart und Zukunft.

Vierter Brief.

Die Talvi sagt in ihrem sehr lebenswürdigen Romane Heloise (S. 62): „die Liebe ist ein Gefühl so despotischer Art, daß sie Ansprüche auf das ganze ungetheilte Herz macht.“ — Eine unleugbare Thatsache, aber eine nur zu oft unbillige Forderung. Es scheint zwar sehr natürlich daß der welcher Alles darbietet, auch Alles fordert; aber dies doppelte Alles, ist ja fast niemals gleich viel, sondern das Eine oft wesentlich mehr, als das Andere, und hinter dem scheinbaren Edelmuthe und der Hingebung ein wucherliches Geschäft versteckt. Oder wäre es nicht das Höchste von Eigennutz und Anmaßung, wenn sich ein halb närrischer Geck einem edelen Mädchen zu Füßen wirft, und verlangt, daß sie ihn dafür kurzweg heirathen solle?

Es heißt: in jener Welt wird nicht gefreit. Man kann sich die alsdann eintretenden Zustände und Verhältnisse nicht leicht verdeutlichen; wohl aber liegt in jenem Ausspruche eine tiefsinnige Hinweisung auf die edelste, heiligste Liebe, welche nicht in ungemessener Leidenschaft despotisch auf handgreiflichen Besitz dringt. Das Entsagen ist oft mit innigerer Liebe verbunden, als das Besitzergreifen, und Kants Behauptung: daß die rechte Erkenntniß und Würdigung des Schönen frei sein müsse von eigennützigem Interesse, hat ihren guten Grund. Zuletzt giebt die rechte Liebe immer mehr, als sie empfängt; lieben ist nicht ein gegenseitiges Addiren, oder Subtrahiren.

Ich glaube nicht daß im Palaste der Wahrheit *weniger*, ich glaube daß *mehr* Liebe zum Vorschein kommen würde; denn der Mensch verbirgt eher seine Liebe, als Abneigung und Haß. Wie viel edele Mädchen leiden an jenem Geheimniß ihrer Herzen. Der Keim einer Neigung wird in der Stille ausgebildet, die Hoffnung treibt Blüthen und Früchte aller Art hervor, ein glückliches, glanzreiches Leben steht in bestimmten Umrissen vor Augen; plötzlich verschwindet das schöne Traumbild, der Vergötterte wird erfunden als ein gewöhnlicher Mensch, oder er bleibt ganz gleichgültig, oder er reicht gar seine Hand einer anderen.

Soll man verzweifeln weil nicht alle Blüthenträume reifen? Eine edle Natur weiß sich zu fassen und die schnellste Heilung tritt ein, wenn das verwundete Herz sich vertrauensvoll eröffnet, und durch Mittheilung und Theilnahme stärkt. Aber wie oft höhlen sich verletzte Gemüther in ihrer Einsamkeit ganz aus, wie oft halten sie jedes ausgesprochene Wort für Entheiligung, wie oft verzweifeln sie an der Möglichkeit eines Mitgefühls.

Es giebt in dem Leben liebenswürdiger, edler Mädchen Pausen, wo ihr Herz zwar nicht abgestorben, aber kein erheblicher Verehrer zur Hand ist. In solchen Zwischenräumen beginnt die gute Zeit für Remplaçants, Surrogate, Doublüren. Es ist keine Hypothese, sondern eine Wahrheit daß ein solcher (meinetwegen alter) Ersatzmann zuweilen weit mehr wahre Zuneigung, mehr echte Erkenntniß des Werthes besitzt, als alle früheren und späteren Verehrer. Es ist zwar bitter aber ganz natürlich und nicht zu rügen, daß er beseitigt und auf den Altentheil gesetzt wird, sobald ein neuer Stern aufgeht.

Frauen bedürfen mehr und öfter einen Beichtvater als Männer; ich denke aber oft mit freudiger Wehmuth an die Jahre zurück, wo meine älteste, verstorbene Schwester meine volle Beichte anhörte. Sie gab mir nicht leichtsinnig die Lossprechung, aber sie liebte und verstand

mich, wo Andere mich nicht verſtanden und mißdeuteten. Jetzt beichte ich auch, aber wie im luftleeren Raume; das Echo fehlt.

Fünfter Brief.

Faſt alle Anſichten der Mädchen und Frauen über die Liebe, beruhen jetzt auf Romanen und ſind daraus hergenommen. Die meiſten wünſchen ſich in der Stille eine ſolche romanhafte Liebe, ſie geſtehen nur einer ſolchen den höchſten Werth zu.

Dies giebt ſehr viel zu bedenken. Zuvörderſt werden demgemäß die meiſten Menſchen, insbeſondere die niederen Klaſſen von der angeblich echteſten Liebe ausgeſchloſſen; denn nicht blos die Neigung, ſondern auch die Möglichkeit fehlt ihnen, die gerühmten Katzenſprünge und Courbetten romanhafter Leidenſchaften nach — oder mitzumachen.

Aehnlicherweiſe könnte die vornehme Welt das Monopol der Religion in Anſpruch nehmen, weil ſie meiſt ſich allein mit den Kunſtſtücken und Spitzfindigkeiten leidenſchaftlicher Theologen befaßt.

Im geſunden Zuſtande zeigen ſich derlei Krankheitsſymptome nicht; der Geſunde braucht ſolche Reizmittel und Schönpfläſterchen nicht.

Von zehn leſenden Frauen und Mädchen, nehmen kaum zwei, drei, andere Bücher als Romane in die Hand: eine geiſtige Diät ſo heilſam, als wenn man lauter Creme, Zuckergebackenes und Paiſers eſſen wollte.

In verſchiedenen Zeiträumen haben die beliebteſten Romane die verſchiedenſten, ja ganz entgegengeſetzte Richtungen, und das Credo für die geprieſenſte Liebe wechſelt mit dem Winde, welcher gerade an der litterariſchen Tagesordnung, welcher Mode iſt.

Die Großmutter weinte mit Siegwart, die Tochter freute ſich der frühen Kinderliebe Lafontaines, oder ſchwärmte mit Jean Pauls Vianen; die Enkelin befindet ſich ganz wohl in der Geſellſchaft der Ritter vom Geiſte. Die Großmutter nennt die Romane der Neuzeit ſkandalös; die Enkelin jene Romane der Altzeit langweilig und abgeſchmackt. In allen dieſen und ähnlichen Urtheilen findet ſich ein Element des Irrthums und der Wahrheit. So gab es z. B. eine mattherzige, ängſtelnde, gedankenleere Sentimentalität; und nachdem die Bewunderung für die Kraft der Darſtellung im Werther abgenommen hat, fühlt die heutige Jugend beſtimmter heraus, wo es dem kränklichen, ſchwächlichen Helden fehlt.

Es giebt aber auch eine edle Sentimentalität, auf welche kalte, vertrocknete Gemüther sehr mit Unrecht hinabsehen; es giebt Thränen zarten Mitgefühls, welche mehr werth sind, als kaum halb witziger Spott. Sonderbar: die aufrichtigen Offenbarungen edeler Herzen werden verkannt, verschmäht (und schon deshalb widernatürlich und peinlich unterdrückt); während man bewundert wenn künstlich überreizte, von Natur bewegungslose Naturen, zappeln wie galvanisirte Froschkeulen.

Einst sollte jede Liebe butterweich sein, und den Romanheldinnen fehlte alle Festigkeit an Leib und Seele; jetzt sind viele hart, herbe, ungeschlacht, eckig. Sonst langweilte man mit endlosen, und zugleich kraftlosen tugendlichen Redensarten, moralische Wassersuppen galten für die beste Speise; jetzt muß Alles mit Cayennepfeffer und Knoblauch gewürzt sein, wenn es Aufmerksamkeit und Beifall gewinnen soll.

Man findet es nicht ohne Grund widerwärtig alte Romane zu lesen, weil darin viel gebort und geprügelt wird und Bauermädchen von sonst löblichen Männern in Wochen kommen; warum läßt man es sich aber gefallen, daß dies jetzt in Romanen, Fürstinnen und Hofdamen von Männern wiederfährt, welche beiläufig falsche Wechsel machen?

Schon Aristoteles wußte daß kein ganz tadelloser Mann, Lessing daß kein vollkommener Christ zum tragischen Helden passe; dasselbe kann man von dem Helden eines Romans behaupten. Hieraus folgt aber nicht daß man aus lauter Lumpenkerlen, und abgeschmackten, oder anbrüchigen Frauen ein Kunstwerk auferbauen kann, und eine schlechte Gesellschaft eben deshalb schon eine poetische sei.

Wenn Göthe sagt: der Held eines Romans müsse eine retardirende Person sein, so ergiebt seine eigene Praxis daß dies retardiren hauptsächlich aus Schwäche und Nichthandeln entsteht; ja Abgeneigte könnten den Beweis versuchen, in seinen Werken trete kaum ein wahrhaft kräftiger Mann und entschiedener Charakter auf: Meister, Eduard, Werther, Clavigo, Faust, Tasso u. A.

Im Vergleiche mit Achill und Agamemnon gehört der fromme Aeneas auch schon zu den schwächlichen Charakteren.

Sechster Brief.

Ich habe mich in diesen beichtenden, unbenannten Briefen meiner Thorheiten entledigen und über das conventionell vorgeschriebene Maß hinausgehen wollen. Statt dessen bin ich in eine ganz gewöhnliche, scheinbar vernünftige Rederei hineingerathen. Wenn sie dessenungeachtet

nicht Wenigen mißfällt, dann wohl noch mehr die Folgerungen, welche sich daran reihen lassen.

Da zuvörderst seit ein, zwei Jahrhunderten das Leben in den höheren Ständen sehr oft Abbild und Wiederschein des in den Romanen Vorgestellten war, so ist gewiß keine Form dieser Liebe eine unbedingte, allgemein gultige, schlechthin zu empfehlende. Sie trägt vielmehr neben einem unvergänglichen, unverwüstlichen Bestandtheile, auch des Zeitlichen, Vergänglichen, Modischen, Verkehrten gar viel an sich. Welche relative Vorzüge jede dieser zeitlichen Formen und Richtungen besitze, wie sie auf Sitte und Unsitte, auf Glück und Unglück wirken, ist keine leichte Untersuchung; zunächst erscheint es natürlich daß jeder die verzieht, auf welche er sich eingeübt hat.

Selbst die fast allgemein ausgesprochene Behauptung, „die neue Zeit stehe der alten voran," gilt zunächst nur für die bürgerliche Stellung der Frauen im Allgemeinen; sie reicht nicht aus Vorzüge der einzelnen Charaktere, wie sie Dichter schildern, zu begründen.

Penelope, Andromache, Antigone, Hekuba, Polyxena, Makaria, Iphigenia u. A. können vollgewichtig den edlen Frauen und Jungfrauen späterer Zeiten gegenüber gestellt werden; oder wer wird Perikles und Aspasia nicht höher stellen, als etwa Ludwig XIV. und die Maintenen.

Allerdings hat das Christenthum, sowie auf alle Verhältnisse, so auch auf die hier besprochenen, mächtig und heilsam eingewirkt; die Einseitigkeiten einer unduldsamen Dogmatik haben aber auch oft zarte Bande gestört, ja in verdammlicher Weise gelöset.

Daß sich die Liebe aller Sinnlichkeit ganz entäußere, ist unmöglich: man muß den Gegenstand der Zuneigung mindestens sehen und seine Worte hören können. Selbst in Platons Gastmahle ist die Sinnlichkeit keineswegs verbannt, und Manches nennt sich anmaßend platonische Liebe, was nicht kalt nicht warm, sondern gleichgültig und mattherzig ist.

Gewiß aber erscheint unsere Zeit in diesen Beziehungen nicht geistiger, sondern oft einseitiger und platter als das Mittelalter. Nur dieses verschriene Mittelalter hat den Stand der Jungfrauen tiefsinnig gewürdigt, und die sinnliche Lust schlechthin der geistigen Heiligung untergeordnet.

Unserer Zeit wird es sehr schwer den Sinn des Nonnenthums zu begreifen; jene würde den schlechten Witz über alte Jungfern unwürdig nennen.

Doch zu etwas Anderem, um dem Vorwurfe zu entgehen, die einstweilen beseitigte Thorheit trete wieder in den Vordergrund. Vielleicht aber kommt sie mit dem Bekenntnisse doppelt zu Tage, daß mir die sogenannten liebenswürdigen Mädchen und Männer, welche im Leben und in Büchern gepriesen werden, in der Regel nur wenig behagen. Es ist, wie man sagt, nur wenig dahinter, plattirte Mittelmäßigkeit, gefällige Unbedeutsamkeit. Die stillen, ja die vernachlässigten und verschmähten Gemüther, verbergen nicht selten eine größere Tiefe des Geistes und Gefühls.

Wie mancher Jüngling, wie manches Mädchen ruft aus: „es war, es ist meine einzige Liebe!" — Hiemit will man doch wohl zunächst das höchste Lob für sich selbst, und beiläufig auch für den geliebten Gegenstand aussprechen? Es läßt sich indessen über, für, und gegen jene Worte, gar viel denken und reden. Zuvörderst ist jedes Ding, jedes Verhältniß, jeder Gedanke, jedes Gefühl, nur einmal da in der Welt; es giebt kein zweites, durchaus gleiches. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist natürlich auch jede Liebe einzig in ihrer Art. Hiemit wird aber über ihren Werth, oder Unwerth noch gar nichts festgestellt. Sie kann edel oder gemein, uneigennützig oder habsüchtig, vernünftig oder unvernünftig, beglückend oder verderblich sein. Ergäbe eine nähere unparteiische Prüfung, daß sie in jeder Beziehung des höchsten Lobes würdig wäre; so bekommt das Wort einzig allerdings außer jener allgemeinen, noch eine besondere, inhaltsreiche Bedeutung: nämlich die, daß auf eine ähnliche Wiederholung solchen Glückes in dieser Zeitlichkeit nicht zu rechnen, der Verlust also ein unersetzlicher und Kopf und Herz zum Absterben vermtheilt sei.

Die Praxis ist jedoch oft mächtiger als diese Theorie, und die letzte Liebe kann viel tiefer und großartiger sein, als die für einzig erklärte erste.

Das Wort einzig kann ferner den Sinn haben: daß zu einer Jungfrau in der ganzen Welt nur ein passender Mann vorhanden sei. Dies Verhältniß wäre jedoch unglücklich und tragisch, im Fall dieser einzig Würdige gar nicht aufgefunden würde, die Sehnsucht mithin völlig unbefriedigt bliebe. Dieses hülflose Vereinzeln darf man aber schwerlich als ein letztes lobliches Ziel betrachten: vielmehr wird jeder nicht zur Menschenentfremdung, oder Menschenhaß hingewiesen, sondern zu Menschenliebe, Mittheilung und Hülfsleistung. Dem Hinsterben, selbst des Edelsten, soll eine Auferstehung und Wiedergeburt folgen; wenigstens darf dies nicht etwa durch ein übereiltes Gelübde eigensinnig gehindert werden.

Verſteht man unter dem Anpreiſen einer einzigen Liebe, vorzugsweiſe ein Verwerfen oberflächlichen, leichtſinnigen Wechſels: ſo verdient dies gerechten Beifall und ſchließt die Möglichkeit nicht aus daß dem ſchweren Verluſte ein, wenn nicht vollſtändig genugender, belebender Erſatz, doch ein milder Troſt und neue Befreundung mit Welt und Menſchen eintrete.

In Staat und Kirche, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Liebe und Haß finden ſich unter hundert Perſonen wohl neunzig, welche Leidenſchaft mehr als Begeiſterung und Extreme mehr als die echte, lebendige und Leben verbreitende Mitte bewundern. Wo aber blinder Fanatismus über milde Religioſität, politiſche Parteiwuth über verſöhnende Beſonnenheit, unvernünftiges Liebesraſen über innige Zuneigung, oder gar ärgerliche Liebeszänkerei über edlen Frieden hinauf geſetzt wird, da hat die Krankheit bereits ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß Heilungen kaum zu hoffen und Opfer unvermeidlich ſind.

Der einfache Sonnenſtrahl wird durch den Regenbogen in glänzende Farben zerfällt. Deſſenungeachtet iſt jener der volle Quell des Lichts, und wer mit heiliger, begeiſterter Liebe ihn in ſich trägt, der mag auch geiſtig ein, jenem ähnliches Farbenſpiel aufführen. Sowie aber der Regenbogen der Waſſertropfen bedarf, ſo wird ſolch ein geiſtiges, poetiſches Farbenſpiel herzlicher Verhältniſſe, nicht ohne Thränen zu Stande kommen.

Siebenter Brief.

Kein Licht ohne Schatten, kein Tag ohne Nacht, keine Freude ohne Leid. Zur Harmonie des Lebens gehören Diſſonanzen nicht minder als Conſonanzen, und die Kunſt iſt, oder lehrt, jene angemeſſen zu behandeln und in Wohllaut aufzulöſen. Wer in dieſer Zeitlichkeit allem Schmerze entfliehen will, muß auch aller Freude entſagen; wer nie eine Trennung zu überſtehen Muth und Kraft hat, muß lebenslang in völliger Einſamkeit verharren.

Der Tod iſt keineswegs die bitterſte Trennung; durch Liebe leben auch die Verſtorbenen. Viel bitterer iſt das Abſterben der Liebe unter Lebendigen, durch Erkältung des Herzens und verwundende Zurückſetzung; am allerſchlimmſten wenn das Geliebte plötzlich, oder allmälig, der Liebe unwürdig gefunden wird. Nach einer Seite hin wächſt die Macht und Tiefe der Liebe durch Beſchränkung auf *einen* Gegenſtand; doch darf Werth und Bedeutung der entgegengeſetzten Richtung nicht verkannt werden; ja die Verbreitung der Liebe führt zu einer Erweiterung und

Steigerung ihres Begriffs. Ich will hier nicht die so weit gebräuchliche Vielweiberei geltend machen, welche in der Regel nur verflacht, und durch Einsperren faſt jeden geiſtigen Umgang unmöglich macht; wohl aber weiſet Liebe zu Kindern und Geſchwiſtern auf eine Verbreitung hin, welche der Innigkeit keinen Abbruch thut. So iſt zuletzt die allgemeinſte Liebe Gottes zu ſeinen Geſchöpfen, zugleich die innigſte und beglückendſte.

Faſt unerwartet bin ich durch Rieſenſchritte auf der höchſten Höhe angelangt! Bei ſolcher Vogelperſpektive verſchwimmt aber Vieles zu Unſcheinbarem, und das Einzelne iſt nicht mehr erkennbar. Von dem Gebote aus: „daran ſollt ihr meine Jünger erkennen, daß ſie Liebe untereinander haben," wird der Uebergang zur Selbſtprüfung unſeres eigenen Herzens erleichtert. Da findet ſich nun (faſt unaustilgbar) eine unbegreifliche Hinneigung, oder Abneigung. Das Aeußere entſcheidet hiebei keineswegs: denn nicht ſelten wird die minder Schöne vorgezogen, und eben ſo wenig das geiſtige Gewicht. Denn, ohne dies genau zu kennen, tritt bereits Hinneigung und Bevorzugung ein.

In der That iſt eine vollſtändige, verſtändige Erklärung dieſer Erſcheinungen nicht möglich; wir ſind vielmehr bei dem Geheimniß der Individualität, der Perſönlichkeit angelangt. Daß dieſes jedoch Sittlichkeit und Vernunft nicht ganz beſeitigen, Unſittlichkeit und Unvernunft nicht rechtfertigen könne, verſteht ſich von ſelbſt. Sobald aber derlei Abwege vermieden werden, iſt es verkehrt, hemmend und zerſtörend, Liebe und Anhänglichkeit auf ein kümmerliches Maß falſcher Convenienz einzuſchränken, das Edelſte und Beglückendſte zu verheimlichen, und eine Kälte zur Schau zu tragen, welche ſich allmälig des ganzen Gemüthes bemeiſtert, und aufs Bitterſte das ganze Leben hindurch ſtraft!

Achter Brief.

Pilatus rief aus: „was iſt Wahrheit!" Man hat dieſen Ausruf oft betrachtet als leichtſinnigen, oder hochmüthigen Spott. Ließe er ſich aber nicht vielmehr deuten, als einen wehmüthigen Seufzer über die Schwierigkeit Wahrheit zu finden, oder gar als Verzweiflung über die Unmöglichkeit jemals in ihren Beſitz zu kommen? Der Schwierigkeiten ſoll man aber ſuchen Herr zu werden, und verzweifeln hat noch niemand vorwärts gebracht.

Am entgegengeſetzten Ende dieſer Betrachtungsweiſe ſteht die Anſicht: jede Meinung ſei wahr, und ſchon deshalb viel werth. Da nun unzählige Meinungen zu gleicher Zeit hervortreten, ſo gäbe es hienach

unzählige Wahrheiten, aber keinen Irrthum! Welcher Reichthum, welche Glückſeligkeit, wo jeder Alles hat, Forſchung und Anſtrengung entbehrlich iſt, und die Weisheit wohl zubereitet in den Mund fliegt. Woher aber, bei dem unausbleiblichen Kriege aller Meinungen untereinander, eine wohlbegründete gerechte Entſcheidung? Denn, lehrt Platon: (Theätet S. 225) „Vorſtellungen und Meinungen in Betrachtung ziehen und zu widerlegen ſuchen, wenn ſie doch Alle richtig ſind, iſt eine offenbare und arge Kinderei."

Von der Meinung ſoll man durch ernſte, und zugleich beglückende Arbeit und Anſtrengung, fortſchreiten zu Ueberzeugung und Erkenntniß. Neben der Erkenntniß bleibt ein unentbehrlicher Boden für den Glauben; indeſſen ſagt Platon (Gorgias 38): „wenn dich jemand fragte, giebt es wohl einen falſchen Glauben und einen wahren? Das würdeſt du bejahen, denke ich. — Ja. — Wie auch eine falſche Erkenntniß und eine wahre? — Das nicht mehr." —

Wie kommſt du Thor (höre ich fragen) in deinen wunderlichen Priſen, auf die ſchwierigſten Fragen der tiefſten Wiſſenſchaft? — Ich könnte hierauf vielerlei Antworten geben, will mich aber mit einer begnügen: weil ſie mit meiner Rederei in ſehr enger Verbindung ſtehen. Ich andere nur ein Wort in Pilatus Frage, und kann dann eine lange Reihe parallel laufender Betrachtungen nicht von der Hand weiſen. Was iſt Liebe? — Schon der Ton mit welchem dieſe drei Worte ausgeſprochen werden, kann den verſchiedenartigſten Sinn ausdrücken. Ungläubiges, frivoles Leugnen aller echten Zuneigung; Zweifel an eigener, oder fremder Liebenswürdigkeit; Verzweiflung über verſchmähte Liebe u. ſ. w.

Jeder bildet ſich ein zu wiſſen was Liebe ſei; jeder hat darüber ſeine Meinung, ja ſeine Praxis. Wie oft gerathen aber beide in Zwiſt, wie oft widerlegen ſie ſich untereinander! Ich halte es für eben ſo ſchwer zu wiſſen was Liebe, als was Schönheit und Wahrheit ſei. Wenn Chriſtus die Wahrheit und die Liebe iſt, ſo ſteht dies doch auf ganz anderem Boden, hat ganz anderen Umfang und Inhalt, als wenn gewöhnliche Menſchen Wahrheit und Liebe darbieten, oder für ſich in Anſpruch nehmen.

Liebe verſchmähen, hat nur einen anzuerkennenden, vernünftigen Sinn, wenn mit Recht gegen den Darbietenden und das Dargebotene Einwendungen erhoben werden.

Lieben, ohne zu fordern, erhebt ſich allerdings über den niedrigen Kreis des Eigennutzes; vom Verſchmähen der Liebe Gottes kann ohne Aberwitz nicht die Rede ſein.

Man ſoll nur das Liebenswürdige lieben; was iſt aber liebenswürdig? Zugegeben: für jeden etwas Anderes; ſo folgt doch daraus keineswegs, daß dies objektiv und von höherem Standpunkte aus betrachtet, an ſich immer gleichen Werth habe.

Im Laufe eines längeren Lebens läutert ſich, ſo wie die Erkenntniß von der Wahrheit, ſo auch die von der Liebe und der wahren Liebenswürdigkeit. Man ſoll von flacher, übereilter, leichtſinniger Anſicht und Betrachtung, zu höheren Stufen hinaufſteigen. Ich kann diejenigen nicht bewundern, welche immer in derſelben Klaſſe ſitzen und ſitzen wollen. Wiederum hat Mancher durch plötzliche Offenbarung, was Andere trotz allem guten Willen, trotz aller Anſtrengung, nie begreifen und ergreifen.

Schmeichelei iſt das, am häufigſten angewandte Mittel, Liebe zu erwerben. Sie wirkt viel öfter, als ſie ſollte; aber nie auf die Dauer. Ja wenn die Geſchmeichelte erkennt, daß man in kalter Beſonnenheit jenes unwürdige Mittel anwandte, ſo kann die Stimmung leicht in das Entgegengeſetzte, in Abneigung und Verachtung übergehen.

So tritt zuletzt überall Wahrheit und Liebe in einen würdigen, beglückenden Bund. Wer aber gegen ſich ſelbſt nicht wahrhaft iſt, die Wahrheit nicht ertragen kann; dem fehlt auch die Grundlage zur Erkenntniß und Liebe eines Anderen. Wiederum dringen liebloſe Gemüther nie bis in die heiligen Kreiſe der Wahrheit.

Der Frage: kann und ſoll man denn alles Liebenswürdige lieben? — ſteht ungefähr die gleich: kann und ſoll man denn alles Wiſſenswürdige wiſſen? Beide ſind ſophiſtiſch aufgeſtellt, und führen leicht zu ſophiſtiſchen Antworten. Ohne Zweifel iſt alles Liebenswürdige der Liebe, alles Wiſſenswürdige des Wiſſens *würdig*. Hiemit läßt ſich aber oberflächliche Gourmacherei bei Unzähligen, oberflächliches Umherloſen bei allen Wiſſenſchaften nicht rechtfertigen. Jeder tüchtige Menſch ſoll *einen* Beruf erwählen, lebenslang alle Kräfte daran ſetzen ihn würdig auszufüllen. Wer dies recht ernſt will, wird ſein Ziel erreichen, oder ſich doch auf der löblichen Bahn vorwärts bewegen. — Zur Liebe gehören dagegen zwei, und Mancher muß ſich mit dem Anfangsſpruche meines erſten Briefes begnügen: „wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an!"

Neunter Brief.

Predigten ſind in der Regel zu lang und langweilig; und doch entſteht, ſobald man einen guten Text findet, die Neigung ſich darüber des Breiteren auszulaſſen.

So geht es mir heute.

Friedrich Schlegel sagt: (Werke V, 221) „die Vernunft ist nur eine in allen und dieselbe; wie aber jeder Mensch seine eigene Natur hat und seine eigene Liebe, so trägt auch jeder seine eigene Poesie in sich."

Noch allgemeiner aufgefaßt, führen diese Aeußerungen auf den Boden der Realisten und Nominalisten, welche im Mittelalter so lange über Bedeutung und Werth des Allgemeinen und Besonderen stritten. Ich will mich aber von der Hauptrichtung nicht weglocken lassen, welche diesen Briefen zu Grunde liegt; ich will nur noch Einiges dem hinzusetzen, was ich bereits über das Geheimniß der Persönlichkeit, des Individuellen, sagte.

Wer das Zufällige, Wechselnde, Vergängliche in allem Einzelnen vorzugsweise ins Auge faßt, der wird angetrieben, mit Sehnsucht, Dauerhaftes, Unvergängliches, ewig Wahres aufzusuchen, und dies weit über alles Einzelne hinaufzustellen. Nur zu oft hat man aber mit leeren Allgemeinheiten, todten Abstraktionen Götzendienst getrieben, und das Lebendigere deshalb verachtet. Ja das erhabene Bestreben überall Gott und Göttliches zu erkennen (der Pantheismus), hat mit Verneinung alles Positiven, alles Mannigfaltigen, oft nichts übrig gelassen, als eine eigenschaftslose Substanz, welche einen lebendigen, persönlichen Gott nun und nimmermehr ersetzen kann.

Doch ich kehre zu Schlegels Worten zurück. Die göttliche Vernunft ist allerdings eine und dieselbe; die menschliche (oder was sich dafür ausgegeben hat) erscheint aber zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern sehr verschieden. Diese unleugbare Erfahrung hat Manchen dahin gebracht, seine eigene, persönliche Vernunft ausschließend als richtig und gesetzgebend anzuerkennen; welcher salto mortale jedoch die hiemit in der Regel verbundene Faulheit, oder den Hochmuth nicht verdecken kann.

Recht und Gesetz, bürgerliche Gemeinschaft und Ordnung nehmen ein Ende, sobald man jene Lehre bis zum Aeußersten verfolgt. Verkennen des Werthes und der Bedeutung des Allgemeinen führt in Anarchie, des Besonderen in Despotismus: Scylla und Charybdis.

Nur da wo es sich lediglich um Quantitäten handelt (in der reinen Mathematik) giebt es ganz übereinstimmende Lehren; so wie Qualitäten, Eigenschaften hinzutreten, sind Abweichungen, Verschiedenheiten, Individualitäten ganz unvermeidlich. Individuelles (dies ewige und doch offenbare Geheimniß) findet sich nicht blos unter Menschen,

sondern auch unter Thieren, Pflanzen, Steinen; bis zu Krystallisationen und Wahlverwandtschaften hinab.

Jeder hat nicht blos seine Poesie, sondern auch seine Wissenschaft, seine Religion u. s. w., aber (sagt Göthe im Meister mit Recht) nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen, die Welt.

Wiederum wird niemand die Menschheit erkennen, die Welt verstehen, dessen Liebe nicht im nächsten Kreise beginnt, und inniger, intensiver, uneigennütziger, hingebender ist, als die Maß nehmenden und gebenden alten Weiber beiderlei Geschlechts zugeben wollen.

Ich habe alle gebührende Achtung vor dem gesammten weiblichen Geschlecht, aber ich kann es unmöglich von Herzen lieben. Die Flamme meines Geistes und Herzens entzündet sich nur am Einzelnen; wo diese geistig magnetische Strömung eintritt, da beginnen die Wunder der rechten Liebe. Wie eine Wünschelruthe entdeckt diese Liebe ungekannte, ungeahndete Schätze; sie mehren sich mit jedem Blicke, jedem Worte, sie beleben durch das ganze Leben hindurch, erleuchten die Bahn und kräftigen zu den belohnendsten Anstrengungen!

Man vergleiche hiemit das oft über Alles gerühmte Strohfeuer, ausdorrender, ausbohlender, ermattender, kränklicher Liebe.

Doch wozu schreibe ich diese, sich immer wiederholenden Monologe? Denn unabgesandte Briefe sind nur Monologe. Besser sich selbst in der Stille ein Armuthszeugniß (testimonium paupertatis) ausstellen, als von Anderen ein Todtenzeugniß erhalten.

Bin ich denn aber nicht in vieler Beziehung gestorben, und gehe nur umher wie ein Gespenst, oder wie ein Mondsüchtiger, der sich kindisch an thörichten Träumen erfreut, und darüber die Wahrheit der sich aufdringenden Wirklichkeit verkennt und vergißt?

Zehnter Brief.

Alle Leute sagen: ich hätte ein sehr heiteres, gleichschwebendes Temperament. Dies ist richtig und unrichtig. Die größten Unfälle und Leiden, welche mich im Leben betrafen, habe ich niedergekämpft, ich bin ihrer Herr geworden; und meine Heiterkeit, oder meine heitere Thätigkeit ist dadurch auf die Dauer nicht vertilgt worden.

Aber sowie sich in den Tropenländern aus einem ganz unscheinbaren dunkelen Punkte, unerwartet und fast unbegreiflich ein entsetzliches Ungewitter entwickelt; so steigert sich in mir geistig das an sich Unbedeutendste bisweilen zur schmerzhaftesten Höhe, und stürzt mich in Melancholie,

eben weil kein Stoff zu einem inhaltsreichen und siegreichen Kampfe gegeben ist. Ueberhaupt: wo man einwirken, ändern, umgestalten kann, ist zu Wehmuth und Trübsinn nie eine unbedingte Veranlassung gegeben. Nur das Unabänderliche, oder schlechthin Vergängliche, versetzt in jene vorzugsweise resignirende Stimmungen, wo innerer Sturm und aufgezwungene Windstille nebeneinander hergehen, oder ineinander greifen.

Was kann unbedeutender, alltäglicher sein, als daß jedesmal aus Kirche und Schauspielhaus irgend einer als der Letzte hinausgehen muß. Grübelnd ergreife ich diese Erscheinung, diesen Begriff eines Letzten und verfolge ihn, oder er verfolgt mich nach unzähligen Richtungen hin. Wenn die Flamme eines angezündeten Papiers verlischt, und die Funken hinundherlaufend einen Ausgang suchen, benannte ich schon als Kind diese Funken, verfolgte ängstlich ihre Bahnen und nahm solchen Antheil an ihrem erträumten Schicksale, daß ich das Spiel, allzuaufgeregt, kaum zu wiederholen wagte.

Wer, frage ich jetzt in höheren Jahren, wird in dieser Gesellschaft das Glück (oder Unglück) haben, als der Letzte zu sterben? Werde ich den Freund, die Freundin, welche mir gelassen die Hand zum Abschiede reicht, jemals wiedersehen? Ueberall tritt, melancholisirend, dieser Begriff eines unabänderlich Letzten hervor, und ehe ich ihm nicht sein Recht habe wiederfahren lassen, ehe ich nicht seine Macht anerkannt, trübt er die natürliche Heiterkeit des täglichen Lebens.

Wie ein Proteus verwandelt sich dieser Begriff eines Letzten: aber nur selten erscheint er in schöner trostreicher Gestalt; viel öfter beschränkend und niederdrückend.

Ist es Wahrheit, oder Thorheit wenn sich der Gedanke aufdrängt: unter so vielen, nebeneinander hingestellten bist du der Ungeliebteste, der Letzte?

Aehnlicherweise quält und verfolgt der Begriff, die Erscheinung des Vergänglichen. Macht er sich nicht in wehmuthiger Weise geltend, wenn ich Großmutter, Tochter und Enkelin nebeneinander hergehen sehe? Daß die vollkommenste Schönheit, deren Blicke und Worte als Offenbarungen einer höheren Welt zu bewundern, ja fast anzubeten sind, den geringsten Bedürfnissen, Unannehmlichkeiten, Schwächen, Krankheiten, kurz der Hinfälligkeit alles Menschlichen unterliegt; — es ist ein Gedanke, eine Wahrheit, die mich in zornige Wehmuth versetzt, wogegen aber nichts Wesentliches zu thun, zu erreichen ist.

Man soll sich gegen dies Alles nicht gefühllos verhärten, oder gleichgültig daran vorübergehen, aber sich auch nicht dadurch unterjochen lassen.

Die rechte Heiterkeit bedarf des Ernstes, und dieser bedarf der Heiterkeit; eine bloße Hälfte giebt kein ganzes, volles Leben.

Betrachtungen und Stimmungen solcher Art (wird man vielleicht sagen) sind eine modern sentimentale, zu fliehende Krankheit. Gewiß, wenn sie eben nur Krankhaftes zeigen; daß die edelste Art über dem Alterthum nicht unbekannt war, zeigen Andromache, Hekuba und wie viele Andere. Doch wozu Alterthum und neue Zeit erwähnen und vergleichen; da ich nur von mir und zu mir selbst spreche, und mich nur die Wahrheit ergreift daß ich nie und nirgends der Erste, sondern fast immer ungeliebt der Letzte war!

Elfter Brief.

Fast alle Menschen haben, wissentlich oder unwissentlich, die Neigung sich zu verhätscheln. Sollte mir, trotz der oft entgegengesetzten Richtung, dies nicht auch wiederfahren? Zu dieser ernsten Frage bringt mich der Schluß meines letzten Briefes. Allerdings klingt er bescheiden; konnte sich aber nicht auch Anmaßung und Hochmuth dahinter verstecken? Denn wenn auch nicht an den Spruch gedacht ward: die Letzten sollen die Ersten sein; so nimmt doch die Klage über Ungeliebtheit, mindestens mitleidige Theilnahme in Anspruch. Die Berechtigung zu solch einem Anspruch ist aber gar nicht erwiesen. Wenn jemand nicht geliebt wird, so ist dies zunächst nur Beweis daß er unliebenswürdig ist. Mit dem Erwerben liebenswürdiger Eigenschaften, wird sich dies ändern. Indem ich mir diese Zurechtweisung verdientermaßen gebe, kann ich doch andere Fragen und Bedenken nicht unterdrücken; z. B. findet das Unliebenswürdige nicht auch zuweilen unbegreiflichen Beifall, wird nicht das Liebenswürdige zuweilen ohne genügenden Grund verschmäht?

Ich will heute keine Untersuchung über diese schwierigen Punkte anstellen, da meine Gedanken sich auf etwas noch Schwierigeres und Allgemeineres richten. Denke ich an den Inhalt vorstehender Briefe zurück, so offenbart er wohl eine Abneigung gegen oberflächliche, krankhafte Romanenliebelei; nirgends aber ist positiv, bejahend nachgewiesen was echte Liebe sei, worauf sie beruhe. Ich rufe einen großen Philosophen, Leibnitz, zu Hülfe.[1]) Er sagt: „lieben heißt, sich an dem Glücke, dem Wohlsein eines Anderen erfreuen. Diese Liebe ist von

1) Opera Erdmanni p. 118. 446. 789.

den Verbindungen des Eigennutzes und der Sinnlichkeit wesentlich unterschieden."

Versuchen wir diesen merkwürdigen Text aufzuklären und zu erläutern. Zuvörderst scheint es, als wolle er die Liebe welche sich gern am breitesten geltend macht, die Selbstliebe, ganz ausschließen; doch würde Leibniz ihr eine natürliche Stellung nicht versagen, sobald sie sich gebührend reinigt, beschränkt, und den Kreisen anderer Liebe nicht zu nahe tritt.

Desto klarer tritt die Gottesliebe hervor: sie ist die reinste, ungetrübte Liebe des Vollkommensten, die Erhebung zu der Quelle des reinen Lichtes, und steter Glückseligkeit.

Am mannigfaltigsten, verwickeltsten sind Fragen und Anwendungen bei der Nächstenliebe. Sie bezieht sich im höheren Sinne immer nur auf Personen. Eine Liebe zu Steinen, Pflanzen, Thieren ist untergeordnet; bei der Liebe zu Kunstwerken läßt sie die Verbindung mit Personen nachweisen; Liebe zu Speisen, Getränken erwächst aus blos natürlichen Bedürfnissen, oder zeigt eine der Reinigung bedürfende Selbstliebe.

Also: Freude an dem Glücke und Wohlsein eines Anderen. Diese höhere Liebe, bezieht sich immer auf Personen, welche Bewußtsein haben und ähnlicher Empfindungen und Gesinnungen fähig sind. So kann Gegenfreude, Gegenliebe entstehen, sie ist aber gar nicht nothwendige Vor- oder Nachbedingung jener ersten Liebe. Diese würde vielmehr hierdurch von ihrer uneigennützigen Reinigung verlieren; man würde in den breitgetretenen Kreis gewöhnlicher Romanenliebschaften hinabsinken.

Ist innige Liebe, die rein erfreuliche Theilnahme an dem Glücke eines Anderen: wer kann mir da diese Theilnahme und das damit verbundene Glück rauben, oder verkümmern? Klagen über Ungeliebtsein treten in den Hintergrund; nur der ist wahrhaft unglücklich der nicht Liebe in sich trägt, der nicht zu lieben vermag. Ueberall wo ich Glück sehe und mich theilnehmend daran erfreuen kann, da darf, da soll ich lieben: der Kreis ist unabsehbar, je liebevoller das Gemüth, desto größer. Sind wir aber hiemit am Ziele? Wie wenn ich statt Glück und Wohlsein, herbes Unglück und bitteren Kummer finde; ist dies doppelte Veranlassung zu theilnehmender Liebe, zu uneigennütziger Einwirkung? Dem hellen Tage, welchen Leibniz hervorhebt, steht in menschlichen Verhältnissen überall die dunkele Nacht gegenüber; doch fehlen niemals ganz die Sterne der Hoffnung, und der durch alle Labyrinthe hindurchführende Polarstern, ist die Liebe?

Leibnitz eröffnet eine reiche Welt der Liebe, oder der mannigfachsten Liebesmöglichkeiten. Eine solche mannigfache Allgemeinheit genügt aber dem liebebedürftigen Herzen nicht; vielmehr trachtet dies unermüdlich nach dem Persönlichen, Individuellen; auch schließt ja jede lebendige Persönlichkeit (wie schon die Logik anerkennt) mehr positive, inhaltsreiche Bestimmungen und Eigenschaften in sich, als irgend ein allgemeiner Begriff. Eine allgemeine Freude über das Glück aller Menschen gleicht einem Rechnen mit unbenannten Zahlen, oder unzähligen kleinen Brüchen; erst die Liebe giebt ihnen Namen, Stellung und erhöht ihren Werth bis ins Unendliche.

Wir besitzen von Leibnitz eine kleine Schrift, betitelt: „Hochzeitpräsent, bestehend in sehr leichten Regeln, dadurch zwischen Eheleuten eine beständige Liebe und Vergnügung zu erhalten." Diese, von jeder ideellen Richtung abweichenden Rathschläge, mögen zu praktischem Hausgebrauche sehr nützlich sein. Ich gebe eine Stelle zur Probe. „Dieweilen wir gegen Fremde absonderlich gewohnt sind uns höflich zu bezeigen, hernach aber nachdem wir jemandem mehr familiär werden, solches nach und nach zu quittiren pflegen; so geschieht es leider hernach, dieweil bei dem Ehestande eine so große Familiarität sich ereignet, die nicht wohl größer sein kann, daß Eheleute gemeiniglich am allerwenigsten einander mit Respekt und Höflichkeit begegnen. Da mich doch bedünket, daß es in diesem Stande so nöthig, daß man auch in geringsten Sachen sich niemals verleiten lassen sollte, den Respekt, so eines dem anderen schuldig, aus den Augen zu setzen."

Nachdem ich Obiges geschrieben, schlage ich zufällig Band 65 der Werke Jean Pauls, auf und finde S. 213 folgende Worte: „die Liebe steht, wie ein feuriger Polarstern immer hoch über uns, aber wir erreichen sie nicht."

Dies stimmt nur zum Theil mit dem von mir Gesagten. So wie jeder Ort auf der Erde seine eigene Polhöhe hat, so auch jede Liebe. Sehe ich den Polarstern, wird er mir zum Leitstern meines Lebens, so ist (sofern eben die Liebe bereits gegeben ist) ein weiteres Erreichen nicht nöthig und nicht möglich. Erst wenn die Betrachtung auf Gegenliebe ausgedehnt wird, bekommt der Wunsch des Erreichens eine Bedeutung und ist keineswegs immer erreichbar, oder unerreichbar.

Jene melancholische Klage Jean Pauls über das Nichterreichen, steht aber mit einer anderen Stelle in Widerspruch, wo er sagt (S. 147): „dem Lieben widersteht kein Herz." — Ich glaube, beide Aeußerungen gehen über die Wahrheit der Erfahrung hinaus, oder leiden doch sehr viele Ausnahmen.

Dasselbe gilt von der Behauptung (S. 130): „die Liebe ist eine Thorheit, aber sie macht glücklich.“ — Sie ist so wahr, aber so unwahr als ihr Gegensatz. Am niederschlagendsten lautet folgende Stelle, (S. 131): „das Feuer der Liebe verlischt mit der Röthe der Wangen; die Liebe wird alt wie der Körper, grau wird das Haupt. Das Herz welches matt für dein Leben schlagen wird, wird noch matter für deine Geliebte schlagen; deine Neigungen werden die Kälte annehmen, die dein Blut überzieht, du wirst auf den Anderen die Häßlichkeit übertragen, die deine eigene Gestalt verunziert und mit dem letzten Funken Liebe nur noch dem eigen Ich erwärmen.“

Welch schreckliche Weissagung! Bei lebendigem Leibe soll nicht blos der Leib, sondern auch die Seele sterben! Der Selbstmord wäre gerechtfertigt, um diesem Zustande ein Ende zu machen.

Lieber gar nicht leben, als so eingefroren im Eise des Kopfes und Herzens, und mit plattem Egoismus eigene Mängel auf Andere übertragen, statt sich an fremden Vorzügen zu erbauen, und durch dieselben zu erneuen und zu heiligen. Es liegt bei solchen traurigen Betrachtungen nur die Trivialität zum Grunde, daß alte Leute aus vielen Gründen nicht mehr heirathen. Wer aber den ganzen Kreis der Liebe auf gewisse sinnliche Verhältnisse beschränkt und verengert, heult sich selbst ein klägliches Armenzeugniß aus.

Der Liebe ist ein Proteus, der sich verwandelt und unvergänglich in immer neuer Gestalt erscheint.

Oder lieben z. B. Geschwister ihre Onkel nicht mit einer Herzlichkeit, worein ein zwanzigjähriger junger Mensch keinen Begriff hat.

Nach der ernstesten Prüfung kann ich kühn behaupten: daß jene Weissagung bei mir gar nicht eingetroffen ist. Ja ich erkenne, fühle, bewundere, Schönheit und Vollkommenheit des Leibes und der Seele, jetzt richtiger, inniger, wahrhafter, als in früher Jugend, wo die Erfahrungen geringer, die Täuschungen leichter und zahlreicher sind. Ich sehe hierin kein Verdienst, sondern ein Glück, und suche ich nach den Gründen dieses Glücks, so entspringt es wohl aus Unglück. Wer viel geliebt wird, wem die beseligenden Schätze der Gegenliebe mit vollen Händen dargeboten werden, der kann mit seinem eigenen Liebesreichthum nicht haushälterisch umgehen. Nur zu oft sehen wir, daß auf diesem Wege der Liebesvorrath gegenseitig verausgabt und erschöpft wird, und für die spätere Zeit des Lebens nur unerquickliche Leere übrig bleibt. Das kann dem nicht widerfahren, der gezwungen ist ungeliebt, aber doch wenig geliebt durch das Leben zu schreiten und auszurufen: wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an!

Zwölfter Brief.

Sie haben wohl (sagte —) zu ihren jüngeren Freundinnen eine väterliche Zuneigung? — Ich habe keine Vorliebe für derlei Eintheilungen und Abgrenzungen der Zuneigung, kann jedoch hier mit einem deutlichen Nein antworten. Kinder giebt der Himmel, und man hat die heilige Pflicht für sie liebevoll zu sorgen, wie sie auch beschaffen sein mögen (klug oder dumm, flug oder beschränkt). Freundinnen und Geliebten jüngeren wählt man selbst aus, und es wäre eine Thorheit, die zu der meinigen gar nicht paßt, hier eine allzu bescheidene Wahl zu treffen. Ein zweiter Unterschied: das Kind liebt seine Eltern wieder und diese natürliche Wechselseitigkeit denkt, nach beiden Seiten hin, manche Mängel zu. Ich darf aber gar nicht verlangen, ja nicht einmal erwarten, daß irgend eine Erwählte mich wieder liebe; besonders wenn man nun väterliche, oder gar großväterliche alte Ansprüche in die Wagschale legen kann. Mache ich dagegen gar keine Ansprüche, so kann ich durch alle Lebensalter hindurch träumen und fantasiren. Diese Wolkengebilde haben auch ihre Wirklichkeit und verschönern das Leben; obgleich sich damit eine tiefe Wehmuth hinzieht, daß man der Geliebten sehr wenig, oder nichts, geben oder sein kann. Nichts ist irriger, als daß Alle wo da heirathen, echte Liebe empfangen, geben, besitzen. Ich kenne Unverheirathete, welche im Innern einen Schatz tragen, groß und reich genug, um damit eine ganze Heerde gewöhnlicher Liebhaber auszustatten und abzufinden. Kann man es ihnen verdenken, wenn sie ihre Goldbarre nicht in Scheidemünze umprägen und verwandeln wollen, sondern vertrauen daß ihnen der geistige Brunnquell im Leben nie versiegen werde?

Die meisten Liebschaften wachsen hervor, wie im Frühlinge das Gras; es vertrocknet im verheiratheten und im unverheiratheten Stande, und es kann schon für eine Art von Ewigkeit gelten, wenn man es zwischen Papier legt und im Herbarium aufbewahrt.

Cäsar sagte: er wolle lieber in einem Dorfe der erste, als in Rom der zweite sein. Dieser Wunsch, oder diese Ansicht kann man auch hinsichtlich der Liebe aufstellen. Mir fehlen Thatsachen und Erfahrungen, um entscheiden zu können, da ich niemals der Erste war, oder Anspruch hatte es zu werden.

Obwohl war ich nicht immer ganz derselbe; doch geht, wenigstens in manchen Perioden, ein rother Faden durch das Leben, an dem man sich festhalten, oder doch wieder erkennen kann.

Zufällig finde ich in meinen Papieren eine Stelle, die ich vor 30 Jahren schrieb, und die sich hier anführen läßt. „Wir werden auf der Erde mehre Male geboren, und sterben mehre Male. Jede echte Freundschaft, jede wahre Liebe, jede neue Erkenntniß in Natur, Wissenschaft und Kunst, ist eine Wiedergeburt, von wo aus ein neues, anderes Leben beginnt. Solche Wiedergeburten verschmähen, heißt überhaupt nicht leben. Sie sind aber unmöglich ohne ein mehrfaches Sterben. Wer nicht seine unreifen Freundschaften, seine schwächlichen Liebschaften, seine Lieblingsvorurtheile in Wissenschaft und Kunst muthig zu Grabe tragen kann, wird von ihnen selbst in das Grab gezogen, und seinem Leichenstein gebührt die Inschrift: er war dem Nöthigen treu im Leben und bis zum Tode."

Mich hat der Himmel vor vielen plötzlichen Umkehrungen und völligen Umgestaltungen bewahrt; ich bin fast immer auf dem Wege der allmäligen Entwickelung fortgeschritten, obgleich auch diese ohne feste, nicht selten bittere, Beschlüsse kaum möglich ist.

Freilich, diese Briefe zeigen gar keine Entwickelung, keinen Fortschritt; am wenigsten Festigkeit und Entschlossenheit. Sind aber diese Eigenschaften bei derlei *Monologen* nicht ganz unbrauchbar und unnütz? Oder liegt die Entschlossenheit etwa darin, daß man auf alle *Dialoge* verzichtet?

Der griechische Roman.

(1867.)

Der Gesammtinhalt der Dichtkunst wird, aus zureichenden Gründen, in drei Hauptheile getheilt, in die lyrische, epische und dramatische Poesie. Manche Völker entwickeln nur das erste Drittheil, die Lyrik (so die Juden); andere nur Lyrik und Epik (so im Mittelalter); andere alle drei Theile, so die Griechen und einige romanische und germanische Völker.

Unter vielen, bei näherer Erörterung sich zeigenden Schwierigkeiten, war die eine, wohin man den immer mächtiger hervortretenden Roman herstellen und unterbringen sollte? Die metrische, oder unmetrische Form konnte unmöglich allein entscheiden und mit Recht zweifelt jetzt niemand, daß der prosaische Roman den Dichterwerken beizuzählen sei.

Neben dieser chronologischen Aufzeichnung, gewahren wir indeß eine bedenkliche, nicht abzuläugnende Erscheinung. Daß nämlich die Romane (selbst die besseren) nur kurze Zeit ein glänzendes Dasein zeigen, dann hinsterben und vergessen werden. Wenn unsere Mütter beim Siegwart bittere Thränen vergossen, so finden unsere Töchter das Buch langweilig, ja lächerlich; niemand wird jetzt durch den geistreichen, aber halbmystischen Wertherton Jacobis begeistert; niemand durch den schwächlichen Werther veranlaßt sich todt zu schießen. Das Interesse welches Göthe im Meister und Tieck im Tischler für Schauspiel und Schauspieler in Anspruch nehmen, hat merklich abgenommen; niemand will jetzt sechs Bände lesen um zu erfahren wie Pamela mit Ehren sich verheirathet, oder acht Bände um zu hören wie Clarissa verunglückt. Noch weniger nimmt jemand die unendlich langen und langweiligen, damals bewunderten, Romane aus der Zeit Ludwigs XIV. in die Hand.

Ich stelle hiemit die Thatsache hin, daß die Romane wesentlich in der Gegenwart wurzeln und leben, ohne die Gründe heute näher zu entwickeln. Eben so wenig will ich einen Nachweis versuchen, warum die Römer keine Romane hatten. Minder liegt zu Tage, warum sich in der überreichen griechischen Litteratur dieselbe Lücke findet. Zu den Ursachen gehört gewiß die Herrschaft des Drama und des öffentlichen Lebens, sowie das Zurücktreten der Frauen und der Familienverhältnisse. Es gab keinen Boden auf dem der Roman gedeihen konnte; er entstand erst als sich dies Alles wesentlich verändert hatte. Leider fehlen uns aber fast alle Nachrichten über den Entwickelungsgang, und über die Persönlichkeit der Verfasser.

Erwähnung verdienen hier fünf Romane: Theagenes und Chariklea von Heliodor, Abrokomes und Anthia von Xenophon dem Ephesier, Klitophon und Leucippe von Achilles Tatius, Chareas und Kallirrhoe von Chariton, Daphnis und Chloe von Longus. Aus verschiedenen Gründen nimmt man an, daß diese Romane zwischen dem zweiten und fünften Jahrhundert n. Chr. geschrieben wurden. Diese Unbestimmtheit der Zeit, erweiset eben die großen Mängel unserer Kenntniß. Sucht man aus einzelnen Thatsachen und Aeußerungen chronologische Folgerungen zu ziehen, so tritt die bedenkliche Frage entgegen: ob die Verfasser nicht absichtlich ihre Erzählung in andere Jahrhunderte verlegt haben.

Man hat die Verschiedenheit jener fünf Romane vielleicht zu wenig hervorgehoben; allerdings sind aber die Aehnlichkeiten größer und vorherrschend. Ich rechne dahin: 1) die für jene Zeiten unerwartete Reinheit der Sprache, und (neben einigem rhetorischen Schwulste) die Geschicklichkeit im erzählen und schildern. 2) Die Neigung, Ereignisse der auffallendsten, allerdings möglichen, aber kaum glaubhaften Art, in rascher Folge zu häufen. 3) Trotz großer Leiden und unzähliger Unfälle, das Hinausführen zu einem glücklichen Ausgange. 4) Die Aehnlichkeit der Fabeln, indem (wie schon die Gleichartigkeit der Titel zeigt) überall die Schicksale eines Mannes und einer Frau den Hauptinhalt bilden; die Frauen, oder vielmehr Jungfrauen aber fast immer den Männern vorangestellt werden, und als die muthigsten, edelsten und treuesten erscheinen.

Am Besten (höre ich sagen) würde sich dies Alles übersehen lassen, wenn Sie uns den Inhalt, wenigstens eines dieser Romane vorlegten. Aber die unzähligen Ereignisse drängen sich dergestalt, daß schon ein Inhaltsverzeichniß zu viel Raum einnähme, und dennoch trocken und langweilig sein würde.

Ueber den dichterischen Werth dieser Romane ein kurzes, bestimmtes Urtheil abzugeben, hat große Schwierigkeiten. Einem solchen, streng lautenden, fügt Professor Beck (zu Chariton Vorrede) hinzu: „Es ist gewiß, daß viele solcher Liebesgeschichten, wenn sie gleich noch weit schlechter, aber in deutscher Sprache geschrieben sind, mit größtem Beifall nicht gelesen, sondern verschlungen werden."

Wer den Muth hat jene Romane griechisch, oder übersetzt, in die Hand zu nehmen, muß die Gegenwart vergessen, und sich in ganz andere Verhältnisse und Zeiten versetzen, welche lehrreiche Unternehmung jedoch dadurch sehr erleichtert wird, daß der längste jener Romane höchstens einen Band füllt.

Der längste und mannigfaltigste ist Heliodor; dennoch fehlt auch ihm eine durchgreifende Organisation, und ein natürlicher, nothwendiger Zusammenhang. — Die Idylle ist und bleibt eine untergeordnete Dichtungsart; des Longus Daphnis und Chloe gehört aber gewiß zu den ausgezeichnetsten Dichtungen dieser Gattung. Chariton schrieb wohl später als alle anderen Genossen. Seine Dichtung hat einen breiteren Boden, einen anziehenden, erweiterten Schauplatz, und neben der Liebesgeschichte, einen zum Theil historischen Inhalt.

Doch auch hier kann ich nicht ins Einzelne eingehen, sondern halte es für gerathener, das in jenen Werken über wichtige Gegenstände und Verhältnisse Vorkommende, zu besserem Verständniß eng nebeneinander zu stellen.

Obgleich das römische Privatrecht den unterworfenen Völkern nicht plötzlich aufgezwungen ward, mußte es doch insbesondere durch neu ergehende, allgemeine Bestimmungen Einfluß gewinnen. Gewiß aber hatten Sitten und Gebräuche allmälig die Familienverhältnisse in wesentlichen Punkten, und so vor Allem die Stellung der Frauen verändert, zu verbessern. Dies erweisen die griechischen Romane, wobei sich aber nirgends ein Einfluß des Christenthums zeigt. So wurden vor den Hochzeiten den Göttern reichliche Opfer dargebracht (Achill. Tat. 1361), die Zimmer geschmückt, die Brautkleider sorgfältig und prächtig aufgewählt und das festliche Mahl durch Gesang verherrlicht. Ich gebe Beweisstellen.

Nachdem das Essen bei der Hochzeit der Leukippe vorüber war, trat einer der Hausdiener mit der wohlgestimmten Zither hervor, präludirte leise mit den Fingern, schlug dann die Saiten stärker mit dem Stäbchen, dem Plektron, und begann einen Gesang, wie Apollo die liebende Daphne verfolgt, diese in einen Lorbeerbaum verwandelt wird, und jener sich mit dessen Blättern bekränzt (Ach. Tat. 33).

Ueber das Brautgemach der Anthia erzählt Xenophon (13): Als endlich die erwünschte Nacht heranddämmerte, wurde Anthia beim Scheine der Kerzen mit Hochzeitsgesängen und Glückwünschen nach dem Brautgemache begleitet. Ein goldenes Bett, mit Purpurmatten in Form eines babylonischen Zeltes umhangen und mannigfaltig ausgeschmückt. In die Umhänge waren gaukelnde Liebesgötter eingewirkt, von denen einige ihre Göttin, die Aphrodite, bedienten, andere auf Spatzen einherritten. Einige lasen Blumen, Andere flochten Kränze daraus. Auf einer dritten Seite war der Kriegsgott abgebildet, nicht in seiner Rüstung, sondern geschmückt, wie auf dem Wege zur Liebesgöttin. Als Führer ging ein Amor mit brennender Fackel voraus.

Ich versuche es die Beschreibung des prächtigen Brautkleides der Leucippe auf deutsch wiederzugeben (Ach. Tat. 132): Alles zum Schmuck einer Braut Gehörige war angeschafft worden. Ein Halsband von farbigen Edelsteinen. Das Kleid ganz purpurn; was aber in gewöhnlichen Kleidern von Purpur ist, war hier von Golde. Vor Allem wetteiferten untereinander die Edelsteine: der Hyacinth, den Rosen ähnlich, der Amethyst purpurartig und dem Golde nahe. In der Mitte zeichneten sich drei eng aneinandergefügte Steine aus, deren Farben sich gewissermaßen entsprachen. Die Grundlage war schwarz, in der Mitte schien weißes hindurch, welches wieder durch rothes aufgehellt war. Das Ganze mit Gold eingefaßt, so daß es gewissermaßen ein goldpurpurnes Auge darstellte.

Die Feste der Götter gaben den Frauen ebenfalls Gelegenheit sich eigenthümlich zu schmücken. So erzählt Xenophon (4): Zum Feste der Diana mußten die Mädchen des Landes in ihrem festlichsten Schmucke erscheinen, und so auch die Jünglinge. Eine große Menge Einheimischer und Fremder sahen das Schauspiel (oder den Festzug) mit an, denn man pflegte bei dieser Feier den Mädchen Bräutigame und den Jünglingen Bräute auszusuchen. Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung. Zuerst kamen Opfer, dann Fackeln, dann Körbe und Räucherwerke, zuletzt Pferde, Hunde und Geräthe zur Jagd. Auch Einiges zum Kriege, das Meiste jedoch zum Frieden gehörig. Jedes Mädchen hatte sich gleichsam für den künftigen Bräutigam geschmückt. Den Zug der Mädchen führte Anthia (Megamedes und Euippes Tochter) aus Ephesus. Sie war damals vierzehn Jahre alt und übertraf alle ihre Gefährtinnen an Schönheit. Gegenseitig erhöhte Schmuck der Kunst noch ihre natürliche Anmuth. Blondes Haar, leicht geflochten, lang herabwallend, von den Winden bewegt. In ihrem lebendigen Auge zeigten sich Scherz und Ernst vereinigt, und gaben ihr das Ansehen

eines zugleich heiteren und sittsamen Mädchens. Ihr aufgeschürztes Purpurgewand, mit zartem Rauchwerk überall verbrämt, entdeckte die schönsten Arme und Schenkel. Von ihrer Schulter hingen Köcher und Bogen, die Hand führte den Jagdspieß, hinten nach folgten die Hunde. Oft beteten die Ephesier bei ihrem unvermutheten Anblick im Haine, sie statt Dianen an. Als sie nun so vor ihrem Zuge einhertrat, erhob das erstaunte Volk ein allgemeines Freudengeschrei. Hier hieß es, sie wäre die Göttin, und dort sie wäre eine ihrer Nymphen. Alle aber neigten sich voll Verehrung und priesen ihre Eltern selig. In jedes Zuschauers Munde war nur die schöne Anthia, und der Name Anthia scholl überall, so lange das Chor der Mädchen vorüberzog. Als aber der sechzehnjährige Abrokomes mit den Jünglingen hervortrat, vergaßen (so lieblich auch der Anblick gewesen war) Alle der Mädchen. Jederman wandte sein Auge nach Abrokomes, und rief entzückt von seinem Anblicke: welch schöner Jüngling, ihm ist keiner gleich! Der ist das Bild des schönsten Gottes! Einige fügten noch hinzu: welch ein Brautpaar, Abrokomes und Anthia!

Es ist merkwürdig daß die in den griechischen Romanen öfter erwähnte (Xenophon 2, 5, 24. 32; Chariton 28) Verehrung, ja Anbetung der Schönheit in eine Zeit fällt, wo die bildende Kunst schon sehr gesunken war. Doch ist im Allgemeinen behauptet worden, jene Gesinnung verführe zu Eitelkeiten ja zu einem Vorherrschen des Sinnlichen und zu einem Zurücktreten und Geringschätzen des Geistigen.

Man kann keineswegs kurzweg läugnen daß derlei Gefahren eintreten konnten, und auch wohl eingetreten sind, zugleich aber fragen: ob es nicht besser und sittlicher sei, in der Schönheit eine Offenbarung des Göttlichen, als eine Versuchung des Satan zu sehen? Allerdings soll das Sinnliche verklärt und geheiligt werden, hohe Halskrausen und lange Schleppkleider reichen aber nicht hin heilige Tugend zu begründen und zu bezeugen. Eine Sittlichkeit, welche die Kunst verwirft, oder doch wesentlich verstümmelt, ist selbst unsittlich und irreligiös.

Enthalten denn aber (diese Frage ist natürlich) die griechischen Romane, abgesehen von aller Kunst, anstößige Dinge? — Allerdings. Dafür jedoch daß jede Zeit, jedes Volk, jede Litteratur ihr eigenthümlich Anstößiges besitzt und entwickelt, dafür giebt es nur zu viele Beweise. Ich erinnere an Aristophanes, Petronius, Boccacio, Rabelais, viele französische Romane und englische Schauspiele, Göthe's Blocksbergscenen u. s. w.

Ich habe schon bemerkt, daß sich nach meisterhaften Beschreibungen in den griechischen Romanen, große Gemälde herstellen ließen, hier mag

nur die Beschreibung eines kleinen künstlerischen Gegenstandes Platz finden. Einen Amethyst, der zum Ringe diente, schildert Heliodor (V, 14) in folgender Weise: Auf einem mäßig hohen Felsen, saß ein Knabe und hütete eine Heerde, die er nach den Tönen seiner Querflöte lenkte. Je nachdem er diese stimmte, je nachdem rückten (so schien es) seine Schafe fort, oder hielten an. Man fühlte sich geneigt zu glauben, sie trügen goldene Vließe, und doch gebührte der Kunst hieran kein Antheil, sondern der Amethyst hatte ihre Rücken mit dieser ihm eigenthümlichen Röthe geschmückt. Auch zarte hüpfende Lämmer sah man darauf gebildet. Hier liefen einige truppweise den Felsen hinan, dort drehten andere sich in den Strahlen des Amethysts wie in einer Sonne. Die Vertiefung des Steins, legte sich wie ein goldenes Gehäge um sie und den Felsen. Dieser selbst war keine Nachahmung, sondern Wirklichkeit: denn der Künstler hatte ein sich erhebendes Stück des Steines dazu gebildet, und in der Wahrheit gezeigt was er wollte, indem es ihm vorzüglich erschien, Stein in Stein zu bilden.

Ueber die Beschaffenheit der gewöhnlichen Gewerbe und die Landwirthschaft, geben die Romane keine erhebliche Auskunft, doch schließt sich an jene die Vorliebe für Gärten an. Es ist nicht uninteressant zu hören, wie ein solcher, vor etwa 1500 Jahren in Kleinasien, bei Mitilene, eingerichtet war. Longus (IV, 1) erzählt: Der auf einer Anhöhe liegende Garten des Dionysophanes, war eine durchaus schöne und königliche Anlage, hatte in die Länge ein Stadium und in die Breite vier Morgen, so daß er mit Recht eine weite Ebene heißen konnte. Es erfüllte ihn eine Menge von Bäumen, Aepfel, Birnen, Feigen, Oliven, Myrten, Granaten, und in manchen Theilen schlanke Weinstöcke, deren sich färbende Trauben auf den Aepfel- und Birnbäumen lagen und mit ihren Früchten zu wetteifern schienen. Außer jenen zahmen Bäumen gab es daselbst Cypressen, Lorbeeren, Platanen und Pinien. Um alle diese schlang sich, statt der Reben, der Epheu, und ahmte in seinen großen, schwärzlichen Glocken, den Trauben nach. Die fruchttragenden Bäume standen (als die sorgfältiger zu verwahrenden) innerhalb, und wurden von den unfruchtbaren, wie von einem durch Menschenhände verfertigten Zaune eingefaßt. Das Ganze umschloß eine leichte Mauer.

Die Gartenfläche selbst war regelmäßig zertheilt und Stamm von Stamm gehörig gesondert, in der Höhe aber griffen die Zweige ineinander und vermischten ihr Laub. Ueberall sah man Beete voll Blumen, von denen einige die Kunst erzog, andere die Erde von selbst erzeugte. Zu jenen gehörten Rosen, Hyacinthen und Lilien, zu diesen Veilchen,

Narcissen und Anagallis. Im Sommer gab es hier Schatten, im Frühlinge Blumen, im Herbste Weinlese und in jeder Jahreszeit Früchte. Aus dem Garten selbst überschaute man eine Ebene und die auf ihr weidenden Heerden, und das Meer nebst den durchsegelnden Schiffen; — ein Vorzug, welcher den Werth der Anlage ungemein erhöhte. In der Mitte des Gartens stand ein Altar und ein Tempel des Bacchus, jener von Epheu, dieser von Reben umschlungen. Das Innere des Tempels schmückten Gemälde, die sich auf die Geschichte des Bacchus bezogen: die gebährende Semele, die schlafende Ariadne, der gebundene Lykurg und der zerrissene Pentheus. Hier sah man die überwundenen Inder, dort die verwandelten Tyrrhener, und überall Satyrn und tanzende Mänaden. Auch Pan war nicht vergessen. Die Flöte spielend saß er auf einem Felsen und schien für die kelternden Männer und tanzenden Weiber eine gemeinsame Melodie anzustimmen.

Kehren wir, nach diesen meist heiteren Mittheilungen zur Prüfung der geselligen Verhältnisse jener Zeit zurück, so zeigt sich neben mancher Besserung (insbesondere der Lage und Würdigung der Frauen), doch die unveränderte Fortdauer eines, damit nur allzunahe verbundenen großen Uebels, nämlich der Sklaverei. Erfreuten sich auch die Hausklaven bisweilen einer milderen Behandlung, und zeigten sie dann Liebe und Treue, so fehlte es doch auch nicht an zweideutigen und nichtsnutzigen Sklaven, wie wir sie schon aus Plautus und Terenz kennen lernten. Sklavenhandel und Mädchenraub (oft außerdem mit körperlichen Mißhandlungen verbunden) werden nur zu oft erwähnt, und wenn auch einzelne Freigeborene durch die Gerichtsbehörden errettet wurden, so gab es doch im Allgemeinen gar keine Hülfe gegen diese Leiden, da Gesetz und Staat bekanntlich die Rechtmäßigkeit der Sklaverei anerkannten (Ach. Tat. 4, 5).

Eine nicht geringere Krankheit der geselligen Verhältnisse zeigt die außerordentliche Ausdehnung des Land- und Seeraubes, welcher mit verdammlicher Gewalt und Grausamkeit, gleichwie mit boshafter List betrieben ward. So verkleideten sich z. B. junge Räuber als Mädchen um diese zu täuschen und desto leichter einzufangen. In einem Theile des unteren Aegyptens hatten Räuber (vom Nile und Morästen umgeben und geschützt) eine Art von Staat, von Republik errichtet; sie griffen oft in Scharen von mehreren Hunderten, Dörfer und Städte an und plünderten, so daß man einen förmlichen Krieg gegen sie führen mußte (Ach. Tat. 1, 9, 29); Xenophon 23, 24, 76, 90).

Wie konnten (die Frage liegt nahe) Gewerbe, Handel, ja Bildung überhaupt, neben derlei Verhältnissen bestehen? Und doch finden sich

hiefür mancherlei Beweise. Es wird erzählt daß auf einem Schiffe, welches mit Seeräubern in Kampf gerieth, ein als Homeride, als Sänger glänzend gekleideter Akarfode, seine Genossen muthig in den Kampf führte (Ach. Tat. 296).

Behufs des Verkehrs mit fremden Völkern lernte man fremde Sprachen, oder hielt sich geübte Dolmetscher (Xenophon 52).

Anstatt jedoch mehrere Einzelnheiten dieser Art aufzuzählen, wollen wir nebeneinanderstellen, was die griechischen Romane über Erdbeschreibung, Naturwissenschaften und Handelsverbindungen zerstreut mittheilen. Es ist jedenfalls anziehend zu erfahren, was man vor so vielen Jahrhunderten wußte, und wie man viele merkwürdige Dinge betrachtete.

Da die Verfasser der griechischen Romane wahrscheinlich nach dem zweiten bis fünften Jahrhundert (n. Chr.) lebten, so ist es auffallend daß sie Rom gar nicht erwähnen. Allerdings legen sie ihre Erzählung in unbestimmte Zeiten zurück (Chariton sogar bis in die Zeit des peloponnesischen Krieges), indeß sollte man erwarten daß irgendwo irgend etwas Römisches durchscheinen und sich kenntlich machen würde. Mir ist jedoch nichts der Art aufgefallen. Wenn von phönicischen Schiffen und Räubern und von Karthago die Rede ist, so bezieht sich dies Alles wohl ebenfalls auf frühere Zeiten (Heliod. 2, 46).

Ueber Erdbeschreibung wissen die Romane am Besten Bescheid von Kleinasien und besonders von Aegypten. Sie erzählen: Die Aegypter zeigen sich in Gefahren muthlos, bei sicheren Verhältnissen hingegen kühn. Beides in übertriebenem Maaße: denn sie geben entweder feige nach, oder sie herrschen muthwillig (Ach. Tat. 312). — Als wir uns vom Meere her Alexandrien nahten und durch das Sonnenthor in die Stadt eintraten, wurden unsere Augen erfreut und geblendet durch glänzende Schönheit. Von dem Thore der Sonne bis zum Thore des Mondes, geht man durch eine Doppelreihe von Säulen zu dem großen Markte, in welchen viele Straßen einmünden und wo Einheimische und Fremde sich drängen. Von hier kamen wir zum Alexanderplatz in eine gleichsam neue Stadt, wo wiederum sich Säulenreihen in anderen Richtungen zeigten. So folgte immer mehr des Sehenswerthen bis wir es kaum zu fassen vermochten. Auch erlebten wir das große Fest des Serapis und des Jupiter Milichios, wo die Abenderleuchtung so glänzend war, als sehe man die Sonne in Sterne zerfällt (Ach. Tat. 396, 400).

Der persische Statthalter Oroondates (Heliod. 2, 21, 2ff, 115, 116 war hauptsächlich mit dem Kriege gegen den Ueberfischer Aethiopiens

beschäftigt, wo die Grenzstädte und Bezirke, Philä und Syene bald von dieser, bald von jener Partei besetzt wurden (Heliod. 2, 214).

Meroe ist die Hauptstadt Aethiopiens. Die große Landschaft (gleiches Namens) wird vom Nil, Astaboras und Asasoba eingeschlossen. Man findet hier gewaltige Thiere und vor Allem Elephanten. Ferner die schönsten, reichlich fruchttragenden Palmen, und Weizen von solcher Höhe daß sich ein Pferd, oder Kameel, darin verbergen könnte; ja manche Saat trägt 300fältig (Heliod. 2, 340). — Nach Meroe kamen Gesandten aus dem glücklichen Arabien und brachten dem Könige Hydaspes Geschenke von Zimmet und anderen wohlriechenden Gewürzen. Auch erschienen Troglodyten mit dem sogenannten Ameisengolde und einem Gespann Greifen, welche mit goldenem Gebiß aufgezäumt waren (Heliod. 2, 384). Auch noch entfernter Völker (so die Blemmyer) überreichten Geschenke mancherlei Art: — alles Beweise der Macht des Meroe-äthiopischen Staates.

Es sei erlaubt hier noch vereinzelte Nachrichten über persische Einrichtungen (in und außerhalb Aegyptens) mitzutheilen. — Vor den persischen Gerichten erschienen Männer und Weiber nie gleichzeitig, sondern sie wurden getrennt vorgeladen und über sie geurtheilt (Heliod. 2, 180).

Die Rüstungen der schwerbewaffneten persischen Reiter glänzten von Gold und Silber; hinter ihnen folgten in gesicherterer Stellung, die leichtbewaffneten Bogenschützen. Noch weniger vertraute man den aegyptischen und afrikanischen Schleuderern und gebrauchte sie fast nur zu zerstreutem Angriff. Der Feldherr befand sich in der Mitte auf einem Sichelwagen, umgeben von den tüchtigsten der schwerbewaffneten Reiter. Diese trugen Helme, welche selbst das Gesicht schützten und nur Oeffnungen ließen für die Augen. In der Rechten einen Speer, die Linke mit dem Lenken des Pferdes beschäftigt, der ganze Körper mit einem beweglichen, sich den Gliedern anschließenden Schuppenpanzer bedeckt. Auch die Pferde sind durch Rüstungen geschützt, und der Spieß wird so an ihnen befestigt, daß es den Angriff erleichtert und verstärkt (Heliod. 2, 362). Schon Cyrus hatte festgesetzt, wie viele Reiter, Fußgänger, Streitwagen, Elephanten u. s. w. jede Landschaft, oder jeder Volksstamm stellen müsse. Die strenge Kriegszucht mußte jedoch leiden, wenn die späteren persischen Könige mit ins Feld nahmen, Weiber, Kinder, Beischläferinnen, Eunuchen, Dienerschaft, Gepäck, Schmuck u. s. w. Alles in Uebermaß (Chariten 148, 149).

Die Perser mußten eingestehen daß ihnen die Griechen in vielen Dingen überlegen seien; ja etliche derselben bewunderten und nachahmten Sitten und Gebräuche (Heliod. 2, 169). — Am persischen Hofe ward

ein förmlicher Wettkampf zwischen der schönsten Perserin Rhodogune, und der schönsten Griechin Kallirrhoe angestellt, und Chariton berichtet, daß die letzte glänzend obgesiegt habe (Chariton 310).

Ich gehe (wie es meine Aufgabe nicht anders erlaubt) plötzlich über zu einem ganz anderen Gegenstande. Wir sahen bereits daß die Verfasser der griechischen Romane große Geschicklichkeit besaßen im Beschreiben von Kunstwerken und schöner Natur. Ich füge hinzu: Achilles Tatius (358, 368) giebt eine ungemein gelungene Schilderung des Nil, seines regelmäßigen Steigens und Fallens, der Behandlung des Landes, der Lebensweise aller Anwohner, der Berieselungen, Eindämmungen u. s. w. Nicht minder ausgezeichnet sind die, fast sachverständigen Beschreibungen mehrerer Thiere, so des Elephanten, des Nilpferdes, und vor Allem des Krokodills (Ach. Tat. 152, 323, 388).

Auf einem verschiedenen, jedoch verwandten Boden, steht folgender Bericht. Wer ist (fragt jemand bei Achilles Tatius 310) der Vogel, welchem man so viel Ehre erzeigt, und solch ein Grabmal errichtet? Zur Antwort: es ist der in Aethiopien geborene Phönix, von der Größe und Farbe eines Pfauen, jedoch noch schöner. Die Federn erscheinen gemischt von Gold und Purpur, und er rühmt sich der Vogel der Sonne zu sein, was auch sein Kopf bezeugt, der eine Krone trägt, welche aus blauen und rosenrothen Federn besteht, die sich gleich Sonnenstrahlen ausbreiten. Den lebenden Phönix besitzt Aethiopien, den, erst nach vielen Jahren gestorbenen aber Aegypten. Sein Sohn bereitet ihm ein Grabmal aus den wohlriechendsten Myrrhen, legt den Verstorbenen hinein und trägt ihn begleitet von unzähligen Vögeln, in die Stadt der Sonne, wo ihn Priester in Empfang nehmen und mit großen Ehren begraben.

Da die Helden und Heldinnen der griechischen Romane (freiwillig, oder gezwungen) große Reisen zu Wasser und zu Lande antreten mußten, so konnten ihnen Handelsverhältnisse nicht verborgen bleiben, und so erfahren wir daß nicht bloß phönicische, sondern auch babylonische Tapeten und kostbare Gewebe sehr im Gebrauch waren, daß man die Baumwollenkultur kannte, daß über Alexandrien, den Häfen des rothen Meeres und Aethiopien ein lebhafter Handel mit mannigfachen Gegenständen getrieben wurde. Daß die schon erwähnten argen Räubereien, Handel und Verkehr sehr stören mußten, versteht sich von selbst, daneben finden sich aber auch Klagen über unbequeme Zölle (Heliod. 1, 252; 2, 32, 182.; Xenophon 14, 40, 71, 76, 79; Ach. Tat. 256; Chariton 26).

Nach Mittheilung aller dieser Einzelnheiten bleibt eine Hauptfrage unerledigt: nämlich: wie verhält sich die Welt der griechischen Romane zum Christenthume. Zu der Lebenszeit der Verfasser jener Romane hatte das Christenthum gewiß schon so große Bedeutung und Wichtigkeit daß gebildete Männer, ja der zahlreichste Theil der Bevölkerung davon Kenntniß nehmen wollte, oder mußte. Ja es wird (wiewohl unerwiesen) behauptet, daß zwei von den Verfassern Bischöfe waren. Obgleich man annehmen darf daß sämmtliche Verfasser das Christenthum kannten, fand ich doch in ihren Werken nicht die geringste Spur einer solchen Kenntniß, ich finde keine Andeutung von Verliebe, oder Haß. So bleibt nur mitzutheilen, wie sie die heidnische Religion darstellten, es sei für die Zeit ihres Lebens, oder für die Zeit der von ihnen erzählten Geschichten.

Den Göttern zu Ehren feierten ganze Städte glänzende Feste, oder Einzelne brachten ihre Huldigungen dar; beides immer verbunden mit großen Opfern, oder kleineren Geschenken. Unter diesen auch Gemälde zum Andenken gewisser Ereignisse. Nohere Genossenschaften bezweckten sogar Menschenopfer, sie kamen jedoch nicht zur Vollziehung (Xenophon 118, 3, 10, 13, 17, 40).

Unter den Göttern werden vorzugsweise erwähnt, Diana, Apollo, Juno, Bachus, Astarte, der tyrische Herkules, Serapis, Isis (Xen. 6, 12; Ach. Tat. 6, 616, 633). Selbst in Rhodos finden wir einen Tempel der Isis und der Sonne (Xen. 104, 115).

Neben der Gottesverehrung bestanden Orakel: so des Apollo bei Kolophon, der Isis und des Apis in Aegypten (Xen. 11, 94). Zu beiden gehören einflußreiche Priester. In Ephesus bestand eine eigenthümliche Art von Dienstpflicht, von Conscription, für die Tempel der Diana und des Apollo. Die Söhne der Vornehmen wurden nämlich auf ein Jahr lang förmlich zur Uebernahme von Priestergeschäften berufen (Heliod. 1, 59). In Aegypten dagegen gab es ein Erbrecht auf das Priesterthum, und ältere Brüder beklagten sich daß jüngere sie rechtswidrig darum gebracht hätten (Heliod. 1, 54, 82). Nachgewiesen wird ferner, wie sich die auf Geringes gerichtete, fast verächtliche ägyptische Priesterweisheit, von der wichtigen, erhabenen wesentlich unterscheide.

Mit dem Allem vertrug sich Aberglauben der mannigfachsten Art.: Bedeutung der Träume und des Vogelfluges, Wahrsagereien, Heilung durch gesungene Sprüche, Liebestränke u. dergl. (Ach. Tat. 24, 138, 139, 120, 179, 376, 404, 408). Die Bekenner keiner Religion haben sich von dem, allen Menschen so natürlichen Aberglauben frei

gehalten; er wird nur minder schädlich wenn höhere Grundsätze und gründlichere Bildung, zur Vertilgung, oder doch zur Minderung kräftig hinwirken.

Ich widerstehe der naheliegenden Versuchung zum Schlusse allgemeinere Betrachtungen anzuhängen; mein Zweck war nur, eine Uebersicht des gewöhnlich vernachlässigten sachlichen Inhalts der griechischen Romane vorzulegen.

Den 27. Mai 1867.

Proben deutschen Stils.

Ich habe behauptet, und behaupte auch noch, daß selbst die ausgezeichneteren deutschen Schriftsteller, Sprache und Darstellung nicht selten äußerst vernachlässigen und unverständlicher schreiben, als jemals die Franzosen, Engländer, oder Italiener. Ich gebe Beweise, wie sie mir in die Hand fallen.

E. Gerhard.

Oben anstehend unter diesen pelasgischen Göttersystemen, seit dunkeler Vorzeit und wegen Nachbarschaft oder Begriffsverwandtschaft selbst in der Benennung von Kabiren gemeinhin mit inbegriffen, ist das samothrakische, dessen, wenn wir der Sage von Dardanus glauben dürfen, vielmehr im Dienste der Brudergötter und etwa der Pallas zu suchen der Kern aus anderen Anlässen, vermuthlich aus der schon oben berührten Verschmelzung mehrerer Kulte, hinter dem Dienste einer spekulativ ausgebildeten Göttermutter zurückstehen mußte. Mythologie I, 138.

Herder.

Sowie nun das, bei dem großen Vorrathe von Kräften und Fähigkeiten, den wir entwickelt vor uns finden, bei dem schnelleren Laufe unserer Säfte und Regungen, Lebensalter und Gedankenplane, wo eins das Andere wie eine Wasserblase, die andere zu verfolgen und zu zerstören eilt, bei dem so oft mißhelligen Verhältnisse zwischen Kraft und Besonnenheit, Fähigkeit und Klugheit, Anlagen und gutem Herzen, die ein Jahrhundert des Verfalls immer verzeichnen — wie's bei dem Allem Absicht und abwägende Weisheit scheint: eine große Masse kindischer Kräfte, durch kurze, kraftlose Dauer des Lebensspiels zu mäßigen und zu sichern; gehörte nicht auch allein jenes erste, stille, ewige Raum und Patriarchenleben dazu, um die Menschheit in ersten

Neigungen, Sitten und Einrichtungen zu wurzeln und zu gründen. Werke zur Philosophie 2, 243.

Schiller.

Venus steigt ganz vollendet aus dem Schaume des Meeres empor; vollendet, denn sie ist ein beschliessenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als solches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nämlich nichts Anderes ist als ein schöner Vertrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtigt, und daher jede ihrer Eigenschaften, durch den Begriff, der ihr zum Grunde liegt, vollkommen entschieden ist, so kann sie (der Anlage nach) als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich diese erst unter Zeitbedingungen zur Entwickelung kommt. Die technische Vollkommenheit ist das System der Zwecke selbst; die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung, ist dagegen eine Eigenschaft der Darstellung dieser Zwecke, sowie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Die Schönheit muß jederzeit ein freier Naturtrieb bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, sondern bloß gestatten. — Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen. Denn um es endlich auf einmal herauszusagen: der Mensch spielt nur wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Werke VIII, 1. Abth. S. 9 und 317.

Daß die moderne Latinität hier nicht zurückbleibt, zeigt folgender Titel eines Lehrbuchs des Kanzlers

G. M. Pfaff

zu Tübingen (1720). Der Titel lautet: Institutiones Theologiae dogmaticae et moralis, ubi, utroque in unam massam jacta, et posthabitis tantisper, quae veritati tantopere nocent, sectae praejudiciis, auctoritatisque studio nimio proscripto, ad divinae revelationis tantinom, haud neglectis, quibus gaudemus, libris symbolicis, res fidei morumque ita exiguntur, ut, adspersa subinde dogmatum historia, ostensoque litium, quae Ecclesiam Christi scindunt, nemento, resectisque logomachiis, ad solidam rerum divinarum cognitionem, et ad pacem ecclesiasticam, maxime vero ad mentes divino lumine, vividique Christianismi, virtutumque Christianarum praxi imbuendas, quantum quidem in breviario doctrinae sanctioris fieri potest, via paretur. Schrökh, 8, 22.

F. C. Baur.

Das Universum ist der ewige Prozeß, in welchem das Leben in der Allheit seiner Formen sich hervorbringt; ebenso ist im Universum die Menschheit die im irdischen Raume verbreitete und in der Zeit sich ergänzende Gesammtheit aller Mischungsverhältnisse, welche Geist und Materie unter den Bedingungen dieses Planeten eingehen können, und so jeder an seiner Stelle ein göttlich gewolltes Ergänzungsstück dieser Totalität. In dieser Betrachtung erscheinen dem Einzelnen bald die unzähligen Mischungen verschiedener Anlagen, die er in den Charakteren anderer anschaut, nur als festgehaltene Momente seines eigenen Lebens, die Menschenwelt überhaupt nur, als sein eigenes vervielfältigtes, deutlicher ausgezeichnetes Ich, er selbst als ein Kompendium der Menschheit, umfassend die ganze menschliche Natur. Der Standpunkt der Schleiermacherschen Weltanschauung ist der Zusammentritt des allgemeinen Lebens mit dem besonderen, die heilige Vermählung des Universums mit der fleischgewordenen Vernunft, aus welcher allein unser ganzes Leben und Bewußtsein hervorgeht, eine Vereinigung, welche, weil in ihr Bewußtsein und Gegenstand eins sind, selbst nicht in das Bewußtsein fällt, sondern nur im Entstehen, im Auseinandertreten ihre Spuren in demselben zurücklässt. Baur, Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts 88.

Marcus.

Entzündung ist das Ergriffensein des elektrischen Moments in den Dimensionen. Die Irritabilität ist der Kampf des Magnetismus mit der Elektricität. Die Arterie ist die positive, die Vene die negative Seite der Irritabilität. Wunderlich, Geschichte der Medicin 256.

Christiansen, Professor in Kiel: Die Wissenschaft der römischen Rechtsgeschichte, 1828 S. 1: „Sie (die Wissenschaft) ist absolute Subjektivität, also Punkt, als diese aber ist sie, also Objektivität, unendliche Assimilation ihrer selbst d. i. Sein. Sie ist nichts, als diese Objektivität, also daß diese Nichts ist, als die Substanz, das Selbst also Nichts, als Subjektivität ist. Das Sein, als das absolute Anders der punktuellen Subjektivität, ist das Auseinander und Nacheinander. Aber da das Sein, als das absolute Anders des Subjektiven, welches das Absolute ist, absolut das Subjektive ist, so ist es unendlich, und das Subjektive, die Aktualität in Wahrheit nur die Unendlichkeit des Auseinanders und Nacheinanders, also das Selbst aus Selbst, das Selbst nach Selbst.

Kant.

Sie erkannten nicht, daß dieser Raum in Gedanken den physischen, d. i. die Ausdehnung der Materie selbst möglich mache: daß dieser gar keine Beschaffenheit der Dinge an sich selbst, sondern nur eine Form unserer sinnlichen Vorstellungskraft sei: daß alle Gegenstände im Raume bloße Erscheinungen, d. i. nicht Dinge an sich selbst, sondern Vorstellungen unserer sinnlichen Anschauung sein, und, da der Raum, wie ihn sich der Geometer denkt, ganz genau die Form der sinnlichen Anschauung ist, die wir a priori in uns finden, und die den Grund der Möglichkeit aller äußeren Erscheinungen (ihrer Form nach) enthält, diese nothwendig und auf das präciseste mit den Sätzen des Geometers, die er aus keinem erdichteten Begriff, sondern aus der subjektiven Grundlage aller äußeren Erscheinungen, nämlich der Sinnlichkeit selbst zieht, zusammenstimmen müssen. Prolegomena zur Metaphysik 61.

F. H. Jacobi.

Den Morellet kannst Du fürs Erste noch behalten. Es freut mich Deine anhaltende Zufriedenheit mit diesem Buche um so mehr, da es unter die Zahl derjenigen Bücher gehört, die ich mehr als einmal zu lesen und mehr als einmal zu verschenken pflege, welches letztere ich mir beinahe zur Pflicht mache, wenn entgegengesetzte Sophistereien von wichtigen Recensenten, welche mehr auf den Vortrag, als auf die Sache sehen, dringend empfohlen und in einem summarischen Berichte dem Leser dergestalt insinuirt und eingegeben werden sind, daß Männer wie Morellet dabei als Schriftsteller erscheinen, welche sich nur das Ansehen geben, der Sachen kundig zu sein, da sie doch in einem Mißverstande der Vernunft und Erfahrung, in einem Aberglauben an übel verdaute Grundsätze und unschickliche Beispiele, im Mißbrauche der Anwendung u. s. f. auf das Jämmerlichste begraben liegen. Werke IV, 3, 390.

J. G. Fichte.

Dieser historische Satz: Jesus war durch seine Stellung in der Zeit, und durch sein Verhältniß zur Vorwelt, Mitwelt und Nachwelt der erstgeborene und eingeborene Sohn, wurde nun metaphysisch genommen. Gott erzeugte in der Zeit den Sohn, als sein Beruf ihm klar ward: dieser Moment war es, von welchem in der Zeit der Beginn des Himmelreichs datirte. Klar ward, sagen auch wir und können nicht anders sagen, den Beruf an sich vor seiner Erscheinung im klaren Bewußtsein voraussetzend. Nein sagte man: die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit der Zeit überhaupt fehlt: er hat ihn gezeugt von Ewig

keit. Richtig. Wir haben oben den strengen Beweis geführt. Ein Christus lag schlechthin nothwendig und nach ihrem innern Gesetze in der Erscheinung: sie gesetzt, ist er gesetzt. Staatslehre S. 219.

Es muß Alles so bleiben, wie es durch das freie Wesen einmal erkannt und in seinem Begriff gesetzt worden ist; es sei nun durch dasselbe besonders modificirt, oder nicht modificirt. Das nicht Modificirte wird, wenn es nur durch das Vernunftwesen gedacht und mit seiner Welt zusammengereiht worden ist, gerade dadurch daß es nicht modificirt worden ist, ein Modificirtes. Die Person hat es zu Folge ihres Zweckbegriffs von dem Ganzen, zu welchem dieses bestimmte Ding passen soll, nicht modificirt, weil es nur in dieser seiner natürlichen Gestalt dazu paßt, und würde es modificirt haben, wenn es dazu nicht gepaßt hätte; oder es hat seinen Zweck nach dieser Beschaffenheit des Dinges modificirt. Seine Enthaltung von einer gewissen Thätigkeit, war selbst Thätigkeit, eine zweckmäßige Thätigkeit, mithin eine Modifikation, wenn gleich nicht dieses bestimmten Dinges, doch des Ganzen, zu welchem dieses Ding passen sollte. Grundsätze des Naturrechts 133.

Schelling.

Die Natur strebt in der dinamischen Sphäre nothwendig zur absoluten Indifferenz. Weder durch Magnetismus noch durch Elektricität wird die Totalität des dinamischen Prozesses dargestellt, sondern nur durch den chemischen Prozeß. Mit der dritten Dimension des Produkts sind zugleich auch die beiden ersten gesetzt; in der Natur selbst ist eins und ungetrennt, was zum Behuf der Spekulation getrennt wird. Im ersten Moment ist Vereinigung der Kräfte für die Anschauung und dinamische Identität beider, im zweiten dinamische Entgegensetzung und Getrenntsein beider für die Anschauung. Die zwei ersten Momente müssen vereinigt werden, um ein reelles zu konstruiren. Die jetzt zu lösende Aufgabe wird also die sein: wie beide Kräfte zugleich dinamisch getrennt, und für die Anschauung als identisch gesetzt sein können. Dies ist nur dadurch möglich, daß ihre Produktionen in einer gemeinschaftlichen dritten dargestellt werden, welche als durch wirkliches Durchdringen oder Multipliciren der Produkte entstehend gedacht, die zweite Potenz der Fläche oder der Kubus sein muß. Die beiden Körper, die sich im elektrischen Prozeß nur in den beiden Dimensionen verändern, verändern sich im chemischen Prozeß in allen drei Dimensionen, oder gelangen zur wirklichen wechselseitigen Durchdringung, d. h. Darstellung einer gemeinschaftlichen Raumerfüllung. Das Schema des Magnetismus ist folglich die

Linie, der Elektricität der Winkel, des Galvanismus, der ſelbſt ein chemiſcher Prozeß iſt, das Dreieck.

„Das Waſſer enthält, ebenſo wie das Eiſen, nur in abſoluter Indifferenz, wie jenes in relativer Kohlen- und Stickſtoff, und ſo kommt alle wahre Polarität der Erde auf eine urſprüngliche, Süd und Nord, zurück, welche im Magnet fixirt iſt.“ Und an einer anderen Stelle: „Das Thier iſt in der organiſchen Natur das Eiſen, die Pflanze das Waſſer. Denn jenes fängt von der relativen Trennung (der Geſchlechter) an. Dieſe endet darin. Das Thier zerlegt das Eiſen, die Pflanze das Waſſer. Das weibliche und männliche Geſchlecht der Pflanzen iſt der Kohlenſtoff und Stickſtoff des Waſſers.“ Schoedlers Chemie 266.

Schleiermacher.

Der Einzelne aber, wie er ſich anſchließt an die anderen Bildungen der Erde, und ſein Erkennen in ihnen ſucht, da doch ihr Erkennen allein in ihm wohnt, dieſer iſt das Werden allein, und iſt im Abfall und Verderben, welches iſt die Zwietracht und die Verwirrung, und er findet ſeine Erlöſung nur in dem Menſchen an ſich. Darin nämlich, daß eben jene Einerleiheit ewigen Seins und Werden des Geiſtes, wie er ſich auf dieſem Weltkörper offenbaren kann, in jedem ſelbſt aufgeht, ſo daß jeder alles Werden und auch ſich ſelbſt nur in dem ewigen Sein betrachtet und liebt, und inſofern er als ein Werden erſcheint auch nichts anderes ſein will, als ein Gedanke des ewigen Seins, noch in einem andern ewigen Sein will gegründet ſein, als in dem, welches einerlei iſt mit dem immer wechſelnden und wiederkehrenden Werden. Weihnachtsfeier 92.

Solger.

Je kleiner ein Ding iſt, deſto größer iſt ſein Inhalt, und inſofern iſt der Punkt das Inhaltvollſte. Schriften I, 88.

Iſt dies nicht die höchſte Liebe, daß Gott ſich ſelbſt in das Nichts begeben, damit wir ſein möchten, und daß er ſich ſelbſt ſogar geopfert und ſein Nichts vernichtet, ſeinen Tod getödtet hat, damit wir nicht ein bloßes Nichts bleiben, ſondern zu ihm zurückkehren und in ihm ſein möchten. Das Nichtige in uns iſt ſelbſt das Göttliche, ſofern wir es nämlich als das Nichtige und uns ſelbſt als dieſes erkennen. I, 511.

Fortlage

ſchreibt mit Bezug auf Schopenhauer (Geſchichte der Philoſophie 407): Der Wille iſt das Ding an ſich. Unter Wille wird aber der die Vor-

ſtellung ſetzende Naturtrieb verſtanden. Die von dieſem Triebe geſetzte Welt in Raum und Zeit, als die Welt unſerer Vorſtellung, iſt bloße Erſcheinung, und das ihr zum Grunde liegende Reale, — einzig der Trieb.

Rixner

ſagt in ſeiner Geſchichte der Philoſophie (I, 135): „In der Lehre des Leucippus iſt das Eins nicht in ſeinem Sein, ſondern vielmehr in ſeinem Nichtſein als Eins, d. h. als das Gegentheil ſeiner ſelbſt, nämlich als ein unendliches Vieles, nicht eigentlich erſt wird, ſondern nur ſich ſelbſt von ſich ſelbſt als ein Anderes (mithin Vieles und Nicht-Eins) außer ſich (d. h. in der Beziehung auf ſein eigenes Nicht Sein und folglich im Leeren) abſtößt, wie dann auch jedes Moment der Vielheit als ein Andersſein an und für ſich jedes andere Moment als Andersſein von ſich abſtößt, und gegenſeitig von ihm abgeſtoßen wird: wodurch eine unendliche Vielheit des eigenen Setzens des Eins außer ſich im Leeren, d. h. in ſeinem Nichtſein als Eins, das aber nicht bloß leeres abſtraktes Nichtſein, ſondern zugleich auch als Negation der Negation (als Nichtſein des Einsſein, das ſelbſt eine einfache Negation iſt) ein wirkliches Andersſein iſt, zum Vorſchein kommt."

Hegel.

Das Sprode, als an ſich ſeiende Totalität der formirenden Individualität, ſchließt ſich zum Unterſchied des Begriffs auf. Der Punkt geht zunächſt in die Linie über, und die Form ſetzt ſich an derſelben in Extreme entgegen, welche als Momente kein eigenes Beſtehen haben, ſondern nur durch ihre Beziehung, welche erſcheinend ihre Mitte und die Indifferenz des Gegenſatzes iſt, gehalten ſind. Dieſer Schluß macht das Prinzip der Geſtaltung in ihrer entwirkeleten Beſtimmtheit aus, und iſt, in dieſer noch abſtrakten Strenge, der Magnetismus.

In der geſtalteten Körperlichkeit iſt die erſte Beſtimmung ihre mit ſich identiſche Selbſtſichkeit, die abſtrakte Selbſtmanifeſtation ihrer als unbeſtimmter, einfacher Individualität, — das Licht! Werke 1, 246, 277.

Die ſo zu Momenten des Planeten herabgeſetzten freien Qualitäten, ſind die phyſikaliſchen Elemente; der Planet iſt daher erſt wahrhaft Prozeß, das realiſirte thätige Weſen, weil er eine Totalität von Unterſchieden an ſich, als dem zu Grunde liegenden Subſtrate, darſtellt. Das Moment der abſtrakten Identität, aber nicht mehr als paſſive

Allgemeinheit, sondern als negative, verzehrende, auf die Besonderheit bezogene Allgemeinheit, ist die Luft, das verdachtlos schleichende Element. Die Elemente des Gegensatzes, als das für sich seiende, nicht mehr allgemeine, sondern individualisirte Verzehren, das im Verzehren sich selbst verzehrt, ist das Feuer; das gleichgültige Auseinanderfallen, das Wasser, als das Element der Neutralität. Die Erde endlich ist die feste Grundlage, an welcher diese Unterschiede in einander übergehen.

Wenn die Elektricität der zerbrochene Magnetismus war, indem in ihr die entgegengesetzten Pole selbständige Körper sind, an welche die positive und negative Elektricität vertheilt ist, und ebenso der Indifferenzpunkt, als die Explosion eines indifferenten Lichtes für sich existirt, so ist der chemische Prozeß dagegen die Totalität des Gestaltens. Schoedler, Chemie 267.

Das Blut, als die achsendrehende, sich um sich selbst jagende Bewegung, dies absolute Insichzittern ist das individuelle Leben des Ganzen, in welchem nichts unterschieden ist, — die animalische Zeit. Alsdann entzweit sich diese achsendrehende Bewegung in den kometarischen und atmosphärischen, und in den vulkanischen Prozeß. Die Lunge ist das animalische Blut, welches sich zur Atmosphäre verhält, und diesen sich unterbrechenden und herstellenden, aus- und einathmenden Prozeß macht. Die Leber dagegen ist das aus dem kometarischen in das Fürsichsein, in das lunarische Zurückkehren: es ist das seinen Mittelpunkt suchende Fürsichsein, die Hitze des Fürsichseins, der Zorn gegen das Andersein und das Verbrennen desselben. Schoedler, Chemie 273. Encyclopädie VII, 1, 573.

Das Tiefe, das der Geist von innen heraus, aber nur bis in sein vorstellendes Bewußtsein treibt und es in diesem stehen läßt, — und die Unwissenheit dieses Bewußtseins, was das ist, was es sagt, ist dieselbe Verknüpfung des Hohen und Niedrigen, welche an dem Lebendigen die Natur in der Verknüpfung des Organs seiner höchsten Vollendung, des Organs der Zeugung, und des Organs des Pissens naiv ausdrückt. — Das unendliche Urtheil als unendliches wäre die Vollendung des sich selbst erfassenden Lebens, das in der Vorstellung bleibende Bewußtsein desselben aber verhält sich als Pissen. Phänomenologie 262

Briefwechsel.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 10. Februar 1832.

Gestern hätte mir ein Gespräch mit meinem alten treuen Freunde vor Mozarts Requiem wohl die Ruhe nehmen können. Er sagte mir, vor mehreren Leuten ganz buchstäblich und ernstlich: „meine Schrift über Polen sei ein schlechter Streich, ein Schandfleck unauslöschlich meinem Charakter angehängt. Ich hätte mich den elenden Preßsklavenschreibern für den Pöbel zugesellt, um ein Paar Thaler Geld zu verdienen, und alle Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit hochmüthig mit Füßen getreten."

Nun ist — — — ein geschenter, höchst redlicher, wohlgesinnter, mir von Herzen zugethaner Mann. Soll ich nun, wie der Pöbel unter den Parteisüchtigen, dies etwa plötzlich um dieser verletzenden Worte willen leugnen? Keineswegs! — Noch weniger aber kann ich, nach strengster Prüfung meiner Absichten, Gesinnungen, Gefühle und Thaten, jenes Urtheil unterschreiben. Sein Standpunkt kann und soll nicht der meine sein; ich fühle und weiß gewisser als je, daß die Ansichten einer bestimmten Beamtenwelt, den Historiker nicht binden können und sollen, daß er ein anderes Ziel im Auge behalten, eine andere Wahrheit rücksichtslos verkünden, einen anderen Patriotismus im Herzen tragen muß.

Die Konflikte mit den Ansichten und Forderungen der Parteien, welche über die Hebenstaaten und die Pariser Briefe entstanden, waren nur geringe Verübungen, eine Vorschule, zu einem viel stärkeren Fegefeuer. Es wird mich belehren und reinigen, aber nicht verbrennen; sondern ich werde hoffentlich wie ein Salamander daraus hervorgehen,

und wenn die Nachwelt je von diesen Bagatellen Kenntniß nimmt, wird sie (was auch zu tadeln bleibe) mir die Thränen der Theilnahme, die ich bei der Entwerfung jener angeklagten Schrift vergeß, nicht für Sünde anrechnen und mich nicht wie einen sitten- und gemüthlosen Schurken verdammen.

Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Welt an mehr als einem neuen babylonischen Thurm baut, erzeugt diese Sprachverwirrungen und Mißverständnisse; sie werden sich mildern und lösen nach höherer Fügung. In solchen Zeiten soll aber jeder, mehr als je, sich selbst erkennen, auf seinen Füßen stehen und seine Aufgabe erfüllen. Das habe ich redlich versucht, konnte ich auch meiner Länge keine Elle zusetzen; und wenn gleich die Kräfte abnehmen, dann doch nicht der redliche Wille. Fünfzig Jahre bin ich alt geworden, und habe den Wissenschaften mehr Opfer gebracht an Geld, Titeln, Orden und derlei Zeug, als irgend einer meiner Ankläger je daran gewandt haben würde, — und nun soll ich litterarische Ehre und guten Namen, — um ein Paar Thaler Honorar willen — in wahnsinnigem bettelhaften Eigennutz preisgegeben haben! Ich gestehe, das ist mir zu chaldäisch. Hätte ich die Schrift nicht geschrieben — vielleicht unterließe ich es; — doch wäre dies keineswegs tadelnde Folge besserer Ueberzeugung, sondern Feigheit, um all' den Vorwürfen und Unannehmlichkeiten zu entgehen. Wahrscheinlich schriebe ich sie nur desto eher und stärker.

Die Forderung — das Tadelnswerthe bei Preußen oder Polen zu verschweigen, oder doch zu verdecken, führt zu lügenhafter Hätschelei und ins Verderben, sie ist wesentlich und im höchsten Sinne unpatriotisch. Wodurch hat sich Preußen so gehoben? Vor allem dadurch, daß es 1808—1812 mit größter Kühnheit und Selbstverleugnung das Mangelhafte, Ungerechte, Verderbliche von sich warf und die echte Wiedergeburt nicht verschmähte. Warum steht es nicht mehr anerkannt an der Spitze der Weltentwickelung? Weil es glaubt, am Ziele zu sein und die Liebedienerei mit dem Abgestorbenen oder Unzeitigen wieder emporkömmt und für Patriotismus gilt. Warum sind die Franzosen noch immer im Gährungskessel ohne beruhigende Aufklärung? Weil sie die ganze Revolution für eine heilsame Speise erklären, und selbst Marat und Robespierre als ein nothwendiges, stärkendes Gewürz in ihren politischen Kuchenzettel aufnehmen. Während man dies tadelt, warum denn nun solch Geschrei, daß ich alte Sünden nicht für das Lebensprinzip unseres Staates und unserer Entwickelung halte? Je lauter und fester man sich von ihnen lossagt, desto gesunder und wahrhaft patriotischer ist man. — In so aufgeregter Zeit, heißt es, soll man die Wahr-

heit nicht sagen, sie wirkt wie Gift. — Umgekehrt! die Zeit beruhigt sich nicht durch die negativen Mittel des Schweigens und Lügens. Sie fordert die Wahrheit, sie fühlt sie durch alle Netze des Truges hindurch. Eingeständniß und Reue, muß der Lossprechung vorhergehen. Ich habe die Beichte (welche übrigens kein Geheimniß verräth) — ausgesprochen, anstatt aber zu sagen: pater peccavi, ruft man: steiniget ihn, oder doch, jaget ihn zum Lande hinaus.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 8. März 1832.

Göthe ist nun auch todt!! — Er hätte (sagen Viele) nichts mehr geleistet. — Soll ich denn augenblicks sterben, weil ich nichts mehr produzire, — und wie, wenn Gott Einem dies gar nicht verliehen hat? Es giebt auch eine Unfruchtbarkeit der Demuth, wie eine Fruchtbarkeit des Hochmuths. So wie man den Anfang des Lebens nicht begreift, so nicht das Ende. Mache nur jeder aus dem Mittelstück, was sich gebührt, unbekummert um die Präadamiten.

Raumer an Tieck.

Den 20. April 1832.

Das Zagen vor dem Uebergroßen meiner neuen historischen Aufgabe schwindet, seitdem ich zunächst einen bestimmten Theil derselben (den ersten Band meiner Geschichte Europas) ins Auge fasse und die letzte Revision beginne. Freilich müßte ich doppelt verzweifeln, da die neuesten Werke, die ich nachträglich durchsehe, so ganz entgegengesetzte Standpunkte festhalten und Urtheile aussprechen. Dem Einen (Buchholz Ferdinand I.) erscheint die Reformation als verdammliche Empörung; Anderen dagegen (Böttiger, Rommel) als preiswürdiger Uebergang aus dummer Barbarei zu Weisheit und Freiheit. Was ich meine, wird niemand als die rechte Mitte anerkennen. — Immerhin; ich werde indessen fleißig fortarbeiten.

Zufällig kam mir in diesen Tagen das Leben der Giftmischerin Gottfried in die Hände. Seit langer Zeit hat mich kein Buch so peinlich ergriffen. Verbrechen aus großen Leidenschaften und Begierden, für große oder verdammliche Zwecke, aus falscher Weisheit oder positiver Dummheit, sind begreiflich; aber solche Masse von Verbrechen, man

möchte sagen um Nichts und wieder Nichts, wie zufällig aus der Urne herausgeschüttete Verse; solche süßliche Heuchelei neben eisiger Kälte, solche Grauel ohne alle positive Kraft, willenlos, gedankenlos, solche völlige Entfremdung von allem Menschlichen, ohne Wuth und Wahnsinn; — ist mir noch nicht vorgekommen.

Höre und lese ich von Verbrechen, aus bestimmten Gründen und Verhältnissen hervorgehend, so kann mir nicht einfallen daß ich, ganz anders gestellt, sie auch begehen könnte: aber hier, wo ein wahnsinniger Zufall Alles hervorzubringen, anzukun scheint, ergriff mich eine Angst, als hätte ich alle die Unthaten begangen, oder könnte sie nächstens auch begehen. — —

Tieck an Raumer.

Mai 1832.

(Brauchbar für alle Theatervorsteher und Freunde des Theaters.)

— Nach meiner Einsicht kann: „Wie es Euch gefällt", in drei Akte getheilt werden, welches besser ist, da es nicht so oft unterbrochen zu werden braucht; auch glaube ich, läßt es sich so einrichten, daß in jedem Akt die Dekoration stehen bleibt, welches um so besser ist, indem die Aufmerksamkeit auf Witz und Scherz dann gerichtet bleibt, die eben so flüchtig sind. Dann wäre der erste Akt ein öffentlicher Platz mit Bäumen — links der Palast des Herzogs angedeutet, rechts das Haus des Oliver und in der ersten Scene des Stückes blieben dann nur die Worte aus: „Hier in eurem Baumgarten". Charles und Oliver gehen ab, und in derselben Scene erscheinen dann Rosalinde und Celia aus dem Palast kommend. Hier geht das Ringen vor und die beiden Herren müssen sich wirklich darauf üben, es edel, anständig und interessant zu machen. Alle gehen ab in den Palast, die Prinzessinnen vielleicht in den Garten, der im Hintergrunde angedeutet, Oliver rechts spazieren, nicht ins Haus. Nun treten Celia und Rosalinde wieder vor und ihr Verbannungsurtheil wird gesprochen. Die Scene schließt pag. 97, und um nicht zu stören, kann nun die Scene zwischen Oliver und Adam pag. 100 unmittelbar angeschlossen werden. Nach dieser folgt dann die Scene des Herzogs pag. 93, an welche sich die andere kleine Scene des dritten Aktes pag. 113 ganz bequem anschließen läßt, und auf diese Art spielte das Stück nachher ununterbrochen im Walde. Um dies ganz möglich zu machen, müssen natürlich Kleinigkeiten weggelassen und Worte hinzugefügt werden. Auch kann man der prosaischen

Wahrheit halber vielleicht am Schluß des Aufzuges Nacht machen. Charles der Ringer muß übrigens der größte und ſtärkſte Mann der Geſellſchaft ſein und im tiefſten Baß ſprechen, um die kleine Rolle von den übrigen charakteriſtiſch abzuheben. Le Beau alt, überhöflich, mit lauerndem Blick, geſchwätzig, einfältig, aber fein komiſch und ja nicht Karikatur. Um die Poeſie des Stückes nicht zu ſtören, wäre es nun gut, bei dem breiten Theater es ſo einzurichten, daß die Waldſcene der zwei folgenden Aufzüge gar nicht verändert wurde. Dem Proſcenio ziemlich nahe könnte ein Rahmen von zwei Bäumen niederfallen, deſſen Laub oben gewölbt zuſammenhängt. Dieſe Mittelſcene wäre für die Tafel des Herzogs mit Gebüſch verſetzt wie ein eigenes von der übrigen Scene getrenntes Theater. Links von den Zuſchauern könnte man im Hintergrunde weit ab als Seitſtück oder auf der Deloration ſelbſt gemalt eine Hütte ſehen, die Wohnung Roſalindens andeutend. Rechts wäre ein Hügel anzubringen, nicht hoch, von dem die Reiſenden herabſteigen, um nach dem Proſcenium zu kommen, oder ſich gleich in des Theaters Mitte hinter Büſchen zu verlieren. Ein geſchickter Anordner kann alſo auf einem breiten Theater für den Behuf dieſes poetiſchen Werkes mit Wahrſcheinlichkeit dreierlei Scenen einrichten, um die ſtörenden Verwandlungen zu vermeiden. So treten denn auf Herzog, Amiens und Edelleute beim Aufzuge aus der Mitte und gehen dann links ab, um Jaques zu ſuchen. Unmittelbar darauf kommen pag. 102 die reiſenden Mädchen; Corinnus und Sylvius pag. 103 können aus der Mitte kommen. Die Lieder des Amiens dürfen durchaus nicht wegbleiben; pag. 107 ſchreiten Orlando und Adam den Hügel herunter und Orlando trägt ihn nur wenige Schritte nach der Mitte, wo ſie ſogleich hinter Gebüſch verſchwinden. pag. 108 wird der Tiſch hereingebracht, am beſten von der linken Seite, auch zum Theil mit Buſchwerk und Bäumen verdeckt, daß er ſogleich hingeſtellt werden kann. pag. 113 gehen Alle ab und Jäger nehmen den kleinen Tiſch mit fort, der nicht groß ſein darf, weil manche vom Gefolge beſſer thun, ſich auf Raſen ſitzend rechts und links im Gebüſch halb verſteckt niederzulaſſen. Um keine Störung durch Zweifel zu erregen, iſt es wohl beſſer, den kleinen Monolog des Orlando pag. 114 ganz auszulaſſen, ſo daß gleich der Bauer und Narr von links auftreten, und ſo die übrigen Scenen. Aus der Mitte kommen dann wieder pag. 125 der Narr und Käthchen, der Alt ſchlöſſe dann pag. 128. Gleich beim Aufzuge ſieht man Roſalinde und Celia, ſie gehen ab durch die Mitte zwiſchen den Büſchen (bleiben auf dem Theater) und gleich kommen rechts Sylvius und Phöbe heraus und ſo kann denn Roſalinde auch von rechts aus dem Gebüſche heraus-

treten, wenn Phöbe aus dem Proscenio selbst erschien. Rosalinde und Celia sind links abgegangen und könnten pag. 134 gleich wieder aus der Mitte heraustreten; pag. 140 muß der kleine Jagdaufzug mit Hörnermusik durchaus stattfinden, wie die Parodie eines Triumphs; der Hirsch nach Jägerweise getragen, auf grünen Baumzweigen; aber es ist schicklich, andere Worte zu setzen, um keinen Anstoß zu erregen. Frage: ob man nicht das Jägerchor aus der Euryanthe oder sonst ein populäres Waldhornlied nehmen könnte, neu oder alt, nur muß die kleine Scene nicht zu kurz ausfallen. Pag. 141 kommt Rosalinde aus der Hütte von links wieder und die Scene geht so weiter. Alle links ab. Von rechts oder aus der Mitte kommt der Narr und Käthchen, nachher Orlando und die übrigen, und gehen ab. Die kleine Zwischenscene pag. 151 und dies Lied oder ein anderes kleines, vielleicht ganz populäres, modernes dürfte nicht fehlen, um die Pause auszufüllen. Warum soll Hymen, eine Maske, nicht mit Musik erscheinen, ganz phantastisch gekleidet, vielleicht mit einem poetischen Gefolge, wo es denn gut thun würde, wenn sie feierlich rechts vom Hügel herunter schritten. Das Lied kann gesprochen werden, aber melodramatisch begleitet, und so würde am Schluß ein lustiger, ländlicher Tanz passen, der vielleicht durch Masken aller Art charakteristisch wäre und sich in ein wahres, nicht zu langes Ballet auflösen kann. — Orlando so jung und hübsch, wie möglich, naiv, bäuerlich: er ist adeliger Natur, schön gebaut, aber in seiner Unwissenheit und Leichtgläubigkeit, die ihm beide nicht übel stehen, bemerkt man seinen Mangel an Erziehung. Oliver im Anfange ja nicht zu gehässig, sowie der böse Herzog; Jaques, die schwerste und eigensinnigste Rolle des Stücks, eben so humoristisch als affektirt, gesellig und menschenfeindlich, witzig und scharf, und doch einmal dem ungebildeten Orlando gegenüber ganz einfaltig. Alle Widersprüche in den Charakteren, im Plan und Gange des Stücks können nur gelöscht und verdeckt, nicht vernichtet werden, durch leichte, humoristische Darstellung, indem jeder Spieler eine ganz andere Wahrheit, als die hergebrachte eines gewöhnlichen Lustspiels, Schäferspiels und dergleichen suchen muß und der Zuschauer muß in eine so heitere, leicht fröhliche und sanft gerührte Stimmung versetzt werden, daß er sich Alles, auch das Unzusammenhängende, wie in einem anmuthigen Traume gefallen läßt.

Raumer an Frau v. Lüttichau.

Berlin den 12. Juni 1832.

— Zelter ist seinem Freunde Göthe bald gefolgt. Ich sah ihn seit Jahren wöchentlich auf der Akademie, fand ihn so oft unter den

Linden, fuhr mit ihm nach Charlottenburg. Er fehlt mir, und es thut mir wehe, wenn ich jetzt in den Saal trete. Der abstrakte Troſt von Wiederſehen aller hier Geliebenen iſt ſehr gering; ich mag gar nicht alle die Leute wiederſehen, die ich hier geſehen habe, ſo wenig wie ich alle Bücher wiederleſen will, die ich geleſen habe. Es müſſen ganz andere Wahlverwandtſchaften ſtattfinden, ſonſt liefe Alles auf daſſelbe hinaus, und es wäre nicht abzuſehen, warum man eine ſo ſchwere Kataſtrophe wie den Tod, zwiſchen das heut und morgen ſtellen wollte.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 3. Juni 1832.

— — Ich habe jetzt zufällig Posgarus Liebesgeſchichten geleſen. Das Buch iſt anziehend und nicht ohne Talent geſchrieben; aber mit ſeiner zu kurzen moraliſchen Elle läßt ſich die Poeſie nicht meſſen. Welch flache Eitelkeit zu meinen: man verliere ſeine unſchätzbare Weisheit und unveräußerliche Perſon, wenn man ſich in fremdes Daſein ganz hineindenke und fühle, und alle Tiefe der Gedanken und Gefühle erſchöpfe ſich in dem Wiederkäuen gewiſſer, bereits hundertmal wiederkäuter Anſichten. Zunächſt wurde in der Poeſie bloß die Lyrik und in der Theologie die Polemik übrig bleiben. Jene kurze Elle läßt es im Posgaru zu keiner heiteren Verklärung, oder umfaſſend tragiſchen Reinigung kommen, es fehlt die ſcheinbare Nothwendigkeit dieſes Ausgangs, und der Moraliſt ſitzt auf der letzten Seite ſo arg auf dem Trocknen, wie ſein Gegner.

Ferner nahm ich zur Hand: Erhards Leben, von Varnhagen. Viel und ſcharfſinniges Bemühen in jener Zeit ſeiner Entwickelung, aber ohne Gott, Gemüth und Religion. Darum zuletzt nur kalt, herbe, reſignirt und dann abwechſelnd einmal anmaßend und übermüthig. Zwiſchen hinein die überſentimentalen Weiberſtimmen aus Jakobis und Jean Pauls Schule. Wohlgeſinnt, edel, zärtlich, liebevoll; aber man möchte ob all dieſer Liebe, Zärtlichkeit, edelen Geſinnung gleich des Teufels werden, und auch ein Anderer, als der kalte, gemeſſene Erhard hätte zuletzt kaum gewußt, was er antworten ſollte. Geſundheit an Leib und Seele iſt doch ein gar nöthiges Gut, und man kann ſich keine Engelsflügel anſetzen, oder mit Heiligenſcheinen umringen, ſo lange Einem die Krähenaugen weh thun und die Flöhe beißen.

Raumer an Tieck.

Den 16. Juli 1832.

Binnen acht Tagen iſt meine Schweſter Louiſe meiner Schweſter Agnes und dem Neffen gefolgt. Drei Todte binnen vierzehn Tagen,

sieben Raumers gestorben in funfzehn Monaten, zwei Onkel, zwei Tanten, zwei Schwestern, ein Neffe. Kaum glaubt man nach solchen Erfahrungen an das eigene Leben; ich bin in den letzten Tagen um ein Jahr älter und einsamer geworden. Insbesondere hat der letzte Schlag meine Fassung gebrochen. Ich habe mit meiner Schwester Louise in steter Eintracht und innigstem Verständnisse gelebt. Vielleicht hat mich nie ein Mensch so lieb gehabt, wie sie, mich so verstanden und so liebevoll gedeutet. So etwas ersetzt sich nie. Es kommt mir vor, als wäre ich werthlos geworden, seitdem ich weiß, daß diese Werthschätzung ein Ende genommen. Zu meinen Arbeiten war ich frisch und muthig, sie erscheinen mir plötzlich bedeutungslos. Dessau, sonst voll heiterer Erinnerungen, zeigt jetzt mehr theure Gräber, als anziehende Lebendige. Ich weiß sehr gut, daß die Zeit jede Wunde heilt und auch jedes Gemüth abstumpft. Ist das aber der höchste Trost?

Wiedersehen, nun ja die zusammen gehören. Wie kläglich: während ich in Berlin ruhig Suppe esse oder fade Gespräche führe, liegt die Geliebteste auf wenig Meilen im Sterben; und die gerühmten Seelen und Geister, diese durftigen Atome, ahnden es nicht, können sich kein Zeichen geben, sich aneinanderschließen, festhalten, zusammenbleiben!

Wären doch Swedenborgs Träume von geistiger Kommunikation wahr.

Raumer an Tieck.

Den 22. Juli 1832.

Ich esse, trinke, lese, arbeite, gehe spazieren. Alles in herkömmlicher und gewöhnlicher Weise. Und doch erinnert mich Jegliches — auch das, was gar keinen Uebergangspunkt zu bieten scheint — an meine Schwester. Vielleicht denke ich dereinst in Wochen oder Monaten nicht an sie! Ist das nicht aber von Neuem ein Jammer und ein Zeichen der leichtsinnigen Nichtigkeit alles Menschlichen? Das war in der That erhaben an meiner verstorbenen Tante Verlaß, daß sie an dem Schmerze über den Tod ihres Mannes ein ganzes Leben lang zehren konnte, der Vorrath nicht abnahm und selbst die zur Seite fallenden Brosamen zu Thränen rührten.

Auch Johanne, die Mutter Karls V., hat mich immer tief ergriffen, welche in ihrer Liebe — was die Leute Wahnsinn nannten und meinethalben nennen mußten — den Todten lebendig nannte und für sich zum Leben erweckte.

Man soll an den Tod denken, allerdings, auch habe ich hundert und abermals hundertmal gedacht, daß meine nicht starke Schwester

ſterben werde; — bin ich denn aber dadurch irgend auf ihren Tod vorbereitet, ſchmerzt er weniger, iſt zwiſchen ſolch einer flachen Abſtraktion und der furchtbaren Macht der Wirklichkeit irgend ächte Gemeinſchaft?

Denken Sie (ſchreit Einem Crethi und Plethi zu), denken Sie an Gott; und doch heißt ihnen das eben nicht mehr und wirkt nicht mehr, als wenn man ihnen ſagte: denken Sie an Ihre neue Haube oder an eine Bouteille Champagner. Vielmehr dürfen jene Leute in ſolchen Realitäten den reellſten Troſt finden. Wer aber von der Ueberzeugung recht durchdrungen iſt, daß Alles was der Menſch hat, denkt, fühlt, von Gott herrührt, daß dem Allmächtigen und Allgütigen gegenüber jede Perſönlichkeit nichts, oder dieſelbe nur ein Funke aus der göttlichen Gnadenſonne iſt; — wer in aller Menſchengeſchichte die Offenbarungen Gottes ſucht und erkennt; was ſoll dem das gedankenlos ausgeſprochene Wort: denke an Gott! Soll denn (um Gottes Willen) keine Freude und kein Schmerz mehr auf Erden ſein, oder wäre der letzte unheilig und Empörung gegen ſeine Vorſehung? Bin ich denn in meiner Wehmuth dem Athem Gottes nicht näher, als der tröſtende Schneemann, der ſich in ſeiner Apathie gar fromm anſtellt?

Gott iſt nicht ungnädiger, wenn er den Menſchen von der Erde abruft, als wenn er ihn läßt geboren werden; deßungeachtet iſt und bleibt der Todestag ein Tag des Schmerzes und der Geburtstag ein Tag der Freude. Und Freude wie Schmerz ſind heilig oder unheilig, je nachdem man ſie nimmt, ergreift und verſteht.

So will ich meinen Schmerz haben und hegen und pflegen, wie meine Freude; ja beide bedingen ſich untereinander und werden im höchſten Sinne eins. Woher denn mein Schmerz über den Tod, als aus meiner Freude und meiner Liebe? Könnte ich mir jenen nach der Leute Meinung abſchneiden laſſen, wie Nägel oder Haare; hätte ich dann die rechte Freude je in Kopf und Herzen gehabt? Ich fördere durch Erinnerung und Gedächtniß aus Kopf und Herzen Alles zu Tage, was ich im ganzen Leben von meinen Schweſtern, beſonders von Louiſe, gehabt, mit ihnen gedacht, gefühlt, auch gelitten habe, und erbaue mir daraus das Mauſoleum meines Kummers, in dem ich mich glücklicher und ſeliger fühle, als wenn ich die Freude der Meiſten mir aneignen könnte und ſollte.

Doch das Alles wollte ich ja nicht denken und noch weniger ſchreiben. Daß ich Sie noch habe, iſt, wenn einmal von Troſt die Rede ſein ſoll, — der beſte! Und doch ſieht die Sorge auch in den Troſt hinein, und der Vorwurf erhebt ſich, daß man das noch darin liegende Gute oft nicht ſo ergreift, wie man ſollte und könnte.

Ich hätte noch viel zu ſchreiben, kann aber den rechten Ton nicht dazu finden. Alſo ein andermal.

Heute feiere ich den Geburtstag des alten Heim! Ein gemeinnütziges, glückliches Leben, ein ſchönes Alter.

Gott erhalte Sie und die Ihrigen, und zürnen Sie nicht, daß Sie ſo viel Stoßſeufzer von mir anhören müſſen.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 6. Auguſt 1832.

Mein geliebter Freund! Wie ſehr ſchmerzt mich Ihr Schmerz. Ich weiß es, Sie, als ein wahrer Mann, können Ihre Trauer nicht bei Hinz und Kunz ausbieten. Sie können heiter ſcheinen und kräftig und thätig in Ihrem Berufe ſein, und doch blutet Ihr Herz immerdar und ſie verſchlucken die brennenden Thränen. Was Ihnen ein Freund zum ſogenannten Troſt ſagen konnte, das haben Sie Alles aus erſter Quelle. Und warum ſollen wir denn nicht unſere Schmerzen ausdulden? Sind ſie nicht unſer koſtbarſtes Gut? Ohne die ächten wäre ja unſer Leben nur ein Spiel der Marionetten und die Freude nüchtern. Aber es lehren uns dieſe Trauerbegebenheiten mit unſeren letzten Jahren recht zu geizen. Es kann ſein, Liebſter, daß Ihre theure Schweſter Sie noch mehr erkannt hat, als ich; ſchon im Blut liegt viel; aber faſt läßt ſich dergleichen ſchwer meſſen, wenn ich das Unausſprechliche, was dem Blute angehört, abrechne. Iſt es nicht die Seligkeit der wahren Freundſchaft, daß wir von jedem ächten Freunde auf eine ganz *eigene andere* Art geliebt werden, wie wir jedem denn auch mit einer eigenthümlichen Liebe entgegenkommen. Durch der Freunde individuelle Geſtalt, Schwächen und Tugenden, Talente und Vorurtheile entwickelt ſich eine eigene Geſtaltung der Liebe, ein Gedicht, oder wie ſoll ich es nennen, welches jenes Allgemeine, Unbeſtimmte unſeres menſchlichen Wohlwollens oder jener ſchwärmenden Liebe, die Blumen und Stauden, Felſen und Sterne umarmen möchte, in ein ſeliges Gefühl von Vertrauen, Kraft, Mittheilung, Glauben und Zärtlichkeit verwandelt, dem ſich ſo ſüß Humor, Albernheit, Scherz und zuweilen Streit beigeſellt; daß wir fühlen in unſern Freunden wird oft unſer Leben (neben Vaterland, Beruf, Studien) zum Leben. So habe ich es erfahren. Wie hätte z. B. A. Schlegel die Liebe brauchen können, mit welcher ich Novalis zugethan war? Wackenroder hätte mit meinen Solgerſchen Geiſtes-Exgüſſen nichts anzufangen gewußt, und Solger hätte ſich gewiß zurückgezogen, wäre ihm eine Freundſchaft, wie zu Wackenroder in mir entgegengetreten. Sie und Solger ſind ſich verwandt und doch lebe ich

verſchieden mit Beiden. Manches, was ich mit Ihnen ſchon oft durchgeſprochen habe, hätte ich Solger nicht, wenigſtens ſo nicht ſagen können. Liebte ich ihn darum weniger? — Dieſe nothwendige, faſt kunſtmäßige Verſchiedenheit des Betragens wird von den Menſchen zu wenig beachtet. Je mehr wahre Freunde der Menſch hat, je reicher geſtaltet und entwickelt er ſich. Nur der ſelbſt reiche Menſch kann auch viele reich begabte Freunde haben. Im Inſtinkt liegt freilich Alles, aber er ſoll zur vielſeitigen Geſtaltung gebildet werden. Darum iſt der unſchuldig ſcheinende Vetter Michel etwas ſo furchtbares, wo keiner des andern ſchont, kein Geheimniß anerkannt, und Rohheit zur Tugend wird; kein Näherkommen, ſondern der Genuß und die Wahrheit iſt, ſich täglich enger zu verſchließen. Das heißt denn ſo oft deutſche Treue und Redlichkeit, und jenes, was ich als Pflicht und Tugend aufſtelle, heißt ſolchen Zirkeln, Falſchheit.

Auch das habe ich erlebt, denn man iſt in der Jugend zu gleichgültig gegen ſeinen Umgang, man wählt zu wenig, man zieht ſich nicht genug zurück, und verſäumt die wahren oder ſogenannten Freunde auf eine verſchiedene Art zu behandeln.

Raumer an Tieck.

Den 25. Oktober 1832.

Dieſer Tage war ein geſcheuter Franzoſe Arkaud, Inspecteur de l'Académie royale de Paris bei mir und nannte Göthe froid. Holtei opponirte mit Werther, Fauſt, während jener Eugenie und manches Andere verführte. Dann ſei (meinte Holtei) Shakeſpeare noch kälter, z. B. im reflektirenden Hamlet. — Das Merkwürdigſte war des Franzoſen Aeußerung, Shakeſpeare ſei niemals froid, woraus Sie ſehen, daß ſeine Bemerkungen wider Göthe nicht flacher Art ſein konnten. Zuletzt laſſen ſich beide Anſichten über Göthe in der Art rechtfertigen, wie Sie es in der Vorrede zu „Venz" durchgeführt haben.

Ich ſchrieb Ihnen wohl ſchon, daß mich die Berichte über Göthes letzte Tage etwas verletzt haben. Ich verlange keine erbaulichen, auswendig gelernte Redensarten; daß ſich aber bei vollem Bewußtſein weder ein Schmerz über die Trennung von dieſer Welt, noch eine Liebe zu Perſonen, noch die Hoffnung auf die Zukunft, noch die heitere Ergebung in den heilſamen Willen Gottes, daß ſich von dem Allem gar keine Spur zeigt, und die Allgenugſamkeit im Momente der individuellen Hinfälligkeit noch feſtgehalten werden ſoll, berührt mich unangenehm. Schon in der alten Welt iſt der ſtoiſche Weiſe ein Manierist; eine un-

gedruckte Ausgabe in der neuen Welt ist noch windschiefer und am meisten für einen Pocten. Gewiß legt man einen falschen Nachdruck auf die Art und Weise der letzten Stunden; wieviel hängt von Krankheit, Schmerz, Umgebung ab: mir erscheint aber Göthes Ausgang in seiner Konsequenz an das zu streifen, was Artaud für dessen Leben und Dichten freoid nennt. Wenigstens kann man sich dabei nicht erwärmen. — Nun nichts für ungut.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 26. Oktober 1832.

— — Neulich las Vandissin Ihre Wilhelmine vor. — Hier hätten Sie für Ihr stummes Freitagskränzchen die größte Satisfaktion erlebt. Sternberg war zugegen. Wir alle waren entzückt, es ist kein zu starker Ausdruck. Diese Wahrheit, der sonderbare Reiz im Charakter dieses Mädchens ist hinreißend dargestellt, die Betrachtungen, die Beobachtungen in den Briefen der Männer sind von einer Tiefe, wie man wohl selten nur auch bei großen Autoren findet.

Mir hat die Sache noch weit mehr, als sonst gefallen, ebenso der Gräfin und Dorothea: es war nur eine Stimme und Stimmung.

Am folgenden Tage kam Vandissin wieder und wollte vor allen Gerichten schworen und sein ganzes Vermögen verwetten, dieser herrliche Aufsatz könne nur von Ihnen sein. Ich habe immer noch den Unwissenden gespielt.

Raumer an den Grafen v. Redern.

Berlin, den 4. März 1833.

Als ich nach Euer Hochgeboren gütiger Aufforderung in die dramatische Prüfungs-Kommission eintrat, hegte ich (ein eifriger Freund des Theaters) die Hoffnung, von dort aus vielleicht nützlich auf den Gang und die Fortschritte der Kunst einwirken zu können. Bald aber überzeugte ich mich, daß von der Unzahl der eingereichten Stücke sehr wenige augenscheinlich vortrefflich, die meisten aber offenbar schlecht waren, und hierüber, nur mit wenigen Ausnahmen, in der Kommission gar keine Zweifel obwalteten.

Die ungemein angenehmen und freundschaftlichen Verhältnisse zu allen Mitgliedern der Kommission haben mich bis jetzt in derselben festgehalten; weil jedoch der Nutzen, welchen ich stiften könnte, in gar keinem Verhältnisse zu dem sehr großen Zeitaufwande steht, so werden Euer Hochgeboren es natürlich finden, wenn ich aus der Kommission

auszuscheiden wünsche und Ihnen sowie allen Mitgliedern für Ihre mir zeither bewiesene Freundschaft danke.

Graf v. Redern an Raumer.

Berlin, den 16. März 1833.

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 5. d. M. ganz ergebenst zu erwidern, daß Ihr Ausscheiden aus der dramatischen Prüfungs-Kommission mir um der Sache willen wahrhaft leid thut.

Indem ich mich gedrungen fühle, Euer Hochwohlgeboren für die dem Institute zeither gewidmete Theilnahme und das den übrigen Mitgliedern der Kommission bewiesene freundliche Wohlwollen meinen verbindlichsten Dank zu sagen, erkenne ich zugleich lebhaft, daß der große Zeitaufwand, welchen Sie dem Geschäfte widmeten, leider mit den Erfolgen für die Kunst nicht immer im Verhältniß stand.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 19. März 1833.

— Es thäte mir recht Noth, mich einmal, ich möchte sagen, mit mir selbst zu verständigen, da es so oft mit Anderen nicht gehen will. So hat mir Y. v. G. in diesen Tagen bewiesen: das Prügelsystem bei den Heeren sei das Mildeste und Humanste, unter acht Dienstjahren könne Keiner ein guter Musketier werden, die Sklaverei sei kein Unrecht, nur ein Unglück, durch Gesetze lasse sich kein menschliches Verhältniß der Art bessern, auch die Leibeigenschaft nur durch christliche Liebe abschaffen, welche letzte aber eben ergebe, daß jenes ein liebevolles Verhältniß — also beizubehalten sei u. s. w. Stelle ich diese und ähnliche Ansichten den Negationen und leeren Abstraktionen der Ultraliberalen gegenüber, muß Einem da nicht zu Muthe werden, als gingen mehrere Mühlräder im Kopfe herum. — — —

Der Kronprinz von Preußen an Raumer.

Den 20. März 1833.

Die von Ihnen Mir übersandte kleine Schrift (über den Zollverein) habe Ich mit Vergnügen erhalten und sage Ihnen Meinen Dank, daß Sie dazu beizutragen sich bemühen, ein Verhältniß herbeizuführen und zu begründen, welches gewiß so sehr dem wahrhaften Bedürfniß entspricht, daß, wenn es einst vollendet dastehen wird, nie-

mand mehr wird begreifen, — wie es hat eine Zeit geben können, wo ein solches nicht allein nicht bestand, sondern man sich sogar von vielen Seiten gegen dessen Herbeiführung sträubte. In den Wunsch, welchen Sie am Schlusse Ihres Schreibens aussprechen, kann Ich nur, und zwar ganz von Herzen einstimmen.[1]

Prinz Johann an Raumer.

Dresden, den 8. Juni 1833.

Schon lange habe ich gezögert Ihnen für die mir übersendete interessante Broschüre über die viel besprochene Zollfrage zu danken und es kann diesen Verzug nichts entschuldigen, als die wirklich überhäuften Landtagsgeschäfte der letzten Zeit. Empfangen Sie darum jetzt meinen, wenn auch etwas verspäteten, darum nicht minder gefühlten Dank dafür.

Die öffentliche Meinung hat sich übrigens in diesem Bezug der eingetretenen Umstände ungeachtet vollkommen beruhigt und ich zweifle nicht an einer sehr überwiegenden Majorität für den Zollverein in beiden Kammern. —

Erinnerung an den Staatskanzler v. Hardenberg. Von Friedrich v. Raumer am Tieckfeste gesprochen.

(Den 31. Mai 18[illegible].)

Seit vielen Jahren brachte Ludwig Tieck an seinem Geburtstage die Gesundheit eines Mannes aus, der ebenfalls am 31. Mai (nur 23 Jahre früher) geboren ward. Gestatten Sie mir heute dieses Lebehoch zu erneuern. Der Mann, von welchem ich spreche, hat in Zeiten der größten Noth (wo Viele an dem Dasein Preußens verzweifelten) den Glauben an dessen glorreiche Wiedergeburt niemals aufgegeben; er hat vielmehr, von seines Königs Weisheit und Charakterkraft unterstützt, diese Wiedergeburt wesentlich mit herbeigeführt. Durch die höchste Liebenswürdigkeit seines Gemüthes, sowie durch den Adel und die Gewandtheit seines Geistes wußte er nicht bloß Preußen, die in seine Nähe kamen, zu bezaubern, sondern auch während der fremden Zwingherrschaft selbst Übermüthige einzuschüchtern, Argwöhnische zu beruhigen und Unverschämte zu beschämen. Durch diese seltene Persönlichkeit gewann er Muße und Ruhe, um Hand in Hand mit edlen Männern Alles in der

[1] Theilnehmend und billigend äußerten sich auch die Minister Ancillon, Maaßen und Eichhorn.

Stille zu offenem, siegreichen Kampfe vorzubereiten. Aber selbst die beste, bloß militairische Vorbereitung hätte für diesen großen Zweck keineswegs hingereicht, wenn in den (der Zahl nach so viel größeren) Massen nicht die höchste Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes von Unrecht, Druck, Schmach und Hohn wäre erweckt worden. Weit entfernt von der Regierungsweise untergeordneter Geister (welche immer beschränkter werden, je eifriger sie nur nach einer Stelle hinblicken), umfaßte die Theilnahme und Wirksamkeit jenes Staatsmannes das Mannigfaltigste: er förderte echte Entwickelung und wahre Freiheit nach allen Richtungen. Bürger und Bauern, Dienstboten und Handwerker, Adelige und Geistliche wurden von der neuen Gesetzgebung ergriffen, absterbende Verhältnisse aufgelöst, neue angeknüpft, Schulen und Universitäten gegründet, die Kunst belebt, das Zoll- und Steuerwesen umgestaltet, Landbau und Gewerbe neu belebt. Mit einem Worte: Unter der Leitung dieses Mannes ward eine wahrhaft neue Zeit erschaffen, aber kühn ausgesprochen, fortgeführt und bethätigt, was die Zeit bedurfte und verlangte. Wenn indessen das Heilsame damals nicht in der reinsten Gestalt, nicht von Lasten und Mängeln ungetrübt in die Wirklichkeit trat, so lag der Grund in unzähligen Hindernissen und unglücklichen Umständen. Deshalb besteht während der jetzigen glücklichen Zeit die wahre Aufgabe darin: noch vorhandene Mängel mit vorsichtiger Hand zu beseitigen und Lücken auszufüllen; keineswegs aber die richtigen Grundlagen der neuen Entwickelung des Staates zu untergraben, oder preiszugeben. Beharrt man muthig auf der vom Fürsten Hardenberg eingeschlagenen gesetzlichen Bahn, so werden zum Verderben unseres Vaterlandes und seiner geordneten, gesetzlichen Fortbildung weder Diejenigen obsiegen, welche (wie Herr Jakoll in Tiecks Fortunat) in die Zukunft hinein Koth schlagen möchten, noch Diejenigen, welche (wie Herr Ritter in Tiecks Zerbino) die Weltgeschichte thörichter Weise zurückdrehen wollen. So lebe das Andenken des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg!

Raumer an Tieck.

Berlin, den 6. Juni 1833.

Ich habe Ihnen gar viel über Ihre Geburtstagsfeier schreiben, gar herzlich meine Freude und Theilnahme ausdrücken wollen, — aber ich hatte keine Ruhe und keine angemessene Stimmung, so von mancherlei Arbeit bin ich umdrängt, und so viel Handwerker nehmen mich in Anspruch. Von der Hähnel und aus öffentlichen Blättern vernehmen Sie ja auch so umständlich den Hergang, daß ich

eigentlich nichts Neues berichten oder hinzufügen kann. Den Lorbeerkranz, sowie die ellenlangen Kränze, welche meine Frau geflochten, habe ich einstweilen mit Beschlag belegt und als Andenken mir zugeeignet.

Gottlob, daß Alles so schön gelungen, so glücklich vorübergegangen. Holtei und Häring haben die ernsteste, aufrichtigste Theilnahme bewiesen und besonders hat der erste unzählige Besorgungen rastlos übernommen.

Die fünf Unternehmer (Rauch, Häring, Holtei, Neumann und ich), der Kapellmeister Gläser, die Schauspieler und Schauspielerinnen, die Sänger und Sängerinnen — endlich alle freundlichen Theilnehmer erwarten und verdienen ein freundliches Wort. Ein anderer anonymer an mich gerichteter Brief ist sackgrob und behauptet, das ganze Fest sei auf ein zweites Hambach abgesehen gewesen, — weil ich Hardenbergs lebend erwähnt hätte! Merkwürdig, daß es noch Leute der Art giebt, wie der unbekannte Rüger von vielen Ahnen, aber ohne alle Einsicht und ohne alle gute Lebensart. Wahrscheinlich hat er geglaubt, ich würde mich über seine Injurien sehr ärgern, sich hierin aber ganz und gar geirrt. Wer kann allen Narren ihre Kappe ausziehen und welche Thorheit, seine gute Laune aufgeben, weil es Thoren giebt.

Manzoni las ich Ihrer Empfehlung gemäß und bin davon aufs Höchste erbaut. Es sind Dinge darin von einer Tiefe und Kraft — und doch von solcher Einfachheit — daß man sie dem Vollendeten der größten Meister zur Seite stellen kann. Alles lebendig, sichtbar, persönlich. Wenige Katastrophen sind so tiefsinnig und erschütternd, als die Bekehrung des Unbekannten.

Tieck an Raumer.

Dresden, den 9. Juni 1833.

Es wäre wohl sehr undankbar, wenn ich für die Zeichen der Liebe und Freundschaft, für alle diese Beweise eines reinen Wohlwollens, die mir jetzt von Freunden, Bekannten und Unbekannten in meiner Vaterstadt zu Theil geworden sind, nicht sogleich etwas erwiedern wollte (wenigstens in kurzen Worten), wie sehr ich für alles dieses Schöne und Gute, welches mir dort widerfahren ist, gerührt bin, wie herzlich ich es mit freudiger Dankbarkeit anerkenne.

Nun freilich, mein Geliebter, sind sechzig Jahre vorübergegangen. Ich war an diesem Tage sehr ernst gestimmt, so heiter ich auch den hier versammelten Freunden erschien. Mein Leben ist nicht ganz zwecklos entschwunden, aber wie viel mehr, wie viel Besseres hätte ich leisten können, wenn ich nicht manchmal Muth und Lust verloren hätte. Freilich brechen Schicksale, Krankheit und anderes, auch wohl die Knospen oft

ab, bevor die Blume hervorgewachsen ist. In dieser melancholischen Uebersicht meines Lebens war aber doch das Gefühl der Dankbarkeit vorherrschend: denn wesentlich ist mein Leben ein glückliches gewesen. Diese tödtlichen Krankheiten habe ich überstanden und bin gesunder und kräftiger, als Viele meines Alters. Mir ward es vergönnt, das Schöne und Große zu sehen und zu erkennen, der Enthusiasmus, der mich auf meine Bahn getrieben hat, war kein vorübergehender Jugendrausch; die Vorzeit ist mir verständlich geworden, die Natur mir befreundet und viele große Geister der Weltgeschichte und Kunst sind mir kein stummes Räthsel: meine Arbeiten haben auf meine Zeit und edle Gemüther eingewirkt und — was mich heute am meisten rührte — wie viele wahre, liebe Freunde habe ich im Laufe meines Lebens gefunden.

Viele sind mir vorangegangen, aber ich habe sie doch besessen und verstanden.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 21. Juni 1833.

— — Daß Sie an Ihrem sechzigsten Geburtstage ernst gestimmt waren neben aller Freude, finde ich sehr natürlich. Es giebt ja im Leben überhaupt keine rechte Freude ohne leiseres oder stärkeres Mitklingen tragischer Töne. Wer diesen durchgehenden rothen Faden ewigen Schmerzes herausfädeln und zur Seite werfen will, zerstört das Grundgewebe des menschlichen Lebens und behält nur bedeutungsloses Gewirr übrig.

Beim Rückblick auf ein längeres Leben findet jeder, daß nicht alle Knospen zur Blüthe kommen und nicht alle Blüthen Frucht ansetzen, — es kann und soll in der Natur nicht anders sein. Wenige Menschen in der Welt haben jedoch soviel gedacht, gefühlt, geleistet, erschaffen, wie Sie, und die Dankbarkeit Ihres Geistes und Herzens für all das Gute, was Gott Ihnen zu Theil werden ließ, ist vielleicht der schönste Edelstein Ihres reichen Besitzes. Ja, Krankheit, Schmerz, Sorge mancherlei Art rechne ich ebenfalls zu den Gaben, die Ihr Leben reicher, mannigfaltiger, poetischer machten. Shakespeare, Camoens, Dante sind Ihre Brüder auch in dieser Beziehung, und ich weiß nicht, ob Göthes äußerliche Allgenugsamkeit dagegen nicht als etwas erkünstelt konnte bezeichnet werden. Jene angestrebte oder vorhandene Allgenugsamkeit hat für mich etwas Beunruhigendes, Abschreckendes, und wenn Sie auf unsere vieljährige treue Freundschaft Werth legen, so darf ich wohl sagen: wären Sie mir wie ein Heros oder Titane entgegentreten, diese Art von Kraft

hätte mich aus der Sonnennähe in die finstere Nacht wieder hinausgeschleudert.

Raumer an seine Frau.

Wien, den 1. Oktober 1833.

— — Tieck las unter Anderem den politischen Kannegießer, den wunderthätigen Magus und die Sündfluth. An der letzten nahm die Familie St — großen Anstoß. Ich finde es natürlich, wenn manches Komische (z. B. Aristophanes, Rabelais) Manchen nicht anspricht, kann aber in dem heiteren Verbinden von Gott Vater, Neptun, Hexen, Noah und faulen Bauleuten keine Gotteslästerung finden, und kein Unrecht, wenn man herzlich über das geistreiche Büchlein lacht. Auch das Ergründen, was Ernst, Scherz, Ironie u. s. w. sei, dies anatomische oder chemische Geschäft, macht mir keine Sorge: ich nehme Alles ohne tiefe Ueberlegung so frisch und ganz hin, wie es mir geboten wird. Ich finde Gott Vater in gelben Pantoffeln, mit Perspektiv und Repetiruhr in seiner Gutmüthigkeit zuletzt selbst frömmer, als den bärbeißigen Murrkopf, welchen Hyperpuritaner in ihrer angeblichen Poesie oder Theologie an die Wand malen, oder von der Kanzel herab verkündigen. Fängt denn überhaupt alle Entwickelung der Gedanken über die Gottheit nicht bei dem Menschen und dem Menschlichen an? und schwindet nicht die Schärfe aller Umrisse und aller Einwirkung, wenn Alles sogleich in die unklarste Ferne hinausgeschoben wird? Ist denn die Lehre von dem Sohne Gottes nicht auch eine Vermenschlichung, die wir besser ergreifen und begreifen, als manchen metaphysischen Babelshau? Doch genug hiervon. — — —

Raumer an seine Frau.

Wien, den 2. Oktober 1833.

Graf S. Aulaire wollte wissen, was ein Philister sei; — worauf denn mancherlei Versuche folgten, den schweren Begriff ins Licht zu stellen. Ich ging von dem Gegensatze der Burschen und Philister aus, behauptete aber, die meisten Burschen hätten unbemerkt schon den Philister im Leibe, z. B. wenn sie glaubten, die ganze Poesie des Lebens sei auf die Universitätszeit beschränkt und erschöpfe sich darin. Das Volk der Philister, bemerkte ich gegen die Gräfin, sei durchaus männlichen Geschlechts; man sage nicht eine Philisterin. Ob ein Poet Philister sein könne? O ja, z. B. Boileau. — Ob die vom juste milieu Philister wären? Ja, sofern sie in der leeren negativen Mitte säßen; nein, sofern Kraft und Leben von ihnen ausgehen und sie es

mit der Energie der aristotelischen Mitte bieten. — Ob der Fürst Metternich ein Philister sei? Auf diese für einen des technischen Sprachgebrauchs Kundigen gefährliche Frage, konnte ich der Wahrheit gemäß antworten: Nein, denn er ist positiv. Ich hatte schon Lust hierbei, meine oft gegen Gans ausgesprochene Lehre zu entwickeln, daß in der Geschichte die Regierenden den dieß Opponirenden voranstehen, — sofern die Letzten nicht eben dauernd am Ruder kommen. — —

Ich sehe und höre hier fleißig umher, wo sich denn ergiebt, in wie viel Dingen der österreichische Staat von den übrigen abweicht, und wie schwer es ist, die einzelnen fremdartigen Theile und Völker zu regieren. Das Gleichmachen, wie Joseph II. es versuchte, führt nicht zum Ziele, und das scharfe Absondern läßt das Ganze nie zu einem Leben zusammenwachsen. So finden sich in den einzelnen Theilen ganz entgegengesetzte Systeme der Bewaffnung, Besteuerung, des Geldwesens u. s. w.

Mitunter führt gesetzliche Beschränkung und Lust an freier Bewegung zu seltsamen Auswegen. In theologischen Seminarien werden auch wohl Themen aufgestellt, und man verfiel z. B. auf den Don Juan. Die drei Bücher wurden aber eingehelft, und Don Juan stahl ihnen nicht die Herren, sondern dem einen die Uhr, dem zweiten Staatspapiere, den dritten betrog er mit falschen Unterschriften, und zuletzt holt der Teufel dann ganz angemessen den Tod und Betrüger.

Raumer an Hagen.

Wien, den 8. Dctober 1831.

— — Ich war bei Frau v. Pichler und fand eine gescheute, nichts weniger als prüde oder geziert Frau. Castelli hat mir seine Geschichte in niederösterreichischer Mundart geschenkt. Einige, die ich mir ohne Mühe las, haben mir sehr gefallen.

Abends fuhren wir mit Herrn v. Castelli nach einer Kneipe, der Rebenbaum genannt, in der Josephstädter Vorstadt. Sehr viele reiche Bürger, niedere Beamte und Herren, mit Frauen, Söhnen und Töchtern. Vielerlei sehr gut bereitete Speisen, gut Bier, und der Rhein (trotz aller Mängel) tausendmal so gut, als der leider bei uns seine Herrschaft immer mehr ausbreitende Branntwein. Von ihm war hier gar nicht die Rede; dagegen aßen und tranken die Gäste ringsum für wenig Geld unglaublich viel. Im Vergleich mit dieser Wohlfeilheit und dieser Quantität und Qualität des Genossenen ist bei uns schreckliche Theurung und jämmerliche Hungersleid. Das Merkwürdigste aber waren die Sänger oder das Gesungene, ernste und lustige Lieder, ja ganze drama-

tische Scenen auf einer erhöhten Stelle von 2—3 Personen unter mancherlei Verkleidungen aufgeführt und großentheils von ihnen selbst erfunden. Den Anfang machte ein Gespräch zwischen einem adelsstolzen Baron und seinem bürgerlichen Freunde. Der letzte wettet, er werde ihn von seinen Vorurtheilen heilen, und bringt dies unter der Verkleidung eines Soldaten und eines Bauern zu Stande. Hierbei wurde alles Bekannte für Gleichheit der Menschen, Werth der Redlichkeit u. s. w. demokratisch, doch ohne Bitterkeit und Ausfälle wider den Adel ausgesprochen, zugleich aber der reinste Monarchismus für den Kaiser lebhaft an den Tag gelegt. Ein anderes Lied: der Fremdling in Wien, fand großen Beifall, da es (obgleich ohne allen poetischen Werth) die Sehenswürdigkeiten Wiens lobpreisend aufzählt. Der Bürgermeister von Krähwinkel und sein Substitut, mit vielem, guten Spaß durchzogen und gut gespielt. Das geht Niemand was an, — scherzhaftes Lied mit einigen löblichen Zweideutigkeiten u. s. w. Dies Alles war mir sehr interessant, da es (zusammengenommen mit dem hervorgebrachten Eindruck, dem ausgesprochenen Beifall) zu allgemeinen Ergebnissen führte. Ueberall Ernst und Scherz, Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit, nirgends malice und vanité, nirgends gekünstelte Gefühle oder überscharfer Verstand; eher Manches hausbacken und ohne esprit — —; vor Allem an jeder Stelle Lob und Liebe des Kaisers und des Vaterlandes. Hier die Grundlagen, wie bei uns, und doch auch anders. Weniger Bildung, beschränktere Auffassung, geringere geistige Freiheit und Beweglichkeit; dagegen weniger Schärfe, Kritik, Unzufriedenheit, mehr unmittelbares, ungestörtes Gefühl und eine unvertilgbare Heiterkeit. Beide Modifikationen zusammengenommen geben immer noch einen entschiedenen Gegensatz gegen das Französische, insbesondere das Pariser. Statt jener einfachen Aufzählung der Wiener Merkwürdigkeiten, des gutmüthigen Umherführens, der patriotischen Wünsche für Kaiser Franz u. s. w. hätte ein Pariser Poet das Gedicht mit dem spanischen Pfeffer und Knoblauch seines unerschöpflichen esprit aufgehöht, den Fremden auf den Moquirstuhl gesetzt und seinen Triumph darin gefunden, zuletzt dem Könige einen Klecks anzuhängen. Tausend Gedanken, welche die Franzosen in allen Wendungen durchspielten, tausend Gefühle, welche sie bis zur äußersten Leidenschaft ausspannen, sind hier unwirksam, ja großentheils völlig unbekannt. Diese Gewürze, oder dieses Gift des Lebens, wird hier weder erzeugt, noch eingeführt. Jeder hat seine Natur, seine Bestimmung. Es ist nicht meine Art, kurzweg selig zu sprechen oder zu verdammen; dennoch kann ich mit Gewißheit behaupten, daß die Nachäfferei der französischen somnambulen Zustände

für die Deutschen eine baare Narrheit ist, und (so lange jene breiten Grundlagen des Lebens festgehalten und die ächte Entwickelung nicht gehemmt wird), Deutschlands ruhige Lebenskraft die fieberhaft nervöse der westlichen Nachbarn und die grob täppische der östlichen zum mindesten aufwiegt, — also nichts zu fürchten oder doch mehr zu hoffen, jedenfalls viel und Löbliches zu thun bleibt. Die revolutionairen Bläser im Süddeutschland, die stationairen Elegien unserer Junker und die retrograden Versuche an einigen anderen Orten, werden hoffentlich zuletzt eine mittlere Diagonale der Kräfte herbeiführen und sich untereinander ausgleichen.

Raumer an seine Frau.

Wien, den 10. October 1833.

— — Der Fürst Metternich hat etwas sehr Einfaches, Einnehmendes und erinnert zunächst äußerlich mehrfach an Hardenberg. Seiner Weisung zufolge bekam ich einen Stuhl in seiner Nähe, und die Gespräche waren mannigfach und anziehend. So z. B. über die Vorzüge und Nachtheile der preußischen und österreichischen Schul- und Universitätseinrichtungen, zu viel oder zu wenig Freiheiten, Verhältnissen u. s. w. Der Fürst meinte, in Oesterreich wären wohl zu viel Gegenstände des Lernens vorgeschrieben, weil schwerlich Jemand vor dem 23. Jahre allen Forderungen genügt haben könne. Beide Systeme hätten ihre Licht- und Schattenseiten u. s. w. Täglich arbeite er im Durchschnitt zwölf Stunden, davon fünf in deutscher, fünf in französischer, eine in italienischer und eine in lateinischer Sprache. Ueber die Behandlung der Festungswerke Wiens wären drei Pläne angeregt worden: völliges Schleifen und Verwandlung in Gärten, genaues Verbinden der Stadt und der Vorstädte durch Straßen, Bildung von neuen großen Plätzen und theilweise Benutzung zum Häuserbau. Zuletzt der Beschluß, nur die nächste hohe Befestigung der Stadt zu erhalten, die man noch jetzt schließen kann und auch gegen Angriffe eine Zeit lang schützen könnte. Ja, da die eigentliche Stadt von der Aristokratie im guten Sinne bewohnt wird, so würde man sie gegen den Pöbel der Vorstädte zu schützen im Stande sein. Wäre das in Paris gegen S. Antoine und S. Marceau möglich gewesen, vielleicht stünde Vieles anders. Fürst Metternich erzählte, daß Napoleon (nach dessen eigenen Worten) in dem Palaste des Königs von Rom keineswegs einen bloßen Palast habe bauen, sondern in Verbindung mit den Umgebungen ein festes, Paris beherrschendes Kriegslager für viele Tausend Soldaten gründen oder vorbereiten wollen. Aber Prätorianer sind kein heilsames Mittel gegen

Emeuten. Das hätte der Marschall Marmont bezeugen können, den ich gestern beim Fürsten Metternich und schon beim Grafen St. Aulaire gesprochen hatte, wo ich ihn nicht vermuthete.

Herr v. Hormayr an Raumer.

Hannover, den 2. April 1834.

— — Ich war in Wahrheit nie als ein Franzosenfreund bekannt, darum mag ich eine Verdächtigung reden. — Meine Ihnen schon durch Tegmann überschickten, geschichtlichen Zweifeln in den Anfängen des Münchener Heigurens S. 161—179 trifft dem Churfürsten Maximilian gewiß Gerechtigkeit. Aber man soll ihn nicht mit falschem Flitter schmücken. — Die Deutschthümler schreien ihn als Franzosenfeind und Maximilian war nichts weniger. Fast unausbleiblich durchzogen seine geheimen Unterhandlungen den ganzen dreißigjährigen Krieg und schon im Vertrage 1632 hatte Maximilian das linke Rheinufer preisgegeben und dessen militärische Occupation von Straßburg bis Trier eingeräumt. — Er hatte Alles in den Händen, was Bayern groß und stark machen mochte, die wichtigsten Streiten beseitigen: Salzburg, eine Schenkung der Agilolfinger, — das 1156 abgerissene Oesterreich ob der Enns, — die militärisch unendlich wichtige nordöstliche Spitze des heutigen Tirol (Kufstein, Kitzbühel, Rattenberg), welche Max I. sich 1504 nicht sehr edel bezahlt machte für den Albert IV. geleisteten Beistand gegen den Pfalzgrafen Ruprecht. — In dem von Cotta in Bayern herausgegebenen Journal: Das Ausland, befindet sich ein Artikel: Bildersaal Bayerischer Feldherren, in welchem ich Nr. 268 Oct. 1830 S. 1118—1122 die stärksten Dinge darüber gesagt habe. — Maximilian war in Allem und überall durch die Schulden von Oesterreich übervortheilt und umgarnt und am Narrenseile der Liebhaberei herumgeführt und um alle Früchte seiner politischen und militärischen Anstrengungen gänzlich verlustig gemacht. — Keine von den Thorheiten, welche die Kriegsgeschichte heute an ihm tadelt, ist wahr; — er hätte das protestantische Deutschland gern den katholisch brandschatzenden Franzosen verrathen, — wie loyal er war, zeigt Trauttmansdorff, die Uebertragung der Pfälzischen Kur und die Forderungen auf Salzburg, sowie das gänzliche Umkehren seiner Schlösse und die so grausame, als hinterlistige Protestantenmacherei; — er gab die Bayerischen Streiter Oesterreich preis und ließ sich mit Wittelsbachischem Stammgute mit der Oberpfalz dafür bezahlen. Seinem Enkel Max Emanuel that die Vermehrt das Gleiche durch den Verrath von der Pfalz, ohne Frankreichs beharrlichen Widerspruch. — Zum Dank verführte ihm Oesterreich

zuletzt 1647 noch seine Armee. Sein Land war eine Wüste, noch heute sind die Spuren nicht gehoben. Der fast achtzigjährige Fürst geißelte sich, bestellte sich 10,000 Seelenmessen in Rom und verschrieb sich mit dem eigenen Blute als servum infimum der heiligen Jungfrau in der berühmten Wallfahrt zu Altötting. — Raumer sagt Einiges hierüber, aber bei Weitem noch zu wenig. — Wer so handelt, ist nicht ein Prinzipien-Held, sondern ein Prinzipien-Narr. — Er hat Oesterreichs Oberhand über Bayern in Süddeutschland entschieden. — Die Anerkennung dessen, während Ihnen noch gar viele Specialia und Specialissima mangelten, zeugt gerade höchst rühmlich für Ihr Divinationstalent.

Tieck an Raumer

Juni 1834.

— — Für Raupach habe ich eine aufrichtige Neigung gefaßt. Wir treffen doch in mehr Punkten zusammen, als ich es je glauben konnte. Die große Verschiedenheit bleibt deswegen doch. Er ist aber nicht unbillig, und das ist schon viel, viel für einen Mann der jetzt der einzige Bühnendichter ist, von Manchen geehrt, von noch Mehreren geliebt wird. Den Shakespeare versteht er auf seine Weise. Was er gegen ihn hat (darauf läuft ja auch Goethe's Demonstration hinaus), ist eigentlich, daß unser Publikum zu ungebildet ist ihn so zu verstehen, wie er ist. Anders ihn zu spielen, wie er ist, ist aber meiner Einsicht nach nicht der Rede werth. — Sagen Sie bei Gelegenheit Raupach, wie sehr ich ihn achte und eine gewisse Zärtlichkeit für ihn bekommen habe. Sie wissen, daß ich nicht mit solchen Komplimenten à la Lügenhandel treibe.

Raumer an seine Frau.

Mailand, den 2. September 1834.

— — Freitag, den 29. August, wird das Gepäck fünf Trägern überantwortet, und mit Anbruch des Tages wandern wir zu Fuß hinaus gen Ander, ich als Oberführer wieder voran. Sobald man aus Tusis hinaustritt und den Blick auf die Brücke zurückwendet, stellt sich die schönste Landschaft dar; aber bald verschwindet sie und es geht die via mala hinan, links in ungeheurer Tiefe der Rhein, rechts unersteigliche Felsen, ein solch gewaltiges, ununterbrochenes Brausen, daß ohne Uebertreibung der stärkste Donner dagegen unbedeutend erscheint. Jetzt eine Wendung. Fort ist die Landstraße, und der tobende Rhein wälzt sich über das gewaltsam erweiterte Bett. Zur Seite arbeiten

einige Meile, an dem schroffen Abhange einen Fußsteig bahnend, schmal, mühselig, gefährlich, doch kamen wir hinüber. In Ander neue Berichte der Wegkommissionen, eines Ingenieurs und wie viel anderer Mitschwatzender: es sei lebensgefährlich, ja unmöglich über den Splügen zu kommen. Je ärger die Berichte lauteten, desto leidenschaftlicher bestand ich darauf, vorwärts zu dringen, desto mehr reizte mich Anblick und Gefahr und, während ich den großen Worten der angeblichen Sachverständigen wenig Gewicht beilegte, erkundete ich von dem aufrichtigen und nicht bombastisch berichtenden Dienstmädchen: es sei allerdings ein Mensch mit dem Briefbeutel über den Splügen gekommen. Das war mir genügende Grundlage für weitere Beschlüsse. Nach dem Hinabsteigen der Alpen haben die drei Reisegefährten und am freundlichsten der verdrießlich widersprechende Hans anerkannt: ich habe Recht gehabt und mir gebühre der Dank, daß wir so Unglaubliches gesehen und gehört. Nach beendeten konstitutionellen Debatten waren Alle einig, kräftig, thatig und zufrieden. Also es gelang von Ander bis Splügen und über den Splügen bis Chiavenna vorzudringen: aber wahrlich nur unter der gewaltigsten Anstrengung und in Gefahr mehrere Male den Hals und unzählige Male, Arme und Beine zu brechen. Gesehen und gehört haben wir dagegen Dinge, die seit Menschengedenken nicht zu sehen waren, ja wovon hier kaum die Geschichte berichtet. Durch ungeheuren Regen, ja Wolkenbrüche war vom Simplon bis zum Brenner (so erzählt man) das ganze Land an einer beispiellos schnellen und gewaltigen Ueberschwemmung gelitten. Obgleich der Ausbruch selbst schon einige Tage vorüber war, stürzte noch aus jeder kleinen Rinne ein Wasserfall, und der Rhein und die Vira, sonst in dieser Höhe und in dieser Jahreszeit unbedeutend und kraftlos, wälzten ungeheure Wassermassen mit unglaublicher Gewalt. Kirchen und Häuser waren an mehreren Orten hinweggerissen, oder standen zur Hälfte fortgeführt als Ruinen da. Wo die Landstraße gewesen, lagen haushohe Felsen, oder es standen ausgerissene Tannen mit Schlinggewächsen und Moos auf derselben, als habe man sie soeben vorsätzlich hingepflanzt. Ein paar Schritt weiter die Brücken fortgerissen, Hunderttausende von größeren und kleineren Steinen, und die stärksten Bäume in wilder Mischung durcheinandergeworfen. So groß auch Gewalt und Schaden schon auf der Schweizerseite erschien, fanden wir ihn doch nur klein im Vergleiche mit dem auf der italienischen Seite. Doch ich kehre zu dem verlassenen Tagebuche zurück.

Den 31. früh ging es von dem Dorfe Splügen über Steine, Klippen, nasse Wiesen u. s. w. den Splügen aufwärts und zwar auf

Wegen, die seit Anlegung der großen Straße kein Fuß betreten hatte. Gestärkt durch die Milch einiger Sennhütten erreichten wir endlich den Gipfel und freuten uns des Hinabsteigens der Tira entlang. Bald aber wuchs die Gewalt der Anfangs ganz unbedeutenden Quellen und schon bei der Osteria und der österreichischen Dogana war die Straße zerrissen. Von Isola an ist sie gen Pianazzo oder Campo-Tolcino hinab so zerstört, daß man auch ganz und gar nicht errathen konnte, daß und wo sie einst gegangen sei. Die ehemalige, so feste und sichere Straße war oft zum Flußbett geworden, oder durch einen Felssturz auf die andere Seite hinüber geschoben, wie einzelne Stücke der Barrieren bezeichneten. Vom Dorfe Ilie war nur wenig übrig geblieben und der Strom ging durch die ehemalige Kirche hindurch, deren Dasein ich erst von einem Führer erfuhr.

Den 31. brachen wir von Campo-Tolcino auf, erreichten die Region schöner Kastanienbäume, bewunderten nach unzähligen Wasserfällen noch den von St. Giacomo und erreichten Chiavenna gegen Mittag.

Raumer an den Präsidenten Kessler.

Venedig, den 11. September 1834.

— — — Für die Völker als solche (sagt der Kardinal Richelieu) giebt es keine Auferstehung; wahr und unwahr, oder vielmehr wahrscheinlich und unwahrscheinlich zugleich. Werden sich nicht Gleichgeartete nach Wahlverwandtschaften zusammenfinden? Ist das Purgatorium für Volksthümlichkeiten nicht so denkbar, wie für Einzelne? Müssen sich die Monaden nicht wieder auseinanderschließen? Bleibt jenseits Alles in so atomistischer Vereinzelung, als es diesseits das moderne Staatsrecht bezweckt und anpreiset? Wie das Göttliche in das Menschliche, das Ewige in das Zeitliche hinabsteigen kann und in dieser Lehre die Wurzel aller Religion liegt, so muß auch das Zeitliche und Menschliche einen Anknüpfungspunkt darbieten und in sich schließen. Die Lehren von der Allgemeingültigkeit alles Menschlichen, und von der unbedingten Richtigkeit und Verdammlichkeit desselben, sind gleich verkehrt und irreligiös. So fremd dies Alles für einen in Venedig geschriebenen Reisebrief erscheinen mag, wächst es doch recht eigentlich auf venetianischem Boden hervor, und ich möchte es weiter ausführen, wäre nicht die Zeit des Schreibens verflossen und noch mancherlei zu sehen und zu besorgen.

Gestern in S. Paolo und Giovanni fand ich in der Mitte von Umstehenden, zehn junge Mädchen rechts, zehn links sitzen, und an jedem

Ende der langen Bahn eine die Aufsicht führende, bejahrte Dame. Beide Reihen der Mädchen examinirten sich wechselseitig in der christlichen Glaubenslehre. Die erste Frage des Mädchens rechts ward von der gegenübersitzenden links beantwortet, und wenn Alle gefragt und geantwortet hatten, wurden die Antwortenden zu Fragenden. Mit ungemeiner Schnelligkeit und Sicherheit folgten die Fragen und die zum Theil sehr langen Antworten aufeinander, wogegen unsere protestantischen Katechumenen wohl sehr zurückgeblieben wären. Je lauter jede Frage und Antwort in heulendem Kirchentone abschrie, desto mehr schien sie sich und andern zu gefallen. So lebenswürdig Alles von Seiten des Gedächtnisses erschien, war es aber auch nur Gedächtnißwerk, und es hatte etwas Komisches, als ein achtjähriges Ding das zweite gleichen Alters frug: Glaubst du an den heiligen Geist? oder sich die Nothwendigkeit der katholischen Kirchenverfassung und die Unfehlbarkeit des Papstes beweisen ließ. Zuletzt trat ein achtjähriges Mädchen auf und sagte die wohl vier gedruckte Seiten lange Geschichte des Paulus ohne Anstoß auswendig her, oder vielmehr sie deklamirte mit allen Kunstmitteln oder Kunststückchen des Theaters. Arm ausgestreckt und erhoben, Stimme gesteigert oder an sich gehalten, Kopf erheben, oder, wie nach Theilnahme und Beifall umherschauend, belehrend, klagend, drohend, verachtend. Das am Schlusse erschallende Bravo bewies, daß Manche das Ganze wie eine inspirirte Gabe des Himmels, wie religiöse Begeisterung betrachteten; ich hingegen konnte den Gedanken nicht unterdrücken, es finde hier auf religiösem Leben eine Treibhauswirthschaft zu schlechter, oder doch zweideutiger Virtuosität statt.

Kaumer an Keßler.

Venedig, den 12. September 1834.

Abends ging ich in das Theater S. Benedetto oder Gallo und sah: i pazzi per progetto. Ein Offizier muß kurz nach seiner Verheirathung seine Frau verlassen, sie verlieren alle Spuren von einander und er kehrt erst nach fünf Jahren zurück und wird in einem Orte einquartiert, wo ein Irrenhaus ist. Bei Besichtigung desselben entdeckt der Arzt, daß seine Nichte die Frau des Einkehrenden ist, und es wird aus mancherlei Gründen der Plan gemacht, diese solle sich wahnsinnig stellen, um den etwas gleichgültigen Gemahl zu bekehren oder zunächst zu strafen. In demselben Hause ist eine Alte, vernünftig bis auf die Grille, daß sie an jedem jungen Manne Aehnlichkeit mit ihrem ehemaligen Geliebten zu erkennen meint. Endlich trifft eine in Paris erzogene Italienerin ein, welche sich in jenen vermählten Offizier

verliebt hat, deren Verwandte sie aber aus eigennützigen Gründen, wegen einiger Whims wollen für toll erklären lassen. Der Offizier erfährt von der Alten, seine Frau sei nicht wahnsinnig, hält sie für untreu und stellt sich auch wahnsinnig u. s. w. An diesen wunderlichen Canevas reihen sich, oder aus ihm entwickeln sich (ohne irgend etwas Widerwärtiges) eine Menge von Scenen, welche auf sehr anziehende Weise Gelegenheit geben, die Kunst der Schauspieler zu zeigen. Alle in die Handlung eingreifende Personen spielten gut, die beiden letzterwähnten Weiber (die Fabbri und Colomberti) sogar vorzüglich, weithin aber überflügelte die Gemahlin des Offiziers, Erminia Gherardi, alle Uebrigen. Ihre Rolle erforderte die mannigfachsten Abstufungen und Wendungen, Liebe, Zorn, Eifersucht, Scherz, schlaue Gewandtheit, Kühnheit des dargestellten oder nachgebildeten Wahnsinns, rasches Zwischentreten der wahren Gemüthsbewegungen u. s. w. Jede Scene ein eigenthümliches Ganzes, vor Allem die, wo sie als Wahnsinnige heraustritt, ihr Gemahl sie zu erkennen glaubt, der Onkel Beide trennen will, sie sich dennoch in die Arme stürzen, plötzlich aber der Zorn so natürlich dazwischenfährt, daß sie ihm einen Schlag giebt, hierauf der Rücksprung in den Quasiwahnsinn, das gleichzeitige Beiseitesprechen mit dem Onkel u. s. w., u. s. w. Ich habe niemals in meinem Leben etwas Vollkommneres auf dem Theater gesehen, als diese Frau in dieser Rolle. Nichts von Auswendiglernen, Hinbersagen, Gedächtniß. Es fiel einem gar nicht ein, daß die Gherardi gut gelernt habe (was bei uns schon ein großes, selten verdientes Lob ist), Alles war im Augenblick gedacht, gefühlt, erschaffen, es war kein Schauspiel, es war das Leben selbst, und machte eben deshalb einen Eindruck, der über alles Nachgemachte weit hinausgeht. Von dieser Beweglichkeit, Lebendigkeit, von dieser Kraft haben unsere Schauspielerinnen kaum eine Ahnung, und doch ward die Kraft nie fratzenhafte, verletzende Uebertreibung, nie rhetorischer Bombast, wie bei manchen Französinnen. Ob die Gherardi eine erhabene, tragische Rolle durchführen könnte oder auch nur begreifen würde, mag allerdings zweifelhaft bleiben; was sie aber hier leistete, war in seiner Art bewundernswürdig, ja unübertrefflich. Der hohle Ton, das Syllabiren, das Nichtsprechen, das farblose Abdemmeln, oder ungeschickte Aneinanderstecken des Verschiedenartigen, dies und Aehnliches, was uns so oft auf deutschen Bühnen quält, war hier ganz vermieden, oder vielmehr Alles war so natürlich und recht, daß man an die Möglichkeit des Falschen gar nicht dachte. Wäre das Schauspiel immer so erwecklich, gewährte es solche Kunstgenüsse, wer würde es nicht besuchen. Hier war indeß dasselbe Publikum, welches die Akteurerei vorgestern übermäßig, ja

unverständig beklatschte, sehr lau, ja kalt; — was gewiß seine inneren und seine Nebengründe hat, mich aber verdroß, und billigerweise eine solche Künstlerin noch mehr verdrießen darf.

Den 12. September früh ging ich mit Hothe zunächst noch einmal in die Markuskirche, bestieg die Chore, besah die ungeheure Menge alter und neuer Mosaiken, die vergoldeten Pferde u. s. w. Dann zum Dogenpalaste zu ähnlichen Zwecken. Nachdem mehr als drei Stunden hierzu verwandt worden, entstand der Zweifel, ob ich in einigen Kirchen verdunkelte alte Gemälde noch einmal sehen, oder nicht sehen, oder ob ich mich der frivolen Gegenwart zuwenden sollte. Das Letzte geschah. Als ich vor dem genau bezeichneten Hause der Signora Erminia Oberardi anlangte, war ich selbst in Venedig zweifelhaft, ob ich mich nicht irre. Sie war prima donna, prima attrice von der Gesellschaft einer Kaiserin, und ich wußte doch, wie und wo deutsche Schauspielerinnen sogar zweiten Ranges wohnen. Vor dem Hause stand jedoch eine Schildwache — es wohnte sogar ein General in dem Hause, und so drang ich denn kühn durch den bedenklichen Eingang in das Innere des allerdings reinlichen Hofes. Signora war in der Messe; ich wies den Vorschlag zu warten zurück, versprach aber, nach der gesetzten kurzen Frist wiederzukehren. Bei meiner Rückkehr hatte die Signora aus meiner früher zurückgelassenen Karte und aus der wahrscheinlich hinzugefügten Beschreibung ihrer kleinen Schwester wohl entnommen, daß ich weder um Liebe, noch um ihre Kunst betteln wolle. So kamen wir sogleich in ein anziehendes Gespräch über ihr Spiel, die dramatische Kunst, Leben und Treiben der Schauspieler in Italien u. s. w. Erminia war von mittlerer Größe, braune Haare, keine großen, aber lebendige Augen, die kleinsten Händchen, zart und überhaupt solchen Leibes, daß ich ihr nie die Möglichkeit solcher Kraftanstrengungen zugetraut hätte. Sonst lebhaft, natürlich, gewandt und rasch im Gespräche. Nur Winters lebt die Gesellschaft in Parma, im Sommer zieht sie nach italienischer Weise umher, bald mehr, bald weniger freundlich aufgenommen. Geringere Gehalte als in Deutschland wenigstens so ausgezeichnete Talente bekommen würden; aber weit mehr Arbeit und Anstrengung. In der Regel muß die Oberardi wöchentlich sechsmal spielen und hat nur einen Tag Ruhe. Sie spielt ferner im Trauerspiel, wie im Lustspiel, und wenn z. B. am Burgtheater die Sonderung der Fächer zu streng ist, dann dort wohl die Vermischung. Doppelt bewundernswerth ist bei jenem Vielspielen das rasche Spiel. Nie wartete die Oberardi im schnellsten Sprechen auf den Souffleur, und doch behauptet sie, daß er viel helfe. Ein Beweis, daß auch dieser Mann sein Fach versteht.

Mutter und Schwester, welche gegenwärtig waren, werden von der begabteren Tochter (so scheint es) erhalten. Ueber die geselligen Verhältnisse sagte sie: einige scheuen sich, mit Schauspielerinnen umzugehen, andere Männer fürchten die Eifersucht ihrer Frauen, oder die Aengstlichkeit ihrer Aeltern. Sobald freilich eine Künstlerin Soireen giebt, schwinden alle Bedenklichkeiten und jeder drängt sich hinzu. Mir fehlt jedoch Zeit, und bei den Pflichten gegen meine Familie auch Geld. Ich bin unverheirathet, will es auch bleiben; die Pflichten der Hausfrau und der Künstlerin erscheinen oft unverträglich, und es ist abgeschmackt und widerwärtig, wenn hochschwangere Weiber liebende Jungfrauen darstellen wollen. Solcherlei und viel Anderes ward in einer Stunde mit der natürlichen und geistreichen Künstlerin durchgesprochen. Zur Erinnerung schrieb sie mir ihren Namen auf, ein Bild (sagte ich mir) ihres kühnen, sicheren, begeisterten Spiels. Und Abends sah ich (vor der Abfahrt) in dem gutherzigen Polterer, dieselbe Erminia Sberardi das liebe, schüchterne Mädchen so zahm spielen, als könne sie nicht drei zählen. Daneben aber doch auch die hervorbrechende Natürlichkeit. Mir erscheint es als Pflicht, diesen umständlichen Bericht über eine so große Künstlerin zu erstatten.

Raumer an Tieck.

Je ist der alte Böttiger dahingegangen und ihm die Sorge über den Magister ubique abgenommen! Sie wissen, ich war immer (freilich aus der Ferne) duldsam gegen ihn. So wie es Leute giebt, die von Natur nicht sehen, nicht hören und dergleichen, so hatte er von Natur nicht das, was man in der Regel mit Recht fordert, — er hatte keinen Charakter. Oder sein Charakter war: daß ihm diese feste Form und Richtung des Denkens und Wollens fehlte. Einige, heißt es in der Bibel, sind verschnitten von Natur; und so schien mir der Charakter nicht da zu sein, und sich statt dessen das Talent chamäleontischen Anempfindens eingefunden zu haben. Er stellte in dieser Beziehung jede Person dar, war aber selbst keine; die epikurischen Atome, welche seine Totalität bildeten, umgestalteten sich bei verschiedenen Berührungen; je nachdem ihn dieser oder jener strich oder berührte, gab es andere chladnische Figuren in Rede und Schrift. — Schon in dieser Beziehung ein Curiosum. So hat er auch seine großen Kenntnisse zersplittert und mit aller Thätigkeit nichts Dauerndes hervorgebracht. Muß es aber nicht Leute geben, deren Thun in der Zeit, und deren Persönlichkeit in Anderen rein drauf geht? Es sind

freilich nicht die Könige, nicht die Herrscher in Staat, Kunst und Wissenschaft.

Fast möchte ich diese Negativität doch höher stellen oder doch eher geduldig hinnehmen, als die Schärfe und Schroffheit, womit Mancher seinen festen Charakter geltend machen will. So z. B. hat X. seine Freude darüber, daß er Wilhelm I. von Oranien als einen Lump erfunden. Alba und Philipp sind dagegen im klaren Recht und die ächten großen Geister. Ich kenne auch den Punkt, von wo aus man die Letzten begreifen lernt; ja ich würde eine Rettung derselben mit dem Scharfsinn und der Wahrheitsliebe Lessings ehren. Aber um sie zu reinigen, andere höhere Naturen und Genien herabzusetzen, die ewigen Lehren der Geschichte wieder in Frage stellen, das Unterste zu oberst kehren, und anmaßend zu sein, wo man demüthig hinaufblicken sollte, — das verletzt mich mehr, als Böttigers gestaltlose Weichheit und furchtsame Nachgiebigkeit.

Raumer an Tieck.

December 1835.

Wie berühmte Bücher oft zu ihren Verfassern führen, hat Carus liebenswürdige Persönlichkeit mich zu seiner Psychologie geführt. Sie beweiset freilich — wie wenig wir von den Hauptsachen wahrhaft wissen, aber das ist nicht die Schuld des Verfassers. Sein Buch hat wenigstens einen seltenen Vorzug, daß es nämlich nicht bloß Gedanken mittheilt, sondern sie auch erregt und hervorruft. Ich möchte wohl allerhand Randglossen dazu machen, und mit Ihnen und dem Verfasser alsdann weiter verhandeln.

Raumer an Tieck.

Den 9. Januar 1836.

Unsere Organisation ist nicht blos eine ideale Form, sondern auch eine reale; sonst muß ich die Seele ohne Körper für die allein freie halten. Mit dem Verstande komme ich hier aber auch nicht weiter, als mit den Sinnen; und durch Bild und Gleichniß schiebe ich das Unverständliche auf eine kurze Zeit am bequemsten zur Seite.

Wenn sich nur das Abbild der Seele in Zeit und Raum „darlebt“; wo bleibt dann das Urbild, und wie verhält sich dies zu jenem? Ist das Urbild ein Funken, eine Fulguration der Gottheit, wie sondert es sich zu gleicher Zeit von der Gottheit und dem Abbilde? Aller-

dings ist die Menschheit in gewissem Sinne der wahre Mensch; aber doch nicht in dem Sinne, daß der Begriff der Persönlichkeit vertilgt würde. Operiren wir aber mit größern Ganzen, z. B. Völkerseelen, Menschheits-, Planeten-, Sonnenseelen, so haben wir der Eins nur einige Nullen angehängt, um zu ansehnlicheren Ziffern oder Einheiten zu kommen; die Geheimnisse der Seelenarithmetik bleiben aber dieselben, ja es entstehen bei diesem Verfahren nur noch neue, ungelösete Fragen.

Die Annahme des Vererbens der Seelen durch die Aeltern, oder gar vorzugsweise durch die Mutter, führt nicht weit. Unter Kindern derselben Eltern ist ja die größte Verschiedenheit. Auch entstände auf diesem Wege ein Erbadel und ein Jagen nach den überbeseelten Mädchen, ärger als nach reichen Erbtöchtern.

Wann und wie und wo beginnt denn überhaupt die Seele? Numine afflatur.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 11. November 1836.

— — — Sonderbar, daß in unseren Tagen, wo so Viele nichts glauben, fühlen und denken wollen, als was sich mit Händen greifen läßt und in den Kreis der angeblich erforschten und begriffenen Causalverbindungen fällt; daß sie die Ursachen hinwegskeptisiren und doch die Wirkungen unangetastet stehen lassen. Daher eine Ilias ohne Homer, eine mosaische und lukurgische Gesetzgebung ohne Moses und Lukurgus, ägyptische Denkmale großer Herrschaft und Eroberung ohne Sesostris, römische Institutionen ohne Romulus und Numa, und nun auch ein Christenthum ohne Christus. Denn was man von all diesen Männern Geschichtliches übrig und stehen läßt, ist kaum ein Knochengerippe, ist nicht mehr, als der ordinairste Mensch zur Bildung der Menschheit beitragen könnte. Diese verneinenden Geister glauben an alle kleinen Leute, aber an keine große Persönlichkeit; sie glauben an Haus und Kunz, an Peter und Peter Meffert, an Crethi und Plethi; was darüber hinausreicht, wird ihnen unglaublich, unmöglich.

Sonst hegte man die Ueberzeugungen, die großen Heroen bildeten die Menschheit, die Lehrer erzögen die Schüler; jetzt bilden die Schüler den Meister, und die Apostel sind z. B. nicht von Christus ausgegangen, sondern er und sein Leben ist das Werk, nicht einmal der Apostel, sondern Gott weiß welcher alten Juden, welche alle in den Stand der Welterlöser erhoben werden. Aus bedeutungslosen Atomen soll sich die materielle, wie die geistige Welt auferbauen, und hundert Heller gelten in mancher philosophisch theologischen Schule mehr, als

eine unerschöpfliche Goldbarre. — Die Gedanken bedürfen der Personen als Erzeuger und Träger, und mit unzähligen Bleistiften kann ich die Peterskuppel nicht stützen. Was man Ideen nennt, von den Personen trennt und über sie hinaufstellt, ist oft nur haltungslose und leblose Abstraktion. Kommt man auf diesem Wege zuletzt unläugbar ins Dürre, Trockene und Finstere, so wird zum Verblenden, Verdutzen und Verdummen das plattirte und polirte Schild eines flachen Pantheismus vorgehalten, bis Jeder hochmüthig glaubt, seine eigenen Dummheiten wären Gedanken Gottes. Damit hangt zusammen: die Sünde als etwas Fremdes zu betrachten und Rechtfertigung, Lossprechung und Erlösung von einer gewissen Quantität spekulativer Erkenntniß abhängig zu machen. Kühner als Sancho Pansa meint der Spekulant: seine Weisheit reiche auch hin für Vettern, Muhmen und Basen. Wiederum soll Verunreinigung nur am Einzelnen haften können, die Gattung aber davon frei sein, obgleich sie eben aus allen Einzelnen besteht. So war auch den Jakobinern die angebliche volonté générale unbedingte Weisheit und Inkarnation des Göttlichen. Und doch suchten diese Helden negativer Abstraktion nach etwas Persönlichem in ihrer Göttin der Vernunft.

Symbol und Allegorie sind gewiß lehrreich, bedeutungsvoll, stehen aber doch nicht über dem, was symbolisirt werden soll. Trennt sich Beides, fällt es auseinander, oder wird die tiefere Beziehung abgetauget, so entweicht dem Symbole, Leben, Wahrheit und Kraft. Die Sonne ist die Sonne, und ich habe allen Respekt vor ihr, ob ich gleich kein Peruaner bin; was soll mir aber Christus, wenn er etwa nichts ist, als ein Symbol der Sonne, und die zwölf Apostel nichts weiter als zwölf Kalenderzeichen. Spenters sans foi, sans roi, sans loi sind gewiß nicht so lebendige Personen, so großartige Werke der Natur und des Dichtens, als Macbeth, Richard III., Faust u. s. w.

Der Ablauf der Zeit ist für den Einzelnen und für die Geschichte des Menschengeschlechts von großer Wichtigkeit; sie bietet die Bahn, auf der sich die Entwickelung fortbewegt. Für den Ewigen und Allwissenden hat die Zeit aber nicht die Bedeutung, wie für uns Tagesfliegen, ist nicht der Träger seines Wesens, das Tummelboot seines Thuns und Schaffens. Manche Kritiker stellen sich aber an, als wüßten sie genau, was und wieviel Gott in jedem Jahrhunderte zugelernt habe, und versetzen ihn, wenn die Probearbeiten gut ausgefallen sind, in eine höhere Klasse, so daß er jetzt schon fähig erscheint, professor extraordinarius philosophiae zu sein. Und das sei viel mehr, als in alten Zeiten

gleichwie Aristoteles spazieren zu gehen, oder wie Plato unter grünen Bäumen endlose Gespräche zu führen.

Man hat gesagt: die Ansichten eines Volkes über Gott, böten ein Kennzeichen und einen Maßstab seiner Bildung. Gut; sofern nur damit nicht die Möglichkeit und die Thatsache einer offenbaren Gotteserkenntniß geläugnet und Gott ein bloßes Produkt oder Fabrikat der sogenannten Bildung werden soll.

Ich ward unterbrochen, und kann Gedanken und Ton nicht zur Fortsetzung des Vorigen stimmen, daher zu ganz etwas Anderem — zu unserer Kunstausstellung. Sie ist sehr reich und sehr merkwürdig. Es lassen sich im Vergleich mit den ehemaligen ersten Kunstausstellungen die größten und offenbarsten Fortschritte gar nicht läugnen. Das Gemeinsame der Schule und das Eigenthümliche der Personen, Beides steht höher denn zuvor, und insbesondere verdienen und gewinnen die Düsseldorfer Bilder Lob. Ich will dies keineswegs verkürzen und verkümmern, kann aber doch eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich mir besonders in diesem Jahre aufdringt. Es offenbart sich eine Vorliebe für das Elegische, Klagende, Schmerzhafte; klagende Königspaare, klagende Juden, klagende Pilger, klagende Propheten, klagende Griechen, anklagende Hussiten, klagende Herzöge und Kaiser, — selbst klagende Landschaften. Gut, aber nicht allein gut. Liegt etwa jenes Vorurtheil im Hintergrunde: das Tragische sei in Leben und Kunst das Vorzüglichere und überall Edlere? Der Schmerz edler als die Freude, die Weichheit immerdar schöner, als die Kraft? Steht nicht Raphaels Grablegung, die Galathea und die Farnesina gegenüber? Und darf man auch Giulio Romanos Kühnheiten in der Nachbarschaft gewisser Rigoristen nicht aufstellen, ist doch die heitere Schönheit, die fröhliche Anmuth nicht weniger werth, als die gebeugte Schönheit und die niedergeschlagene Anmuth. Aus dieser trüben Auffassung kommt man leicht dahin, das blos Charakteristische, Bedeutsame dem wahrhaft Schönen voranzustellen, bis an der äußersten Grenze, die Effekt bezweckenden Fratzen der Franzosen hervorbrechen. So ganz verschieden jene klagende und diese atreee Richtung zu sein scheinen, sind doch beide nur dem Grade nach verschieden, und der Ausgangspunkt der Irrwege verwandter, als man glaubt.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 29. November 1836.

Die Evangelien, meint Hegel, enthielten noch nicht auf ausdrückliche Weise das, was im Prinzipe des Christenthums liege,

ſondern nur mehr die Ahnung davon. — Alſo erſt allmählich haben ſich die Menſchen die Mühe gegeben, es aufzuklären, zur Vernunft zu bringen und viel Nutzbares und Scharfſinniges an dem alten, einmal eingeſchlagenen Nagel aufzuhängen. Wie verträgt ſich das mit Hegels Widerſpruch einerſeits gegen den Arianismus und andererſeits gegen die katholiſche Kirche?

„Man kann beinahe ſagen (fährt Hegel fort), daß wenn man das Chriſtenthum auf die erſte Erſcheinung zurückführt, es auf den Standpunkt der Geiſtloſigkeit gebracht wird; denn Chriſtus ſagt ſelbſt: das Geiſtige wird erſt nach mir kommen, wenn ich weg bin."

In der höchſten Offenbarung Gottes wäre alſo die Geiſtloſigkeit Menſch geworden; und der Geiſt, der von Chriſtus aus allmählich alle Menſchen durchdringen, verwandeln, wiedergebären ſoll, wäre nur ihr eigener Geiſt, der neben anderen außerordentlichen Eigenſchaften auch die einer übermäßigen Pietät gegen die unvollkommene, dürftige Urquelle beſäße. — Hegel meint: erſt ſeitdem Chriſtus verſchwunden, der ſinnlichen Gegenwart entnommen und in die Erinnerung, die Mnemoſyne aufgenommen, in das Reich der Vorſtellung erhoben worden — konnte ein geiſtiges Verhältniß eintreten! Die beklagenswerthen Apoſtel, der arme Johannes, der an ſeinem Herzen ruhte, die thörichte Magdalena, die zu ſeinen Füßen ſaß, der Narr, der ſich freute, ihn geſehen zu haben: Allen fehlte das Reich der Vorſtellung, die Mnemoſyne, welche das Paradigma von Chriſtus in allerhand Dialekten abdeklinirt.

Hegel ſagt von den Kreuzfahrern in ſonderbarem Deutſch: „Ohnehin Barbaren, ſuchten ſie nicht das Allgemeine, die Weltſtellung Syriens und Aegyptens, dieſes Mittelpunkts der Erde, wie Bonaparte, als die Menſchheit vernünftig, das im Handel frei Verbindende." Heißt das: unter Bonaparte ſei die Menſchheit vernünftig geworden, und der freie Handel von ihm beſchützt worden? Gewiß ſuchte Bonaparte auch einiges Beſondere für ſich: wenigſtens würde Gottfried von Bouillon ſich nicht für einen Mohamedaner ausgegeben haben, um es zu erlangen. — Und die Barbaren? Fehlte die etwa in Jaffa oder in der angeblichen Centralſonne heutiger Humanität — in Paris.

Ein armer Hiſtoriker hat kaum eine Frage frei an das Schickſal; ein muthiger Philoſoph hat dagegen mühelos eine ganze Reihe von Antworten zur Hand. Indeß ſchreiben auch philoſophiſche Hiſtoriker ſo über Geſchichte, daß es mir vorkommt, als wiſſe ich gar nichts davon. Wenigſtens erkenne ich weder Zeiten, noch Menſchen, weder das Allgemeine, noch das Beſondere.

Wie viel iſt geſchwatzt worden über Objektivität, als ſei der Hiſto-

riker nichts als ein blecherner Trichter, durch den die Thatsachen hindurchliefen, wie es eben durch das spitze Ende des Trichters oder der Feder gehen wolle; — und doch wie Wenige haben die geringste Ehrfurcht vor der einfachen Thatsache und der gerühmten Objektivität. Deshalb schreien jetzt so viele Weiber über meine Marie Stuart und so viele Männer über meinen Friedrich II. Sie meinen: diese wären die Meinigen, ich hätte sie ad libitum gemacht oder sie anders machen können. — —

Tieck an Raumer.

Dresden, den 12. Februar 1837.

— — Von 1789 datirt sich meine Bekanntschaft mit meiner entschlafenen Frau. Wieviel seitdem erlebt, erfahren, geduldet, gelernt, gefreut. Und doch ist mir jene ferne Zeit wie ein Gestern. Ich weiß es gar nicht anzufangen, um in diesem Sinne alt zu werden. Nun sind es über 17 Jahre, daß Solger starb — und ich rede ihn in Gedanken noch manchmal wie einen Lebenden an: wie gestern als Wackenroder starb — das sind nun bald 38 Jahre. Ich verstehe andere alte Männer nicht, wenn ich höre: ja, das war damals! vor vielen, vielen Jahren! Was man erlebt, wahrhaft erlebt, ist ja ein für immer Gegenwärtiges, kann gar nicht verloren gehen, wird ja mit meiner Seele Eins! So jede Ueberzeugung, Anschauung, Erfahrung, Vision und Idee. Und dennoch ist mein Leben mehr ein fortsummender Traum, wie das der meisten Menschen. Dies scheint Widerspruch und ist es doch nicht. Sie werden mich verstehen.

Als mein Freund Tell starb — das ist nun auch 47 Jahre her — und mir ist oft, als könnte er mir wieder begegnen, wenn ich um die Ecke trete.

Kann ich mir ableugnen, daß ich dieselbe Freude, ja mehr an Poesie, Kunst, Malerei, Geschichte, — und selbst an Albernheiten und Kindereien habe, als in meiner Jugend. Als Jüngling war ich übermüthiger, aber in vielen Stunden auch altklüger als jetzt: es gab selbst Stunden trostloser Leere, die seit ich meinem dreißigsten Jahre niemals wieder erlebt habe. Aber ich habe auch früh eingesehen, daß die tiefsten Schmerzen zum nothwendigen Einschlag unseres Lebens gehören.

Raumer an Keßler.

Berlin, den 16. März 1837.

Herr Lehmann, Redakteur der Staatszeitung, will in seinem Beiblatte den Irrthum eines französischen Buches aus meinem Friedrich II.

berichtigen. Der Censor streicht es aus, denn da mein Buch einmal in Verruf gethan sei, könne es übel vermerkt werden! Besser eine französische Falschheit, als die Wahrheit durch einen Paria, wie ich, zu Tage gebracht. Nun ein englisches Lied im höheren Tone. Da wird in einer Recension meines (englisch erschienenen) Buches, der König Friedrich II. genannt a villain, a rogue, a ruffian, und ich ein nichtswürdiger Schmeichler, der die Wahrheit mit Vorsatz verdreht und der alle Niederträchtigkeiten des Großvaters seines Königs beschönigt und vertheidigt! Ich und der König verdienten gleichmäßig an den litterarischen Galgen aufgehangen zu werden.

Raumer an Reßler.

Dresden, den 8. April 1837.

Gestern Abend fand ein langes, sehr anziehendes Gespräch über die Kunst statt, was ich Dir gern umständlicher mittheilte. Tieck und Bendemann waren die Vorredner, Andere hatten nur Nebenrollen, obgleich ich sie naseweis oder gottlos einige Male in den Vordergrund drängte. Man berührte die Fragen über das Verhältniß der alten und neuen Kunst, über das, was malerisch und nicht malerisch sei, über Begriff, Gedanken, Idee, Ideal, Symbol u. s. w., über die Gefahr, durch falsche Begeisterung in arge Uebertreibung zu gerathen, durch ängstliche Reflexion zu ermatten u. s. w. Ich meine: Begeisterung und Kritik stehen sich nicht unbedingt und feindlich entgegen, obgleich keiner aus bloßer Kritik heraus, ohne Begeisterung, ein ächter Künstler werden kann. Die unbegeisterte, blos verneinende, impotente Kritik unser jungen Götter, ist vom Uebel. Begeisterung ist mehr und ganz etwas Anderes, als bloße Trunkenheit des Augenblicks. Gedanke, Bedeutung, Erklärung und dergleichen hilft zu Nichts, im Fall bei Malerei und Bildhauerei Nichts zu sehen ist. Fast alle Ausartung der Kunst entsteht aus Hintenansetzung der Schönheit. Der Maler und Bildhauer soll und muß ein Verkündiger der Schönheit sein; andere Leute mögen es damit halten, wie sie wollen. Freunde, Verwandte, selbst Mann und Frau sucht kein Vernünftiger allein aus, oder ehrt und liebt sie nach dem Maße der Schönheit; aber eine Venus oder Grazie ohne die höchste Schönheit ist nur eine Muhme oder Base des Schmierhanses, der sich einen Maler nennt.

Raumer an Reßler.

Dresden, den 9. April 1837.

Gestern Abend war ich in einer diplomatischen Gesellschaft beim Minister v. Reichau. Bald nach mir erschien Lord Londonderry

mit seiner Gemahlin. Herr v. Zeschau stellte mich jenem vor und ich erwartete, daß er entweder gar Nichts von mir wisse, oder mir vornehm den Rücken kehren werde. Statt dessen nannte er mich einen berühmten Schriftsteller, machte mir andere Komplimente, gerieth mit mir über England in ein Gespräch, das im Winkel fast eine Stunde dauerte, kümmerte sich nachher kaum um die Gesellschaft, sondern ging fort. Das Alles setzte mich in Verwunderung und noch mehr wohl andere Personen, die auch von seinem Stolze gehört hatten und mich gar nicht kannten. Seine Frau drehte sehr oft den Kopf um und besah sich mit bedenklichen Blicken das tête à tête. Mir war Anfangs die ganze Situation halb ängstlich, halb lächerlich; das Gespräch ward aber sogleich so ernst und wichtig, daß ich nur der Sachen gedachte und mein Englisch gottlob noch hinreichend zur Hand hatte, um geläufig antworten zu können. Daß ich Londonderrys Ansichten nicht theile, weißt Du und an eine Bekehrung konnte nicht gedacht werden. Dennoch lernte ich wiederum Mancherlei: — nämlich, daß auch dieser Ultra der Ultras nicht so arg sei, als er beschrieben wird, oder sich selbst darstellt. — Das ist (wirst Du hoffentlich nicht sagen) Folge Deiner versteckten und geschmeichelten Eitelkeit. Gewiß nicht. Was Londonderry über die Kirche, über Irland, über die Reformbill sprach, widersprach durchaus meinen Ueberzeugungen; ich erkannte aber, daß er in den *seinigen* so im *guten* Glauben war, als ich in den *meinigen*. Als er mit *tiefer Melancholie* das Unglück, das Elend und den unausweichlichen Untergang Englands beklagte, konnte ich unmöglich daran denken, ihn zu verspotten; ich fühlte vielmehr Mitleid mit ihm und mußte (ein ärmlicher Ausländer) dem englischen Pair *Trost und Muth* zusprechen! Dies Gefühl hat mich bei dem anmaßlichen Geschwätz des Herzogs von Cumberland nie angewandelt. Genug, diese Zusammenkunft ist wieder eins der mannigfachen Curiosa meines Lebens.

Raumer an seine Frau.

Paris, den 4. September 1837.

Hierauf zu den Gemälden im Louvre. Welch ein Gegensatz zu der alten Bildnerei, wenn man hier sogleich in das französische Wesen so hineinplumpt, daß Einem die Wellen des trüben Wassers über den Kopf zusammenschlagen. Die Vernets schwimmen darin noch reinlich genug umher, die Mignards möchte man herausgreifen, die Claude blitzen hervor, wie Edelsteine aus einer lichteren Welt. Nun aber das Neue, am lautesten Gerühmte! Viele Dinge versteht man

nicht, beruhigt sich aber, daß man sie nicht verstehe, weil man daran (und mit Recht) glaubt, so z. B. an die Ergebnisse der höheren Mathematik. Diese Kunstwerke verstehe ich nicht und glaube auch nicht daran; sondern befinde mich in einem steten Widerspruch gegen sie, wenn ich auch der Vollendung des einzelnen Technischen Gerechtigkeit widerfahren lasse. Es mag leichter sein, von Nichts zur wahren Kunst zu gelangen, als nach dieser Abgötterei mit dem Irrthume, sie wieder zu finden. Rheterismus, Terrorismus und bloße Flegelei sind die Hauptbestandtheile, aus denen dieser Kunsttempel aufgebaut ist. Schon David, der Führer, oder Verführer, ist davon keineswegs frei, aber doch ein Mann von großem Talente. Wie weit haben ihn die Schüler überboten, obwohl sie ihm weit nachstehen, wie etwa Ricci und Aehnliche dem vorfahrenden Reffini. Girodets Sündfluth, Hennequins Gewissensbisse des Orestes, Gericault Schiffbruch der Medusa und Aehnliche zeigen jenen Rheterismus und Terrorismus in widernatürigem Maße, und als Probe eines Flegels kann Guerins Aeneas dienen.

Kaumer an Kestner.

Berlin, den 2. November 1837.

An sich ist Goethes Haus gar nicht so ausgezeichnet, wie Viele fabelnd behaupten, wohl aber sind seine Sammlungen reich, und merkwürdig zu sehen wo und wie der große Mann so viele Jahre lebte. Stube und Schlafkammer weniger als einfach, ja fast ärmlich und dürftig. Wer Alles aus sich herausspinnen kann, braucht das Aeußere nicht; der innerlich Aermlichere hat eine natürliche Neigung, in diesen Umgebungen eine Hülfe und Stütze zu finden. So tausche ich mit meinem Hause nicht, eben weil ich kein Goethe bin.

Unter den in Goethes Zimmer bunt durcheinander liegenden Dingen zeigte der Sekretär und bevollmächtigte Kastellan auf Schillers Schädel, was einen ganzen Strom verschiedenartiger Gedanken und Gefühle erregt und aufwühlt. Was hat denn diese Kalkerde gezwungen, sich so zu gestalten? Warum hat sich der Geist darin eingehauset, warum ist er davongezogen? Ist nur Kalk, wie im Juragebirge übrig geblieben, oder eine Wahlverwandtschaft zu Geist und Empfindung, welche einst daselbst herrschten? Ist Schädel eben nur Schädel nach Maß und Gewicht, und die Materie ganz dieselbe bei der verschiedensten Qualität des Geistes? Wird der Geist bedingt durch die Materie? Weher das Prinzip aller Individualität? — Genug die ganze Philosophie und

Religion läßt sich bei Gelegenheit solcher Art durchdenken und durchsprechen. Heute ist aber dazu keine Zeit. — — —

Raumer an den Kronprinzen von Preußen.

Dezember 1837.

Nach gewöhnlicher Weise dachte ich heute mit freudiger Wehmuth dessen, auf den in bewegter Zeit alle Hoffnung des Vaterlandes beruht. Unpassend und anmaßlich wäre es, mich hierüber gegen Ew. Königliche Hoheit irgend näher auszusprechen, wohl aber hoffe ich, daß Sie mir allergnädigst erlauben werden, Ihnen einen unzweifelhaft ächten, eigenhändigen Brief Washingtons zu überreichen, der in Europa für eine Seltenheit gelten darf und auch wegen der Milde und Weisheit seines Inhalts anziehend erscheint. — —

Der Kronprinz an Raumer.

1838.

Sie haben mir eine große Freude gemacht mit dem autographen Briefe Washingtons, dessen Inhalt so weise, so beruhigend und (glich es nicht dem Wunsche, den Mond als Stubenlampe zu haben, würde ich sagen) so beherzigenswerth für alle Zeiten ist. Nächstens hoffe ich Ihnen mündlich meinen herzlichen Dank zu wiederholen, bis dahin meinen besten Neujahrswunsch.

Heinrich an Friedrich v. Raumer.

Den 14. Mai 1838.

— — Mir scheint es, als ob der strengen Urtheilssprüche Schlossers zu viele wären, und daß man sie oft nur in dem Glauben an den Schreiber und nicht immer aus dem Erzählten als wahr annehmen muß. Z. B. wird ohne Beweis gesagt: „Der Fürst Leopold von Dessau suchte in Gemeinheit und Schlechtigkeit seines Gleichen." Ich kenne Fürst Leopold von Dessau wahrscheinlich besser als der pp. Sch., nicht allein was über ihn gedruckt, sondern aus den Akten, aus den Spuren seines Wirkens, aus der Tradition der Familie; ich weiß recht gut, daß mit ihm schlecht Kirschenessen war, daß es sich jetzt lustiger nach seinem Marsch marschirt, als damals unter ihm gedient u. s. w. Dennoch finde ich dies Urtheil über ihn so hingestellt hart, ungerecht und ohne Rücksicht auf die Zeit. Dies hebe ich heraus nicht seiner Wichtigkeit wegen, sondern weil ich es näher kenne. — — —

Tieck an Raumer.

Dresden, Juni 1838.

Ihre „Hohenstaufen" sind ein fest beschlossenes, für sich bestehendes Kunstwerk, ein ausgewachsenes, reifes Individuum, aus schöner Begeisterung hervorgegangen, durch edlen Fleiß und großartige Kritik vollendet, ein Werk, das uns zuerst eine sichere Ansicht des Mittelalters, seiner Größheit und mannigfaltiger Kräfte gegeben hat. Selbst (was unmöglich ist) Sie entdeckten Schätze, die Ihnen Ihr Buch und Ihre Ueberzeugungen umänderten, so dürften Sie doch nichts Wesentliches ändern; denn immer ist es noch das Befriedigendste, was wir so vollständig und umfangreich besitzen, sei von Politik, Bildung, Entwickelung, von religiösen Kräften oder Staatsgewalt die Rede, und unvergleichlich in fester und sicherer Zeichnung der einzelnen, großen Charaktere.

Raumer an Keßler.

Berlin, den 17. Juli 1838.

Meine Arbeiten haben mich auch zu Luden's Geschichte der Deutschen geführt und ich mochte wohl mit Dir (seinem und meinem Freunde) darüber rathschlagen aus Besorgniß, ihm oder mir oder vielmehr den Personen und Sachen Unrecht zu thun. Du weißt, daß ich meine litterarischen Arbeiten nicht überschätze und eher ein strenger, ja verdrießlicher, als verhätschelnder Vater bin. Ebenso gern nehme ich Lehre an und trage keinen Zorn wider die im Herzen, die mich (zur Besserung) einmal heruntermachen.

Bei und durch Luden gerathe ich aber in eine höchst unangenehme Stimmung und in die Besorgniß, eh, wenn auch nicht Eitelkeit, doch Verurtheil mich verblendet. Ich müßte zu jeder Seite, ja zu jeder Zeile Noten machen und kriegerisch dawider auftreten, wie er denn (ohne mich je zu nennen) doch überall die Dinge anders, als ich darzustellen und zu beurtheilen bemüht ist.

Seine ganze Methode der Auffassung und Darstellung ist von der meinigen so wesentlich verschieden, daß ich sehe, eine Vermittelung oder Umgestaltung meines Werkes um seinetwillen ist ganz unmöglich. Aber auch ebenso unmöglich, Schritt vor Schritt weitläufige Gründe für die Verschiedenheit und Abweichung anzugeben. Ueberall tritt bei ihm die abstrakte Reflexion in den Vordergrund, überall zweifelt, belehrt, tadelt, bemeistert er. Was der oder jener hätte denken und fühlen, thun oder lassen sollen, was er hätte denken oder sein können u. s. w. ist umständlich erörtert. Er pädagogisirt überall an den geschichtlichen Per-

ſonen, ja an den größten Helden, macht Cenſuren wie ein Schulrektor, oder Recenſionen wie ein Profeſſor vom Katheder herabſchauend. Bei Schloſſer findet ſich zuweilen etwas Aehnliches, aber doch Verſchiedenes: in ihm tritt ein politiſch moraliſcher Zorn hervor, eine gewiſſe Energie in der Beiſtimmung oder im Widerſpruche, und iſt man auch nicht immer ſeiner Meinung, ſo bleibt er doch eine eigenthümliche, tüchtige Natur. Luden ſcheint dagegen von einer immerwährenden Diarhöe der Klug — behaftet, was mittelmäßigen Geiſtern aber gewiß als die weiſeſte Pragmatik erſcheint. — Genug mir erſcheint er anders, und doch möchte ich weder ihm, noch mir Unrecht thun. Nach ihm ſollen die Hohenſtaufen keinen Kreuzzug unternehmen, ſich um Italien nicht bekümmern, ſich mit den Päpſten nicht ſtreiten u. ſ. w., u. ſ. w. Die wahre Geſchichte iſt ihm nicht das, was geſchehen, ſondern das, was nicht geſchehen iſt. Er weiß nicht blos Alles, was die Männer gedacht und gewollt haben, ſondern auch, was ſie hätten denken und wollen ſollen. Er iſt im ſteten Ermahnen und Erziehen begriffen. Wie manche Aeltern ununterbrochen ihren Kindern ſagen: ſitze doch gerade, halte die Schultern zurück, wiſche die Naſe u. ſ. w., ſo ſetzt er einen Helden, wie Friedrich I., auf ſein pädagogiſches Stühlchen und giebt ihm weisheitsvolle Lehren ohne Ende.

Warum treibe ich Geſchichte? Weil ich mich an den Helden erheben, durch ſie begeiſtern, an Gefühl und Gedanken reicher, vielſeitiger, tiefſinniger werden, und dann (wenn ich ſie erſt recht erkannt) mit höchſter Theilnahme des Geiſtes und Herzens darſtellen will. Soll ich ſie auf ein Bett des Prokruſtes legen und zur Verſchönerung und Veredelung ihnen Kopf und Füße abſchneiden?

Wie aber, wendet man ein, wenn die geſchichtlichen Perſonen nichts taugen? Was ſoll dieſer Einwand: etwa beweiſen, daß Tacitus ſtatt ſeines erhabenen Tiefſinns den Klippſchulmeiſter hätte agiren ſollen? Ich halte jene Methode für gleich fehlerhaft bei Friedrich I. und bei Ezelin von Romano.

Glaube nicht, daß das Geſchriebene ein feindlicher, ungerechter, gemüthloſer Angriff ſei, es iſt vielmehr ein Schrei der Nothwehr, oder höchſtens ein Verſuch der Selbſtverſtändigung.

Raumer an Reßler.

Berlin, den 18. Juli 1838.

— — — Die Franzoſen machen ſich auf alle Weiſe über die engliſche Krönung luſtig. Sie haben keine Ahnung von dem Werth des Symboliſchen, rein Geiſtigen, Aetheriſchen. Ihre Augen ſind auf-

gethan: ſie ſehen in der Königin nur ein junges, unbedeutendes Ding, einen Backfiſch würden die Berliner ſagen, und alle Liebe, Ehre, Anhänglichkeit erſcheint ihnen rein abſurd, höchſtens als Donquichotiade. Ich ſpiele aus der Ferne den Don Quichote redlich mit. Mir erſcheint es wie eine göttliche, tiefſinnige Offenbarung und Gnadenwahl, daß dies junge, unſchuldige Weſen als Herrſcherin, als Mittelpunkt der Verehrung für ſo viele Millionen hingeſtellt iſt, welche die Behauptung ihrer Rechte mit Anerkenntniß höherer Fügung und Verſehung beſſer zu verbinden wiſſen, als die Ultras aller Parteien, deren jede kaum eine Hälfte des untheilbaren Ganzen begreift.

Neben dem Verdruß über manches geſchichtliche Ereigniß unſerer Tage giebt es doch auch Erfreuliches, Lichtblicke der Zeit, z. B. daß Peel und Stanley einen Vorſchlag Oconnel's loben und billigen; daß Oconnel beiſtimmt, als Peel ihn beſtimmter modifizirt, und die Miniſter darauf eingehen. Parteileute ſtreiten und ſuchen, Einem auf Koſten des Anderen Weisheit und Verdienſt beizulegen. Alle waren über dieſen untergeordneten Standpunkt erhaben, und wie man leider oft ſagen muß: es iſt Keiner, der da Gutes thue; kann man hier behaupten, es war Keiner da, der das Schlechte that.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 29. November 1839.

Es war meine Abſicht, Ihnen einen außerordentlich weiſen und tiefſinnigen Brief zu ſchreiben, aber der Menſch denkt und andere Menſchen lenken oder lenkten, ſo daß ich heute nicht drei zählen kann. In ſolcher Stimmung oder Verfaſſung ſollte man am wenigſten einen Brief ſchreiben; er ſoll aber auch ein Krankenbrief, ein Nothſchrei ſein, aus der Glanzwelt heutiger Geſelligkeit heraus.

Zu ſpät verſammelt, mehr Fremde als Bekannte, ½11 Uhr Abends zu Tiſche, zu ſpät nach Hauſe, ſchlecht geſchlafen, Augenſchmerzen, Erkältung ebenſo u. ſ. w. u. ſ. w. — das Alles gehört zu einem heutigen Feſte, oder folgt daraus. Ueber die Mängel unſerer Geſelligkeit konnte man ein Buch ſchreiben: ſie ließen ſich leicht verbeſſern, aber Angewohnung, Vorurtheil, Mode heiligen auch das Allen Unbequeme, von Allen Beklagte. So halten ſich zuvörderſt diejenigen für die Vornehmſten, Hochherzogenſten, welche am ſpäteſten kommen; die höfliche Wirthin hält es für Pflicht, mit dem Thee auf ſie zu warten, ihnen eine Spielpartie anzubieten. Darüber kann von den beſchäftigten Bedienten der Tiſch nicht gedeckt werden, und erſt nachdem die verehrliche Geſellſchaft mehre Male nach der Uhr geſehen hat, erfolgt der Aufbruch in a hurry.

Jeder stürzt auf eine Dame los, sans comparaison ein blindes Gänsegreifen; die Bescheidensten zetteln nach, finden da keinen Platz, wo sie sitzen möchten, und die Personen, welche Geist und Zeug genug hätten eine sehr anziehende Gesellschaft zu bilden, sind so zerstreut und deplacirt, daß jeder nur in höchster Eile seinen Heißhunger stillt; dann trumpets, flourish, exeunt! Und acht Tage vor und acht Tage nach der großen Geburt, haben Wirth und Wirthin schwere Wochen. — — —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 14. Dezember 1839.

— Hormayr bemerkt: in meinen Hohenstaufen sei Italien und Palästina zu lang, Deutschland zu kurz behandelt. Ich solle die Herzogthümer, Markgrafschaften, Gaue u. s. w. vorüberführen, beschreiben; kurz die Spezialgeschichte mit der allgemeinen Geschichte verbinden. So dachte ich (in Erinnerung an Johannes Müller) auch, als ich anfing zu arbeiten und hatte dicke Auszüge gemacht für hundert Abtheilungen von Anhalt bis Zähringen. Bald aber überzeugte ich mich, daß die Kapitel im Müller nur die einzelnen Kantone interessirten, und warf alle jene unbrauchbaren Schätze zur Seite. Was ein Hormayr billigt, würden die Meisten höchst langweilig nennen. In die Haupterzählung läßt sich die Geschichte aller einzelnen Länder nicht einflicken; zu dem einen großen Leiwagen der Alterthümer müßte ich also einen zweiten für die Spezialgeschichte anschaffen. Die hierzu erforderlichen Arbeiten wären sehr weitläufig, sehr mühsam, und für meine Natur sehr langweilig. Diese Art Geschichte existirt für mich nicht, also bleibe ich davon und überlasse Anderen Tadel, sowie Verdienst. Non omnia possumus omnes. Sie sind gewiß auch meiner Meinung.

Bei der gewissenhaftesten Prüfung finde ich beim Wiederlesen der zwei ersten Bände keine Veranlassung zu Aenderungen, weil ich allzu ghibellinisch gewesen wäre. Nicolini behauptet vielmehr das Gegentheil, und was Luden in dieser Beziehung vorbringt, sind meist verba praeteregque nihil; doch incommodiren mich diese Flöhe, die man mir von allen Seiten in meinen Pelz setzt. Zu Ostern wollen wir in Gesellschaft jagen.

Doch was rede ich von Flöhen, Männer sind meine Gegner. Immermann sagt: meine Holzpuppen habe Raupach mit Leder überzogen, danach sind Friedrich I. und II. Lederbrimas. Herr Zimmermann nennt seine Geschichte ein Denkmal, ein Spiegelbild, während ich die Gestalten in Spreewasser bis zur Mattheit verwaschen habe, und jene Kaiser bei mir eher Friedrich Wilhelm III. von Preußen, als ihren

Originalen ähneln. Meinen Darstellungen fehle alle Wahrheit; er habe Alles nach kritischer Erforschung der Quellen in eine schöne künstlerische Form zu schmelzen gesucht u. s. w.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 8. März 1840.

Dies Alles hängt wieder zusammen mit meiner Abneigung gegen die jetzt herrschende, negative, minutiöse, atomistische Kritik. Wolf hat mit großem Talente den Ton angegeben, Niebuhr ist auf dem Wege mit Scharfsinn fortgeschritten, und Beide haben den Boden von manchem Unkraut gereinigt. Pflügen und jäten ist aber nicht säen und ernten; zu jener verneinenden Seite gehört eine bejahende, zu der zweifelnden eine gläubige, zu der chemischen und anatomischen, eine psychologische und physiologische. Ueberall aber kommt man nicht vorwärts ohne Liebe und Begeisterung.

Ich habe jetzt über alle diese Dinge schon einmal mein Herz gegen Rebell ausgeschüttet, der mir schrieb: es wolle Jemand alle Quellen der Geschichte der Kreuzzüge einer neuen Prüfung unterwerfen, und ich möchte mein erstes Buch in Bezug auf das Wunderbare streng durchsehen. Jene Arbeit ist recht nützlich; jetzt stellen sich aber mehre an, als hätten sie die historische Kritik erst erfunden, und bisher kein Geschichtsschreiber dieselbe geübt. Zuletzt aber läuft die neue Weisheit auf einige Regeln hinaus, die man als unbedingt hinstellt, die sich aber leicht, wie ein dänischer Handschuh, umkehren lassen, z. B. nur die kürzeste Quelle sei glaubhaft, die umständliche dagegen sagenhafte Ausschmückung; oder umgekehrt, die lange ist die ächtere, und die kürzere ein unvollkommener Auszug. Nur die Augenzeugen sind glaubwürdig, ein Zeuge beweiset Nichts, zwei reichen hin zu jeder Beglaubigung u. s. w. u. s. w.

Alle diese Regeln geben dem Historiker noch nicht so viel, wie die Lehre von der Proportion der Gesichtstheile dem Maler. Jede Regel hat dieser vielleicht beobachtet und doch nur ein Fratzengesicht zu Stande gebracht. Die rechte geschichtliche Erkenntniß und Kunst führt in Offenbarungen, zu denen man auf jener Leiter nicht emporsteigt.

Nun jenes Wunderbare: ob weiße Engel wirklich winkten vom Oelberge, Pilger wirklich der Gans und der Ziege folgten und dergleichen — das ist ja nicht die Hauptsache; sondern daß jene Zeit es *glaubte*, oder *verstand*. Im Jahre 1813 waren trotz aller Begeisterung derlei Dinge unmöglich.

Die Unparteilichkeit Mancher besteht darin: daß sie das Kleine unter ein Vergrößerungsglas, und das Große unter ein Verkleinerungsglas

ſetzen, damit ſich Alles gleichmäßig mit ihrem knöchernen Weisheitskamme kämmen und friſiren laſſe.

Mein Studium des Euripides hat mir eine Menge Gerede und Geſchreibſel in die Hände gebracht, wo die magerſten Philologen oder die aufgedunſenſten Philoſophen den Meiſter ins Gebet nehmen, und ihm von ihrem Hühnerkorbe herab das testimonium paupertatis und miserabilitatis ertheilen.

Die Erkenntniß lebendiger Perſönlichkeiten nimmt in dem Maße ab, als man ſie für entbehrlich oder überflüſſig erklärt.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 17. Mai 1840.

— Aus einer Abhandlung — s über die Odyſſee ergiebt ſich, daß lauter Verwirrung in jenem Werke herrſcht, keine Chronologie, unnütze Epiſoden. Andere Leute reiſeten noch mehr und litten noch mehr wie Odyſſeus, und ein guter Sohn hätte nicht ſo lange bei Menelaus eingeknieipt, wie Telemachus, ſondern wäre nach einer halben Stunde zu weiteren Erkundigungen abgereiſet u. ſ. w. u. ſ. w. Für mich ſchwer zu verſtehen; ſo kindlich oder kindiſch unſchuldig habe ich im vergangenen Winter die Odyſſee wieder geleſen. —

Raumer an . . . . . .

Dresden, den 29. März 1840.

— Daß ein umherreiſender Klavierſpieler jetzt große Fertigkeit haben müſſe, verſteht ſich von ſelbſt; auch will ich zugeben oder annehmen, Liſzt übertreffe alle Nebenbuhler, deſſen ungeachtet beharre ich mit feſter Ueberzeugung dabei, die ganze Richtung ſei eine irrige, verderbliche und führe zum Untergang der wahren Kunſt. Es iſt die Richtung der Manieriſten, welche im Theile das Ganze, in den untergeordneten Mitteln den Zweck, und in den Uebertreibungen mehr ſehen, als in Maaß, Harmonie und Schönheit. Aehnliches erlebte die Malerei unter den Nachahmern Michel Angelo's, welche ihn (wie die Muſiker jetzt den ſchon an der äußerſten Grenze ſtehenden Beethoven) überbieten wollten; ähnlich wirkten Bernini, Roſſini und die coblue der neueren Copiſten dieſes allerdings talentvollen Mannes. Ganz dieſelben Verirrungen zeigt unſere Tanzkunſt. Und es ſind nicht einmal ſüße Irrungen, ulcera vitia, worüber ſchon die Alten klagten. Geſtehe ich indeß ihre Süßigkeit zu, wer will immer Paiſers eſſen und Nüſſe knacken? Die ſtete Abwechslung des härteſten Fortiſſimo und des ſäuſelnden Pianiſſimo macht auf meine ſonſt geſunden Nerven einen unerträglichen Eindruck, während

ber gesunde, volle, natürliche Ton des Instruments, der eigentliche Sprachton, welcher vorherrschen sollte, fast nirgends zur Sprache kommt. Das Donnern und Verhallen desselben, das Säuseln nach Art der Aeolsharfen war ohne Zweifel das Beste und Wohlklingendste, was Liszt gestern zu hören gab; doch soll solch Dessert nicht zum Hauptgericht oder Hauptmahl werden, oder dafür gehalten werden. Sehr oft seufzte und schrie und klapperte das Instrument, welches, von minder bewunderten Händen behandelt, immer wohl lautet. Von dem Werthe der Kompositionen kann man eigentlich nicht sprechen: er besteht eben darin, daß es Kunststücke sind, welche der Virtuose allein zu machen im Stande ist. Ich hätte mir zur Gemüthsberuhigung „Blühe liebes Veilchen", oder „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus" verspielen mögen. —

Prinz August an Raumer.

Berlin, den 21. April 1840.

Hochwohlgeborener Herr
Regierungsrath und Professor!

Euer Hochwohlgeboren haben Mir durch die Uebersendung mehrerer Ihrer geschätzten Werke vielfache Beweise von Aufmerksamkeit gegeben, für welche Ich Ihnen stets erkenntlich bleiben werde. Ich wünschte sehr, Ihnen auf irgend eine Art beweisen zu können, daß Ich Ihr ausgezeichnetes Talent und Ihre vorzüglichen Kenntnisse anerkenne, befinde Mich aber in einiger Verlegenheit, wodurch Ich Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen vermochte. Ich habe daher geglaubt, dies durch das beikommende Geschenk erreichen zu können, welches Ich Sie bitte, als ein Zeichen Meiner besonderen Werthschätzung und freundlichen Zuneigung zum Andenken von Mir anzunehmen.

Bei dieser Veranlassung versichere Ich Ihnen, daß Ich stets mit vollkommener Hochachtung verbleibe

Euer Hochwohlgeboren
sehr ergebener
August, Prinz von Preußen.

Raumer an den Prinzen August.

25. April 1840.

Durchlauchtigster Prinz!
Gnädigster Herr!

Ew. Königliche Hoheit haben durch Ihr huldreiches Schreiben und das beigelegte so schöne, als unerwartete Geschenk mich von Neuem und um so mehr zur Dankbarkeit verpflichtet, als mir in meiner Laufbahn

aufmunternde Auszeichnungen solcher Art fast nie zu Theil geworden sind. Um jenes bleibende Andenken nach vollem Werthe darzustellen, müßte ich (nicht aus Eitelkeit, sondern aus dankbarer Wahrheitsliebe) in einem erzählenden Kommentar noch hinzufügen: daß Ew. Königliche Hoheit mich seit Jahren gewürdigt haben, in den kleinen Kreisen zu erscheinen, wo mehr als in tausend anderen Gesellschaften anziehende und lehrreiche Gespräche geführt werden, weil Ew. Königliche Hoheit jeden auf die rechte Stelle hinbringen und als Anführer in Bewegung setzen. Mit einer Freisinnigkeit, die man nur selten bei seines Gleichen und noch seltener bei Prinzen findet, erlauben Sie nicht blos eine unbefangene Erörterung aller Gegenstände, sondern Sie fordern dazu auf; und wenn diese ermuthigende Freiheit den Einzelnen (ich rede von mir) einmal über das rechte Maaß hinaus führt, so nehmen Sie, der höher Stehende, davon keine Kenntniß in der richtigen Ueberzeugung, daß der Fehlende sich in der Stille mit doppelter Strenge selbst zurechtweise. Wenn doch alle Herrscher diese Gabe hätten, zugleich den Kopf und das Herz der Untergebenen zu gewinnen, dann würde es nie an dem Gehorsam, der Anhänglichkeit, der Verehrung und Dankbarkeit fehlen, mit welcher ich verharre.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 8. Juni 1840.

Obgleich Sie, mein theurer Freund, von dem Tode unseres guten Königs längst unterrichtet sind, drängt es mich doch, darüber mit Ihnen aus der Ferne zu sprechen. Das Leiden des Hauptes ergreift auch die Glieder; so hat mich in den letzten acht fast hoffnungslosen Tagen eine Unruhe umhergetrieben, die zuletzt freilich frucht- und zwecklos, aber doch natürlich ist.

Der Tod, dies offenbare Geheimniß, an dem wir tausend Male gleichgültig vorübergehen, bis er einen Geliebten oder uns selbst ergreift, hat bei einem Könige eine doppelt auffallende Physiognomie. Der Mund, dessen Worte Weisheit waren, ist verstummt, Leiche ist Leiche, und die Unmöglichkeit, jemals einen Ton wieder hervorzulocken, tritt mit einer unbedingten Nothwendigkeit hervor, die in unseren Glauben an Freiheit und Selbstbestimmung dissonirend hineintönt. Die Religion giebt Trost, aber keine Erklärung, und Trost nur, sofern wir zu resigniren wissen. Schon bei der Betrachtung, daß jeder vergangene Zeitaugenblick, eben schlechterdings vergangen, unwiederbringlich ist, kann einem Grübelnden Besinnung und Verstand ausgehen, wie viel mehr, wenn ich das Ab-

ſtraktum Zeit ausfülle mit Leben und Thaten, Haß und Liebe, Glück und Unglück.

Wenig Könige haben ſo viel in allen Farben und Abſtufungen erlebt, als Friedrich Wilhelm III., und er verdient, ungetrennt von Zeit und Volk, in der Weltgeſchichte eine ehrenvolle Stelle einzunehmen. Ihn zu zeichnen, als lebendige Perſon, als eine Einheit darzuſtellen, wird jedoch den Geſchichtsſchreibern ſchwer werden. Ohne eigentliche Vorliebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, ohne erhebliches Talent für beide, hat er doch aus klarer Einſicht und feſter Ueberzeugung mehr für dieſelben gethan, als alle ſeine Vorgänger, insbeſondere als Friedrich II. Neuerungen und freien Inſtitutionen abgeneigt, hat er ſie dennoch angenommen und in ſolcher Weiſe begründet, daß rückläufig Geſinnte unüberſteigliche Hinderniſſe finden werden. Er war geſelligen Zerſtreuungen nicht geneigt und verkehrte wenig mit ſeinen nächſten Werkzeugen, den Miniſtern; dennoch hat ihn Unglück nicht menſchenfeindlich gemacht, und im höchſten Glücke hat er ſich dem Hochmuthe und der Menſchenverachtung nie hingegeben. Sein bisweilen getadelter Eigenſinn erſcheint blos wie ein Anhang zum Herrſcherwillen, und erſtreckte ſich faſt nur auf das Kleine, während er ſich bei größeren Dingen ſelbſt bezwang. Er konnte herbe und unangenehm ſein, allein er war nie grauſam oder rachſüchtig. Etwaige Irrthümer in kirchlichen Dingen gingen nicht aus Fanatismus hervor, ſondern entſtanden aus loblicher Abſicht. Kleine Neigungen und Zeitvertreibe könnte man eher tadeln wegen ihrer Bedeutungsloſigkeit, als daß ſie in große Mißgriffe und Uebel hineinführten. Weil das ganze lebende Geſchlecht ſeine Leiden und Freuden, ſeinen Ruhm und ſeine Irrthümer getheilt hatte, war die Mäßigung natürlich und das Vertrauen ſtärkend. Dieſe Einrichtung des Regierens, dies Abwarten, Gehenlaſſen, dies diminuendo der letzten Jahre, was dem Könige zu Gute kam oder ihm nicht angerechnet wurde, kommt ſeinem Nachfolger nicht zu Gute, ſondern verwandelt ſich in verdoppelte Laſten und Anſprüche.

Ich erinnere mich genau der Stimmung, welche 1797 beim Tode Friedrich Wilhelm II. vorherrſchte: Alle waren überzeugt, es müſſe beſſer werden und die neue Regierung weit die vergangene übertreffen. Dieſer Glaube iſt jetzt kaum im Einzelnen vorhanden. Niemand zweifelt an dem edelen Gemüthe, dem Geiſte, dem guten Willen des neuen Königs, an der Abſtellung dieſer und jener tadelnswerthen Einrichtung, wohl aber hegt man Bedenken, ob er die ruhige Haltung eines großen Charakters benutze, und ſeine gemüthliche Phantaſie ihm nicht Vergangenes in zu günſtigem, Gegenwart und Zukunft in irrigem Lichte zeige.

Oder noch richtiger, man hat Liebe, Anhänglichkeit, Vertrauen zu ihm, — aber nicht zu seinen Umgebungen. Der Eine bewundert Haller's Restauration als politische Universalmedizin, der Zweite ist Ultrakatholik, der Dritte Pietist, der Vierte Anbeter des Junkerthums, der Fünfte Lobredner des Königs von Hannover, der Sechste hochmüthig und verstockt, der Siebente leichtsinnig und ein flacher Sophist. So sagt man, — ob mit Unrecht, wird die Zeit bald lehren. Mit bloßem Regiren, Hemmen, Laviren, dieser Schlepptauwirthschaft kann man auf die Dauer nicht vorwärts kommen, keinen Reigen anführen in der Weltgeschichte.

Der Himmel hat den Preußen eine zweihundertjährige Geschichte gegönnt, günstiger als sehr vielen Völkern, gebe er auch das dritte Jahrhundert! Jedesmal nach der ominösen Zahl 40 kam der größere Herrscher; ob auch diesmal? Gott gebe es!

Poetische, angeblich geniale Könige satteln manchmal rasch um und bleiben hinter denen zurück, welche mit einfachem, gesunden Menschenverstande ihre Pflicht erfüllen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 11. Juli 1840.

Ich las Immermann's Epigonen. Große Gewandtheit, Verstand, im Einzelnen Tiefsinn, festgehaltenes Interesse, selbst (ob vorsätzlich?) gespannte Neugier. Ferner lebendige Darstellung, scharfe Charakteristik und mannigfache Verwickelung. Ueberall alte gute Bekannte: Wilhelm Meister, Mignon, Barbara, die Gemälde, der Alte vom Berge u. s. w. u. s. w. Tiefen Widerschein, diese Variationen, dies Anempfinden und Nachbilden ließe ich mir schon gefallen; wogegen das ganze Werk einen unangenehmen, dissonirenden Eindruck zurücklässt. Die vornehme Welt taugt gar nichts und die niedere nur wenig; und daraus, daß die schmutzigen Gewässer zusammen und durcheinanderfließen, entsteht kein reiner Strom. Warum hat man Göthe's Ausspruch: der Held eines Romans müsse eine blos retardirende Person sein, so gutwillig hingenommen? Bei ihm war's Nothwehr, um gewisse pappige und blos platte Helden auf die Beine zu stellen. Doch ist Meister ein Dichter, oder ich glaube, daß er es ist; während Herrmann in den Epigonen es zu gar nichts bringt, als zu einer Heirath mit Cordelien aus der Milchkammer, die nicht einmal die Raubgier hat, wie Therese, ökonomische Hefen anzuziehen.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 25. Juli 1840.

Eben so wenig habe ich eine Vorliebe für die Art von Kritik, wonach Lachmann (allerdings mit vielem Scharfsinn) die Nibelungen in zwanzig uranfängliche Theile zerschnitten und ein Drittel des jetzigen Ganzen für unbrauchbar und schlechte Beilage erklärt hat. Anatomische Messer und chemische Säuren bleiben jedoch diesseits alles oder doch des höheren Lebens, und verstatten ungern eine lebendige Organisation des früher formlos Zerstreuten. Die epische Dichtkunst ist mehr als bloße Flickschneiderei. Auf jenem Wege (behauptete ich letzt gegen R.) zerlege ich den Ariost in unzählige Stücke und erkläre ihn selbst für ein hors d'oeuvre. Mit Tasso, entgegnete er, können Sie das nicht. — Warum nicht? Olynth und Sophronia, Armide, die schon früh angefeindeten Episoden, kann ich noch leichter herausschneiden.

Volkspoesie, was heißt das? Selbst „Blühe liebes Veilchen" und „Freuet euch des Lebens" hat zuletzt nur Einer gemacht. Kein Einziger aber steht außerhalb der Atmosphäre und Einwirkung seiner Zeit, seiner Kenntnisse, seiner Neigungen u. s. w. Er wird von der allgemeinen Bewegung ergriffen und wirkt auf sie zurück.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 1. August 1840.

Sie wissen am Besten, was und wie dem Könige zu schreiben sei. Da Sie es fordern, schlage ich — eigentlich nur in Beziehung auf Titel u. s. w. — unmaßgeblich Folgendes vor:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Ich habe nie gewagt, einem Herrscher irgend eines meiner Werke zuzueignen oder auch nur zu überreichen; weil mir dazu der Muth und außerdem, ich möchte sagen, das Gefühl einer geistigen Verwandtschaft fehlte, welche die Kluft zwischen Hoch und Niedrig ausfüllen muß, um sich mit recht vollem Vertrauen nähern zu können.

Eure Königliche Majestät haben seit Jahren einen solchen Scharfsinn in Beurtheilung alles Edlen, eine solche Begeisterung für alles Gute und Schöne gezeigt, daß die Begriffe von König, Staatsmann, Dichter und Künstler zusammenfließen. Sie haben sich endlich über meine eigenen Schriften stets mit so gütiger Nachsicht geäußert, daß ich als geborener Berliner meinem Könige und geistigen Schutzherrn mein neuestes größeres Werk, den Roman V. A. zu überreichen wage!

Vielleicht hätte ich mir in meinem hohen Alter eine Aufgabe nicht stellen sollen, deren Lösung nicht blos die Kraft, sondern auch die kühne Rücksichtslosigkeit der Jugend erforderte, indessen darf Italien gegen Ende des 16. Jahrhunderts nicht nach dem Maßstabe unserer Zeit (oder vielmehr unseres glücklichen, wohlgeordneten Vaterlandes) geschildert und beurtheilt werden.

Mit der größten Verehrung und Dankbarkeit

Ew. Majestät

unterthäniger

L. Tieck.

Nach diesem Entwurf, oder im Widerspruch mit demselben entwerfen Sie eiligst einen Brief. Was sonst der König wissen soll, wird ihm auf anderem Wege — womöglich beigebracht werden.

Mündlich alles Uebrige, heute fehlt's an Zeit.

(Tieck hat meinen Entwurf buchstäblich abgeschrieben und dem Könige übersandt. Herr von Humboldt rühmte mir sehr, daß jener des Königs Sinnesart u. s. w. mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu treffen u. s. w. verstanden habe.)

Raumer an Keßler.

Berlin, den 25. September 1840.

Dies bietet den Uebergang, um auf Etwas Anderes zu kommen. Du sagst: ich solle thun, was mir obliegt, den siebenten Band schreiben. Die Ungewißheit, was mir obliege, verstimmte mich. Aufforderungen, wie die Deine, und der Wunsch in einer festen Richtung mich weiter zu bewegen, überwogen, und so habe ich denn im Dresdener Archive sehr fleißig gearbeitet und für den Norden von 1660—1740 gar mancherlei gefunden, wovon ich hoffe, nützlichen Gebrauch zu machen — oder auch nicht. Denn viel von dem Gefundenen war von der Art, daß es kaum mündlich oder schriftlich mitgetheilt, gewiß aber nicht der Welt vorgelegt werden kann. Depeschen, wie sie ein Herr le Fort aus Petersburg an den König August (etwa 1720—30) schrieb, haben schwerlich ihres Gleichen in der Welt. Man weiß nicht, wie man dies russische Unwesen bezeichnen soll. Nicht eigentlich Verruchtheit, denn Alles geschieht in bewußtloser Naivität ohne Reue, Gewissen und Zurechnung. Nicht Bestialität — denn das Thier hat und folgt seiner Natur. Nicht Natur- und Lingamsdienst, weil hierbei doch Symbole und Gedanken zu Tage kommen. Rohe Geschmacklosigkeit ist das Vorherrschende und fast überall führen die Prinzessinnen den Reigen.

Bei der Erzählung, wie es bei der Wahl eines Saufpapstes hergegangen, steigen aber die Dinge zu kolossaler Größe. Mir ist es bei diesen Vorstudien wieder recht deutlich geworden: daß nicht für alle Zeiträume derselbe geschichtliche Ton und Styl paßt, und wenn Professor B. die Zeit der Kaiserin Anna mit orientalischer Pracht aufgehöht hat, so möchte ich (wenn ich es vermöchte) lieber den bitteren Ernst des Tacitus überall durchblicken lassen.

Raumer an Guizot.

Berlin, den 6. November 1840.

Erlauben Ew. Exzellenz, daß ich mein Andenken mit der Nachricht erneue: die hiesige Akademie der Wissenschaften habe Sie gestern zum auswärtigen Mitgliede erwählt. Mir ward die Ehre zu Theil, in aller Kürze an Ihre großen Verdienste um die Wissenschaften, an die Würde und die Reinheit Ihres Charakters, sowie an die Ihnen zu Theil gewordene große Aufgabe zu erinnern, den Frieden und die Wissenschaft aufrecht zu halten und zu beschützen. Der letzte Punkt ließ sich mit verdoppelter Theilnahme hervorheben, da die Wahl zufällig an demselben Tage und in derselben Stunde vorgenommen ward, wo Sie vorläufigen Nachrichten zufolge, Ihren parlamentarischen Feldzug begannen.

Ganz Deutschland rechnet darauf, daß Sie endlich der unseligen Politik ein Ende machen werden, wonach es als Feind oder als eine leichte Beute Frankreichs betrachtet wird. Jene Politik hat seit Jahrhunderten beiden Theilen geschadet, jetzt aber ist es mehr als jemals an der Zeit, alle Eroberungspläne aufzugeben und die Gemüther aller Deutschen, sowie ihr Vertrauen durch offene Worte und redliche Thaten zu gewinnen. Dann steht die französische Avantgarde in Tilsit, sonst die russische in Trier. Leider sind die französischen Parteien fast nur in dem Irrthume einig, das linke Rheinufer gehöre ihnen! Welche unendliche Kämpfe würde es kosten, diese deutsche Landschaft von Deutschland loszureißen, wie gering wäre zuletzt der Gewinn! In entgegengesetzter Weise läßt sich mühelos ganz Deutschland, ganz Preußen gewinnen. Und ist denn eine solche Freundschaft und Einigkeit zwei der gebildetsten Völker nicht mehr werth, nicht ein unendlich größerer Gewinn, als was die kriegerisch Gesinnten jemals erreichen können?

Unser neuer König versteht, Begeisterung zu erwecken, und ohne genügenden Grund angegriffen würden sich die Preußen des Jahres 1813 wiederfinden.

Gott segne Sie in ihrem Bemühen; aber selbst wenn es mißlänge durch die Schuld Anderer, würde die Theilnahme und Verehrung Ihrer

Freunde in Deutschland sich nicht mindern. Erlauben Sie, mich diesen Freunden und Verehrern beizuzählen.

Guizot an Raumer.

Paris, den 12. Dezember 1840.

J'ai été vivement touché de l'honneur, que vient de me faire l'Academie des sciences de Berlin en me conférant le titre de Membre étranger. Veuillez être, auprés de votre illustre compagnie, l'interprète de ma profonde reconnaissance. Si j'ai un peu contribué à faire connaitre et apprecier en France les admirables travaux de la science et de la litterature Allemande, j'en reçois aujourd'hui une belle et bien précieuse récompense.

Je ne vous remercie pas moins, Monsieur, des voeux, que vous m'exprimez pour le succès de la politique de paix et de bonne intelligence Européenne, que je m'efforce de faire prévaloir.

De nos jours dans l'état actuel de la civilisation et de l'esprit humain, la guerre sans nécessité absolue et sans justice évidente, serait une monstruosité. Croyez, Monsieur, que cela est compris et senti en France aussi bien qu'en Allemagne; et ne laissez pas reparaitre parmi vous des préventions, des animosités nationales, qui rendraient la tâche des amis de la paix bien plus difficile et leur succès plus incertain.

Agréez, je vous pris, Monsieur, l'assurance de la considération très-destinguée, avec laquelle j'ai l'honneur d'être.

Votre très-humble et
très-obéissant serviteur.

Raumer an Tieck.

Berlin, den 23. Februar 1841.

Könnte Theilnahme Verehrer erwecken, sie stände vom Todtenbette verlangt auf! Ich sah sie heute Nacht im Traume im Sarge liegen. Als man aber das Tuch vom Antlitze wegnahm, zeigte sich — ihr ähnlich — ein rothwangiges, lebliches Kindergesicht. Ist das der Anfang eines zweiten Lebenstraumes? Warum soll er in anderen Welten beginnen, und jeder Besuch hier untersagt oder unmöglich sein.

Welch' ein Verlust für Sie, für Agnes, für alle Freunde und Freundinnen. Und die scheinbar Gesundeste geht voran. —

Raumer an Tieck.

Berlin, den 11. März 1841.

Warum ich reise? Was ich in der Fremde will? Lieber Freund, was soll ich zu Hause? Soll ich unter Tschoppe mich in das Archiv hineinbetteln, oder mich hinausweisen, mindestens wie ein Unehrlicher kontrollieren lassen, während mir die Archive von Paris und London offen stehen?

Wenn ich die erste Ausgabe meiner Hohenstaufen ansehe, so erblaßt vor mir der Frühling meines Lebens; wenn ich die zweite angeblich verbesserte Ausgabe betrachte, erscheine ich mir wie ein alter Gärtner, der im Herbste die trocken gewordenen Blätter ablieset. Während Herr von Radowitz und von Raumer mich in die Gesellschaft der Königsmörder bringen, versetzt mich Herr Kraut wegen meines Italien ad libitum (oder zugleich) unter die Narren, oder die Tyrannenknechte. Das Frühjahr, neue Gegenstände, neue Thätigkeit werden mich wohl wieder auffrischen.

Das, was Sie einst eine (edle) Gleichgültigkeit der Darstellung in meinen Hohenstaufen nannten, finden die Leute dumm, geistlos, langweilig; sie wollen Pikantes, wollen Effekte. Ich bin zu alt, diese Kunststückerei und Schminkerei noch zu lernen. Auch die mikroskopische Betrachtungsweise, welche aus Flöhen Elephanten macht, paßt nicht für meine Augen; ich habe nicht Geduld, in der kritischen Tretmühle auszuhalten.

Der König von Baiern an Raumer.

München, den 7. April 1841.

Herr Hofrath und Professor von Raumer!

Ich hatte das Vergnügen, Ihre Zuschrift vom 27. Januar zu empfangen, mit welcher Sie Mir zugleich zwei Bände Ihrer Briefe übermachten. Ich bin Ihnen für diese Aufmerksamkeit aufrichtig verbunden und freue Mich auf den Zeitpunkt, wo Ich Muße finden werde, Mich mit diesem Ihrem, eines unserer vorzüglichsten Geschichtschreiber Werke zu beschäftigen. Die ausgezeichneten Lehrer der hohen Schule von Berlin auch zu hören, war der Zweck, warum Ich Meinen Sohn, den Kronprinzen, dahin sandte, und es freut Mich, daß er insbesondere Ihren Vorlesungen über die neue Geschichte seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, und was Sie in dieser und anderer Beziehung Mir Lebenswerthes von ihm melden. Empfangen Sie mit Meinem Danke die Versicherung, daß Ich mit ganzer Werthschätzung bin

Ihr wohlgewogener
Ludwig.

Raumer an Tieck.

London, den 24. Juli 1841.

— Heute bin ich mit einer sehr berühmten Dame tête à tête in ihrer Equipage über Land gefahren, — mit Lady Byron! Noch immer schöne große blaue Augen, schöne Stirn, gute Gestalt, zierliche Füße, sie muß eine sehr hübsche Engländerin gewesen sein. Ihr Wesen ist sehr angenehm, aber die Trefflichkeit ihres Charakters, ihre freigebige Unterstützung von Schulen und Armen, ist nur eine lobende Stimme. Eine solche einfache Natur paßte nicht zu dem ungezügelten Byron. Lady Byron hat in Erling eine Schule gestiftet, die sie mir zeigte, und die sehr wohlgeordnet zu sein scheint.

Raumer an Kestler.

Berlin, den 14. April 1842.

— — — Heut brachte mir ein vir juvenis ein Album, in welches ich auch mein parturiunt eintragen sollte. Dr. — hatte eingeschrieben: man ist nur frei, wenn man mächtig ist; ich schrieb daneben: man ist nur mächtig, wenn man frei ist. In ein zweites Album, sonst auf Deutsch Stammbuch genannt, schrieb ich, ungeduldig ob des Uebermaßes aufgebauschter Sentenzen:

Voll weiser Sprüch' ein ganzes Buch
Macht dich noch nicht im Leben klug. — — —

— — Du weißt, daß Herr Bauer in Bonn abgesetzt ist. Ich kenne sein Buch und den Inhalt der Sache nicht, erlaubte mir aber letzthin beim Prinzen A. bescheidene Zweifel über den formalen Hergang zu äußern. Minister Eichhorn vertheidigte denselben, auch scheint es so recht als natürlich, die Sachverständigen zu hören und nach ihrer Ansicht zu entscheiden. Allein abgesehen davon, daß diese Sachverständigen sich keineswegs einstimmig erklärten, sind sie natürlich immer mehr oder weniger Partei und urtheilen in Folge einer petitio principii hier: daß ihre Ansicht vom Christenthum die allein richtige sei. Wenn man englische Pächter und Grundeigenthümer befragt über KornGesetze, alte preußische Officiere über Landwehr und Prügelsystem, katholische Theologen über protestantische Ansichten, heidnische Priester über die Lehre der Christen: so kann man immer vorhersehen, was sie antworten werden und antworten müssen. Der Erzbischof von Köln that gegen Hermes und die Hermesianer der Form und dem Prinzip nach ganz dasselbe, was jetzt das geistliche Ministerium thut, und jenes stimmt noch besser mit dem Katholicismus, als dies mit dem Protestantismus. Soll die Theologie durch den Staat kam, und über abweichend Lehrende ent-

lassen werden, so hört sie auf, eine Wissenschaft zu sein. Man kann (wird eingewandt) doch den Unchristen nicht zum Lehrer des Christlichen bestellen? ganz richtig; allein wer bestimmt hier die Grenze des Christlichen und Unchristlichen? Nach der sittlichen Seite hin ist kaum ein Streit und alle Konfessionen reichen sich friedlich die Hand; fast aller Streit, alle Verfolgung entsteht über die Dogmatik, welche sich unmöglich in der alten Form und mit dem vollen alten Inhalte erhalten kann. Jetzt ist's theologische Mode, Hegel als den Antichrist zu bezeichnen und Schelling zu einem neuen Auxiliarmessias umzustempeln; daß aber (um nicht weiter zurückzugehen) in Kant's Religion innerhalb der Grenzen bloßer Vernunft schon das Meiste von dem zu Tage gelegt oder ausgeführt ward, worüber die Leute sich jetzt entsetzen, hat keinen Zweifel; sie haben es aber nie gewußt, oder vergessen. Auf dem jetzt eingeschlagenen Wege bleiben die zeither in der Stille Dissentirenden nicht mehr friedlich innerhalb der Kirche, sondern trennen und spalten sich wie in England, oder werden verfolgt, Scylla und Charybdis.

Raumer an Keßler.

Berlin, den 14. Juli 1842.

Da Spontini in diesen Tagen, unbestimmt auf wie lange Zeit, Berlin verläßt, so wurden allerhand Vorschläge gemacht, was man ihm zu Ehren bei seinem Abgange etwa veranstalten könne. Diese Vorschläge scheiterten aber an einem, dem Menschen nur zu gewöhnlichen Vergessen des Vergangenen, an einer eigennützigen Konjektural-Kritik über das Künftige, und einem angeblich feinen Gefühle für angeblich unverletzbare Pflichten! Nur die Sing-Akademie hat sich diese Eigenschaften nicht andrechseln oder inokuliren lassen, sondern (ihrer Würde eingedenk und das echte Genie rücksichtslos und unbefangen ehrend) gestern dem Abreisenden eine Abschiedsmusik gegeben. Es war bekannt geworden, daß Spontini, anstatt Visitenkarten umherzuschicken, ein französisches Abschiedsgedicht gemacht und in Musik gesetzt habe. Zu derselben Melodie dichtete eine junge Dame, Fräulein Gräfe, eine deutsche Antwort, welche zugleich Talent und Gefühl bekundet, und wofür sich alle Verehrer Spontini's zum Danke verpflichtet fühlen. Die Rührung des Meisters war so groß, daß er am Schlusse kaum zu sprechen vermochte, und seine Thränen, gleichwie die tiefe Rührung vieler Umstehenden bezeugen, daß es noch Köpfe und Herzen giebt, welche sich in die reinen Regionen schöner Kunst zu erheben und sie zu würdigen wissen. Kein Mann von hohem Genius entgeht hienieden dem bitteren Kelche des Mißverstehens, Verkennens, Zurücksetzens gegen Geringeres; Jeder muß sich einem Fege-

feuer unterwerfen, welches ihn von den menschlicherweise anklebenden Irrthümern, Mängeln und Einseitigkeiten reinigt. So schmerzlich dies ist, so soll und muß es doch so sein, und wir wünschen Spontini Glück, daß auch ihm dies Alles dargereicht wird und er es überstanden hat. Wie der Phönix aus seiner Asche wird er aus diesen Leiden sich jugendlich erheben, und Strafen, Akten, Bescheide, Schreibereien u. s. w., womit man das zeitliche Fegefeuer unterhielt und nährte, werden nur dazu dienen, die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit seiner Werke zu befördern und zu erweisen.

Der Minister Eichhorn an Raumer.

Berlin, den 27. December 1842.

Seine Majestät der König hat Ihnen, mein verehrter Freund, den Charakter eines Geheimen Regierungs-Rathes beigelegt. Ich eile, Sie vorläufig hiervon zu benachrichtigen; die offizielle Bekanntmachung wird zugleich mit dem Patente, das ich dem Könige vorzulegen im Begriff bin, nachfolgen.

Einem Manne, der schon vor dreißig Jahren der wirklichste Regierungs-Rath gewesen ist, kann diese Auszeichnung an und für sich von geringem Werthe sein, als Zeichen des königlichen Wohlwollens ist sie Ihnen aber gewiß nicht gleichgültig, und mir einem solchen Zeichen freut es mich, bei Ihnen der Ueberbringer zu sein. Seien Sie herzlich gegrüßt.

Raumer an den Minister Eichhorn.

Januar 1843.

Die Nachricht, daß des Königs Majestät mich auf Euer Excellenz Antrag zum Geheimen Regierungs-Rath ernannt haben, war für mich eine große Ueberraschung.

Ich muß dankbar und erfreut ein Zeichen der Zufriedenheit mit meinen bisherigen wissenschaftlichen Bestrebungen erblicken, obgleich ich nicht versprechen darf, dadurch angespornt, auch künftig noch etwas Lobenswerthes zu leisten. Denn der Fleiß, welcher in mittleren Lebensjahren die von Natur geringen Gaben oft ausbildet und steigert, treibt im späteren Alter seine Früchte mehr nach außen, sondern erhält höchstens im Innern die kühlere Lebenswärme und Theilnahme für Wissenschaft. Mit u. s. w.

Raumers Anrede an Hrn. Pertz, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften, 6. Julius 1843.

Es freut mich sehr, daß gerade mir der Auftrag zu Theil geworden ist, Sie, verehrter Herr, bei Ihrem Eintritt in die Akademie zu bewillkommnen. Diese Akademie (welche nach Leibnitzens Wunsche Deutschland und das Deutsche nie aus den Augen verlieren sollte) ist nach manchem aufgedrungenen, oder freiwillig eingeschlagenen Seitenwege, wiederum auf die rechte Bahn zurückgekehrt, und zählt mehrere Mitglieder die sich bestreben jener Aufgabe Genüge zu leisten. In Ihnen haben wir den Mann gewonnen, welcher von seinem Vaterlande den gerechten Vorwurf abwandte, daß es gegen die Quellen seiner Geschichte gleichgültig sei, und hinter anderen Völkern, insbesondere den Italienern in dieser Beziehung zurückbleibe. Sie stellten sich die große Aufgabe Muratoris, und erfreuen sich des allgemeinen und wahrhaften Zeugnisses, daß sie derselben vollkommen gewachsen sind.

Der Scharfblick, welcher an der rechten Stelle sucht und findet, der Fleiß welcher die Massen bewältigt, die kritische Sorgfalt welche sie von Schlacken reinigt, die Begeisterung welche Andere zur Theilnahme erweckt und ihnen die rechte Stelle der Thätigkeit anweiset; diese und andere für die Herausgabe und Bearbeitung der Geschichtschreiber eines Volkes unentbehrlichen Eigenschaften, sind Ihnen in hohem Grade zu Theil geworden.

Möchte auch fernerhin der Beistand deutscher Regierungen und deutscher Leser, Sie und Ihre Mitarbeiter in den Stand setzen, gleichwie Muratori rasch vorzurücken, und sich der weitverbreiteten Früchte ihrer Arbeiten zu erfreuen; möchte das neue Amt, dem Sie gemeinnützig vorstehen, Ihnen wenigstens Muße lassen, die obere Leitung mit Erfolg fortzuführen.

Ich würde es mir zum Vorwurfe rechnen, Sie nur als einen Gelehrten zu bewillkommnen; wir ehren Sie auch als einen Mann, welcher da, wo er die Angelegenheiten der Gegenwart darlegen und beurtheilen mußte, seine wohlbegründete Ueberzeugung muthig und ohne Rückhalt aussprach, und fern blieb von dem unruhigen, inhaltslosen, verdrießlichen Widersprechen, welches Manche irrig für das höchste Zeichen ächten Freiheitssinnes halten; ebenso fern aber auch von dem feigen, gedankenlosen, knechtischen Lobpreisen, welches Andere als eine durch göttliches Gebot auferlegte Pflicht möchten geltend machen.

Raumer an Keßler.

Berlin, den 17. Januar 1844.

Ich mache Dich für Euren Lesekreis auf einen Roman, Jenny (erschienen bei Brockhaus), aufmerksam. Er ist von einer Jüdin, Lewald, geschrieben. Tieck schilt gar sehr auf das Buch. Ich nehme es (diesmal einig mit Frau und Kind) in besonderen Schutz und habe es (sonst ein schlechter Romanleser) von Anfang bis zu Ende mit großer Theilnahme gelesen. Freilich erscheint der kurze Inhalt sehr prosaisch: ein Jude will eine Christin, eine Jüdin einen Christen heirathen. Aber diese Verwickelungen, die täglich eintreten können, zeigen die langweilig breitgetretene Frage über die Judenemanzipation in ganz neuem Lichte. Es giebt eine Prosa, die sich zur tiefsten Einwirkung der Dichtung erhebt. Daß ein Judenmädchen sich taufen läßt, ist freilich sehr alltäglich; wenn aber der Bräutigam als eifriger Theolog das heilige Anerkennen und Beschwören aller dogmatischen Kleinigkeiten fordert, und das gewissenhafte Mädchen in tiefsinnige, oder doch tiefgefühlte Zweifel geräth und das ganze Verhältniß hier um der Theologie, und ein zweites Mal um der geselligen Zustände willen zusammenbricht, wenn die Handelnden dann zu Grunde gehen, ja psychologisch ganz richtig zu Grunde gehen müssen, so ist dies nicht kindisch und albern — sondern eine große Aufgabe, welche die Verfasserin gewiß besser entwickelt und gelöst hat, als seither unsere Gesetzgeber. — — —

Raumer an Keßler.

Berlin, den 17. März 1845.

Als ich meine Vorlesungen über die alte Geschichte herausgegeben, hatte ich nicht übel Lust, sie auf Rom auszudehnen, ward aber abgeschreckt, weil ich mit dem damaligen römischen Papste Niebuhr in vielen Dingen nicht übereinstimmte. Zur Abwechslung und des Gegensatzes halber nahm ich (nach beendeter amerikanischer Arbeit) meine alten Auszüge vor und las neue Bücher. Da fand ich zu meinem Erstaunen, daß Niebuhr in der neuesten Ausgabe fast Alles abgeändert hat, was mir damals unwahr erschien.

Raumer an den Kronprinzen von Baiern.

Berlin, den 18. März 1846.

Durchlauchtigster Kronprinz!
Gnädiger Herr!

Euer Königliche Hoheit gaben den Wunsch zu erkennen, daß ich eine, in meinen neueren Schriften irgendwo über die Jesuiten ent-

haltene Stelle angeben und dieselbe näher erläutern möge. Ich muß annehmen, daß die folgende gemeint ist, welche sich in meinem Buche über die Vereinigten Staaten, Theil II, Seite 291 findet. Sie lautet (in Bezug auf ihr Kollegium zu Georgetown bei Washington): „überall zeigt sich die alte Klugheit und Thätigkeit der Jesuiten und man kann sich nur ihnen zum Verfolgen die Macht fehlt, mit den gewandten, welterfahrenen Leuten leichter verständigen, als mit finsteren, beengten Mönchlein mancher kleinen und deshalb doppelt anmaßenden Sekten."

Die höchste Eigenschaft der Könige und der Geschichtschreiber ist die Unparteilichkeit, und ich habe hier, wie in allen meinen Schriften darnach gestrebt, dieselbe nicht zu verletzen. Leider wird aber jetzt in Bayern, wie im Handeln dieser Grundsatz verworfen und verdammt. Unparteilichkeit gilt für Gleichgültigkeit und Gemüthlosigkeit, Leidenschaft für Begeisterung, und unbedingtes Loben oder Herabsetzen für Zeichen tiefer Ueberzeugung und Charakterstärke. Daß die wahre Kraft von Gott ausgehe, der in der Mitte des Weltalls thront und nach allen Seiten sein Licht leuchten läßt, daß gottähnliche Menschen und Herrscher sich über das Parteitreiben erheben müssen, daß die Wahrheit und das Recht nicht in kranken, fieberhaften Aeußerungen liegt, wie oft wird dies mit Vorsatz vergessen oder anmaßlich geläugnet.

Laßt diese Grundsätze walten, wie ehemals, so für die ganze Zukunft, Parteiansichten durch die ganze Geschichte verherrlichen: jede Reinigung der Leidenschaften, jede Berichtigung der Thatsachen, jedes Streben nach gerechter Beurtheilung und milder Versöhnung, heißt vom Uebel. Es werden nach Maßgabe der Parteistellung unbedingt gelobt, herabgewürdigt, Rom oder Karthago, Papste oder Kaiser, Reformatoren oder ihre Gegner, und die Geschichte verwandelt sich aus einem Berathshause der Weisheit und Versöhnung, in ein Zeughaus des Krieges und des Hasses. Glücklicherweise war es dahin gekommen, daß z. B. protestantische Schriftsteller mit Achtung von großen Päpsten, katholische von großen Kaisern und Reformatoren sprachen; jetzt nennt man eine solche Darstellung gemüthlos, unbedeutend, nivellirend; nicht die reine, ungetrübte Sonnenwahrheit ist mehr Zweck der Erzählung, der Geschichtschreiber soll vielmehr Donnerwolken für seine Partei sammeln und mit Blitzen ihre Gegner zu Boden schlagen. Bald wird aus den Kreisen der Litteratur dieser Bann in die Gemächer des Volkes dringen und niemand dann mehr im Stande sein, sie zu bändigen. Wenn (wie es die Leidenschaft des letzten Tages fordert) die Erziehung von Kindes

keinen an Mitbürger und Stammgenossen wie Thoren und Verbrecher darstellt, statt Liebe den Haß einimpft, statt christlicher Duldung unchristliches Kriegerheben anpreiset, wenn man die in unschuldiger Einigkeit lebenden Kindersecten mit dem Gährungsstoff verfolgungssüchtiger Dogmatik anfüllt, wenn jetzt ohne genügende Veranlassung die herbesten Gegensätze früherer Jahrhunderte wieder hervorgehoben und alle angebliche Entwickelung daran geknüpft, darauf gegründet wird; — welche entsetzliche Aussicht für Deutschland, für Europa!! — Und die Regierungen, welche auf Beruhigung hinwirken sollten, ergreifen nach Liebhaberei und Vorurtheil, Partei und erheben die Unzufriedenheit durch zweckwidriges Einmischen, Zurechtweisen, Befehlen und Verbieten.

Ich muß mich selbst noch einmal anführen. Meine Darstellung der religiösen Verhältnisse in Amerika schließe ich (II, Seite 206) mit den Worten: „Leider sind in manchen Ländern Europas (selbst in Deutschland) neben preiswürdiger Theilnahme für religiöse und kirchliche Angelegenheiten (unter dem Vorwande Gott zu ehren, die eine und reine Wahrheit zu befördern, das kirchliche Leben zu erhöhen und dergleichen) auch Elemente vielfacher Tyrannei in Bewegung gesetzt und die Flammen des Fanatismus wieder angeblasen worden. Die hochmüthige, herrschsüchtige Dogmatik vergißt des Vaterlandes und der Volksthümlichkeit, der christlichen Sittenlehre und der christlichen Liebe, und giebt Waffen her zu Haß und Verketzerung. So sind wir auf dem besten, oder vielmehr schlechtesten Wege, wieder in den Skandal, die Gemüthlosigkeit, die Rechtheit, die Zerstörungswuth und Bestialität eines dreißigjährigen Bürger- und Religionskrieges zu gerathen."

Doch ich wollte ja eigentlich von den Jesuiten sprechen, ein Thema, was freilich mit dem Gesagten wesentlich zusammenhängt. Durch ihre Aufnahme und ihr bisheriges Benehmen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, läßt sich ihre Aufnahme in Deutschland keineswegs rechtfertigen und begründen.

Erstens nimmt der Nordamerikanische Staat von der Dogmatik, dem rechten oder falschen Glauben gar keine Kenntniß, er fordert, kennt, befiehlt, verbietet, unterstützt, zahlt niemals, sondern überläßt den Anhängern jedes Bekenntnisses ungestörte, freie Entwickelung.

Zweitens: in Amerika wurden auch die Deutschkatholiken, die Lichtfreunde und Andere unbedenklich aufgenommen und ihnen freier Spielraum eingeräumt werden, während man jene in Deutschland meist wie kirchliche und diese (a priori) gar wie politische Rebellen bezeichnet, Hermesianer verketzert, Hengstenbergianer empfiehlt u. s. w., u. s. w. Die Gesammtbehandlung kirchlicher Dinge in Deutschland hat sich noch

nicht einmal zur Religionsduldung, viel weniger zur Religionsfreiheit erhoben, und das Nordamerikanische Verfahren ist davon wesentlich verschieden. Indem man dort unbedingte Freiheit gestattet, und der Staat aller dogmatischen Regiererei ein für allemal ganz entsagt hat, setzt sich Jegliches ins Gleichgewicht, ermäßigt und beruhigt sich untereinander. Indessen haben drittens die Geistlichen aller Art in Amerika ebenso die Neigung zu herrschen, wie in Europa; dort aber tritt ihnen (einem Europäer schwer begreiflich zu machen) glücklicherweise die große Macht der politischen Demokratie entgegen, welche jede Tyrannei so allgemein haßt, daß sie auch keine kirchliche dulden würde, möchte sie von Puritanern oder Jesuiten ausgehen. Gewiß besteht kein gebildeter Staat und keiner kann bestehen ohne Religion; von hier aus hat man aber nur zu oft den konfusen Begriff von einer Staats- und Landeskirche entwickelt und auf dieser tadelswerthen Grundlage kirchliche Tyrannei aufgebaut. Es ist hier nicht der Ort, diese Dinge genauer zu prüfen; ich bemerke nur so viel, wo innerhalb eines Staates alle Einwohner dieselbe Ueberzeugung haben, ist eben nur eine Kirche; wo sich in natürlicher Folge fortschreitender, persönlicher Entwickelung die Ansichten spalten, hebt jede vorzugsweise Begünstigung der einen oder der anderen den Frieden auf, ohne jemals zum Ziele zu führen. Oder konnte man für Großbritannien die Alleinherrschaft der hohen Kirche gründen, in Schottland und Irland Presbyterianismus und Katholicismus ausrotten? Die Organisation der Jesuiten ist so klug, folgerecht, ineinandergreifend, ausdauernd, wie keine andere; das Pänkeln und Tiraillieren der Protestanten wird ohne andere Mittel sie niemals vertreiben. Es ist ihr wesentlicher Zweck zu herrschen und über Gleichartiges zu herrschen. Sie schreiten, wo sie einmal Fuß gefaßt haben, bekennen und ununterbrochen vorwärts, sie werden Herren der Geistlichen und Mendsorden, wie der Behörden und Könige. Das ist ohne Zweifel etwas Furchtbares, weltgeschichtlich Denkwürdiges; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß es zum Frieden der kommenden Jahrhunderte dienen kann, wenn man die ausgetretenen Bahnen der vergangenen zum zweiten Male unter wesentlich veränderten Umständen betreten will. Weder die Jesuiten, noch die Lutheraner, noch die Puritaner des 17. Jahrhunderts können Deutschland von den Uebeln befreien, an denen es erkrankt. Jene ersten würden den Gegensatz von Nord- und Süddeutschland bald wieder hervorheben, und unsere borniirten, protestantischen Eiferer in dieselbe Kriegstrompete stoßen. Zu Ehren Gottes wurde Deutschland aufgelöset und zu Grunde gerichtet eine leichte Beute für Russen oder Franzosen. Die künftigen Schicksale

des edelsten Volkes sind wesentlich den Händen Ihres Königlichen Vaters und dereinst den Ihrigen anvertraut. Wirken Sie für Mäßigung und christliche Liebe. Die christliche Sittenlehre, über welche unter allen Christen kein Streit ist, möge zum Bande des Friedens und der Einigung werden, und der Vorwand, den rechten Glauben zu begründen nicht Teufeleien aller Art Thor und Thür öffnen.

Daß Adel und Geistlichkeit nicht immer die besten Stützen der Throne sind, hat die Geschichte der letzten sechs Wochen von Neuem erwiesen, und doch begünstigen so viele Regierungen nur jene und fürchten sich lediglich vor dem Volke, welches, wenn irgend erträglich regiert, sich ohne Anreizung niemals in unbequeme Bewegung setzt.

Doch ich gerathe in oberflächliche Betrachtung anderer Dinge. Verzeihen Ew. Königliche Hoheit den langen Brief. Er enthält jedoch nicht den zehnten Theil dessen, was sich sagen ließe und was ich vielleicht sagen sollte.

Mit größter Verehrung und Dankbarkeit

Ew. Königliche Hoheit

unterthäniger

v. Raumer.

Professor Wachsmuth an Raumer.

März 1847.

Mit dem verbindlichsten Danke für das schätzbare und schmeichelhafte Vertrauen, das Sie zu mir haben, sende ich das Manuskript über die römische Verfassung mit einigen Bemerkungen begleitet zurück und bitte, es mir zu gut halten zu wollen, wenn ich nicht auch andererseits Alles, woran ich meine volle Freude gehabt habe, bemerklich mache. Ich sehe, wir stimmen in dem Bedeutendsten überein; Ihre Betrachtungsart aber hebt Seiten hervor, an die ich vor 24 Jahren nicht gedacht habe, und die auch den nachherigen Groß- und Kleinmeistern an der römischen Geschichtschreibung nicht nach Gebühr gegenwärtig gewesen sind. Plutarchische Mikrologie und Hypothesenpassion haben in der Art, das Recht des natürlichen und unbefangenen politischen Sinnes auf eine zum Theil widerwärtige Weise in den Hintergrund geschoben.

Herr v. Eckstein an Raumer.

Den 12. September 1848.

Wie sehr bedaure ich, mich nicht in Paris befunden zu haben, als Sie Hochwohlgeborner Herr die Güte hatten, bei mir vorbeizu-

geben. Nach so gewaltigen Stürmen, wie hätte ich mich gefreut, den großen Geschichtschreiber der Hohenstaufen über deren Bedeutung vernehmen zu können. Unsere Zeit ist anscheinend auf Sand gebaut, weil die Massen sich durch Systeme verleiten lassen, weil die Häupter selbst aus verworrenem Treiben reden und handeln, weil z. B. unsere Sozialisten und Kommunisten kaum und sonders mittelmäßige Köpfe sind; das ist aber eben das Wunderbare in unserer Zeit, wie mittelmäßige Köpfe in derselben solche Erscheinungen zu Stande bringen können, daß es nirgends die Gebildetsten, die Vorzüglichsten der Nationen sind, welche die Massen treibend bewegen, sondern fast lauter Halbwisser, Schlechtwisser, in denen die Eitelkeit bei Weitem mehr haust, als daß ein ächter Geist in ihnen haust. Und doch! dieses muß eine Ursache haben. Die Schuld muß zum Theil mit an so vielen ausgezeichneten Männern liegen, daß sie nicht verstanden haben auf die Massen einzuwirken, daß sie ihnen so fremd geblieben sind, daß sie blos in den Sphären des Wissens gehaust haben, daß sie nicht verstanden haben, Kanäle des Wissens in Herzen und Gemüther der Massen abzuleiten. Es scheint, unsere Zeit verlange es solle ein allgemeiner Geist aus allen Menschen reden, in den sich absondernden Nationen der Geist der Humanität sich verwirklichen, der rein nationale Egoismus immer mehr und mehr zu Grunde gehen, daher die Universalität gewisser Ideen, die unser Zeitalter treiben und bewegen. Vieles aber auch steht die Flachheit eben an, indem die Menschen wenig in die Tiefe gehen mit ihren allgemeinen Gefühlen. Daher die Nothwendigkeit historischer Forschungen aller Art, historischen Lebens, als Gleichgewicht absoluter Philosophen, unverletzter Ansichten und Gedanken. Das Einzelne muß sich mit dem Allgemeinen verzweigen, Endliches und Unendliches müssen in einander aufgehen. Ganz insbesondere aber muß die Nation als Staat gefaßt werden, der Staat nicht als ein Abstraktum von Administrationen sich behaupten, der Staat nicht in bloße Regierung, die Regierung nicht in bloße Administration aufgehen. Seit einem Jahrhundert hat es genug Beispiele falscher Monarchien, wie falscher Republiken gegeben, die den lebendigen Organismus der Menschheit aufheben, ihn in einen seelenlosen Mechanismus verwandelten. Freie Gemeinden, freie Kirche, freie Universitäten, freie Assoziationen, Handwerksinnungen, Verbindung aller Menschenkräfte der Gesellschaft, lauter pia desideria, durch welche sich unsere Zeit aber allein retten kann. Langsam kommt man darauf, aber man kommt endlich darauf.

Raumer an .....

Frankfurt a. M., den 18. Juni 1849.

Wenn ich vor meinem Fenster große Massen preußischer Reiterei, Fußvolk und Geschütz vorbeiziehen sehe, die nach Baden bestimmt sind, freue ich mich über die Macht, Schönheit, Zucht und Ordnung; ich zweifele nicht, daß sie die Willkür, welche sich Freiheit nennt, brechen und Maß und Recht herstellen werden. Zugleich ergreift mich aber tiefer Schmerz daß die Deutschen, für welche größere Einigkeit im Inneren und nach außen das höchste Bedürfniß ist, sich in wahnsinniger Leidenschaft zu Grunde richten. Dieser Schmerz, diese Melancholie steigt hier noch mehr, weil man dem Schauplatze des Krieges so nahe ist und durch die stündlich einlaufenden Nachrichten fieberhaft aufgeregt wird. Gewiß steht der pariser Aufstand mit den deutschen revolutionairen im Zusammenhange und ward vielleicht nur derentwillen beschleunigt oder übereilt. Ein Glück, daß die obsiegende französische Regierung in den deutschen Wühlern ihre eigenen Feinde erblickt und ihre nichtswürdigen Anerbietungen mit Verachtung zurückweisen muß. - Zur Zeit Georg Forsters waren Täuschungen erlaubt und zu entschuldigen; aber jetzt nach so unzähligen Erfahrungen, wie kann ein rechtlicher Deutscher sein Vaterland einem politischen credo opfern wollen?! Die politischen, versteinerten, anmaßlichen, eigensinnigen Glaubensbekenntnisse sind (ich muß es immer wiederholen) so verderblich als die theologischen des 17. Jahrhunderts. Wehe Gott, daß diese Seuche unser Vaterland nicht dreißig Jahre lang zu Grunde richte.

Zur Geschichte der Gothaer Versammlung.

Frankfurt a. M., den 18.–22. Juni 1849.

Nachdem mehrere politisch befreundete Männer die bekannte Aufforderung an bestimmte Mitglieder der ehemaligen Reichsversammlung erlassen hatten, sich in Gotha einzufinden, rathschlagten sie etliche Male, was daselbst vorzutragen und in welcher Art zu beschließen sei. Dies war gewiß nothwendig, um Ordnung zu erhalten und Zeit zu ersparen. Wenn der Eingeladene sich indeß erst den 20. Juni in Gotha einfand, so blieben ihm Mittel, Zweck, Gründe fremd, er wußte nicht, ob er sich ihnen anschließen könne, oder sich zurückziehen, oder gar widersprechen müsse. Hauptsächlich um dieser Gefahr der Ungewißheit oder Uebereilung zu entgehen, entschloß ich mich (unter Beistimmung würdiger, befragter Männer), nach Frankfurt zu eilen. Die erste Sitzung, welcher ich am Tage nach meiner Ankunft (den 16. Juni) beiwohnte, überzeugte

mich von Neuem, daß jener Beschluß angemessen gewesen sei. Ich fand als Berathende die Herren v. Wagern, Dahlmann, Graf Giech, Rümelin, Herdenhahn, Wiedemann, Franke, Mathy und Welcker. Man nahm mich (da die Versammlung keine geschlossene war) als Mitglied auf; Zeitungsberichte trügen Art und daran gereihte Mißdeutungen veranlaßten mich aber (auf den Wunsch und Rath einiger der Genannten) in die Oberpostamtszeitung vom 18. Juni Folgendes einrücken zu lassen: „Ich war nicht in Hamburg, habe in Berlin keiner Konferenz beigewohnt und keine amtlichen Aufträge erhalten."

Hiermit war die Vermuthung oder Voraussetzung abgeschnitten, als hätte ich übernommen, alle Maßregeln der preußischen Regierung zu vertheidigen. Sehr bald ergab sich indessen, daß unter den obengenannten Männern kein eigentlicher Preuße sei, und ich mußte (ich glaube nicht unpassender Weise) hier Berliner Gesichtspunkte wenigstens erklären und deutlich machen; sowie ich ähnlicher und zugleich umgekehrter Weise in Berlin das Frankfurter Verfahren in das Licht stellen und gegen unbillige Angriffe zu vertheidigen genöthigt ward. Gewiß trug dies Verhältniß, diese Erfahrung dazu bei, etwa noch obwaltende Zweifel über die Angemessenheit meiner Reise nach Frankfurt zu beseitigen.

Die erste Berathung fand darüber statt: wen man nach Gotha noch einladen solle? Als hier Herr v. Reden genannt wurde, erinnerte ich an den von ihm (dem Mitgliede des Weidenbusches) eingeschmuggelten Antrag wider Preußen, der, mehr als irgend etwas Einzelnes, den Austritt so vieler Mitglieder und das Auflösen der Reichsversammlung nach sich zog. Man beschloß hierauf einstimmig, ihn nicht einzuladen und überhaupt diejenigen fortzulassen, welche sich immer links gehalten oder doch zweideutig und schwankend benommen hätten. Auf die Nachricht: es wollten sich viele anders Gesinnte uneingeladen einfinden, und zweifelsohne Unordnung und Zwietracht herbeiführen, ward beschlossen, nur namentlich Eingeladene in Gotha zuzulassen. Soll aber Preußen nicht zu schwach daselbst vertreten und das Süddeutsche zu mächtig werden, so ist sehr zu wünschen, daß Viele aus unserem Vaterlande unbehindert der Aufforderung Folge leisten wollen und können. Hier kann ich allein kein Gegengewicht sein; denn so klug, würdig und gemäßigt auch die Verberathenden sind, vergessen sie doch nicht, daß Preußen zuerst die jetzigen Schwierigkeiten und Leiden herbeiführte, und seine jetzige Diktatur mehr ein Nothmittel, denn ein Rechtszustand ist.

Selbst unter den West- und Süddeutschen der Vorversammlung herrscht keine völlige Uebereinstimmung, im Allgemeinen sind sie jedoch entschlossen:

1) Ohne Rücksicht des Vergangenen, nur die Gegenwart und Zukunft ins Auge zu fassen.
2) Nun als Privatpersonen aufzutreten und bescheiden Rath zu geben.
3) Hierbei auf Einigung und Versöhnung hinzuwirken.
4) In Gotha ihre wohlwollende Aufgabe rasch und in wenigen Tagen zu Ende zu bringen.

Man kann und muß sich fragen: wozu die Versammlung in Gotha dienen und ob sie nützen kann? Denn die Regierungen werden von ihr und ihren etwaigen Beschlüssen gar keine Kenntniß nehmen, und die Republikaner sie verachten und verspotten.

Zur Antwort: wenn Männer, die ein Jahr lang gemeinsam nach allen Kräften für ihr Vaterland wirkten und aus tausend Gründen getäuscht und zersprengt wurden, noch einmal als Privatpersonen zusammentreten, sich berathen, wechselseitig belehren und trösten, und andere Gleichgesinnte auch wohl gut gemeinten Rath geben wollen; so ist dies so natürlich, so für Kopf und Herz beruhigend, daß man daran nicht mäkeln, darüber nicht viel grübeln sollte. Gewiß wird sich auf diesem Wege ergeben, wie man in all den verschiedenen Theilen Deutschlands denkt und fühlt, was man wünscht und fürchtet, was ausführbar oder unmöglich ist u. s. w. Und wenn nächstdem Alle in ihre besondere Heimath zurückkehren, werden sie als Schriftsteller, Räthe, Mitglieder der Stände, oder endlich doch als Privatpersonen zur Verständigung in nützlicher Weise beitragen können.

Der Gedanke macht sich indeß geltend: man möge sich in Gotha über eine öffentlich zu erlassende Erklärung vereinigen, und über deren Form und Inhalt schon in Frankfurt rathschlagen. Ein von Herrn Dahlmann gefertigter Entwurf ward bei dieser Berathung zu Grunde gelegt. Er fand theils Beifall, theils Widerspruch. Diese Erscheinung (so gewöhnlich und natürlich sie auch ist) konnte Besorgnisse erregen: ob in Gotha die Ansichten nicht noch viel mehr und anarchisch auseinander gehen würden. Zur Beruhigung ergab sich indessen, daß man mit jeder neuen Berathung Vorurtheile fallen ließ und Mangelhaftes verbesserte. Vor allem minderte sich die süddeutsche, neu eingetretene Abneigung gegen Preußen. Man faßte die gegenwärtige Lage der deutschen Verhältnisse vorzugsweise ins Auge, und daß es zum Wohle des Landes gereiche, die preußischen Vorschläge nicht (wie Eifrige woll-

ten) zu verwerfen, sondern daß man sich ihnen, um irgend etwas zu Stande zu bringen, anschließen müsse. In gleichem Sinne strich man mehrere Sätze, welche auf Bestimmung und Geschäftsgang des nächsten Reichstages Bezug hatten, weil hierüber zu entscheiden ihm selbst zu überlassen sei, und wir zunächst nur dafür wirken möchten, daß dieser Reichstag berufen werde. Deshalb beschloß man auch über das Fürstenkollegium zu schweigen.

Raumer an den Präsidenten v. Hinkeldey.

1850.

Ich habe den Auftrag erhalten, Ihnen hochverehrter Herr Präsident, im Namen vieler Damen und Herren aufs verbindlichste dafür zu danken, daß Sie den verläumdeten und bissigsten Kreaturen auf Erden endlich einen Maulkorb anlegen ließen. Hoffentlich nimmt dadurch auch die Menschenquälerei des Hundebellens ab; obgleich Einige fürchten, die Hundeherren würden nunmehr sich selbst auf das Bellen legen, zunächst gegen die neue Einrichtung — hoffentlich ohne allen Erfolg.

Selbst Thiere, vor Allem die Pferde, erstatten ihren Dank. Denn obgleich noch nicht völlige Freiheit und Gleichheit eingeführt sei, zeige sich doch ein wesentlicher Fortschritt, daß man sie (die weder bellen noch beißen) nicht mehr allein aufzäume, sondern den revolutionairen Hunden das Gebiß, wenn auch noch nicht ins Maul, doch vors Maul lege. Nur eine Beiergunst haben selbst eifrige Freunde der neuen Einrichtung nicht unterdrücken können, daß sie nämlich gewissen menschlichen und auch wohl thierischen Schwächen Vorschub leisten werde, insbesondere der Eitelkeit. Schon bietet man für Schooßhündchen, Lieblingshündchen und vornehme Hunde mit Silber plattirte Maulkörbe aus; manche Damen freuen sich des neuen Schmuckes, als hätten sie ihn selbst bekommen und Hunde tragen die Nase so hoch, als hätte man ihnen einen Orden umgehangen.

Versuche, das Gesetz durch Wegbiegen der Trabte zu umgehen, werden bei einem deshalb unausbleiblich nothwendigen Parademarsch gewiß entdeckt und bestraft werden. Doch giebt es so gesetzlich gesinnte, edle Hunde, daß sie jene Gesetzwidrigkeit selbst mißbilligen und dies deutlich zu erkennen geben. So erklärte ein Herr, sein großer Hund sei ein wohlerzogener Gentleman, weshalb er ihm den Maulkorb nicht umschnalle, sondern blos zu tragen gebe. Nach kurzer Frist legte der Hund, welcher dies unerträglich und gesetzwidrig fand, den Maulkorb aber auf die Erde nieder, setzte sich finster blickend darauf, und — da

er nicht im Stande war, eine restitutio in integrum zu bewirken, mußte der Herr dies mühselige Geschäft selbst übernehmen!

Nichts für ungut. Der Dank ist ernstlich gemeint, und ich durfte den Auftrag nicht ablehnen, ihn auszusprechen.

Also mit größter Verehrung und Dankbarkeit Ihr ergebenster

Baron v. Eötvös an Raumer.

Pesth, den 5. August 1851.

Es sind nun fast zwanzig Jahre, als mir Ihr kurzes Werk „Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" zuerst in die Hände kam. In jener Zeit, wo ich mit dem lebhaftesten Drang nach wissenschaftlicher Thätigkeit über die Bahn, die ich einschlagen sollte, noch ganz unentschlossen war, hat dieses Ihr Werk einen entscheidenden Einfluß auf mich ausgeübt, indem es die Richtung bestimmt, in welcher ich seitdem fortgearbeitet habe. Denn wie ich schon damals fest davon überzeugt war, daß der wirkliche Fortschritt und die Befriedigung, welche wir nur in dem Maße, als wir uns eines solchen Fortschritts bewußt werden, empfinden können, dadurch bedingt sei, daß zwischen den herrschenden Begriffen der Zeit und ihren Verhältnissen, dem, was wir für Recht halten, und dem, was um uns geschieht und wir selbst zu thun genöthigt sind, kein Gegensatz bestehe; so hat mich Ihre gedrängte Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Begriffe über Staat, Recht und Politik darauf aufmerksam gemacht, daß ein wahres Verständniß der herrschenden Begriffe der Gegenwart nur dann möglich sei, wenn wir den Weg, auf dem sich diese Begriffe allmählich entwickelt haben, kennen, und mich zu einem ernsten Studium dieses so wichtigen Gegenstandes angefeuert.

Die Ereignisse der letzten Zeit, an denen ich in einem Lande, welches durch die in den Begriffen herrschende Verwirrung vielleicht am meisten gelitten hat, selbst Theil zu nehmen genöthigt war, haben mich dazu bewogen, das Resultat längerer Arbeiten, obgleich ich dasselbe noch für höchst mangelhaft halten muß, schon jetzt zu veröffentlichen, und ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, diese Arbeit, so unvollendet sie sein mag, dem Manne zuzuschicken, der mich dazu angeregt hat, und dessen wissenschaftlicher Thätigkeit ich so manchen Genuß und so viele Belehrung zu danken habe.

Raumer an Löbell.

Den Verfasser der Rezension des Romans (Albrecht Holm) von Uechtritz hätte jeder, dem irgend etwas daran gelegen, ohne Zweifel

erkannt, oder herausgebracht; daher scheint es mir kein Unglück daß Br. Sie genannt hat. Ja ich halte es für besser, weil jeder der etwas schreibt, es zuletzt verantworten kann und soll. Uebrigens dürfen Sie sich gar nicht wundern, oder klagen, wenn sich die Katholiken gegen Ihre Einleitung vertheidigen. Denn ich, obgleich kein Katholik, halte sie für einseitig und verletzend, und würde ihren Abdruck bestimmt widerrathen haben. Schon deshalb weil Sie sich (weit mehr als Uechtritz) auf die eine Seite stellen, und dadurch wenigstens mittelbar das Buch tadeln, was doch gar nicht Ihre Absicht war. Auch bedauere ich noch immer, daß Sie hier (gegen Tiecks Wunsch) jedes Gespräch mit ihm darüber vorläufig vermieden haben, was leider nachzuholen unmöglich ist. Tieck hätte mehr den ästhetischen, Sie den theologischen Standpunkt hervorgehoben, was zu einer lehrreichen Verständigung führen mußte. Wenn Tieck Ihre abweichenden Ansichten freundlich (wie immer) geduldet hätte, so durften die seinigen Sie nicht verletzen: Sie entbehren nun was er darbot, und was selbst für Ihre Rezension nützlich gewesen wäre. Habe ich mich doch mit Uechtritz in aller Wahrhaftigkeit umständlich besprochen. Auch können Sie sich, ungeachtet jenes Schweigens nicht verhehlen (oder ich kann bezeugen), daß Tiecks Ueberzeugungen mit Ihrer Einleitung gar nicht übereinstimmten: mögen Sie nun finden, daß er sich nicht so weit erhoben hatte, die Wahrheit und Wichtigkeit des Gegensatzes einzusehen, den Sie als unbedingt entscheidend an die Spitze stellen; oder (was ich behaupte) daß er festhielt an dem einen und höchsten Ringe der Kette, aus welchem jene untergeordneten Gegensätze erst hervorgehen.

Weil man kurzsichtig nur Wahrheit, und alle Wahrheit auf der einen oder der anderen Seite, in der einen oder der anderen Hälfte sah, ist der Streit endlos geworden, und die Christenheit in zwei Hälften zerfallen, ohne Aussicht auf Einigung, oder vielmehr auf vielseitige, wahrhaft christliche Duldung, auf mannigfaltige, als natürlich anzuerkennende Entwickelung. Wie nahe stand man selbst 1530, im Augenblicke, wo 1000 Gründe heftigen Streites verherrlichen, die schon verschwunden sind: siehe die katholische Refutationsschrift, welche protestantische Eiferer so wenig kennen, wie katholische Eiferer die augsburgische Confession.

Mit großem Rechte erklärte sich Luther gegen das Verdienst der damals gepriesenen, sogenannten guten Werke; daß er aber in seinem Eifer einseitig zu weit ging, sollte kein Unbefangener leugnen. Jeder, welcher diesen Streitpunkt als entscheidend wichtig erneut, hat Unrecht. Kein irgend denkender Mensch kann die Absurdität behaupten: er habe

für seine (seien es die besten) Werke seines kurzen Lebens die ewige Seligkeit verdient, und könne deshalb gegen Gott auf Zahlung und Erfüllung eine Klage erheben. Ich halte es aber nicht für vernünftiger zu sagen: man habe für die Sünden dieser Zeitlichkeit ewige Verdammniß verdient; oder dies gar nach einer wahrhaft gottlosen Gnadenwahl, von der ja manche Theologen so viel zu erzählen wissen.

Wie können Sie behaupten: der katholische Glaube habe seinen Sitz im Verstande; während der Protestantismus sich nach seiner nothwendigen und allgemeinen, durch die Geschichte bestätigten Richtung, weit mehr dahin neigt, was nicht durch einzelne Theses in den Bekenntnißschriften widerlegt werden kann. Bellarmins vereinzelte Worte widersprechen nur der Anklage, der katholische Glaube sei unverständig, sowie dem Satze: credo quia absurdum, mit welchem sich protestantische Theologen nur zu sehr befreundet haben.

Ich mag nicht, daß das Christenthum auf einen einzelnen Satz von Erlösung, Genugthuung, Bluttheologie, Trinität u. dgl. zusammenschrumpfe, oder auseinandergezerrt werde. Seine Grundlage ist viel breiter, umfassender, und die drei christlichen Tugenden (den vier Kardinaltugenden zugesellt) sind fähiger die Welt zu erleuchten und zu beglücken, als die verkünstelte byzantinische Dogmatik. Aber freilich bieten jene kein Zughaus des Zankes und Krieges, sondern des Friedens.

Nach Ihrer Darstellung wäre alle Sittlichkeit der Katholiken im Widerspruch zu ihrer eigentlichen Religionslehre (trotz und quand même); was Ihnen die Katholiken mit Recht niemals zugeben werden.

Sie rügen, ganz der Wahrheit gemäß, daß diese noch immer auf äußerliche Gebräuche ein zu großes und falsches Gewicht legen; warum schweigen Sie denn aber von dem Hochmuth des Glaubens, oder vielmehr Aberglaubens, welcher aus der protestantischen Lehre, zum Verderben der Sittlichkeit hervorbrach? Deshalb sollen beide Konfessionen sich nicht gegenseitig anklagen und anschwärzen, sondern demuthig anerkennen, daß sich auf ihren beiden Wegen, Mißverstand und Unrecht, Splitter und Balken einfinden können und eingefunden haben.

Es wäre doch wirklich bejammernswerth, wenn die Christenheit seit 1530 oder 1648 gar nichts zugelernt hätte, wenn frühere und spätere Entwickelungen gar nichts vor den Ueberweisen gälten, die sich auf einer willkürlich erwählten, oder aufgezwungenen Stelle festgefahren haben.

Noch mehr: die Ansicht, welche alles Verchristliche, oder noch nicht Christliche unbedingt verdammt, und dem Teufel zuweiset, ist meinem Geiste und Herzen zuwider, obschon ich die Stufenfolge des Werthes gern anerkenne. Auf jenes Verdammen muß man aber von dem so lange verherrlichenden Standpunkte der Uebergläubigen hinauskommen.

Mit den „Ueberweisen" des letzten Tages und den „Rationalisten" haben Sie es sich doch gar zu bequem gemacht. Es sollte mir gar nicht schwer fallen ihre Gegner ebenfalls als Karikaturen und Ihnen darzustellen. Das Wahre und Unvertilgliche in beiden, steht aber höher als das Zerrbild derselben.

Mit dem Romane und Ihrer Rezension desselben, verständige ich mich besser als mit Ihrer Einleitung, oder Ihrem Quasiglaubensbekenntnisse; was ich als ein persönliches respektire, seine Allgemeingültigkeit aber schon deshalb bestreite, weil mir die daraus unausbleiblich folgenden Verketzerungen ein Gräuel sind.

Die von Ihnen hervorgehobenen, angeblich unversöhnlichen Gegensätze, laufen übrigens im Buche (und ich glaube, mit Recht) mehrere Male in einander, daß ich nicht wußte, oder vergaß ob für den Katholicismus, oder Protestantismus argumentirt werde. Ist dies keine bewußte, oder unbewußte Hinweisung auf das Höchste, Christliche und das Gebot der Liebe?

Die edelsten Katholiken und die edelsten Protestanten haben gleichmäßig die Verfolgungstheorie und Praxis, nicht zum Wesen ihrer Kirchen gerechnet, und autos da fé, inländische Barbareien, dordrechter Synoden u. dgl. bestimmt mißbilligt.

Das Schlußwort Ihrer Rezension: „das Buch wird ein Ereigniß sein", nehmen Sie nicht als Phrase: es klingt aber so und ist als solche oft mißbraucht worden. Ich betrachte das Buch gar nicht als Parteischrift für die Protestanten (wie Sie zu thun scheinen) und Mancher könnte wohl (mit Weglassung des Auswuchses barbarischer Verfolgungen) das Uebergewicht auf der katholischen Seite finden. So wäre das Buch ein vorbereitendes, ein gradus ad Parnassum, zu dem reinen Urquell des Christenthums, der sich in viele Ströme und Bäche theilt (nach Maßgabe der Personen, Völker, Zeiten) ohne sich deshalb im Sande zu verlieren. So betrachtet und benutzt, träte das hochste Verdienst des Verfassers in ein helleres Licht, als wenn ich sein Werk lediglich von Trident und Augsburg aus betrachte und würdige.

Ich sehe und höre in Gedanken, wie Sie über den Inhalt dieses schon allzulangen Briefes seufzen und schelten; dennoch will ich einige Worte über Luthers Rechtfertigungslehre hinzusetzen. Sie gründete sich

wesentlich auf Paulus, und wenn ich auch nicht (um Händel zu vermeiden) mit dem amerikanischen Präsidenten Jefferson behaupten will, daß viele spekulativ dogmatische Verirrungen von jenem ihren ersten Ursprung haben, so verträgt sich doch die recht verstandene katholische Lehre, mit dem recht verstandenen Paulus.

Ferner hat Luther die zweite Seite des Gegenstandes damit keineswegs vernichtet, daß er die Epistel Jakobi eine stroherne nannte.

Auch weissagt Petrus (Epistel II, 3, 16) sehr richtig, welche Mißverständnisse und Uebertreibungen aus paulinischen Worten entstehen könnten, wenn er sagt: in Pauli Briefen sind etliche Dinge schwer zu verstehen, welche verwirren die Ungelahrigen und Leichtfertigen, wie auch die anderen Schriften, zu ihrer eigenen Verdammniß.

Mit dem Allem steht keineswegs in Widerspruch, wenn ich Ihrer Meinung beitrete, man müsse Uebergriffen, Anmaßungen u. dgl. der Katholiken entgegentreten; aber nur nicht den Teufel austreiben wollen durch Beelzebub den obersten der Teufel.

Der Minister Raumer an Raumer.

Berlin, den 7. Dezember 1853.

Ew. Hochwohlgeboren erwidere ich auf Ihre gefällige Eingabe vom 30. Oktober ergebenst, daß ich den ehrenwerthen Gründen, durch welche Sie bestimmt werden, Ihre Emeritirung in Antrag zu bringen, meine Beistimmung nicht versagen kann. In Rücksicht auf Ihr Alter, Ihre vieljährige, verdienstliche Lehr Wirksamkeit und Ihre allgemein anerkannten wissenschaftlichen Leistungen will ich Sie daher unter Belassung ihrer ganzen Besoldung von der Verpflichtung zum Ankundigen und Halten von Vorlesungen hierdurch entbinden und lediglich Ihrem gewissenhaften Ermessen anheimstellen, ob und in wie weit Sie von Ihrer desfallsigen Befugniß noch ferner Gebrauch machen wollen. Von dieser Beschlußnahme habe ich die hiesige philosophische Fakultät in Kenntniß gesetzt.

Professor Trendelenburg an Raumer.

Berlin, den 5. November 1856.

Sie können denken, verehrter Mann, wie mich Ihre ungeahnte Theilnahme an meinen Versuchen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie erfreuen muß. Es ist sehr einsam jetzt auf diesem Felde, zu welchem sich früher Berufene und Unberufene drängten. Ich habe überdies das Gefühl, daß ich am wenigsten Anspruch auf eine solche Erhebung durch freundliche Leser habe, da ich

vielleicht das Meinige dazu beigetragen, daß eine falsche Begeisterung, mit welcher immer ein Stück wahrer mit weggeht, erloschen ist. In der nüchtern gewordenen Zeit, in der Zeit der Thatsachen und Realitäten, wird erst allmählich der seit Plato immer wieder neu gewordene Drang nach dem Idealen, dem Lichtschein in unserer fleißigen Bergmannsarbeit der Wissenschaft, wieder erwachen. Bis der rechte Mann erscheint, der mit der Gewalt des Geistes die Macht der Thatsachen an dies Licht zieht, wünsche ich nur das Bedürfniß darnach rege zu halten. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme. —

Varnhagen von Ense an Raumer.

Berlin, den 8. März 1856.

Mit innigem Danke sende ich Ihnen hierbei das schöne Buch zurück (König Sebastian von Fräulein Reinhold), welches durch Ihre Güte mir so großen Genuß gewährt hat. Alles, was Sie und Tieck lobend darüber gesagt haben, unterschreibe ich gern und bedaure nur, daß mir versagt worden die edle Verfasserin persönlich zu kennen, an deren Geschick ich veranlaßt bin, den warmsten Antheil zu nehmen. Hier kann man recht sagen habent fata sua libelli! Denn diese Schriften waren vor andern eines begünstigten Looses werth und haben dies nicht gefunden, wenigstens nicht nach dem Maße ihres Verdienstes. Man sollte noch jetzt an eine Gesammtausgabe denken, der vielleicht Briefe beigefügt werden könnten; an Tieck sind gewiß mehrere vorhanden. Mich dünkt, das wäre eine schöne Aufgabe für Herrn Dr. Köpke.

Nochmals die Versicherung eines herzlichsten Dankes, sowie die der größten Hochachtung und Ergebenheit.

Baron v. Eötvös an Raumer.

Pesth, den 15. Januar 1859.

Die Druckschrift, welche Ihnen Brockhaus in Begleitung dieser Zeilen überschickt, ist von mir. Verschiedene Gründe, worunter der der wichtigste ist: weil ein Buch, welches unter meinem Namen erscheint, bei denjenigen, die all dasjenige, was im Interesse Ungarns liegt, für Oesterreich gefährlich glauben, auf vorgefaßte Meinungen stoßen würde, haben mich veranlaßt, dasselbe anonym herauszugeben; wie ich aber die Responsabilität meiner Ansichten — wenn dieses nothwendig wäre — nicht von mir weisen werde, so will ich mir auch nicht das Vergnügen entziehen, Ihnen meine letzte Arbeit mitzutheilen. Der Gegenstand ist für Alle, denen die ruhige Entwickelung der Zukunft am Herzen liegt, einer der wichtigsten. Die Art, in der ich meine Aufgabe gelöst, ist

wenigstens die eines ehrlichen Mannes, der seine Ueberzeugung so klar, als er vermag, und so offen er soll, ausspricht. Da ich mich seit 25 Jahren mit politischen Wissenschaften beschäftige und auch praktisch an Staatsangelegenheiten Theil genommen habe, so bin ich wohl weit entfernt, auf Unfehlbarkeit Anspruch zu machen; übrigens glaube ich, daß eine ruhige Diskussion so wichtiger Fragen immer ein Vortheil, ja im gegenwärtigen Augenblick ein unabweisbares Bedürfniß für Oesterreich geworden ist, und eine solche herbeizuführen, ist einer der Hauptzwecke und jedenfalls die beste Entschuldigung des Buches, auch wenn sich die Ueberzeugungen, die ich in demselben ausspreche, nicht als richtig bewähren sollten.

Da Ihnen, wie ich glaube, Ihre Ernennung zum Mitgliede der ungarischen Akademie schon offiziell zu wissen gemacht worden ist, so theile ich Ihnen hierauf bezüglich nur das mit, daß Sie unter die Wenigen gehören, die einstimmig gewählt worden sind, was wohl den besten Beweis jenes großen Einflusses giebt, den Ihre Werke, besonders die Geschichte der Hohenstaufen auch bei uns ausgeübt hat. —

Raumer an Böckh.

Berlin, den 25. April 1860.

Zuvörderst wollte ich Ihnen sagen, daß Ihre Worte über Schiller meinen großen Beifall haben. Gewiß aber werden sie denen mißfallen, die den edeln Dichter nur als Apostel oberflächlichen, ja verdammlichen Revolutionirens aufstellen und mißbrauchen wollten. Hier trat diese Absicht deutlich hervor, und das verstimmte. Auch war der Berliner Pöbel gleich bei der Hand, und kommentirte, erläuterte auf höchst unanständige, bestiale Weise. Noch trauriger beinahe daß ehrenwerthe Liberale als direkte Anstifter der Skandale bezeichnet, und umgekehrt die Kreuzzeitungsfreunde verleumderisch als bezahlende Urheber angeklagt wurden. Genug es kam Vieles zusammen, weshalb man an all dem Gebahren (bei der Grundsteinlegung des Denkmals für Schiller) keine reine Freude haben konnte. Göthe sonst wohl götzendienerisch verehrt, ward (als unbrauchbar) ganz zur Seite geschoben.

Mit erneuter und verstärkter Bewunderung lese ich wieder einmal die Ilias, und begreife die nicht, welche meinen: solch ein Werk sei durch poetische Handwerksgesellen und Lehrburschen zusammengeflickt worden. Zu gleicher Zeit nahm ich Child Harold zur Hand. Welch ein unermeßlicher Unterschied. Gewiß ist die Welt und die Weltbetrachtung seit Homer sehr alt und trübsinnig reflektirend geworden. Andromache und Penelope stehen höher als Byrons dichterische Frauen.

Raumer an Vöbell.

Berlin, den 29. September 1860.

Ob Einzelne im Herrenhause die Weltgeſchichte bis auf Hermann den Cheruſker, oder in der zweiten Kammer bis in die Zeit der Märzfelder zurückſchicken möchten, weiß ich nicht; daß aber die erſte Kammer im Ganzen, an derlei von Ihnen vorausgeſetzte Thorheiten nicht denkt, hat für aufmerkſame Beobachter keinen Zweifel. Keiner will die alte Zeit wieder herſtellen, wo die Wollausfuhr und der Ankauf adliger Güter durch bürgerliche verboten war; wie viel weniger „die Zeit vor dem großen Churfürſten.“

Angenommen aber, die erſte Kammer *wollte* es, ſo iſt es doch über allen Zweifel erhaben, daß ſie es nicht *kann*, und jede darauf bezügliche *Furcht* iſt *ganz grundlos*.

Die in der zweiten Kammer hervortretende Demokratie hat in unſeren Tagen noch immer weit mehr innere Kraft, als was in der erſten Kammer von Einzelnen mit lautem Lärm zur Gemüthsergetzung lachender Zuhörer verpufft wird. Daß jede der beiden Kammern das Recht hat, Beſchlüſſe der anderen und Anträge der Regierung zurückzuweiſen, hat keinen Zweifel. Es fragt ſich nur: ob ſolch' Verfahren wohl begründet war? Und da wiederhole ich (nicht aus Junkervorurtheil, oder aus Perſiflirlust meiner Grundſätze, ſondern nach genauer Prüfung und Kenntniß), daß ſich die erſte Kammer das größte Verdienſt erworben hat durch Zurückweiſen unreifer und ungerechter Steuerpläne, ſowie des unſeligen Zwitters und Mittelings, auf gut *deutſch* genannt: *fakultative Civilehe!*

Ebenſowenig halte ich Ihren Vorſchlag, das Herrenhaus durch eine fournée neuer Pairs für die Anſicht des Tages umzuſtimmen, für klug und zweckmäßig. Das Pareli dazu war, des Widerſpruchs gegen Militäranträge halber, die zweite Kammer aufzuleſen. Eins wie das Andere hat die geſchichtliche Erfahrung gegen ſich.

Meine Vorleſungen über die alte Geſchichte, die Hohenſtaufen, Polen, Venedig u. ſ. w. ſind lauter Tragödien. Dem Alter iſt ein heiterer Abend (die Litteraturgeſchichte) bequemer.

Bruchſtücke aus Briefen Raumers an Frau v. Puttlitzhau.

Berlin, den 27. Juli 1871.

In dieſer ſtumpfen Zeit gab mir *Varnhagen* den Nachlaß ſeiner Frau, der mich erweckte und ſehr eigenthümlich bewegte. Ich las ohne Unterbrechung bis zu Ende, und manches Schlafende oder Eingeſchlafene

kam wieder in Thätigkeit und zum Bewußtsein. Die Frau hatte ein unermüdliches Leben des Geistes und Herzens; doch liegt gerade in dieser Gegend etwas, das ich nicht Mangel nenne, weshalb ich aber solche Naturen als inkommensurabel bezeichnen möchte. Es ist hier (wie in der neueren Musik Webers und Spohrs) ein schrankenloses Moduliren, und weniger ein Fortschreiten, mehr ein Feuerwerk denn ein ruhiges Licht. Man möchte sagen: der Mensch bedarf der Zeiten, wo er wenig oder gar nicht fühlt und denkt. Ein Schluß d'inganno genügt nicht: man will zur Bewegung die Ruhe, zum Werden das Sein.

Den 20. Januar 1834.

Wie ist es möglich, daß man bei der Gewißheit von der Kürze unseres Lebens, von der Flüchtigkeit der Zeit, von dem Werthe geistigen Lebens und inniger Anhänglichkeit, tagtäglich doch Zeit vertrödelt mit langweiligen, gleichgültigen, dummen, widerwärtigen Leuten, Büchern, Zeitschriften, Schauspielen u. s. w. u. s. w. Anstand, Höflichkeit, gute Sitten, Macht äußerer Verhältnisse, Schritthalten mit der Zeit, Scheu vor Einseitigkeit, und wie die Gründe, Ausreden und Vorwände alle heißen, machen uns zu Sklaven: und während wir dies klar wissen und darüber grämen, fehlt doch der Muth, diese Ketten zu zerbrechen und (wie der Derwisch im Nathan) kurzweg einen kühnen Entschluß zu fassen. Und daran hängt wieder die nothwendige Folge, daß wir oft die vernachlässigen, welche uns die liebsten sind, die besten Bücher ungelesen lassen, zu den erfreulichsten Ausgaben kein Geld haben u. s. w. Ich bin in all diesen Dingen keiner der Zaghaftesten und Ungeschicktesten, sondern wage mehr und werfe mehr zur Seite, und doch!

Ich kenne hier manche Männer, Frauen und Mädchen, die einen recht schönen Anlauf nehmen zu einem höheren, geistigen Leben (was ja Heiterkeit und Genüsse vielfacher Art nicht ausschließt); aber die Männer verholzen nur gar zu früh in einseitigen Berufsgeschäften (obgleich diese wohl eine höhere Auffassung erlaubt hätten), und die Weiber lebten bald darauf entweder von bloßer coquetage der Häuslichkeit, oder bewunderten die flachste Oberflächlichkeit großer Gesellschaften und Feste. Ja viele suchen die höhere Bildung, wo man mit völliger Negativität und Gedankenlosigkeit enden muß.

Den 27. Dezember 1837.

Der Glaube mancher Leute besteht darin, daß sie sich unserem Herrgott gegenüber sehr wichtig machen und eine doppelte Buchhaltung eröffnen, um zu sehen, wer im Debet und Kredit steht. Ich kenne meiner-

seits nur ein Empfangen; vom Geben meinerseits kann gar nicht die Rede sein. Darum kann und mag ich mich nicht in jene anmaßliche Stellung hineindrängen.

Lassen wir indeß Gott aus dem Spiele (wenn dieses möglich und die dumme Rede erlaubt wäre) so gilt ja schon dasselbe von Verhältnissen der Menschen zu Menschen. Das Beste bleibt man Anderen schuldig. Ich liebe und ehre in dem Maße mehr, als ich die Ueberlegenheit des Anderen sehe und anerkenne.

Das größte Glück des Lebens besteht darin, mit größeren Naturen als man selbst ist, in Berührung zu kommen. Diese freudige Demuth erhebt besser als alles eitele Isoliren und scheinbare Voraneilen. Wo mir dies zugemuthet wird, komme ich mir vor wie ein bloßer dummer Leithammel. Oder bin ich einmal wirklich Führer, so folge ich nur den Fahnen der großen Männer aller Zeiten; oder gehe vorwärts kraft des von Gott verliehenen Pfundes. Diese göttliche Wurzel, diese Offenbarung, weiß ich aber von der Chapotrida sehr gut zu unterscheiden, die menschlicher Weise mein gebrechliches Ich hervorbringt.

Den 14. Januar 1841.

Wenn Männer viele Weiber und Mädchen kennen lernen, so kommen sie gewöhnlich zu einer durchschnittlichen Geringschätzung derselben. Mir hat sich dies Ergebniß gar nicht herausgestellt, — vielmehr das Gegentheil. Wohl aber habe ich als Regel zu bemerken geglaubt, daß Frauen und Mädchen die Unabhängigkeit des Mannes zu wenig achten, oder nicht leiden können. Sie möchten lieber Götzen als Gottesdienst, und vergessen daß die Männer, welche sich unbedingt ihren einseitigen Forderungen unterordnen, eben geringer und unbedeutender werden. Den meisten ist ein halber Mann lieber, als ein ganzer: schon weil sie irrig wähnen, nur jene Halbler hätten ein Herz. Sie verstehen was ich lang erörtern könnte.

Den 25. Oktober 1841.

Könige und Dichter gehören ja zusammen, und ich kann mir dies (ohne Dichter zu sein) poetisch ausmalen. Doch nicht ohne einen etwas erzwungenen, oder erkünstelten Anlauf. Ich habe in meinem ganzen Leben die Unabhängigkeit (insbesondere der Zeit) so hoch gestellt und darin vorzugsweise die Kraft und die Möglichkeit der Entwickelung gefunden, daß jedes dazu nicht passende Verhältniß aller glänzenden Plattirung, (trotz jedes darüber verbreiteten Zuckergusses) wie eine unangenehme, wo möglich zu beseitigende Hemmung erscheint.

Als Durchgangsperiode im Leben, gut; was darüber ist, wird leicht zum Uebel.

Nimmt eine Favoritschaft (und dies bleibt mit Königen die Regel) ein Ende, so fühlt man sich verletzt und unglücklich; dauert sie fort und findet man in der Abhängigkeit sein Glück, desto schlimmer. Warum schließe ich von mir auf Andere? Und doch wäre der ritterliche Dienst bei einer schönen, geistreichen Prinzessin, die Scherz und Schmerz zugleich verstände, wohl als erfreulich zu bezeichnen.

Den 5. März 1842.

Bei Einigen (z. B. Feuerbach, Bruno Bauer) schlägt aber die Negativität in Hochmuth um. Alle Erkenntniß und Weisheit ruht lediglich in mir, ich selbst bin das Höchste, mein eigener Lehrer, Retter, Erlöser; ja beinahe legitimer Schöpfer Himmels und der Erden. Wenn ich mich mein ganzes Leben hindurch bestrebt habe, in die Kreise größerer Genien hineinzuschauen, so soll ich nunmehr mein eigener Fetisch werden, vor mir selbst niederfallen und mich anbeten. Ich fühle ein wahres Entsetzen vor dieser Beförderung.

Den 7. Mai 1842.

Wenn ich Platon's Gastmahl lese (was doch die höchste Apotheose des Sokrates enthalten soll) und komme dann an das Evangelium, die Bergpredigt, das Unservater, das Nachtmahl, die Leidensgeschichte, so versinkt die Kritik und die verkünstelte Dogmatik, und ich fühle den Eintritt des Göttlichen in diese Welt; wogegen jenes platonische Gastmahl nur gering erscheint, und eben so überbietet Paulus Lobrede auf die Liebe, alle Liebesreden der Romanschreiber.

Den 7. Juni 1841.

Wir sagen so oft: ich bin krank! Warum aber nur immer vom Leibe, und nie von der Seele? Die hat auch ihre Grippe, ihren Schnupfen, ihre Tage und Wochen der Schwäche, der Empfindlichkeit, ihre Krisen u. s. w., und es ist unbillig, jedes Unwohlsein derselben als Schuld zu bezeichnen, während man doch beim Körper verschuldete Krankheiten von unverschuldeten unterscheidet.

Den 1. Juli 1842.

Der ist nicht demuthig, welcher nichts ist und sich nicht fühlt; sondern in den Augenblicken der höchsten Thätigkeit, des stärksten Selbstgefühls, bricht die rechte Demuth hervor. Erst dann entspringt die Ge-

wißheit von der Nichtigkeit alles anmaßlichen Seins, und von dem höheren Sein, was aus der Vernichtung aller Anmaßung hervorgeht. Friedrich Schlegels Bestreben, sich über jede menschliche Beschränkung erheben zu wollen, führt zu unnützer Vergeudung der Kräfte; es ist ein Fliegenwollen im luftleeren Raume. Freilich macht es keinen glänzenden Effekt, nur das zu thun, was man vermag, was einem obliegt und an der Zeit ist; und doch ist dies Unscheinbarste, in der That und Wahrheit das Rechte und für uns Höchste. Dies leidet nicht bloß Anwendung auf das Leben und Treiben sogenannter Philister, sondern auch auf Könige, Dichter und Philosophen.

Den 1. September 1842.

Im Harz habe ich viel Schönes gesehen, stimme aber ganz dem bei, was Sie über Naturgenuß und Naturbetrachtung sagen. Zuvörderst kann ich nicht über jeden Nebelkopf und Petersilienstengel so in Begeisterung gerathen, wie manche Städter, die man hiernach, wenn nicht für grasfressende, doch für wiederkauende Geschöpfe halten könnte. Ferner bedarf auch die großartigste Natur, des hinzutretenden Gedankens um wahrhaft lebendig, wirksam und fördernd zu werden. Dies geht hervor aus ihrer Unwirksamkeit auf nicht denkende Personen und Völker; weswegen die gefühlvollsten der Druiden und Hamadryaden bedurften. Dies Vergeistigen der Pflanzenwelt steht der Schönheit und Poesie wohl näher, als das in Kälber verwandeln der Prinzen in 1001 Nacht. Dies Beleben und Vergeistigen von unbelebten Naturgegenständen vermehrt die Zahl der lebendigen Persönlichkeiten und führt zu einem mannigfaltigeren Pantheismus, als wenn man Alles über einen Leisten schlägt und in Kinkhörnern und Menschenköpfen gleichmäßig den Weltgeist erkennen will. Das Geheimniß der Persönlichkeit liegt offen vor Augen; Niemand kann es bezweifeln, Niemand genügend erklären. Durch Leibnitzens Theodicee und Schellings Abhandlung über die Freiheit läßt sich ein entschlossener Skeptiker so wenig aus dem Felde schlagen, als ein Religiöser durch Voltaire's Candide. Alle die endlos besprochenen Gegensätze von Vernunft und Offenbarung, Rationalismus und Supernaturalismus, Freiheit und Nothwendigkeit, Pantheismus und Individualismus sind untergeordnet: wer mit einer Hälfte auskommt, hinkt; wer der zweiten nicht bedarf und ruhig auf seinem einbeinigen Stuhle sitzt, sitzt eben unbeweglich fest, wenn er auch nicht hinkt.

Den 23. Oktober 1842.

Wider alles Störende, Hemmende giebt es kein beſſeres Mittel, als es gleichſam aus der ſpäteren Zeit zu betrachten; da erſcheinen die Mücken nicht mehr wie Elephanten. Wie oft wundern wir uns nicht nach kurzer Zeit, daß dies oder jenes uns ſo aufregen und beſchäftigen konnte. Wir erkennen die Wahrheit des alten Spruchs: Alles hat ſeine Zeit! Obgleich man ihn mannigfach umkehren könnte, z. B. nicht Alles hat ſeine Zeit; oder Alles hat keine Zeit, oder, für Alles giebt es keine Zeit.

— Der Geiſt bewegt die Maſſen und erſchafft die Inſtitutionen; dieſe aber wirken wiederum auf die Perſonen. Mit der Hälfte ſind ganze Völker ausgekommen; das Ganze iſt aber mehr als die Hälfte. Im eilften Jahrhundert wäre Luther ein Gregor VII. geweſen, oder geworden. Auch der freieſte Geiſt wirkt nach Geſetzen; nur mit dem Unterſchiede, daß er nicht (wie die Meiſten) ſie bloß befolgt, ſondern auch giebt, erſchafft und für Andere hinſtellt.

Oft behandelt Theologie und Philoſophie daſſelbe, nur unter verſchiedenen Titeln, z. B. Freiheit oder Vorherbeſtimmung. Ich glaube, jeder regſame Menſch, der viel gedacht und in mannigfachen Verhältniſſen gelebt hat, trägt Elemente aller Philoſophien und Religionen in ſich, von Epikur bis zur Stoa und von Aphrodite bis zum heiligen Geiſte. Verſteht ſich von ſelbſt, daß Qualität und Quantität ſehr verſchieden iſt und ſein ſoll.

Den 4. Juni 1843.

Mit vielen Menſchen kann man geiſtig Karten ſpielen. Einer um den Andern wirft ſein Blatt auf den Tiſch. Sind alle ausgeſpielt, rafft man ſie zuſammen, miſcht ſie durcheinander und beginnt von neuem den Zeitvertreib. Aber es werden auf dieſem Wege der Karten nicht mehr, es erzeugt ſich nichts, was nicht im Weſentlichen ſchon dageweſen wäre, und die Summe des Beſitzes der beiden Spielenden ändert ſich nicht.

Den 6. September 1843.

Der König zeigt ſeinem ruſſiſchen Schwager die Röcke, Helme, Riemen, Hoſen und Pferdeſchwänze, welche Eitelkeit und Bequemlichkeit neu vermählen ſollen; und erwirbt dadurch ein Recht auf ähnliche Freuden und Genüſſe in Rußland. Die Potentaten beſuchen, küſſen, umarmen ſich, und geben doch jährlich viele Millionen aus, weil keiner dem anderen über den Weg traut; denn er kann ſich (wie man eine Hand

unrecht) in einen argen Feind verwandeln, wo dann das Ende des Festes ist, daß Einer so viel gepanzte Soldaten des Anderen todtschlagen läßt als irgend möglich.

Den 6. Februar 1845.

Es ist eine blöde Mode, daß alle Leute poetisch sein wollen, welche dazu gar nicht das Zeug haben. Wer weiß, ob die Sache nicht einmal umschlagt; wie denn schon manche politische Poeten in ganz ordinairer Prosa anfängt sind, ohne von dem großen Stile ächter Prosa irgend etwas zu verstehen. Jefferson, der eine neue Welt des Staates und geistigen Lebens, wo nicht schuf, doch zum Siege führte, ist ein größerer Dichter als alle amerikanischen Versekünstler und Romanschreiber zusammengenommen. Und in Shakespeare ist mehr vom großartigen Stile prosaischen Lebens und Wirkens, als in unzähligen Herrschern! Wer wahrhaft gesund ist, kümmert sich nicht um die Verschiedenheit der Herzkammern und Adern. Es giebt aber nur sehr wenige ganze und ganz gesunde Menschen.

Den 11. März 1845.

Was Sie über den Tod Ihres Vaters schreiben, ist buchstäblich dasselbe, was ich in Ihrer Seele fühlte und Ihnen schreiben wollte. Er starb an einem Tage mit Tiefurt; und wenn die meisten Leute ihre Theilnahme an das Wort Ewigkeit knüpfen, stellt sich mir das Wort Zeitlichkeit zur Zeit und verdoppelt und erschwert das Räthsel. Lebt doch auf Erden das Andenken der geliebtesten Personen kaum jemals über drei Geschlechtsfolgen auf und ab, wenn sie nicht Kriegsfürsten oder Helden anderer Art waren. Und sind die Vergessenen nicht oft eben so würdig und liebenswerth, als die denen man Denkmale, oder die, welche sich dieselben selbst setzten?

Freilich kann nichts Körperliches, nichts Geistiges, in einem ganz allgemeinen abstrakten Sinne vergehen und zur Welt hinaus fallen; aber diese abstrakte Wahrheit hindert nicht, daß ich den Verstorbenen in die kalte Erde hineinlege und mit Winterschnee bedecke. Verliert der Todte das Selbstbewußtsein, so verlieren die weiter Lebenden allmählig das Andenken, und Kirchhofseelen werden eigentlich auch auf Gastmählern und Bällen gespielt, nur etwas „vermaskirt."

Mag die Ewigkeit vorwärts noch so weit hinstrecken, mag ich sie mit Begeisterung und Glaubenslieve ergreifen; das Vergangene bleibt doch unwiderruflich vergangen, und dies ist das unaussprechlich Tragische unseres Daseins. Ich kann allerdings sagen: für Gott giebt es

keine Zeit, kein vor und nach; da ich aber nicht Gott bin, bleiben für mich diese Worte leer, bis ich die unermeßliche Leere wieder zu füllen beginne.

Daß ich das Vergangene im Gedächtniß zurückrufen, vergegenwärtigen, daß ich mich in das Künftige hineindenken, und Beides bis auf einen Punkt der Gegenwart zusammendrängen kann, ist allerdings eine Art vernichten des gewöhnlichen Zeitablaufs; aber wie bald fühlen wir, daß wir auf dieser Höhe nicht bleiben können. Alles fällt wieder im Bewußtsein auseinander, in das vor, welches wir nicht mehr besitzen, das nach, welches wir nicht erreichen, und das jetzt, welches eben das Losungswort für ein Geschöpf des Augenblicks ist.

Alles ist Gnade, Uebermaß unverdienter Gnade: daß ich lebe, sehe, höre, fühle, denke u. s. w.; jeder Augenblick des Daseins ist dem Nichtsein gegenüber schon eine Ewigkeit, oder doch ein Bestandtheil der Ewigkeit. Sein zeitliches Dasein so fühlen, ausfüllen, als wäre es ein ewiges, giebt kein hochmüthig geltend zu machendes Verdienst; aber es ist mehr unseres Amtes und beglückender, als wenn Mancher nur durch Langeweile sein Dasein verlängert, oder Andere sich mit Nachrechnungen und Ausgleichungen von Glück und Unglück für diese und jene Welt abmühen. Mit Siebenmeilenstiefeln können wir nicht fortschreiten: glücklich genug, wer schrittlings weiter kommt. Jeder Tag bringt so viel zu denken und zu thun, daß ich ihn und seine Nachfolger nicht überspringen, oder zur Seite werfen kann und will.

Den 24. Oktober 1845.

Das zweite, was auf meine Stimmung wirkte und noch wirkt, ist die Lage der öffentlichen Angelegenheiten des Staates und der Kirche. Ein König von so vielem Geiste, so edlem Charakter, so wohlwollender Gesinnung, so großer Liebenswürdigkeit! und doch hat er binnen wenig Jahren alle Beliebtheit verloren; dies traurige Räthsel zu erklären, überschreitet die Gränzen eines Briefes.

Fast mit allen großen Städten seines Reiches hat sich der König, man kann wohl sagen, gezankt, und sich immer nur auf das bezogen, was er sein Recht und sein Gewissen nennt. Ein Herrscher kommt aber mit diesen personlichen Beziehungen nicht zum Ziele: er bedarf der Staatsklugheit, er muß aus sich heraustreten können und zu lenken, nicht bloß zu streiten verstehen. Er soll sich hüten eraterische Duelle zu suchen, wo er (den Gebundenen gegenüber) der Sieger zu sein scheint, in Wahrheit aber der verlierende Theil ist. Warum in Königsberg sich gegen alle Verfassung, in Stettin gegen den Liberalismus (was ist das?)

erklären, in Halle von meineidigen Priestern sprechen, in Berlin über Parteiumtriebe des Magistrats klagen? — während er die seine an den Tag legt'

Den 24. Dezember 1845.

Sie erwähnen Lamartine's Geschichte der Girondе. Ich will gern Talent und eine gewisse Art der Beredsamkeit anerkennen: das Buch macht aber auf mich einen so widerwärtigen Eindruck, daß ich noch nicht über den zweiten Band hinausgekommen bin. Ohne Form und Fortschritt ruhiger Erzählung, Dilettantismus, Eitelkeit, Dekorationsmalerei, und ein solches Durcheinanderwirbeln von Wahrheit und Irrthum, Tugendpreis und Lüge, daß ich danach fast buchstäblich leerkrank werde.

Den 11. Mai 1851.

Wo finden wir aber Tag und Sonnenschein? In Frankfurt klagt eine Partei, bei dem alten Bundestage, Diplomaten und Demokraten: Scylla und Charybdis. Welche Bedürfnisse, Hoffnungen, Bewegungen, Anstrengungen in Deutschland und Frankreich, — und noch immer kein irgend genügendes Ergebniß! Genau wie in Basel 1448. — Socialisten und Reaktionaire; beide nehmen keine Vernunft an und beide halten jeden Gemäßigten für einen Schwächling und Verräther.

August 1852.

A propos Leidenschaften. Tieck sagte mir, er habe Ihnen darüber geschrieben: ich weiß nicht was; aber als Dichter wird und muß er darüber anders denken und schreiben, wie ich. Dem Dichter sind die Leidenschaften oft Lebensprinzip, dem Geschichtschreiber oft Ursachen des Todes. In Wahrheit kommt man aber hierbei aus verwirrter Rederei nicht heraus, sondern hinein; sobald man sich nicht vorher über Sinn und Bedeutung des Wortes verständigt und der herrschenden babylonischen Sprachverwirrung ein Ende macht. Bei dem Worte Verfassung denkt sich Einer das Allerheilsamste, der Andere das Allerverderblichste; eben so geben die Leute bei dem Streite über die Leidenschaften unorientirt und wild darauf los, im Lobpreisen, wie im Verdammen, wodurch dem Fortschritt und Verständigung natürlich ganz unmöglich wird. Leidenschaft, passiv, weiset zuvörderst sehr deutlich darauf hin, daß die Einwirkung von Außen kommt, und nicht im Innern beginnt, und diese Einwirkungen sind natürlich von der mannigfachsten Art und von dem verschiedensten Werthe. Jeder Einwirkung folgt aber eine Gegenwirkung, was das Wort Leidenschaft besser aus-

drückt, als das auf gar keine eigene Thätigkeit hinweisende passion. Auch diese thätigen Rückwirkungen lassen sich kurzweg weder sämmtlich loben, noch tadeln. Endlich braucht man jene Worte ebenfalls von geistigen und leiblichen Bewegungen, die ohne merkliche Aufregung von außen, sich im Innern zu erzeugen scheinen und nach außen schlagen.

Also in diesen sprachlichen Beziehungen findet sich schon überviel Gelegenheit zu Mißverständnissen und unnützen Streitereien. Angenommen aber, man habe den Sprachgebrauch festgestellt, so ist damit das Ziel noch in keiner Weise erreicht, sondern höchstens der Weg gebahnt zu gemeinsamem Fortschritt. Gewiß wird Umfang und Inhalt der Betrachtung wesentlich erleichtert, wenn ich das Leidende und das Thätige in der Leidenschaft anerkenne; beides aber kann preiswürdig und verdammungswürdig sein. Die Einwirkung ist bisweilen schlechter, bisweilen besser als die Gegenwirkung, und umgekehrt. Es hieße indeß der Sprache und dem Denken Gewalt anthun, wenn man den Begriff der Leidenschaft um der erwähnten Erweiterungsfähigkeit willen, so weit ausdehnen wollte, daß er gleich wichtige selbstständige Begriffe (z. B. Vernunft, Tugend) unter seine Flügel nähme und absorbirte. Es ist um so weniger nöthig, das Unrecht eines solchen Versuchs darzuthun, als es in Wahrheit unmöglich ist, und jene erhabenen Felsen sich nicht „in den Nebelhaf stecken," und durch Leidenschaften zermalen lassen.

Besser glaubt man zum Ziele zu kommen, wenn man die Leidenschaften mit Begeisterung in Verbindung bringt.* Doch bleibt auch hier viel zu bedenken. Zuvörderst kann und soll man bei der Leidenschaft keineswegs das Sinnliche ganz verdestilliren und vergeistigen wollen: es behält trotz dieses Vermögens seine Rechte, seine löbliche oder schädliche Gewalt. Ferner argumentirt und denkt man gewöhnlich bei den Gesprächen über die Leidenschaften nur an eine, für Mädchen und Frauen, und läßt alle übrigen zur Seite liegen, essen und trinken, jagen und spielen, Ehrgeiz, Rachsucht, Eroberungslust, Vaterlandsliebe, Wissenschaft und Kunst u. s. w. Manche dieser Leidenschaften nehmen nur sehr wenig Geist in sich auf (obwohl auch der Säufer von seiner Begeisterung spricht) und selbst zu den edelsten gesellen sich oft sehr böse Geister, welche in den Romanen bald in Wolfs-, bald in Schafskleidern einhergehen. Verstehe ich unter Leidenschaft die Steigerung, die höchstmögliche Potenzirung des Wahren, Guten und Schönen, so ist in These kein Raum zu einer Anklage verhanden; wohl aber Grund zu scharfer Untersuchung, ob die These sich in der Praxis verwirklicht. Das wußte schon Aristoteles, wenn er die Reinigung der Leidenschaften, die Katharsis,

zur Aufgabe der Tragödie macht. Es ist aber großentheils auch die Aufgabe der Bibelexegese und Geschichte.

Aristoteles stellt nicht die Leidenschaften, er stellt das Maß, die Tugend als Ziel des menschlichen Strebens dar. Und wiederum spricht er keineswegs den Göttern die menschliche Tugend ab; sie haben und üben etwas Höheres, zu dem aber der Mensch durch keinen Salto mortale gelangen kann. In Christus sind keine Leidenschaften nach menschlichen Begriffen, deshalb haben viele seiner Bekenner ihn über die Grenzen der Menschheit hinaufgeschoben.

Briefe von Fremden an Raumer.

(Nach dem Nachlaß geordnet).

Miß Ellen Coolidge,

die Enkelin des großen Republikaners, des nordamerikanischen Präsidenten Jefferson, bezeigte mir in einem langen Briefe ihre erfreuliche Theilnahme und ihre wohlwollende Zustimmung zu dem, was ich über Leben und Wirksamkeit ihres Großvaters in meinem amerikanischen Reisebuche gesagt hatte. Ich will das allgemeiner Bekannte hier nicht wiederholen, wogegen mir nachstehendes Unbekannte für der Mittheilung werth zu sein scheint.

Miß Coolidge schreibt: „Niemand kann besser als ich den Privatcharakter Jefferson's würdigen. Unter seinen Augen wuchs ich auf, war der heimliche Zeuge seines täglichen Lebens und fühlte in voller Anerkennung den wohlthätigen Einfluß seiner häuslichen Tugenden. Nie habe ich Jemand gekannt, der in allen häuslichen Lebensbeziehungen freier von allen Fehlern und Mängeln gewesen wäre, und es ist kein übertriebenes Lob, sondern eine einfache Wahrheit, wenn ich erkläre, daß ich während meines langen Umgangs mit ihm und in seinem Verkehr mit Anderen nie eine Spur von Ungerechtigkeit, oder Unfreundlichkeit bemerkt habe; nie ließ er eine Beleidigung verbergen, zum Schutz derjenigen beizutragen, die mit ihm in Verbindung standen. Seine Enkel von der Zeit an, wo sie kindlich liebend seine Knie umfaßten, bis zu der Zeit,

wo sie seine Freunde und liebster Umgang wurden, fühlten für ihn den höchsten Grad von Zuneigung, Verehrung und Bewunderung, dessen ein menschliches Herz fähig ist. Freunde und Nachbarn blickten auf ihn mit warmer Zuneigung und unbegrenzter Verehrung.

Eine Haupteigenschaft Jefferson's war sein stetes Vertrauen zu den Menschen und zu ihrer Fähigkeit ihre Angelegenheiten zu besorgen. Hiefür wirkten seine rastlosen Bemühungen für die zweckmäßige Erziehung der Jugend.

Er war leiblich gesund und stark, kräftigen Geistes, lebhaft, heiter, geduldig, arbeitsam, fähig zu den größten Anstrengungen, und von einer höchst seltenen Festigkeit hinsichtlich seiner Zwecke. Meine Mutter sagte: er habe nie einen Vorsatz (point) aufgegeben, nie einen Freund. Gewiß blieb er mit unabänderlicher Beständigkeit treu seinen Grundsätzen und seiner Partei.

2. Mort Girardin an Raumer.

Je ne saurais trop vous remercier de la marque de souvenir que vos m'avez donnée. Vos ouvrages que vous m'avez envoyés sont pour moi un précieux témoignage de votre bienveillance. J'ai lu avec un bien vif intérêt votre Untergang Polens. Je ne vous dirai pas que c'est encore ce que j'ai lu de plus net, de plus profond et de plus spirituel sur la destinée de cette malheureuse nation, dont toute l'existence fut une espèce de contretemps perpétuel. Je me réserve de le dire à notre public français dans le journal des débats. C'est rendre un service à la France que de la faire connaître des ouvrages aussi remarquables que le sont les vôtres. Vous avez une impartialité qui n'exclut pas la sympathie; votre impartialité n'est pas une indifférence entre le bien et le mal, vous faites à ce sujet dans votre préface une profession de foi dont la fermeté et l'éloquence auront déplu, j'imagine à l'école fataliste.

Votre développement historique de l'idée du droit, de l'état et de la politique, est sous la forme d'articles séparés, que vous lui avez laissée une histoire complète de la science politique, ou de la civilisation. Tel est l'avantage de tout ce qu'écrivent les hommes de votre trempe, Monsieur, ils généralisent tout dans les plus petits détails, ils embrassent beaucoup. Comme les grands peintres de paysage et de marine, ils enferment dans un cadre étroit, une grande et admirable perspective.

Ce ne sont pas seulement vos livres qu'il faut admirer, ce sont vos actions. Votre démission des fonctions de censeur, vous fait en France un renom populaire; vous êtes plus heureux que beaucoup de nos hommes d'état. Vous réunissez la popularité et la gloire. Dans notre pays elles sont trop souvent séparés l'une de l'autre.

J'espère fort que d'ici à quelque temps je pourrai témoigner publiquement mon admiration et mon estime pour l'auteur des Hohenstaufen. Je n'attend pour cela qu'une trève à nos misérables tracasseries politiques.

Permettez moi de vous réitérer mes remercîments et de me féliciter des relations que votre obligeance m'encourage à entretenir avec vous. Je me mets entièrement à votre service pour tout ce que vous pourriez désirer à Paris etc. etc.

M. Henri de Saussure.

23 Mai 1853.

Sir! I received, a few days ago, the three volumes which you did me the honour to forward, together with your obliging letter. I beg you to accept my sincere thanks for the present, and for a communication so me highly gratifying and flattering. The antiquerische Briefe I already possess; and I shall read with much interest your Vorlesungen über die alte Geschichte; of which I am glad to hear that you are about to prepare a third edition.

The terms of approbation in which you are pleased to speak of my History of Greece, are to me most satisfactory and encouraging, as coming from an author so eminent in the field of history as your self etc. etc.

I can only hope that the later volumes of my work may justify the opinion which you have done me the honour to conceive from a perusal of the earlier. On many points, I have taken a view of my own, different from others.

But I can say conscientiously, that my views have always been formed from a most attentive study of the original authorities; which I hold to be the only safe road to true and valuable conclusions etc. etc.

G. Grote an Kramer.

11. Februar 1862.

I have just received your four volumes, together with the obliging note which accompanied them. I am grateful to you for this present: and I am much flattered by the terms in which you are pleased to speak of my History of Greece. To obtain the commendation of authors already themselves eminent, is the highest reward to which an historian can aspire.

It is interesting to me to learn from your preface that you have already passed your eighth year. I think that your career of literary activity, long as it has already been, may be yet farther prolonged, together with such reasonable measure of bodily health as is indispensable to the exertion of mental power. Isocrates was 82 years of age, when he composed the oration περὶ Ἀντιδόσεως, and 94 when he wrote his last or Panathenaic oration etc.

G. Grote an Kramer.

21. Mai 1864.

Dear Sir! I duly received the historical work, which you did me the honour to send, and I beg to return my best thanks for this valuable present. I take some shame to myself for not having made earlier acknowledgement of it.

Historians who devote their study to the facts and philosophy of modern history, enjoy an advantage which is denied to those who (like myself) touch only upon the ancient world. We can hardly hope now to recover any of the lost documents of ancient times, and we must be content to read only the titles of many instructive works which have perished without hope of recovery. But in regard to the three last centuries, the stock of original memorials and evidences increases every year. The governments of most of the europeon states appear inclined to assist in the laudable work of bringing such documents to light: and the Record office here in London, is now very active in publishing the original documents relating to english history during the sixteenth century.

I am persuaded that a great deal of modern history will hereafter require to be re-written, when this new amount of original matter shall have been fully brought out.

I rejoice to learn, Sir, that your health and activity continues tolerably good in spite of increasing age.

There is no solace, to the many disabilities of old age, equal to that of literary interests and steady literary occupation. I fervently hope that you may long live and enjoy your acquired mental powers, for the prosecution of these exalted pursuits; and I indulge the same hope to your revered colleague and fellow-countryman August Boeckh, to works, so full of the largest erudition and the most acute criticism, I am myself so much indebted etc.

Zeitungsäußerungen über Kammer & England im Jahre 1836.

1) The Times.

Lord J. Russel would take occasion to mention and recommend to the house sentiments which he had read in the letters of a foreigner that had lately appeared, letters written with great intelligence, honesty and knowledge. The writer an impartial foreigner had observed etc.

2) The Standard, 20. Mai.

Lord John Russel abuses the house of Lords upon the authority (one of the great authorities of our time, by the way) of some half-starved german itinerant journeyman for the booksellers, one of the vagrant blackguards, unfit for the company of a decent servants hall, but wisely admitted by our nobility and gentry into their drawing rooms, who grateful acknowledge the favour by libelling all who have treated them with civility. We must digress to protest against this stupid and offensive absurdity.

3) The Courier, 21. Mai.

But how is this intelligent and courteous foreigner, the friend of the King of Prussia, the guest of Sir Robert Peel and Lord Francis Egerton, and who has made resound all Germany with our praises, is he treated by the organ of the high church and Ultra Tory party? He is said (sic etc.).

We have to apologize to our readers for having laid before them this nauseous specimen of drunken ribaldry and falsehood. We are sure they feel in common with every one else, indignant at this revolting and unfounded abuse of a most deserving

stranger. It is not in fact so much an insult to Mr. Raumer, as to the english public, in so much as it appears to presume that they can look upon such language and such a gross breach of hospitality, with other feelings than those of unmingled disgust and scorn.

4) The new monthly magazine No. 185.

Few books are calculated to make a stronger impression on the public mind, than the one before us, and seldom we do meet with one so deserving of a careful and impartial perusal. It appears that Mr. de Raumer, whom we apprehend to be as amiable as he is learned (which is saying a great deal) has been for many years deeply interested in this country in consequence of that intimate knowledge of his history which his researches have given him with reference of ours and every other country of Europe etc.

Während dieser Berichterstatter meine Theilnahme für Irland lobt, sagt das toristische Blatt:

5) The age.

The misery of Ireland was observed by the drunken eyes of that dull ass v. Raumer, a great Whig authority.

Macaulay an Raumer.

Sir! I beg you to accept my thanks for your History of the French Revolution. I am confident that I shall read it with great profit and pleasure, and I shall always value it as a mark of a favorable opinion of a distinguished man.

Lord Mahon an Raumer.

Lieber Herr v. Raumer! Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig für Ihre Güte, mir Ihre Abhandlung über die Englischen Korngesetze zu senden, und ich habe sie mit großer Aufmerksamkeit und vielem Interesse gelesen. Es ist mir nicht möglich, Ihre Ansichten zu theilen, indeß erkenne ich gern, mit wie viel Aufrichtigkeit und Treusinn diese Ansichten von Ihnen behauptet sind. Ganz unparteiisch sind wir vielleicht beide nicht. Es ist möglich, daß mir das Wohlsein meines Vaters Töchter und meines eigenen Geldsackes etwas zu nahe am Herzen liegt. In Ihrer Seite haben Sie vielleicht, als ein guter Preuße und Patriot, nicht vergessen, wie viel der Landbauer in Posen und der Handelsmann

in Danzig an einem offenen Kornhandel mit England zu gewinnen hatten. Ich verbleibe mit großer Achtung und erneuertem Danke, lieber Herr v. Raumer, Ihr ergebener.*)

Raumer an Herrn Mignet.

3. April 1864.

Am elften Februar 1864 ward ich von dem französischen Institute (Academie des sciences morales et politiques) zum auswärtigen Mitgliede (associé étranger) erwählt, mit 29 von 31 Stimmen. Ich schrieb hierauf nachstehenden Brief an Herrn Mignet:

Ihr Schreiben, hochverehrter Herr, hat mich zugleich überrascht, erfreut, und zu Bescheidenheit und Demuth angewiesen. Denn ich hege allerdings die Ueberzeugung, daß unter allen litterarischen Ehren, die jetzt in Europa können einem Schriftsteller zu Theil werden, die mir widerfahrene die größte sei. Wollen Sie in diesem Sinne meinen Dank gegen die Mitglieder des Instituts aussprechen.

Diese hohe Erwählung erinnert mich an vergangene Zeiten. Als ich mehrere Male nach Paris kam, fand ich überall in Bibliotheken, Museen u. s. w. die freundlichste, zuvorkommende Aufnahme, und mit welcher unvergeßlichen Güte Sie mich bei Benutzung der Archive belehrten und unterstützten, bleibt meinem Gedächtnisse immerdar gegenwärtig. Hierauf die Ernennung zum Correspondenten, endlich zum auswärtigen Mitgliede des Instituts! Alle diese Begünstigungen sind weit, weit größer, als ich sie je verdient habe; sie sind aber gewiß keinem Undankbaren zu Theil geworden.

Mit der größten Verehrung u. s. w.

Raumer an Herrn Mignet.

Ich halte es [illegible] für meine Pflicht, Ihnen und der verehrten Akademie zu berichten, wie der Tod des trefflichen Cousin seine zahlreichen Freunde tief gerührt und betrübt hat. Jeder Unbefangene, Unterrichtete anerkennt auch in Deutschland seine großen Verdienste als Lehrer, Redner, Herausgeber merkwürdiger Schriften, Minister, Kenner fremder Staaten und ihrer wissenschaftlichen Einrichtungen u. s. w. Er hat der Philosophie in Frankreich eine neue Richtung gegeben. Er übertrifft in Hinsicht auf Sprache und Darstellung viele deutsche, philoso-

*) Die von mir damals vertheidigten Ansichten über freieren Getreidehandel sind später in England allgemein angenommen; ebenso die anderen von mir (unter lautem Widerspruch) vertheidigten Lehren und Grundsätze.

phische Schriftsteller. Wir freuen uns der gründlichen Darstellung seines Lebens und seiner Verdienste, die gewiß bald in Ihren Séances erscheinen wird.

Ich erlaube mir, Ihnen in diesen Tagen zwei Schriftchen zu übersenden, keineswegs ihres Werthes halber, sondern als ein kleines Lebenszeichen eines die Akademie dankbar und unwandelbar verehrenden Mitgliedes u. s. w.

Herr Mignet an Raumer.

Monsieur et très honoré confrère! l'Académie a reçu les deux écrits que vous avez récemment publiés sous le titre de: 1) Frédéric de Raumer à Rodolphe Köpke etc. 2) Autrefois et aujourd'hui. Elle m'a chargé de vous transmettre ses remerciments d'un souvenir très précieux pour elle.

L'Académie a été bien touchée des sentimens que vous exprimez, au sujet de la mort si regrettable de Mr. Cousin, dans la lettre que vous m'avez écrite, et que je lui ai communiquée. Elle a vivement ressenti la perte d'un membre aussi considérable, aussi aimé, aussi illustre, et donc vous appréciez si dignement le grand esprit, les beaux travaux, la noble vie et les admirables talents. La mort de Mr. Cousin a été un véritable deuil pour elle. Elle a pénétré d'affliction le coeur de ses amis. — J'étais au nombre des plus anciens et le coup qui a brisé un attachement de quarante cinq années m'a été bien douloureux. Le premier éloge que je prononcerai devant l'Académie sera certainement consacré à cette chère et grande mémoire — etc.

Ist dem 80. Bande der séances de l'Academie S. 458.

Mr. le Secrétaire perpétuel communique à l'Académie une lettre dans laquelle M. de Raumer rend à Mr. Cousin, dont il déplore la mort, un touchant et digne hommage de profonds regrets et de justes louanges.

Raumer an O'Connell.

I am very anxious that a highly disagreable event obliged you to leave London so early, and that I shall see you perhaps no more in my life. Permit therefore that I present to you in these few lines, not compliments, but my hearty wishes for your noble struggling and the happiness of your country. No power of the earth can fetter the progresses of Ireland, and you will

have the merit, not only to have promoted them, but perhaps the greater merit to have conducted and retained the waves of agitation in the boundaries of peace and law.

In my letters about England I expressed the opinion that great changes, if not in the agrarian laws, at least in the agrarian practice of farming and treating the tenants in Ireland were absolutely necessary for the happiness of the mass of the people. This Idea has been confirmed through the book of Mr. Lewis, on the disturbances of Ireland. Surely Prussia is in many relations very different from this country; but as immense improvements have been effected there for millions, the study of our agrarian laws is highly interesting for every body, and especially for an Irishman. Permit therefore that I send you a collection of these laws. You will easely find somebody under your friends who understands german, and can arrange some useful extracts etc. etc.

O. Dyrcksen an Nahmer.

30 April 1861.

I received your friendly letter just as I was setting out on a journey to Washington, where I have been the last 3 weeks, which will explain my not answering you sooner. It gave me sincere pleasure so receive a line from one whose high literary reputation had been long familiar to me before. I had the pleasure of a personal acquaintance; and I assure you, I reflect with much satisfaction on the few hours I enjoyed your society in Boston, and I only regret that these hours were necessarily so few.

It has been a pleasant thing for your friends on this side of the water to reap the fruits of your travels and scientific investigations in the valuable work which has come from your pen. It is impossible to read the speculations of an enlightened foreigner on our domestic institutions, without getting valuable hints, the more valuable as not likely to present themselves to the mind of a native, familiarized from the cradle to the operation of these institutions. The peculiarities do not strike us as peculiar, till they are pointed out; and the defects and the merits, to some extent, fail to attract the notice of an eye made insensible by familiarity. All the intelligent of my countrymen, whom I have conversed with on the subject, accord high merit

to your work, on the score of extensive information and very sagacious reflection, even where they differ from you as to the conclusions. The broad and generous views, which you take of all the great features of our public policy commend themselves to every true lover not only of his country, but of the human race. For your views are these of a citizen of the world who reasons with reference to humanity more than to national individuality. And yet you have selected and well criticised the points that make up our peculiar physiognomy as a people. I have rarely seen a work that has dealt so thoroughly on such exciting topics, that has done it in so calm and dispassionate a manner.

I observe you say, that you often took the contrary side of an argument in order to extract the opinions of those you conversed with. It reminded me of the conversation at my own table. Do you remember it?

Will you have the goodness, when you see my German translator Mr. Eberty, to say to him that I am greatly pleased with the execution. The good judges of the German, here, pronounce it both elegant and faithful etc. etc.

Mr. Sparks an Raumer.

I am now reading with great satisfaction your letters on England. They present a vivid, interesting, and as far as I can judge a very accurate picture of english manners, opinions and national peculiarities; with discriminating views and profound remarks on the civil and political institutions of that country. The work will be widely read in the united states, and the fact now generally known that the writings of Washington are to be brought before a large portion of the European world under your auspices, will excite a curiosity to become acquainted with your sentiments on the important topics which you discuss.

The selections (out of Washingtons works) marked in your letter seem to me judicious and well chosen. I have no doubt that your judgment will dictate to you what is best suited to the German public etc.

Mr. Vitet an Raumer.

J'attendais avec impatience une occasion sure pour Berlin, ayant le plus vif désir de vous offrir cette mort de Henry III. au sort de laquelle vous avez eu la bonté de prendre un si bienveillant intérêt. Ce que je cherchais vient de s'offrir heureusement à moi. Mr. Wilringer m'a promis de vous remettre le volume etc.

J'ai le plus grand désir qu'il trouve en Allemagne autant d'indulgence que ses aînés. Le sujet m'a offert de bien plus grandes difficultés que les deux autres: m'en suis-je tiré avec quelque bonheur, c'est une question que vous allez être bientôt à même de juger. Je connais tellement votre bienveillance pour moi, qu'il me semble tout à fait inutile de la reclamer en cette circonstance. Je sais tout l'intérêt que vous avez déja pris aux Barricades et aux états de Blois; vous êtes à mes yeux le tuteur né de mon nouveau essai à Berlin. Placé sous votre patronage, sa fortune me semble moins douteuse. Aussi croyez que si j'obtiens quelque approbation en Allemagne, c'est à vous, Monsieur, que j'en rapporterai la plus grande partie.

J'ai quelque Idée de refondre les états de Blois sur un plan tout dramatique et de les arranger pour la scène, bien que depuis un an on en ait fait ici bien des pas en fait de tolérance théâtrale etc.

Vous savez que la musique allemande vient d'être goutée avec le plus grand plaisir à Paris, quoique les chanteurs ne furent pas tous du premier ordre. C'est un pas de plus vers le bon et généreux sentiment de cosmopolitisme en fait de sentimens et de pensées; espérons que bientôt on pourra dire avec plus juste titre que des Pyrenées, il n'y a plus de Rhin! etc.

Raumer an Vitet.

Je ne saurais vous exprimer combien j'ai été charmé de votre lettre amicale et du don précieux que vous y avez bien voulu ajouter. Vous avez très bien senti les difficultés qui rendaient la disposition et le détail de Henry III. plus difficiles que la composition des états de Blois; mais vous les avez surmonté avec plus de succès, que votre modestie ne vous permet de supposer. Les deux Henry, Sully, les Huguenots, ce Clement, ces moines, sont peints d'après nature; on les reconnait

à chaque mot, ce sont des personnes vivantes, des individus, et pas des abstractions générales. Voyez Homere, Cervantes, Shakspeare: ils ont le premier, le plus haut talent poëtique, celui de créer des individus. Plusieurs poëtes français au contraire, même Lope et Calderon ne montrent souvent que des créatures formées dans le même moule. Ce ne sont que des représentans tirés d'une classe générale, soit de femmes de chambre, ou de heros, — et c'est tout égal si on les nomme Betty ou Jenny, Timur ou Alexandre.

Mais vous refusez d'être poëte, vous ne vous donnez que pour historien. Quant à moi je suis persuadé que le poëte et l'historiographe sont des parents, et que l'un ne peut se passer de l'autre. Les poëtes qui rêvent tout à fait l'histoire, tombent dans l'arbitraire; les historiens qui manquent tout à fait de la sensibilité poëtique et du talent créateur, deviennent des pedants, qui ne trouvent la vérité que dans l'ennuyeux. Vous unissez l'historien et le poëte d'une manière que j'admire sincérement et si vous ne vouliez pas consacrer vos talents tout à fait au théatre, je soutiendrais que c'était votre vocation d'écrire l'histoire de France. Les introductions que vous avez mis à la tête de votre trilogie démontrent une connaissance exacte des sources historiques, de la sagacité d'en tirer ce qui est vraiment mémorable, et le talent de raconter d'une manière éminemment intéressante. Ne croyez pas que je vous loue par une politesse déplacée, au delà de ma conviction personnelle; cette conviction m'a porté à venir Vous voir à Paris et à parler publiquement de Vos mérites.

La représentation de Votre nouvelle édition des états de Blois ne trouvera pas chez nous les difficultés, qui ont retenu si longtems le théatre français en esclavage. Nous voyons des pièces de tout genre et de toute nation, nous sommes des cosmopolites, quelquefois même au préjudice de ce qui est le vrai allemand.

Mais pour garantir le succès d'une pièce, il y a aussi chez nous quelques régles et quelques précautions. Comme je connais assez les théatres allemands, il ne parait absolument nécessaire que Vous donniez aux rôles des femmes beaucoup plus d'étendue. En général nos actrices l'emportent sur nos acteurs, et une pièce où les premières n'ont pas un rôle intéressant, sont moins frequentées et ne gagnent pas l'approbation réitérée

du public. Si Vous arrangez Vos états de la sorte que Madame Crelinger (le plus grand talent pour le héroique et tragique que je connais) reçoit ici un rôle prépondérant, je Vous garantis le succès.

J'ai suivi avec beaucoup d'intérêt les débats des classiques et romantiques à Paris. Mais si les derniers n'ont pas d'autres représentans que Henry III. de Dumas, la vieille école ne perdra pas son empire. Je remarque dans cette pièce tant d'arbitraire, de décousu, d'ennuyeux, que je ne conçois pas comme on peut appeler ce pêle-mêle du romantique etc.

Raumer an .

1865 April–Mai.

Seitdem der Raum in Folge ſtreng wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen und Beweiſe ſich ins Unendliche ausgedehnt hat, darf die Zeit nicht mehr in die Grenzen der ganz unbrauchbaren, bibliſchen Chronologie eingeklemmt werden.

Nicht unnatürlich ſucht man jetzt (weil Thatſachen meiſt fehlen) die unendliche Zeit mit den kühnſten Hypotheſen auszufüllen, insbeſondere über die Geſchichte der Schöpfung und die Entwickelung des Weltalls. Man kann hierbei vielerlei vermuthen, z. B. daß die ſchöpferiſche Kraft von Ewigkeit her gleich ſei und bleibe, oder daß ſie zunehme, abnehme, lerne, verlerne, immerdar thätig ſei, ausruhe; daß das Aelteſte am vollkommenſten, am unvollkommenſten ſei u. ſ. w.

Mit Fleiß und Scharfſinn hat insbeſondere Darwin zu beweiſen verſucht, daß im Verlaufe der Zeit nicht bloß Varietäten beſtimmter Arten und Geſchlechter entſtehen, ſondern mit Vernichtung der Zwiſchenſtufen, jetzt Geſchöpfe verſchiedene Formen und Stufen des Daſeins durchlaufe, oder doch durchlaufen könne. Die Erinnerung an Raupen, Schmetterlinge, Käfer, Fröſche u. dgl. reicht aber zum Beweiſe nicht aus; denn nach allen Verwandlungen iſt das Geſchöpf weſentlich und dauernd kein anderes geworden, ſondern es kehrt ſelbſt, oder in ſeinen Nachkommen, zu der alten, abgeſchloſſenen Art zurück.

Es giebt keinen einzigen Beweis, keine Thatſache, daß weſentlich verſchiedene Pflanzen und Thiere jemals durch Samen oder Begattung ſich fortgepflanzt, oder verwandelt haben. Und wenn man eine Steigerung vom Unvollkommenſten bis zum Vollkommenſten, bis zum Menſchen hypothetiſirt, kommt nicht unmittelbar ein Herabſinken ſtattfinden, oder eine höhere Schöpfung und Entwickelung über den beſchränkten Menſchen hinaus? Wenn dieſer einſt Fiſch oder Vogel war, warum iſt ihm

bei Versetzung in eine höhere Klasse, nicht die Fähigkeit geblieben im Wasser zu leben, oder durch die Luft zu fliegen.

Ich wiederhole: „seit Jahrtausenden ist das größte und doch offenbare Geheimniß, die feine Erhaltung des Eigenthümlichen, Individuellen im Pflanzen- und Thierreiche;" weshalb neben den Freunden eines angeblich gewaltigen, umgestaltenden (aber noch nicht erwiesenen) Fortschritts, auch die Bewunderer jener gleichmäßig erhaltenden Kraft, eine Stelle verdienen und behaupten. Hören wir einige hierauf bezügliche ältere und neuere Aeußerungen:

1) Shaftesbury (Characteristics 2, 11): wir nennen das Geschöpf gut, welches in sich abgeschlossen und vollkommen ist.

2) Ferguson (History of civil society 7—9): den Fortschritt des Menschen kann man nicht betrachten als eine physische Veränderung der Spezies. Er bleibt ein Mensch in jedem Verhältniß und wir können über seine Natur nichts lernen aus Analogien mit den Thieren.

Wir werden oft hingelockt in die unbegrenzten Regionen der Unwissenheit oder Vermuthung (conjecture), durch eine Fantasie welche sich mehr ergötzt im Erschaffen, als im Festhalten der gegebenen Formen. Wir werden die Thoren (dupes) dieser Spitzfindigkeit.

3) Friedrich II.

Leur force inhérente, et leur fecondité
Ne produit qu'un seul genre a jamais limité. (X. 112)

Je ne puis m'empêcher de rire de celui, qui donne aux hommes des marsouins pour origine (XXIII, 167).

4) Rudolphi (Physiologie I, 24, 3 A): der Mensch war immer Mensch und wird es immer sein. Es ist auch falsch, wenn man den Menschen von der Empfängniß bis zur Geburt eine Menge Thierreihen durchlaufen läßt.

5) Baer (Reden 1, 50): Thiere verschiedener Abkunft befruchten sich nicht, oder nahe stehende nur unvollkommen; Menschen und Thiere gar nicht.

6) Schreiber (Buch der Natur 2, 583; Chemie 275): mit der Benennung Urthier, soll keineswegs ausgedrückt werden, daß dieses die zuerst erschaffenen, ursprünglichen Thiere gewesen und noch weniger, daß aus ihnen die höheren hervorgegangen seien. Wir sind genöthigt in den Organismen eine bildende Lebenskraft anzunehmen, um mit diesem Worte die uns unbekannte Ursache der plastischen Erzeugnisse des Lebens zu bezeichnen.

7) Kaiser (Sternenhimmel 371): Wir sehen auf der Erde eine zusammenhängende Kette von den niedrigsten, kaum von Pflanzen zu

unterscheidenden Thieren bis zum Menschen hinauf: wir werden aber daraus nicht folgern wollen, daß wir alle diese Stufen der Entwickelung regelmäßig durchlaufen haben.

8) Mahler (Astronomie 314–316, 493): Die Weltkörper sind nicht Exemplare, sondern Individuen im strengsten Sinne des Wortes; jeder Weltkörper bleibt durch alle Zeiten hindurch, im Wesentlichen das, was er einmal geworden ist. Es giebt keinen Grund zu dem Glauben, daß jedes Individuum durch alle Stufen gegangen sei, oder gehen könne, oder überhaupt in einem Zustande allmählichen Fortschritts sich befinde. Vielmehr hat alles Fortschreiten im jetzigen Zustande der Natur schon längst sein Endziel erreicht.

9) Berzelius (Chemie 4, 10): Dies allgemeine Phantasiegebilde hält keine Prüfung auf dem Wege der Erfahrung aus. Es hat keine solche Entwickelung von einer niedrigeren Art zu einer höheren jemals entdeckt werden können.

10) Burmeister (Geologische Bilder 1, 223, 246): Ich glaube nicht an die Umbildung der Spezies, welche manche Naturforscher lehren; ich bin weit mehr geneigt Nachschöpfungen, das heißt, ein wirkliches Entstehen neuer Formen, als eine Umwandlung einer bestimmten Gestalt in eine andere anzunehmen. Ich möchte die Bestie kennen lernen, welche der wirkliche Vorgänger des Menschentypus gewesen sein sollte; und doch mußte es eine solche geben, wenn der Mensch nicht absolut von Neuem entstand. Die Wissenschaft begreift die Erscheinungswelt, wie sie ist, aber sie macht sie nicht; sie erkennt überhaupt nur das Vorhandene. Wer mehr fordert, verlangt Uebermenschliches, er greift aus dem Gebiete des Wissens in das des Glaubens hinüber, dessen Wesen eben im Mangel wirklichen Wissens besteht. Alles Dogmatische ist subjektiv; der Einzelne mag glauben was er will, aber er hat kein Recht zu verlangen, daß auch Andere dasselbe glauben sollen. Solch Verlangen stellt die Hierarchie, nicht die menschliche Wissenschaft.

11) Liebig (chemische Briefe 265): Die strenge wissenschaftliche Forschung weiß von einer Kette der organischen Wesen — Nichts.

Baumer an .

Den 14. April 1865.

Sie haben Recht, daß die am Schlusse meines letzten Briefes mitgetheilten Aussprüche wichtiger Männer Stoff geben zu umständlichen Erläuterungen. Ich erlaube mir jedoch, nur wenige Worte hinzuzufügen:

Ich frage nämlich: ob die Hypothese der Freunde völliger Umwandlungen dahin geht, daß einzelne ausgezeichnete Geschöpfe ihrer rasch erworbenen Vorzüge halber, in eine höhere Klasse versetzt werden, während die minder Fleißigen und Begabten (die größere Zahl) in der niederen Form und Klasse sitzen bleiben. Für diesen Fall würde die Beobachtung und der Beweis einer solchen vereinzelten Thatsache so unermeßlich schwer sein, daß man sie wohl unmöglich nennen darf. Tritt aber umgekehrt, nach dem Ablauf gewisser Zeiträume, eine ganz allgemeine Umwandlung und Versetzung ein, so würden die höheren oder doch die höchste Klasse so überfüllt werden, daß der Schöpfer auf Erden über den Menschen hinaus, einen neuen Bildungsgrad, eine vollkommenere Bildung gründen und herbeiführen müßte. Wenn durch jene allgemeineren Umwandlungen und Versetzungen, nach den niederen Stufen hin natürlich große Lücken entstehen, so müssen sie ausgefüllt werden. Dies wäre aber (wenigstens wenn auch die niedrigste Klasse ausgeleert wird) nicht anders möglich, als durch eine neue, die Schöpfung erweiternde und vermehrende Schöpfung. Aber nicht von eigenschaftlosen Atomen, Molecülen, Zellen; sondern mannigfacher Art, damit die verborgene, feste, unvertilgbare Individualität sich allmählig wiederum offenbare. Daß aber alle anfängliche Schöpfung höchst unvollkommen gewesen sei, daß jede Kreatur alle Stufen durchlaufen müsse, daß keine in ihrer Art abgeschlossene vollkommen und dauerhaft entstanden sei, ist (wie gesagt) unerwiesen und unerweislich.

Selbst diejenigen Schriftsteller, welche die Entstehung des Menschengeschlechts am weitesten zurückschieben, nehmen doch einen Anfang und keine Ewigkeit der Menschengeschichte an; sie haben nichts dagegen, daß diese ohne Ende fortdauern könne und werde. Von hier aus finden wir aber eine große Verschiedenheit der Ansichten. Einige geistreiche Männer nahmen nur die Unsterblichkeit einer geistig allgemeinen Seelenkraft des gesammten Menschengeschlechtes an; während Andere (von Platon bis Mendelssohn) behaupteten, die Unsterblichkeit der einzelnen Menschenseelen sei sich wissenschaftlich genügend beweisen.

Bemerkungen zu Bitters J. S. Bach.

1) Sehr wohl wußte Bach, daß eine Vergeudung ganz äußerlicher Mittel die wahrhaft künstlerische Wirkung keineswegs erhöht, sondern Pauken, Trompeten und andere vorherrschende Blech-Instrumente, die Sänger und Sängerinnen überschreien und die Zuhörer betäuben und abstumpfen. Selbst ausgezeichnete Meister (wie Cherubini und Mendelssohn) haben sich von diesem unangenehmen und tadelnswerthen Ab-

wege nicht fern gehalten. Ebenso ist es ein bloßer Aberglaube, daß die ächte künstlerische Wirkung und Vollkommenheit sich jedesmal nach der Zahl der Theilnehmer steigere.

2) Die Wiederholung der Arien (die sogenannten Reprisen) war damals eine Mode, für welche sich fast niemals genügende Gründe auffinden lassen, und die mit Recht ganz abgekommen ist. Sagte doch schon Friedrich II.: il me semble qu'il y a de l'abus à répéter quatre fois la même chose.

3) Die jetzige Methode des Klavierspielens ist das volle Gegenstück des Bach'schen Verfahrens: lange Finger, hochgehobene, viel bewegte Hände, abwechselnd Säuseln und Dreinschlagen u. s. w. Forkel legte mir einen Schlüssel auf die Hand und schalt, wenn er beim Spielen herunterfiel. Halten Sie (sagte er) die Hand nicht ruhig und die Finger nicht krumm, so werden Sie (eine Hauptsache) niemals vielstimmig spielen lernen.

4) Ich habe oft gehört und gelesen: „Bach sei ein protestantischer Tonsetzer". Ohne Zweifel war er persönlich diesem Bekenntnisse zugethan und veranlaßt zu berücksichtigen Feste, Zeitbestimmungen, gottesdienstliche Formen, Liturgien u. s. w. Diese Verhältnisse waren oft fördernd und gaben ihm Gelegenheit und Stoff zu denkwürdigen Schöpfungen, wurden aber auch nicht selten störend, vom Präludium auf der Orgel bis zu Mißverständnissen und Zurechtweisungen, womit die vornehmer hingestellten Geistlichen dem geringeren Kantor das Leben verbitterten.

Ja, selbst Männer außerhalb dieses amtlichen Kreises haben als angeblich tiefsinnigere Protestanten, verkehrten Tadel über Bach ausgesprochen, z. B. er sei zu theatralisch. Wo ist denn aber außerhalb der Werke Bachs (und Händels) protestantische Musik ächteren und höheren Werthes? Oder sollen wir zu Palästrina zurückkehren, der doch ein Katholik war und eine, ohne Zweifel niedrigere Kunstentwickelung zeigt? Sollen wir uns mit dem unvollkommenen Choralgesange begnügen, oder (puritanisch weiter krittelnd) alle, selbst die einfachste Musik verwerfen?

Also wäre es ein Irrthum, daß Bach in der unübertroffenen und unübertrefflichen Matthäi-Passion, die Gläubigen den Ungläubigen gegenüberstellt und jede Person eigenthümlich sprechen läßt? Es wäre besser gewesen, Alles episch erzählend vorüberzuführen? Mit Recht sagt H. Bitter: der Werth dieses Kunstwerks erster Größe und heiliger Erhabenheit, kann durch Pedanterie und dogmatischen Rigorismus nicht verringert werden.

Die kurze aber volle Wahrheit ist: daß Bach kein konfessioneller, beschränkter Komponist war, daß er sich darüber hinaus erhob und deshalb eine, keiner weiteren Erklärung bedürftige, in ihrer Vollkommenheit alle ähnlichen Werke übertreffende Messe schrieb. Sein christlicher Standpunkt ist erhaben über alle dogmatischen Zänkereien, heiliger als die hervorgehobenen, in Wahrheit untergeordneten Gegensätze. Katholiken wie Protestanten können und sollen sich diese erhabenen Schöpfungen aneignen und dankbar anerkennen, die Kunst biete ihnen hier den beseligenden, ächt christlichen Frieden, welchen die streitenden Theologen noch nicht fanden und leider oft verschmähen.

Raumers Ansprache bei Rankes Jubelfest, 21. März 1867.

Als ich in den Zeitungen die Ankündigung des heutigen Festes las, wodurch die Freunde und Verehrer unseres Jubilars zur Theilnahme aufgefordert wurden, hegte ich keinen Zweifel daß jene Aufforderung auch mir gelte, ja, ich in angenehmer Weise verpflichtet sei, zu erscheinen. Jedoch nur dringende Aufforderungen konnten mich bewegen, auf sehr wenige Augenblicke das Wort zu ergreifen.

Die sehr großen Verdienste unseres Ranke sind heute bereits umständlich, wahrhaft, beredt, begeistert, in Wort, Schrift, Druck, Zeichnung an den Tag gelegt worden, so daß jede Wiederholung überflüssig ist und dürftig und abgeschwächt ausfallen müßte. Doch ist etwas vielleicht nicht erwähnt worden, das ich hervorheben darf: daß wir beide seit einer langen Reihe von Jahren friedlich und freundlich miteinander lebten und wirkten. Eine beglückende Einigkeit, wie sie nicht immer unter Universitätskollegen desselben Faches stattfindet.

Endlich ergiebt sich eine Hauptsache erst in dieser Stunde, erst in dieser Gesellschaft: nämlich mit welcher Liebenswürdigkeit, Hingebung und Geschicklichkeit, der Meister seine kostbare Zeit und fruchtbringende Kraft seinen Schülern gewidmet hat, von welcher eifrigen Dankbarkeit diese erfüllt sind und sie ihm aus der Nähe und Ferne freudig darbringen. Zu diesen Schülern darf auch ich mich rechnen; denn ob ich gleich bei unserem verehrten Jubilar keine Vorlesungen hörte, habe ich doch viel von ihm gelernt.

Thue ich Unrecht, wenn ich nach allem Lobe daran erinnere, daß unserem Freunde (so viel er auch bezweckt und erreicht hat) noch ein fernes Ziel vorliegt, welches er erst nach langen Anstrengungen erreichen kann. Hoffentlich wird es die verehrte Gesellschaft nicht für hochmüthige Eitelkeit und leere Selbsttäuschung halten, wenn ich behaupte, daß ich

in einer Hinsicht unserem Jubilar weit vorangehe, daß ich ihm rathe, nur nachzufolgen.

Erst nach 15 Jahren ist seine Lebensdauer der meinigen gleich. Wir vereinigen uns gewiß Alle in dem herzlichen Wunsche, daß er zunächst diese 15, und dann noch mehrere Jahre in trefflicher Gesundheit und heilsamer Thätigkeit erleben möge. Verwandte, Freunde, Schüler, Kollegen, ja alle für die Wissenschaft durch unseren Meister gestimmten und gewonnenen Personen, bringen ihm ein dreifaches Lebehoch!

Frau v. Strantz an Kanmer.

Ein dumpf Gerücht geht durch die Gassen,
Der Meister will die Schüler lassen
Will fürder nicht mehr im Verein
Empfangen sie in Alios Hain.
Noch sträub' ich mich daran zu glauben,
Du könnest uns die Nahrung rauben
Die wir aus Deinem Geist empfingen,
Uns zu erleuchten, zu durchdringen,
Daß wir in der Geschichte Walten
Ein logisch Bild des Alls erhalten.
Des großen Alls vom Kampf bewegt,
Darin der Mensch die Glieder regt,
Und endlich aus des Chaos Nacht,
Aus Fesseln frei der Geist erwacht.
Mit wie viel Weisheit, wie viel Milde
Gabst Du uns jene Weltgebilde,
Und führtest auf gebahnten Wegen
Dem Licht der Wahrheit uns entgegen;
Dem milden Urtheil weiser Lehre,
Die tief erfaßt des Daseins Schwere,
Die Rechnung trägt dem Geist der Zeit
Sich an Humanität erfreut.
Du gabst Dein Buch uns wohl mit Andern
Doch ohne Dich will Keiner wandern,
Und Alle woll'n durch meinen Mund,
Dich bitten hier zur guten Stund',
Regime fürder neu den Lauf,
Und nimm die Schüler wieder auf.
Da mich ein Hexenschuß gelähmt
(Ich sage Dir es ganz beschämt)

Daß solch' Gesindel mich gefangen,
Dem ich doch niemals angehangen,
So konnt' ich nicht gleich zu Dir springen
Kann nur per Dinte zu Dir dringen.
Erwöge nun, entschließ Dich schnell,
Mach' uns den Himmel wieder hell,
Laß noch speziell von mir Dich grüßen,
Und somit die Mission beschließen.

Den 26. Oktober 1865.

Friederike Rothstein geb. Meinert an Raumer.

Du führest eine große Schaar von Frauen
Im Dichterwalde rasch von Stell' zu Stelle,
Wo es zu dunkel, machest Du es helle,
Bis sie den Gipfel des Parnasses schauen.
Ein Ahnen faßt sie und ein süßes Grauen,
Sie laben schüchtern Hippokrenes Quelle,
Sie netzen ihren Mund mit heil'ger Welle,
Bis sie des Himmels Aether klar durchschauen.
Es dränget sie mit mächtigen Gewalten
Zu danken Dir aus innerstem Gemüthe
Für diese Freundlichkeit und große Güte.
Sie werden diese Lehren fest behalten
Bis sie die Dichter selber weiter bilden
Beim Wiedersehn in jenen Glanzgefilden!

Den 24. Dezember 1862.

Gedankenspäne.

(1868–1869.)

I. Die Erde.

Gewiß war die Erde nicht immer in ihrem jetzigen Zustande. Haben aber die Geologen Recht, welche eine stets gleichartige, allmähliche, ich möchte sagen gesunde Entwickelung der Erdgeschichte annehmen; oder sind gewaltsame Krisen wahrscheinlicher, worauf schon feuerspeiende Berge, Erdbeben u. dgl. hindeuten. Gewiß haben die Perioden ihrer Geschichte eine so außerordentlich große Länge, daß die biblische Chronologie davor verschwindet. Wenn es also eine Jugend der Erde gab, und wir uns gern überreden sie habe jetzt ihre schönste Zeit, so läßt sich doch nicht erweisen, sie könne nie veralten. Ueber eine jugendliche Wiedergeburt, läßt sich epikurisch, steisch, theologisch viel träumen.

Selbst ein so großer Sachverständiger wie Herr Lyell spricht (Alter des Menschengeschlechts 99): „von der außerordentlichen Unvollkommenheit der Erdgeschichte."

In der Form bescheidener Fragen, erlaube ich mir folgende Bemerkungen:

a) Herr Lyell erwähnt (S. 11) „eines von Westen nach Europa kommenden erobernden Volkes, das die Bronze kannte." Ist etwa Osten, statt Westen zu lesen, und welches Volk wäre dann gemeint?

b) Es heißt (S. 24): „Der Nil setzt in einem Jahrhundert etwa 2½ Zoll Schlamm ab. Ein sieben Fuß tief darin gefundener Backstein, würde also ein Alter von 30,000 Jahren haben." Kann denn aber

ein spezifisch schwerer Gegenstand nicht in kurzer Frist durch weichen Schlamm und Morast bis zu einem festen Grunde hindurchsinken?

c) War die ganze Erde einst gasförmig, oder Wasser, oder doch flüssig; wie konnte da (bei stets gleicher Umdrehung, Rotirung) das heutige feste Land entstehen, und nicht eine gleichartige Mischung, ein Brei; — den man im Jupiter vermuthet hat. Vielmehr lagen also in dem scheinbar ganz gleichartigen Gas, oder Wasser, schon die Keime alles Verschiedenen, Individuellen verborgen.

Wenn die große Hitze des Innern der Erde, bisweilen bis zur Oberfläche hinaufsteigt, so fragt sich: kann nicht umgekehrt das Wasser durch irgend welche Oeffnungen zum heißen Mittleren hinabstürzen, sich in Dampf verwandeln und große Umwälzungen veranlassen?

Dringt die atmosphärische Luft bis in den Mittelpunkt der Erde? Wird daselbst Sauerstoff verbraucht, zur Erhöhung der Glut? Wie wird er ersetzt und wo bleibt der Stickstoff? Wenn durch irgendwelche Gründe, die Quantität des Wassers sehr vermehrt, oder vermindert würde, so müßte das Gleichgewicht des beweglichen, flüssigen Elements sich auf der ganzen Erde herstellen. Für feste Massen können dagegen örtliche Veränderungen eintreten, die weder ganz allgemeine Gründe haben, noch ganz allgemeine Wirkungen zeigen. Die Pyrenäen konnten sich von Osten nach Westen erheben, ohne Zusammenhang mit dem, von Norden nach Süden hingestreckten Ural.

Alle Bemühungen, von Büffon und Gatterer, bis Humboldt, ein allgemeines, gleichartiges Gesetz für die Richtung der Gebirge aufzustellen, sind mißglückt. Die Drehung der Erde um ihre Achse, kann wenigstens nicht der Grund so verschiedener Richtungen sein.

Tyndal sagt (Wärme X.): „Jeder Fortschritt in der geistigen Erziehung, ist die Wirkung einer oder mehrerer wissenschaftlichen Entdeckungen." — Wie verhalten sich die vier Fakultäten zu dieser, durch viele Beweise gekräftigten Wahrheit? Die medizinische und philosophische werden dankbar beistimmen; die juridische nicht leugnen, daß viele ihrer Lehren und Gesetze umgestaltet und ganz neu gebildet sind. Kann nun die theologische Fakultät allein unbeweglich bleiben, und die edelste Triebkraft in einen bloßen Hemmschuh verwandeln wollen, seitdem die ganze Schöpfung (selbst die Fixsterne) die Lehre von der Schwere, der Anziehung, der Bewegung, der Wärme, dem Lichte u. s. w. angenommen und bestätigt haben.

Nach der physikalisch materiellen Theorie, ist die Wärme eine Art Stoff, der sich im Ganzen nicht vermindert, oder vermehrt, jedoch unter den Gegenständen (nach Maßgabe ihrer Fähigkeit zur Aufnahme

deſſelben, Kapazität) ſehr ungleich vertheilt. — Ueberſetze ich dies ins Pſychologiſche (oder metaphyſiſche) des Averroes, ſo giebt es eine allgemeine, der Quantität nach unveränderliche Seelenkraft der Menſchheit, welche aber unter die Einzelnen verſchieden ausgetheilt wird, und nach dem Tode derſelben (weil ſie ſelbſt unſterblich iſt) auf andere Perſonen übergeht.

Die dynamiſche Theorie leugnet einen beſondern, objektiven Stoff der Wärme, und behauptet ſie entſtehe aus Bewegung. Ins Pſychologiſche überſetzt, würde dies heißen: Denken iſt gleich Wärme, Handeln gleich Bewegung; Denken erzeugt Thaten, und Thaten führen zu Gedanken. Die geiſtige Wärme (Arbeit), ſteigt und ſinkt in Einzelnen und in ganzen Völkern; und wenn ſich durch dieſe dynamiſche Anſicht in der Phyſik ein höheres Leben offenbart, dann noch weit mehr in der Seelenlehre. Die geiſtigen Aequivalente von Wärme und Bewegung, von Denken und Handeln, ſind ununterbrochen erzeugend und ſich untereinander ausgleichend. Wie in der Phyſik giebt die verſtärkte und beſchleunigte Thätigkeit raſch ein unerwartet großes, geniales Reſultat.

Von der Sonne aus verbreitet ſich Wärme und Licht über unermeßliche Räume. Durch dieſe großmüthige Vergebung (ſagte Newton) muß ſich ihr Beſitzſtand verändern, — wie auch dafür ein Erſatz beigeſchafft werde. Die Sonne (ſagt das jetzt allgemein angenommene Syſtem) giebt dazu nichts her, ſondern veranlaßt nur die Schwingungen des Aethers. Iſt aber eine ſolche Veranlaſſung (ohne alle Verausgabung) dem gewöhnlichen Menſchenverſtande begreiflich, und wird die neue Lehre von Kraft, Bewegung, Wärme (Mayer) nicht auch hier wiſſenſchaftlich einwirken, an Newtons frühere Anſichten erinnern, und zu weiteren Forſchungen Veranlaſſung geben?

Die ſo kühne, als gründliche und glückliche Naturforſchung, hat die bewunderungswürdigſten Geſetze und Ergebniſſe über den Bau und die Anordnung der unermeßlichen Schöpfung aufgefunden und erwieſen. Schwere und Anziehung herrſchen überall gleichmäßig; Licht, Elektricität und Magnetismus machen ſich geltend, ja das Daſein einzelner Gegenſtände (z. B. Metalle) iſt für mehrere Weltkörper dargethan. Keineswegs aber haben dieſe gleiche Bedeutung, gleiches Stimmrecht; ſondern ihre Anſprüche ſind nach Maſſe und Geſchwindigkeit aufs Genaueſte abgemeſſen, und wenn der Eine ſtörend ſeinen Kreis und ſeinen Einfluß ausdehnen will, wird er vom Anderen zum richtigen Mittleren hingewieſen. Welche Ordnung, Geſetzlichkeit, endloſe Wirkſamkeit unermeßlicher Kräfte! Wo iſt aber der herrſchende, Alles leitende Mittelpunkt?

Mädler hatte hierfür einen Centralkörper in Vorschlag gebracht, ihn aber großer Schwierigkeiten halber, wieder aufgegeben.

Wenn wir nun den materiellen Mittelpunkt nicht auffinden können, dürfen wir deshalb einen geistigen beseitigen, oder leugnen, und die Lehre von einem allmächtigen, einigen Gott aufgeben? Die vereinzelte materielle Welt hat es noch nicht einmal zum Bewußtsein gebracht, der menschliche Geist steht höher als alle Elemente.

Ueber den Durchschnitt des Menschlichen hinaufsteigend, schreibt man den Heiligen einen Einfluß zu auf die Gottheit und ihre Beschlüsse. Allein wenn alle ihre Vorschläge und Fürbitten bewilligt würden, so sind dies doch nur Bagatellsachen und von Einfluß auf die Weltregierung kann nicht die Rede sein.

Trotz unserer unüberwindlichen Unwissenheit, hält sich auch der kalte Verstand nicht fern vom Grübeln und Hypothesiren. Einzelne, ja ganze Völker und Religionssysteme haben indeß hier einen Hemmschuh angelegt. Sie sagen z. B.: man kann und darf Gott nicht abbilden. — Nimmt man, demgemäß, das Analogen menschlicher Gesichtszüge hinweg, so bleibt nur ein Fetisch übrig, oder ein unkünstlerischer Begriff. Wer gesehen hat, wie Michel Angelo, Gott Vater darstellt, die Nichter theilend, die Menschen schaffend, der weiß daß diese Werke den höchsten Lehren der Philosophie und Religion ebenbürtig sind.

Ich kann mir keine Weltregierung denken, oder erträumen, ohne Personen. Diese Mehrheit ist aber kein unzusammenhängender Polytheismus, sondern eine Beamtenwelt höherer Art, eine ächte Hierarchie und Theokratie. Die Dichtung spricht von einem Erdgeiste, warum nicht von lebendigen, lenkenden Geistern der Sonne und der Sterne? Vom Sonnengeiste sind abhängig die Planetengeister; das Geistige und Materielle fördert und durchdringt sich in lebendigster Weise, die angestellten Geschäftsführer und Regenten sind vorzugsweise Söhne Gottes; — und — ich breche ab, um nicht in noch größere maßlose Fantastereien zu verfallen!

II. Die Pflanzen.

Deuten die Blumen unserer gefrornen Fenster, und noch mehr alle Kristallisationen nicht hin auf ein geheimes Streben bis zum Lebendigen vorzudringen? Dies steigert sich von den Pflanzen, zu den verschiedenen Thierarten, endlich bis zu den, durch Verstand und Vernunft weit höher stehenden Menschen.

Getrennte Geschlechter der beweglichen Menschen und Thiere finden sich leicht zusammen; weit schwerer ist dies bei den unbeweglichen Pflanzen, und es entsteht die Gefahr des Aussterbens. Fühlt sich die vereinzelte Pflanze nicht unglücklich?

In der That bleibt es schwieriger die Wanderung vieler Pflanzen nachzuweisen, als das Entstehen mehrerer Stammpflanzen anzunehmen.

Auffallend ist es, und eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß Pflanzensamen (Getreidekörner), die Jahrtausende in ägyptischen, trockenen Grabgewölben ruhten, sobald sie in fruchtbare, feuchte Erde gebracht wurden, ihre fröhliche Auferstehung feierten, sich fortpflanzten und vermehrten; während der Same jedes Thieres fast augenblicklich seine belebende Kraft verliert.

Linne's Pflanzensystem beruht auf einfachen, allgemein hindurchgehenden Kennzeichen, wie man dergleichen für die gesammte Thierwelt nicht aufstellen konnte. Doch ließ jene künstliche Eintheilung das Bedürfniß fühlen, natürliche zahlreiche Familien aufzustellen; welche aber allerdings nicht so scharf abgeschnitten und umgränzt sind, wie die bei Linne durch Zahlen bestimmten Klassen, Geschlechter und Arten.

Noch ist es nicht gelungen verwandte (viel weniger wesentlich verschiedene) Pflanzen, ineinander zu verwandeln (z. B. Getreidearten) und in den Urwäldern stehen, seit der Pflanzenschöpfung, die verschiedenartigsten Bäume gedrängt nebeneinander: nirgends aber zeigt sich Neigung, oder Versuch sich zu verwandeln und seine (man möchte sagen persönliche) Natur aufzugeben. Gewiß gilt dies, als fast allgemeine Regel, von den Thieren.

Allerdings kann man durch Abändern der Feuerungen und allerhand Ersatzmittel, den Gebrauch des Holzes vermindern. Doch ist hiemit den schrecklichen Folgen der Waldverwüstungen keineswegs abgeholfen. Zuvörderst leidet dadurch aufs Erheblichste, die höchst wichtige, chemische Wechselwirkung zwischen Menschen, Thieren und Pflanzen, im Verbrauch und Austausch von Sauerstoff und Kohlenstoff. Verschwinden die Pflanzen, so können Menschen und Thiere sich durchaus nicht so wohl befinden, denn früher, und das Herabsinken der schönsten Länder geht großentheils aus Pflanzen- und Waldmangel hervor.

Ganz neue Erfahrungen geben hiefür augenfällige Beweise; z. B. im Neapolitanischen, wo man die Bäume an vielen Bergesabhängen niederhieb, um das Land für Getreidebau zu benutzen. Aber Regen und Wind spielten in kurzer Zeit die dünne, fruchtbare Ackerkrume hinweg, und jetzt gewähren die kahlen Felsen einen trostigen Anblick. Aehnliches sieht man in Kleinasien und Sicilien, ja es zeigt sich schon

in Rußland und Nordamerika. Wollte die Schweiz ſich derlei Waldverwüſtungen wahnſinnig ergeben, ſo würden die ſchlimmſten Folgen nicht ausbleiben.

In der Regel heißt die Palme das höchſte, bewundernswertheſte Erzeugniß des Pflanzenreichs. Anderen erſcheint der kahle, zweigloſe, ungegliederte Palmenſtamm unvollkommen und ſie ſtellen (in Hinſicht auf Schönheit und innere Feſtigkeit) die edle Tanne, die mächtige, mannigfaltige Eiche, mindeſtens eben ſo hoch.

In Aegypten läßt man nur ſehr wenige, zur Befruchtung unentbehrliche, männliche Palmen aufkommen. Mithin ändern ſich in dieſen Regionen viele natürliche Verhältniſſe, durch menſchliche Einwirkung.

Niemand kann behaupten daß der unermeßliche Verbrauch von Kaffee, Thee, Taback u. dgl. zur Erhaltung des Menſchengeſchlechts durchaus nothwendig ſei; denn es hat ſich darohne Jahrtauſende lang ganz wohl befunden. Gewiß werden alle dieſe Dinge im Augenblicke ganz verbraucht (konſumirt), ohne weiteren dauernden Gewinn (wie ihn faſt nur die Erzeugniſſe des Mineralreichs gewähren); — und es zeigt ſich für Finanzwiſſenſchaft und Nationalreichthum allerdings eine wichtige Verſchiedenheit, ob man für 100,000 Thaler Taback verſchmaucht, oder 100,000 Thaler Eiſen auf Eiſenbahnen verwendet.

Wollte, oder konnte man den Verbrauch aller jener Gegenſtände, als unnützen Luxus abſtellen, ſo wäre doch die große Aufgabe, dafür einen Erſatz zu ſchaffen; — denn ſchwerlich würden ſich die Menſchen mit Waſſertrinken begnügen. Honig kann den Zucker nicht erſetzen, und wollte man Bier ſtatt Kaffee und Thee trinken, ſo gehörte dazu eine ſo große Erweiterung des Anbaues, etwa von Weizen, Gerſte und Hopfen, daß ſie den Landbau weſentlich umgeſtalten und den Ertrag des Brotkorns ſehr vermindern müßte. So wird alſo die konſumirende Welt fortrinken und fortrauchen, unbekümmert um alle ſtaatswirthſchaftliche Betrachtungen, ſittliche oder mediziniſche Rügen.

III. Die Thiere.

Die Sinneswerkzeuge der edelſten Thiere ſtehen denen des Menſchen nicht nach, und in Folge der erhaltenen Eindrücke finden ſich bei jenen Erſcheinungen, die wir Gedanken, die wir ſeeliſch nennen müſſen. Worauf beruht nun dennoch die große, bleibende Verſchiedenheit zwiſchen Menſchen und Thieren? Würden Thierſeelen, in die menſchliche Organiſation verſetzt, ſogleich zu allen Leiſtungen der menſchlichen Seelen befähigt ſein, oder dahinter zurückbleiben? Würden menſchliche Seelen

in Thiere verpflanzt, ihre Kräfte ganz einbüßen? Könnten die Thiere (oder einige Thiere) bei etwas veränderter Organisation nicht sprechen, da man ihnen doch Gedanken nicht absprechen kann? Sind die Thierseelen schlechthin sterblich, die menschlichen dagegen (mit, oder ohne Leib) unsterblich? Auf diese, und viele ähnliche Fragen, giebt es keine vollkommen genügende Antworten.

Ob in der kurzen Zeit wissenschaftlicher Beobachtung ganz neue Pflanzen, oder Thiere entstanden sind, ist eine schwierige, nur durch bestimmte und genaue Erfahrungen zu beantwortende Frage: — wogegen die ayrieristische Behauptung, die schöpferische Kraft sei so abgeschwächt, oder gar vernichtet, daß sie es nicht könne, — rein aus der Luft gegriffen, unbewiesen und unbeweisbar ist.

Es ist eine anziehende Frage: haben die gezähmten, die Hausthiere durch ihr Verhältniß zum Menschen lediglich gewonnen, oder auch verloren? Im wilden Zustande hält sich die Zahl der Geschlechter meist gleich (Monogamie): der Mensch erzieht und pflegt aber die weiblichen Thiere, ihres eigenthümlichen Nutzens halber, oft in weit größerer Zahl (Polygamie), während er die männlichen tödtet, oder verstümmelt.

Im Widerspruch gegen Burmeister (1, 327) behaupte ich: daß Wolf, Fuchs und Schakal niedriger stehen als der Hund, welcher die Fähigkeit, ja die Neigung besitzt, für eine höhere Bildung erzogen zu werden.

Man sagt: „ein fast unsichtbares Infusionsthierchen kann in vier Tagen zwei Kubikfuß Polirschiefer bilden (Humboldt, Ansichten 2, 7)." — Da jene Thiere den Stoff aber keineswegs aus Nichts erschaffen, sondern äußerlich irgend woher nehmen müssen, so verändert sich dadurch die Quantität der Erde nicht im Geringsten.

IV. Der Mensch.

Ich zweifele daß sich jemals alle Stimmen darüber einigen werden, ob die Menschen von einem, oder mehreren Adams abstammen. Gewiß können im ersten Falle, die großen Verschiedenheiten nur in sehr langer Zeit hervorgetrieben sein. Und selbst jetzt zeigen sich die erheblichsten, angeborenen Unterschiede. So erzählt der Prinz von Neuwied (Reise 1, 78): ein Indianer hatte mehrere Jahre mit Eifer und Erfolg einer Gemeine als Geistlicher vorgestanden. Da vermißte man ihn plötzlich, und fand, er hatte seinen Ornat weggeworfen, war nackt in die Wälder zu seinen Brüdern gelaufen und hatte mehrere Weiber genommen. — Bilt

hier: Naturam expellas furca, tamen usque recurret; — oder umgekehrt: eine Ausnahme stößt die Regel nicht um.

Der Umstand, daß alle Menschenstämme sich untereinander fortpflanzen können, erweiset noch nicht daß sie von einem Adam abstammen müssen.

Niemand kann Moses darüber einen Vorwurf machen, daß er nicht die ganze Erde kannte.

Neben so unzähligen Pflanzen und Thieren giebt es angeblich nur eine Menschenart, umkräuselt von einigen unerklärten Varietäten. Väter und Mütter aller Mulatten, Mestizen u. s. w. sind sehr verschieden, und hatten selten einen ehelichen Bund geschlossen. Gleichwie also den Aeltern die Wohlthaten eines wahren Familienlebens fehlten, so noch mehr den Kindern: und hieraus erklären sich großentheils die erheblichen Mängel, welche man fast allgemein an allen Mischlingen rügt.

Gardner führt als Einwohner eines Theils von Brasilien (in runden Summen) auf: Weiße 22, freie Mulatten 32, Sklavenmulatten 4, freie Schwarze 4, schwarze Sklaven 10, geborene Indianer 2 Tausend. — Kann aus solcher Mischung ein einiges Volk, ein gesunder Staat hervorgehen?

Nirgends sind die Hauptstämme der Menschen in so mannigfachen Verkehr getreten, als in den westlichen Theilen Nordamerikas: die Weißen, die Schwarzen, die Rothen, die Gelben. Es ist nicht unwahrscheinlich daß diese Hauptstämme (wie bisher, so auch künftig) in Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft, Lebensweise u. s. w. verschieden und getrennt bleiben werden.

Staaten und Völkern scheint von Natur eine gewisse Dauer zugemessen zu sein, über welche hinaus sie ihr Leben, trotz alles Bestrebens nicht verlängern können. Ebenso scheint der Untergang, das Aussterben gewisser Menschenstämme unvermeidlich zu sein.

Es fragt sich: was hat auf die Entwickelung der Menschheit den größten Einfluß gehabt, den raummäßigsten, dauerhaftesten, heilsamsten? Zunächst glaubt man daß Eroberer räumlich am weitesten eingreifen; — lassen wir aber auch diejenigen zur Seite, welche nur zerstörten (wie Dschingischan, Timur, Nadir), so fehlt selbst den Schöpfungen Alexanders, Cäsars, Karls des Großen, Bonapartes die Dauer, mithin auch die größere Heilsamkeit.

Meister in Wissenschaft und Kunst mögen auf weniger Menschen Einfluß haben, aber er ist dauerhafter und heilsamer: man vergleiche Alexander und Aristoteles.

Stelle ich endlich die materiellen Wirkungen in den Vordergrund, so erſcheinen manche als die allgemeinſten, dauerhafteſten, heilſamſten: obwohl es ſich als eine Art von geiſtigem Bankerott bezeichnen läßt, wenn man den Nutzen der Verbreitung von Kartoffeln, und den Werth einer philoſophiſchen Schule miteinander vergleicht!

V. Zur Länder- und Völkerkunde.

Die äußere, dreieckige Geſtalt Afrikas und Südamerikas iſt faſt dieſelbe; andererſeits aber zeigen ſich große Verſchiedenheiten, welche für die Zukunft beider Welttheile eine ungleiche Entwickelung vermuthen laſſen.

Nach der wohl richtigeren Anſicht ſteht Amerika weit voran: ſeine Ströme ſind größer, waſſerreicher, ſchiffbarer, ſein Boden iſt fruchtbarer, ſein Klima geſunder (jedoch mit Ausnahme von Guiana und Patagonien), ſeine Städte zahlreicher und bevölkerter, die von rohen Stämmen drohenden Gefahren geringer, alle Verbindungen leichter. Man vergleiche (trotz ihrer Schwierigkeiten) eine Reiſe von Buenos-ayres nach Mendoza, mit einer von Guinea nach Abeſſinien.

Ohne Zweifel haben alle Europäer die Ureinwohner Amerikas grauſam behandelt, und aus ihrem angeſtammten Eigenthume willkürlich und rückſichtslos vertrieben. Kann man aber von Beſitz und Eigenthum in vollem rechtlichen Sinne ſprechen, wenn auf einer Quadratmeile nur ein nomadiſirender Menſch wohnte (Bancroft I. 157)?

Die mangelhaften, ja zum Theil verdammlichen geſelligen Verhältniſſe der alten Mexikaner und Peruaner liegen zu Tage. Seltener wird indeß hervorgehoben, daß durch ſpaniſche Barbarei die große Eigenthümlichkeit zweier wichtigen Menſchenſtämme vernichtet ward, welche bei humaner Pflege die Mannigfaltigkeit der Weltgeſchichte erhöht hätten. Ob nach drei Jahrhunderten harten Druckes, die Ueberreſte jener Völker (bei wachſendem Einfluſſe) ſich preiswürdig benehmen und weiter entwickeln werden, bleibt noch zweifelhaft; gewiß iſt es keine naturgemäße, ungeſtörte Fortbildung der früheren Anlagen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine Breite, etwa ſo groß wie die Entfernung von Neapel bis Petersburg, und eine Länge von Dublin bis Aſtrakan. Der Wunſch, insbeſondere der nördlichen Landſchaften, dieſen großen (oder vielmehr unendlich vergrößerten) Bund, ungetheilt zu erhalten, war (ſchon um europäiſche Mißverhältniſſe und Leiden abzuhalten) ſehr natürlich und löblich, und er iſt durch einen faſt beiſpiellos ſchweren Krieg für jetzt in Erfüllung

gegangen. — Der Zweifel: ob so ungeheuer große Länder, sich von einem Mittelpunkte aus regieren lassen, wird durch die Bemerkung zurückgewiesen: nur wenige wichtige Geschäfte seien diesem vorbehalten, weil die meisten würden dagegen von den einzelnen Staaten erledigt.

Für die unermeßliche Entwickelungskraft der vereinigten Staaten von Nordamerika, gebe ich nur ein Beispiel. Im Jahre 1781 (meinem Geburtsjahre) ward im Staate Ohio das erste weiße Kind geboren, jetzt zählt man gegen 2½ Millionen. — Welche wunderbare Vermehrung der Seelen, welche Vergeistigung zu höherem Dasein, welch eine (bloßen Materialismus überragende) neue gedankenreiche Welt!

Da es bekannt war, mit welcher Beharrlichkeit die amerikanischen Ansiedler im 17. Jahrhundert ihre alten Rechte vertheidigten und neue (aus guten Gründen und mit Nachdruck) forderten; so ist es unbegreiflich wie englische Staatsmänner und das Parlament, die viel wichtiger gewordenen Amerikaner im 18. Jahrhundert in einer Weise behandeln konnten, die schon 150 Jahre früher durchaus mißglückte. Die in England herrschende Partei blickte nur rückwärts, beging unzählige Mißgriffe und hatte keinen Sinn für neue unausbleibliche Gestaltungen. Die Amerikaner wollten dagegen keineswegs alles geschichtlich und rechtlich Entstandene zur Seite werfen, sondern die Vergangenheit mit einer reich und nothwendig sich entwickelnden Zukunft verbinden.

Ohne den unübertroffenen, einzigen Washington wäre jedoch die nordamerikanische Revolution nicht in so großartiger, preiswürdiger Weise zu Stande gekommen, und ohne so ausgezeichnete Männer wie Adams und Jefferson, nie so trefflich weiter ausgebildet worden. Neuere Unfälle traten ein, zum Theil weil es an ähnlichen leitenden Männern fehlte.

Natürlich hat Unglück und Elend der letzten Kriegsjahre viel gerechte Klagen hervorgetrieben und es erscheint überflüssig, dieselben zu vermehren; doch will ich zu den gedruckten, zwei mir mündlich zugekommene hier mittheilen. Ein Bürger des Südstaates Mississippi erzählte: „Diebstahl, Mord und Anarchie haben so überhand genommen, daß ich nicht wage ohne Gewehr und einen großen Hund auszugehen. Die Behörden gewähren keine Hülfe, und vor Allen sind die Irländer ein Verderb für Amerika."

Ein Herr aus St. Louis berichtete: „Viele lebten in der irrigen Ueberzeugung, der Krieg mit dem Süden werde leicht und in kurzer Zeit vorübergehen. Allmählich steigerten sich die Leidenschaften bis zu einer durchaus verdammlichen Höhe und zerrissen selbst die Verhältnisse

der einzelnen Familien derzestalt, daß z. B. Bruder und Verwandte in beiden Heeren gegeneinander kämpften. Es fehlte an Männern erster Größe um die Massen zu beherrschen und die Leidenschaften zu bändigen. Deshalb kam man auch zu ganz ungerechten Gesetzen. Sie schlossen z. B. in Missouri jeden vom Wahlrechte aus, der irgend Theilnahme für den Süden an den Tag gelegt hatte, sie zwangen die Gold Darleihenden, Zahlungen in Papier anzunehmen, welches im Cours außerordentlich gesunken war.

S. Louis ist, trotz aller Kriegsleiden, ungemein angewachsen und wie in mehreren Städten Nordamerikas wohnen die Armen jetzt weit entfernt, außerhalb der Stadt. Dies ist möglich durch die äußerst zahlreichen und äußerst wohlfeilen Verbindungen des Landes und der Stadt, durch die Eisenbahnen.

Alles zu Allem gerechnet, werden die inneren Staaten des Mississippithales an Bevölkerung, Macht und Reichthum sehr zunehmen, und entscheidender als bisher auf die öffentlichen Angelegenheiten einwirken."

Gewiß bessern sich allmählich (und schneller wie in Mexiko und Südamerika) die oben gerügten Verhältnisse; noch ist man aber nicht am Ziele, ja die früheren Gegensätze treten in verschiedenen Beziehungen jetzt schärfer heraus, als vor den neuesten sozialen und politischen Veränderungen.

Aus Afrika sind immer mehr männliche, als weibliche Sklaven eingeführt worden. Sie konnten sich also nicht so schnell vermehren wie jetzt, wo die Zahl beider Geschlechter fast gleich steht, und die eheliche und außereheliche Fortpflanzung ungehindert und sehr stark vor sich geht.

Die, früher aus Afrika, nach den vereinigten Staaten von Nordamerika gebrachten Sklaven, waren aus verschiedenen Ländern und Staaten, redeten verschiedene Sprachen, waren ohne alle Gemeinschaft, elend und ohnmächtig. Die jetzigen Neger in den Vereinigten Staaten sind daselbst geboren, reden dieselbe Sprache und haben tausend Veranlassungen und Gelegenheiten sich kennen zu lernen und zu vereinen. Hiedurch ist nicht allein die frühere Ohnmacht verschwunden, sondern durch neue Gesetze selbst die Gefahr einer Uebermacht nicht unerheblich. Vermöge der menschlichen (humanen) Theorie, welche in Nordamerika die Oberhand gewonnen hat, ist die Sklaverei aufgehoben, es sind Neger und Weiße nicht bloß bürgerlich, sondern auch politisch gleichgestellt.

Eine theoretisch löbliche Hypothese, ist aber darum noch nicht eine bequeme praktische Wahrheit; jene von Natur sehr verschiedenen Bestandtheile sind dadurch keineswegs geistig und leiblich bereits ganz

gleichartig und einig geworden. Am wenigsten wenn geselliger Verkehr und Familienverwandtschaft, natürlicher, oder herkömmlicher Weise auch fernerhin ausbleiben.

Möge wahr sein was wir hören: daß die befreiten Neger sich im Ganzen verständig benehmen, und einsehen wie allein hiedurch bessere Verhältnisse dauernd möglich werden.

Möge auch der Norden es nie wieder versuchen seinen Sieg dem Süden gegenüber leidenschaftlich auszubeuten. Rechte Klugheit und edle Großmuth gehen hier Hand in Hand!

Ohne Zweifel wirkt die Natur der Tropenländer, auf die leibliche und geistige Beschaffenheit europäischer Ansiedler; daraus folgt aber keineswegs daß ihre wesentlich verschiedene Persönlichkeit bis zu afrikanischen, oder amerikanischen Wilden hinabsinken müsse.

In allen Beschreibungen der Tropenländer finden wir so maßlose Lobpreisungen des Klimas und der Natur, daß man sich fast schämen müßte gelassen in unseren so unbegünstigten Regionen fortzuleben. Doch kann jene Begeisterung die Kehrseite nicht verdecken: übermäßige Hitze, daraus entstehende böse Krankheiten, Monate lang täglich ungeheurer Regen, unerträgliches, ja gefährliches Ungeziefer u. s. w. — Zur Probe zwei ähnlich lautende Stellen aus Berghaus physikalischer Erdbeschreibung (III, 73, 74): „In der heißen Region entwickeln sich nur baumartige Stämme; die weicheren, zarteren Kräuter kommen nicht fort, und die Wiesendecke des Bodens, welche die Ebenen des nördlichen Europa schmückt, fehlt in einem Klima auf dem die größte Schwüle lastet. — Die trüben Gegenden der Paramas (zu Peru gehörig) geben ein trauriges Bild der Einsamkeit, und Einöden auf hohen Flächen, mit einer schaurigen Temperatur. — Sie sind allem Wechsel der Witterung fortwährend preisgegeben, die Sonne ist stets in Nebel gehüllt und giebt spärliche Wärme. Stürme wechseln mit Regengüssen und Hagelschauern, Fröste treten ein und der Boden wird mit kaltem Schneewasser durchzogen."

Ueberall wird gelehrt „je tiefer man in die Erde eindringt, desto mehr wächst die Wärme." Wie stimmt dies mit Kotzebue's Bericht (2, 1): „an der Oberfläche war die Temperatur des Wassers 24 Grad, in der Tiefe (bis auf 1080 Faden) nur 4 Grad."

Der Muth und die Ausdauer ist zu bewundern, mit welcher Nordpolfahrten unternommen werden, obwohl von einer brauchbaren Nordost- oder Nordwestdurchfahrt nicht mehr die Rede sein kann, und man nichts zu sehen bekommt als Schnee, eiskaltes Wasser und angefrornes Land. Wenigstens möchte ich noch andere Reisen vorschlagen,

z. B. von Samarkand durch Yassa, nach Kanton, oder Nanking: oder von Guinea nach Abessinien, von Tombuktu nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

In Italien war der Sturz alter Dynastien, nicht Folge eines von den Besiegten ungerecht und unverständig herbeigeführten Krieges (wie in Deutschland), sondern eines vorherrschenden nationalen Bedürfnisses.

Spanien. Der Sturz der Königin Isabella ward dadurch wesentlich erleichtert, daß sie nicht bloß große Regierungsfehler beging, sondern auch einen tadelnswerthen Lebenswandel führte. Doch ist ihr Sturz nur der Anfang einer Revolution. Das Verwickeltere, weit Schwierigere ist noch zu thun übrig, und kaum zu erwarten daß so viele und so verschiedene Personen, daß alle Theile des von Madrit nicht (wie Frankreich von Paris) beherrschten Reiches, über Mittel und Zweck lange werden einig bleiben. Nur große Persönlichkeiten (wie Heinrich IV., Wilhelm von Oranien, Washington) können so Getrenntes, Auseinanderfahrendes einigen und beherrschen.

Ich halte es für höchst unwahrscheinlich daß sich eine föderative, oder einheitliche Republik, auf die Dauer in Spanien erhalten könne. Aber eben so unwahrscheinlich ist es, daß ein mittelmäßiger, durch Verfassungsformen beschränkter, von einer neu sich erhebenden Camarilla ringsum eingeschlossener Monarch, nothwendige und wahrhaft heilsame Besserungen zu Stande bringe. Deshalb wäre es vielleicht am wünschenswerthesten, wenn die kühnen Republikaner zunächst obsiegten und ächte Reformen so weit durchsetzten, daß keine Reaktion die früheren, elenden Zustände herstellen könnte.

Gebe der Himmel daß, nach Jahrhunderten von bejammerns- und verdammenswerther Mißregierung der Habsburger und Bourbonen, die Spanier endlich das würdige Ziel erreichen, nach dem sie so oft vergeblich strebten.

Die Geschichte des germanischen Menschenstammes ist in vieler Hinsicht großartig und glänzend. Ja er erfreut sich auch dessen, was ich nicht Zufall nennen will, was man aber wohl Glück nennen darf. Hieher zähle ich die Gründung und Entwickelung der nordamerikanischen Freistaaten und die Herrschaft der Engländer in Indien. Andererseits aber fehlt es nicht an Schattenseiten und Unfällen. So erwähne ich vor Allem, die zeither unaustilgliche politische und theologische Uneinigkeit. Wie ganz anders sähe es ferner in der germanischen Welt aus, wenn die Kreuzzüge Friedrichs I. und II. nicht völlig miß-

lungen, wenn die Holländer in dem Besitze Brasiliens geblieben wären, und es Karl XII. nicht an allem politischen Verstande gefehlt hätte!

Unter allen Staatenvereinen die in der Weltgeschichte hervortreten (Griechenland, Schweiz, Niederlande, Nordamerika), ist keiner so willkürlich, fast lächerlich durcheinander geworfen als Thüringen. Dies Land, von einem wesentlich gleichen Stamme bewohnt, ist meist durch willkürliche, zufällige Theilungen in unzählige Länder und Zipfel zerschnitten. Wird eine Besserung von Innen kommen, oder durch fremden Einfluß dereinst aufgedrungen werden?

Der Adel von Galizien hat vor Kurzem Beschlüsse gefaßt, welche einer Abdankung des Kaisers von Oesterreich fast gleich zu achten. Jener vergaß daß er den Bauern gegenüber der minder mächtige ist, daß die Ruthenen ihm durchaus feindlich gesinnt sind. Der ungarische Adel hat sich immer gehütet mit seinen Hinterfassen in ein so gefährliches Verhältniß zu gerathen.

Aus der Geschichte Polens ergiebt sich:

1) Daß jedes Volk durch eine übermäßig abgeschwächte Regierungsgewalt zu Grunde geht.

2) Daß eine Erbmonarchie besser ist als eine Wahlmonarchie.

3) Daß eine Adelsaristokratie dem Königthume so gefährlich werden kann, als eine entfesselte Demokratie.

4) Daß ein alleinherrschender Adel, dessen Hauptzweck es ist seine Rechte zu erweitern und die aller übrigen Miteinwohner zu vernichten, sich selbst auf verdammliche Weise eine Grube gräbt, in Parteien zerfällt und Bürgerkriege herbeiführt.

5) Daß wesentlich verschiedener Elemente politische Gleichstellung, (z. B. überreiche und bettelarme Adliche) unnatürlich ist und auf die Dauer keine gute Folgen haben kann.

Die Eroberungen der Russen in Asien, geben der Reise des Herrn Vambery[1]) nach Bochara und Samarkand ein neues Interesse. Ich theile zuvörderst einige seiner merkwürdigen Aeußerungen mit. „Der Morgenländer begreift den Durst nach Kenntnissen nicht (13). Auferzogen in Lügen und Verrath, glaubt er das Gegentheil von dem, was man ihm sagt (35). Sitten, Gebräuche, Denkungsweise der Turkomannen sind durchaus verschieden von denen der Perser (60). Die Ulemas in Chiwa zogen die Türkei und Konstantinopel, allen Ländern und Städten der Welt vor (132). Bochara ist das Rom des Isla-

[1]) Ich muß mir versagen über die (zu spät in meine Hände kommenden) Skizzen des Herrn Vambery Bericht zu erstatten.

mismus, wie Mekka und Medina ihr Jerusalem sind (184). Gegen meine Erwartung fand ich unter afganischen Beamten die ärgste Barbarei (266). Herat liegt in einer fruchtbaren Gegend, ward aber schon oft erobert und geplündert. Es zeigt, wie alle Städte des Morgenlandes, alte und neue Ruinen (269). Ich entdeckte unter den Turkomannen keinen begierig des Herrschens, oder geneigt zu gehorchen (309). Nomaden können den russischen Waffen und ihrer Kriegszucht (Disziplin) nicht widerstehen (314). Von tausend Turkomannen kann einer lesen und schreiben (322). Zwischen den sunnitischen Turkomannen und den schiitischen Persern findet sich der ärgste Haß (326). Jene bilden den am meisten kriegerischen Stamm im mittleren Asien (327). Chiwa ist schlechter, als die geringste persische Stadt (329). Die drei großen Chanate (Chiwa, Bocchara, Khokand) leben fast immer in Feindschaft (430). Die Turkomannen halten es mit denen, die am Besten bezahlen (432)."

An diese sehr inhaltsreichen Sätze, ließen sich umständliche Betrachtungen anreihen; ich begnüge mich mit wenigen Bemerkungen.

1) Alle kriegerischen Unternehmungen werden in Asien wesentlich erschwert durch große Entfernungen, Wechsel der Temperatur, furchtbare Wüsten, Mangel an Lebens- und Transportmitteln u. s. w. Mithin muß man sehr überlegen, ob der Gewinn eines glücklichen Krieges, jemals die Ausgaben und Unfälle decke.

2) Der Muhamedanismus tritt im mittleren Asien noch sehr feindlich dem Christenthume entgegen. Doch würde große, wechselseitige Duldung den Gegensatz ermäßigen, und die heftigen Parteien der Sunniten und Schiiten, könnte man vielleicht ähnlicherweise benutzen, wie (zu beiderseitigem Verderben!) die Parteien unter den Christen.

3) Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Russen (wie man auch von ihnen denke) mehr Zucht und Ordnung, mehr Bildung und Gerechtigkeit bringen und üben werden, als bisher alle einheimischen Obrigkeiten.

4) Wo Europäer hinkommen herrschen sie mit Recht, und selbst in China würden die Missionare entscheidenden Einfluß behauptet haben, wenn sie ihr eigenes Werk nicht durch verkünstelte Lehren, ungebührliche Anmaßungen und Zänkereien immer wieder vernichtet hätten.

5) Wenn England und Rußland, das leider herkömmliche Verfahren auch künftig thörichter Weise beibehalten, so können sie sich allerdings gegenseitig zu Grunde richten. Eine genügende, unausweichbare Veranlassung, ist aber dazu gar nicht vorhanden. Wir wollen deshalb die Hoffnung auf löbliche, europäische Fortschritte in Asien nicht aufgeben.

VI. Sitten, Gebräuche, Anstand.

Die einfache gute Sitte wird durch das was man Anstand nennt oft verschönert, oder verkünstelt. Im letzten Fall findet man Alles anstößig, was nicht in Patentschnürstiefeln paßt. Besonders sind Frauen, Tugendjungen, sei es in gutem, oder einseitigem Unterrichte. Nach Ländern und Zeiten waren und bleiben die Ansichten jedoch äußerst verschieden über das, was der Anstand erfordere. Schon Nord- und Süddeutschland stimmen nicht überein, weit weniger England und Italien. In England z. B. hatte sich manche anständige Dame auch nur ihre Schuhspitze zu zeigen, während bei feierlichen Hoffesten eine außerordentliche Entblößung gewöhnlich, ja vorgeschrieben ist. In Florenz wohnten Damen ungestört einem naturhistorischen Vortrage bei, der sich über gewisse Dinge so verbreitete, daß ich (keineswegs ängstlicher Natur) doch ob der beispiellosen Kühnheit erschrak. Allzu ängstlich ist dagegen Schoedler, der in seiner Physiologie wichtige Theile des menschlichen Leibes ganz mit Stillschweigen übergeht. Allerdings mischt sich auch Eitelkeit öffener, oder geheimer ein, wenn Fragen entschieden werden sollen, was der Anstand erfordere.

Viel einfacher als die Lehre vom Anstande scheint die von der Keuschheit zu sein, und doch zeigen sich hier viel größere und wichtigere Schwierigkeiten. Zuvörderst der seit Jahrtausenden unvertilgliche, natürliche und sittliche Gegensatz der Monogamie und Polygamie, dessen Licht- und Schattenseiten ich hier nicht umständlich erörtern, sondern nur bemerken will daß allgemeine Vielweiberei, bei der gleichen Zahl der Geschlechter unmöglich ist, und der polygamische Hausstaat, dennoch in der Regel von den Weibern beherrscht wird.

Welche Tugenden und welche Laster, welche Freuden und Leiden würden hinwegfallen, wenn es keine Verschiedenheit der Geschlechter gäbe?!

Die Gegner der Vielweiberei unter den Mormonen werden allmählich das Uebergewicht erlangen. Zur Gegentheil bilden die Shaker, welche gar nicht heirathen (Tizon 2, 87), sondern wie Mönche und Nonnen leben, jedoch in einer viel engeren (gefährlichen?) Gemeinschaft. Sehr löblich ist ihr nach außen gerichtetes, nützliches Arbeiten, welchem der willkürlichste Aberglaube zur Seite steht. — So giebt es in Nordamerika eine Reihe von Abstufungen und Sekten, welche z. B. verlangen Gemeinschaft der Weiber, völlige Gleichstellung derselben und der Männer, Herrschaft der Weiber über die Männer, Abschaffung des Kinderkriegens um die Schönheit zu erhalten.

Das Gegenstück zu dem letztvorgeschlagenen Schönheitsmittel, ist das Gebrauchen, Mißbrauchen, Verbrauchen der Frauen zu bloß physischen Zwecken.

Wiederum ein Gegenstück zeigt die zu Zeiten modige, angekünstelte Sentimentalität, welche sich von der ächten, edlen leicht unterscheiden läßt.

In meiner Jugend galt schwächliche Sentimentalität für Beweis zarter Bildung. Sie sagte mir indeß nicht zu; vielmehr legte ich mich auf das Kritisiren und Idealisiren, und entwarf mit mehr willkürlicher Grübelei, als Erkenntniß, ein Musterbild von Vollkommenheit und geistiger Entwickelung der Frauen, wie es in der Welt nicht vorhanden war, und nicht vorhanden sein soll. Damals schrieb eine sehr kluge Tante unter meinen Studentenschattenriß: „ihm gefällt weder Weib noch Mann." Zwei Veranlassungen brachten mich zu richtigern Ansichten: die nähere Bekanntschaft mit verschiedenen Frauen und Mädchen, und ein ernster Beruf, der mich von fantastischem Schwebeln und Nebeln zu nützlicher Thätigkeit hinführte.

In einem langen, langen Leben lernte ich kennen Königinnen, Prinzessinnen und Hofdamen, Aebtissinnen und Nonnen, Frauen und Jungfrauen aller Art, bis hinab zu Näherinnen, Köchinnen und Hausmädchen. Die Folge solcher Bekanntschaften pflegt zu sein, daß verbrauchte Männer schon in mittleren Jahren gegen das weibliche Geschlecht ganz gleichgültig werden, es oft höhnisch verspotten, ja herabwürdigen. Ich bin zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen gekommen. Die abstrakten, wesenlosen Ideale, die Versuche unverständiger, gleichartiger Pädagogik verschwanden, ich lernte die erfreuliche und heilsame Mannigfaltigkeit weiblicher Naturen begreifen und schätzen, ich fand selbst bei unbedeutenden, vernachlässigten Frauenzimmern, unvertilgbare Elemente menschlichen Gefühls und Sehnsucht nach dem Besseren, bei Beglückteren, eine solche Reihe löblicher Bildungsstufen und edler Pflichterfüllung, ein solches Hineinfinden und Beherrschen der verschiedensten Aufgaben und Verhältnisse, Freuden und Leiden, daß auch die unausbleiblich sich zeigenden Schatten, das Licht nicht verdunkeln konnten, sondern nur den für Mann und Weib gleich passenden Zuruf: plus ultra, rechtfertigen.

Was heißt plus ultra? fragte eine Dame. Es heißt strebe vorwärts! Denn kein Mensch erreicht so viel, als er erreichen könnte und sollte.

Die jetzt nach allen Richtungen anwachsende Macht der Demokratie, hat das lange, anmaßliche Alleinreden Einzelner in Gesellschaften so ziemlich beseitigt. Dagegen fehlt es der jetzt herrschenden Demokratie so sehr

an aller Disziplin, daß die ächte Geselligkeit in Gefahr kommt zu Grunde zu gehen. Selbst wenn nur sechs Personen zusammen sind, werden drei verschiedene Gespräche neben und durcheinander geführt; ist aber die Gesellschaft zahlreicher, so entsteht ein so wirres Zwischern der Damen und ein lebhaftes Debattiren der Herren, daß man nichts versteht und das eigene Wort ungehört verhallt.

Daß bei diesen Verhältnissen ein durchgeführtes Gespräch über einen bestimmten Gegenstand, ein guter Austausch eigenthümlicher Gedanken ganz unmöglich bleibt, versteht sich von selbst; ja es offenbart sich nicht selten ein wahrer Haß gegen eine solche inhaltsreiche Geselligkeit. Deutsch heißt es am folgenden Tage: „wir haben uns sehr gut amüsirt." Der wahre Genuß für Geist und Bildung ist und bleibt aber gleich Null! Oder besser so!

Ein guter Theil der weiblichen Gespräche betrifft natürlich die Kleidung, aber vielmehr die Mode. Diese fordert unzählige Abwechslungen, kann und wird alle Schönheit mit Zweckmäßigkeit nicht als ein Natürliches und allein Würdiges anerkennen und an die Spitze stellen. Sie macht Kleines groß, Großes klein, Unbedeutendes wichtig, Wichtiges unbedeutend, und bewundert selbst das Häßlichste und Widernatürlichste.

Ein großer Hauptheil der geselligen Unterhaltungen betrifft die Tagesgeschichte, wo Zeitungen die Hauptrolle spielen. Ihre Zahl und ihr Einfluß hat gewaltig zugenommen, nicht so ihr Werth. Denn viele enthalten, neben wichtigen Thatsachen, eine große Masse von Unwahrheiten und Verläumdungen, welche leider bei Vielen Glauben finden die sich für scharfsinnig halten.

Früher berichtete nicht sich gedrucktes, sondern ein mündliches Verfahren. Als ich 17[98] 99 in Halle studirte, verkündete ein Ausrufer an jedem Morgen mit starker Stimme die wichtigsten Neuigkeiten. Sein Spruch begann jedesmal mit den Worten: „Es wird hiermit bekannt gemacht", wobei er das erste Wort Es (als ein ecce signum) so lange aushielt, als es der Athem verstattete. Kaum aber hörte man den ersten Laut, als die Studenten, aus allen Fenstern ihr entsetzenvolles Es fortissimo erschallen ließen; was den Ausrufer jedesmal so erzürnte, daß er die allerunanständigsten Reden ausstieß, welche die Studenten jedes mit ungetrübter Heiterkeit vernahmen.

Man sollte glauben die Erziehung und Bildung der Jugend sei eine so einfache und natürliche Aufgabe, daß darüber Verschiedenheiten der Ansichten unmöglich wären; und doch finden sich hier die größten Gegensätze. Während z. B. eine Partei die Pädagogik für

allmächtig hält, erklären andere Gesinnte sie für ganz ohnmächtig. Lange hat man (in England, auch in Frankreich) behauptet, daß der Familienvater allein entscheide, ob und wie er seine Kinder erziehen wolle, jeder Schulzwang sei eine unverständige und nicht zu duldende Tyrannei. Jetzt ändern sich die Ansichten und man überzeugt sich, daß der preußische Schulzwang bereits die schönsten Früchte getragen hat.

Wo die Kirche die ganze Schule beherrscht, werden konfessionale Einseitigkeiten, ja Tyrannien nicht ausbleiben.

Es ist nicht meines Amtes und hier nicht der Ort Vorschläge über die Verbesserung der Schulen auszusprechen, doch erlaube ich mir die Bemerkung, daß das Uebergewicht der, für deutsche Jünglinge sehr langen und langweiligen meist grammatisch-kritischen Auslegung der alten Schriftsteller, eine frühere völlige Vernachlässigung derselben zur Folge hat. Merkwürdig, daß ein englischer Sachverständiger, Herr Farrar, jene Unterrichtsmethode einer strengen Prüfung unterwirft (Proceedings of the royal institution, Vol. V, part IV, Nr. 48, p. 274) und dann sagt: „Nach dem Abgange von den Schulen und Gymnasien, nimmt Keiner je ein griechisches, oder lateinisches Buch in die Hand, und für solch dürftige und elende Ergebnisse, haben sie die glückliche Zeit der Aussaat für ein ganzes Leben hingeopfert!“

Da der Stoff der klassischen Philologie sich fast gar nicht mehrt und die Hauptaufgaben seit Jahrhunderten bearbeitet sind, so tritt die Gefahr nahe, daß auf abgelegene Kleinigkeiten ein zu großes Gewicht gelegt wird, und viele Lehrer sich bestreben ihre eigenen, mühsam erworbenen Kenntnisse den Schülern beizubringen, als sollten alle dereinst ganz ähnliche, bloß grammatische Oberlehrer werden.

Das wichtige, großartige Studium des Alterthums wird nie seinen Reiz verlieren; daß aber für die politische Geschichte von vier Welttheilen, auf einer Universität wie Berlin, auch nicht ein einziger Forscher und Lehrer (Prof. ordin.) angestellt ist, halte ich für einen großen Mangel.

VII. Einzelne Personen.

(Nach dem Alphabet.)

Franz Bacon. Jeder, wer Bacons Schriften liest, wird seine großen Verdienste anerkennen, zugleich aber schwerlich verkennen, daß er selbst diese Verdienste überschätzt, und ausgezeichnete Männer entweder gar nicht erwähnt, oder mit vieler Anmaßung über sie urtheilt. Doch sind mir folgende Stellen entgangen, welche Herr Bouchut (Histoire de la Medicine, S. 238) mittheilt. Er sagt: Personne

ne voudrait rectifier cet ignoble jugement de Bacon sur Galien: „Esprit etroit, vain, bavard, peste dont l'indignité ne vaut pas qu'on s'arrete sur son nom"; et qui ajoute: „Hippocrate demi sophiste à l'œil stupide devant l'expérience. Qui ne rirait quand Galien et Paracelse s'empressent de s'arbitrer sous l'autorité d'un pareil homme, comme à l'ombre d'un ane." (Temporis partus masculus).

Napoleon Bonaparte I. u. III., ihr Verhältniß zu Frankreich, Italien, Deutschland.

Von den gewaltsamen Eroberungen Napoleons I. war nichts übrig geblieben als das bittere Andenken an früheren Ruhm. Durch die Eroberung Algiers glaubte man, diesen (wenigstens zum Theil) herzustellen. Der Gedanke, in Amerika der germanischen Bestrebung gegenüber ein romanisches Reich zu gründen, war wichtig und bezweckte zugleich verdammlicher Anarchie ein Ende zu machen. Er ist völlig mißglückt, und schon deshalb sehr getadelt worden.

Napoleon I. hatte ganz Italien erst erobert, dann verloren; Napoleon III. gewann Savoyen und Nizza in scheinbar friedlicher Weise und die Hoffnung lag nahe: der vergrößerte König von Sardinien werde dankbar und von Frankreich abhängig bleiben. Indessen führte der, bei den Italienern seit vielen Jahren lebhaft herrschende Wunsch ihr Vaterland zu einigen (unterstützt durch die Schlechtigkeit der meisten bisherigen Regierungen) zu der kühnen Gründung eines Königreichs Italien, solchen Umfangs daß es unmöglich den Franzosen bequem sein konnte. Auch belegten sie Rom angeblich aus religiösen Gründen. Gewiß ist Anhänglichkeit und Dankbarkeit bereits bei den Italiern fast ganz geschwunden, und sie vermehren die französische Macht keineswegs in der erwarteten Weise. So mangelhaft auch viele ihrer Einrichtungen noch sind, so ungewiß die Zukunft: ein Reich solchen Umfangs, ein Volk so zahlreich und geistreich, beginnt sich auch nach der kürzesten Selbständigkeit, nicht wieder gutwillig und feige in drückende Abhängigkeit.

Und nun Deutschland. Den natürlichen Wunsch daß Preußen und Oesterreich einig miteinander wirken möchten, hat die irrige österreichische Politik vereitelt. Fünfzig Jahre lang ging Preußen allzugeduldig im Schlepptau, und der endlich durch Oesterreich erzwungene Bruch im Jahre 1866 eröffnet die Möglichkeit eines neuen Deutschlands. Napoleons III. Hoffnung, beide Mächte würden sich schwächen und ihm dann entscheidender Einfluß bleiben, ist getäuscht worden, und die Franzosen fühlen dunkler, oder deutlicher, daß durch ein neues Italien und ein neues Deutschland, ihre immerdar beanspruchte entscheidende Ueber-

macht keineswegs zugenommen hat. Daher das (sonst völlig unbegründete) Kriegsgeschrei, und die selbstgefällige Ueberzeugung zweifellosen Obsiegens; — nämlich bei der Voraussetzung, Italien und Deutschland würden ihr Recht und ihre Pflicht weder erkennen, noch erfüllen. Daß Preußen keinen Krieg will, wissen selbst die, welche das Gegentheil behaupten. Daß aus den höchsten kulturgeschichtlichen und weltgeschichtlichen Gründen, Frankreich und Deutschland (beide gleich vollgewichtig und unabhängig) befreundet und einig sein können und sollten, werden alle Leidenschaftslosen und Einsichtigen gern zugeben, aber nur sehr selten gewinnen diese einen entscheidenden Einfluß über die zahlreichen und mächtigen Gegner.

Botta. Gewiß kann man Joseph II. (und selbst Leopold II.) manche Mißgriffe nachweisen; erfreulich ist es aber andererseits, auch Stimmen zu vernehmen, welche die Lichtseiten ihrer Bestrebungen hervorheben; so z. B. selbst die eines beredten Italieners, Botta (I, S. 13).

Bouchut. Fast nur die theoretischen Mathematiker sind bei methodischer Behandlung ihrer Wissenschaften ganz frei von nationalen Einwirkungen; nicht so die Theologen, Philosophen, Aerzte. Um so lehrreicher ist es, sich von der Gestaltung dieser Wissenschaften bei fremden Völkern zu unterrichten.

Daß dies Seitens der Franzosen jetzt nicht geschehe, ist irrig; mögen wir nur nicht hinter ihnen zurückbleiben. Für mich hat es ein ganz besonderes Interesse, mich in die abweichenden Betrachtungen und Darstellungen der philosophirenden und naturforschenden Franzosen hineinzudenken. Auch aus Bouchuts Geschichte der Medizin habe ich mancherlei gelernt, erschrak aber als ich folgende Stelle fand (S. VI.): „L'empirisme est l'abdication de l'esprit, et l'avilissement de la raison, et l'éclecticisme détruit tous les systèmes sans pouvoir rien édifier." — Dies läßt sich ohne willkürliche gewaltsame Deutungen nicht rechtfertigen, und die hervortretenden Schwierigkeiten würden dem Verfasser in einem davon zu handelnden zweiten Bande offenbar geworden sein.

Gewiß weicht Bouchuts Behandlung, von der deutschen Sprengels, Häsers, Heckers, Hirschels, Wunderlichs bedeutend ab; man kann aber seinen Standpunkt, seine Anordnung nicht kurzweg verdammen. Sie gründet sich auf große, objektive Abschnitte und stellt deren Inhalt dar, getrennt von allen anderen Erscheinungen oder Richtungen und zusammenhangend seit der ältesten, bis zur neuesten Zeit. So handelt der erste Abschnitt vom medizinischen Mysticismus, oder der théurgie médicale; wo alle vorübergeführt werden, ägyptische Priester, Chaldäer, Aske-

piaden, Dämonen, Besessene, Hexen, Teufelsaustreiber, Exorzisten, Astrologen, Wunderthäter, Magnetiseure, Traumdeuter, Homöopathen, Psychographen, bis zum Tischrücken.

Dies Absondern des Fremdartigen, dies enge Nebeneinanderstellen des Verwandten, macht einen eigenthümlichen, belehrenden Eindruck.

Der zweite Haupttheil von Bouchuts Geschichte der Medizin handelt vom Naturisme médical. Es ist schwierig dies Wort zweckmäßig zu übersetzen. Allerdings sieht man sogleich, daß der Verfasser feste Naturgesetze und eine bedeutende Naturheilkraft annimmt; letztere jedoch nicht von so überwiegender Macht, daß die Hülfe der Kunst entbehrlich würde. Sehr erhebliche Verwandlungen treten jedoch ein, da Bouchut als Meister innerhalb derselben nennt (183): Hippokrates, Athenäus, Galen, Oribasius, Aetius, Alexander von Tralles, Paul von Aegina, Rhazes und die Araber, Paracelsus, von Helmont, Stahl, Fernel, Grimaud, Borden, Barthez und alle (S. 94): qui ont vu dans le vitalisme le base importante de la plus vraie doctrine médicale.

So wären wir hiemit wieder bei der Lehre von der Lebenskraft angelangt, welche Viele ganz verwerfen, weil sie keine genügende, inhaltsreiche Offenbarung darbiete, — was sie allerdings in keiner Weise vermag. Jenes Wort bezeichnet (wie gesagt) vielmehr, zweckmäßig und bedeutsam, ein Räthsel, dessen erfreulicher Lösung sich die wissenschaftliche Forschung immer mehr nähern wird.

Das Leben, und die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens, ist noch nicht genügend erklärt und aufgeklärt, durch Mikroskop, Retorte, Magnet, Elektrisirmaschine und voltaische Säule.

Büssi Rabutins Histoire amoureuse des Gaules (um 1660 geschrieben) fällt mir erst jetzt in die Hände. Ich bin erstaunt nicht bloß über die grenzenlose Liederlichkeit, sondern auch über die gleichzeitige Geschmacklosigkeit, und die kaltblütige Uebertretung aller sittlichen Grundsätze. Man weiß freilich nicht wieviel der Verfasser hinzu erfunden, oder vielmehr erlogen hat, aber des unzweifelhaft Wahren bleibt doch so viel, daß damit verglichen die Gegenwart (von den Königen abwärts) bei Weitem sittlicher erscheint. Der Lehrsatz: daß die Welt immer ärger werde, ist in solcher Allgemeinheit geradehin falsch.

Demosthenes. Als ich im Jahre 1811 die Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone, verdeutschte, konnte ich nicht wähnen daß ich sie nach 57 Jahren in meiner Uebersetzung lesen würde. Gewiß verstand ich damals mehr griechisch als jetzt, sonst hätte ich heute die Urschrift in die Hand genommen. Wäre die Rede des Demosthenes verständlich ohne die des Aeschines, hätte ich diese wohl nicht übersetzt:

denn sie ist leidenschaftlich, sophistisch und breit. Die ersten Seiten der Rede des Demosthenes zeigen schon seine Ueberlegenheit als Mensch, Vaterlandsfreund und Redner.

Es ist ein wesentlicher Fortschritt in der Betrachtung und Behandlung griechischer Geschichte, daß die Marlschereien über Perikles und Demosthenes allmählich allen Kredit verloren haben. So verschieden auch Heiden und Völker sind, ist uns dem Demosthenes noch immer sehr viel zu lernen, und er gab mir reichlichen Stoff, mit seinen Worten Hungerford und Lombards Betrug zu beurtheilen und zu verurtheilen. (Vermischte Schriften 3, 11.)

Gentz. Wer sich Jahre lang einer Richtung, mit Vorliebe oder Abneigung hingiebt, wird leicht einseitig, unbillig, unfähig die ganze Wahrheit zu begreifen. Dies beweiset Gentz. Er belegt Canning mit gemeinen Schimpfwörtern, nennt Lafayette infam, den König Leopold von Belgien eine große Kanaille, will O'Connel aufhängen, oder in Oel sieden u. s. w.!

Gibbon hat man (mit Unrecht) vorgeworfen: er urtheile zu streng und abgünstig über christliche Verhältnisse. Hören wir den Stoßseufzer des trefflichen, milden Planck. Er sagt: „Die christliche Erkenntniß sank allmählich, sowohl unter dem Volke, als unter seinen Lehrern, in einen höchst kläglichen Zustand. Unter den letzten war ihr ächter Geist, durch die heillosesten und nutzlosesten, theologischen Zänkereien, in welche sie sich im vierten Jahrhundert hinein verloren hatten, und unter dem ersten durch die ungleichartigsten Zusätze, welche der blindeste Aberglaube und die sinnloseste Mönchsschwärmerei hinzugefügt hatten, auf das Unnatürlichste entstellt worden." (Geschichte der christlichen Gesellschaftsverfassung 2, 53).

Glutz-Blotzheim. Einer der angesehensten Edlen von Bern sagte mir: „hätte Johannes Müller die Geschichte der Schweiz wie Glutz-Blotzheim geschrieben, so würden die siegreich Verbündeten keine Achtung vor dem unglücklichen Lande gefühlt, sie würden es in irgend einer Weise zum Tode verurtheilt haben."

Ich bemerke: Glutz-Blotzheims, soviel ich weiß, später erschienenes Buch, konnte auf die Beschlüsse der Verbündeten gar keinen Einfluß haben, und Johannes Müller behandelte allerdings eine für die Schweiz ehrenvollere Zeit, während Glutz-Blotzheim die Ausartung nicht verschweigen konnte.

Hier drängt sich jedoch die allgemeine Frage hervor: ob ein Geschichtschreiber (ich sage nicht Unwahrheiten) erzählen dürfe, sondern ob er etwas abkürzen, weglassen dürfe, dessen Mittheilung großes Unheil,

z. B. für sein Vaterland herbeiführen konnte. Ich glaube daß eine ganz allgemeine Beantwortung dieser Frage nicht zum Ziele führt, sondern in jedem einzelnen Falle eine genaue Prüfung anzustellen ist.

Göthe und Byron waren ohne Zweifel von Hause aus sehr verschiedene Naturen: gewiß aber hat Erziehung, Umgebung, Behandlung seitens des Publikums u. s. w. auf beide sehr wesentlichen Einfluß gehabt. — Daß Göthe den Weibern nicht so unterthan ward, wie Byron, lobt man als Beweis unabhängiger Charakterkraft; Freunde Byrons dagegen bezeichnen seine in dieser Hinsicht oft bewiesene Schwäche, als eine von allem Egoismus freie, gemüthliche Hingebung.

Häring. Herr Vollert hat in einem Blatte genannt „Daheim", zum siebzigsten Geburtstage meines vieljährigen, treuen Freundes Häring, eine Charakteristik desselben als Schriftsteller gegeben, die zugleich Einsicht und edles Gemüth zeigt. Es sei erlaubt im Wiederscheine derselben Weniges hinzuzufügen.

Es war ein kühner Entschluß Härings, den praktischen Beruf ganz aufzugeben, welcher vortheilhafte Aussichten darbot, und sich ganz der schriftstellerischen Laufbahn zu weihen, auf welcher schon so Viele gescheitert waren.

Härings dramatische Arbeiten zeigten Talent, jedoch kein überlegenes, so daß der Beschluß gerechtfertigt war, vorzugsweise Romane zu schreiben. Nun erweiset aber eine lange Erfahrung daß alle Romane (fast nur mit Ausnahme des Don Quixote) ein kurzes Leben haben, bald aus der Mode kommen und dann gar nicht mehr gelesen werden, oder wenn Einzelne dies versuchen, so fehlt doch die ehemalige Wirkung. Es kam also darauf an ein Mittel zu finden diesem frühen Tode zu entgehen. Mit großem Glück und Geschick faßte Häring den sehr löblichen Beschluß vaterländische Romane zu schreiben, wo schon der Inhalt eine Bürgschaft unverwüstlicher Dauer giebt. Ja wenn manche später beliebte Romane der Vergessenheit anheimfallen, werden die Härings wieder zum Tageslicht durchdringen.

Allerdings mußte Dichterisches zu dem Geschichtlichen hinzu erfunden werden, und so schwierig und gefährlich dies Unternehmen auch ist, so gewiß einzelner gegründeter Tadel sich aussprechen läßt, hat Häring doch im Ganzen und Großen beide Bestandtheile harmonisch zu verbinden gewußt, und den Charakter sowie die Betrachtungsweise den verschiedenen Zeiten angemessen dargestellt. Ja, es gelang ihm die Art und Weise ausgezeichneter Schriftsteller mit großer Geschicklichkeit bis zur Täuschung nachzunahmen.

Zu diesem großen Lobe, darf ich einige Bedenken hinzufügen, die ich gegen unseren Freund öfter ausgesprochen habe. Wesentlich trug er dazu bei, daß der Hauptbestandtheil des Romans, die Erzählung in den Hintergrund getreten ist, und statt dessen eine Gesprächsform vorwaltet, welche das Zusammengehörige in unzählige kleine Bruchstücke zerspaltet, zu einer leicht ermüdenden Weitläufigkeit führt und den Eindruck schwächt. Die stete Unruhe des Stils zeigt nicht das wahre Leben, und größere Einfachheit würde den Inhalt wirksamer hervorheben. Man erreicht nur den Schein des Dramatischen, ohne dessen wahre Kraft. — Verhehlen darf ich indessen nicht, das, was mir an der Schreibart mangelhaft erscheint, werde von Etlichen als ein Vorzug bezeichnet.

Dies kann mich jedoch nicht abhalten, unter so vielen gelungenen Werken, eins mißlungen zu nennen: „Vor funfzig Jahren." — Häring hat hier Personen erfunden, die niemals lebten, ja so nicht leben konnten, und ihnen in Berlin einen unmöglichen, abscheulichen Wirkungskreis angewiesen. Er vergißt und verschweigt, daß in diesem angeblichen Sodom und Gomorha bereits das Volk und die bedeutenden Personen thätig waren, welche das heilbringende, bewundernswerthe Jahr 1813 zu Stande brachten.

Ich (17 Jahre älter als Häring) lebte damals in Berlin und in Verhältnissen, wo ich außer den Schattenseiten, auch die Lichtseiten der Zeit gründlich kennen lernte, und sah wie Hoffnung und Thatkraft täglich wuchsen und sich zu vollbringender Begeisterung erhöhten. Wer nach Härings Roman die damaligen Zustände beurtheilen, oder gar das Erfundene wie Geschichte betrachten wollte, wäre durchaus in der Irre.

Dies Alles sei gesagt unbeschadet der Vorzüge aller anderen Werke Härings. Er war nicht bloß ein geschickter Schriftsteller, sondern auch ein guter Hausvater, ein treuer Freund, ein heiterer Gesellschafter, in jeder Beziehung ein edler Mensch. Gott stärke den unverdient Leidenden!

Harms. Professor Harms sagt (Abhandl. 284): „Nur durch Extreme schreitet die Geschichte fort." — Diese Behauptung erregt in mir einige Bedenken. Das Extrem, das Aeußerste, wird hier bezeichnet als ein Samenkorn, als ein Keim höherer, dauernder Gesundheit. Oft erscheint aber das Extrem vielmehr als Zeichen einer fieberhaften Krankheit, als Beweis schädlicher Uebertreibung, von welcher man nicht zu Dummheit und Aberglauben, wohl aber zur Besonnenheit, zum Maße, mit einem Worte zur Wahrheit zurückkehren muß. Τὸ μηδὲν ἄγαν,

ne quid nimis, ist in seiner unscheinbaren Mäßigung wohl der richtigere Weg zum löblichen Ziele. Spricht für diese Ansicht nicht auch die Geschichte der Philosophie? Vom Uebermaß mußten zurückkehren, oder wurden zurückgedrängt die Eleaten, die Neuplatoniker, die Scholastiker, Descartes und seine Wirbel, Leibnitz und seine vorherbestimmte Harmonie, Wolf und seine Mathematik, Fichte und sein Idealismus.

Herr Harms ist ein großer Verehrer dieses ausgezeichneten Mannes, zählt aber deßungeachtet Lehrsätze desselben auf, die ich, wo nicht für irrig, doch für sehr zweideutig halte. (S. 283, 284.) Z. B. Das Denken stellt sich aller Erfahrung und Ueberlieferung entgegen. Der Autorität folgen ist gewissenlos, ist irreligiös. Alle Erkenntniß der Wahrheit muß aus eigener Einsicht stammen. Ich vertraue unbedingt der Kraft des systematischen Denkens. Was wir nicht hervorbringen können, verstehen wir auch nicht, u. s. w.

Begeisterte Anhänger Fichtes quälten sich und Andere (auch mich in meiner Jugend) mit der Forderung die Spekulationen ihres Meisters zu verwirklichen. Und doch waren dieselben für jeden ächten Praktiker völlig unbrauchbar.

Schleiermacher ist mit Fichte (wie Herr Harms 293 voraussetzt) so wenig einstimmig gewesen, wie mit Hegel. Jener schrieb mir den 12. Januar 1807: „Fichte ist mir durch die Grundzüge, wenn ich das rechte Wort gebrauchen soll, so ekelhaft geworden, daß ich die anderen Blätter des Kleeblatts nicht einmal lesen mag" (siehe Lebenserinnerungen 1, 84).

Hildebrandt. Zu der Zeit wo es Gebrauch war Hildebrandt anzuklagen, als einen ganz oberflächlichen auf falschen Bahnen wandelnden, sich unnütz umhertreibenden Künstler, habe ich ihn immer vertheidigt. Seine Aufgabe sei eine ganz eigenthümliche, von ihm gelöset mit großem Talente, glücklicher Auffassung, unermeßlichem Fleiße. Viele Neidische, Einseitige, die von der Erde nichts kannten, als die Mark Brandenburg, tadelten seine den ganzen Erdball umfassenden Darstellungen; die ein Alpenglühen nie gesehen hatten, fanden seine Farbenpracht unschön und übertrieben, die keinen See befahren hatten als den Rummelsburger, belehrten ihn über die Farbe des Weltmeers. Ich behaupte: Dies sei mir oft blauer erschienen, als auf Hildebrandts Bilde, und er selbst sagt: dagegen sei die blaue Grotte bei Capri, nur eine schwächliche Reminiscenz (Hildebrandt 1, 307 und 2, 57). Dasselbe bezeugen Humboldt und Scoresby für tropische und nordische Theile des Weltmeers (Berghaus 1, 428).

Zu Hildebrandts Verdiensten als Maler, treten jetzt die eines Schriftstellers hinzu. Wir sind unzählige Reisebeschreibungen durch die Hände gegangen, aber sehr Wenige kennen ihm gleich an Lebendigkeit der Auffassung und Klarheit der Darstellung. Sein Freund und geschickter Redakteur Kossak, wird über den Werth des Dargebotenen gleich urtheilen. Text und Bilder sind in solcher Zahl und Mannigfaltigkeit noch nie so vereint dargeboten worden, und mit Recht sagt Hildebrandt (I, 281): „Die Herren würden gewiß so manche Schwäche derartiger (meiner) Arbeiten nachsichtiger beurtheilen, wenn sie die unsäglichen Schwierigkeiten der Anfertigung erwägen wollten."

Hume. Kant erzählt bescheiden: er sei durch Hume zu mancher Forschung angeregt worden. Und in der That ist dies mehr der Fall, als gewöhnlich nachgewiesen wird; z. B. über die Nothwendigkeit die Grenzen der menschlichen Erkenntniß zu ermitteln, über das Ding an sich, über Zeit und Raum, u. s. w. (Hume, essays 3, 10, 169, 173, 174, 180, 181).

Hutcheson sagt: „Das Dasein schöner Gegenstände ist ein hinreichender Grund zu der Annahme, die Welt sei das Werk eines einsichtsvollen, intelligenten Wesens." — Hat nun ein Ahriman alles Häßliche erschaffen?

Jenisch. Geschichtliche Berichte von Zeitgenossen abgefaßt, haben oft einen großen Werth; es fehlt aber auch nicht an Beweisen, daß sie sich bisweilen irren und die Ansichten und Urtheile sich nach einer nicht langen Zeit ändern, ja ganz umgestalten. Jenisch ein eigenthümlicher, aber sehr begabter Geistlicher in Berlin schrieb ums Jahr 1800 eine Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, worin er (ein Beispiel genügt) von Ramler sagt: „Kühnheit der Bilder, ächter lyrischer Schwung der Empfindung, Wohllaut der Sprache und das große Lieblingsthema der deutschen Nation, Friedrich II., erheben diesen Dichter zu einem Urbild deutscher Lyrik." (Wie sich diese Ansichten, wohl nicht mit Unrecht geändert haben, ist in meiner Litteraturgeschichte zu finden. II, 302; IV, 174.

Kant. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ward ein Prediger Petitpierre in Neuschatel abgesetzt, weil er die Ewigkeit der Höllenstrafen leugnete. Kant thut dasselbe (Kleine Schriften 3, 59). Welche Strafe werden ihm die heutigen strengen Dogmatiker zuerkennen? — Nochmals ist Kant auf ketzerischem Wege wenn er sagt: „Die Geistlichen klagen oft über Irreligiosität, welche sie selber gemacht haben."

Professor Kirchhoff hat für seine Rede zum Geburtstage Sr. M. des Königs (1868) eine sehr glückliche und der Universität würdige

Wahl getroffen. Sie handelt ungemein lehrreich, anziehend, gemäßigt und gemüthlich von den öffentlichen Verhältnissen Preußens und Deutschlands, weshalb der verdiente Beifall unbefangener, gewiß zahlreicher Leser nicht ausbleiben kann.

Knack. Als der Vorsteher der Stadtverordneten eine verständige Aufforderung erließ, über die Beschlüsse der Friedrich-Werderschen Gemode zu berathen und sich zu verständigen, waren mehrere meiner Freunde der Meinung: dies sei ganz überflüssig; denn jene Beschlüsse wären theils lächerlich, theils unausführbar, und es lohne nicht auch nur den Kopf danach umzudrehen. Ich war nicht dieser Meinung, glaubte vielmehr, man habe schon zu lange einer sehr bedenklichen und gefährlichen Richtung theilnahmlos zugesehen, und die Vorschrift, principiis obsta, nicht beobachtet. Ich schrieb Herrn Kochann: Da mein hohes Alter mich wahrscheinlich verhindert Ihrer Versammlung beizuwohnen, so erlaube ich mir mein Votum schriftlich einzureichen.

Durchaus billige ich Ihr Unternehmen und daß die Versammlung allgemeine bestimmte, erfolgreiche Beschlüsse faßt. Wenn jene Ansichten in Schule und Kirche obsiegen, so könnte allmählich eine Barbarei und Tyrannei einbrechen, wie sie vielleicht nie verderblicher und unerträglicher da war.

Hat es doch schon jetzt nicht an Fanatikern gefehlt, welche alle Naturforschung verdammen und einen Mann wie Humboldt einen Gotteslästerer schimpfen; welche scheinheilig und folgerecht, in Wahrheit beschränkt und leidenschaftlich, es als einen christlichen Glaubensartikel hinstellen, daß die Sonne und das unermeßliche Weltall in 24 Stunden miemüdet um die Erde herumlaufe.

Des Kopernikus große Entdeckung, welche die stolzen Bewohner der kleinen Erde nachdrücklich zu christlicher Demuth anwies, gab damals natürlichen Anstoß; aber selbst die römische Curie hat längst die Wahrheit dankbar anerkannt.

Wie würde sich der Inquisitor, welcher Galilei einsperren ließ, freuen wenn er hörte, daß nach 235 Jahren sein Urtheil von einem protestantischen Geistlichen, in der gebildeten Hauptstadt Norddeutschlands, eine glänzende, erstaunenswürdige Bestätigung gefunden hat!

König Friedrich II. Ich war im August 1786 mit meinem Vater bei meinem Großvater in Dessau, und fand daselbst auch einen Berliner Onkel. Plötzlich traf die Nachricht ein: alle Berliner Posten sind ausgeblieben, mithin sind die Thore der Stadt verschlossen, mithin ist König Friedrich II. gestorben! Dies veranlaßte die höchste Aufregung unter den Erwachsenen, und auch ich (5¼ Jahr alt) ward davon

so ergriffen, daß der ganze Hergang, bis ins Einzelne noch ungeschwächt vor meiner Seele steht. So die älteste, der, mir noch völlig bewußten, erheblichsten Lebenserinnerungen.

Lamartine. Die Darstellung des Benehmens und der Verdienste Lamartines nach seinen eigenen Berichten, stimmt durchaus nicht mit dem was man über ihn in Paris vernimmt. So behauptet man dort, er habe die Herzogin von Orleans preisgegeben, aus Ehrgeiz, Eitelkeit und steter Geldverlegenheit sich in revolutionaire Bahnen gedrängt u. s. w. — Arago klagte mir bitterlichst, Lamartine habe durch friedliche Erklärungen Europa zu täuschen versucht und selbst seine Kollegen hinterrücks getäuscht, indem er insgeheim Maßregeln ergriffen Savoyen und Belgien zu revolutioniren. Er habe, angeblich für die Nationalgarde, Waffen nach Lille geschickt, in Wahrheit um einen Angriff auf Belgien vorzubereiten u. dgl. mehr. Von allen Seiten hörte ich über Lamartine in Paris sehr ungünstig urtheilen.

Lazarus. Ich ward stets vom Studium der Psychologie zugleich angezogen und abgestoßen; jenes sofern keine Kenntniß für den Menschen wichtiger ist als die seines Geistes, dieses sofern trotz alles Bemühens, das Wissenswürdigste ein Geheimniß bleibt. Oft schien es mir, die Seelenkunde habe seit Aristoteles wenig Fortschritte gemacht, oder diese nur durch Anleihen bei der Physiologie und Anatomie erreicht. Wiederum steigerten sich durch diesen Erfolg die Ansprüche der Physiologie dergestalt, daß sie eine Wissenschaft der Psychologie nicht mehr anerkennen, ja kaum ein besonderes Organ für das Denken, Fühlen und Wollen zugestehen wollte.

Bei diesen Verhältnissen war mir ein treffliches Werk des Herrn Lazarus sehr willkommen: „Das Leben der Seele" — welches nicht bloß belehrend Gedanken mittheilt, sondern auch (ein seltener Vorzug) Gedanken in dem Leser erzeugt. Es sei mir erlaubt über einige der anziehenden Abhandlungen kurze unmaßgebliche Bemerkungen vorzulegen. Laut der sehr scharfsinnigen Entwickelung des Herrn Lazarus ist der Humor eine eigenthümliche Weltanschauung, welche das für den Menschen irgend Erreichbare (Höchste und Tiefste) verkündet, verbindet und erleuchtet.

Diese Erklärung versetzte mich plötzlich zurück in die Zeit, wo ich mit meinen Freunden Solger und Tieck über die Ironie verhandelte. Mit diesem Worte verbanden sie eine neue tiefsinnige Bedeutung. Ich behaupte dagegen: diese würde vom Publikum (weil sie dem Sprachgebrauche zuwider sei) nie angenommen werden. Und ich habe Recht behalten. — Sollte Aehnliches nicht hinsichtlich der ganz neuen Bedeutung

eintreten, welche Herr Lazarus (im Widerspruch nicht bloß gegen den Kladderadatsch) dem Worte Humor beilegt?

Herr Lazarus sagt: „Die erste und unterste Stufe der Weltanschauung ist die sinnliche, oder vielmehr empirische." — Ganz richtig. Allein wie oft hat man in Deutschland mit leeren Idealen Götzendienst getrieben, ohne Rücksicht auf Erfahrung und Wahrheit. Es giebt eben so irrige, vergängliche Gedanken, wie irrige, vergängliche Anschauungen.

Idealismus und Realismus, welche zu vereinigen und zu versöhnen fast kein Denker zu Stande gebracht habe, legt Herr Lazarus mit freigebiger Hand, dem höher stehenden Humoristen bei. Er sagt (196): Der Humor schwelgt in subjektiven Gedanken; er hat nicht die Dinge, sondern die Ideen vor Augen." — Ich meine man muß beides vor Augen haben, sonst bleiben alle vornehmen Worte ohne festen Inhalt. Ebenso leugne ich, daß je höher das Ideale sich hebe, desto tiefer sinke das Reale. Eines fördert immer das Andere.

In Beziehung auf die Schilderung der Romantik (S. 198) bemerke ich, daß manche, schwächere Geister die ausgesprochenen Vorwürfe verdienen mögen, während sich die, bisweilen genannten Meister, nie von derlei übertriebenen, einseitigen Ansichten beherrschen ließen. In jeder Weltanschauung (auch in der Jean Pauls und der alten Philosophen) liegen Bestandtheile, welche auf eine Karikatur hinweisen und sie veranlassen.

Herr Lazarus sagt (S. 204): „Das Komische beruht auf einer Darstellung des Ungereimten, Unvernünftigen, Unvollkommenen." — Wäre diese Erklärung richtig, so stände die Tragödie ohne Zweifel weit höher als die Komödie. Die poetischen, geist- und inhaltreichen Lustspiele Shakespeares erwuchsen noch aus ganz anderen Elementen.

„Der Wahnsinn (bemerkt Herr Lazarus, 246) hat in der klassischen Tragödie keine Stelle." — Ich erinnere an den rasenden Herkules und an Ajax.

Herr Lazarus untersucht was Takt sei und zum taktvollen Menschen erhebe. Ich glaube daß dazu vor Allem Uebung und Verhältnisse gehören in welchen jene Uebung möglich, ja nothwendig wird.

Die Jugend ist allerdings (nach der Erfahrung und dem Sprachgebrauche) die Zeit der sogenannten Ideale (121); allein nur zu oft findet man das Gepriesene später oberflächlich, schief und unbrauchbar, während das thätige Leben wahrhaft tüchtiger Menschen keineswegs immer zu bedauerlichen Beschränkungen führt, sondern ihren Gesichtskreis und ihre geistige, nützliche Wirksamkeit erweitert.

Der auf Ehre haltende Geist des Standes (esprit de corps) ist sehr wichtig um Würde und Einheit in das sittliche Leben der Menschen zu bringen; allein es bekommen oft falsche Begriffe, oder thörichte Vorurtheile das Uebergewicht, und unnatürlicher Zwang hemmt alle selbständige Bewegung (129—133).

Zu Herrn Lazarus Betrachtungen über Musik und Malerei bemerke ich: es ist sehr angenehm schöne Mädchen in ungewöhnlich poetischer Kleidung zu sehen; deßungeachtet bleiben unbewegliche lebende Bilder ein unnatürliches Kunststück.

Manche Naturereignisse (z. B. Sturm) kann man durch Musik vortrefflich nachahmen und darstellen, wie Händel, Gluck, Reichardt, Beethoven erweisen. Ebenso lassen sich bestimmte Gefühle: Heiterkeit, Muth, Zorn durch Musik hervorrufen, oder Sinn und Wirkung der Worte wesentlich durch sie beleben und veredeln. Ueberwiegen mathematische Künsteleien (wie bei vielen griechischen Theoretikern), so nimmt die wahre Musik ein Ende. Haydn ist es gelungen selbst durch bloße Instrumentalmusik, eine komische Wirkung hervorzubringen.

Herrn v. Leonhardis Einladung von 1868 zu einem philosophischen Kongreß in Prag ist wohlgemeint, aber ganz unpraktisch. Mag die, in den Vordergrund gestellte Philosophie Krauses die beste von allen sein, so wird man ihre Prüfung, und noch weniger ihre Annahme, „in acht Tagen" bewirken können; ja ein solcher Erfolg, ein solches Schlagen über einen Leisten, wäre vom Uebel. Auch der in Antrag gebrachte neue Sittlichkeitsverein, stellt die beiden großen, zweckmäßigen, unsterblichen Sittlichkeitsvereine als ungenügend zur Seite, nämlich die Kirche und den Staat.

Lessings theatralischer Nachlaß erscheint nicht sehr bedeutend. Selbst im Henzi ist des Hin- und Herredens viel zu viel, und ob es in den beiden letzten Akten (wo die Gegenpartei auftreten sollte) wirklich zu kraftvollen dramatischen Handlungen gekommen wäre, bleibt sehr zweifelhaft. Hingegen ist der Faust ein großes, tiefsinniges Bruchstück. Die Teufel im Dante sind ganz unbedeutende, verächtliche Henkersknechte, im Marlow eine gedankenreichere Auffassung, Miltons Teufel die großartigsten, Göthes Mephistofeles nur ein oberflächlicher, gemüth- und reueloser Gesell.

Der Briefwechsel zwischen Lessing, Nikolai, Mendelssohn u. A. füllt mehrere Bände. Während jedoch über unzählige, ganz unbedeutende Dinge sehr umständliche Berichte erstattet, und viel Langweiliges lang erörtert wird, ist von den großen, selbst noch jetzt die Nachwelt erregenden, bewundernswerthen Thatsachen, ist von Friedrich II., von

Preußens Noth und Ruhm, dem siebenjährigen Kriege, Deutschland und Europa nicht die Rede! Der welthistorische Inhalt dieser Zeit, schrumpft auf zwei Zeilen, auf die Bemerkung zusammen: Lessing habe die Preußen in Sachsen und die Sachsen in Preußen vertheidigt.

Im Briefwechsel mit Gleim mußte Lessing andere Töne anschlagen. Doch schreibt er ihm: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre (Werke 29, 77)."

In unseren Tagen wird freilich sehr oft unvernünftig auf die Vernunft, und sehr unaufgeklärt auf die Aufklärung gescholten: wenn aber der gute Gleim eine neue Bibel und einen neuen Koran schreiben wollte, so war dies freilich Aufklärung ohne Licht (29, 206).

Mendelssohn sagt (Engels Werke 1, 206, 207): „Eine nicht ausgedehnte Substanz (die Seele) ist der Bewegung unfähig, eine denkende Materie läßt sich eben so wenig ohne Widerspruch annehmen als ein viereckiger Kreis." — Dieser Satz ist für mich unverständlich und gar nicht erwiesen; doch würde das Ergebniß weiteren Grübelns wohl nur sein — nescio!

Metternich (der Fürst) klagte mir, daß man ihm oft Beschlüsse und Maßregeln zur Last lege, an denen er nicht im Geringsten betheiligt sei. Insbesondere habe er gar keinen Einfluß auf die Entwickelung der inneren Angelegenheiten und Verhältnisse Oesterreichs. Doch glaube er, daß wenn der Gesammtstaat bestehen solle, müsse man die Eigenthümlichkeiten und Wünsche der einzelnen Theile berücksichtigen.

Unbegreiflich sei es ihm, wie die päpstliche Regierung in der bisherigen Weise noch lange bestehen könne.

Montesquieu nimmt an, daß natürliche Verhältnisse meist das Thun und Lassen der Einzelnen und der Völker bestimmen, während Hume diesen Einfluß fast auf Nichts hinabdrückt. Für beide Ansichten giebt es Beispiele und Beweise in Menge, woraus hervorgeht daß Wahrheiten mannigfaltiger Art in der Mitte liegen. Welch ein Unterschied, bei gleichen natürlichen Verhältnissen, zwischen den Griechen zur Zeit des Perikles und den Griechen zur Zeit der byzantinischen Kaiser, zwischen den Phöniziern und den heutigen Syrern, zwischen Karthago und Tunis u. s. w. — Andererseits werden Schweizer und Holländer durch die Natur ihres Vaterlandes unwiderstehlich zu einer bestimmten Lebensart hingewiesen. Weiter fragt sich: ob eine jährlich wiederkehrende gleichartige Temperatur nicht ganz anders wirkt, als eine ganz vereinzelt hervortretende, ob man sich an Hitze und Kälte nicht so

gewöhnen kann, daß sie nicht mehr belästigen. Mit Recht ist schon oft bemerkt worden: in den tropischen und den Polarländern habe sich kein Volk, kein Staat ersten Ranges ausgebildet, vielmehr bewährt sich auch hier: medium tenuere beati!

Nikolai. Ganz alte, vernachlässigte Reisebeschreibungen, welche vergessene Zustände lebendig vorführen, sind oft belehrender und anziehender als mittelmäßige Berichte über die Gegenwart. Deshalb ergriff ich Nikolais Reise durch Deutschland und die Schweiz, fand sie aber erstaunlich breit, und deshalb langweilig. Büschings Erdbeschreibung giebt ein viel mannigfaltigeres, eigenthümlicheres Bild der ehemaligen jetzt größtentheils verschwundenen Zustände und Verhältnisse Deutschlands.

Peter I. Unter allen Reisen, deren die Weltgeschichte erwähnt, ist die Peters I. einzig durch die Unermeßlichkeit seiner Wißbegierde, die Rohheit seines Benehmens und die erstaunlichen Folgen. Mit wenigen wissenschaftlichen Ausnahmen, erscheinen die Reisen heutiger Prinzen sehr human, aber meist unbedeutend.

Pius VII. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Verschiedenheiten der christlichen Bekenntnisse auf dogmatischen Lehrsätzen beruhen. Es giebt aber ganz andere, verständlichere Beweise großer Eigenthümlichkeiten. So erzählt Reuchlin (Geschichte Italiens I, 49): Nach der Rückkunft Pius VII. aus Frankreich, stellte man im Kirchenstaate allmählich wieder her 612 Nonnenklöster und 1824 Mönchsklöster. Die Straßenbeleuchtung in Rom und die Kuhpockenimpfung wurden, als französisch abgeschafft. — Ist dies Alles wahr?

Plutarch. Es ist möglich den Lebensbeschreibungen des Plutarch eine Reihe gleich vollgewichtiger Männer aus der neueren Geschichte gegenüberzustellen. Wo sind z. B. in der alten Welt, Könige würdiger als Heinrich IV. und Friedrich II., wo Republikaner größer wie Washington und Jefferson, Herrscherinnen ausgezeichneter wie Elisabeth und Maria Theresia? Wo Männer (auf ganz eigenthümlichem Boden) wie Innozenz III. und Luther u. s. w.

Raumer. Mir fällt eine Stelle in Kants kleinen Schriften I, 21) in die Augen, wo er sagt: „Mit dem hohen Alter erstarren die Kräfte des Geistes, die Hurtigkeit der Gedanken. Die Klarheit der Vorstellung, die Lebhaftigkeit des Witzes und das Erinnerungsvermögen werden kraftlos und erkalten."

Wenn ein Geist ersten Ranges, wie Kant, die bittere Wahrheit dieser unzählige Male wiederholten Sätze selbst erlebt, was sollen da kleine von Ueberschätzung entfernte Leute erwarten? Sie müssen sich

sagen: die Hartigkeit der Gedanken war Ueberzeugung, die Klarheit nur Oberflächlichkeit, der Witz fehlte ganz und das Erinnerungsvermögen zeigte sich immer schwach. — Betrachtungen dieser Art haben allerdings im 88. Lebensjahre eine andere Bedeutung und ein anderes Gewicht als im 18ten. Führen sie aber nothwendig zur Unzufriedenheit, zu menschenfeindlichem Trübsinn, oder auch nur zu unbequemer Nergelei mit sich und mit Anderen?

Vielleicht dann, wenn jene Mängel, jener geistige Bankerott, plötzlich und übermächtig hereinbricht, und das Bewußtsein früherer, günstiger Verhältnisse dennoch fortdauert; — wogegen die gewöhnlichen, im hohen Alter unvermeidlich, aber allmählich eintretenden Zustände, verträglich sind mit fortdauernder Heiterkeit, ermäßigter Thätigkeit, Lesen der besten Schriftsteller, heiterem Umgang und dankbarer Erinnerung an frühere Zeiten; ohne jedoch in eine irrige und übertriebene Verehrung derselben zu verfallen.

Durch Zufall entdeckte ich vor Kurzem ein völlig vergessenes Buch, worin ich meist während des Jahres 1806 (also vor 63 Jahren) vielerlei Bemerkungen und Betrachtungen eingeschrieben hatte. Die größere Zahl warf ich als ganz unbedeutend zur Seite, andere schienen mir nicht gewichtig genug irgendwo untergesteckt zu werden. Nur als ein Tagebuch, als biographisches Füllstück, hat Einiges vielleicht für Befreundete Interesse, um zu erfahren wie es damals in dem Kopfe eines amtlich sehr beschäftigten, 30jährigen Kammerassessors aussah. Auf mich machte das Niedergeschriebene jetzt einen ganz eigenthümlichen, nicht geringen Eindruck. Der Schreiber war noch immer derselbe, und wiederum ein ganz anderer. Vieles was ihn damals lebhaft beschäftigte, war längst beseitigt; Anderes damals nur Angedeutete hingegen kräftig emporgewachsen. Eine Hauptrolle spielte damals (in ganz Deutschland) die Philosophie und auch ich konnte mich (obgleich als Praktiker mit allem Unpraktischen in stetem Widerspruche) aus dieser Atmosphäre nicht ganz hinausversetzen. Also, meine Bemerkungen lauten:

1) Alle Unthätigkeit ist irreligiös und alle Unruhe ist irreligiös.

2) Nie kann eine völlige Unheiligkeit, eine gänzliche Verderbtheit des menschlichen Geschlechts eintreten.

3) Das Nebeneinandersein vieler Staaten ist eigentlich durch das Christenthum erst begründet; vorher war es eine Erscheinung, die man gern vertilgt hätte.

4) Philosophie ist versuchter Beweis der Religion, Beweis eines Axioms.

5) Alles Philosophiren ist wechselnde Expansion und Kontraktion. Der folgerechteste Idealismus, ist höchste Kontraktion. Wäre es möglich bis zu einem unbeschränkten Aeußersten beider Richtungen zu kommen, so hätte man in dem Augenblick, Richtigkeit des wahren Seins.

6) Alles Erkennen ist ein Wollen, und alles Wollen ein Erkennen; eins gehört zum anderen.

7) Die Konsequenz des Idealisten scheitert an der Welt, des Spinozisten an sich selbst.

8) Jedes Naturrecht, welches aus dem positiv Gegebenen, nur das Allgemeine aussondert, kann nie dem Vorwurf der Unvollständigkeit, ja des größten inneren Widerspruchs entgehen. Alles Rechtliche bezieht sich auf ein äußeres Handeln, hat also seine Wurzel in der Lehre vom menschlichen Handeln überhaupt, das heißt in der Ethik. — Da der Entstehungsgrund des Rechtlichen in der Ethik, als dem Höheren liegt, so kann dem Naturrecht keineswegs gleiche Ursprünglichkeit als Doktrin eingeräumt werden. Im Naturrechte darf nichts der Ethik widersprechen; insofern es jedoch mit ihr übereinstimmt, ist der Inhalt ethisch, also keine besondere Disziplin. Sofern es aber in der Ethik Gegründetes weiter anwendet und verarbeitet, ist die Disziplin abgeleitet. Zuletzt wäre Naturrecht nur Nachweisung dessen, worauf sich die positive Gesetzgebung erstrecken kann; das heißt ein Theil der Staatslehre, welche also auch ein Theil der Ethik, oder der Theorie alles Gemeinsamen ist. (In Erinnerung an diese Vaterabhandlung von 1806, las ich Herrn Trendelenburgs wissenschaftliches Werk mit doppeltem Interesse und großer Belehrung.)

9) Die Chemie, welche Formen zerstört um neue Bildungen zu schaffen, ist weit künstlerischer als die Anatomie, indem diese nur versucht und wähnt Formen zu erhalten.

10) Kommt zu eigener Schwäche, Zweifel, oder gar Unglaube an höhere Kräfte, so ist der tiefste Abgrund der Verkehrtheit vorhanden.

11) Ist das Wissen überhaupt ein Wahres und vom Wahren, so giebt das Wissen vom Wissen, und das Wissen vom Wissen des Gewußten und so weiter ins Unendliche, keine inhaltsreiche Steigerung.

12) Absoluter, unbedingter Skepticismus, ist Unsinn.

13) A. Ja ich preise den Sieger, der so viel geschadet dem Feinde!
B. Aber fragst du denn nicht, was es genützet ihm selbst?

14) A. Wie gestalte ich den Staat daß nimmer Störung sich nahe?
B. So daß jeglicher muß, was nur der Bessere will.

15) Vielfach ist mir Sklaverei erschienen,
Doch am Leichtesten wenn nur gefesselt

Waren Hand und Fuß mit starken Banden.
Schwerer wenn die Hoffnung war geschwunden,
Je zu lösen diese starken Bande.
Immer bleiben leicht die zwei zu nennen,
Da dem Geist die Freiheit war geblieben;
Aber hat die Furcht erst ihn umwunden,
Kann kein Räumliches mehr Rettung bieten!
Wo ist Schrecklichers schon je erfunden?
Wohl ist Schrecklichers schon aufgefunden
Und des Sklavensinnes tiefste Tiefe,
Wenn des argen Schmeichlers süße Worte,
So entfremden uns dem eignen Wesen,
Daß ersterben alle Lebenskräfte!

16) A. Warum, o Freund, hast Du ein Ziel erwählet,
Das Schwierigkeiten ohne Zahl dem Aug' entrücken?
Erfreue Dich im geistigen Genusse
Des Trefflichsten aus jeder Zeit.
Hier bist Du stets am Ziel, kein Mißgeschick,
Kann Dir den Lohn des Fleißes je zerstören.

B. Ich weiß mich wohl am Geist'gen zu ergötzen,
Dem ew'gen Brunnquell jeder Jugendkraft;
Doch wenn ich mir die Seele vollgesogen,
An jenen Genien inbrünstig hange,
Die mit gewalt'ger Hand das Todte auferwecken,
Den Lebenden, zu höherem Leben treiben;
So möcht' ich kein unwürd'ger Schüler bleiben,
Unthätig mich von fremdem Gute nähren.
Es quellen mir im Innern eigene Kräfte,
Es bildet sich unwandelbarer Wille
Das Dasein nutzlos nimmer zu zersplittern,
Und wie ein Traum einst von mir selbst zu scheiden.
O segnet mich, ihr himmlisch reinen Geister!

(Dieser Stoßseufzer ward niedergeschrieben als fast alle Verwandte und Freunde, meinen Plan eine Geschichte der Hohenstaufen zu schreiben, ganz thöricht und unausführbar schalten.)

17) Die medizeische Venus:

Wunderbar herrliche Form! Wahrlich Du wärest nur Göttin,
Wenn nicht weibliche Scham, zeigte die Furcht vor dem Mann.

18) Die allgemeinen Bezeichnungen durch Zusammenfassen, sind für die Meisten eine Rumpelkammer, wo sich der Vorrath aller Ver-

wirrung (Konfusion) unter dem vornehmen Titel der Ideen, der allgemeinen Erfahrungen und Wahrheiten anhäuft. Dann heben weisheitsvolle Perioden an: die Männer glauben, die Weiber meinen, die Alten denken, die Jungen wähnen, so sind die Menschen u. dgl.

19) Ist Jacobis Glauben etwas Sichereres, Festereres, Tröstlicheres, als Spinozas Erkennen Gottes?

20) „Wenn Du willst, daß die Leute Deine Werke lesen sollen, so lies die ihrigen auch"; — ist ein so schweres Gebot, daß man lieber alle Ansprüche aufgiebt.

21) Wenn wir alle geheimen Ansichten, Gedanken, Wünsche, Triebfedern, Bestimmungsgründe u. s. w. genau kennten, so würde die Geschichte ein ganz anderes Ansehen gewinnen. Ich halte es aber garnicht für ausgemacht, daß das menschliche Geschlecht dann in schlechterem Lichte erscheinen würde; sondern glaube, es bleibt jetzt eben so viel Treffliches, Größe, Tugend, Heldenmuth, Demuth, Aufopferung, Liebe u. s. w. verborgen, — als Verderbtheit, Kleinlichkeit, Haß, Laster u. s. w. — Aber die Antheile der Einzelnen an dem Guten und Bösen möchten sich sehr verändern, Mancher unerwartet steigen, Mancher mit Recht sinken.

22) Preisfragen. Führt eine gründliche Kenntniß der Kirchengeschichte so zur Religion, wie eine gründliche Kenntniß der Philosophie zu Gott? — Ist die Kirchengeschichte mehr Geschichte der Religiosität, oder der Irreligiosität?

23) Ich wünschte eine legenda aurea der Unheiligen zu lesen. Viele ausgezeichnete Männer würden darin ohne Zweifel aufgenommen.

24) Haben nicht manche gerühmte Theologen nebst ihren übereifrigen Schülern dem Christenthume in der That geschadet? — Spinoza muß dies glauben, wenn er schreibt (epist. 21, 1, 509): „Einige Lehrer der Kirche sagen, Gott habe die menschliche Natur angenommen, so gestehe ich nicht zu wissen, was sie wollen. Ja es scheint mir nicht weniger thöricht gesprochen, als wenn Jemand behauptete, der Kreis habe die Eigenschaften des Vierecks angenommen".

25) Mancher möchte sich jetzt eine Stelle oder Pension dadurch erwerben, daß er sich für bankerott an Geist erklärt, oder großmüthig Gott die ungemeine Freude bereitet, ihm die bewilligte Vernunft ungebraucht zurückzugeben.

26) Zugegeben, daß Anthropomorphismus eine Art von Götzendienst sei, hat denn die Lehre von der völligen Unbegreiflichkeit Gottes, von der Unmöglichkeit einer Analogie zwischen Menschlichem und Göttlichen, von der schlechthinnigen Verschiedenheit, nicht ebenfalls große Schwierigkeiten und bedenkliche Folgen?

27) Wir Deutſchen legen in unſerer Zeit einen ſehr großen Werth auf abſtrakte Darlegungen, auf Begründung aus erſten Prinzipien, und verkennen oft das Verdienſt und die Erheblichkeit des unmittelbar Anſprechenden, Ergreifenden. Uns iſt eine Definition des Lebens wichtiger, als das Leben ſelbſt, eine Maxime mehr als ein Beiſpiel, eine Reflexion mehr als eine Thatſache.

28) Manche unſerer Philologen hat eine wahre Metromanie ergriffen und doch ſagt ſchon Cicero mit Bezug auf Tyrannios proſodiſches Werk: sed quaeso quid ex ista acuta et gravi refertur ad τελος?

29) Der Haß läßt einerſeits große Männer (wie Alexander, Cäſar, Karl den Großen, Eliſabeth, Richelieu, Friedrich II.) zu niedrig ſchätzen, ihr Gewicht in der Wagſchale zu niedrig annehmen, und andererſeits verurſacht er daß man ihnen dennoch jedes Ereigniß zurechnet, als wenn ſie allmächtig wären, Alles ausſchließlich beſtimmten und nicht auch beſtimmt würden, als wenn ſie bloß wirkten und nicht auch Rückwirkungen ausgeſetzt wären. Richtiger ſagt Cicero (ep. 455): Nos enim illi servimus, ipse temporibus. Ita nec ille quid tempora postulatura sint, nec nos quid ille cogitet, scire possumus.

30) Nichts erzieht den Menſchen mehr, als ein großer Schmerz, aber Wenige wiſſen ihn groß zu nehmen. Der Mann ſoll ihn durch Charakter überwinden, aber die Frauen haben darin ihr Eigenthum.

31) Durch manche Natur zieht ſich eine edle Wurzel von Melancholie. Es wäre aber ein großer Mißgriff, dieſelbe mit kläglicher Schwäche oder leerer Verdrießlichkeit zu verwechſeln.

32) In der Geſchichte iſt der Menſch zugleich das Maaß und das Gemeſſene. (Soweit die Auszüge aus meinem alten Buche).

Renan. Freunde wie Gegner Renans, die nicht bloß ſein Leben Jeſu, ſondern auch ſeine übrigen gelehrten Werke laſen, werden darin übereinſtimmen, daß keines derſelben unbedeutend ſei. Anſtatt jedoch über das neueſte: „Questions contemporaines“, eine umſtändliche Recenſion, lobend oder tadelnd zu entwerfen, ſcheint es zweckmäßiger wenn ich eine Auswahl merkwürdiger Stellen vorlege, damit jeder ſelbſt urtheile, oder zu weiteren Forſchungen veranlaßt werde. Der inhaltsreichen Vorrede iſt Nachſtehendes entnommen.

„Die Kraft des Volksunterrichts in Deutſchland entſpringt aus der Kraft der höheren Bildung in dieſem Lande. Die Univerſität macht die Schule. Man ſagt: der Volksunterricht (l'instruction primaire) hat in Sadowa geſiegt. Nein! Es war die deutſche Wiſſenſchaft, der Proteſtantismus, die Philoſophie, es war Luther, Kant, Fichte, Hegel. — Hindert nicht, ja begünſtigt vielmehr die unvermeidliche Bewegung,

welche unter dem Namen Preußens ein großes, wissenschaftlich freisinniges Deutschland gründet, bestimmt viel zu bedeuten in der Leitung menschlicher Angelegenheiten. Preußische Einrichtungen nachahmen ohne den Geist, der sie hervorrief, wäre nicht weise. Der entscheidende Sieg wird dem unterrichtetsten und moralischtem Volke zu Theil. Ich verstehe unter Moralität die Fähigkeit zur Aufopferung und die Liebe der Pflicht. Man hüte sich vor dem Gedanken einer übertriebenen Gleichheit, vor Bitterkeit, Neid und systematischem Mißtrauen, welches jede Regierung unmöglich macht; man entmuthige in jeder Weise den faden esprit und die niedere Litteratur der Witzlinge (turlupins), welche jetzt Mode geworden ist."

In einem lehrreichen Aufsatz über die Philosophie der neueren Geschichte sagt H. Renan: „Jedes philosophische und politische System ist eine bedeutende Erscheinung, die man beurtheilen muß, nicht als unbedingten Repräsentanten der Wahrheit und des Rechts, sondern als ein mehr oder minder wichtiges Glied in der litterarischen Entwickelung. — Die Willkür der Revolutionen ist so unheilbringend als die der Könige. Es giebt Fälle, wo die Regierung das Recht und die Pflicht hat, der öffentlichen Meinung zu widerstehen; selbst wenn es außer Zweifel ist, sie sei in der Mehrzahl. Der wahrhaft wünschenswerthe Fortschritt besteht in Verbesserung der Seelen, Stärkung der Charaktere, Erhebung der Geister. — Ein Klubb der dahin strebt, eine Macht im Staate zu werden, begeht ein Verbrechen. — Frankreich verlangt, daß man ihm schmeichele und an seinen Fehlern Theil nehme: am wenigsten verzeiht es, wenn Jemand weiser war, als es selbst."

„Voltaire verstand weder die Bibel, noch Homer, noch die griechische Kunst, noch die alten Religionen, noch das Christenthum, noch das Mittelalter. Sein aber ist ein treffliches Werk: er gründete Duldung, Gerechtigkeit, öffentlichen, gesunden Sinn.

Kleine deutsche Universitäten, (wie Gießen und Greifswalde) haben mehr für menschliche Bildung gethan, wie das überreiche Oxford mit seinen glänzenden Einrichtungen und faulen Fellows.

Ein großer Fehler der Deutschen ist die fieberhafte Neigung, neue Ergebnisse anzukündigen und die Meister zu überbieten; was eine Sündfluth von kühnen Lehrsätzen und Paradoxien erzeugt".

„Eine mißverstandene Lehre von Freiheit hat bis jetzt in Frankreich verhindert, den Grundsatz der Schulpflichtigkeit anzunehmen. Religionen, die nicht in der menschlichen Natur wurzeln, werden dereinst verschwinden. Ich glaube an eine weitere Reform des Christenthums, sie wird aber nicht von Kritikern und Theologen ausgehen".

Salomos Ausspruch: „Alles ist eitel", ist oben ein edler Ausspruch. Rührt denn aber jener Ausspruch wirklich von Salomo her?

Schleiermacher. Die Franzosen loben ihre früheren Schriftsteller oft über Gebühr, die Deutschen fallen oft in den entgegengesetzten Fehler. So haben beschränkte Eiferer Schleiermacher auf arge Weise verketzert, während spätere Zeiten vielleicht erweisen werden: die verkünstelte Dogmatik bedürfe einer viel größeren Reform, als die Schleiermachers. Jene Widersprüche erhöhten den Eifer der Freunde des würdigen Mannes und selbst viele seiner Gegner haben ihm in löblicher Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Schon vor mehr als 60 Jahren stand ich in mündlichem und schriftlichen Verkehr mit Schleiermacher. Weniges von dem letzteren ist erhalten (Lebenserinnerungen 1, 82—90). — Er hat mich in die Berliner Akademie eingeführt, — und würde mich schwerlich hinausgeschoben haben. Er konfirmirte meine beiden Kinder und auch ich lernte sehr viel von ihm, beistimmend, oder auch als bescheidener Schüler widersprechend.

Der Brief der Frau Hertz über Schleiermachers Krankheit und Tod hat mich aufs Lebhafteste an jene Tage erinnert. Ich ging mit ihm aus der Akademie, die Linden hinab. Er war ungemein heiter und fern von allen Besorgnissen. Da sich aber Zeichen bevorstehenden Unwohlseins deutlich offenbarten, rieth ich ihm dringend daheim zu bleiben und sich sorgfältig zu pflegen. Er legte sich und ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Einzelne zerstreute Bemerkungen über Schleiermachers Lehre mögen hier Platz finden. Bei den Forschungen, die Religion betreffend, legt Schleiermacher den Nachdruck auf das Gefühl, Hegel auf Wissen und Erkennen. Es gehört aber Eins zum Anderen, und beide vereint, bilden erst ein Ganzes. Aehnlich (und ähnlich zu entscheiden) ist der Streit: ob die Grundsätze der Sittenlehre abzuleiten seien aus unmittelbarer, gefühlvoller Sympathie, oder aus Schlüssen der Vernunft; ob mit vorzüglicher Berücksichtigung des individuell Verschiedenen, oder des gleichartig Allgemeinen?

Schleiermacher sagt (Dogmatik 1, 11): „Die christliche Theologie muß suchen von der Weltweisheit frei zu werden". — Dies wird so wenig zu Stande kommen, als die so oft angepriesene Trennung von Kirche und Staat. Bei verwandten Beschäftigungen und Zwecken, bei denselben Personen wäre eine völlige Trennung unnatürlich und schädlich. Ja das gegenseitige Verhältniß von Einwirkung, Abhängigkeit,

Uebergewicht, hat sich nach Zeiten und Völkern immerdar verschieden gestellt.

Schleiermacher sagt (1, 21): „Jeder, der sich zu einer bestimmten Glaubensweise bekennt, oder einer bürgerlichen Gesellschaft mit wahrer Liebe anhängt, hält die anderen für falsch, für schlecht". — Unter anderen Verhältnissen kann aber auch Anderes gut und nützlich sein. Gewiß wäre Schleiermachers Dogmatik nicht zum Lehrbuch unter wilden afrikanischen Stämmen geeignet.

Schleiermacher sagt (1, 37): „Wo im monotheistischen Glauben auch Theophanien vorkommen, da werden diese (sofern sich ein schärferes Denken entwickelt) ganz von dem höchsten Wesen geschieden". — Verträgt sich dies mit dem noch immer verehrten athanasischen Glaubensbekenntnisse und der Behauptung (dem Muhamedanismus gegenüber) das Christenthum stelle den reinsten Monotheismus dar?

Ich läugne (gegen Schleiermacher 143), daß wenn die (sogenannte) Vollkommenheit erreicht sei, der Grund des Handelns erschöpft sei. Für den Menschen wächst alsdann viel mehr Kraft und Lust des Handelns.

Schleiermacher sagt (Predigten 1, 121): „Nur aus gedankenlosem Handeln kann eine Gewohnheit entstehen". Mit Unrecht ist diesem Worte nur ein schlechter Sinn untergelegt. Es giebt auch sehr anständige und heilsame Gewohnheiten, wie schon Aristoteles gründlich erwies und ihnen mit Recht eine große sittliche Bedeutung beilegte.

Schleiermacher sagt (Predigten 1, 248, 250): „Sehet auf den, welcher sein Gewissen durchaus als die Stimme Gottes behandelt". — Unzählige Male ist aber eigene Thorheit (unter dieser Formel) für Gottes Stimme ausgegeben worden. — Ferner: „Die Zuversicht, daß es besser wird, verläßt den Frommen nicht". — Gehört denn aber die Ueberzeugung zum Wesen des Frommen, daß es früher schlecht war?

Schleiermacher behauptet (Ethik 4): „Es kann nichts Thörichteres und Lächerlicheres erdacht werden, als wenn Jemand von einer ethischen Schule sagt, sie sei der Tugend günstiger, als eine andere". — Dies hat nur dann einen irgend vernünftigen Sinn, wenn gar nicht vom Inhalte, sondern etwa nur von der Form der Behandlung gesprochen wird. Auch sagt Schleiermacher deutlicher und wahrer (S. 6): „Ohne Zweifel muß es, wie für die Kunst, so auch für die Wissenschaft gelten, daß Gestalt und Gehalt einander gegenseitig zur Bewährung dienen".

Das Durchforschen von Schleiermachers scharfsinniger und tiefsinniger Kritik der Ethik, ist eine ernste und mühevolle Arbeit. Sie wird erschwert durch die eigenthümliche, oft unbequeme Sprache, durch den

Mangel verdeutlichender Uebersichten, Ueberschriften, Abtheilungen u. s. w., — vor Allem aber durch den Gegenstand selbst.

Daß nur ein Mann von großen Talenten eine Schrift entwerfen konnte wie Schleiermachers Weihnachtsfeier, versteht sich von selbst; doch will ich nicht verhehlen, daß mir (für meine Fassungsgabe) Manches zu künstlich, spitzfindig, — also entbehrlich erscheint, und daß es mir schwer wird, die Redenden (insbesondere die Frauen) als Personen gehörig zu unterscheiden und festzuhalten.

Spener. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß man die unermeßliche Zahl von Pflanzen, Insekten u. s. w. kaum dem Gedächtnisse einprägen könne. Sind aber alle diese Unterschiede nicht natürlicher und fester begründet, als die dogmatischen Haarspaltereien, wonach Eiferer 300 Ketzereien der Spenerschen Schule aufzählen?

Tieck. Manchen Leuten steht die Poesie in dem Maße höher, als sie sich zu dem Wunderlichen, ja Unmöglichen zu versteigen scheint. Sie halten z. B. einen gestiefelten Kater, ein Däumchen in der Wurst, sei weit sinnreicher, fantasiereicher, bewundernswerther als Dichterleben, Tod des Dichters u. s. w. Gelegentlich finden sie später jene erste Ansicht irrig, ohne die zweite zu begreifen und stehen dann vis à vis de rien.

Ich habe Köpkes Leben Tiecks wieder gelesen. Es hat 50 Jahre meines eigenen Lebens vor mir vorübergeführt und mich aufs Lebhafteste erregt. Um Tieck (den überreichen Mittelpunkt des Ganzen) schaarten sich in Dresden ausgezeichnete Männer und Frauen, eine wahre Musterkarte der mannigfachsten Richtungen und Entwickelungen. Alle Arten von Gedanken und Empfindungen kamen zur Sprache, und wer es verstand, den edlen Erzen Funken zu entlocken, dem ward Licht und Leben reichlich zu Theil. — Diesem Paradiese der Freuden und Genüsse gegenüber eröffnete sich aber auch (dem Vertrauen Genießenden) eine Reihe der bittersten Schmerzen, und die Dissonanzen ertönten nicht schwächer als die Konsonanzen. — Während dieser Wogen von Freude und Schmerz blieb unverändert Tiecks herzliche und treue Freundschaft. Für alle meine litterarischen Bestrebungen zeigte er die höchste Theilnahme, und weit entfernt, mich einzuschüchtern oder zu verhätscheln, belehrte und stärkte mich der gelehrte und ästhetische Kritiker in meinem Berufe.

Volney sagt: Die höchste Aufgabe des Menschen ist, sich zu erhalten; das Leben ist das höchste Gut, der Tod das größte Unglück. — Man vergleiche hiermit die Nirvana der Buddhisten.

Weber. Es sei erlaubt, mir aus meines Freundes Indischen Streifen ein paar Gedankenspäne herauszuschneiden.

1) Ueber die von den Ariern beſiegten Ureinwohner Indiens weiß man ſo viel wie nichts: der Gegenſatz zwiſchen Siegern und Beſiegten ſcheint indeß nicht ſo groß zu ſein, wie zwiſchen Negern und Weißen. Um ſo barbariſcher und verdammlicher iſt die Stellung der Sudra, und noch weit mehr die Behandlung der Paria. Kein eroberndes Volk iſt ſo grauſam geweſen, wie dieſe angeblich zarten und milden Hindus.

2) Nicht unnatürlich bewirkte die Tyrannei der Herrſchenden, Lebensüberdruß und Lebensverachtung. Wenn aber Buddha in höchſt preiswürdiger Weiſe von jener Tyrannei befreite (104), „der Inder wieder frei aufathmete und das Leben lieb gewann (107)", — wie damit erneuter Lebensüberdruß, wie die Nirvana verträglich ſei, bleibt mir unbegreiflich. Daß Buddhas des Menſchenbefreiers große „Thathandlung" (23), eine Wiedergeburt jener Verzweiflungs- und Vernichtungstheorie ſein könne, bedarf eines ſtrengen Beweiſes. Gewiß gehen derlei unnatürliche Künſteleien einzelner Theoretiker, nicht in die Praxis ganzer Völker über. Dies gilt auch von der übertreibenden Idealphiloſophie des Abendlandes.

3) Nur etwa mit Ausnahme des Moſes haben die größten Lehrer der Menſchheit nichts Schriftliches hinterlaſſen. Sokrates, Buddha, Chriſtus, Muhamed. Daraus iſt leider die Umgeſtaltung und Mißdeutung oft ihrer weſentlichſten Lehren hervorgegangen.

4) Die chriſtlichen Anſichten von der Hölle (vor Allen die des übermäßig bewunderten Dante), ſind ſo ſchauerlich als die der Inder (23).

5) Die Lehre von den Menſchenopfern iſt bei den Indern viel verwickelter, abergläubiſcher, widerwärtiger als bei den Griechen. Man vergleiche Webers Bericht mit der Iphigenie in Aulis des Euripides.

6) Die indiſchen Forſcher haben unſer Wiſſen außerordentlich vermehrt; ob auch unſere Wiſſenſchaft, darüber läßt ſich ſtreiten und wird geſtritten.

Insbeſondere klagen die Indologen, daß die klaſſiſchen Philologen das neu aufgefundene und ſchon ſo reichlich gefüllte Fach mit Unrecht geringſchätzten und ſich als ein vornehmeres Geſchlecht betrachteten und hinſtellten. — Die Philologen erwidern: wir anerkennen gern Fleiß, Ausdauer und Scharfſinn der Indologen, müſſen aber dabei verharren, daß ihre Ausbeute nach Form und Inhalt außerordentlich nachſtehe den aus Griechenland und Rom überkommenen Schätzen.

Williams iſt als Begründer des Staates Rhodeisland allerdings ein merkwürdiger Mann. Weit größer erſcheint er jedoch als der erſte, welcher ganz allgemeine, religiöſe Freiheit des Gewiſſens bis zum Mär-

tyrertod vertheidigte. Wenn er für die Verkündigung so erhabener Wahrheiten nicht größeren Ruhm erlangte (wie Kopernikus, Keppler, Newton) so liegt dies hauptsächlich daran, daß kein Verständiger die Ergebnisse ihrer naturwissenschaftlichen Forschungen bezweifelt, während über jene religiösen Wahrheiten unglückseliger Streit endlos fortdauert.

Winkelmann hätte als puritanischer Protestant keine Kunstgeschichte schreiben können, und als katholischer Mönch sich an griechischen Bildwerken nicht erbauen dürfen. Diese gerühmtesten Extreme erschienen ihm wohl als Karikaturen und machten ihn gleichgültig gegen die mittleren Abstufungen der Bekenntnisse. Sein wohlerkannter Lebensberuf war ihm die Hauptsache, unbedeutend dagegen die Frage, ob ein Protestant, oder Katholik mehr in der Welt sei.

Winkelmanns Begeisterung und sein damit in Verbindung stehender Styl war natürlich und an der Zeit; die seitdem aber unzählige Male wiederholten schwülstig leeren Phrasen, sind unnatürlich und ungeitig.

VIII. Staat.

Seitdem die verkehrten Gedanken aufgegeben sind, daß für alle Zeiten und Völker dieselbe Normalverfassung passe, oder daß (laut Pope) alle Verfassungen gleichgültig seien, ist es doppelt nothwendig, genau zu prüfen, was in jedem einzelnen Falle Bedürfniß und ausführbar sei. Ungeachtet der sonstigen Talente Platos, Rousseaus und Fichtes sind ihre Vorschläge und Ideale ganz unpraktisch. Mehr Belehrung bietet die Geschichte. Sie zeigt, daß alte Grundsätze, Eintheilungen u. dgl. zwar keineswegs alle Bedeutung verloren, aber doch oft ihre Physiognomie veränderten und berichtigt wurden. So erweisen fast alle Föderativstaaten, daß ihre landschaftliche, und noch mehr ihre Centralgewalt zu schwach war, um Ordnung aufrecht zu halten und die Befolgung heilsamer Gesetze zu erzwingen. Niemand glaubt mehr (wie Kant, kleine Schriften 3, 445), daß eine republikanische Verfassung nicht kriegslustig sein könne.

In der Demokratie herrscht die Quantität und stellt alle Personen gleich, ohne Rücksicht auf ihre Verschiedenheiten. In der Aristokratie herrscht die Qualität und nach derselben werden die Rechte abgestuft und vertheilt. Kann eine tüchtige Verfassung entstehen und bestehen, wo allein die Quantität oder allein die Qualität berücksichtigt wird?

Die Theologen lehren und behaupten: ihres Credos Hauptverdienst sei die Unveränderlichkeit; — nicht so die Politiker. Sie rühmen sich

der häufigen Umgestaltung ihres Glaubens, ihrer Zwecke, ihrer Fortschritte. Ich habe erlebt: die eigenthümlichen Ansichten der Beamten und Soldaten Friedrichs II.; Verschwendung, Bigotterie und sittlichen Leichtsinn zur Zeit Friedrich Wilhelms II.; die löblich einfache Regierung, das Unglück und die glorreiche Wiederherstellung unter Friedrich Wilhelm III.; das Schwanken in Beschlüssen, Mitteln und Zwecken unter Friedrich Wilhelm IV.; die zugleich kühne, besonnene, erfolg- und ruhmreiche Führung Wilhelms I.

Die Umgestaltungen bezogen sich auf die verschiedensten Dinge: Handel und Finanzen, Verfassung und Verwaltung, Kriegswesen und auswärtige Verhältnisse. Hierüber ins Einzelne einzugehen, ist bei dem unendlichen Reichthum des Stoffes ganz unmöglich; ich will nur eine Richtung berühren, die immer mächtiger wird, sich über viele Länder verbreitet und deren Dauer, sowie ihre letzten Folgen noch unabsehbar sind. Ich rede von der steigenden demokratischen Bedeutung der Massen und dem allgemeinen politischen Stimmrechte.

Die neuen Vertheidiger desselben sagen: „Je mehr Menschen man in Thätigkeit setzt, desto größer wird die Macht und die Weisheit. Damit man aber Viele in Thätigkeit setzen kann, darf man von ihnen nicht allerhand willkürlich ausgewählte Eigenschaften verlangen, vielmehr lediglich die wichtigste, unvertilgbare Eigenschaft im Auge behalten, — daß sie Menschen, mithin wesentlich gleich sind. Nur auf diese Weise wird das ganze Volk vertreten und in gebührende, allgemeine und örtliche Thätigkeit gesetzt.

Die Gegner dieser Lehre erwiedern: „Die Weisheit nimmt ab und die einseitigen Partei-Interessen treten in dem Maße mehr hervor, als die Zahl der Rathschlagenden wächst und man lediglich den unsicheren form- und haltungslosen Wahlen vertraut. Zur zweckmäßigen Führung jedes Geschäfts gehört Kenntniß und Uebung; und (weil politische Geschäfte die wichtigsten sind), die größte Vorbereitung und die strengste Auswahl. Seit Jahrtausenden hat das bloße Alter nicht ausgereicht, politisch stimmfähig zu machen; mindestens forderte man für die Wähler feste Ansiedlung und Steuerzahlung. Dies Verfahren hat sich bewährt; die neuesten Versuche fanden aber noch keine Bestätigung durch eine lange Erfahrung. Wie will man die aufgeregten, sich verbindenden, sich überall empörenden Massen leiten und zügeln? Kann man sich der Besorgniß erwehren, die scheinbar berechtigte, gewiß übermächtige Menge werde herrschen und Anarchie einbrechen, deren Folge immer die Despotie war?"

Hier ist nicht der Ort, den Beweis zu versuchen, in jeder dieser beiden Ansichten lägen mehr oder weniger Wahrheiten und Irrthümer

verborgen, oder zu Tage. Doch kann man das Paradoxon aufstellen: mit der Erweiterung des politischen Stimmrechts, vermindere sich die Zahl der entscheidenden Personen. Aristokratische, demokratische, hierarchische, socialistische Demagogen gewinnen heimlich, oder offenbar die Oberhand, und es treten dann die bürgerliche Ordnung störende Ereignisse ein, auf die man gar nicht gerechnet hatte.

So wie es einen äußersten Idealismus in der Spekulation giebt, so auch in der Politik und dem Staatsrechte. Die Allmacht, welche das liberum veto, dieser Idealismus anmaßlicher Persönlichkeit dem einzelnen polnischen Edelmanne (mit Zurücksetzung alles Gemeinsamen) gab, mußte in anarchische Nichtigkeit umschlagen.

Selbst die bestimmteste logische und praktische Abfassung eines Gesetzes, hebt die Möglichkeit einer verschiedenen Auslegung und Anwendung desselben nicht auf. Die Persönlichkeit eines Königs, die Gesammtheit einer Kammer gewinnt und behält hiebei den wichtigsten Einfluß. Dieselben Menschen haben (laut der Weltgeschichte) die mannigfachsten geselligen Einrichtungen gegründet, bewundert, erhalten, getadelt, abgeschafft. — In Wahrheit kann auch das Beste ausarten, und im Mangelhaften findet sich noch immer ein Bestandtheil der Wahrheit.

Manche Vorschläge rückläufiger, melancholischer Politiker, bezwecken die Menschen in den Zustand von Embryonen zu versetzen.

Wenn jedem Volke eine bestimmte Lebensdauer zugemessen ist, so können einzelne Familien (Dynastien) nicht klagen, oder sich wundern daß sie beseitigt werden, sobald ihre Lebenskraft erlischt. Die Geschichte zeigt daß Herrscher, welche nach ihrer Verjagung eine Wiedereinsetzung unternahmen und auf kurze Zeit durchsetzten, doch niemals auf die Dauer wieder einheimisch wurden und mit dem Volke verwuchsen.

Könige sind oft sehr unerzogen, ja ungezogen gewesen; Körperschaften (Kammern) bereiten sich aber ihren Untergang, wenn sie keine gesetzlich strenge-Zucht gegen sich selbst üben. Verschiedene Völker bedürfen einer verschiedenen Disziplin. Jedes soll seine Natur, seine Abgeschlossenheit bewahren: es ist ein leichtsinniger Selbstmord, diese, fremden Götzendienstes halber, aufzugeben. Andererseits aber ist es Hochmuth oder Faulheit, nicht über jene natürliche Grenze hinauszusehen, weil sich dadurch der eigene Reichthum vermindere und verunstalte. Wem dies widerfährt, der stand von Hause aus auf schwachen Füßen und sein Besitzthum war nur geringe.

Statt des aus der Mode gekommenen Kosmopolitismus hat sich der Begriff der Nationalität mit sehr bedeutenden Ansprüchen in den Vordergrund gedrängt.

Alle großen, in der Weltgeschichte hervorragende Staaten (Monarchien wie Republiken) von den Persern, Griechen und Römern bis zu den Arabern, Engländern und Russen, haben mehrere Völker beherrscht, woraus zum mindesten folgt, daß solch ein Bestreben, solch ein Ereigniß keineswegs unnatürlich ist. — Wiederum zeigt dieselbe Weltgeschichte daß, wenn die herrschenden Staaten irgendwie ihren größeren Werth, ihre Lebenskraft einbüßten, so trennten sich abhängige Völker und wurden selbstständige. Mithin sehen wir abwechselnd die Vereinigung kleinerer Genossenschaften zu einem größeren Ganzen; und wiederum durch dessen Auflösung den Uebergang zur Kleinstaaterei. Es wäre irrig, eine dieser Richtungen unbedingt zu loben, die andere unbedingt zu tadeln; jede hat ihre Zeit, ihre Licht- und Schattenseiten.

Ein Behaupten schwächlicher Unabhängigkeit wird auf die Dauer unverständig, ja unmöglich; andererseits soll kein mächtiger Hauptstaat dem kleineren Theile das verweigern, wozu er fähig, mithin berechtigt ist. Die Hoffnung, daß eine sogenannte Personalunion hinreiche, die sehr gelockerten Theile eines mannigfachen Staates für gemeinsame Zwecke zusammenzuhalten, dürfte leicht trügen; denn ein großer Fürst (oder eine kraftvoll leitende republikanische Behörde) wird bald erhebliche Gründe finden die willkürlich gesetzten Schranken zu durchbrechen, und unter einem schwachen Herrscher nähert sich Alles immer mehr einer anarchischen Auflösung und Trennung.

Militairische geschlossene Körperschaften geben nirgends wahre Hülfe; das beweisen Prätorianer, Janitscharen, Strelitzen und die eingeführten, aber wieder aufgegebenen russischen Kriegeransiedlungen. Woher nun in vielen Ländern der ungestüme Ruf nach einer Bürgerwehr? 1) Aus dem meist richtigen Gefühle, die frühere Heeresorganisation sei ungenügend. 2) Aus der irrigen Hoffnung, jede Bürgerwehr werde (vermöge ihrer vorausgesetzten höheren Begeisterung) allen geordneten Heeren siegreich widerstehen. 3) Aus der verhehlten Absicht, bei minder strenger Disziplin einen weit größeren Einfluß auf willkommene Beschlüsse zu gewinnen.

Abgesehen von diesen Gründen und Zwecken, war die natürliche Folge einer thätigen (oder auch zur Unthätigkeit berufenen) Bürgerwehr, die Unterbrechung nützlicher Arbeiten, die Angewöhnung an schlechte Zeitvertreibe (z. B. Trinken und Spielen), die Vernachlässigung des häuslichen und Familienlebens. — Wo die Heeresorganisation zweckmäßig und die Kriegspflicht allgemein ist, wird eine daneben stehende Bürgerwehr überflüssig, oder nur für Fälle brauchbar, wo man früher den Landsturm berufen wollte.

Wie unendlich weit von all dieser Theorie und Praxis stand oder lebte das Lehnswesen. Ich kenne dessen Mängel sehr genau, und diese Mängel haben ihm mit Recht seinen Untergang bereitet. Ehrfurcht aber habe ich vor dem großen Gedanken, daß zwischen Lehnsherrn und Vasallen, Herrschern und Beherrschten ein gemüthliches, sittliches, theilnehmendes Verhältniß bestehen solle. Gewiß war die Ausführung dieses Gedankens oft sehr mangelhaft, an sich war er sehr löblich. — An die Stelle dieses Gedankens ist in den Kammern und Parlamenten jetzt nur zu oft der ganz entgegengesetzte herrschend geworden. Man glaubt die Freiheit am meisten zu fördern und Staatsklugheit zu zeigen durch Mißtrauen, stetes Verneinen, Erheben von Schwierigkeiten, Parteiverbindungen u. s. w. — Das edle Lebensprinzip der persönlichen Anhänglichkeit, der Pietät, ist leider fast überall verschwunden. Gewiß giebt es Könige, welche es sehr erschweren, diesen Kern des Kopfes und Herzens bis zur thätigen Begeisterung auszubilden; ihn aber auch da zu verachten oder zu tödten, wo seinem beglückenden Wuchse nichts entgegensteht, wo er von oben herab liebevoll gefördert wird, ist eine sehr große Thorheit und ein unläugbares, kaltherziges Unrecht!

IX. Bemerkungen über einzelne Lebensverhältnisse.

Man hört viele Klagen Seitens der Bewohner des norddeutschen Bundes, welche irrig, vollendete Thatsachen als ungeschehen betrachten und die Weltgeschichte zurückschieben möchten. Auch sind nicht Wenige abgeneigt, mit Leib und Gut das zu leisten, was die Preußen schon längst übernahmen und sich zur Ehre rechnen. Das Bummeln, Nichtsthun und Nichtszahlen, dieser elende, schwächliche Zustand, konnte in einem lebensfähigen, selbstständigen Deutschland nicht länger geduldet werden; ja die Klagenden sollen daran denken daß sie neben einigem Verluste, Unschätzbares gewinnen. Manche möchten gern die faule Richtigkeit des alten Bundestages allmählich und unmerklich wieder einschmuggeln. — Hohe Steuern, welche dauernd wirklich gezahlt werden, erweisen Reichthum und Bildung und kommen (bei irgend zweckmäßiger Verwaltung) den Zahlenden wiederum zu Gute. — Wenn man eines Finanzmangels halber nützliche Unternehmungen hemmt und hinausschiebt, so folgt sogleich die Brotlosigkeit vieler nützlichen Arbeiter und später die Verdoppelung der Ausgaben.

Daß Einzelne ihrem natürlichen Beruf folgen und ihn wo möglich ausfüllen sollen, ist jetzt (wenigstens theoretisch) anerkannt; mehrere Völker sind aber noch nicht zu dieser Einsicht gekommen: sie mühen

sich unverständig ab auf unnatürlichen Bahnen und suchen ihre Nachbarn, böswillig und unchristlich, in ihrem natürlichen Entwickelungsgange überall zu stören.

Beschäftigungen, welche sich in dem Maße der darauf verwandten Arbeit lohnen, sind auf die Dauer einträglicher, als wo das Glück (wie in einer Lotterie) mitwirkt. Man vergleiche z. B. Bergbau und (deutschen) Weinbau mit Ackerbau. Jene größere Gleichmäßigkeit des Ertrages hat auch heilsame Folgen für das Wohlsein und die Sittlichkeit des Menschen.

Keineswegs haben alle Völker die Entwickelungsstufen von Jägern, Fischern, Hirten, Ackerbauern durchgelebt. (Humboldt, Ansichten 1, 72. Dixon, Amerika 1, 95).

Der letzte große, rasch beendete, folgenreiche Krieg des Jahres 1866 hat glänzend erwiesen, welchen hohen Werth die allgemeine Erziehung zur Tapferkeit und Vaterlandsvertheidigung besitze, und wie viel Disziplin mit Begeisterung verbunden, die Menschen über den Zustand gewöhnlicher, bedeutungsloser Tage erheben. Diese Höhe läßt sich nicht plötzlich und sprungweise erreichen, wohl aber lassen sich Dinge herbeischaffen, die Geld kosten. Auf diesem Wege hat man die Militairausgaben bis ins Unerschwingliche gesteigert. Aus sehr vielen Gründen könnten und sollten Rußland und Frankreich mit ihrer Verminderung preiswürdig vorangehen.

Die Staaten und die Einzelnen, welche keinen Kredit haben, mögen sich bisweilen in übeler Lage befinden; weit schlimmer jedoch, wenn sie Kredit finden und davon schlechten Gebrauch machen. Dies gilt von Lieutenantsschulden, bis zu verkehrten Staatsunternehmungen.

Mehrung des Geldes erhöht den Preis, aber darum noch nicht den Gebrauchswerth der Dinge: man denke an Wohnung und Kleidung, an Brot, Fleisch und Bier u. s. w.

Wenn der Engländer sagt: „Zeit ist Geld", so steht er viel höher als alle über Langeweile klagende und nach Zeitvertreib suchende Leute; aber er bleibt doch auf halbem Wege stehen: denn Zeit ist unendlich kostbarer, unersetzlicher als Geld.

Unsere Wittwenkassen sind sehr mangelhaft eingerichtet, bloße Lotterien, wo man das eine Mal 50 Jahre zahlt und nichts bekommt, und ein anderes Mal nach höchst kurzem Beitrag 50 Jahre lang Pensionen verabfolgt werden. Für die Kinder wird garnicht gesorgt, und im Fall die Wittwe erst 1½ Jahre nach dem Tode des Mannes Pension erhält, so ist dies höchst drückend und unangenehm. — Daß die

Lebensversicherungs-Anstalten viel billiger und zweckmäßiger eingerichtet sind, leidet keinen Zweifel.

„Die Mahl- und Schlachtsteuer ist die ungerechteste, verdammlichste Steuer, für deren Abschaffung jeder Freund des Fortschritts der Menschheit stimmen muß.' Aehnliches gilt für Petroleum und Tabak". — Wir bemerken, schon vor 100 Jahren hegten die Physiokraten eine unbedingte Vorliebe für direkte Steuern, und während der Revolution kamen ihre Grundsätze gutentheils zur Anwendung. Jedoch mit so schlechtem Erfolge, daß man den betretenen Weg bald verlassen mußte. Schwerlich würden ähnliche Versuche auf die Dauer jetzt besseren Erfolg haben.

Die Preise des Getreides (schlechte Aernten nicht zu erwähnen) wechseln oft von einem Markttage zum anderen so sehr, daß die Mahlsteuer dagegen gering erscheint. Ihr Erlaß würde für den täglichen Bedarf eines Menschen (insbesondere beim Roggenbrote) so wenig bewirken, daß sich der Gewinn kaum in Geld und Gewicht ausdrücken läßt. Wie bei dem Erlaß der Salzsteuer käme beim Erlaß der Mahl- und Schlachtsteuer der Gewinn keineswegs den Armen, sondern meist ganz anderen Leuten zu Gute. Keine Steuern drücken weniger, als die, an welche man sich gewöhnt hat, und insbesondere haben die indirekten Steuern diesen Vorzug. Eine große Erhöhung der Vermögens- und Einkommensteuern würde zu den mühseligsten Weitläufigkeiten führen, endlose Klagen hervorrufen, bedeutende Reste veranlassen und zu unzähligen Unwahrheiten naheliegende Veranlassung geben, — auch Fremde und Reisende ganz unbesteuert lassen.

Unbeantwortete Fragen. 1) Wie wirkt der unversteuerte Eingang einer ungeheuer großen Menge von Petroleum auf den einheimischen Anbau von Raps und Rübsaat? — 2) Welche ihrer hohen zahlreichen, unbilligen, ja, unklugen Schutzzölle gegen deutsche Erzeugnisse, werden die Amerikaner unaufgefordert aus zarter Dankbarkeit für die irrige Nichtbesteuerung ihres Petroleums eiligst erlassen?

Freiwillige Kolonisten siedeln sich weit besser an und werden viel eher einheimisch, als verschriebene, geworbene und zu bestimmten Geschäften angewiesene Personen. Ein Kolonist letzter Art weigerte sich zu irgend einer Gemeinelast beizutragen und erklärte zu Protokoll: „Ich bin lediglich engagirt zum Peupliren, und das habe ich nach Kräften gethan".

Kolonisten in Nowawes bei Potsdam beschwerten sich, daß der hiezu verpflichtete Fabrikant sie nicht beschäftige. Als dieser trotz mehrmaliger Aufforderung beharrlich schwieg, ward ihm ein Landreiter ein-

gelegt. Noch immer keine Antwort. Endlich erklärte er dem ihm zugeschickten Referendarius: „ich werde den Landreiter gern behalten; denn er ist leichter zu ernähren, wie ein ganzes Dorf. Die Kolonisten wollen nur ein Zeug weben, das völlig aus der Mode ist und Niemand kauft. Sie weigern sich leichte Veränderungen an ihren Webstühlen vorzunehmen. Gebe ich ihnen nach, so werde ich binnen Kurzem bankerott."

Man bemerkte, daß während der hiedurch entstehenden Muße die neuwaveser Forst sich allmählich und zuletzt so weit entfernte, daß das Holzstehlen nicht mehr bequem und einträglich genug erschien.

Fürst Metternich sagte mir zur Zeit der Stiftung des Zollvereins: „Die Maßregel ist bei dem über die Vertheilung der Einkünfte angenommenen Grundsatz finanziell sehr nachtheilig für Preußen, da die hoch besteuerten Waaren im Norden verbraucht werden; politisch dagegen weise und folgenreich".

Welch unermeßliche Menge von Betrachtungen der mannigfachsten Art kann man aus dem einzigen Satze herleiten: „London hat fast eine Million Einwohner mehr, als die Schweiz in ihren 22 Kantonen". (London 3,126,635, die Schweiz 2,510,494.)

In der alten Welt war es schon ein großes Unternehmen, wenn ein gebildeter Grieche nach Kleinasien, Aegypten, Marseille reisete. Jetzt fühlt sich Herr Gardner (Vorsteher des botanischen Gartens in Ceylon) von Sehnsucht ergriffen, Brasilien kennen zu lernen und vorzugsweise daselbst zu botanisiren. Der Plan wird glücklich ausgeführt. — So in der neuen Welt!

Oft sind die Berichte der Reisenden ein Wiederhall herrschender Ansichten. Man vergleiche die Berichte über die liebenswürdigen Wilden, geschrieben zur Zeit Rousseaus, mit neueren wissenschaftlichen Beobachtungen. (Martius 3, 1267.) Was ist nun subjektiv, was objektiv, was bleibt als Wahrheit?

Die natürlichste, ungefährlichste, herzlichste, heilsamste Demokratie ist die Demokratie der Schule.

Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Christen aller Bekenntnisse und Juden sitzen friedlich neben einander, schließen gemüthliche, dauernde Freundschaften, lernen unnütze Streitigkeiten und Gegensätze geringschätzen, echten Menschenwerth richtig würdigen und hochschätzen.

Und dies Alles, diese glückliche, fürs ganze Leben friedliche, fruchtbringende Aussaat würde untergraben, wenn jemals ein übertriebener, unchristliche Spaltungen erzeugender Konfessionalismus, (den die belehrende Zeit Gottlob ermäßigt hatte) wieder herrschend würde.

X. Kunst.

Die allgemeinste, erfreulichste, unentbehrlichste aller Künste ist für den Menschen die Kunst der Rede. Ueber den Ursprung der Sprache ist gar viel Scharfsinniges und Wunderliches behauptet worden. Sowie alle Organe im Menschen (zufolge höherer Anordnung) thätig wirken für eigenthümliche Zwecke, so auch die zur Sprachbildung bestimmten. Sie sind sämmtlich Gaben des Schöpfers und eines so zweckmäßig und geheimnißvoll wie das andere.

In jeder Sprache, in jedem Volke finden sich hieher gehörige, besondere Anlagen. So sprechen die Engländer viel undeutlicher, als die Italiener, und die Schotten und Nordamerikaner deutlicher als die Engländer.

In unserem Vaterlande schreien Redner an einzelnen Stellen oft dergestalt, daß es selbst einen Schwerhörenden schmerzt, und lassen dicht daneben die Stimme so sinken, daß man nichts versteht. Höchstens vernimmt man die Vokale a, e, i, o, u, und die Diphthongen ä, ö, ü, während die Konsonanten ganz verschwinden. Das Gegenstück zu den Sprachen, welche die Zeichen der Vokale ganz wegließen. In den Schulen wird (durch die Schuld der Lehrer) das kunstgemäße, laute und deutliche Sprechen leider fast ganz vernachlässigt, und von 100 Schülern werden kaum 10 es wahrhaft lernen und sich aneignen.

Man kann von den grammatischen Anlagen einer Sprache nicht auf den Werth ihrer Litteratur schließen, und der Reichthum jener Formen ist kein Maßstab wirklicher Entwickelung.

Den philologisch grammatischen Bewunderern des Indischen, Griechischen und Römischen muß die englische Sprache als die unvollkommenste erscheinen; und doch überbieten die in ihr geschaffenen Werke alles Indische und stehen dem Griechischen und Römischen gleich. Der Geist verwandelt und beherrscht das Werkzeug.

Ich habe oft an einem Tage Bücher in sechs Sprachen gelesen. Welch unermeßliche Menge von Tönen, Worten, Gedanken gehen durch das Bewußtsein hindurch; — und alle diese Schätze liegen verborgen und sprossen hervor aus einem Raume, einem Orte, der so klein ist, daß man ihn noch nicht mit Sicherheit aufgefunden hat. Neben der staunenden Bewunderung über diesen unerschöpflichen Reichthum drängt sich andererseits die Wahrheit hervor: man könne denselben nicht als ein Verdienst betrachten, ja man begreife schlechterdings nicht, wie er entstehe, wie man zu seinem Besitz komme, und woher die Fähigkeit entspringe, ihn zweckmäßig zu gebrauchen und zu beherrschen.

Nach meinem Anfangs sehr bekämpften Vorgange, werden jetzt die Reden auf der Universität deutsch gehalten, und nur die Vertheilung der Preise wird (keineswegs zweckmäßig und folgerecht) noch in lateinischer Sprache verkündet. Die Erlaubniß, deutsche Dissertationen zu schreiben, glaubte man als erfreulichen Fortschritt bezeichnen zu dürfen, muß aber jetzt leider erstaunen, welche barbarische Sprachmengerei (ärger als im siebenzehnten Jahrhundert) dadurch hereingebrochen ist. Ich gebe nur eine Periode zur Probe. „Er unterschied zwei Arten der Tuberkelbildung oder affection, die infiltrirte Tuberculose und die Miliartuberculose; erstere sollte in diffuser, letztere in circumscripter Ablagerung von Tuberkeln bestehen. Der einzelne Tuberkel besteht aus einem Agglomerat kleiner lymphoider Zellen, in ein bindegewebiges stratum eingebettet".

Die lateinischen Preisaufgaben bei den Universitäten gehen nicht hervor aus begeisterter Wahl der Studenten, sondern werden ihnen zugewiesen (extrovirt); sie haben ferner die schädliche Folge, daß das nothwendige allgemeine Studium ganz um eines einzelnen Gegenstandes willen, auf lange Zeit bei Seite gelegt wird.

Es ist begreiflich daß die Neigung, Eindruck zu machen, von mäßigem Schmucke der Rede, allmählich zu thörichten und lächerlichen Uebertreibungen führt; kaum begreiflich aber ist es, daß die ganz entgegengesetzte Richtung in gewissen Kreisen Beifall findet, ja Mode werden kann. Schriftsteller, welche für Schönheit und Beredsamkeit richtiges Gefühl besitzen und fähig sind, ihren Werken eine seltene Vollendung der Darstellung zu geben, sollen sich fern halten von einer pedantischen Partei vielleicht augenblicklich herrschender Kritiker. Diese vernachlässigen vorsätzlich die Form, sehen in einem Mischmasch von Text und Noten und Citaten, Beweise eigenthümlicher Begabung und großer Gelehrsamkeit. Trotz anmaßlicher Hoffnung liefern indeß diese unkünstlerischen Fabriken nur vergängliche Waare.

Der oft wiederholte Ausspruch: de gustibus non est disputandum, stellt irrig den reinsten und den verderbtesten Geschmack gleich hoch. Es läßt sich vielmehr über Geschmack und Geschmacksurtheile scharfsinnig streiten und aus genügenden Gründen feststellen, ob Jemand Geschmack habe, oder sich in eitler Anmaßung voreilig einbilde, ihn zu besitzen.

Vor vielen Jahren hatte ich den Plan, einen Aufsatz zu entwerfen über das Schauspielwesen, vorzüglich unter den Römern. Der Plan ist jetzt ganz unausführbar; doch sind nachstehende Auszüge vielleicht manchem Kenner und Liebhaber willkommen.

Aristoteles fragt: woher kommt es, daß die Schauspieler meist nichts taugen? (πονηροὶ ἄνδρες). Ob, weil sie sich am wenigsten dem Studium der Weisheit ergeben (indem sie den größten Theil ihres Lebens mit den ihnen nothwendigen Künsten beschäftigt sind), oder weil sie meist in Genüssen schwelgen, oder in Dürftigkeit leben? Beides führt nämlich Schlechtigkeit herbei. (Probl. 30, 10.)

Plautus. Es gab im Theater conquisitores, welche aufpaßten daß nicht parteiische oder gewonnene Klatscher (olaquearo), Beifall oder Mißfallen spendeten. (Amphitruo Proo. 82.)

Der Schauspieler, welcher sich vergeht (deliquit), bekommt Schläge; wer nicht, bekommt zu trinken. (Gilt dies allgemein, oder nur von denen, welche Sklaven vorstellen. Cistellaria am Schlusse.)

Ein Schauspieler, der zu spät kam, ward ebenfalls körperlich gestraft (Vapulabit meo arbitrio, et noverum aedilium. Trinummus IV., 2, 147). — Zweideutige Frauen sollen nicht in der Vorhöhe (proscenium) sitzen, die Matronen schweigend zusehen und nicht laut lachen. (Plautus im Prolog.)

Cornelius Nepos. Bei den Griechen gereichte es nicht zur Schande (turpitudini), im Schauspiel vor dem Volke aufzutreten; bei den Römern hielt man es für mehr oder weniger schmachvoll. (Proem.) Folgerecht aber war es nicht, wenn römische Bürger in den Atellanen auftraten, wo es an Unanständigkeiten nicht fehlte. (Valer. Max. IV., 4.)

Cicero. Der Schauspieler soll Maß halten, mit seinen Kräften und dem Streben nach Wirkung, sonst ist er gelegt bei den Hauptstellen matt und erschöpft. Viel kann der Schauspieler aus der Rhetorik lernen, so daß alle Uebertreibungen, insbesondere des Scherzhaften, nichts taugen. Oft wird strenge Kritik geübt: man zischt und pocht, wenn der Schauspieler sich taktwidrig bewegt und eine Silbe irrig lang oder kurz ausspricht. (de Orat. I, 59.)

Horaz klagt über Vernachlässigung des ächten Schauspiels, über falsche Vorliebe, unpassende Theilnahme, Gleichgültigkeit, Laune u. s. w. (Epist. II, 1, 169.)

Livius. Bei den Griechen gab die erste Veranlassung zu Schauspielen ein Fest, — bei den Römern eine Pest. (VIII, 2.)

Velleius lobt, daß der Konsul Scipio die Anlage eines neuen Theaters gehindert habe. (I, 15.)

Valerius Maximus tadelt, daß die zu Ehren der Götter und zum Vergnügen der Menschen eingeführten Schauspiele, oft zum Verderben der Bürgerschaft Veranlassung gegeben. Er erzählt: der Senat habe verboten, 1000 Schritt nahe der Stadt Schauspiel-Einrichtungen mit

Eisbänken zu treffen, auf daß mit Erholung der Geister verbunden werde die den Römern eigenthümliche, männliche Kraft des Stehens. Etwa 200 Jahre v. Ch. wurden auf Veranlassung des älteren Scipio Afrikanus die Sitze der Senatoren von denen des Volkes getrennt, was dieses sehr übel nahm. Im Jahre 364 v. Ch. wurden die ersten Fechterspiele in Rom gegeben. — So wie wir die Schauspielhäuser heizen, ließ sie Pompejus durch Wasser in Röhren kühlen. (II, 4.)

Seneca klagt, daß die edelsten Jünglinge von Pantomimen ganz abhängig würden, und deren Bewunderung seitens der Männer und Weiber alles vernünftige Maß weit übersteige. (Epist. I, 47; quaest. natur. VII, 32.)

Suetonius. Julius Cäsar gab Spiele mit Schauspielern aus vielen Völkern (omnium linguarum histriones). Selbst Vornehme nahmen Theil, und den pyrrhischen Tanz tanzten die Kinder asiatischer und bithynischer Fürsten. Bisweilen war solch Gedränge, daß Mehrere, selbst Senatoren ums Leben kamen. (39.)

Augustus besuchte fleißig die Schauspiele. Sie übertrafen alle früheren an Mannigfaltigkeit und Pracht, unter anderen die Seegefechte und das sogenannte trojanische Spiel. Dem Volke, dem Senate und den Soldaten waren bestimmte Plätze angewiesen. Weiber durften gewissen athletischen Kämpfen nicht beiwohnen. Gegen Schauspieler übte man strenge Zucht und strafte sie selbst körperlich. Polades ward verwiesen, weil er einen Zuschauer, der ihn auspfiff, mit dem Finger kenntlich bezeichnete. (45.)

Als im Theater, Streites halber, Menschen erschlagen wurden, verwies Tiberius die Häupter der Parteien, und die Schauspieler deretwegen der Streit entstanden war (37). — Caligula tadelt heftig, daß während Kriegsgefahr, Senat und Volk Schauspiele besuche. — Claudius verwandte sehr viel auf glänzenden Ausbau des Circus. Obgleich die Gladiatoren ihm zuriefen: „Wir Sterbende begrüßen dich", — zwang er sie zu kämpfen (21). — Auch unter Nero wurden Parteihäupter der Pantomimen verwiesen (16). — Seine Ungebührlichkeiten überböten jedoch Alles, was diese verschuldeten (20).

Plinius der jüngere. Als eine reiche Frau, Quadratilla, eine ganz übermäßige Vorliebe für das Schauspiel zeigte, fanden sich Mehrere die in gleicher Weise das Theater besuchten, bewunderten, entzückt waren, Beifall bezeigten; — gewiß als Schmarotzer und Erbschleicher. — Trajan mißbilligte die bei Spielen und Festen über die Kaiser ausgesprochenen, unwürdigen Schmeicheleien; — und das Volk mißbilligte seitdem

ebenfalls gewisse Pantomimen, weibische Kunststücke und andere unwürdige Bestrebungen. (Epist. VII, 24; Panegy. 46, 54).

Tacitus. Im Jahre 15 n. Ch. entstand im Theater ein solcher Skandal, daß mehrere, selbst angesehene Personen ums Leben kamen, und im Senate der Vorschlag gemacht wurde: man solle den Prätoren das Recht verleihen, die Schauspieler mit Ruthen zu züchtigen. Der Vorschlag ging damals nicht durch, weil es hieß, Tiberius habe sich einst dagegen erklärt. Doch scheint man später strenge Maßregeln ergriffen zu haben. (Ann. 1, 77). So ward festgesetzt: kein Senator soll das Haus eines Pantomimen betreten, Ritter dürfen dieselben nicht auf der Straße begleiten. Ungebühr von Zuschauern begangen, wird mit Verweisung bestraft. Dasselbe widerfuhr den Histrionen im Jahre 23 n. Ch. (Ann. 4, 14).

Auch Claudius erließ scharfe Verfügungen gegen alle im Theater begangene Ungebür (Ann. 11, 13). Unschickliche Begünstiger der Schauspieler erlitten Gefängnißstrafe (Ann. 12, 28). — Zur Zeit Neros gab es in Rom ganze Heerden von Schauspielern und Kastraten (Hist. 3, 71) und gegen alle Sitte betraten angesehene Römer die Bühne (Ann. 14; 20).

Die Art der Darstellung und das Urtheil über die Schauspieler wechselten in Rom gar sehr (Dial. c. 29), und Tacitus sagt darüber in seiner ernsten Weise (c. 29): „Gewisse eigenthümliche und besondere Untugenden unserer Stadt scheinen sich beinahe schon im Mutterleibe zu erzeugen, Parteieifer für Histrionen, Liebe zu Gladiatorspielen und Pferden. Hievon eingenommen und besessen, wie so wenig Sinn hat der Geist dann noch für edle Beschäftigungen! Wie Wenige möchte man wohl finden, die zu Hause von irgend etwas Anderem reden. Welche andere Unterhaltungen junger Leute vernehmen wir, wenn sie einmal die Hörsäle betreten. Nicht einmal die Lehrer führen über irgend etwas häufiger Gespräche mit ihren Zuhörern."

Es ist bekannt, welche entsetzlichen Frevel und welche Gefahren sogar für den Staat aus den theatralischen Streitigkeiten in Konstantinopel entstanden.

Im Tetrete Gratians heißt es (nach Cyprian): den Schauspielern soll man die heiligen Geheimnisse keineswegs anvertrauen, damit die Scham und Ehre der Kirche nicht durch eine so schändliche und infame Gemeinschaft befleckt werde (de consecrat. Dist. 3, c. 95). — Wer an einem feierlichen Tage aus der Kirche bleibt (die solemni) und ins Schauspiel geht, verfällt in den Bann (Dist. 1, c. 66).

Nach dieser etwas langen Abschweifung erlaube ich mir wieder einige Bemerkungen vorzulegen.

Die Aegypter hatten in einer Kunst, der Baukunst, einen hohen und eigenthümlichen Grad der Vollkommenheit erreicht; doch soll man die Pyramiden nicht übermäßig bewundern: sie sind Beweise geschmackloser Tyrannei. Aber selbst die vollkommeneren Werke in Oberägypten zeigen nicht die ästhetische Abrundung und Abgeschlossenheit griechischer Tempel.

Noch mehr stehen die Aegypter zurück hinsichtlich aller anderen Künste und der gesammten Litteratur.

Wir nehmen gewöhnlich an, daß die Werke griechischer Künstler deshalb so schön ausfielen, weil sie von schönen Urbildern umringt waren. Mein Aufenthalt in Konstantinopel, Smyrna, Athen war viel zu kurz, als daß ich das Gegentheil behaupten dürfte. Viel bedenklicher aber ist es, wenn Cicero sagt (de nat. deor. I, 18): „Als ich in Athen war, fanden sich unter den Schaaren heranwachsender Jünglinge kaum einzelne schöne". — Wenigstens giebt dies Grund zu der Vermuthung: die griechischen Künstler seien für die ächte Schönheit so begeistert gewesen, daß sich in ihren Werken für das vorhandene (und sich gern aufdrängende) Unschöne gar kein Raum fand. — Doch giebt es allerdings auch jetzt Maler, welche so wenig von der Schönheit, als manche Theologen von der Religion verstehen. Ja etliche von diesen verwerfen alle sinnlichen Bestandtheile der Kunst, mithin die Kunst selbst.

Musik. Wenn Jemand (wie Jöcher) ein Gelehrten-Lexikon schreibt, so erwähnt er mit Recht auch die kleineren Leute; wenn aber in einer Geschichte der Kunst dasselbe Verfahren beobachtet wird, so verschwinden alle größeren Gesichtspunkte, es kommt zu keinem allgemeinen, lehrreichen Ueberblick, die unzähligen Einzelnheiten ermüden, und man sieht den Wald vor Bäumen nicht. So ergeht es mir beim Lesen der sonst verdienstlichen, vielleicht zu gelehrten Geschichte der Musik von Ambros.

Die Lehre: es sei nicht nöthig, daß man sich den Worten und Charakteren des Operntextes anschließe, ist jetzt beseitigt. Nicht minder irrig bleibt aber die Behauptung: ein großer Komponist verdecke alle Mängel des Textes. Mozarts così fan tutte hat z. B. die Wirksamkeit seiner übrigen Opern nie erreicht, während der mit großem Unrecht getadelte Text der Zauberflöte den reichsten Stoff bietet zu den mannigfachsten und schönsten musikalischen Offenbarungen.

Händels Israel in Aegypten ist ein erstaunenswürdiges Werk; dennoch bleibt der Text (diese lange Reihe von Plagen) unmusikalisch. Neben sehr gelungenen Malereien finden sich auch Künsteleien, und die

große Zahl der fast ununterbrochen aufeinanderfolgenden Töne, bietet keine genügende Abwechselung.

Wenn Pythagoras lehrte: „Die Tugend soll harmonisch sein," so läßt sich dies mit seiner Zahlenlehre in Verbindung bringen; weil in der Musik die Konsonanzen auf einfachen, harmonirenden Verhältnissen, die Dissonanzen dagegen auf verwickelten, mißtönenden beruhen.

Giebt es, analog der Interferenz von Licht- und Wasserwellen, auch eine Interferenz der Schallwellen, und wie würde dieselbe auf die Musik wirken?

Prediger und musikalische Dirigenten bieten ihren Zuhörern sehr verschiedene Erscheinungen. Manche der ersteren halten es ihrer Würde angemessen, so unbeweglich zu stehen wie eine Bildsäule; während ich in meiner Jugend sah, daß der nachmalige Minister Ancillon auf der sehr weiten Kanzel lebhaft deklamirend hin und herging und bald diesem, bald jenem Theile seiner Zuhörer, Gesicht oder Rücken zuwandte.

Alle möglichen Abstufungen des Bewegens oder Nichtbewegens finden sich unter den musikalischen Dirigenten. Die beweglichsten unter so vielen, die ich im Leben sah, waren Reichardt und ——; der ruhigste von allen Spontini; Mendelssohn wippte taktmäßig mit den Beinen. Viele standen in der Mitte, doch dem einen oder anderen Aeußersten näher. Jedenfalls ist es besser und minder störend, sich ruhig zu verhalten, als mit Armen und Beinen die Musik zu begleiten.

In den Schulen werden die Kinder nicht bloß gutes Kunstwerk kennen zu lernen und dasselbe in sich aufzunehmen, sondern gleich eifrig bestrebt sich der Lehrer, das Denken, das Erzeugen neben dem Empfangen zu befördern. Daher die Mannigfaltigkeit schriftlicher Aufsätze und Uebungen. — Die meisten Musiklehrer vernachlässigen dagegen diese zweite Hälfte der Bildung fast ganz. Sie gehen (wie die lieben Aeltern es wünschen) lediglich darauf aus, eilligst Fingervirtuosinnen zu bilden, welche dann in Gesellschaften glänzen und bewundert werden. Aber diese Kopirmaschinen sind selten im Stande, acht Takte zu erfinden, und wissen selbst nach welchen Gesetzen man von einem Tone in den anderen übergeht.

Wie oft hört man von liebenswürdigen Mädchen mit schöner Stimme eine heitere oder rührende Melodie vortragen, versteht aber von dem unentbehrlichen Texte kein Wort! Dies allgemein verbreitete, höchst traurige Uebel entsteht dadurch, daß man den schon im Sprechen sehr oft vernachlässigten, undeutlichen Konsonanten, beim Singen noch weniger das ihnen gebührende Recht gönnen läßt. Der tönende Vokal wird beim Singen jedesmal sehr ausgedehnt und bestimmt in der Regel

ein so langes Zeitmaß, daß der stumme Konsonant ganz verschwindet. Man wird also den Sänger nie verstehen, wenn er die Konsonanten nicht weit mehr wie beim Sprechen (ja scheinbar pedantisch übertrieben) hervorhebt. Dies ist das einfache, unerläßliche, unentbehrliche Mittel so singen zu lernen, daß man den Text versteht.

Es ist lehrreich, die drei (bereits öfter in der Sing-Akademie aufgeführten) Requiem von Jomelli, Mozart und Cherubini zu vergleichen. Das erste ist bei Weitem das einfachste in Behandlung und Benutzung der Stimmen und Instrumente. Die Harmonien sind weniger verwickelt, die Melodien minder kühn. Darum aber auch bisweilen dünn, ja langweilig. Dies ist zum Theil Folge des damaligen Bildungszustandes der Musik, theils aber auch Folge der geringeren Begabung Jomellis, dem man (wie die Franzosen sagen) einen succès d'estime nicht versagen kann, der aber den ersten Genien nicht beigezählen ist. Gewiß stehen Mozart und Cherubini höher. Nur waren sie andern Versuchungen ausgesetzt. S. Bach hat sich z. B. in seiner bewundernswerthen Messe (ungeachtet der kunstreichen Behandlung) dem Ausdruck religiöser Frömmigkeit näher gehalten, als Mozart in seinen Fugen, und nie die Instrumentalbegleitung so übertrieben wie Cherubini in einigen Theilen seines trefflichen Werkes.

Den 20. Dezember 1801 bin ich Mitglied der Berliner Sing-Akademie geworden. Ueberlege ich, was mir in meinem langen Leben die zahlreichsten Freuden, die edelsten Genüsse gewährt hat, so ist es ohne Zweifel die Sing-Akademie. Gewiß eine große Empfehlung des trefflichen Instituts!

Des H.-R. Bitter Schrift über Chrysanders „Shakespeare und Händel" veranlaßt mich, wenige Worte hinzuzufügen:

1) Shakespeare steht allein und einzig da in der ganzen Litteraturgeschichte, alle seine Vorgänger und Nachfolger erscheinen, im Vergleiche mit ihm, gering und unbedeutend. Händel steht dagegen keineswegs vereinzelt und einsam da, sondern hat wenigstens einen ihm völlig ebenbürtigen Zeitgenossen; er lebt innerhalb einer ununterbrochenen, großartigen Entwickelung.

2) Seine Musik reicht aus, den sittlichen Zustand der Völker zu verbessern.

3) Händels Oratorien sollten keine Opern sein und sie werden. S. Bachs Passionsmusik nach dem Matthäus ist mindestens ebenso dramatisch als die Oratorien Händels. Gluck war der Schöpfer einer höheren, herrlichen Oper, und Spontini sein würdiger Nachfolger.

4) Die Instrumentalmusik hat ihre großartige, eigenthümliche Berechtigung: sie kann Empfindungen, Leidenschaften, Muth, Zorn, Heiterkeit u. s. w. ausdrücken und erwecken. Allerdings aber gibt es ein ungebührliches Ueberfluthen der Instrumentalmusik, und es wird in unseren Tagen entsetzlich viel Zeit vergeudet zum Studiren und Hören von oft kaum mittelmäßiger Instrumentalmusik.

XI. Arzneikunde.

Oefter als dem Geistlichen, wird jetzt dem Arzte gebeichtet. Er soll aber nicht (wie leider jene sehr oft) unbedingte Unterwerfung fordern, sondern (so verlangt es die Natur) seinen Kranken eine Grille, ein Vorurtheil, einen Akt der Willkür verstatten, ohne zornig zu werden und vorerst seine Hülfe zu verweigern.

Kein Arzt kann die Philosophie entbehren, und je nachdem er sich das eine oder das andere System aneignet, wird seine Heilmethode eine andere werden. Er bedarf sittlicher Grundsätze über Mäßigkeit und Unmäßigkeit, Genießen und Büßen, Zorn und Ungeduld, thätiges und beschauliches Leben, Astrologie, Wunder, Träume, Zauberei, Ahndungen, Hexerei u. s. w. — Gedankenlose Empirie kann zufällig das Wahre finden, überschwenglicher Dogmatismus oft das Wahre verfehlen; nur theoretischer und praktischer Verstand verbunden, trifft das Richtige.

Gleich ein Unterschied, ob (laut Condillac) die verschiedenen Organe eine Seele aufbauen, oder diese (laut Stahl) den Leib bildet, — bisweilen auch wohl zu Grunde richtet. — Wenn Cabanis sagt: „les nerfs, voilà tout l'homme", — so giebt es keine Unsterblichkeit der Seele. — Nur der Mensch kann moralisch sein, und auf dessen Sittlichkeit kann und soll der Arzt wirken.

Die genauesten Analysen des Gehirns erklären gar nichts über empfinden, denken, wollen und handeln. Die 63 Elemente der heutigen Chemiker sind nicht die das wahre Leben erweckenden, aber erzeugenden Elemente.

Man sagt: „die Kopfknochen sind Fortsetzung und Umbildung der Wirbel, — und ähnlich das Gehirn Fortsetzung und Umbildung des Rückenmarks" (Schreiber 2, 321). — Richtig aber nur in dem Sinne, wie Pflanze und Frucht, Umbildung der Knospe sind.

Angeblich streng entgegengesetzte Systeme der Arzneikunde gehen doch möglicherweise ineinander über, wie Solidar- und Humoral-Pathologie, wie in der Chemie Säuren und Laugen. Ebenso scheint mir gleichviel einer künstlerischen und einer wissenschaftlichen Behandlung der

Wirkungen seiner unbedingten Verschiedenheit abgemessen. Das Eine gehört zum Anderen, und Hippokrates ist nicht bloß ein künstlerischer, sondern auch ein wissenschaftlicher Arzt.

Auf die Therapie ist in neueren Zeiten weit weniger Zeit und Kraft verwandt worden, als auf die Pathologie. Doch verlieren mehrere hier ausgesprochene, schwer verständliche, angeblich tiefsinnige Lehren bereits sehr an Kredit. Hahnemann hatte (neben vielen Irrthümern) gewiß Recht, wenn er die Beobachtung auf das Gesunde hinlenkte.

Der Mensch ist ein Ganzes — und auch nicht. Ein Ganzes im Bewußtsein, im Denken, Wollen, Handeln; kein Ganzes in fast allen anderen Beziehungen. Ohne seinen Einfluß, seine lebende (oder hemmende) Theilnahme bewegen sich Herz, Lunge, Fingernerde u. s. w. Jeder Theil seines Leibes verrichtet, unbegreiflich und in größter Nähe, höchst eigenthümliche Geschäfte; — und die Ergebnisse dieser mannigfachen Thätigkeiten zeigen wiederum eine Einigkeit in dem Gesammtleben. Welche Veranlassung, welcher Stoff zu unermüdlichen Forschungen!

Es giebt keinen Beweis dafür, daß, wenn die Lebenskraft hinstirbt, eine besondere Seelenkraft unabhängig fortdauere.

Alle sinnlichen Eindrücke lassen etwas Bleibendes im Menschen unverändert, und wiederum erzeugen sie Veränderungen. Die Sinne sind also (nach dem heutigen Sprachgebrauche) zugleich sinnlich und sinnlich. — Es giebt nicht weniger Irrthümer des Verstandes, als der Sinne. Jene sind schwerer auszurotten und zu widerlegen als diese.

Ich kann mir keinen Begriff machen von einem lebendigen, thätigen Geist, der aller fünf Sinne für immer beraubt wäre. Von den Schattenbildern geistiger Selbstbeobachtung habe ich anderwärts gesprochen; aber die leibliche Selbstbeobachtung führt gar leicht zu einer ähnlichen, endlosen Quälerei. Aus einzelnen Erfahrungen z. B. über essen und trinken leitet man allgemeine Regeln, Gebote und Verbote ab, die in Wahrheit völlig grundlos sind. Man schert ohne Noth sich und die Seinen, zieht den Kreis des Erlaubten aus Aengstlichkeit immer enger, bis Verwöhnung und Entwöhnung eine Rückkehr zur einfachen Natur unmöglich macht.

Da meine Natur zu derlei melancholischen Grillen und übereilten Schlüssen gerade wenig Hang hat, konnte ich an mir die genauesten Beobachtungen anstellen, und wiederholte Erfahrungen lehrten, daß z. B. dieselben Speisen unter denselben Verhältnissen genossen, demnach verschiedene, ja ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbrachten. Das legte

wohlbegründete Ergebniß war, alle diätetischen Regeln und Vorschriften bedürfen einer neuen, gründlichen Prüfung.

Warum (fragte mich der alte, würdige Heim) heißt es: Gott wird die H. und Ehebrecher richten? — Ich weiß nicht. — Weil kein Mensch Gründe, Veranlassungen und Antriebe abzuschätzen und gebührend zu beurtheilen im Stande ist. — Heim erzählte jetzt medizinische Fälle, wo ihm, nach vorhergegangenem schärfen Tadel, Gründe zur völligen Lossprechung gegeben wurden.

In Genf sagte ich einem berühmten Arzte: da jeder die unausbleiblichen Folgen seines ungeordneten Wandels selbst trägt, so brauchen andere, insbesondere Behörden, schwerlich einzugreifen. — Sie irren (erwiderte der Arzt): Kinder und Kindeskinder werden ein geistig und leiblich erbärmliches Geschlecht, und die Menschheit bewegt sich hier auf einer Bahn allmähliger, unvermeidlicher Ausartung.

Löbliche Bemühungen der Geistlichen, der Aerzte, der Polizeibeamten, sind gewiß in diesen Regionen sehr dankbar anzuerkennen, wogegen strengere Mittel derlei Uebel ganz auszurotten, dieselben nur vermehrt haben.

Wie sich die Unsittlichkeit des Saufens, Spielens und der Unkeuschheit in ihren unmittelbaren und mittelbaren Folgen gegeneinander verhält, erfordert eine eigene, gewiß lehrreiche Untersuchung. Sie muß sich erstrecken auf natürliche oder unnatürliche Veranlassungen, Verführung, Angewöhnung, Sündlichkeit, auf die Folgen für den Einzelnen, die Familie und die bürgerliche Gesellschaft.

Klagen, daß all diese Ausschweifungen nie in der Welt so arg gewesen, wie jetzund, sind zweifelsohne unbegründet: wie z. B. Häser in seiner Geschichte der epidemischen Krankheiten erweiset. Auch dürfen wir an die Zeit Ludwigs XIV. und XV., der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina, und selbst Friedrich Wilhelms II. erinnern.

Und von oben herab verbreitete sich damals die Ausartung auch in den niedrigeren Kreisen. Möge sie nur jetzt nicht von unten sittenlos und gefährlich ihren Ursprung nehmen!

XII. Wissenschaft.

A. Mit Recht rühmen wir uns Deutsche, daß wir wissenschaftliche Gegenstände tiefsinniger und umfassender behandeln als andere Völker.

B. Dagegen wird selbst unseren ausgezeichneten Schriftstellern vorgeworfen: sie vernachlässigten die Form, mißhandelten die Sprache und

ſchrieben unverſtändlich, während kein anderes Volk ſich ſo ungebührliche Kühnheiten erlaube.

A. Dieſe Vorwürfe ſind übertrieben.

B. Ich werde Ihnen die Beweiſe vorlegen.

A. Vielleicht wäre es das beſte Gegenmittel, wenn man (ſo wie ſonſt) mit dem Studium der Logik den Anfang machte.

B. Erſchiene ſie nur nicht ſo trocken, daß ſie Viele von dem Studium der Philoſophie zurückſchreckte. — Leiſtete die Logik wirklich, was ſie verſpricht, oder doch hoffen läßt, ſo müßte aller Irrthum längſt ausgerottet ſein. Ihr Formalismus iſt, dem Realismus gegenübergeſtellt, nicht mächtig genug, und die ehemals häufige Verbindung der Logik mit der Rhetorik, gewährte nur eine fremdartige, gefährliche Hülfe. — Der gewöhnliche Irrthum iſt beweglich, weshalb man den Irrenden auf einen richtigen Weg bringen kann; unbegründete Ueberzeugungen ſind dagegen unbeweglich und eigenſinnig.

A. Die von ihnen geforderte Verſtändlichkeit und Schönheit der Form erfordert eine populäre Behandlung: ſie wollen alſo wichtige Zwecke durch geringhaltige Mittel erreichen.

B. Keineswegs! Ich will vielmehr wichtige Zwecke durch würdige, zulängliche Mittel erreichen. Iſt es doch gelungen, die Ergebniſſe der Aſtronomie Unzähligen verſtändlich vorzutragen.

Die Darſtellungen der philoſophiſchen Syſteme zeigen die mannigfachſten Abſtufungen von einem abſtrufen, unverſtändlichen, formloſen Aeußerſten, bis zu Humes Abhandlungen: der Epikureer, Stoiker, Platoniker, Skeptiker. Hume zeigt, wie die Anhänger dieſer Schulen ihnen gemäß das wirkliche, praktiſche Leben auffaſſen und ausfüllen. Merkwürdig indeſſen, daß Ariſtoteles garnicht erwähnt wird. Vielleicht weil jene genannten Syſteme nicht ohne Hinneigung zu Uebertreibungen, zur Karikatur ſind, der ächte Ariſtoteliker dagegen überall die einfache, geſunde Mitte für Theorie und Praxis feſthält. — Wer nicht leſbar ſchreibt, wird nicht geleſen.

A. Was hilft Ihnen alle Popularität, wenn Preßzwang hemmend eingreift?

B. Größere Freiheit hat nicht immer größere Mäßigung, Höflichkeit und Weisheit herbeigeführt. Der oft verſpottete Ausdruck: „Geben ſie Gedankenfreiheit," hat einen ſehr richtigen Sinn. Denn wo z. B. Mittheilung der Gedanken erſchwert, oder verboten wird, giebt es keine Gedankenfreiheit. Wohl aber giebt es Gedanken, die ergreifender, gewaltiger ſind, als alle ſinnlichen Eindrücke.

A. Sie stimmen also dafür, „daß der formale Vernunftgebrauch nicht frei genug sein könne".

B. Soll sich dies nur auf Formen und logische Gesetze beziehen, so ist der Kreis zu eng gezogen; denn der reale Vernunftgebrauch ist eben so nothwendig und viel umfassender. — Ich hörte in diesen Tagen wieder einmal so gewaltig auf den Verstand schimpfen, daß man glauben sollte, es sei ein Glück unverständig, oder ein Vieh zu sein. Gewiß benehmen sich diese Feinde des Verstandes oft sehr unverständig.

A. Oft aber bringt das geringe Ergebniß oder die Beschränkung der Wissenschaft, zur Verzweiflung.

B. Da aber selbst ein verneinender Abschluß ein vernünftiger ist, so ist er auch beruhigend; den daneben hervortretenden Trost nicht zu erwähnen.

A. Kann man sich aber von diesen und ähnlichen Sorgen nicht am bequemsten durch das befreien, was man in neueren Zeiten Ironie genannt hat?

B. Besteht diese Ironie darin, daß ich mich über den aufgefaßten, behandelten, dargestellten Gegenstand erhaben fühle und meine persönliche Unabhängigkeit und Selbstständigkeit behaupte, so ist mir an dieser Vornehmthuerei gar nichts gelegen. Vielmehr mag ich mich mit Personen und Gegenständen litterarisch nicht abgeben, die nicht (Alles zu Allem gerechnet) mehr sind, wie ich, von denen ich dankbar mehr empfangen als ihnen bieten kann.

A. Ist es aber nicht kläglich, daß alle Wissenschaft, Mechanik, Physik, Chemie nicht im Stande ist, ein Wölkchen zu vertreiben, welches das Beschauen der Sonnenfinsterniß behindert?

B. Wenn meine obigen Andeutungen Sie nicht beruhigen, so biete ich Ihnen zur Auswahl Variationen eines alten Volksspruches:

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß;
Was ich nicht weiß, macht mich heiß;
Was ich weiß, macht mich nicht heiß;
Was ich weiß, macht mich heiß.

A. Sie scheinen gegen Sorgen, Kummer und Schmerz heiter gepanzert zu sein.

B. Nur gegen die unnöthigen, willkürlich erkünstelten Schmerzen. — Es ist sehr betrübt, daß man so viel Dinge vergißt, die man gern behielte; ich halte es aber für ein noch größeres Uebel, daß man Dinge behält, die man gern vergessen möchte: der Lethe ist ein großer, tiefsinniger, aber unpraktischer, aprioristischer Gedanke.

Erinnerungen 50—60 Jahre alt, treten oft plötzlich, ohne scheinbare Veranlassung, mit einer entsetzlichen, unverminderten Kraft jener Gegenwart vor die Augen; ja es läßt sich kaum annehmen, daß nach dem Tode, bei einer persönlichen Fortdauer und ungeschwächtem Gedächtnisse, jene Leiden jemals verschwinden. Es giebt unsterbliche Schmerzen!

A. Leid thut es mir Ihnen zu diesem schmerzlichen Stoßseufzer Veranlassung gegeben zu haben. Kehren wir vom Herzenskummer lieber zum Kopfbrechen zurück. — Ich höre von allen Seiten (insbesondere von frommen Leuten), „Nichts Materielles kann denken." Sind Sie derselben Meinung?

B. Ich finde für diesen, als selbstverständlich hingestellten Satz, nicht den geringsten Beweis, weiß auch nicht was das Bejahen, oder Verneinen desselben, der Frömmigkeit nützt, oder schadet.

A. Eine andere Sonderbarkeit. Schmid sagt (Mysticismus 13): „Der Charakter des Wissens in seiner möglichst vollkommenen Gestalt ist Wandelbarkeit, Unvollkommenheit, Beschränktheit und Widerspruch."

B. Ich behaupte das Gegentheil vom ächten Wissen; oder es läßt sich über den (so oft in falsche Mystik und Schwärmerei ausartenden) Glauben, ein ähnlicher Tadel aussprechen.

A. Schmid sagt ferner (S. 15): „Die Verneinung der Welt, ist Gott."

B. Darf ich hinzufügen: Die Bejahung der Welt ist der Teufel?

Wahrscheinlich hängt dies zusammen mit der Bekämpfung aller irdischen Lust. Heißt es doch bei Schleiermacher (Plato 2, 1, 13): „Sie ist etwas durchaus Fließendes, nur in einem Uebergange von einem Werden zum anderen Entstehendes." — Dasselbe gilt aber auch vom Schmerze, von der Unlust, ja von allen Dingen auf Erden. Der Werth und Unwerth der Gedanken und Thaten beruht also nicht darauf, daß sie in der Zeit ablaufen, entstehen und vergehen. Von dieser Bewegung kann sich nichts frei machen; auch das scheinbar Unbewegliche, ist für menschliche Betrachtungsweise ein Fließendes und Werdendes.

Da das Wort: „Lust", für viele Personen etwas Tadelnswerthes oder doch Geringes bezeichnet, so möchte ich zur Berichtigung andere Halbsynonymen in Vorschlag bringen: Freude, Genuß, Glück, Zufriedenheit. Hiernächst behaupte ich, daß jedes tugendhafte Handeln mit diesen Gemüthszuständen in löbliche und nothwendige Verbindung tritt. Und ebenso jede ächte Mehrung der Erkenntniß. Irrig aber ist es nur die intellektuelle Lust zu billigen: die sinnliche gehört auch zur menschlichen Natur, und erreicht ihre höchste Stufe in der Schönheit und in der

Kunst. Wer von der Schönheit nichts [illegible], und die Kunst gar verachtet, ist um deswillen keineswegs sittlicher, [illegible] nur einseitiger und beschränkter.

Oft stehen diese Ansichten mit der Neigung in Verbindung, zu kritisiren, das Hochstehende und Anerkannte zu bemäkeln und herabzusetzen, seltener Verkanntes zu rechtfertigen und Vergessenes in ein neues, wohl verdientes Licht zu stellen. Jede würdige Kritik geht hervor aus Begeisterung für die Wahrheit.

A. Dächten die Leute nur häufiger an das Gebot: Was Euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch. Sofern die hiebei nothwendige Prüfung sich auf mich selbst bezieht, komme ich unschwer zu einem deutlichen Ergebniß, ob aber dasselbe, Gesetz für alle Menschen werden könne und solle, erfordert eine schwierigere Prüfung.

B. Dennoch führt dies einfache Gebot besser zum Ziele als viele künstliche Formeln. Die Stoiker sagen z. B.: „Du sollst der Natur angemessen leben.“ — Was ist denn aber Natur, was angemessen? Diese allgemeine Formel führt nicht zum Ziele, ist kein Rettungsanker: die Stoiker lebten und starben nicht der Natur gemäß. Indessen muß auch jene Vorschrift: „Was ihr wollt u. s. w.“, billig und verständig ausgelegt werden. So verlangt sie keineswegs eine ganz vollkommene Gegenseitigkeit und ein Gleichgewicht der Wechselwirkungen. Man darf z. B. Besuche annehmen, ohne Gegenvisiten zu machen, Einladungen annehmen, ohne Mittagsmahle zu geben, sich etwas gern vorsingen lassen ohne selbst wieder zu singen u. s. w.

A. Die philosophischen Schulen haben sich (wie ich an dieser Stelle wiederholen darf) sehr abgemüht ganz allgemeine ethische Regeln und Gesetze aufzufinden. Viel weniger Fleiß ist darauf verwendet, und der Erfolg weit geringer, das Besondere der Sittenlehre aufzustellen für einzelne Völker und Stände, Jünglinge und Greise, Männer und Frauen.

B. Wiederum beruhen die meisten Urtheile, welche man über das Thun und Lassen der Menschen fällt, nicht auf einem allgemein anerkannten Grundsatze, sondern auf persönlichen Ansichten; sie haben also nur persönliches Gewicht, und vertreten keine selbständige, sittliche Wahrheit. So z. B. wenn man sagt: das Mädchen hätte ich nicht geheirathet, diese Reise nicht unternommen, dies Buch nicht gelesen, diesem Arzte nicht vertraut, diese Predigten nicht gehört u. s. w.

A. Es giebt indessen auch eine demokratische Gleichmacherei. Sie stellt oft alle Handlungen in Beziehung auf Pflicht und Tugend gleich, ohne Rücksicht auf Quantität und Qualität. Die Stellung, die Hand-

lungsweise der Menschen bleibt verschieden, und ebenso ihre Begabung, ihr Verdienst, ihre Schuld, ihre Verantwortlichkeit. Ich nenne es ein leeres Spiel à la baisse, durch verneinende, ausstreichende Abstraktion es dahin zu bringen, daß man zwischen einem Straßenkehrer und einem Könige keinen Unterschied sieht und sehen will. Allerdings ist ein guter Straßenkehrer in seiner Art besser als ein schlechter König; allein Art, Verdienst, Verantwortlichkeit, Schuld, und geschichtliche Beurtheilung bleibt wesentlich verschieden.

B. Ohne empirische Zuthat, ohne Gegenstand und Zweck, kommt der Mensch nicht zum Handeln. Allerdings hat dies keinen Werth ohne Gesinnung; aber Gesinnung ohne Handlung ist auch mangelhaft. Zur rechten Uebung jeder Tugend gehört Veranlassung, Gelegenheit. Jeder Soldat der bei Königsgrätz mitkämpfte, übte in wenigen Stunden mehr kriegerische Tapferkeit, als ich in einem langen Leben. Es giebt aber auch eine bürgerliche, politische, wissenschaftliche Tapferkeit. — Aus der Tüchtigkeit Aller geht das allgemeine Wohl hervor. Doch ist dies nicht bloß eine zusammenaddirte Summe des Wohlbefindens der Einzelnen, vielmehr entstehen aus der Verbindung, wichtige geistige (gleichsam chemische) heilsame Neugestaltungen.

A. Wir haben bisher nur von gut handeln gesprochen, man verlangt aber als höchste Verklärung das Schönhandeln. Sollte uns nicht die Philosophie am Besten den Weg zeigen?

B. Nur nicht die Logik, weit eher die vielseitig belehrende Geschichte der Philosophie. Erlauben Sie daß ich Ihnen einiges darauf Bezügliche in kurzen Andeutungen mittheile.

Wiederholen darf ich gleich Anfangs, daß die meisten Philosophen der alten Welt (z. B. Epikureer und Stoiker) ihre ganze Lebensweise sichtbartlich, ja auffällig ihrem Systeme gemäß einrichteten, während in neuerer Zeit eine solche Uebereinstimmung sich weit weniger kundgiebt. Ja für manche, von Philosophie sprechende Menschen, ist dieselbe (wie gesagt) nur eine Art Mantel, den sie bei schlechtem Wetter umhängen, und bei Sonnenschein als lästig zur Seite werfen.

Besonders kläglich und dürftig ist der Zustand eines angeblich vollkommenen Idealisten, dem seine Person so wichtig erscheint, daß ihm die ganze Welt unbedeutend wird, oder er sie kurzweg leugnet. Leider geht gewöhnlich mit dieser Allgenugsamkeit Hand in Hand, eine haltungslose Unzufriedenheit. — Ein Gegenstück hiezu ist die Ungeschicklichkeit, sich mit dem Uebergewicht der Welt zu verständigen, was in religiöse Angst und theologische Grillen hineinführt.

Jede Philosophie die danach strebt sich ganz aprioristisch und syste-

matisch aufzubauen, geräth in Gefahr zusammenzuschrumpfen und in Langerweile zu vertrocknen.

Im Protagoras des Platon wird von beiden Seiten hin und her sophistisiert: „ob die Tugend lehrbar sei, und die Tugenden gleich oder verschieden." — Zu dem was ausgebildet werden soll, muß eine Anlage vorhanden sein. Wenn sich nun selbst Thiere dressiren lassen, so kann man hinsichtlich des Menschen noch weniger behaupten, alle Mittel der Erziehung und Belehrung wären vergeblich, von der liebevollen Pädagogik an, bis zur ernsten Disziplin und dem strengen Kriminalrecht. — Die Tugenden ferner sind beides, gleichartig und verschieden. Sie lassen sich (unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit) unter einem allgemeinen Begriff zusammenfassen.

So einfach erscheinen mir Laien die Antworten auf jene sehr weitläufig und künstlich behandelten Fragen.

Ich will nicht wiederholen, was ich an anderen Orten über die Unsterblichkeit gesagt habe, jedoch einige Randglossen die ich zu Platons Phädon niederschrieb, hier kurz zusammendrängen:

1) „Der Leib, heißt es (II, 3, 37), stört nur die Seele und läßt sie nicht zur Einsicht und Wahrheit gelangen." — Ich halte diese bloß verneinende (negirende) Ansicht vom Leibe für irrig. Er hilft und vermittelt, und die Reden von der freien Thätigkeit der Seele, ohne Leib und Sinne, ermangeln aller Klarheit und Beweiskraft.

2) „Alle Dinge entstehen aus dem Entgegengesetzten." Also die Leiber aus der Seele, und die Seelen durch den Leib?

3) Es fehlt an allen Beweisen, daß wir schon einmal auf Erden lebten. Ein Sein ohne Bewußtsein und Gedächtniß, ist eben kein wahres Sein. Immer liegt es näher eine Fortdauer nach dem Tode anzunehmen, als ein Sein vor der Geburt. Aber freilich, was einst entstand, kann auch dereinst ein Ende nehmen.

4) Der Mensch hat keineswegs immer ein einartiges Sein (58), er verändert sich viele Male. Das „immer sich-selbst-gleich-sein", ist nicht sowohl vernünftig und geistreich, als unthätig und langweilig, — ja unmöglich.

Plato sagt (Philebus II, 3, 139): „Die Einen nehmen an, das Leben wird glückselig durch das Wohlbefinden, die Anderen durch das Vernünftigsein." — Dieser Gegensatz erscheint mir einseitig und ungenügend. Es giebt kein Wohlbefinden beim Unvernünftigsein, und kein Vernünftigsein ohne Wohlbefinden. Eins gehört untrennlich zum Anderen; der entgegengesetzte Schein entbehrt aller Wahrheit, wie Plato an anderen Stellen selbst zugiebt.

Anhang.

Da ich einige Bemerkungen nicht an passender Stelle einfügen konnte, sei es erlaubt sie hier, in bunter Folge, vorzulegen.

1) Unzählige Male ist die Vorschrift: „Kenne dich selbst", ausgesprochen, anempfohlen, aber nie vollständig befolgt worden. Oder, wer kennt denn seinen Leib? Wer weiß wozu einzelne Theile bestimmt sind? woher einzelne Krankheiten, oder wo und wie Leben überhaupt entsteht. Ahndet jemand daß ein Schlagfluß ihm im nächsten Augenblick den Tod bereite u. s. w.

2) Die Lehre von der Seelenwanderung, in und durch Geschöpfe höheren Ranges als der Mensch selbst, ist nur selten geglaubt, oder erträumt worden. Seelenwanderungen angeblich durch niedere Geschöpfe, verlieren alle Bedeutung, sobald man von persönlicher Unsterblichkeit überzeugt ist.

3) Der Gegensatz zwischen Mechanik und Dynamik ist kein unbedingter, denn zur Mechanik gehört auch eine bewegende Kraft.

4) Theses. Wenn ich am vorgeblichen Ende der Welt stehe, und kann den Arm ausstrecken, so stehe ich keineswegs am Ende der Welt. Wenn ich durch irgend etwas behindert, ihn nicht ausstrecken kann, so stehe ich ebenfalls nicht am Ende der Welt: — also giebt es kein solches Ende.

Wenn der weiße Lichtstrahl in verschiedene farbige Strahlen zerfällt, so ist es nicht nothwendig daß alle die gleiche Schnelligkeit der Bewegung haben und behalten. Nebeneinander angespannte Pferde bewegen sich gleich schnell, keineswegs aber losgespannte, freigelassene Pferde.

Die verschiedenen auf Erden erzeugten farbigen Lichtstrahlen haben ebenfalls verschiedene Schnelligkeit. Roth (sagen alle Inhaber von Bierstuben) ist das schnellste, wirksamste und intensivste Licht für unsere anlockenden Laternen.

Der Kandidat, welcher diese Theses zu vertheidigen unternahm, ist im Examen durchgefallen!

5) Selten läßt sich ein Zusammenhang der Träume mit wachenden Zuständen erweisen. Ich träume jede Nacht, und will aus unzähligen Kuriositäten nur zwei erwähnen. Ich trete an mein Fenster, da schaut Einer herein. Wer sind Sie? — Der türkische Sultan. — Was wollen Sie? — Ich bin mit meiner Frau unzufrieden und wünsche daß sie mir eine bessere verschaffen. — Ich und mein Nachbar, der Prediger Deibel erhalten den Auftrag, uns zu dem persischen König Xerxes zu begeben, und wo möglich die Freilassung der gefangenen Griechen auszuwirken.

6) Für die Statistik der Litteratur ist viel geschehen, aber noch viel zu thun übrig. Die Zahl der in verschiedenen Ländern gedruckten Bücher ist ziemlich bekannt; aber nicht minder lehrreich wäre es zu wissen, wie stark jede Auflage sei und wie hoch der Verkaufspreis. Wenn z. B. in Deutschland wenige hundert und in Nordamerika mehrere tausend Exemplare eines Buches verkauft werden, so ist dies Ergebniß von großer Wichtigkeit. Wiederum geht der zahlreiche Ankauf in Nordamerika zum Theil hervor aus den entfernten und zerstreuten Wohnungen, dem oft schlechten Druck und den, dadurch ermöglichten wohlfeilen Preisen.

Angenommen die vorstehend gewünschten Mittheilungen wären glücklich zu Stande gebracht, so ist man damit noch keineswegs am Ziele. Eine Hauptfrage bleibt: wie viele Personen lesen. Aus der Zahl der Bücher kann man gar nicht auf die Zahl der Leser schließen. Denn vor Allem fragt sich: wer kann lesen? Angenommen z. B. in Frankreich würden mehr Bücher gedruckt, als in Deutschland, so hat es doch wohl keinen Zweifel daß hier mehr Kinder und Menschen lesen gelernt haben. Wiederum wissen wir nicht, ob Alle die da lesen können, wirklich lesen. Mithin ist zur Feststellung des litterarischen Bildungsstandes eines Volkes noch viel zu thun übrig.

7) Nach dem Verfahren mehrerer Geschichtschreiber, hätte ich meine 6 Bände füllende Geschichte der Hohenstaufen auf mindestens 30 Bände ausdehnen, und mehr Noten und Beilagen geben müssen, als Text. — Jeder hat seine Art und seinen Zweck, weshalb ich Andere nicht tadeln will, aber anführe daß einer der größten Geschichtschreiber, Gibbon, ebenfalls alles minder Bedeutende (ja Langweilige) zur Seite warf und seinem vortrefflichen Werke nur sehr mäßige Noten beifügte. — Ihm gegenüber darf ich freilich nicht sagen: anch' io sono pittore!

8) Als Gymnasiast sagte ich einem Onkel: „Lieber Onkel! Diese Geschichten haben Sie schon öfter erzählt." — Er antwortete: Du wirst dereinst im Alter auch Geschichten öfter erzählen und hoffen, daß sich die Hörenden gern und theilnehmend in die Vergangenheit und die Sinnesart des Erzählenden versetzen." — Jetzt habe ich oft Veranlassung dieser Weisung für das Sprechen (und Drucken) zu gedenken!!

XIII. Religion und Theologie.

Ueber diese hochwichtigen Gegenstände sprach ich bereits an mehreren Orten so umständlich, daß hier nur noch zerstreute Bemerkungen folgen können, die einer doppelten Nachsicht bedürfen.

Nirgends iſt es ſchwerer die mannigfaltigen äußeren Thatſachen und die Forderungen der Vernunft in Uebereinſtimmung (oder vielmehr in Harmonie) zu ſtellen und bis zur Wahrheit vorzudringen. Allerdings kann man im Allgemeinen (in abstracto) ſagen: „die Wahrheit iſt nur eine;“ — aber Geiſt und Vernunft ſpiegeln das Gegebene ſehr verſchieden ab, ja ſie verwandeln es. Woher ſonſt die Vedas, die Zendaveſta, Confucius, der Brahmaismus und Buddhismus, der Talmud, der Koran, die mannigfaltigen chriſtlichen Bekenntniſſe?

Der Polytheismus iſt natürlich duldſam, er iſt ſogar zufrieden wenn die Götter nicht allzu mächtig und bisweilen anderwärts beſchäftigt ſind. Manche Perſonen dieſer Art hat die neuere Naturlehre in Kräfte verwandelt. Wenn man bisweilen einige jener Götter beſeitigte, oder ihre Herrſchaft unter ihre Nachkommen vertheilte, ſo geſchieht jetzt Aehnliches durch die Phyſik und Chemie. Alsdann zerfällt z. B. die Luft in Stickſtoff, Sauerſtoff und Kohlenſtoff. Die antike Weiſe erſcheint poetiſcher, die neue rationeller.

Zwiſchen dem Buddhismus und dem Chriſtenthume finden ſich einzelne Aehnlichkeiten, z. B. Nachdruck gelegt auf das Sittliche, Gleichſtellung der Menſchen u. ſ. w. So wenig indeſſen der Buddhismus im Stande war, übertriebene Abhängigkeitsverhältniſſe ganz zu vernichten, ebenſowenig das Chriſtenthum. Gewiß haben die Nationalitäten auf Bildung und Ausartung des Buddhismus Einfluß gehabt; niemals aber iſt die lebendige, thätige, muthige Welt des Abendlandes, bis zu dem thörichten Lehrſatz hinabgeſunken: das Daſein, das Leben, ſei ein zu vertilgendes Grundübel.

Mit Unrecht vergißt man, daß Muhameds Angriffe hauptſächlich wider das ſehr ausgeartete Chriſtenthum gerichtet waren, und ohne allen Wahrheitsgrund, ſein Erfolg unmöglich erſcheint. Noch jetzt berichtet Gumprecht (in ſeinem Afrika [231, 281] nach dem Zeugniß vieler Reiſenden und ſelbſt chriſtlicher Miſſionare), daß die Verbreitung des Islam durch würdige Verkündiger, auf die afrikaniſchen Völker in jeder Beziehung den vortheilhafteſten Einfluß übe.

Eine frühere Charakteriſtik Muhameds durch den Profeſſor der Philoſophie Wahl (Koran 73) lautet: „Jedem fehlt es an Durchbildung, oder er iſt nicht redlich geſinnt, oder es ſchlägt in ſeinem Buſen ein verkehrtes Herz, wenn er in Muhamed nicht erkennt den Wollüſtling, den dreiſten Kühnling, den leichtſinnigen, eigennützigen, ſtolzen und hoffärtigen, ruhmſüchtigen, dünkelhaften und anmaßenden Menſchen, den ſchlauen und liſtigen Heuchler, Schleicher und ſcheinheiligen Gleißner, den ſpitzfindigen Schwätzer, Lügner und Grübler, den, wenigſtens im

männlichen Alter, seit seinem Auftritt als Religionsstifter, bloß verstellten absichtlichen Schwärmer, Mystiker, Fanatiker, das herrschsüchtigen, eroberungssüchtigen, verschlagenen und verschmitzten, ergeizigen, die Religion nur zum Deckmantel benutzenden und mißbrauchenden, gegen andere Glaubensbekenner nur scheinbar duldsamen Betrüger, den grausamen und rachgierigen Machtgebieter, und in vielen seiner Aussprüche und Handlungen den unverschämten Bösewicht."

Hören wir von entgegengesetzter Seite wenigstens eine Stimme. Rousseau sagt (contrat social 2, 7): „Die Gesetze Mosis und Muhameds, welche seit Jahrtausenden die halbe Welt regieren, zeugen noch heute von der Größe derjenigen Männer, welche sie gegeben haben; und während die stolze Philosophie, oder der blinde Parteigeist in ihnen nichts sieht als glückliche Betrüger, bewundert der wahre Staatsmann in ihnen das große und mächtige Genie, welches allein dauerhafte Einrichtungen begründen kann."

Die Geschichte zeigt daß die religiösen Gesellschaftsverfassungen von jeher sehr verschieden gewesen sind. Ich gebe eine kurze Uebersicht. In Aethiopien, Aegypten und Indien die längste Zeit hindurch Uebergewicht des Priesterthums. Bekämpft, jedoch zum Theil hergestellt durch den Buddhismus. Bei den Juden und Persern ähnliche Zustände. In Japan Trennung der priesterlichen und weltlichen Gewalt, mit allmähligem Uebergewicht der letzten. Bei den Arabern Anfangs weltliche und geistliche Gewalt in der Hand des Chalifen, seit den Emirn al Omrah, Trennung und Abschwächung der priesterlichen Seite.

Bei den Griechen und Römern der Gegensatz schon dadurch sehr gemildert, daß kein geschlossener abgesonderter Priesterstand vorhanden war.

Bei den Christen eine sehr mannigfache Entwickelung, sowohl des weltlichen (Lehnswesen) als des geistlichen Bestandtheils. Zur Zeit Innocenz III. waren in der Kirchenverfassung monarchische, aristokratische und demokratische Rechte, klug und eigenthümlich berücksichtigt. — Allmählig Uebergewicht des Monarchischen in Staat und Kirche, Rückschlag hinsichtlich der letzten durch die Reformation, im Staate durch die Schweiz, die Niederlande, die englische, nordamerikanische und französische Revolution, sowie durch die neueste Gestaltung Deutschlands. Innerhalb der protestantischen Kirche, die mannigfachsten Abstufungen von Heinrich VIII. Tyrannei bis zu Presbyterianern, Independenten und Quäkern. In Rußland ein großes, für die weltliche Regierung sehr bequemes Uebergewicht des Staates.

Alle urſprünglich einfachen Religionen wurden allmählich erweitert und mit Zuſätzen vermehrt; welches die eine Partei als erfreuliche Blüthen und Früchte des urſprünglichen Stammes bezeichnet; die andere als Auswüchſe, hors d'oeuvres und Schmarotzerpflanzen. Unparteiiſche Prüfung erweiſet, daß Lob und Tadel übertrieben iſt, und die Wahrheit in der Mitte liegt. Gewiß hat die Auffindung des heilſamen Neuen, ſowie die Rückführung zu dem urſprünglichen Einfachen, gleich große Schwierigkeiten. Nicht minder die Erzählung dieſer Dinge, und neben den chriſtlichen möglichſt unparteiiſchen Schriftſtellern, möchte ich einmal eine Kirchengeſchichte leſen, entworfen von einem Juden, Muhamedaner, oder Buddhiſten.

In allen Religionen bleibt die gläubigſte Partei immer die zahlreichſte. Etwa deshalb weil glauben leichter iſt als denken? Oder weil jene beſcheidene Mehrheit eines Troſtes bedarf, der nicht aus ihr ſelbſt hervorgeht? — Cicero ſagt (de legib. 1, 7): „Die erſte Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott, iſt die Vernunft;" — und doch haben manche Theologen (wenigſtens ungrammatiſch) den Rationalismus als unvernünftig bezeichnet.

Redepenning ſagt (zu Gieſelers Kirchengeſchichte): „Ein feſter religiöſer Glaube gewährt unter allen Umſtänden eine, allein zuverläſſige Stütze und Hülfe für das menſchliche Herz." Ich bin überzeugt der Kopf bedürfe einer ähnlichen Stütze und Hülfe, und die Religion gewähre dieſelbe. Chriſti Gebote ſind natürlich, erfreulich und leicht: dogmatiſche Mißdeutungen haben aber nicht ſelten die heiterſte und tröſtlichſte aller Religionen, in die finſterſte und herbeſte verwandelt. Gewiß hat dies den Erfolg der Miſſionen ſehr vermindert; die Leichtigkeit, ja der Leichtſinn des Taufens findet jedoch wohl darin eine Entſchuldigung (Hildebrandt I, 202, 290, 296; Martius 3, 1176), daß ein milder Anfang beſſer iſt als die Bekehrung durch das Schwert, und ſpäter wohl gute Früchte trägt.

Die Gewalt, welche ein wohlbegründetes Wiſſen unwiderſtehlich ausübt, iſt Beweis einer höheren, gewonnenen Einſicht und Freiheit. Wo es aufhört und der Glaube beginnt, ſcheint eine Mannigfaltigkeit der Beſtrebungen und Anſichten natürlich und wohlberechtigt zu ſein. Und doch hat ein unduldſames Zwangsſyſtem ſich gerade hier eingeniſtet, anſpruchsvoll geltend gemacht und alle Freiheit vernichtet. Verwunderlich iſt es daß nach verwandte Religionsparteien, ſtatt auf liebevolle Vereinigung hinzuwirken, kleine Verſchiedenheiten hervorheben, und das künſtlich Zugeſpitzte für allgemein gültig ausgeben. So waren die deutſche Konkordienformel, die ſchottiſche und die formula consensus

helvetici, gleich einseitig und [illegible] Sant der deutschen (1580), ist der Mensch vermöge seiner (ihm [illegible] verliehenen) Natur, wie eine Salzsäule, wie Lots Weib, wie ein [illegible] Stein u. s. w. — Nach der schottischen (Mc. Crie Leben von Knox [illegible]) ist durch die erste Sünde, das menschliche Ebenbild Gottes völlig entstellt; alle Menschen sind seitdem von Natur Feinde Gottes, Sklaven des Satans, Knechte der Sünde u. s. w. — Die formula consensus helvetici, verpflichtet jeden Geistlichen zu glauben, daß die hebräischen Vokalpunkte im alten Testamente göttlichen Ursprungs sind, u. s. w.!

Aus unzähligen Beweisen von Thorheit und Aberglauben will ich nur zwei, als Proben, vorlegen. Von 1627 bis 1629 sind allein in Würzburg gegen 200 Hexenleute verbrannt worden (Henke 4, 43); und zu Stanz in der Schweiz zu einem Jahre 50 bis 60 (Monnard 1, 594). Sollte dies auch nur zum kleineren Theil wahr sein, so kommt doch auf Deutschland, auf Europa, eine entsetzliche Zahl. Wie konnten Katholiken und Protestanten, wie die vier Fakultäten sich so viele Jahre einem offenbar frevelhaften Wahnsinn hingeben? — Es ist schwer den Begriff eines Wunders festzustellen; desto leichter aber nachzuweisen, was in jedem einzelnen Falle als Wunder bezeichnet und anerkannt ward. Der im Jahre 1825 selig gesprochene spanische Franziskaner Julianus, hat z. B. kleine halbgebratene Vögel von einem Bratspieße abgestreift und sie wieder lebendig gemacht (Gieseler, neueste Kirchengeschichte 47).

Die skeptische Seite der Glaubensfrage trifft wohl Lessing, wenn er sagt (Matrone von Ephesus 22, 67): „Ich glaube an Alles, was nicht so recht glaublich ist."

Man behauptet: „Der Gottheit mangelt es an Allem, was Naturtrieb genannt werden kann." — Wenn aber Gott die Welt in einer bestimmten Zeit erschuf, kann man da nicht vermuthen, daß seine Natur ihn dazu trieb. Oder will man die ganze Schöpfungstheorie umgestalten? — Wenn für Gott nicht vorhanden ist: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Zeit, Veränderung, Werden u. s. w., so wird es dem beschränkten menschlichen Geiste schwer hier deutliche Erkenntniß zu erwerben, und eine minder tiefsinnige Betrachtungsweise, wirkt oft verständlicher, gemüthlicher, tröstlicher. Auch offenbart sich hier das Bedürfniß eines Mittlers, welcher bei der strengen Trinitätslehre eigentlich verschwindet.

Die Ansichten und Grundsätze welche wir uns a priori über das Wesen der Gottheit aneignen, haben erheblichen Einfluß auf unsere

Betrachtungsweise der Welt; — und umgekehrt empirische Forschungen über die Natur, auf die Bildung der Lehre von Gott.

Es giebt geistreiche Theologen (Schleiermacher) welche zu erweisen versuchen, zwischen dem Leben der sogenannten Glücklichen und Unglücklichen, sei auf Erden kein erheblicher Unterschied, und es offenbare sich überall die höchste Gerechtigkeit Gottes, in gleichmäßiger Behandlung aller seiner Geschöpfe. — Wahrscheinlich aber werden sich Zweifel des Fühlens und Erkennens gegen diese Lehre erheben und die Hinweisung auf Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben für eine bessere Lösung gelten. Sofern indeß jene Verschiedenheit des Glücks und Unglücks innerhalb dieser Zeitlichkeit dadurch nicht aufgehoben wird, drängt sich als letztes Ergebniß das Bekenntniß hervor: Vieles bleibe für den Menschen unerklärlich.

Allerdings sind die Geistlichen zunächst berufen den religiösen Boden anzubauen und zu befruchten. Wenn dies noch nicht vollständig gelungen ist, so liegt dies gutentheils in der Schwierigkeit der Aufgabe. Spittler spricht in seiner Kirchengeschichte (447) den Vorwurf aus: „Der Geistliche studirt gar zu selten noch fort, wenn er einmal im Predigtamte ist. Das Meiste wird also nach der Dogmatik beurtheilt, welche im nachgeschriebenen Heft von der Universität mitgebracht wurde." — Diese Rüge ist gewiß noch oft sehr wohl begründet: den geistig thätigen Predigern steht jedoch (neben eigentlich wissenschaftlichem Studium) so gut wie dem Arzte und Juristen der Weg offen, durch ihre Berufsarbeiten reichliche Belehrung für ihre geistige Bildung zu gewinnen.

Ich halte es für ungemein schwer auch nur eine treffliche Predigt zu halten, und bin deshalb außerordentlich duldsam gegen die vielen unausbleiblich mittelmäßigen Predigten. — Zwei oft betretene Abwege liegen nahe: Predigten angefüllt mit hyperorthodoxer, zänkischer Dogmatik, oder angefüllt mit oberflächlichen Lebensregeln. Warum findet man fast nirgends Erzählungen und Belehrungen, hergenommen aus der Kirchengeschichte? Vielleicht weil ihre Kenntniß, ohne viele Hülfsmittel schwer zu erlangen ist. Auch könnte freilich eine leidenschaftliche Auffassung derselben, eher nachtheilig als heilsam wirken.

Die freiwillige Berufung einer Kirchenversammlung durch den Papst (nach einem 300jährigen Zwischenraum) ist ein Ereigniß von großer Wichtigkeit, das eine nähere ernste Betrachtung verdient. Die Abneigung der Päpste gegen die Kirchenversammlungen, entstand keineswegs vorzugsweise aus Furcht vor einem Uebergewicht der Protestanten; sondern weit mehr aus der Besorgniß vor Angriffen und Beschränkungen ihrer Gewalt, durch Mitglieder ihrer eigenen, der katholischen

Kirche. — Von einer [illegible] protestantischer Angriffe, kann jetzt gar nicht die Rede sein; vielmehr zeigt das deutliche Aussprechen von Grundsätzen, wie sie Bonifaz VIII. im 13. Jahrhundert darlegte, sehr gefährliche Zwecke (besonders für den Staat), welche jedoch schon damals unerreichbar blieben.

Wie stehen nun die protestantischen Geistlichen der Kirchenversammlung gegenüber. Keineswegs geeinigt unter dem Banner religiöser Freiheit und christlicher Liebe, sondern so ungerüstet, einseitig und uneinig, daß sie sich unter einander verketzern und selbst die Beseitigung des unverständigen und gehässigen Zwistes zwischen Lutheranern und Reformirten (die Union) die heilsamste, duldsamste Verbesserung seit 1530, von einer zahlreichen Partei bezeichnet wird, als ein schmählicher Abfall vom christlichen, allein wahren Glauben. Kann man sich wundern wenn die Katholiken, viel erheblicherer Verschiedenheiten halber, ähnliche Vorwürfe aussprechen? Und doch ist keine Reformation eine schließliche, letzte, und das Jahr 325 oder 1530 giebt kein unveränderliches Gesetz für Jahrtausende. Wer nicht vorwärts geht, geht rückwärts.

Was nun die Katholiken betrifft, so wird bei weitem die größere Zahl derselben (ohne eigene geistige Thätigkeit) von ihren Geistlichen geleitet und beherrscht. Es fragt sich also nur: was werden diese, was werden insbesondere die Bischöfe thun? Sie werden sich weit lieber einem fernen, geistlichen Oberen anschließen, als nahen vaterländischen Behörden, welche maßlose kirchliche Forderungen niemals bewilligen können, ohne den Staat zu Grunde zu richten. Zu der Zeit, wo Churfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe meist den regierenden Häusern angehörten, lag in ihrer Stellung, weit mehr als jetzt, eine Bürgschaft gegen päpstliche Uebergriffe.

Wie können diese, bei derlei Verhältnissen, irgend abgehalten werden? Worauf gründet sich die Hoffnung katholischer (oder protestantischer) Tyrannei nicht zu unterliegen? Sie gründet sich darauf, daß man 1) dagewesene Freiheiten (z. B. der gallikanischen Kirche, der Duldsamkeit Friedrichs II.) nicht auf lange Zeit bei Seite setzen und vergessen kann, 2) daß die Kirchen nicht mehr durch Reichthum so mächtig sind wie in früheren Zeiten, 3) daß Kunst und Wissenschaft keineswegs wie ehemals in den Händen der Geistlichen liegen, 4) daß die gesammte, nach unzähligen Richtungen mächtig fortgeschrittene Entwickelung der Menschheit, nicht durch Parteien gehemmt werden kann, welche ihre herrschsüchtigen, verdammlichen Absichten gar nicht verhehlen, sondern anmaßlich und selbstgefällig aussprechen.

Trotz des Scheines und des irrigen Anspruches, als hätten die Geistlichen einseitig, ja allein über religiöse Angelegenheiten zu entscheiden, zeigen sich bedeutende, erfreuliche Zeichen der Theilnahme unter den Laien. Und so sehr diese auch untereinander verschieden sein mögen, beherrscht sie doch ein gleiches Gefühl für religiöse (und politische) Freiheit, und sie werden dieselbe (wir hoffen es) so gemäßigt, wie beharrlich, in der Mannigfaltigkeit erkämpfen, welche das Gegenstück zu aufgezwungenen, gleichlautenden Vorschriften ist.

Wäre die Lehre des Sokrates würdiger und glaubhafter wenn er Wunder verrichtet hätte; wären die erhabenen und heilsamen Lehren Christi minder tiefsinnig und befolgungswerth wenn die Berichte über seine Wunder fehlten? Wie verhalten sich Christi und Pauli einfache, und zugleich tiefsinnige und ergreifende Liebesreden, zu der rhetorischen Mannigfaltigkeit in Platons Gastmahl? Wer besaß die Gottesgabe der Vernunft in so hohem, reichen, fruchtbringenden Maße wie Christus? er ist der größte aller Rationalisten.

Wenn wir auch die genauesten Nachrichten bekämen über die Jugend, die Erziehung, den Unterricht Christi, würde sich doch das was wir wissen, nicht wesentlich umgestalten. Nämlich, daß die Gesammtheit der Zeit auf ihn einwirkte, er aber von keiner der drei großen jüdischen Parteien abhing, und sich auch der ascetischen finsteren Richtung Johannes des Täufers niemals unterordnete. Die von Gott erhaltene Begabung, trieb das Große, Neue, Weltgestaltende, aus seinem Innern hervor.

Der Untergang des jüdischen Staates wirkte nur mäßig auf die Entwickelung des Christenthums, hatte aber sonst wichtige Folgen.[1] Der frühere Hochmuth der Juden, das auserwählte Volk Gottes zu sein, war nicht mehr aufrecht zu halten; ließe sich aber der paradoxe Satz nicht vertheidigen, daß die Juden erst nach ihrer Zerstreuung, sich als ein solches Volk bewähren? 1800 Jahre lang unter den mißlichsten, feindlichsten Verhältnissen, unwandelbar (und mehr als irgend ein anderes Volk) an Lehre, Ueberzeugung und eigenthümlichen Charakter festhaltend. Allerdings trugen hiezu bei: erstens die (wie immer, den Widerstand stärkenden) Verfolgungen der Christen, und zweitens deren allmählich verkünstelte Dogmatik.

Jener erste Grund fällt jetzt fast ganz hinweg; der zweite hingegen erschwert noch immer einen innerlich begründeten Uebertritt der Juden zum Christenthum. Aber auch die Christen werden (trotz aller Unzufriedenheit mit mancher dogmatischen Entwickelung und kirchlichen Herr-

schaft) keine Veranlassung finden, in das unveränderte Judenthum zurück zutreten.

Die kleinliche, spielende, bisweilen selbst ungebührliche Weise, mit welcher die früheren Herrnhuter ihr Verhältniß zu Christus ausbildeten und in Prosa und Versen aussprachen, sagte meiner Natur keineswegs zu; und doch kam es mir vor, als bewege ich mich auf einer allerdings verschiedenen, jedoch verwandten Bahn. Das Verhältniß zu Christus ward mir erst lebendig, belehrend, erhebend, trostreich, wenn ich es in ein ganz persönliches verwandelte. Ungestört durch das Fremdartige und Unbegreifliche seines Lebens, sah ich in ihm die größte Erscheinung in der ganzen Weltgeschichte.

Allerdings sind alle Menschen Kinder Gottes, jedoch in so großen Abstufungen, daß man Christus mit Recht vorzugsweise den Sohn Gottes genannt hat. Ungeachtet dieser Erhabenheit nahe ich mich ihm vertrauensvoll; er, der erste aller gottbegabten Menschen weiset mich nicht zurück, stärkt und durchdringt meinen Geist, antwortet herablassend auf meine Fragen, und so lebe ich täglich mit ihm in einem wahrhaft beglückenden Umgange. — Laute Stimmen rufen mir jedoch zu: „Dein Christus ist kein Christus, sondern ein unverständig erfundenes, geringhaltiges Traumbild.“ Statt dessen zeigt man mir in weiter Ferne einen verwandelten, mir unkenntlichen Christus, umgeben von Ceremonien, von einer verwickelten Hofetikette, und einem sehr anmaßlichen Hofstaate, der mich verhindert ihm vertraulich zu nahen.

Eine Zeit lang macht das laut Angepriesene und Verehrte, das prachtvoll und machtvoll Hingestellte erheblichen Eindruck, und veranlaßt den Zweifel: ob es nicht klug und recht sei meine früheren Ansichten als gering und irrig ganz aufzugeben? — Bald aber stehe ich befestigt wieder auf der früheren Stelle. Mein unsterblicher Lehrer, mein Freund, mein Erlöser von Irrthum, mein täglicher Begleiter, tritt siegreich wieder in den Vordergrund, reicht mir die Hand, beantwortet (auf die Evangelien hinweisend) herablassend alle meine Fragen; — dergestalt daß keine Macht, keine Lehre auf Erden, mir jemals diesen lebendigsten, heilsamsten persönlichen Umgang wird verkümmern und rauben können.

„Welch lächerliche, wahnsinnige Anmaßung!“ — höre ich schelten. — Im Gegentheil! Eben weil ich, Christi gedenkend, so wenig bin und mich für so wenig halte, bedarf ich täglich des Hinblicks auf den so unendlich höher Gestellten, und indem ich mein Denken und Thun lediglich nach seinen Lehren und Geboten zu regeln bestrebt bin, werde ich befreit von allem anmaßlichen Hochmuthe und von aller feigen Muthlosigkeit!

Druck von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, Wilhelmstraße 122.